

UNIV.
OF CHICAGO
LIBRARY

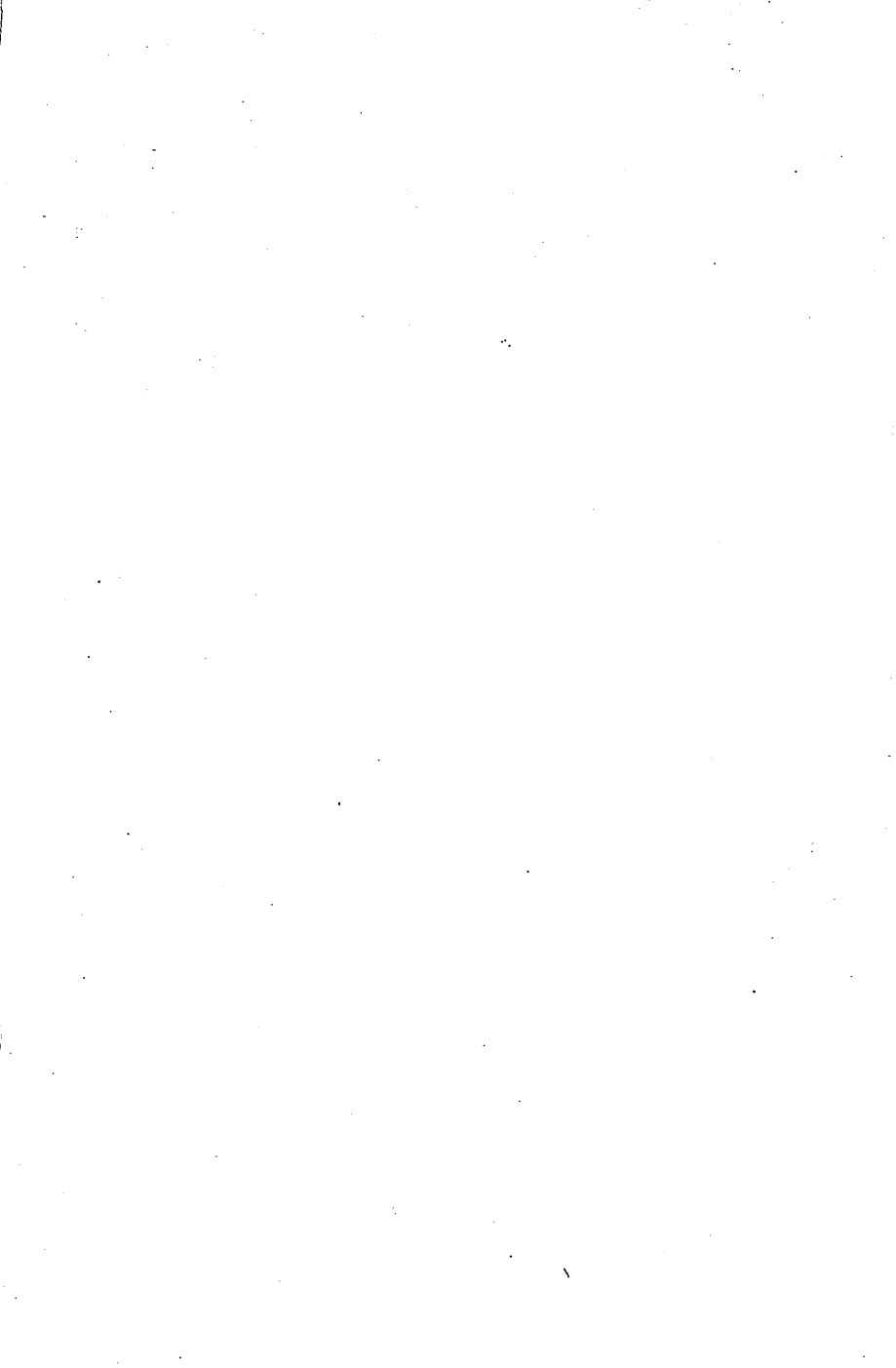
2-88
Edg. 31

Class *291.2* *Gen. Rel.* Book *G51*
University of Chicago Library.

GIVEN BY

Besides the main topic this book also treats of

<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>	<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>



131

Class *291.2* Book *G51*
University of Chicago Library.

GIVEN BY

Besides the main topic this book also treats of

<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>	<i>Subject No.</i>	<i>On page</i>

291



Spekulative Theologie

in Verbindung mit der

Religionsgeschichte.

Von

Paul Gloatz.

Erster Band.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1883.

70 000000
HASKELL 000000

HASKELL

BL 2400

G-55

v.11

Alle Rechte vorbehalten.

100267

Herrn Oberkonsistorialrat

Professor Dr. **J. A. Dorner** in Berlin

und

Herrn

Professor Dr. **A. Dorner** in Wittenberg

in dankbarer Verehrung

gewidmet.

Inhalt.

Kapitel I: Begriff der Theologie (§ 1).

Kapitel II: Einteilung der Theologie in philosophische und geschichtliche (§ 2—10).

Kapitel III: Begriff der spekulativen Theologie (§ 11—13).

I. Kapitel.

Begriff der Theologie.

§ 1.

Inhalt: a. Subjekt; b. Objekt; c. Ziel.

Theologie ist Wissenschaft von Gott oder das Gottesbewußtsein (Religion)¹⁾ in wissenschaftlicher Form. *Theologia aut sermonem Dei aut de divinitate sermonem rationemque significat.* Augustin. civ. Dei VIII, 1. Das Wort *θεολογία* findet sich schon bei Platon in der Bedeutung: Untersuchung über Gott und Göttliches, bei Aristoteles zur Bezeichnung des metaphysischen Teils der Philosophie; anderseits nennt er *θεολόγους* und *θεολογῆσαντας* im weiteren Sinn alle, die über die göttlichen Prinzipien geredet, seien es Dichter oder Philosophen. Die alte Kirche nannte den Evangelisten Johannes wegen seiner

1) Wir folgen in der vorläufigen Gleichsetzung von (zunächst unmittelbarem) Gottesbewußtsein und Religion einem unbestimmten Sprachgebrauch; eine genauere Bestimmung beider Worte ist erst in der Folge möglich. Vgl. Schleiermacher, *Christlicher Glaube*, § 6 Zusatz und Lasson, *Gegenstand und Behandlung der Religionsphilosophie* (1879), S. 3: „Das Wort Religion, wie es im allgemeinen Gebrauche vorkommt, ist nicht wohl geeignet, für die begriffliche Bestimmung des Objekts einer Wissenschaft einen Anhalt abzugeben. Es umfaßt so viele unter sich völlig verschiedenartige Bedeutungen, daß es für wissenschaftlichen Gebrauch wenig geeignet erscheint, falls man es nicht durch sorgfältige Definitionen auf einen bestimmt abgegrenzten Begriff einschränkt.“

Lehre von dem in Jesu Fleisch gewordenen Logos Gottes den Theologen. Aber nicht alles Gottesbewusstsein ist Theologie als Wissenschaft. Religion und Theologie sind zu unterscheiden; denn der Theologie ist wesentlich die wissenschaftliche Form.

a. Das Subjekt, der Theolog, muß zugleich religiös und wissenschaftlich gebildet sein, muß selbst Gottesbewusstsein haben, um es denkend zu reproduzieren, in wissenschaftliche Form zu bringen. Man kann sagen: Das Subjekt der Theologie ist die Religion selbst, die in der Theologie zu wissenschaftlichem Selbstbewusstsein kommt.

b. Das Objekt, oder der Inhalt, der Theologie ist zunächst Gott, aber nicht im Sinne eines schlechthin unverständlichen Dinges an sich, über dessen Sein oder Nichtsein hier noch gar nicht gefragt werden soll, sondern Gott, wie er für unser Bewusstsein ist. *Dei mihi, Domine, quid sis mihi.* Augustin. conf. I, 5. *Deus est subjectum (ὑποκειµενον, nach modernem Sprachgebrauch Objekt) theologiae, secundum quod est nobis cognoscibilis.* Lomb. sent. prol. qu. 3. Von der „theologia in se“, die in Gott ist (dem Logos), unterscheidet Duns Scotus (im Kommentar z. d. St.) die „theologia in nobis“. *Deum quaerendum esse non in praedicamento substantiae, sed relationis.* Luther zu Gen., c. 26. Daher bestimmt sich der Inhalt der Theologie nicht rein objektiv als Gott, sondern objektiv-subjektiv als Gottesbewusstsein, aus dem Zweck des Wissens als Übereinstimmung des Subjektiven mit dem Objektiven, des Bewusstseins mit dem Sein, die nach dem obersten Grundsatz der Wissenschaftslehre nur möglich ist auf Grund ihrer wesentlichen Korrelation. Es kann nur eine Wissenschaft geben von einem Sein, das ins Bewusstsein eingeht, wiewohl unser Gottesbewusstsein, soweit es noch in der Entwicklung begriffen ist, das Sein Gottes nur annähernd erreicht (daher schon beim Lombarden l. l. *theologia viatorum opp. beatorum*). Umgekehrt setzt alles Denken irgendwelches subjektive (denkende) oder objektive Sein voraus. Dem Gottesbewusstsein ist wesentlich der Glaube, daß Gott

wirklich existiert (Hebr. 11, 6) und sich unserm Bewußtsein erschließt oder offenbart. Leugnet der Atheismus Gott, so kann er doch die Thatsache des Gottesbewußtseins nicht leugnen und muß es zu erklären suchen, so gut er kann.

c. Nur die Theologie kann als vollkommen gelten, die das Gottesbewußtsein nach seinem Ursprung, objektiven Gehalt und thatsächlicher geschichtlicher Gestaltung in der Menschheit oder nach seiner Möglichkeit, Notwendigkeit und Wirklichkeit wissenschaftlich begreift. Dies ist das Ziel der Theologie. Als „*finis theologiae*“ bezeichnet die analytische Dogmatik seit Kalixt das höchste Gut, die ewige Seligkeit; dies ist eben das Gottesbewußtsein in seiner Vollendung, wozu wesentlich die „*perfecta Dei cognitio*“ mitgerechnet wurde, die die Theologie als Wissenschaft wenigstens anstrebt.

II. Kapitel.

Einteilung der Theologie in philosophische und geschichtliche.

§ 2.

Inhalt: Verschiedenheit des geschichtlichen und philosophischen Gottesbewußtseins und danach der Theologie.

Das Gottesbewußtsein besteht thatsächlich schon vor aller Wissenschaft als unmittelbares religiöses Leben in der subjektiven Form des Gefühls, das aber zugleich im geschichtlichen Gemeinschaftsleben als objektive Macht auftritt, und aus dem sich die Theologie als Wissenschaft in der Form des objektiven Denkens erst geschichtlich entwickelt hat und zwar (sowohl bei den Indern und Griechen, als zum Teil noch bei den Theologie und Philosophie identifizierenden Philo und ältesten Begründern christlicher Wissenschaft) in anfänglicher Einheit der philosophischen und empirischen Forschung, die aber infolge des erhöhten wissenschaftlichen

Bewußtseins auseinandertreten. Die ihrer selbstbewußte Wissenschaft macht sich das Gottesbewußtsein zum Objekt auf zweifache entgegengesetzte Weise:

- 1) subjektiv, d. h. durch Entwicklung aus sich selbst dem Subjekt, dem Wissenwollen, in der Philosophie;
- 2) objektiv, d. h. als ein empirisch gegebenes, geschichtlich bestimmtes, insofern im Verhältnis zum philosophischen Ausgangspunkt objektives, in der geschichtlichen Religionswissenschaft oder positiven Theologie.

I. Abschnitt.

Die philosophische Theologie.

Inhalt: 1. Philosophie; 2. spekulative Methode; 3. philosophische Theologie.

§ 3.

1. Philosophie.

Inhalt: a. Subjektiver Anfang; b. Problem der Empirie; c. Verknüpfung beider.

a. In der Philosophie entwickelt die Wissenschaft das Gottesbewußtsein subjektiv, d. h. selbstthätig aus sich selbst, dem philosophierenden Subjekt, fängt nicht mit einem fertigen, geschichtlich bestimmten Gottesbewußtsein an, auch überhaupt nicht mit dem empirischen Bewußtsein der vielen äußeren vom Subjekt verschiedenen Objekte, deren Objektivität und Beschaffenheit sie zunächst dahingestellt sein läßt, ist voraussetzungslos. Vergleiche den Idealismus schon im Anfang der Philosophie bei den Indern, Eleaten und Platon. Nach Platon ¹⁾ unterscheidet sich die Philosophie von den anderen Wissenschaften dadurch, daß diese Voraussetzungen, *ὑποθέσεις*, haben, jene aber sie aufhebt und das *ἀντιόθετον* sucht. Das empirisch bestimmte Bewußtsein hat für die Philosophie zunächst nur phänomenale Bedeutung. Die Philosophie fängt an rein mit sich selbst, ist sich

1) Rep. VI, 510; VII, 533.

selbst Subjekt und Objekt als Potenz oder Möglichkeit des Wissens, objektiviert sich in der Idee des Wissens, und will dieselbe verwirklichen, ist Wissenwollen. Sie ist nicht σοφία, fertiges Wissen, sondern strebt erst nach demselben, ist φιλοσοφία. Die Philosophie geht aus von der psychologischen Analyse des Selbstbewusstseins, als dessen Momente nur die äufseren Empfindungen, das πρότερον πρὸς ἡμᾶς (Arist.), in Betracht kommen. Wie schon Sokrates das γνῶθι σαυτὸν auch über den Eingang zum Tempel der Philosophie geschrieben, so hat Cartesius mit seinem Cogito, ergo sum erst recht den subjektiven Ausgangspunkt der Philosophie mit voller Schärfe der Abstraktion geltend gemacht. Die Philosophie ist wesentlich Kritik der Vernunft (Kant), ist Wissenschaftslehre (Fichte d. Ä., Chalybäus). Idealisten und Realisten kommen immer wieder überein, der Philosophie eine psychologische Grundlage zu geben; aber sie darf nicht stehen bleiben bei einer empirischen Psychologie, muß sich in den Thatsachen des Bewusstseins ihrer Selbstthätigkeit bewußt werden. Nach den Seelenvermögen hat sich frühzeitig die Philosophie gegliedert in theoretische und praktische Philosophie und die der Kunst, die neben beiden als ποιητική schon von Aristoteles ¹⁾ angebahnt ist. Die Kunstphilosophie oder Ästhetik (vgl. Schleiermacher, Ästhetik, S. 78f.) geht zurück in die Sphäre des unmittelbaren Selbstbewusstseins als solchen, hat die Kunstthätigkeit als individuelle freie Produktivität im Gebiet des unmittelbaren Selbstbewusstseins, nicht dessen Bestimmtheit durch das objektive Sein zum Objekt. Weiter aber sucht die Wissenschaft, mit Schleiermacher zu reden, die relative Einheit des Subjektiven und Objektiven, die im unmittelbaren Selbstbewusstsein sich darstellt, im Wissen durch selbstthätiges Hineinnehmen des Objektiven ins Subjekt, im Handeln durch selbstthätiges Hinaussetzen des Subjektiven ins Objektive zu erweitern, und so erweitert sich die Philo-

1) Cfr. Eth. Nic. I, 1; Pol. I, 2.

sophie zur theoretischen oder Dialektik (nach der subjektiven Form Logik, nach dem objektiven Inhalt Metaphysik) und zur praktischen oder Ethik.

b. Erst von sich, vom Selbstbewusstsein aus kommt die Philosophie zu weiteren Objekten, aber nicht, um dieselben einfach bloß von dem empirischen Bewusstsein, von der Erfahrung der Sinne als objektive und so an sich beschaffene hinzunehmen, sondern, indem ihr die Objektivität des sinnlichen Bewusstseins zunächst nur phänomenale Bedeutung hat, hat die Philosophie sich damit das Problem gestellt, die empirische Bestimmtheit des Bewusstseins zu erklären, sei es aus der wenn auch unbewussten Thätigkeit des Subjekts selbst, oder, wenn sie das nicht vermag, durch Einwirkung eines objektiven Seins. Nur der durchgeführte Versuch der Auflösung des empirischen Bewusstseins in die Subjektivität kann den Rest ergeben, der nicht darin aufgeht; nur die tiefste Vertiefung der Subjektivität in sich kann sie aus sich wissenschaftlich herausführen zur Anerkennung einer vom Subjekt verschiedenen Objektivität. Wohl sind wir uns der Schranken unserer Selbstthätigkeit, unsers Bestimmtwerdens von außen unmittelbar im Gefühl bewußt; aber wir müssen es, um seine Objektivität wissenschaftlich sicher zu stellen, analysieren in seine Momente oder Faktoren, müssen reflektieren auf unsere Selbstthätigkeit, unsere innere konstruktive Bewegung und Bildung unseres Bewusstseins von der Außenwelt, und so nur, wenn alle Selbstthätigkeit ins reflektierte Bewusstsein erhoben ist, können wir finden, daß sie nicht alles produziert, noch einen Überschufs im Bewusstsein behält, die Empfindungsmomente, in denen sie selbst getroffen wird von objektiver Einwirkung, und damit werden wir uns zugleich unserer Selbstthätigkeit bewußt als einer aus ihrer Subjektivität oder Innerlichkeit und Idealität selbst nach außen gehenden oder transeunten, Raum setzenden und Objekte in demselben suchenden, zunächst die objektiven Nervenregungen percipierenden Willensthätigkeit. Ebenso wenig kann aber auch die subjektive Selbstthätigkeit das

empirische Gottesbewußtsein in sich auflösen, sondern behält einen Überschufs, den sie nur als ihr eigenes treibendes Prinzip, als reale Einwirkung Gottes selbst ontologisch begreifen kann.

c. So muß die Philosophie die Erfahrung erst selbstthätig wieder gewinnen, neu erzeugen ¹⁾. Sie hat nicht das erfahrungsmäßige Wissen als solches zum Objekt, sondern sucht, wie schon Kant dargethan, die Möglichkeit der Erfahrung aus ihren über die Erfahrung hinausliegenden, dem Subjekt immanenten Prinzipien zu begreifen, welche Kant als apriorisch bezeichnet und in apriorische Anschauungen, Kategorieen und Ideen geteilt, Trendelenburg aus unserer Selbstthätigkeit als konstruktiver Bewegung genetisch entwickelt, aber auch zugleich als objektiv aus der auch der äußern Natur zugrunde liegenden Bewegung erwiesen hat. So hat auch Herbart die Philosophie als Wissenschaft von der Begreiflichkeit der Erfahrung gefaßt. Mit Anerkennung schon der zeitlichen Entwicklung, Entwicklungsbedingungen und Schranken der subjektiven Selbstthätigkeit und erst recht mit Anerkennung einer vom Subjekt verschiedenen Außenwelt, welche die subjektive Selbstthätigkeit ebenso sehr bestimmt, bedingt, entwickelt, wie von ihr bestimmt wird und durch transeuntes Wollen oder Handeln Einwirkungen erfährt, entsteht dann zugleich der Philosophie die Notwendigkeit, ein über das Subjekt wie über die Außenwelt hinausgehendes Absolutes anzuerkennen als Möglichkeitsgrund des gesamten subjektiven und objektiven Daseins, als höchstes, allumfassendes subjektiv - objektives Prinzip, welches sich auch bereits in dem unmittelbaren Gottesbewußtsein darbietet. Dies letztere hat die Philosophie, wie schon (sub b) gesagt, zunächst als phänomenale Bestimmtheit des Selbstbewußtseins ebenso zu analysieren,

1) Vgl. Chalybäus, Wissenschaftslehre, S. 13.

wie das sinnliche Bewußtsein der Außenwelt und kommt so zur Anerkennung seiner Objektivität und seinem Zusammenschluß mit der rein philosophischen Idee des Absoluten. Auf diesem Wege vom Subjekt aus erhebt sich die Philosophie zur Theologie und wird, wie sie in neueren Systemen genannt worden ist, Wissenschaft des Absoluten.

§ 4.

2. Spekulative Methode.

Inhalt: a. Selbstthätigkeit, Grundlage; b. Fortschritt nach den Unterschieden des Selbstbewußtseins; c. Verknüpfung mit der Empirie.

Die Methode der Philosophie heißt die spekulative, nicht im älteren Sinne des Theoretischen im Gegensatz zum Praktischen, sondern im neueren Sinn des Konstruktiven, Deduktiven, Synthetischen, im Gegensatz zur empirischen Induktion.

a. Die Analysis des Bewußtseins, die Reflexion auf seine Momente als Thatfachen der inneren Erfahrung, womit allerdings auch die Philosophie beginnt, ergibt doch sofort die in diesen Thatfachen mitwirkende Selbstthätigkeit, und diese sich in ihrer Bewegung selbst anschauende, wissenschaftlich begreifende und zugleich sich selbst realisierende Selbstthätigkeit ist recht eigentlich die Grundlage im Begriff des Spekulativen. Diese subjektive Selbstthätigkeit ist freilich keine absolute, hat außer sich eine objektive Welt und ist selbst durch sie bedingt, wie umgekehrt sie im Handeln bestimmend, setzt daher einen allgemeinen Möglichkeitsgrund ihrer selbst und der Objektivität voraus. In diesem hat dann die Philosophie den höchsten, umfassendsten Gesichtspunkt, die specula, die Warte, von der aus sie versuchen muß, alles zu überschauen, zu ordnen und womöglich genetisch zu entwickeln. Doch muß auch die spekulative Methode zu diesem höchsten Standpunkt erst durch Analysierung der subjektiven Selbstthätigkeit aufsteigen.

b. Was nun den Fortschritt der spekulativen Methode

betrifft, so erfafst nach Hegel ¹⁾ die Spekulation in der Reflexion auf die entgegengesetzten Momente des in sein Gegenteil übergehenden Begriffs dieselben in ihrer höheren Einheit. Trendelenburg hat nachgewiesen, wie da überall die konkrete Anschauung der konstruktiven Bewegung zugrunde liegt, ohne welche die angebliche Selbstbewegung des Begriffs kraft seiner Negativität in der dialektischen Methode überall stockt, aber hat sich wohl gehütet, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wie man ihn vielfach mißverstanden. Die konstruktive Bewegung ist es, die die Philosophie mit der Mathematik gemein hat, durch welche auch diese spekulative Wissenschaft im Gegensatz zur empirischen ist. Freilich hat Trendelenburg sie noch nicht allseitig genug für den philosophischen Gebrauch entwickelt, von der geistigen Potenz der Bewegung und dem Zweck bei der Deduktion der Kategorien fürs erste abstrahiert ²⁾ und diese erst in einem späteren Abschnitt ³⁾ vervollständigt, wodurch die objektive Bewegung, das Produkt ein Übergewicht erhalten hat über das Subjekt, das als Potenz der Bewegung doch auch derselben relativ frei gegenübersteht und in dieser seiner die Bewegung erst setzenden geistigen Substantialität nicht genügend von Trendelenburg untersucht worden ist. Dagegen hat Schelling ⁴⁾ aus dem Wesen des Selbstbewußtseins als Subjekt, Objekt, Subjekt-Objekt drei Prinzipien alles Seins oder Potenzen entwickelt, deren beständige Anwendung ihn zu einem umfassenden System geführt hat, das freilich noch verständlicher wäre, wenn Schelling sie nicht zum Teil wieder zu abstrakt gefafst und vielfach zu unmittelbar und psychologisch unvermittelt zur Erklärung der Erfahrungsthatfachen herangezogen hätte. Die umfassendste Anwendung spekulativer Methode ergibt

1) Encyklopädie, § 81f. Phil. d. Rel. I, 12 (6. Aufl.), 1.

2) Log. Untersuchungen, Abschn. 8.

3) Abschn. 11.

4) Werke, Abtl. 2, Bd. I, S. 288ff.

sich aber in der That, wenn sie die drei verschiedenen Grundbestimmungen des Selbstbewusstseins der weiteren Begriffsentwicklung zugrunde legt. Das Selbstbewusstsein enthält zunächst eine unmittelbare Identität des Subjektiven und Objektiven in der subjektiven Form des Gefühls, objektiviert sich im Ich und seinen Inhalt weiter im Wissen, schließt Objekt und Subjekt wieder zusammen im Willen, als bewußter freier Selbstbehauptung und Zwecksetzung. Im Gefühl offenbart sich zunächst das Dafs oder die Existenz, im Wissen wird klar das Was oder die Essenz, im Willen ist das Wozu, der Zweck gesetzt. Aus der Selbstanschauung des seines Daseins unmittelbar gewissen, sich selbst fühlenden Subjekts abstrahiert das Denken die Kategorie der Substanz; aus der Objektivierung des Gefühls im Wissen, der Klarlegung seines Inhaltes durch Reflexion ergibt sich die Kategorie der Qualität, aus dem Wollen die der Kausalität, und zwar aus dem instinktiven, gefühlsmässigen oder Triebe die der *causa efficiens* und, sofern sich die Selbstthätigkeit auf die eigene Natur richtet, diese als *causa materialis*, aus dem selbstthätigen Denken die der *causa formalis*, aus dem bewußten freien Willen die der *causa finalis*. In der Entwicklung der verschiedenen Geistesthätigkeiten aus der Einheit des Selbstbewusstseins ist die apriorische Anschauung der Zahl und Zeit begründet, sowie die Kategorie der Relation. Ergeben sich alle diese Kategorien schon aus dem Wesen des Selbstbewusstseins für sich, so entwickelt sich dasselbe doch von vornherein in Relation mit der Aussenwelt, die aber nur percipiert werden kann mittelst der dem Geist bereits immanenten Kategorien und der mathematischen konstruktiven Bewegung, deren Potenz er ist, wodurch er auch nach aussen geht, Raum setzt und räumliche Bewegungen und Dasein percipiert an der Widerstandskraft, die sie seinem Tasten entgegensetzen. Aus seiner Selbstanschauung heraus unterscheidet dann auch der Geist in der äussern Körper-

welt die Kraft oder wirkende Ursache, den Stoff oder die Materie als Produkt gegen einander wirkender Kräfte in begrenzten, bestimmten Formen, verschieden nach äußerer Raumerfüllung und innerer Kraft, nach Quantum und Quale, und endlich die Wechselwirkung der Stoffe und Kräfte, zugleich als möglicher Mittel für höhere Zwecke, deren Verwirklichung in der Körperwelt dem Subjekt ebenso das Dasein und geistige Leben anderer Subjekte offenbart, wie es selbst seine Zwecke in der Außenwelt zu verwirklichen sucht, das Körperliche sich zum Organ und Symbol macht und sich damit nach außen offenbart, mit anderen Subjekten in Wechselwirkung und sittliche Gemeinschaft tritt. Wo die Form- und Zweckbestimmtheit der Körperwelt sich nicht unmittelbar als Wirkung eines geistigen Subjekts, sondern als Wirkung anderer Ursachen ohne bewusste Selbstthätigkeit oder bloß niederen instinktiven Trieblebens darstellt, muß das Subjekt nach der Nötigung seines eigenen Wesens als Potenz zwecksetzender Bewegung doch als letzte Ursache einen schöpferischen, zwecksetzenden Geist anerkennen, den es auch, wie es die Bewegung überhaupt nur durch eigene geistige That denken kann, als schöpferische Ursache der die gesamte Körperwelt erzeugenden Bewegung und der natürlichen Formbestimmtheit aller einzelnen Dinge, sowie ihrer Wechselwirkung und Ordnung zu einem Weltganzen denken muß, also als höchste *causa efficiens* und zugleich *materialis*, *formalis* und *finalis* der Körperwelt und ebenso der in ihr inkorporierten niederen Naturseelen. Ebenso wird das menschliche Subjekt in seiner spekulativen Selbstanschauung zugleich über sich selbst hinausgeführt schon durch das Gefühl der Schwäche, Ohnmacht, Mangelhaftigkeit des eigenen Daseins zu einer es kausierenden und tragenden allmächtigen Substanz, der auch alle die Qualitäten zukommen, die der menschliche Geist als seine wesentliche Bestimmung erkennt, aber nur in allmählicher Entwicklung in Wechselwirkung mit der Außenwelt erstrebt. In der Selbstanschauung seiner

Entwicklung als einer zeitlichen ergreift er zugleich eine ewige Ursache derselben, in der eigenen Bedingtheit und Relation zur Außenwelt ein Absolutes, das beide in ihrer Relation für einander geschaffen, ein Unbedingtes, alles Bedingendes. Er kann dies nur als eine ursprüngliche Einheit fassen, wie das All sich spiegelt in der Einheit seines Selbstbewusstseins, aber eben deshalb auch nicht als abstrakte leere Einheit, sondern nur als All-Einheit, die die Totalität aller Kräfte in sich schließt, nur als selbstbewusste Einheit, die die ewige Ursache alles sich in der Zeit entwickelnden Bewusstseins ist, als ewig in sich vollendeten Geist. Wie aber die spekulative Selbstanschauung die Philosophie zur spekulativen Idee Gottes führt als des unsere Selbstthätigkeit und ihre Bedingungen in letzter Instanz bedingenden absoluten Geistes, so müssen auch diesem die wesentlichen Unterschiede des menschlichen Selbstbewusstseins, die drei Grundbestimmungen des Geistes als Subjekt oder Gefühl, als Objekt oder Ich - Gedanke, als Subjekt-Objekt oder Wille eignen; die absolute unmittelbare Einheit seines Wesens muß sich vermöge seiner Selbstthätigkeit trinitarisch entfalten, offenbaren und verwirklichen in ihm selbst in einem ewigen, zeitlosen, ewig in sich zugleich vollendeten Prozeß, durch welchen erst alles zeitliche Werden möglich ist, sofern die in Gott ewig geeinigten drei Potenzen zum Zweck der Weltschöpfung auseinandertreten und in der Welt successiv nach einander wirken, wie dies Schelling ¹⁾ tief sinnig ausgeführt hat, die erste als *causa materialis*, die zweite als *causa formalis*, die dritte als *causa finalis* zur Erzeugung des menschlichen, auch selbstthätig freien Selbstbewusstseins und eben damit auch Gottesbewusstseins. Zur allseitigen spekulativen Entwicklung des Selbst-, Welt- und Gottesbewusstseins, insbesondere aber des Wesens der menschlichen und göttlichen Freiheit und dann zu der von Gott als höchste specula herabsteigenden konstruktiven

1) Werke, Abtl. 2, Bd. II, S. 80 ff.

Welterklärung bedarf die spekulative Methode aber noch umfassenderer Kategorieen als der bisher entwickelten, der auch diese in sich schließenden subjektiv-objektiven modalen, die als universalste Prinzipien in Gott von Schelling eben Potenzen genannt werden, sich aber auch unmittelbar aus dem Verhältnis der drei Grundbestimmungen des subjektiven Selbstbewußtseins ergeben. Das Gefühl oder unmittelbare Selbstbewußtsein enthält Wissen und Wollen keimartig und triebartig in sich, ist Potenz, Möglichkeitsgrund derselben. Das Wissen begreift den subjektiven, durch Reflexion objektivierten Gefühlsinhalt durch Begriffs- oder Wesensbestimmung und durch analytisch-rekonstruktive Zurückführung auf seine Voraussetzungen und das Allgemeine des Grundes in seiner Übereinstimmung mit dem Objektiven, erkennt das objektiv und allgemein Gültige und Notwendige. Der Wille geht auf Realisierung des Subjektiven im Objektiven, des Idealen im Realen, auf ideal-reale Wirklichkeit. So ergeben sich die drei modalen Kategorieen: Möglichkeit, Notwendigkeit und Wirklichkeit, und ihr richtiges Verhältnis aus der Selbstanschauung des Geistes in der Reihenfolge seiner Wesensbestimmungen und deren Wechselwirkung. 1) Die Möglichkeit ist selbst „etwas Reelles, eine wirkliche Potenz“¹⁾, eine Wirklichkeit von Kraft oder Anlage, Bedingungen und Trieben, und erst, wo sie sich durch Objektivierung ihres Gefühles im Wissen ihrer selbst klar bewußt geworden, Freiheit des Willens (auch der Wahl zwischen vertriebenen Antrieben im menschlichen Subjekt)²⁾, ihrer selbst mächtige Potenz neuer Wirksamkeit. 2) Die Notwendigkeit kommt a) als Naturnotwendigkeit schon dem potentiellen Sein zu, soweit es die Voraussetzung ist für freie Selbstthätigkeit. Absolute Naturnotwendigkeit hat nur die ihrer selbst unmittelbar be-

1) Schelling, Werke, Abtl. 2, Bd. I, S. 77.

2) Vgl. meine Abhandlung über den freien Willen, Jahrb. f. deutsche Theologie XIX, 3.

wufste Allmacht Gottes, durch dessen Denken und freies schöpferisches Wollen erst die für kreatürliches Leben und Selbstthätigkeit notwendigen Naturkräfte und geistigen Naturanlagen geschaffen sind. Die Naturnotwendigkeit ist auch b) eine logische des Denkens, sofern dies in ihr die Voraussetzung seiner eigenen Selbstthätigkeit erkennt. Die logische oder ideelle Notwendigkeit ist aber auch weiter der vom Denken selbstthätig produzierte wesentliche Inhalt desselben, soweit es in logischer Gesetzmäßigkeit mittels Begriffsbildung, Urteil und Schluss das mit sich identische Wesen der Denkobjekte bestimmt und das Einzelne mittels des Allgemeinen begründet; diese logische Notwendigkeit liegt schon im Gebiet des als möglich Gedachten oder nur ideell Gesetzten, aber liegt auch der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit zugrunde, soweit sie in ihren Kräften, Erscheinungen und Gesetzmäßigkeit für das rein logische Denken erfassbar und begreiflich ist. In der Naturnotwendigkeit als Voraussetzung der Selbstthätigkeit sowie in der logischen Notwendigkeit als Möglichkeit zur Realisierung weiterer Zwecke erkennt zugleich das Denken die Notwendigkeit des Mittels (*τὸ ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκαῖον* Aristot.). Es giebt aber auch c) eine ethische Notwendigkeit von Zwecken, die in der naturnotwendigen Möglichkeit und Beanlagung, in der Allgemeingültigkeit ethischer Gesetze für das Wollen und Handeln und dem subjektiv-objektiven Wert der durch selbstbewusste Freiheit zu verwirklichenden ethischen Güter sich begründet. 3) Eine gewisse Wirklichkeit kommt zwar schon der real vorhandenen Möglichkeit und Naturnotwendigkeit, sowie dem Denken und Gedachten als einem ideellen Sein zu; aber die Wirklichkeit reicht noch darüber hinaus, ist im Unterschied von Möglichkeit und Notwendigkeit explizierte, durch reflektierte selbstbewusste, ihrer selbst mächtige oder freie Thätigkeit verwirklichte Anlage, Möglichkeit oder Zweckgedanke, ist subjektiv-objektive, ideell-reale Wirklichkeit. Die nach einem Zweck realisierte Wirklichkeit ist aber selbst wieder Potenz oder Möglichkeit neuer Wirksamkeit

und wirkt zurück auf die Möglichkeit, aus der sie hervorgegangen, und auf die Erkenntnis der Zweckgedanken, wie durch jede That das Subjekt sein Gefühl, Erkennen und Wollen weiter bestimmt. Wegen dieser Reciprocität und Potentialität empfiehlt sich für diese universalsten Grundbestimmungen des Geistes, des menschlichen, wie des göttlichen, die auch für die Unterschiede in der materiellen Natur die Grundlage bilden, der Name Potenzen. Auf dem Unterschied der Potenzen in Gott, seiner realen Natur, Macht oder Möglichkeit, seiner idealen (nicht bloß physischen, sondern auch logischen und ethischen) Notwendigkeit und seiner freien Wirklichkeit oder Wirksamkeit, mit anderen Worten, seiner sich fühlenden, wissenden und wollenden Allmacht beruht auch die Welt nach ihrer Möglichkeit, Notwendigkeit und Wirklichkeit und die verschiedenen Stufen des weltlichen Daseins, die uranfängliche Materie mit den ihr eingepflanzten Lebenskeimen, das Reich der Formen und des organischen Lebens, das Reich der Freiheit, das sich vollenden soll im Reiche des Guten, im Reiche Gottes und sich gliedert auch nach jenen Grundkategorien in das Gebiet der subjektiven sittlichen Naturanlagen, das der objektiven sittlichen Ideale, Gebote und Güter und das des wirklichen Handelns, der geschichtlichen Verwirklichung jener.

c. Die spekulative Methode verhält sich zur Erfahrung, wie die Mathematik zur materiellen Welt. Erst mittelst der Mathematik ist die wirkliche Körperwelt in ihren Gesetzen wissenschaftlich erkennbar, doch entwickelt die Mathematik für sich nur die möglichen Formen der Körperwelt und muß sich mit der sinnlichen Erfahrung verbinden, um nach jenen die Verhältnisse der äußern physischen Körperwelt zu bestimmen. Ebenso kann die Welt der Erfahrung überhaupt, der innern wie äußern, nur durch die spekulative apriorische Thätigkeit wahrhaft wissenschaftlich begriffen werden; aber letztere giebt zunächst nur die Möglichkeiten und kann für die Erkenntnis der

Wirklichkeit die Erfahrung nicht ersetzen und entbehrlich machen. Auch dies hat Schelling durch seine Unterscheidung der negativen und positiven Philosophie aufs klarste dargelegt. Die negative, von der Erfahrung abstrahierende rein rationale oder spekulative Philosophie kommt nur zu einem allerdings in einem Ursein gegründeten System von Möglichkeiten, deren Verwirklichung erst mittelst der Erfahrung erkannt und durch Kombination der Spekulation mit der Erfahrung aus ihren Möglichkeiten wissenschaftlich begriffen werden kann in der positiven Philosophie, mit der sich die Philosophie erweitert über die reine Philosophie hinaus zur Natur- und Geschichtsphilosophie. Schon im „akademischen Studium“ setzt Schelling der Philosophie als blofs idealen Darstellung des Urwissens entgegen das wirkliche, reale Wissen vom Objektiven, Äufsern, Einzelnen, das sich gliedert in Theologie, Natur- und Geschichtswissenschaften, je nachdem in ihm die absolute Einheit des Realen und Idealen oder das Reale im Übergewicht über das Ideale oder dieses im Übergewicht über jenes sich darstellt; die Kunst schliesse alles wieder zur Einheit zusammen. In dieser Charakteristik erscheinen die realen Wissenschaften auch schon von der philosophischen Spekulation über das Verhältnis des Realen und Idealen durchdrungen. Nach Schleiermachers Rezension ¹⁾ betrachten die realen Wissenschaften das Einzelne vielmehr auferhalb des Absoluten, und nur unmittelbar vermögen Kunst und Religion das Absolute im einzelnen darzustellen und anzuschauen und ergänzen insofern die realen Wissenschaften. Doch hält auch Schleiermacher an Schellings Grundidee der vollendeten Wissenschaft als Einheit der spekulativen und empirischen fest, nur dafs sie ihm ein Ideal bleibt, dessen Realisierung nur annähernd möglich ist. System der Sittenlehre, § 1: „Soll irgendeine besondere

1) Schleiermachers Leben in Briefen ed. Dilthey IV, 585sqq.

Wissenschaft vollkommen dargestellt werden, so darf sie nicht rein für sich anfangen, sondern muß sich auf eine höhere und zuletzt ein höchstes Wissen beziehen, von dem alles Einzelne ausgeht.“ § 3: „Aufser der Ableitung vom höchsten Wissen betrachtet, sind alle besonderen Wissenschaften nur ein Werk der Meinung.“ § 5: „Dies höchste Wissen ist aber auch nur vollkommen verstanden, wenn das besondere untergeordnete verstanden ist; beide vollenden sich nur mit einander.“ § 33: „Das höchste Wissen zeigt sich daher in unserem Bewußtsein nicht unmittelbar, ist im wirklichen Bewußtsein kein bestimmtes Wissen, sondern nur der innerste Grund und Quell alles besonderen Wissens.“ § 61: „Die höchste Einheit des Wissens als vollkommene Durchdringung des ethischen und des physischen und vollkommenes, zugleich des beschaulichen (spekulativen) und erfahrungsmäßigen ist die Idee der Weltweisheit, die aber, wie der Name *φιλοσοφία* sagt, nicht fertig ist, sondern nur das Bestreben ist nach Durchdringung von beschaulichem und empirischem, ethischem und physischem.“ Man kann darüber verschieden urteilen, wieweit diese Idee der vollkommenen Wissenschaft realisierbar ist; jedenfalls hat darüber die Philosophie zu entscheiden und zu sehen, wie weit sie kommt, und, wenn nun nach Schleiermacher das Absolute zwar nicht für uns im Wissen darstellbar, aber doch im Gefühl unmittelbar bewußt wird, so ist doch auch nach ihm möglich und notwendig die wissenschaftliche Reflexion auf dies unmittelbare Bewußtsein und die spekulative Verknüpfung desselben mit der gesamten Seelenthätigkeit in der Psychologie, mit der Idee der Kunst in der Ästhetik, mit der Idee des höchsten Wissens in der Dialektik, mit der Idee der sittlichen Gemeinschaft in der philosophischen Ethik, an welche letzte Idee als die höchste, alle anderen miteinschließende Schleiermacher selbst eine Religionsphilosophie oder philosophische Theologie anknüpft zum Zweck der Bestimmung des eigentümlichen

Wesens der besonderen empirisch-geschichtlich bestimmten religiösen Gemeinschaften, deren Eigentümlichkeiten zwar nicht rein philosophisch deduziert werden können, aber auf denselben höheren Begriff der religiösen Gemeinschaft und eine Teilbarkeit desselben zurückgehen müssen¹⁾. Auf dasselbe kommt es hinaus, wenn A. Lasson²⁾ die ganze Religionsphilosophie auf den Begriff der Kirche basieren will; nur ist derselbe ein zu spezifisch christlicher und paßt nicht auf die vorchristlichen Religionen; „im antiken Staatsideal ist die Religion Sache der natürlichen und bürgerlichen Gemeinschaft als solcher“³⁾. Das Wesentliche der von Schleiermacher aufgestellten Methodik zur Ausführung einer philosophischen Theologie wird in der Gegenwart auch von denen mit Recht anerkannt, die nicht mit Schleiermacher die Darstellbarkeit des Absoluten in unserem Wissen leugnen, sondern unser unmittelbares Gottesbewußtsein sich ebenso im Wissen objektivieren lassen, wie es auch in den Willen und das religiös-sittliche Gemeinschaftsleben fortschreitend eingeht.

§ 5.

3. Philosophische Theologie insbesondere.

Inhalt: a. Namen; b. Teile; c. Verhältnis zur geschichtlichen Theologie.

Was nun die philosophische Theologie insbesondere betrifft, so dürfte ihre Abgrenzung zu einer eigenen Disziplin der Philosophie schon dadurch geboten sein, daß sie nicht Ausgangspunkt der Philosophie, sondern Resultat ist, das alle übrigen Teile der Philosophie voraussetzt, aber auch wieder die Prinzipien aller in dem höchsten Prinzip auf-

1) Kurze Darstellung des theologischen Studiums, § 32 f.; Glaubensl., § 2.

2) Über Gegenstand und Behandlung der Religionsphilosophie.

3) Lommatzsch, Luthers Lehre, S. 278; vgl. Riehm, Studien und Kritiken (1882), S. 113. Auch Schleiermacher nennt übrigens schon jede relativ abgeschlossene fromme Gemeinschaft Kirche (Glaubensl., § 6).

weisend, die weitere deduktive Entfaltung jener den anderen Teilen überläßt.

a. Der Name „philosophische Theologie“ dürfte sich mehr empfehlen für diesen Teil der Philosophie, als „Religionsphilosophie“ aus dem schon § 1, Anm. 1 aus Lassons Buch angeführtem Grunde, obgleich dieser selbst die Bezeichnung „Religionsphilosophie“ beibehält. Die subjektive Seite der philosophischen Theologie liegt auch in dem Beiwort „philosophisch“. Die Bezeichnung „spekulative Theologie“ empfiehlt sich nicht für den reinphilosophischen Teil, da es auch vom subjektiven philosophischen Ausgangspunkt unabhängige, bloß vom geschichtlichen Gottesbewußtsein ausgehende Spekulation giebt, und der Begriff des Spekultativen selbst zu einer Verknüpfung des rein Philosophischen und Empirischen führt, wie sie auch das Wort „Religionsphilosophie“ im Sinne Schleiermachers und in der konkreten Ausführung Hegels bezeichnet und auch in diesem Buch bezeichnen soll.

b. Die Teile der philosophischen Theologie ergeben sich daraus, daß sämtliche Disziplinen der Philosophie in sie auslaufen, und zwar hat die Philosophie zuerst in der Psychologie das unmittelbare Gottesbewußtsein nach seiner natürlichen Anlage, seinem eigentümlichen Wesen im Unterschied von den anderen geistigen Funktionen und subjektiven Genesis zu behandeln, in der Ästhetik nach seinem Einfluß auf die Kunst, sodann es in der Dialektik zu entwickeln zum objektiven metaphysischen Prinzip der Wissenschaft, endlich es in der Ethik zu entwickeln nach seiner den Willen bestimmenden und Gemeinschaft bildenden Kraft. Somit giebt es einen grundlegenden psychologischen, dann einen ästhetischen, einen dialektisch-metaphysischen und einen ethischen Teil der philosophischen Theologie.

c. Wie sich das Gottesbewußtsein thatsächlich geschichtlich gestaltet hat, kann ebenso wie alle religiös-ethische Willensbethätigung nur mittelst Erfahrung erkannt werden, und nur vermittelt einer

Verbindung der philosophischen Theologie mit der geschichtlichen ist auch die erstere imstande, ihre eigene Aufgabe wahrhaft zu lösen. Es folgt dies zwar schon aus dem § 4, c, über das Verhältnis der spekulativen Methode zur Erfahrung im allgemeinen Festgestellten, bedarf aber noch einer weiteren Ausführung. Nicht bloß findet das philosophierende Subjekt schon immer geschichtlich bestimmtes Gottesbewußtsein vor, das er in seinen Prinzipien spekulativ zu begreifen und nach seinen eigenen höchsten Prinzipien zu beurteilen hat, sondern auch, wenn diese anders sein eigenes wissenschaftlich entwickeltes Gottesbewußtsein enthalten, wird er zu diesem doch immer nur gelangen auf Grund seines eigenen unmittelbaren, aber zugleich schon durch Erziehung und Leben in der Religionsgemeinschaft, der er von Geburt angehört oder sich frei angeschlossen, geschichtlich vermittelten und geschichtlich bestimmten Gottesbewußtseins, und steht jedenfalls, mindestens unbewußt, als geschichtliches Wesen auch unter der Einwirkung der geschichtlich vorausgegangenen Entwicklung der Menschheit und so auch ihres religiösen Bewußtseins, mag er sich zu demselben bejahend oder zweifelnd oder verneinend verhalten. Ohne alles eigene Gottesbewußtsein könnte er natürlich auch nicht das geschichtliche außer ihm verstehen, würde wie ein Blinder von der Farbe reden; wollte er aber sein Gottesbewußtsein rein aus sich selbst gewonnen und philosophisch entwickelt haben, so würde er damit sich selbst täuschen, von aller vorausgegangenen Ausbildung seines Geistes durch Erziehung und Unterricht abstrahieren, ja von der Geschichte selbst und sich vermessen, sie allein von vorn anfangen zu können, was, wenn ihm wirklich die Kenntnis alles Geschichtlichen abhanden kommen könnte, ein sehr dürftiges Resultat haben würde. Die philosophische Entwicklung des Gottesbewußtseins als Bewußtseins der absoluten Abhängigkeit, wie sie Schleiermacher mit epochemachender psychologisch-dialektischer Virtuosität

gegeben, stellt sich doch bei ihm von vornherein dar als „das Gemeinsame aller noch so verschiedener Äußerungen der Frömmigkeit¹⁾), setzt also diese, die geschichtlichen Religionen, als bekannt voraus und ist in ihrer Reinheit doch erst thatsächlich gewonnen auf Grund des christlichen Bewußtseins und dem Boden der christlichen Religion. Mit Recht hat Ritter die ganze neuere auf dem Boden des Christentums erwachsene Philosophie als christliche bezeichnet; so sehr sie als Philosophie in ihrem Ausgangspunkt von ihrer geschichtlichen Bestimmtheit zunächst abstrahieren mußte und so wenig sie das Christentum oft zu begreifen imstande war, so wenig konnte sie sich doch auf die Dauer ganz der Bestimmtheit durch dasselbe entziehen und wurde durch die geschichtlich vorhandene Realität des Christentums, die zu erklären ihr höchstes Problem blieb, immer wieder dazu getrieben, sich mit demselben zu beschäftigen und eine adäquatere Lösung zu versuchen. Kann sich doch die Philosophie überhaupt und insbesondere die Metaphysik ihrer eigenen geschichtlichen Entwicklung nicht entschlagen, sondern hat eine Geschichte der Philosophie als eigene und zwar zugleich historische und spekulative Disziplin, in deren geschichtlichen Entwicklungsphasen und geschichtlich aufeinanderfolgenden Systemen der Philosophen die neuere Spekulation seit Schelling und Hegel zugleich die Philosophie selbst als ein die verschiedenen geschichtlichen Systeme umfassendes Ganzes in seiner dialektischen Gliederung erkannt hat. Nur die Philosophie, die an die geschichtliche Entwicklung anknüpft, kann auf bleibenden Erfolg auch für die Zukunft rechnen und fortschreiten zu dem, was in der bisherigen philosophischen Entwicklung nur erst unvollkommen erreicht oder angestrebt worden ist. So hat nun aber auch die Religionsphilosophie die Geschichte und zwar nicht bloß die der Philosophie, sondern auch die des unmittelbaren Gottesbewußtseins der Religionen zur Voraussetzung. Indem die Religion in ihrer geschichtlichen Ent-

1) Glaubensl., § 4.

wicklung sich auch ihres eigenen Wesens immer klarer bewußt wird, läuft die Religionsgeschichte, wenigstens bei den höheren Religionen, aus in die Geschichte der Religionsphilosophie und bietet dem Religionsphilosophen erst den geschichtlichen Ausgangspunkt für sein eigenes Philosophieren, durch welches er sich aufs neue und womöglich tiefer, als bisher in sein Objekt, die Religion zu versenken hat. Selbst für die Psychologie fordern Forscher wie Bastian eine „Erweiterung von der Einzelerfahrung zum umfassenden Gesichtskreis der Ethnologie“, damit sie nicht bloß das Seelenleben des Subjektes auf der Höhe der gegenwärtigen Entwicklungsstufe, sondern wahrhaft universal die Entwicklungsgeschichte des Seelenlebens der ganzen Menschheit in ihren Prinzipien umfasse und damit auch die komplizierte Wechselwirkung der Funktionen im geistigen Leben unserer Zeit begreife ¹⁾. Eben damit wird auch für die Psychologie der Religion eine ethnologische Erweiterung gefordert. Indem wir die geschichtliche Entwicklung des religiösen Bewußtseins bei allen Völkern der Erde verfolgen, wird erst eine wahrhaft universale Erfassung der religiösen Anlage und des Wesens der Religion

1) Vorstellungen von der Seele (1875), S. 4f. Das Religiöse in ethnologischer Auffassung (1871). Heilige Sage der Polynesier, S. v ff. 1 ff. 217 ff. „Indem sich psychische Schöpfungen in Religionsauffassung, Staatsverfassung, Brauch und Sitte verwirklicht, so studieren wir auf einem bequemen Beobachtungsfeld die makrokosmischen Vergrößerungen dessen, was in den Schichten mikrokosmischer Tiefen zur Gestaltung aufgärt und sich dort einem deutlichen Einblick mehr oder weniger entzieht“ (Kulturländer des alten Amerika). Er erstrebt aber auch in der ethnologischen Induktion eine genetische Methode, ein Aufsteigen vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von den einfachsten Gebilden menschlichen Geisteslebens zu den kompliziertesten und höchsten der Kulturvölker. Indem wir überall das einzelne Zersplitterte sich organisch zu größerem Ganzen ineinanderordnen sehen, entwickelt sich auch nach Bastian (a. a. O.) dem Ethnologen aus dem Einklang harmonisch stimmender Gesetze eine einheitliche Weltanschauung, wie sie von jeher in Religion und Philosophie ersehnt und vom Denken seiner Natur nach angestrebt wurde.

möglich, und, indem wir das, was in der Geschichte der Religionen uns entgegentritt, versuchen in uns zu rekonstruieren und aus unserer religiösen Anlage und schon entwickelterem höheren Gottesbewusstsein zu begreifen, werden wir uns zugleich dieser unserer eigenen Religion nach ihrem Wesen und Wahrheit um so klarer bewusst werden. Schon Schleiermacher nennt es unwürdig, sich mit der unvollkommenen Kenntnis eines allgemeinen Begriffes von der Religion zu begnügen; sie habe ein Prinzip, sich zu individualisieren, in sich und könne nicht anders als in einer großen Mannigfaltigkeit möglichst bestimmter Formen vollständig gegeben werden¹⁾. Auch nach Hegel kommt die Religion erst in den geschichtlich bestimmten Religionen zum Bewusstsein²⁾. Schelling fordert eine zugleich philosophische und empirische Wissenschaft der Mythologie, eine sich selbst erklärende Mythologie; der innere objektive Entwicklungsgrund sei in dem Gegenstand selbst aufzufinden und diesem in seiner Selbstentwicklung zu folgen³⁾. Ebenso ist Pfeleiderer in seiner neuen „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage“ bestrebt, Begriff und Wirklichkeit der Religion in ihrer gegenseitigen Vermittelung und Durchdringung zu geben, Philosophie und Geschichte so ineinanderzuarbeiten, „dafs der philosophische Begriff der Sache auf jedem Punkte aus der Verarbeitung des geschichtlichen Materials selbst resultiert und nichts anderes ist als die unterscheidende und zusammenfassende Erkenntnis der verschiedenen Faktoren und Momente, deren Wechselspiel den Verlauf der geschichtlichen Religion ausmacht“ (S. v). Bevor wir jedoch näher über die Art und Weise einer Verbindung der philosophischen mit der geschichtlichen Theologie reden, müssen wir von dieser letzteren für sich handeln, werden dabei aber auch sehen, wie sie überall eine Ergänzung durch die spekulative fordert und auf diese hinweist.

1) Rede V über die Religion.

2) Philosophie der Religion I, 183 (1832).

3) Philosophie der Mythologie II, 138 f.

II. Abschnitt.

Die geschichtliche Theologie.

§ 6.

Inhalt: a. Mannigfaltigkeit; b. Verhältnis zum Philosophischen; c. Gliederung der geschichtlichen Theologie.

Von der philosophischen Theologie unterscheidet sich durch ihren objektiven empirischen Ausgangspunkt die geschichtliche Theologie. Schon die Peripatetiker trieben auch religionsgeschichtliche Studien¹⁾, doch wohl noch ziemlich ungeschieden von der Philosophie; so erscheinen dem Theophrast²⁾ die Juden wegen ihres Monotheismus als *φιλόσοφοι τὸ γένος ὄντες*. Die Stoiker unterschieden von der philosophischen oder physischen Theologie eine mythische und eine politische Theologie³⁾, letztere inbezug auf die gemeinschaftbildende Seite der Religion und ihre Benutzung für Staatszwecke. Selbständige Anfänge geschichtlicher Religionswissenschaft finden sich teils in den Religionsurkunden und deren Erklärungen, teils in der Sammlung religiöser Traditionen, Vorstellungen und Sitten durch Priester, Historiker, Mythographen und Geographen.

a. Die Wissenschaft hat das Gottesbewußtsein in der geschichtlichen Theologie zum Objekt als eine schon vor der Wissenschaft vorhandene Thatsache des inneren Lebens und der Geschichte, als eine sie bewegende und durchwirkende Macht. Aber der Inhalt dieses geschichtlichen Gottesbewußtseins ist keineswegs in allen Subjekten der gleiche, sondern tritt uns in größter Mannigfaltigkeit entgegen. Das Empirische stellt sich als Vielheit dar auch auf religiösem Gebiete. Die religiöse Subjektivität zeigt sich einerseits bestimmt durch die kräftigere religiöse Subjektivität anderer,

1) Bernays, Theophrasts Schrift von der Frömmigkeit, S. 38.

2) Ebd., S. 35.

3) Varro bei Augustin civ. Dei IV, 27; VI, 2sqq.

zunächst der Eltern und Vorfahren, dann eines besonderen Priester- oder Lehrstandes, der sich bei allen Völkern findet; die Subjektivität ganzer Volksstämme und Völker und zwar vorzugsweise der Kulturvölker, ja internationaler religiöser Gemeinschaften zeigt sich weiter bestimmt durch die Individualität und Genialität einzelner Religionsstifter, Propheten, Gesetzgeber, die wieder auf Mit- und Nachwelt nicht bloß durch die Kraft der eigenen Persönlichkeit, ihres lebendigen Wortes und Beispiels, sondern auch durch Jünger und Schüler, durch einen zur Fortpflanzung ihrer Stiftung, Lehre und Gesetz berufenen Priester- und Lehrstand, endlich durch Schriften wirkten. Hier, bei Festsetzung und Ordnung des in einer religiösen Gemeinschaft zu Glaubenden, zu Lehrenden und für das Handeln zu Beobachtenden hat besonders der Begriff der positiven Religion seine Anwendung, nachgebildet dem Begriff des positiven Rechts, das durch menschliche Gesetzgebung festgestellt wird ¹⁾. Die Bezeichnung „*theologia positiva*“ von der christlichen findet sich zuerst bei Baier, Calov u. a., ist aber nicht auf die christliche zu beschränken, bezeichnet auch nicht die Offenbarungsreligion als solche. Die Stifter und Förderer eines religiösen Gemeinschaftslebens zeigen sich aber auch anderseits selbst bestimmt durch die vor ihnen vorhandene Religiosität, an die sie anknüpfen, sie reinigend, ausdeutend, weiterbildend. Die Subjektivität jedes Einzelnen zeigt sich objektiv bestimmt von dem Gesamtgeist, der Kulturstufe und Sitte des großen Ganzen, der religiösen Gemeinschaft des Stammes, des Volks, dem er angehört, wie dies Ganze wieder von den Einzelnen, in denen sich der Gesamtgeist konzentriert, ausspricht und

1) Vgl. Schleiermacher, Glaubensl., § 10; Zusatz; Nitzsch, Syst., § 17, Anm. 3; Lange, Dogm. II, § 1; Rothe, Encykl., S. 41. Schon in der griechischen Sophistik spielt die Alternative *φύσει η̄ θείσει* eine Rolle.

weiter entwickelt. So erscheint das religiöse Bewußtsein bestimmt durch die Partikularität des Raumes und der Zeit, besonderer Gegenden und Länder, besonderer Personen, Stämme und Völker, ihre Sprache, Kultur und politische Entwicklung. Damit wird auch das Gottesbewußtsein inhaltlich mannigfach differenziert, polytheistisch zerrissen und auch wieder in sich geordnet und vergeistigt. Die empirische geschichtliche Religionswissenschaft darf sich nicht begnügen mit einer äußerlichen willkürlich geordneten Aufzählung und Nebeneinanderstellung aller irgendwie verschiedenen Religionen, sondern hat sich fortgebildet zur vergleichenden Religionswissenschaft, welche in den Religionen der verschiedenen Völker gemeinsame Wurzeln aufweist, entsprechend der Verwandtschaft der Völker nach Sprache und Abstammung ¹⁾.

b. Sie wird aber sofort zu philosophischen Untersuchungen psychologischer, metaphysischer, ethischer Art über das Gottesbewußtsein geführt, wenn sie die geschichtliche Entwicklung desselben bis in ihre Anfänge verfolgt, über Priorität des Mono- oder Polytheismus entscheiden und die Gestaltung seines Inhalts auch nur geschichtlich klar legen will; sie muß einen allgemeinen Begriff der Religion haben, um ihr empirisches Forschungsgebiet auch nur abgrenzen zu können; sie kann auch die Frage nach der den religiösen Vorstellungen zugrunde liegenden Wahrheit nicht abweisen, die sie erst recht zur Spekulation und damit zu einer Verknüpfung mit der philosophischen Theologie nötigt. Die geschichtlichen Thatsachen des religiösen Lebens können wissenschaftlich nur verstanden werden aus der religiösen Anlage menschlicher Subjektivität, aus der objektiven Einwirkung Gottes und der Freiheit des menschlichen Willens, der Wechselwirkung aller Seelenthätigkeiten, wie der mensch-

1) Vgl. M. Müllers Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft (1876).

lichen Subjekte und Individualitäten unter einander. Die äufsere Verbreitung der Religionen allein ermöglicht noch kein Werturteil über sie. Wohl üben die Religionen an einander Kritik, aber die höheren appellieren dabei selbst an ein innerstes Gottesbewusstsein, an die allgemeine menschliche religiöse Anlage und Bestimmung, bringen sie zum Bewusstsein und suchen sie unter den geschichtlich gegebenen Bedingungen mit göttlicher Hilfe zu realisieren, erzeugen in ihrer fortschreitenden Entwicklung auch eine theologische Spekulation. Gerade das Christentum erkennt aufs entschiedenste und klarste, wie seine geschichtliche Vorbereitung, so auch ein allgemein menschliches Gottesbewusstsein und Gewissen an und will nur Erfüllung dessen sein, was, bereits prophetisch vorgebildet und in der menschlichen Natur selbst von Gott angelegt, nur durch die Sünde in seiner Entwicklung gehemmt ist. Der ewige Logos hat die ganze Menschheit zu seinem Eigentum erschaffen, erleuchtet jeden Menschen, scheint auch in die Finsternis, ist aber erst vollkommen offenbar in seiner Menschwerdung d. h. völligem Zusammenschluss mit der menschlichen Natur durch Zusammenfassung aller ihrer religiösen Anlage und Aktualisierung derselben in der Person Jesu, durch den sie dann auch in der sündigen Menschheit fortschreitend möglich ist, und diese befreit von den Hemmungen der Sünde und partikularen Beschränktheit der früheren Entwicklungsstufen, den *στοιχεῖα τοῦ κόσμου* (Kol. 2, 8). Gerade als Verwirklichung der allgemein menschlichen religiösen Anlage ist das Christentum die universale Religion und nach dem schönen Wort Tertullians die Seele von Natur Christin; aber, weil die durch die Sünde in ihrer Realisierung gehemmte und in den einzelnen Individuen beschränkte Anlage der Menschheit sich nicht aus sich völlig verwirklichen kann, bleibt die universale Religion des Christentums gebunden an die Person des Stifeters, in dem jene vollkommen konzentriert und realisiert ist. Eine reine Vernunft- oder Humanitätsreligion ohne Christus ist entweder ein willkürliches Abstrak-

tum oder blofs philosophische Theologie, die über die Möglichkeiten der religiösen Anlage und Bestimmung, über Gesetz, unerfülltes Ideal und Ahnung nicht hinauskommt zu geschichtlicher Verwirklichung. Männer wie Schelling ¹⁾, Hegel ²⁾, Schleiermacher ³⁾, Max Müller ⁴⁾, Stuart Mill ⁵⁾, Pfeiderer ⁶⁾, Ritschl ⁷⁾, Lasson ⁸⁾ sind darin eins, daß die Religion ebenso wie Sprache, Recht, Sittlichkeit als wirkliche nur existiert in bestimmten individuellen geschichtlichen Formen und allein auf Grundlage derselben eine sie als Entwicklungsmomente der allgemein menschlichen, religiösen Anlage begreifende und zusammenfassende empirisch-philosophische Religionswissenschaft als Ziel erstrebt werden kann.

c. Die geschichtliche Religionswissenschaft gliedert sich in die historische, systematische und praktische Theologie, je nachdem die Geschichte der Religionen als solche oder der Lehrinhalt oder die zur Leitung der religiösen Gemeinschaft erforderliche praktische Thätigkeit dargestellt wird. Es ist zu untersuchen, wie weit jeder dieser Teile der Spekulation zuführt und damit einer Verknüpfung mit der Philosophie.

§ 7.

1. Historische Theologie.

Inhalt: Bedingungen a. der geschichtlichen Forschung überhaupt; b. der Auslegung von Religionsurkunden insbesondere; c. der Lehr- und Sittengeschichte.

a. Den geschichtlichen Ursprung, Entwicklung, Verbreitung der verschiedenen Religionen

1) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, Vorl. 11.

2) Philosophie der Religion I, 41. 183f.; Philosophie der Geschichte, S. 62.

3) Rede V über die Religion; Glaubensl., § 10, Zusatz.

4) Einleitung in die vergleichende Religion, S. 114 u. 197.

5) Über Religion, S. 9.

6) Religion I, 126.

7) Rechtfertigung III, 12.

8) Gegenstand und Behandlung der Religionsphilosophie, S. 33f.

hat die historische Theologie zu erforschen mit den Mitteln empirischer Geschichtsforschung, der grammatisch-philologischen Auslegung der Religionsurkunden und kritischen Sichtung des gesamten Quellenmaterials. Der dadurch konstatierte geschichtliche Thatbestand darf durch keine Spekulation willkürlich alteriert werden, aber bedarf zu seinem vollen Verständnis der Spekulation. Nach Dorner¹⁾ kommt es für den Historiker lediglich auf urkundliche Treue der Berichterstattung an, ohne daß er für die Wahrheit oder Vortrefflichkeit des zu Berichtenden einzustehen hätte. Wenn er auch zum inhaltlichen, wissenschaftlichen Werturteil fortschreitet, müsse er den wissenschaftlichen Maßstab hierfür aus einer andern Wissenschaft entnehmen, die die Wahrheit als Wahrheit darstelle und begründe. Eben damit weist die empirische Historik auf die Spekulation als ihre notwendige Ergänzung; die Verknüpfung beider ist Philosophie der Geschichte, die zumal für die Religionsgeschichte eine unabweisbare Notwendigkeit ist. Vgl. darüber Dorners Ausführungen, Jahrbücher für deutsche Theologie 1874, S. 571 ff. u. 609: „Was die geschichtliche Erkenntnis oder das Verständnis der Geschichte anlangt, so ist es nicht an dem, daß es nur von dem Äußerlichen, Zufälligen, d. h. in seiner Vernünftigkeit nicht Erkennbaren ein Wissen geben könne, von der geistlosen toten Schale, dem Leichnam der Geschichte, und solches Wissen sich selbstzufrieden das exakte nennen dürfte, von dem Vernünftigen aber, das sich in ihr verwirklicht, kein Wissen möglich sei; da lohnte es sich kaum, Geschichte zu treiben.“ Droysen, Historik, S. 54 f.: „Verstanden ist Geschichtliches erst, wenn neben den äußeren Bedingungen und der Willenskausalität auch noch der sittliche Zweck, den ein Ereignis ausdrückt, erkannt wird, die Idee, der das Einzelne im Komplex des Ganzen dient. Denn in der sittlichen Welt, die das Notwendige, Gute enthält, das der

1) Glaubensl. I, 7.

Gegensatz von Willkür, Zufall, Zwecklosigkeit ist, aber durch Wollen des Guten, d. i. Freiheit, sich vollzieht, reiht sich in unendlicher Kette Zweck an Zweck. Jeder dieser Zwecke hat zunächst seinen Zweck und sein Werden für sich, zugleich ist jeder für die anderen bedingend, durch die anderen bedingt. Aber der höchste, der unbedingt bedingende, bewegt alle, umschliesst alle, erklärt alle.“ Hiermit ist aufs klarste von einem Fachhistoriker ersten Ranges die Spekulation zum Geschichtsverständnis gefordert. Noch mehr bedarf ihrer die Religionsgeschichte: wenngleich die geschichtlichen Erscheinungen des religiösen Lebens nur durch geschichtlich-empirische Forschung ermittelt werden können, so können sie doch nur von demjenigen Forscher genügend verstanden und gewürdigt werden, der auch selbst religiösen Sinn oder religiöse innere Erfahrung hat und die religiösen Seelenzustände, die er zum Objekt seines Studiums macht, auch in sich produzieren, sowie wissenschaftlich reproduzieren, d. h. analysieren und verstehen kann. Eine Voraussetzungslosigkeit, wie sie David Straufs fordert auch für die geschichtliche Theologie, für die Biographie Jesu, ist dagegen eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, eine Vermischung des philosophischen Ausgangspunkts mit dem geschichtlichen, der sich dadurch rächt, daß er mit falschen philosophischen Voraussetzungen an die geschichtliche Forschung gegangen ist, die ihn hinderten, seinem Gegenstand gerecht zu werden. Gleiches kann nur durch Gleiches verstanden werden, alle bedeutenden geschichtlichen Persönlichkeiten nur vermöge einer gewissen Kongenialität.

b. Dasselbe gilt von der Auslegung der religiösen Urkunden. Kann doch ein großer Dichter nur von einem poetisch wenigstens rezeptiv wahlverwandten Geist erfaßt werden! Aus Mißverständnis dieser subjektiven Bedingtheit des Schriftverständnisses ist freilich in verschiedenen Religionen, der brahmanischen Vedenerklärung ebenso wie in der alexandrinischen, jüdischen und christlichen, und der mittelalterlichen katholischen Theologie eine willkürliche

allegorische, teils philosophierende, teils dogmatisierende Schriftauslegung entstanden, die einen angeblich durch Priester oder Eingeweihte von Mund zu Mund überlieferten geheimen Schriftsinn zutage fördern will, aber mit Recht von den evangelischen Reformatoren verworfen worden ist, die bei ihrer Forderung, grammatisch den Wortsinne als den einzigen zu ermitteln, doch ebenso nachdrücklich die Erklärung des Einzelnen aus dem Schriftganzen (*analogia fidei*) und die eigene religiöse Erfahrung als Bedingung des Schriftverständnisses gefordert haben. Es waren die letzten Worte aus Luthers Feder: „Virgils *Bucolica* kann niemand verstehen, er sei denn 5 Jahre Hirt gewesen; Virgils *Georgica* niemand, er sei denn 5 Jahre Ackermann gewesen; Ciceros Episteln niemand, er habe denn 25 Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt; die heilige Schrift aber meine niemand genugsam verstanden zu haben, er habe denn 100 Jahre lang mit Propheten wie Elia^s und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinde regiert.“ So fordert auch Schleiermacher ¹⁾ neben der grammatischen und komparativen Auslegung die divinitorische, wobei man sich selbst gleichsam in den andern verwandelt und eine Durchdringung des Allgemeinen und Besonderen stattfindet. Die divinitorische und komparative Auslegung faßt er zusammen unter den Begriff der psychologischen, die natürlich zu allgemein anerkannten objektiven Grundsätzen der Auslegung nur kommen kann auf Grund der Psychologie und damit auch der Spekulation bedarf zum wissenschaftlichen Verständnis des religiösen Lebens.

c. Auch schon in der historischen Theologie kommt es zu einer inhaltlichen systematischen Entwicklung des Gottesbewußtseins, aber nur insoweit, als dieselbe bereits geschichtlich stattgefunden hat, geschichtlich nachweisbar ist, also selbst nur als Thatsache der Geschichte und zwar als die innere oder ideale Seite

1) Hermeneutik, S. 146.

der Religionsgeschichte. Die Geschichte der religiösen Lehrbildung enthält aber auch überall Ansätze zu theologischer Spekulation, und eine fortschreitende Ausbildung derselben wird teilweise zugleich Geschichte der Philosophie, die sich selbst erst aus der Religion herausgebildet und thatsächlich fast immer mehr oder weniger mit ihr in Wechselwirkung geblieben ist. So wie nun zum Verständnis der Geschichte der Philosophie in ihrem inneren Fortschritt die selbstthätige Wiederholung der philosophischen Bewegung, welche in der Geschichte des geistigen Lebens sich bereits vollzogen hat, unerläßlich ist, so kann auch die Geschichte der religiösen Lehrbildung mit ihren thatsächlichen anfänglichen Ansätzen zur Spekulation und fortgehenden Verknüpfung mit derselben und in ihrem mittelst derselben sich vollziehenden Fortschritt und Vertiefung in der Entwicklung des empirischen Gottesbewußtseins von einem Moment zum andern und deren Zusammenfassung zu höherer Einheit nicht verstanden werden ohne das Organ der Spekulation. Aus der allgemeinen Religionsgeschichte kann man endlich noch absondern die Geschichte der religiösen Sitte und Sittenlehre, die, wie das Handeln an sich selbstthätig, konstruktiv, spekulativ ist, ohne Spekulation auch nicht wahrhaft zu verstehen ist.

§ 8.

2. Systematische Theologie.

Inhalt: a. Nächste Aufgabe; b. Gliederung; c. höchste Aufgabe.

a. Das Gottesbewußtsein ist in seiner geschichtlichen Thatsächlichkeit und positiven Bestimmtheit Objekt historischer Forschung; andererseits aber hat sich die Reflexion auf seinen Inhalt zu richten und findet und entwickelt denselben als ein System von inneren Bestimmungen des Gottesbewußtseins in seinen verschiedenen Beziehungen zur Mannigfaltigkeit des Selbst-

und Weltbewußtseins. Diese Beziehungen und Bestimmungen finden sich nicht bloß geschichtlich zufällig neben einander, sondern zeigen, mehr oder weniger in den verschiedenen Religionen, einen inneren in der Natur der Sache begründeten notwendigen Zusammenhang, den die systematischen Disziplinen im Unterschied von den historischen selbständig zu entwickeln suchen. Alles Gottesbewußtsein, auch das polytheistische, schließt wesentlich die gesamte Weltanschauung zu irgendeiner, wenn auch im Polytheismus in sich gebrochenen — oder aus einer Vielheit zusammengesetzten, Einheit zusammen und ordnet die Mannigfaltigkeit der Welterscheinungen nach ihrem Verhältnis zum Göttlichen in ein System, und erweist eben damit sich selbst als spekulativ, als höchste „specula“ selbst; insbesondere dringt, wie Schleiermacher¹⁾ sagt, das Christentum in den Geist der systematischen Religion d. h. der Anschauung des Universums als eines Systems, tiefer ein als andere Religionsformen.

b. Die systematische Theologie gliedert sich naturgemäß wieder nach den drei Seelenvermögen. *α)* Zunächst hat sie das unmittelbare erfahrungsmäßige Gottesbewußtsein vermöge einer logisch geordneten Reflexion auf die Aussagen desselben zu analysieren und die verschiedenen Bestimmungen desselben in ihrem Verhältnis zu einander darzustellen, wie es Schleiermacher in seiner Glaubenslehre als „Beschreibung der frommen Gemütszustände“²⁾ versucht. Es ist eine religiöse Ästhetik, die auch schon von der mittelalterlichen Mystik angestrebt ist und von Pfeiderer³⁾ auch für die heidnischen Religionen zum Zweck wissenschaftlicher Darstellung ihres Inhalts versucht ist. *β)* Die systematische Theologie kann aber auch weiter eine wissenschaftliche Erkenntnis des Objekts durch

1) Reden, S. 285 (Ausg. 3).

2) Glaubensl., § 31.

3) Die Religion, Bd. II.

Begründung der Bestimmungen des empirischen Gottesbewußtseins versuchen. So haben schon die alexandrinischen Kirchenlehrer den christlichen Glauben zur Gnosis zu erheben gestrebt, ihn aus seinen Prinzipien zu begreifen versucht; daher betitelt Origenes seine systematische Darstellung der christlichen Lehre *περὶ ἀρχῶν* und erklärt sich über ihre Aufgabe praef. 10: „Oportet elementis ac fundamentis hujusmodi uti omnem, qui cupit seriem quandam et corpus ex horum omnium ratione perficere, ut manifestis et necessariis assertionibus de singulis quibusque quid sit in vero rimetur et unum corpus efficiat exemplis et affirmationibus vel his, quas in sanctis scripturis invenerit, vel quas ex consequentiae ipsius indagine ac recti tenore receperit“ (vorher ging eine summarische Inhaltsangabe der „ecclesiastica praedicatio“, der Hauptpunkte christlicher Gemeinlehre). Der mittelalterlichen Scholastik hat Anselmus¹⁾ die Losung vorgezeichnet: „Nullus Christianus debet disputare, quod ecclesia catholica corde credit et ore confitetur, quomodo non sit, sed semper eandem fidem indubitanter tenendo, amando et secundum illam vivendo humiliter quantum potest quaerere rationem, quomodo sit.“ Die altprotestantische Systematik gründet sich vor allem auf die heilige Schrift, aber zugleich auf die Erfahrung des durch die Schrift wirkenden göttlichen Geistes an Herz und Gewissen. Gerhard loc. de autoritate script. sacr., T. I, p. 7: „Primus ac praecipuus testis est Deus ipse vel quod idem est Spiritus S. in script. loquens et corda hominum de veritate confirmans.“ Baier, Theol. posit. proleg., c. 1, § 1: „Theologia importat habitum cognoscendi Deum et res divinas easque docendi, confirmandi, defendendi talem, qui objecto conformis est; ad habitum mentis enim requiritur τὸ ἀληθεύειν.“ Dem Streben nach objektivem Wissen entspricht die alte synthetische Methode, auch in der von Gott zur Welt und zum Menschen herabsteigenden Reihenfolge der „loci“ (Kategorien), der die analytische Me-

1) Incarn. verb., c. 2.

thode Calixts nur einen subjektiv-teleologisch gewendeten Ausgangspunkt, die ewige Seligkeit als „*finis theologiae*“ voranschickt. Calixt läßt auch zuerst wieder nach vereinzelt Vorgängern¹⁾ aus der systematischen Theologie als eigene Disziplin heraustreten die christliche Ethik; die theoretische Disziplin wurde dann als Dogmatik, später Glaubenslehre bezeichnet. γ) Aus dem geschichtlichen Wesen der Religion erhellt schon ihre wesentliche Beziehung auf das Gemeinschaftsleben. Die religiöse Sitte und Sittlichkeit ist durch das geschichtliche Gottesbewußtsein auch empirisch-positiv bestimmt, gliedert sich aber in einen Organismus des sittlichen Handelns, der als solcher auch Gegenstand der systematischen Theologie sein muß und die theologische Ethik konstituiert. Die Dogmatik hat auch ethischen Inhalt in der Lehre von Gottes ethischen Eigenschaften, der menschlichen Sünde u. s. w. Rothe²⁾ hält es daher für ein vergebliches Bemühen, die theologische Ethik sicher gegen die Dogmatik abzugrenzen; er unterscheidet beide nur nach der spekulativen oder historischen Form. Aber auch Nietzsche, der im „System der christlichen Lehre“ wieder beide zusammengefaßt vom Standpunkt der Einheit des christlichen Lebens und gegenseitiger Bedingtheit des Erkennens und Handelns, erkennt auch die Notwendigkeit einer relativen Entgegensetzung und gesonderten Behandlung beider Seiten an; die Richtung des Bewußtseins und Denkens auf das Sein, Schaffen und Wirken Gottes sei im ganzen eine andere als die Richtung auf den sein Wesen und seine Bestimmung verwirklichenden Menschen³⁾. Den der Dogmatik und Ethik gemeinsamen ethischen Stoff betrachtet doch die Dogmatik überwiegend unter dem Gesichtspunkt der göttlichen, die Ethik unter dem der menschlichen Kausalität⁴⁾.

1) Vgl. Pelt, Theologische Studien und Kritiken (1848), S. 273

2) Theologische Ethik I, 61 ff. (Ausg. 2).

3) System, § 3.

4) Dorner in Herzogs Realencyklopädie IV, 352 (2. Ausg.); Glaubensl. I, § 1.

c. Es bleibt noch die höchste Aufgabe der systematischen Theologie zu erwägen, die sie am weitesten über den historischen Teil der Theologie hinausführt. Die Dogmatik weist schon durch ihren Namen hin auf die positive, geschichtliche Seite der Religion. *δόγμα* bezeichnet nicht etwa, wie Bretschneider annahm, subjektive Ansicht, sondern einen rechtsgültigen allgemeinen Beschluß und Festsetzung ¹⁾, auch eine königliche oder kaiserliche Verordnung ²⁾, endlich im philosophischen Sprachgebrauch ein Gesetz des Erkennens und Handelns ³⁾. Es entspricht zugleich diesem philosophischen Gebrauch des Worts *δόγμα*, wenn man die Dogmatik als wissenschaftliche Erkenntnis des christlichen Glaubens aus seinen Prinzipien faßt als Prinzipienlehre im Sinn des Origenes *περὶ ἀρχῶν*. Schleiermacher ⁴⁾ will nun aber die Dogmatik und Ethik noch in die historische Theologie eingliedern als systematische Darstellung der in der Kirche gegenwärtig geltenden Lehre und Sitte, Rothe ⁵⁾ wenigstens die Dogmatik; die Ethik behandelt er spekulativ, zugleich als höhere Begründung oder Voraussetzung ⁶⁾ der Dogmatik; zu letzterer rechnet er ⁷⁾ aber auch wieder die kirchliche Tugend- und Pflichtenlehre. Die „gegenwärtig“ geltende Lehre und Sitte in Schleiermachers und Rothes ⁸⁾ Definition gehört aber doch nicht bloß der Vergangenheit, der Geschichte an, beansprucht auch zugleich noch Geltung für die Zukunft ⁹⁾. Die Dogmatik mit ihrer Aufgabe, den Inhalt

1) Act. 15, 22. 52.

2) Dan. 2, 13; 6, 8 ff. Luk. 2, 1. Act. 17, 7.

3) „Decreta quae philosophi vocant dogmata; decretum lex veri rectique.“ Cic. Qu aest. Ac. 4, 9: τὰ εἰς βίον ἀναγκαῖα δόγματα. Antonin. Comm. I, 9. Vgl. über das Wort *δόγμα* Lange, Dogmatik I, 4; Köstlin in Herzogs Realencyklopädie III, 640 (Ausg. 2).

4) Theologisches Studium, § 195. 223 f.

5) Zur Dogmatik, S. 16.

6) Encyklopädie, S. 121.

7) Ebd., S. 105.

8) Ebd., S. 102.

9) Vgl. Ritschl, Lehre von der Rechtfertigung I, 1 (2. Ausg., 1882).

des geschichtlich bestimmten Gottesbewußtseins systematisch zu entwickeln, hat ja freilich auch an die bereits vorhandenen geschichtlichen Lehrbildungen und Systeme anzuknüpfen¹⁾, aber auch über die noch etwa vorhandenen Mängel derselben hinauszustreben und giebt damit etwas wesentlich Neues, noch nicht Historisches, wenn es auch nach Baur's²⁾ Ausdruck das Schicksal der Dogmatik ist, immer wieder der Dogmengeschichte anheimzufallen. Mit Recht sagt Schleiermacher³⁾, daß der Inhalt des christlichen Bewußtseins, das der Dogmatiker wissenschaftlich darstellt, durch die geschichtliche Entwicklung des Christentums und insbesondere den geselligen Zustand der besonderen Kirchengemeinschaft, der der Dogmatiker angehört, bestimmt ist, fordert aber auch selbst⁴⁾ die Rücksichtnahme auf die individuellen Differenzen, die innerhalb der Kirchengemeinschaft möglich sind, und der Dogmatiker kann sich so wenig als des geschichtlichen Einflusses seiner eigenen Individualität erwehren, wie das Beispiel Schleiermachers selbst beweist. Er selbst erklärt (Theol. Stud., § 196) eine dogmatische Behandlung der Lehre für nicht möglich ohne eigene Überzeugung; auch die Religiosität anderer kann doch immer nur verstanden werden an der eigenen inneren religiösen Erfahrung, und diese hat der Dogmatiker immer zugleich mit darzustellen⁵⁾. Rothe⁶⁾ hebt neben dem historischen den kritischen Charakter der Dogmatik hervor; sie habe jedes Dogma einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft der Kritik zu unterwerfen in dreifacher Hinsicht, im Verhältnis zu den Religionsurkunden, zu den an dasselbe als ein wissenschaftliches Erzeugnis zu machenden Anforderungen und zu dem unmittelbaren Bewußtsein, dessen verstandesmäßiger Ausdruck es ist. Mit

1) Lommatzsch, Luthers Lehre, S. 11.

2) Lehrbuch der Dogmengeschichte, § 2.

3) Glaubensl., § 19, 5.

4) Ebd., § 19, 6.

5) Vgl. Köstlin, Realencyklopädie III, 643.

6) Zur Dogmatik a. a. O.

dieser Kritik, namentlich im zweiten und dritten Punkte, geht Rothes Dogmatik hinaus schon über das bloß Historische. Encyklopädie S. 104 sagt Rothe selbst, daß die Dogmatik auch als historische Disziplin ohne die Anwendung auch spekulativer Mittel ihre Aufgabe nicht lösen könne, was sie aber mit allen historischen Disziplinen, ungeachtet dabei Gräduunterschiede stattfinden, gemein habe. Lommatzsch¹⁾ sagt mit Recht: „Der κατ' ἐξοχήν geschichtliche Standpunkt widerspricht dem normativen und kritischen Wert des transcendenten Prinzips des Christentums sowohl in seiner ersten Erscheinung als auch in seiner dauernden Bedeutung, nämlich des in Christo verwirklichten Ideals, zu dem das Christentum jederzeit seine unmittelbare Beziehung, damit aber auch zu dem in Christo sich offenbarenden Ewigen und Absoluten haben muß.“ „Soll uns die Geschichte überhaupt mit einem Punkt der Vergangenheit prinzipiell und innerlich verbinden, so müssen wir ihre verschiedenen Erscheinungen und Ergebnisse sub specie aeterni betrachten, nicht allein aus dem zeitlichen Zusammenhang erklären und in ihrer Bedeutung für die unmittelbare Gegenwart des Geschehens verstehen, sondern auch nach ihrem Wert für alle Zeiten fragen und das die ganze Geschichte umspannende Allgemeine und Notwendige suchen, welches zugleich das Ewige ist.“ Hieraus erhellt zugleich die Notwendigkeit, die gesamte Religionsgeschichte inhaltlich auf die ihr zugrunde liegenden Prinzipien und Wahrheit zu untersuchen, wie das schon die indische und griechische Philosophie und im zugleich apologetischen und polemischen Interesse, aber auch aus innerem Triebe²⁾ zum Erweise des Offenbarungsgehalts im Christentum als höchster absoluter Wahrheit die Kirchenväter in Angriff genommen haben.

1) Luthers Lehre, S. 8f.

2) Clem. Strom. XII, 734; Syll. ἐπίστευσεν ἐξ ὧν ἐθαύμασεν ἐνθὲνδε οὖν ὁρμώμενος ἐκ παντός τρόπου συνεργεῖ πρὸς τὴν μάθησιν, δι' ὧν λαβεῖν δυνήσεται τὴν γνῶσιν ὧν ποθεῖ.

Schleiermacher, bestrebt, streng das religiöse Interesse von dem bloß intellektuellen, die geschichtliche Theologie von der philosophischen auseinanderzuhalten, will zwar aus der Glaubenslehre eine Begründung der dogmatischen Sätze nach Art der spekulativen ganz fernhalten¹⁾, aber schickt ihr aus der Religionsphilosophie als Teil der Ethik eine philosophische Analyse des Gottesbewußtseins als des Gefühls schlechthiniger Abhängigkeit von Gott, des objektiven Woher unseres empfänglichen und selbstthätigen Daseins, und eine Vergleichung der verschiedenen in der Geschichte hervortretenden frommen Gemeinschaften in ihrer Beziehung auf den allgemeinen Begriff der frommen Gemeinschaft voraus²⁾, ja eine philosophische Theologie als eigene Disziplin der christlichen speziell zur Vergleichung des eigentümlichen Wesens des Christentums mit den anderen Religionen³⁾ und sagt⁴⁾: „Wenn nicht diese Form des Selbstbewußtseins, die wir das Religiöse nennen, zusammenträfe und dasselbe sagte mit dem Höchsten, welches wir voraussetzen müssen in der speziellen Richtung des Denkens, so wäre keine Wahrheit darin.“ So ist auch nach Schleiermacher selbst die Nachweisung der Wahrheit des christlichen Gottesbewußtseins durch Vergleichung des Geschichtlichen und Philosophischen ein Postulat, und Aufgabe des apologetischen Teils der philosophischen Theologie, die er der systematischen als Teil der christlichen koordiniert⁵⁾. Wenn sie nicht als Aufgabe des systematischen Teils der geschichtlichen Theologie gedacht wird, muß sie doch Aufgabe irgendeiner andern Wissenschaft sein, die philosophische Spekulation und Geschichte zugleich umfaßt; denn jedenfalls kann die Wissenschaft als solche nicht gleichgültig

1) Glaubensl., § 16, Zusatz.

2) Ebd., § 2 ff.

3) Theol. Stud., § 32. Glaubensl., § 11.

4) Ästhetik, S. 76.

5) Theol. Stud., § 39.

bleiben gegen die Frage, wie weit sich objektive Wahrheit in dem geschichtlichen Gottesbewußtsein nachweisen läßt. Aber auch dies selbst kann dazu nicht gleichgültig bleiben. Wäre auch die Aufgabe der Dogmatik zunächst nur Nachweis des inneren Zusammenhangs, der inneren Harmonie der vielen Bestimmungen des geschichtlichen Gottesbewußtseins, wie, wenn sich diese Harmonie nicht fände, sondern durch die Reflexion das Gottesbewußtsein sich selbst auflöste in widersprechende Bestimmungen, wie das David Strauß in seiner Dogmatik darthun wollte? Da hätte das Gottesbewußtsein höchstens noch subjektive pathologische Realität für diejenigen, die sich nicht zu konsequentem scharfen Denken erheben könnten, aber für die Denkenden sich selbst zerstört, könnte sich selbst nicht mehr behaupten im Bewußtsein seiner Unwahrheit, wie so das polytheistische Bewußtsein, nachdem der Glaube an die Wahrheit desselben, an die Wirklichkeit der Götter zerstört war, eben damit aufgehört hat. „Käme die Frömmigkeit in Zweifel, daß sie in ihren Vorstellungen von Gott und ihrem Verkehr mit ihm vielmehr nur mit sich selbst zu thun habe und ihr Objekt und seine Bezeugung eine innere Unmöglichkeit sei, so könnte sie selber nicht mehr bestehen; sie bedarf zu ihrer Existenz der zuversichtlichen Voraussetzung der objektiven Wahrheit Gottes und seiner Bezeugung“¹⁾. So vertieft sich die Aufgabe der systematischen Theologie, den Inhalt des geschichtlichen Gottesbewußtseins systematisch zu entwickeln, dahin, seine Wahrheit wissenschaftlich zu erforschen²⁾. Hat das christliche Gottesbewußtsein auch die unmittelbare innere Gewißheit seiner Wahrheit, so hat es doch erst in der wissenschaftlichen Erkenntnis und Begründung der Wahrheit dieselbe in vollerm Besitz, im Besitz auch für das Denken,

1) Dorner in Herzogs Realencyklopädie XVI, 3; Glaubensl. I, 120.

2) Dorner, Glaubensl. I, § 1. Vgl. Pfleiderer, Grundrifs, S. 4 (1882).

das nicht dem Gefühl auf die Dauer irreligiös gegenüber stehen darf, und ist das christliche Gottesbewußtsein Bewußtsein von der Liebe als Wesen Gottes, dem man schlechthinige Gegenliebe schuldig ist, so will die Liebe auch Gott immer besser erkennen, um ihn um so völliger lieben zu können ¹⁾. Wie so die systematische Theologie auch im Dienst des Ethischen steht, so hat sie ferner auch dies in seiner Wahrheit, ethischen Notwendigkeit und tiefstem Grund in Gottes Wesen wissenschaftlich darzulegen und systematisch zu entwickeln, und, wenn in neuester Zeit allgemeiner die Erkenntnis sich Bahn bricht, daß die Dogmatik selbst noch mehr ethisch vertieft werden müsse, so ist dies nicht dahin auszudehnen, daß die systematische Theologie als bloße Ethik aufzufassen sei und jeder Analogie mit der philosophischen Metaphysik entbehre ²⁾. Vielmehr, wie es eine philosophische Ethik gibt, deren Möglichkeit auch schon die Metaphysik, selbst bei Kant, begründet, so muß auch die christliche Ethik nach Roth's Vorgang spekulativ aus dem Wesen des Menschen nicht nur, sondern Gottes selbst begründet werden.

§ 9.

3. Praktische Theologie.

Inhalt: a. Praktischer Zweck der Theologie; b. praktischer Teil der Theologie; c. dessen Verhältnis zur Spekulation.

a. Die Theologie hat sich als Wissenschaft aus dem unmittelbaren Gottesbewußtsein geschichtlich herausgebildet nicht rein um ihrer selbst willen, sondern zugleich im Interesse der praktischen Pflege und Leitung religiösen Gemeinschaftslebens. So schon bei den indischen Brahmanen. Die christliche Theologie hat begonnen in der Katechetenschule zu Alexandria, wo auch gebildete Heiden Unterricht im Christentum be-

1) Dorner, Glaubensl. I, § 1.

2) W. Herrmann, Metaphysik in der Theologie (1876).

gehrten. Im Mittelalter erwachsen aus den Klosterschulen die Universitäten, deren theologische Fakultät den Zweck hatte, die Studierenden zum Kirchendienst heranzubilden, wie die juristische zum Staatsdienst, die medizinische zur ärztlichen Praxis vorbereitete. Im Unterschied von diesen um des praktischen Zwecks willen getriebenen Wissenschaften nannte man die übrigen freie Künste „artes liberales“, die das Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und das Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie) umfassten. So hat nun auch Schleiermacher die ganze christliche Theologie unter den Gesichtspunkt des praktischen Zwecks, des Dienstes an der Kirche und der Kirchenleitung, gestellt ¹⁾. Ebenso Rothe ²⁾. Damit wird die Theologie als Wissenschaft nicht unfrei ³⁾, sondern ist nur in ihrem Elemente; der praktische Zweck ergibt sich aus der der Religion wesentlichen gemeinschaftsbildenden Kraft, und die Theologie selbst hat ihn ja näher zu bestimmen.

b. Indes wird dieser praktische Zweck doch nicht von allen, die sich mit Theologie beschäftigen, persönlich verfolgt ⁴⁾. Wohl aber gilt dies von dem Teil der Theologie, der sich speziell mit der Praxis des geistlichen Amtes beschäftigt und daher als dritter Teil der positiven Theologie dem historischen und systematischen zu koordinieren ist. Wenn Ebrard ⁵⁾ die praktische Theologie als Teil der Ethik faßt, so kann dies nur gelten von der ethischen Idee der Kirchenleitung, nicht von den Mitteln oder der Kunst ihrer Realisierung, deren Theorie in der praktischen Theologie gegeben wird. Die praktische Theologie ist

1) Theol. Stud., § 3.

2) Encyklopädie, S. 133.

3) Wie es auch nach Pfeleiderer, zur religiösen Verständigung (S. 17) scheinen könnte. Doch hebt er auch den praktischen Zweck hervor (Grundriß, S. 4f.).

4) Voigt, Fundamentaldogmatik, S. 654. v. d. Goltz, Christliche Grundwahrheiten, § 2.3

5) Vorlesungen über praktische Theologie, § 213.

Kunstlehre, Technik oder Methodik des amtlichen Handelns auf die religiöse Gemeinschaft und deren Glieder¹⁾.

c. So setzt aber doch auch die praktische Theologie die ethisch-spekulative Idee der religiösen Gemeinschaft und deren Leitung voraus und weiter auch die gesamte ihr als Mittel dienende Theologie auch nach ihrer spekulativen Seite, die ein Tauler und Luther auch gar volkstümlich zu verwerten gewußt. Das Praktische ist ja eben, wo es mit vollem Bewußtsein geübt wird, selbst konstruktiv und spekulativ, und, wenn auch die praktische Theologie vor allem dem unmittelbaren religiösen Leben in geschichtlich bestimmter Gemeinschaft zu dienen berufen ist und auch die gebildeten Glieder der Kirchengemeinschaft immer auf die unmittelbaren geschichtlichen Grundlagen hinzuweisen hat und dieselben in ihnen lebendig zu erhalten, so wird dem Geistlichen auch dazu das eigene wissenschaftliche Denken in dem Maße von Nutzen sein, als es nicht bloß stehen bleibt in der diskursiven reflektierenden und trennenden, formal-logischen und abstrakten Verstandesthätigkeit, sondern zu spekulativer Intuition sich erhebt, die das wieder zu einem weiß, was der Verstand getrennt, und die Einheit des unmittelbaren Bewußtseins zu höherer klar bewußter und gewollter Einheit erhebt. In diesem Sinn verdient wohl beherzigt zu werden, was Schelling in der Vorrede zu Steffens nachgelassenen Schriften (S. xxxv f.) über christlichen Volksunterricht und Predigt gesagt. Wie auch die praktische Mission gelehrten Chinesen und Hindus gegenüber einer spekulativen Theologie bedarf, zeigen die schätzenswerten Arbeiten Grauls und Fabers. Doch dürfte auch jedem Missionar ein Verständnis der Religionsgeschichte der Naturvölker von Nutzen sein. Vor allen aber soll in den Dienern der Kirche das Gesamtbewußtsein der Kirche lebendig

1) Nitzsch, Praktische Theologie I, § 8. Schleiermacher, Philosophische Ethik, S. 71. Rothe, Encyclopädie a. a. O.

sein, das nach B. Brückners treffendem Wort ¹⁾ zerfallen würde, wenn ihr die Kraft systematischen Denkens abhanden käme.

§ 10.

III. Abschnitt.

Verknüpfung der geschichtlichen und philosophischen Theologie.

Inhalt: Verknüpfung beider, a. nicht in der relativen Ungeschiedenheit ihres geschichtlichen Anfangs, sondern b. unter Wahrung ihrer Unterschiede; c. durch das gemeinsame Band des Spekulativen.

So entgegengesetzt der Ausgangspunkt der philosophischen und geschichtlichen Theologie ist für die ihrer selbst bewusste Wissenschaft, so haben sie sich doch nicht blofs geschichtlich zunächst in relativer Ungeschiedenheit entwickelt, sondern fallen auch in ihrer Sonderung unter den gemeinsamen Begriff der Theologie, haben das Gottesbewußtsein zu ihrem gemeinsamen Inhalt und jede weist hin auf die andere; die philosophische Spekulation erfafst in der erfahrungsmäßigen Bestimmtheit des Selbstbewußtseins und so auch in dem empirischen Gottesbewußtsein nicht blofs die eigene Subjektivität, sondern das objektive Sein aus seinen apriorischen und transcendenten Prinzipien und erweitert sich damit zur positiven Philosophie der Natur und Geschichte; die geschichtliche Theologie aber erkennt in ihrer wissenschaftlichen Reflexion auf das empirisch bestimmte Gottesbewußtsein und seine geschichtliche Entwicklung auch eine spekulative Seite desselben, die sich selbständig spekulativ entwickelt und die philosophische Theologie zu ihrer Ergänzung fordert. So entsteht die Notwendigkeit der Verknüpfung geschichtlicher und philosophischer Theologie zu einer Wissenschaft.

a. Die Art und Weise der anzustrebenden Verknüpfung unterscheidet sich wesentlich von der relativen Unge-

1) Kirche und Wissenschaft (Leipzig 1868), S. 8.

schiedenheit beider im Anfang ihrer geschichtlichen Entwicklung, die, in ihrer Unklarheit festgehalten, zur Vermischung beider, gegenseitigen Hinderung und gegenseitigen Auflösung führt. So entwickelt sich aus dem Polytheismus der Kulturvölker eine zugleich theologische und philosophische Spekulation, die zuerst sich über die Volksreligion als ein höherer esoterischer Standpunkt erhebt, dann die Volksreligion, aber ebenso auch sich selbst, noch unvermögend zu der allerdings angestrebten positiven Erkenntnis Gottes, als des ewig in sich vollendeten Geistes, mehr oder weniger in Abstraktionen auflöst und schliesslich, um aus diesen wieder herauszukommen, aber, in ihrer subjektiven Kraft geschwächt, in die polytheistische Religion der Menge und grobsinnlichen Aberglauben zurücksinkt. Die jüdischalexandrinische Spekulation wird durch ihre Identifikation der jüdischen Religion mit der Philosophie¹⁾ zu teilweiser Verflüchtigung des Geschichtlichen in Allegorien und bloße Philosophie geführt. Die neue geschichtliche Religion des Christentums in ihrer wesentlichen Bestimmtheit durch die Person des Stifters unterscheidet sich sofort bei ihrem Eintritt in die Geschichte und ihrer ersten Verbreitung und Lehrausbildung durch die Apostel klar und scharf auch von der vorhandenen Philosophie, ohne jedoch jede Anknüpfung an dieselbe abzuweisen. Paulus warnt die kolossischen Christen vor Beraubung durch die Philosophie, hat aber zunächst die bestimmte Philosophie der kolossischen Irrlehrer im Auge, eine Vorläuferin der häretischen Gnosis. Ebenso warnt er die Korinther vor Überschätzung der *σοφία τοῦ κόσμου*, setzt dieser aber entgegen das Evangelium als *σοφία τοῦ Θεοῦ*, die auf Grund der

1) So spricht Philo, De nom. mut. I, 589 ed. Mangey von Abrahams *ἡθικὴ φιλοσοφία* und *τοῦ τὸν κόσμον πεποιμητός ἐπιστήμη*; De caritate (p. 699) sagt er: „Das, was nur durch die echtste Philosophie den Schülern derselben zuteil wird, das ist durch Gesetze und Sitten dem ganzen jüdischen Volk zuteil geworden.“ Auch Josephus nennt die drei jüdischen Sekten *φιλοσοφίας τρεῖς*.

Erfahrung vom Gottesgeist am Herzen fortgeht bis zu einer Erforschung aller Dinge, ja der *βάσιν τοῦ Θεοῦ*. Paulus erkennt auch ausdrücklich der Heiden Gewissen und in ihrem Gottesbewußtsein den „unbekanntem“ Gott an und macht Gebrauch von Versen des stoischen Philosophen Kleanthes und des Aratos. Obgleich die johanneische Logoslehre wesentlich auf dem Grunde der alttestamentlichen Lehre vom Worte Gottes und der Anschauung der geschichtlichen Person Jesu ruht, so schließt sie doch die Keime der universalsten Spekulation in sich und enthält auch die Anerkennung einer allgemeinen Wirksamkeit des Logos in der Menschenwelt, auch in der durch die Sünde verfinsterten Heidenwelt. Es war aber wieder die Unbestimmtheit des Anfangs, wenn nach dem Vorgang Philos auch die Begründer der eigentlichen christlichen Wissenschaft als solcher die jüdische und christliche Religion mit der Philosophie identifizierten. Justin (Dial. c. Tryph., c. 8) nennt die Lehre der Propheten und Christi *μόνην φιλοσοφίαν ἀσφαλῆ τε καὶ σύμφορον*, Clemens von Alexandrien das Christentum *τὴν κατὰ χριστὸν φιλοσοφίαν*, ähnlich z. B. noch Basilius, Ascet. 1 und Chrysostomus: *τὴν ἀνωτάτω φιλοσοφίαν*. Diese Subsumtion der geschichtlichen Religion und positiven Theologie unter den Begriff der Philosophie konnte leicht zu einer verhängnisvollen Verflüchtigung des Positiven führen¹⁾, die sich namentlich in der platonisierenden Gotteslehre und allegorischen Schriftauslegung geltend macht. Doch wollen sie damit nicht, wie die häretischen Gnostiker, den Wortsinn und die historische Wahrheit der Religionsurkunden negieren und betonen sogar andererseits die Selbständigkeit der positiven Religion bis zum Vorwurf des Plagiats, das die heidnischen Philosophen am Alten Testament verübt. Mit letzterem stehen sie aber wieder in Gefahr, die Philosophie in Geschichte aufzulösen

1) Ritschl, Lehre von der Rechtfertigung III, 12.

und an Stelle wissenschaftlicher Begründung ein empirisches Traditionsprinzip zu setzen; doch dies wollen sie ebenso wenig; es ergibt sich ihnen auch eine höhere Einheit von Philosophie und Theologie unter Anerkennung ihrer Unterschiede aus dem Prinzip des göttlichen Logos, der in der griechischen Philosophie ἀπὸ μέρους, σπερματικῶς sich offenbart, bei den Juden Ἰουδαϊκῶς, in Jesu ἁλως, πνευματικῶς; die griechische Philosophie empfehlen sie als προπαιδεία zum Zweck der Erhebung der πίστις in γνῶσις, zu welcher letzteren aber auch wesentlich Schrifterkenntnis und Schriftbeweis gehört¹⁾. Die abendländische Theologie betonte besonders die Autorität der die rohen Völker erziehenden Kirche und den ihr schuldigen Glaubensgehorsam als Vorbedingung wissenschaftlicher Erkenntnis des Christentums. „In lucem veritatis inducit autoritas.“ Augustin Mor. eccl. I, 25. Doch erstrebt auch Augustin eine christliche Wissenschaft und Spekulation mit Zuhilfenahme der alt- und neuplatonischen Philosophie, die ihn selbst aus dem Manichäismus dem Christentum näher gebracht und deren Schule er an der naturwüchsig realistischen Lehrbildung Tertullians sehr vermifst. „Philosophi si qua forte vera dixerunt, maxime platonici, non solum formidandi non sunt, sed ab eis tanquam injustis possessoribus in usum nostrum vindicanda.“ Doctr. Christ. II, 40. Eine durchgreifende Klarheit in der Verknüpfung der geschichtlichen und philosophischen Theologie fehlt auch dem Mittelalter. Gegenüber der in ihm herrschenden geistlosen Veräußerlichung des Autoritätsprinzips verfallen Scotus Erigena²⁾, Berengar, auch teilweise Abälard in das entgegengesetzte Extrem, wenn sie jenes von vornherein durch die „ratio“ normiert wissen wollen; der Erstgenannte versucht im Anschluß

1) Clem. Strom. VII, 890. 896.

2) Div. nat. I, 7.

an Augustin ¹⁾ und Pseudo-Dionysios eine kühne, spekulative Ineinsbildung des Neuplatonismus und der christlichen Theologie, die die letztere im Grunde aufhebt. Auch die mittelalterliche Mystik vertritt die Einheit beider, aber nähert sich in ihrem Streben nach unmittelbarer gefühlsmäßiger Vereinigung mit der dem Begriff unfafsbaren Gottheit wieder dem unmittelbaren christlichen Bewußtsein, aus dem heraus sie auch zu einem höheren spekulativen Verständnis der Trinitätslehre fortschreitet ²⁾. Die Aristotelische Philosophie gelangte zur Herrschaft in der scholastischen Theologie, obgleich diese prinzipiell schärfer Theologie und Philosophie zu unterscheiden, diese nur in Subordination unter jene gelten zu lassen sich bemüht. Petrus Lombardus knüpft seine Sentenzen an die „*exempla doctrinamque majorum, sicut parum vox nostra insonuit, non a paternis discessit limitibus*“ ³⁾. Indem aber so die geschichtliche Tradition zur Quelle und Norm der scholastischen Theologie erhoben wurde, wurde eben damit auch die frühere Vermischung des Philosophischen und Christlichen sanktioniert und unbedenklich aus der Tradition hinübergenommen. Der Unterschied von Philosophie und Theologie besteht nach Albert. M. ⁴⁾ und Alex. Hal. ⁵⁾ in dem einer reinen und einer praktischen Wissenschaft, welche letztere Gott „*secundum affectum pietatis per divinam traditionem*“ erkenne. Hier tritt zu dem objektiven Traditionsprinzip das des subjektiven spezifisch Religiösen als Unterscheidungsmerkmal der Theologie von der Philosophie, deren subjektives Interesse zunächst nur ein intellektuelles ist. Dies ist eine tiefere Unterscheidung, die von Thomas Aquin nicht genug

1) Div. nat. I, 15.

2) Vgl. Preger, Geschichte der deutschen Mystik (2 Teile, 1874f.).

3) Prolog.

4) Summa, pars I, tract. 1.

5) Summa, pars I, quaest. 1.

gewürdigt ist, wenn nach ihm die „sacra doctrina magis speculativa, quam practica“ ist, „quia principalius agit de rebus divinis, quam de actibus humanis“¹⁾. Doch bleiben ihm auch bei dem der Philosophie und Theologie gemeinsamen Interesse des Wissenwollens beide unterschieden: „Theologia, quae ad sacram scripturam pertinet, differt secundum genus ab illa theologia, quae pars philosophiae ponitur; de eisdem rebus philosophicae disciplinae tractant, secundum quod sunt cognoscibilia lumine rationis naturalis, et theologia, secundum quod cognoscuntur lumine divinae revelationis“²⁾. Ein Vorzug dieser Unterscheidung ist, daß sie die christliche Theologie auf die heilige Schrift basiert, doch wird von derselben zur Reinigung der Tradition kein Gebrauch gemacht, vielmehr beider wesentliche Übereinstimmung vorausgesetzt. Weiter sagt dann Thomas³⁾: Wo die „articuli fidei“ in Zweifel gezogen werden, könne die christliche Theologie nicht mehr aus ihrem Prinzip argumentieren; zur Widerlegung der fundamentalen Zweifel müsse sie auf das Gebiet des Gegners treten und dessen Vernunftgründe aus der Vernunft zu entkräften suchen. Thomas hätte hier der Theologie noch mehr zuschreiben können, daß sich aus den „articulis fidei“ auch ein Nachweis für die Verwirklichung der höchsten Vernunftprinzipien im Christentum müßte entwickeln lassen; doch sind ihm jene schlechthin „supra rationem“, wenn auch nicht „contra rationem“⁴⁾; er unterscheidet nicht zwischen der natürlichen und der von Christo erleuchteten Vernunft; der überlieferte abstrakt transcendente platonisch-aristotelische

1) Summa, P. I, qu. 1, art. 4.

2) Art. 1.

3) Art. 8.

4) Contra gent. (I, 7, 2): „Ea quae sunt supra rationem, non sunt contra rationem; principiorum naturaliter notorum cognitio nobis divinitus est indita, cum ipse Deus autor sit nostrae naturae; quidquid igitur principii huiusmodi contrarium est, non a Deo esse potest.“

Gottesbegriff läßt eben die geschichtlichen Offenbarungen Gottes als schlechthin superrational erscheinen und dient nur als Mittel, die Vernunft zur Anerkennung eines superrationalen Gebiets zu bewegen, dessen Inhalt aber über alle wissenschaftliche Einsicht hinaus liegt, nur empirisch durch die von der Autorität der Kirche sanktionierte Tradition festgestellt ist und von der scholastischen Theologie durch die subtilsten logischen Distinktionen näher bestimmt, aber keineswegs begreiflicher gemacht, vielmehr erst recht in seiner Unbegreiflichkeit klar gelegt wird. Die Ethik fällt bei dieser Transcendenz des Göttlichen trotz des Begriffs der „*gratia infusa*“ ganz heraus aus dem Rahmen der christlichen Theologie, ist wesentlich philosophisch, verweist den Menschen an die eigene Kraft, an das Evangelium nur als „*nova lex*“, an die Kirche als Richterin, die für besondere Kraftproben eine höhere Verdienstlichkeit und Heiligkeit zuspricht, für besondere Bußwerke Indulgentien verleiht. Die scholastische Theologie will nach dem schon von Johannes Damascenus aufgestellten Kanon die Disziplinen der Philosophie nur als Hilfswissenschaft gebrauchen (*utitur eis tanquam inferioribus et ancillis*)¹⁾; aber diese kann ihr im Grunde gar keine wirklichen Dienste leisten, da sie gar nicht sich selbständig soll entfalten dürfen, die traditionelle Theologie von vornherein anerkennen soll, und, wenn sie ihr widerstreitet, von dieser prinzipiell als falsch verworfen und mit dem kirchlichen Anathema bedroht wird²⁾. Aber wird auch nur die Philosophie zum Magddienst zugelassen, so macht sie auch im Magdkleid ihre Selbständigkeit geltend und führt so die Scholastik selbst zur innern Auf-

1) Thom. Summ., P. I, qu. 1, art. 5. Joh. Dam., Dial. 2. Ebenso auch Hugo Victor, De sacr., prol. 6.

2) „*Quae in theologia vera, etiam in philosophia habenda et accipienda esse*“; Boulay, Histor. Univ. Paris. III, 420. 423. „*Quidquid in aliis scientiis invenitur veritati hujus scientiae repugnans, totum condemnatur ut falsum*“; Thom. Summ., P. I, qu. 1, art. 6.

lösung des Kirchenglaubens, den Duns Scotus und der Nominalismus schliesslich ausdrücklich nur noch auf die willkürliche Vollmacht der Kirche gründet. Es wird endlich behauptet, es könne dasselbe in der Theologie wahr, in der Philosophie unwahr sein, womit das Einigungsband völlig zerrissen ist ¹⁾).

b. Gerade eine wirkliche Verknüpfung der geschichtlichen und philosophischen Theologie ist nur möglich unter Wahrung ihrer Unterschiede und Anerkennung ihrer beiderseitigen Selbständigkeit und prinzipiellen Unabhängigkeit von einander, welche aufs klarste von den Reformatoren ausgesprochen worden ist. Wenn die Scholastik einer selbständigen Entwicklung der Philosophie den kirchlichen Machtspruch entgegenstellt, so sagt dagegen Luther: „Omnis veritas, ubicunque est, a Spiritu sancto est et prohiberi legem est veritatem Dei prohiberi“ ²⁾. Wenn die mittelalterliche Kirche die Oberhoheit auch über den Staat und das bürgerliche Leben in Anspruch nimmt, so vindiziert diesen Luther die gleiche göttliche Autorität für ihr Gebiet zu selbständiger Ordnung ihrer Angelegenheiten und nennt die Vernunft „sol et lumen quoddam ad res administrandas in hac vita positum“ ³⁾, den Staat ihr höchstes Werk ⁴⁾, erkennt auch wie der Apostel Paulus eine wesentliche Identität des Gewissens und des mosaischen Gesetzes an ⁵⁾. Aber ebenso entschieden stellt er die christliche Theologie der natürlichen Vernunft

1) „Nunquam debet concedi aliqua contradictoria de eodem verificari, nisi ubi cogit autoritas fidei.“ Ailly, Princip. in 2 sent. F.

2) Opp. var. arg. IV, 429.

3) Ib., p. 414.

4) Briefe IV, 143 (de Wette).

5) „Quis tollet illam viventem insculptam in cordibus (legem) et chirographum decreti contrarium nobis quod idem est cum lege Mosis.“

entgegen, da diese für die Erkenntnis Gottes durch die Sünde verfinstert und unvernünftig auch zur tiefen Erkenntnis des Gesetzes, was es für den innern Menschen und wahren Gottesdienst verlangt, und zur Erfüllung desselben ist. „*Summam sapientiam rationis et justitiam legis*“ faßt er unter dem Begriff des Fleisches zusammen ¹⁾. Zwar auch das lehrt die Natur, daß ein Gott ist, der da alles Gute gebe und in allem Übel helfe ²⁾; einen Gott haben, ist nicht Mose Gesetz allein, sondern auch ein natürliches Gesetz ³⁾; „*ratio habet naturaliter cognitionem legis*“ ⁴⁾. Vernunft ist edel, köstlich Ding, der Wille zum Guten ist auch ein edel köstlich Ding; das Gesetz und die zehn Gebote, ein feiner, ehrbar, nährlicher Wandel sind alles herrliche große Gaben, da man Gott für danken soll; aber wenn man vom Reiche Gottes redet, wie man dazu kommen soll, da hilft weder Vernunft, Wille, Gesetz, noch alle gute Werke ⁵⁾. In der 1537 veröffentlichten Erklärung des 1. und 2. Kapitels des Evangelium Johannis ⁶⁾ giebt er der Philosophie und der Vernunft die „*cognitio legalis*“ oder Erkenntnis dessen, was recht und unrecht ist, was auch ein Erkennen des Willens Gottes sei. Das andere Erkenntnis Gottes geschieht aus dem Evangelio. Als, wie alle Welt von Natur ein Greuel ist vor Gott und ewiglich verdammt unter Gottes Zorn und des Teufels Gewalt, daraus sie nicht hat können erweckt werden, denn also, daß Gottes Sohn, der dem Vater in seinen Armen liegt, Mensch ist worden, gestorben und wiederum von den Toten auferstanden, Sünde, Tod und Teufel getilget hat. Das ist das rechte und gründliche Er-

1) Comm. in ep. ad Gal. I, 313sq. (Irmischer).

2) Kurze Form der zehn Gebote, des Glaubens und Vaterunsers (1520).

3) Wider die himmlischen Propheten (Walch XX, 209).

4) Comm. in Gal. I, 174 (Irmischer).

5) Walch XIII, 1535. Die Citate hat Lommatzsch (Luthers Lehre, S. 66) zusammengestellt.

6) Walch VII, 1604ff.

kenntnis, Weise und Gedanken von Gott. Aber sie wächst in unserm Garten nicht; die Vernunft weiß nicht einen Tropfen davon. Zur linken Hand kann sie Gott erkennen nach dem Gesetz der Natur und nach Mose; denn das Gesetz ist uns ins Herz geschrieben ¹⁾. Die menschliche Vernunft kann es nicht weiter bringen, denn daß sie die Leute unterweise, wie sie sich regieren und ehrbar leben sollen in diesem zeitlichen Leben, was sie thun mögen, das ihnen wohl ansteht vor der Welt. Aber wie man Gott und seinen Sohn erkennt und selig wird, das lehrt der heilige Geist allein durch Gottes Wort; denn die Philosophie versteht nichts in Gottes Sachen. Und ich habe große Sorge, man werde sie wieder zu sehr in die Theologie vermischen, wiewohl mir's nicht zuwider ist, daß man philosophiam lehre und lerne. Ich lobe und billige es, aber es gehört Bescheidenheit dazu; man lasse die philosophiam bleiben in ihrem Zirkel, dazu sie Gott gegeben hat ²⁾. Gar nichts weiß der freie Wille und die menschliche Vernunft in den Dingen, die der Seelen Seligkeit angehen; was herunter ist, das kann der freie Wille wohl vernehmen wissen“ ³⁾. Luther bleibt nun aber nicht stehen bei der Scheidung von Vernunft und christlicher Theologie, ist weit davon entfernt, diese wieder wie die Scholastik auf die Autorität der empirischen Kirche und Tradition zu gründen; er hat das Papsttum gestürzt und die heilige Schrift, die geschichtlichen Religionsurkunden von Christo als das lautere Wort Gottes und alleinige Norm der Lehre auf den Leuchter gesetzt und dadurch auch die Lehrtradition der Kirche gereinigt, aber auch die heilige Schrift nicht zu einem pa-

1) Ebd., S. 1623. Lommatzsch, S. 72.

2) Tischreden (Erl. Ausg.), S. 57. 61. Luthardt, Ethik Luthers S: 16.

3) Kirchenpostille, Ev. Jubilate; vgl. Augsburger Konfession, Art. 18.

piernen Papst gemacht, freie Kritik an ihr geübt, mittels ihres zentralen Inhalts, Christus selbst, dessen göttliche Kraft sich selbst im heiligen Geist dem Herzen, das sich ihm vertrauensvoll hingiebt, beglaubigt, in ihm die „certitudo salutis“ wirkt¹⁾, in ihm gegenwärtig ist und so gleich auch in den Kräften und Trieben eines neuen sittlichen Lebens sich wirksam erweist²⁾. Durch sein Gnadenlicht wird auch die Vernunft erleuchtet. So unterscheidet Luther die natürliche und die durch Christus erleuchtete Vernunft in folgender instruktiven Ausführung³⁾ zu Joh. 1, 4: „das Wort war das Licht der Menschen“, was Augustin von dem natürlichen Licht der Vernunft verstanden. „Ich verwerfe“, sagt Luther, „denselben Verstand nicht, weiß fast wohl, daß aller Vernunft Licht angezündet wird von dem göttlichen Licht, und, wie ich vom natürlichen Leben sage, daß es ein Stück und Anfang sei des wahren Lebens, wo es zur rechten Erkenntnis kommt, also auch der Vernunft Licht ist auch ein Stück des wahren Lichts und Anfang, wo es erkennt und ehret den, von dem es angezündet ist. Nun thut es aber dasselbige von ihm selbst nicht, sondern bleibet in ihm selbst und wird verkehret, verkehret auch mit ihm alle Dinge; doch das Gnadenlicht vertilgt das natürliche Licht nicht. Als, daß $2 + 3 = 5$, ist ganz hell im Licht der Natur, und, daß Gutes zu thun, Böses zu meiden ist, ist auch helle, und das Gnadenlicht löscht dasselbe nicht aus. Aber dahin kann das natürliche Licht nicht reichen, daß es möchte sagen, welches gute und böse Dinge seien. Es geht keine rechte Straße zu Gott, weiß und kennet es auch nicht, wiewohl es genugsam weiß, man solle die rechte Straße gehen. Die

1) Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, S. 223f.

2) Köstlin, Realencyklopädie XVIII, 120.

3) Kirchenpostille, dritter Weihnachtstag.

Vernunft nimmt allezeit das Böse für das Gute und nähme es nimmer für das Gute, wenn sie nicht hellen Sehens wüßte, daß allein das Gute anzunehmen wäre. Die Vernunft weiß wohl, daß man fromm sein soll und Gott dienen; aber wenn's nun zum Treffen geht, und sie soll anzeigen, wie man soll Gott dienen, da ist sie stockblind¹⁾. Wenn nun das Gnadenlicht kommt, Christus, der lehret auch, wie man soll fromm sein und Gott dienen, löscht dasselbe natürliche Licht nicht aus, sondern ficht wider diese Weise und Mafse, die die Vernunft gelehrt hat, fromm zu werden und Gott zu dienén. Da hebt sich denn an der Streit, da wütet die Vernunft wider die Gnade. Aber in den Gläubigen scheineth das Gnadenlicht nicht allein, sondern machet sie durchleuchtig und sehend und lebet in ihnen.“ In ähnlicher Weise sagt Luther auch schon von der alttestamentlichen Gesetzesoffenbarung im Kommentar des Galaterbriefs²⁾: „Est quidem addita lex supra rationem, ut illuminaret et adjuvaret hominem eique ostenderet, quid facere, quid ommittere debeat.“ Luther verwendet, wie Lommatzsch³⁾ mit Recht sagt, den Unterschied der blinden, vom Teufel verführten und der gereinigten, erleuchteten Vernunft so, daß das Evangelium die Vernunft zur Selbstbesinnung führt, ihn zur Anerkennung dessen, was die Liebe, das höchste Gebot, fordert, gerade in sein eigenes Inneres weist. „Quare nullo libro indiges, qui te erudiat et admoneat, quomodo proximum diligere debeas; habes enim pulcherrimum et optimum librum omnium legum in corde tuo; non eges ullo doctore hac in re; tantum consule tuum proprium cor, hoc satis abunde docebit te, ita diligendum

1) Man könnte hierin eine Anticipation von Kants rein formaler Gesetzgebung der praktischen Vernunft finden; doch behauptet Luther nur eine Verdunkelung und Verkehrung des Inhalts als Folge der Sünde, auch vorzugsweise in Beziehung auf das innere Leben und den wahren Gottesdienst, dem besonders auch die „opera supererogatoria“ der Scholastik widerstreiten.

2) I, 269.

3) S. 67.

esse proximum ut te ipsum“¹⁾. Auf's klarste spricht Luther den Gedanken einer christlichen spekulativen Ethik aus in einer Disputation aus dem Jahre 1535²⁾: „Haben wir Christum, so können wir bald Gesetze machen und alles recht richten. Ja wir werden ganz neue zehn Gebote machen, wie Paulus in allen Briefen, und Petrus, absonderlich Christus im Evangelio thut. Und diese zehn Gebote sind viel deutlicher als Mosis seine, wie das Angesicht Christi weit heller ist als das Mosis. Denn so die Heiden nach ihrer verderbten Natur haben Gott erkennen und sich selbst ein Gesetz sein können (Röm. 2), wie viel mehr kann Paulus oder sonst ein wahrer Christ voll heiligen Geistes die zehn Gebote ordnen oder beurteilen.“ Und so liegt auch im Glauben Luthers, so wenig ihm die Philosophie und Vernunftkenntnis seiner Zeit genügte, auch der Trieb zu einer selbständigen spekulativen umfassenden Weltanschauung³⁾; heißt es doch von dem beschaulichen Leben des rechtfertigenden Glaubens: „es beschauet alles, was im Himmel und auf Erden ist“⁴⁾. In der Freiheit des Christenmenschen wird recht eigentlich von Luther eine selbständige spekulative Kontemplation und Ethik auf der Grundlage des evangelischen Glaubens begründet. So stellt auch Luther die spekulative Mystik Taulers und „der deutschen Theologie“ hoch über alle Scholastik, bricht aber auch mit der jene beherrschenden neuplatonischen Gottesidee. „Das mißfällt mir ganz, daß man diesem Dionysio, er sei auch, wer er wolle, so viel Glauben giebt; in dem Buche seiner heimlichen Theologie ist er auch ganz schädlich, mehr darin Platoni nachfolgend denn Christo“⁵⁾. Während nach dem Neuplatonismus Gott durch keine Kategorie faßbar ist und auch die Scholastik lehrt: „Comprehendere Deum im-

1) Comm. in ep. ad Gal. I, 361.

2) Walch XIX, 175. Lommatzsch, S. 77.

3) Lommatzsch, S. 415.

4) Walch XI, 2778.

5) Babylonische Gefangenschaft.

possibile est cuicumque intellectui creato“¹⁾), behauptet Luther aus dem innersten christologischen Interesse des christlichen Glaubens heraus die Kapazität der menschlichen Natur für die göttliche; „in der alten Sprache“ bedeute Kreatur so etwas, das von der höchsten Gottheit unendlich unterschieden ist, daß beide stracks wider einander seien; aber in der neuen Sprache oder neuen Weisheit bedeute Menschheit etwas anderes, mit der Gottheit ganz unaussprechlich genau Verbundenes, und wir müssen als in neuen Zungen die neue Weisheit aussprechen lernen²⁾). Die anderen Reformatoren kommen Luther nicht gleich in der Kraft spekulativer Grundgedanken, aber urteilen wie er über das Verhältnis der natürlichen Vernunft zum Christentum, der Philosophie zur christlichen Theologie und erstreben in ihren systematischen Ausführungen, wie in ihrer eigenen Persönlichkeit und Lehrthätigkeit zugleich einen innigen Bund des evangelischen Glaubens mit einer reineren Philosophie. Die Differenz ihres Ausgangspunktes bestimmt Melanchthon treffend in der praefatio seiner Loci: „Ut in philosophia quaeruntur certa et discernuntur ab incertis, et causa certitudinis sunt experientia universalis, principia et demonstrationes, ita in doctrina ecclesiae certitudinis causa est revelatio Dei. Etsi philosophia docet dubitandum esse de his, quae non sunt sensu comperta nec sunt principia nec sunt demonstratione confirmata, tamen doctrinam ecclesiae a Deo traditam sciamus certam et immotam esse, etiamsi nec sensu deprehenditur nec nobiscum nata est, ut principia, nec demonstrationibus invenitur, sed causa certitudinis est revelatio Dei, qui est verax.“ Im „Locus de Deo“ spricht er dann mit hoher Anerkennung von der altplatonischen Definition Gottes („Deus est mens aeterna, causa boni in natura“), doch fehle „qualem se Deus ipse patefecerit“.

1) Thom. Summ., P. I, qu. 12, art. 7.

2) Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, S. 191; Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi II, 537.

Gott habe sich zwar schon offenbart in der Schöpfung, insbesondere des Menschen, dem er zugleich „notitias, quae praecipiant bona, justa et ordinata“ eingeprägt und freien Willen gegeben; alle diese Güter seien aber durch die Sünde entstellt (deformata). So verhalten sich objektiv (inhaltlich) und subjektiv Philosophie und Theologie, Vernunft und Christentum wie Möglichkeit und Wirklichkeit. Einen Ansatz zu theologischer Spekulation enthält der Abschnitt De filio: „Pater aeternus sese intuens gignit cogitationem sui, quae est imago ipsius.“ Nach Melanchthons Einleitung zu seinem Buch „De anima“ soll auch der Christ in philosophischer Selbstanschauung die Spuren des göttlichen Ebenbildes in sich betrachten. Dorner sagt ¹⁾: „Melanchthon sieht klar, daß es zu einer zusammenhängenden Gestaltung des sittlichen Lebens nicht von selbst durch den Glauben, der ja auf Gott und nicht auf die Welt sich bezieht, kommt, daß vielmehr dazu der Erwerb einer zusammenhängenden sittlichen Erkenntnis unserer selbst und der Welt nötig ist. Da die richtige, sittliche Behandlung irdischer Dinge und Verhältnisse durch deren Beschaffenheit und Lebensgesetze bedingt ist, so hat er die Welt der ersten Schöpfung, die Physik, die Psychologie, die Jurisprudenz durchforscht als Quellen teils für Voraussetzungen der Ethik, teils für sittliche Erkenntnis selbst. Alles aber hat er immer wieder unter den Gesichtspunkt des Glaubens gestellt, weil so nur das Zentral-Ethische, die Religion, Seele des ganzen menschlichen Lebens bleiben, der schiefe Gegensatz zwischen Sittlichkeit und Religion beseitigt und die Quelle der Kraft zur Vollbringung des erkannten Guten offen erhalten werden kann.“ So hat Melanchthon auch in ethischem Interesse die Willensfreiheit mit dem evangelischen Gnadenbewußtsein zu vereinigen gesucht, die

1) Geschichte der protestantischen Theologie, S. 260.

den anderen Reformatoren im Anschluß an den Augustinismus, aber auch durch zu kühne und doch noch unvollkommene Spekulation verloren ging. Mit Unrecht hat man Zwingli des Rationalismus beschuldigt. Er kämpft ebenso wie die anderen Reformatoren gegen die falsche Einmischung der Philosophie in die Theologie. „Fucus est aut falsa religio, quicquid a theologis ex philosophia, quid sit Deus, allatum est. Quod si quidam de hoc quaedam vere dixerunt, ex ore Dei fuit, qui cognitionis suae semina quaedam etiam in gentes sparsit, quamvis parcius et obscurius; alioquin verum non esset. Nobis autem, quibus Deus ipse per filium suum perque spiritum sanctum locutus est, illa non ab eis, qui humana sapientia turgebant atque eadem, quae recte acceperant, corruperunt, sed ex divinis oraculis petenda sunt.“¹⁾ Das Evangelium ist aber durch sich selbst klar, bedarf nicht der Begründung auf die Autorität der Kirche²⁾. „Fides Christiana res est quae in animo credentium sentitur, sicut valetudo in corpore“³⁾. Alles Gottesbewußtsein führt Zwingli spekulativ auf eine unmittelbare Wirkung Gottes selbst zurück: „Solius dei est, ut credas, deum esse et eo fidas“⁴⁾, und entwickelt aus Schriftstellen auch spekulativ die Grundbestimmungen des göttlichen Wesens als „solum rerum omnium esse, ἐντελέχεια καὶ ἐνέργεια“, als „solum bonum, verum, rectum, justum, sanctum“⁵⁾, benignum et liberale, qua liberalitate hoc unum ac solum spectat, ut eorum sit, quae a se facta sunt“; im Sohn hat uns der Vater alles gegeben; denn der Vater hat nichts, was der Sohn nicht hat⁶⁾. Doch weiß Zwinglis Spekulation nicht wie die Luthers den Gegensatz des „infinitem“ und „finitum“ innerlich zu über-

1) De ver. et fals. rel. III, 157 ed. Schuler et Schultheßs.

2) Articuli s. conclus. (1523) I, 15.

3) De ver. et fals. rel. III, 198.

4) Ib., p. 157.

5) Ib., p. 158 sqq.

6) Ib., p. 163 sqq.

winden ¹⁾ und läßt in religiös-spekulativer Erfassung des Gottesbewußtseins als unmittelbarer Wirkung Gottes diese auch nach dessen Machtwillen von der geschichtlichen Vermittlung des Gottesbewußtseins bei einzelnen ausnahmsweise unabhängig erscheinen, weshalb er auch einzelnen Heiden die Seligkeit zuspricht ²⁾. Von Calvin sei hier nur hervorgehoben, daß er in seiner „*Institutio Christianae religionis*“ von der Korrelation des Gottes- und Selbstbewußtseins ausgeht, also prinzipiell den theologischen und philosophischen Ausgangspunkt verknüpft, daß er den Glauben an das Evangelium gründet auf einen „*sensus veritatis*“, entsprechend dem Sinn für Wahrnehmung der Farben- und Geschmacksunterschiede, ferner der Gedanke, daß wir im Lichte des göttlichen Wortes auch Gott als Schöpfer aus seinen Werken in der Natur um so besser erkennen, wie dasselbe selbst auf sie hinweist ³⁾. Ein weiteres Eingehen auch auf Calvin müssen wir uns leider versagen, es würde zu weit führen ⁴⁾.

In der altprotestantischen Dogmatik ⁵⁾ wird ein dreifacher „*usus philosophiae in sacris*“ zugelassen: 1) *ὀργανικός* s. *instrumentalis*, die Anwendung formaler Logik zur Systematisierung des in der Schrift gegebenen Stoffes; 2) *ἀνασκευαστικός, ἐλεγκτικός*, zur Widerlegung schriftwidriger Irrtümer; 3) *κατασκευαστικός*, insofern eine „*naturalis Dei notitia*“ nach Röm. 1, 19f.

1) De ver. et fals. rel. III, 157.

2) Vgl. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, S. 284.

3) Lib. I, c. 1, cap. 7, 2, c. 6.

4) Dorner (Geschichte der protestantischen Theologie, S. 376f.) nennt ihn einen im Gebiet der Wissenschaft wie des Lebens architektonischen, doch nicht spekulativen und intuitiven Geist bei aller Anerkennung der Kühnheit seiner dogmatischen Konstruktionen und Folgerichtigkeit ihrer Gedanken. In dem Büchlein „von der deutschen Theologie“ fand er ein verborgenes tödliches Gift. Stähelin, Calvin II, 420.

5) Vgl. Gerhard II, c. 11; Quenst. I, 42.

anzuerkennen ist und namentlich gegen den einseitigen Empirismus des Socinianismus verteidigt wird. So kommt es zur Unterscheidung von „*articuli puri*“, die nur aus der Schrift gewußt werden, und „*articuli mixti*“, die der positiven und natürlichen Theologie gemeinsam sind, aber erst durch die positive volle „*certitudo*“ und „*robur*“ erhalten. Der „*usus principiorum philosophicorum normalis*“ wird für die positive Theologie entschieden verworfen, aber ebenso Daniel Hoffmanns Verwerfung alles und jeden Vernunftgebrauchs in ihr. Ein Widerspruch aber zwischen Schrifttheologie und Philosophie wird für unmöglich erklärt, sofern die Philosophie „*abstracte et ratione essentiae suae*“, nach ihrer Idee, die sie verwirklichen soll, in Betracht kommt, welche freilich in den vorhandenen Systemen noch keineswegs völlig verwirklicht ist, daher in diesen ein Widerstreit mit der Theologie vielfach besteht, wo die Philosophie „*concrete et ratione existentiae in subjecto per peccatum corrupto spectatur*“¹⁾. Gegen die natürliche Theologie Herberts von Cherbury, des Vaters des Deismus, macht Joh. Musäus geltend, daß das bloße Vernunftwissen ebenso wenig als das alttestamentliche Gesetz Kraft gebe zur Realisierung desselben, gegen Spinozas Beschränkung der Religion auf bloße Praxis, daß die Gnade die Vernunft erleuchte und eine vernünftige Erkenntnis ihrer selbst ermögliche²⁾. Aus der mittelalterlichen Scholastik wurde doch aber wieder in die evangelische Theologie für die „*articuli puri*“ das Unterscheidungsmerkmal hinübergenommen, daß sie schlechthin „*supra rationem*“ seien und bleiben und eben dadurch sich als göttlich legitimieren³⁾.

1) Quenst. I, 43.

2) Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, S. 538.

3) Wenn auch Wolff in seiner „*Theol. nat.*“ dies Supraronale im Unterschied vom Widervernünftigen als notwendige Vernunftannahme anerkennt, so hatte er dazu von seinem philosophischen Standpunkte aus vollständig recht; aber gerade die christliche Theo-

In dieser Transcendenz wurden sie der Subjektivität wieder fremd und äußerlich, erschienen ihr alsbald unnütz und widerspruchsvoll, während das wirkliche Wissen auf Seite der durch Cartesius, Leibniz, Wolff oder gar einer rein empirisch begründeten natürlichen Theologie zu liegen schien, über die dann weiter freilich im Kriticismus Kants noch ein Stärkerer kam. Den Auflösungsprozefs, den der philosophische Rationalismus in der protestantischen Theologie vollzogen, hat sie selbst dadurch ermöglicht, daß sie der von Christo erleuchteten Vernunft in den „articulis puris“ zu wenig, der natürlichen Vernunft in den „articulis mixtis“ zu viel zugestand; das geschichtliche Christentum hat thatsächlich erst der natürlichen Theologie ihren konkreten Inhalt gegeben, und nachdem sie jenes nicht mehr zu bedürfen glaubte, verfiel auch sie selbst damit alsbald der Auflösung ins Subjektive durch Kant. Mittels der Selbstvertiefung der Philosophie im Kriticismus und Idealismus wuchs dann aber dieser selbst wieder die Erkenntnis von der Notwendigkeit positiver Religion und geschichtlicher Theologie, deren spekulative Rekonstruktion durch Hegel mittels angeblicher Selbstbewegung des Begriffs sie zwar noch in bloße Philosophie als vermeintlich höhere Stufe zurückführte, während Schleiermacher positive Theologie und Philosophie möglichst unabhängig von einander zu stellen suchte, doch in Harmonie und gegenseitiger Ergänzung, und der spätere Schelling eine höhere Vereinigung von Spekulation und Empirie, Philosophie und Religionsgeschichte in seiner Philosophie der Mythologie und Offenbarung angestrebt hat. Seitdem ist es denn auch in der Philosophie wie christlichen Theologie immer mehr zur Anerkennung gekommen, daß eine Verknüpfung beider nur möglich ist unter Aner-

logie durfte nicht dasselbe für sich behaupten oder doch nicht dabei stehen bleiben, schlug daher auch in einseitigen Pietismus um.

kennung ihrer prinzipiellen Unterschiede und Wahrung der Selbständigkeit für eine jede.

c. Was ist nun aber das verknüpfende Band zwischen beiden? Das beiden gemeinsame Spekulative. Das zeigt die ganze bisherige Darstellung, daß ebenso, wie die Philosophie sich vom Selbstbewußtsein aus spekulativ zum Gottesbewußtsein entwickelt und durch Anerkennung der Erfahrung und Erfassung derselben aus ihren Prinzipien sich zur positiven Natur- und Geschichtsphilosophie erweitert, so auch das unmittelbare Gottesbewußtsein in seiner geschichtlichen Bestimmtheit und Entwicklung eine spekulative Seite hat und diese fortschreitend entfaltet zu einer umfassenden theologischen Spekulation, die die geschichtlichen Bestimmtheiten des Gottesbewußtseins zurückführt in ihre über die Geschichte hinausliegenden Möglichkeiten in der religiösen Anlage des Menschen und dem Wesen Gottes. Auf diese Weise kommt gerade dadurch, daß jede Wissenschaft sich selbständig aus ihrem Prinzip heraus entfaltet, ein Zusammenfluß mit der andern zustande; sie müssen sich in ihrer Vollendung, die ja hier freilich nur annähernd zu erreichen ist, aber schließlich decken, wenn es anders nicht eine doppelte Wahrheit giebt. Es fragt sich nur, ob es bei der Gefahr der Vermischung von philosophischer und geschichtlicher Theologie, die in der Geschichte sich so verhängnisvoll gezeigt, nicht überhaupt das Ratsamste ist, jede auch ganz für sich von ihrem eigenen Prinzip aus sich darstellen zu lassen. Aber jede nimmt eben damit die andere nach ihrem Prinzip in sich auf oder kann sich selbst nicht vollenden; die eine bedarf eben der andern und kann nur zugleich mit dieser ihre eigene Idee realisieren. So sieht sich Schleiermacher, so streng er die philosophische rationale Theologie von der christlichen will geschieden wissen ¹⁾, genötigt, innerhalb der christlichen Theologie eine

1) Theologisches Studium, § 1.

philosophische Theologie anzuerkennen, die sich wieder in Apologetik und Polemik gliedert nach einem zwielfachen Zweck der Kirchenleitung, die Kirchengemeinschaft zu erhalten; durch Nachweis der Wahrheit ihrer Glaubensweise, sowie durch Abwehr krankhafter Abweichungen. Diese dem historischen und praktischen Teil koordinierte eigene Disziplin hat die Aufgabe, den Begriff der besonderen christlichen Kirchengemeinschaft einzugliedern in den philosophisch-ethischen der religiösen Gemeinschaft überhaupt, nachdem sie durch die vergleichende Religionswissenschaft das eigentümliche Wesen der christlichen gegen die anderen Religionen abgegrenzt. Dasselbe kann so wenig wie alles Geschichtliche rein a priori konstruiert, aber auch nicht rein empirisch begriffen werden, da die blofs empirische Auffassung kein Mafs hat, um das Wesentliche und sich Gleichbleibende von dem Veränderlichen und Zufälligen zu scheiden¹⁾. Umgekehrt kommt Schelling von seiner rein rationalen Philosophie aus zur Anerkennung einer über dieselbe hinaus liegenden erfahrungsmässigen Wirklichkeit, die er aus ihren apriorischen Möglichkeiten als Offenbarung Gottes in der Natur und Geschichte begreift, und die ihn zur Darstellung einer spekulativen Religionsgeschichte, einer Philosophie der Mythologie und Offenbarung führt. Ebenso ist der Philosoph Weifse zu einer philosophischen Dogmatik fortgegangen. Einen gleichen Titel giebt J. P. Lange dem ersten Teil seiner christlichen Dogmatik. Rothe entwickelt aus dem christlichen Gottesbewusstsein spekulativ seine theologische Ethik. V. d. Goltz²⁾ hat eine philosophische Disziplin der systematischen, historischen und praktischen als vierten Teil der positiven Theologie koordiniert, wobei er in originaler Weise die philosophische Theologie erweitert im Sinn der philosophischen Fakultät, so dafs sie auch die Auseinandersetzung der Theologie mit den Prinzipien und Resultaten

1) Theologisches Studium, § 32. 39f.; Glaubensl., § 2.

2) Christliche Grundwahrheiten, § 15.

der empirischen Natur- und Geschichtsforschung umfassen soll. Diese Erweiterung entspricht wesentlich der Erweiterung der Philosophie selbst zur Natur- und Geschichtsphilosophie. Tholuck ¹⁾, Sieffert ²⁾, Voigt ³⁾ wollen die philosophische Dogmatik von der positiven gar nicht getrennt wissen, da die Dogmatik selbst auch den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion vollständig zu führen habe; doch schickt Voigt eine Fundamentaldogmatik voran, die über Wesen der Religion, Offenbarung, Verhältnis zur Philosophie u. s. w. handelt. Frank will in seinem „System der christlichen Gewißheit“ Antwort geben auf das „Warum“ des christlichen Glaubens ⁴⁾; das „System der christlichen Wahrheit“ habe zwar den Komplex der objektiven christlichen Wahrheit nicht bloß in ihrem organischen Zusammenhang darzulegen, sondern auch zu beweisen, mache aber nach der subjektiven Seite der Vergewisserung ihres Inhalts Voraussetzungen, die sie durch sich selbst nicht zu begründen vermöge ⁵⁾, die eben das „System der christlichen Gewißheit“ behandelt in regressiv-analytischer Methode vom Bewußtsein der Wiedergeburt oder Bekehrung aus, welches sich freilich nicht so subjektiv, wie Frank thut, als Ausgangspunkt fixieren läßt, sondern nur verstanden werden kann, wenn es sich zugleich progressiv objektiv von Gott aus entwickelt, zu dessen Gemeinschaft und in dessen Kraft der Bekehrte bekehrt ist ⁶⁾. Hier dürfte bei aller Anerkennung der Originalität und auch spekulativen Kraft des Verfassers ihm eine Verwechslung des philosophischen und geschichtlich dogmatischen Ausgangspunktes begegnet sein, die sich auch darin zeigt, daß sein Ausgangspunkt mehr ethisch

1) Literar. Anzeiger (1831).

2) Die apologetische Fundamentierung der christlichen Religionswissenschaft (1871), S. 69 ff.

3) Fundamentaldogmatik, S. 660.

4) S. 21.

5) Ebd., S. 30.

6) Vgl. Nietzsche (System, § 56) über die progressive und regressive Methode.

als religiös ist. Nachdem über die natürliche und die durch sittliche Erfahrung vermittelte Gewißheit gesprochen, fehlt die Klarlegung des eigentümlichen Wesens der religiösen Gewißheit. Ergänzend tritt hier ein Dorners Pisteologie oder Lehre vom Glauben als der Vorbedingung der Erkenntnis vom Christentum als der Wahrheit ¹⁾. Sie verfolgt das Werden des christlichen Glaubens bis an den Punkt, wo die Einigung mit dem objektiven Christentum in seinem Zentrum erreicht und von diesem die unmittelbare religiöse Gewißheit und damit erst die Fähigkeit zu wissenschaftlicher Erkenntnis der Begründung des christlichen Inhalts, der gemeinsame Ausgangspunkt für die Glaubens- und Sittenlehre gewonnen ist. Indem Dorner hier das Ungenügende des psychologischen und historischen Empirismus, wie des dem Historischen entfremdeten Idealismus für das Zustandekommen christlicher Glaubensgewißheit nachweist und die letztere ethisch bedingt sein läßt durch die auf Erfahrung ruhende sittlich-religiöse Selbsterkenntnis ²⁾ und dann zeigt, wie aus der christlichen Glaubensgewißheit das Streben nach wissenschaftlicher Gewißheit von der Wahrheit des Christentums hervorgeht ³⁾, so ist dies eine theologische Prinzipienlehre, die das Christliche und Philosophische ebenso scharf unterscheidet und auseinanderhält, wie organisch verknüpft, und eine zugleich erfahrungsmäßige und spekulative Behandlung des christlichen Glaubenssystems einleitet, welches in seinem ersten Teil, der Apologetik, das christliche Prinzip in seiner Selbstbegründung aufzeigt, im zweiten die Entfaltung dieses Prinzips zu den einzelnen christlichen Dogmen. Auf dieselbe Weise kann man nun auch die ganze Religionsgeschichte, von den niedrigsten Religionsstufen aufwärtssteigend, organisch mit der Religionsphilosophie verknüpfen und so eine das gesamte Gebiet geschichtlicher und philosophischer Theo-

1) System der christlichen Glaubenslehre I, 16 ff.

2) Ebd., S. 118 ff.

3) Ebd., S. 146 ff.

logie umfassende spekulative Theologie sich zur Aufgabe stellen ¹⁾).

III. Kapitel.

Die spekulative Theologie.

Inhalt: 1. Aufgabe; 2. Methode; 3. Gliederung des Systems.

§ 11.

1. Aufgabe der spekulativen Theologie.

Inhalt: a. Nähere Begrenzung der Aufgabe; b. ob sie überhaupt lösbar; c. wie weit lösbar.

a. Es hat sich uns als Aufgabe der spekulativen Theologie ergeben eine organische Verknüpfung der philosophischen und geschichtlichen Theologie. Eine nähere Begrenzung dieser Aufgabe ergibt sich aus der Differenz des Ausgangspunktes der zu verbindenden Wissenschaften. Die philosophische Theologie entwickelt sich für sich als Teil der Philosophie überhaupt erst aus der spekulativen Analyse des Selbstbewusstseins und setzt die verschiedenen Disziplinen bis dahin voraus, wo diese in sie selbst, die philosophische Theologie, einmünden. Es kann natürlich nicht Aufgabe der speku-

1) Übereinstimmend mit mir bestimmt auch Professor Schmidt in Breslau (Verhältnis der christlichen Glaubenslehre zu den anderen Aufgaben der akademischen Wissenschaft, 1881) die Dogmatik als eine kombinierte empirisch-historisch-spekulative Wissenschaft; die zugleich weiß, daß sie sich ihres Objekts nur bemächtigen kann durch eine innere That des Subjekts, die sittliche That des Glaubens. Ebenso fordert Schöberlein (Prinzip und System der Dogmatik) für die christliche Glaubenslehre die biblische, geschichtliche (auch religionsgeschichtliche) und wesentliche Begründung. Kreif's Theophilosophie (1881) verdient kaum eine Erwähnung; sie ist philosophisch wie theologisch vom Standpunkt des christlichen Glaubens gleich schwach.

lativen Theologie sein, auch eine vollständige Ausführung aller philosophischen Disziplinen zu geben. Sie setzt durch ihren Begriff das Gottesbewußtsein bereits als ihr zu weiterer wissenschaftlicher Untersuchung gegebene Thatsache voraus und geht von dieser aus. Durch diesen Ausgangspunkt vom Gottesbewußtsein unterscheiden auch Chalybäus und Rothe ¹⁾ die spekulative Theologie von der Philosophie, die vom Selbstbewußtsein als solchem ausgeht. Soll von dem Gottesbewußtsein als einem gegebenen ausgegangen werden, so kann es natürlich nur das empirisch-geschichtliche sein. Dies hat die spekulative Theologie nach seiner spekulativen Seite darzustellen und systematisch zu entfalten. Dadurch aber werden wieder die rein historischen Teile der Religionsgeschichte, wie die spezielle Geschichte der äußeren Ausbreitung einer Religion, der äußeren Schicksale einer Religionsgemeinschaft von der spekulativen Theologie ausgeschlossen. Sie hat die Aufgabe, das geschichtliche Gottesbewußtsein zu begreifen aus seinen apriorischen Möglichkeiten, der subjektiven in der religiösen Anlage, der objektiven in Gott.

b. Die Aufgabe ist so groß, daß sie nur annähernd in gemeinsamer Arbeit gelöst werden kann ²⁾ unter fortschreitender Mithilfe aller Wissenschaften. Aber ist sie überhaupt lösbar? Wenn Kant die Unmöglichkeit aller spekulativen Theologie behauptete, weil alles Apriorische subjektiv sei, so entspricht das zwar dem subjektiven Ausgangspunkt der Philosophie, von dem aus sie aber selbst eben mittels des Apriorischen zur Anerkennung der objektiven Erfahrungswelt und des Apriorischen als ihrer objektiven Prinzipien geführt wird. Die theologische Spekulation dagegen, welche von dem erfahrungsmäßigen Gottesbewußtsein ausgeht, findet es gerade

1) Chalybäus, Fundamentalphilosophie, S. 152; Philosophie und Christentum, S. 92. 99 ff. Rothe, Ethik I, 34, § 6 (2. Aufl.).

2) Rothe, Ethik I, 24f. 27.

in seiner geschichtlichen Bestimmtheit schon wesentlich mitbestimmt durch Potenzen einer höheren Macht, die es beherrschen und eben durch die Macht, die sie über das unmittelbare Bewußtsein ganzer Völker und Entwicklungsperioden ausüben, sich als objektive Prinzipien des Bewußtseins selbst ergeben; vor allem aber gründet sich das christliche Bewußtsein auf die unmittelbare Erfahrung des „testimonium spiritus sancti“, ist eben dadurch schon unmittelbar spekulativ und empfindet in dem heiligen Geist, der ebenso, wie er zur Heiligung treibt, auch in alle Wahrheit leitet, das objektive höchste Prinzip seiner eigenen Selbstthätigkeit und auch der spekulativen. Wenn Lipsius¹⁾ wirklich den religiösen Glauben als den im Menschengeist selbst geführten Thaterweis des göttlichen Geistes, als dessen unmittelbare Selbstbeurkundung, Gott als den transcendenten Grund des Gottesbewußtseins anerkennt, so ist es inkonsequent und widersprechend, wenn er das nur für das religiöse, aber nicht für das wissenschaftliche Bewußtsein gelten lassen will und die Unmöglichkeit spekulativer Theologie nach Kants Prinzipien festhalten will. Diese verlieren ihre exklusive Subjektivität, sobald in der Erfahrung nur ein Punkt zugestanden wird, wo das Apriorische objektiv ist. Nach Lipsius beruht die Spekulation, die religiöse wie die philosophische, auf demselben Grundtrieb der bildenden Phantasie, die sich über die Betrachtung des durch Kausalität, Raum und Zeit bestimmten Geschehens zur Idee der Einheit und des Ganzen, des Unendlichen und Ewigen erhebe²⁾. Mit dem Worte Phantasie soll man aber nach Lipsius selbst³⁾ nicht den Nebenbegriff einer leeren Einbildung oder willkürlichen Vorstellungsspiels verbinden. Wie es schon der Phantasie bedarf zur Anschauung und

1) Dogmatik, S. 39, § 49.

2) Ebd., S. 9, § 4.

3) Ebd., S. 10.

geistigen Konstruktion stereometrischer Körper, zur Bildung einer Gesamtanschauung des physischen Kosmos in seiner Mechanik, Gesetzmäßigkeit und empirischen Wirklichkeit, zur Zusammenfassung der geschichtlichen Nachrichten aus einer Zeitperiode oder über das Leben einer bedeutenden Persönlichkeit zum Entwurf eines Zeitbildes oder einer Biographie, so kann erst recht die spekulative Theologie der Phantasie nicht entraten zu ihrer Gesamtanschauung des Universums, hat aber auch in derselben, die sie stets den Thatsachen und der Logik unterordnet und durch die ethische Kraft des Gottesbewußtseins normiert, ein Organ zur Erfassung des Möglichen und der objektiven Wahrheit, ja des Absoluten selbst, dessen Unendlichkeit und Freiheit sich auch in der Freiheit unserer Phantasie offenbart, sie erst ermöglicht und in der Welt selbst eine objektive und doch gesetzmäßige Phantasie darstellt, auf welche neuerdings Frohschammer als Weltprinzip, Schelling schon längst hingewiesen, indem er in der Philosophie der Kunst eine bewußtlos künstlerische Produktivität der Natur anerkennt, die in der ästhetischen des Künstlers eine bewußte wird und sich erweitern soll zur Anschauung des Universums als Kunstwerkes, in welchem die Intelligenz zur vollkommensten Selbstanschauung gelangt ¹⁾. Dagegen schließt bei Lipsius die Phantasie das objektive Wissen aus, das ihm vielmehr nur möglich scheint innerhalb der Grenzen der sinnlichen Erfahrung im Erkennen des Einzelnen in seiner Verkettung mit anderm Einzelnen ²⁾. Dann muß er aber konsequent auch verzichten auf objektiven Kausalzusammenhang zwischen einzelem, wie er selbst sagt ³⁾, daß schon in der Erhebung der empirisch durch Induktion gefundenen Regel zum Gesetz das Gebiet der Erfahrung überschritten

1) System des transcendentalen Idealismus (1880), S. 452 ff.

2) Dogmatik, S. 9.

3) Ebd.

wird, für die es nur Wirklichkeit, keine Notwendigkeit giebt. Ohne Kausalität wird sogar die Erfahrung bloß phänomenal, bloßer Schein, und wir ständen am Ende nicht bloß des spekulativen Wissens, sondern des Wissens überhaupt, und der menschliche Geist wäre verdammt zum geistigen Hungertod.

c. Indes kann man die Objektivität des Apriorischen zugeben, aber die wissenschaftliche Erkennbarkeit Gottes leugnen, wie dies der Platonismus und nach ihm die altkirchliche Theologie, soweit sie nicht in der Entwicklung der Trinitätslehre spekulativ wird, in neuerer Zeit Schleiermacher und Trendelenburg thun. Da ist doch noch immer spekulative Theologie möglich, wenngleich in beschränkterem Umfange. Sie hat doch die Genesis des Gottesbewußtseins wissenschaftlich klar zu legen und selbst über Unerkennbarkeit oder Erkennbarkeit Gottes resp. das Maß derselben zu entscheiden. Sie kann doch unterscheiden zwischen dem verborgenen göttlichen Urgrund und den in ewiger Liebe begründeten Weltbeziehungen des als objektiver Logos offenbaren Gottes. Gerade Schleiermacher bei seinem Bestreben, die Religion als Sache des Gefühls und die Spekulation als Sache der bloßen Wissenschaft aufs strengste auseinanderzuhalten, spekulativer Theologie scheinbar abgeneigt, hat das religiöse Gefühl doch nie im Subjektiven, bloß Psychologischen abgeschlossen, sondern stets die objektive Seite desselben, die reale Berührung mit Gott, festgehalten und vorausgesetzt, in der Dialektik es auch rein spekulativ von der Idee des Absoluten aus zu begreifen versucht und in allen psychologischen und geschichtlichen Untersuchungen die metaphysische Seite derselben mitbehandelt, die rein empirische Behandlungsweise als für sich allein ungenügend zurückgewiesen. In seiner zweiten Rede über die Religion setzt er das religiöse Gefühl mit der intellektualen Anschauung vom Sein alles Endlichen im Unendlichen gleich, und indem er die Religion ins Gefühl als Einheit von Wissen und Handeln setzt, will er die wahre Wissen-

schaft und die wahre Praxis so wenig von der Religion trennen, daß er beide erst aus ihr entspringen läßt. „Was ist alle Wissenschaft als das Sein der Dinge in euch, in eurer Vernunft? Was ist alle Kunst und Bildung als euer Sein in den Dingen, denen ihr Maß, Gestalt und Ordnung gebt? Und wie kann beides in euch zum Leben gedeihen, als nur, sofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, sofern das allgemeine Sein alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in euch lebt?“ Er bekämpft in der Wissenschaft „die Herrschaft des bloßen Begriffs, die mechanischen Kunststücke der Systeme, das leere Spiel mit analytischen Formeln, seien sie kategorisch oder hypothetisch“ und fordert, „das Wesen und die Grenzen des Endlichen nur aus dem Unendlichen zu bestimmen, damit es in diesen Grenzen selbst unendlich sei.“ Damit fordert er eben eine spekulative Wissenschaft und Theologie, die allerdings nicht die Religion selbst ist, sondern nur Wissen von ihr in der abgeleiteten Einheit des Bewußtseins, deren Seele und lebendiges Subjekt aber die Religion ist. Er bekämpft den subjektiven irreligiösen autonomen Idealismus; doch Spinoza ist ihm vom hohen Weltgeist durchdrungen, voll Religion und heiligen Geistes; hatte er doch in dessen Philosophie eine von Gott ausgehende Spekulation, die, wie unvollkommen sie sich auch später gezeigt hat, doch damals fast das einzige bekannte Beispiel einer solchen war. Wie zum wahren spekulativen Wissen enthält ihm das religiöse Gefühl aber auch den Trieb zum wahrhaft sittlichen Handeln. Da wir das ganze Sein des Menschen in den Zustand des Handelns auflösen können, da der Mensch ein Agens sei und nie etwas anderes sein könne, müsse jeder Moment der Frömmigkeit auch ein Handeln wenigstens nach innen sein ¹⁾. Indem Schleiermacher das Wesen der Religion ins Gefühl setzt als unmittelbare Einheit des Wissens und Handelns,

1) Christliche Sitte, S. 21.

so weist er zugleich über sich selbst hinaus auf eine höhere Form des religiösen Lebens, die in der Totalität, dem harmonischen Zusammenwirken der geistigen Funktionen, des entwickelten Denkens und Handelns mit dem Gefühl, besteht und in der Totalität aller subjektiven Kräfte für eine adäquatere Erfassung des Weltganzen und Gottes als der ewig in sich vollendeten Totalität aller Kräfte um so mehr befähigt ist. So erkennt auch Schleiermacher ¹⁾ in den „Ideen“ ein „Sein Gottes in uns“, unter der Voraussetzung, daß wir Denken und Wollen als eins fühlen. Nach „Dialektik“, S. 152, würde freilich Gott als Objekt unseres Denkens und Wollens, weil von ihm verschieden, ein einzelnes, da er doch die absolute Identität ist. Aber, ist Gott realiter im Impuls ²⁾, den das Gefühl enthält zu Denken und Wollen, so können wir ihn auch denken und wollen in seiner Kraft und mit dieser als dem eigentlichen Subjekt, dessen Organe wir sind, ihn als das Objekt des Denkens und Wollens identifizieren ³⁾. Auf diesem Standpunkt ist das Wissen zugleich spekulativ und religiös. So ist der Fromme sich schon im unmittelbaren Gottesbewußtsein wesentlich auch dessen bewußt, daß er Gott weiß in Gottes Kraft. So sagt der Psalmist: „Du, Herr, erleuchtest meine Leuchte.“ So können wir nach Matth. 16, 17 u. 1 Kor. 12, 3 auch Gottes höchste Offenbarung in Christo nur erkennen durch den heiligen Geist. So sind die guten Werke in Gott gethan (Joh. 3, 21). Philo, der Neuplatonismus, die mittelalterliche Mystik lehren freilich: *στε φως ἐπιλάμπει τὸ θεῖον, δέεται τὸ ἀνθρώπινον*; aber Origenes, wie er auch schon gewarnt hat, Gott als das *ἄπειρον* zu fassen, das alle Erkenntnis, auch das göttliche Selbstbewußtsein aus-

1) Dialektik, S. 154, § 216.

2) Ebd., S. 163.

3) Vgl. Dorner, Christl. Glaubensl. I, 195.

schließt¹⁾, hat bereits im Kampf mit den Montanisten geltend gemacht, daß die göttliche und die menschliche Kausalität sich bei der Offenbarung Gottes im Menschen nicht ausschließen, und so brauchen wir auch den Schein des Pantheismus nicht zu fürchten, wenn wir auf der Warte der theologischen Spekulation mit Meister Eckhart sagen: „Das Auge, mit dem ich Gott sehe, ist dasselbe Auge, mit dem mich Gott sieht“, oder mit Schelling²⁾: „In der höchsten Wissenschaft sieht nicht der Mensch, sondern das ewige Sehen selber ist in ihm sehend geworden.“ Das ist nicht spekulativer Hochmut, sondern vielmehr Gnade, die Gott nur dem Demütigen giebt, daß wir ihn in seiner Kraft erkennen, freilich immer nur annähernd und fortschreitend³⁾ und zwar in dem Maße, als wir selbst reines Herzens werden (Matth. 5, 8).

§ 12.

2. Methode der spekulativen Theologie.

Inhalt: a. Beginn mit Reflexion auf das geschichtliche Gottesbewußtsein; b. Fortschritt nach den Unterschieden des Selbstbewußtseins; c. Ziel, System.

a. Wie die spekulative Theologie von dem empirischen geschichtlichen Gottesbewußtsein ausgeht, so beginnt ihre Methode mit der Reflexion auf dasselbe, um mittels derselben die in ihm enthaltenen spekulativen Momente herauszustellen, weiter zu entwickeln und die empirischen Bestimmungen aus denselben als ihren Möglichkeiten wissenschaftlich zu begreifen. Die Reflexion auf das unmittelbare geschichtliche Gottesbewußtsein kann auch von der spekulativen Theologie nicht entbehrt werden. „Was der Speku-

1) Princ. II, 9, 1. Augustin half sich mit der Formel: „Omnis infinitas quodam ineffabili modo Deo finita est, quia scientiae ipsius incomprehensibilis non est.“ Civ. XII, 18.

2) Abhandlung von der Freiheit.

3) Vgl. Dorner, Glaubensl. I, 198.

lation entgegensteht“, sagt Rothe¹⁾, „ist nicht etwa die Reflexion überhaupt, sondern das empirisch reflektierende Denken; die Reflexion ist die allgemeine Form des Denkens überhaupt, und ohne Reflexion giebt es gar kein Denken. Auch die Spekulation hat sich daher nur mittels der Reflexion zu vollziehen, nämlich der dialektischen. An ihr hat sie ihr alleiniges Instrument, das alleinige Mittel, um aus der Stelle zu kommen.“ Wenn er freilich fortfährt: „Die Gedanken, welche der Spekulierende mit seiner Reflexion untersucht und entwickelt, sind lauter von seinem Denken selbst lediglich aus sich selbst heraus erzeugte, demselben nicht von außen ihm hergegeben“, so ist das mißverständlich. Er hat das selbst gefühlt und unter dem Text bemerkt: „Ich sage nicht: von außen her; denn es giebt auch innere empirische Data, die psychischen.“ Er geht vom christlichen Gottesbewußtsein aus, aber findet in demselben auch sogleich ein einfaches Gottesbewußtsein als Urdatum für die theologische Spekulation und antwortet auf Müllers Einwand²⁾, daß das christliche Bewußtsein kein einfaches Urdatum sei: „Wehe der christlichen Frömmigkeit, wenn das christliche Gottesbewußtsein nicht auf ein einfaches Gottesgefühl von spezifischer Qualität zurückgeht, aus dem es sich heraus entfaltet als aus seiner Wurzel“³⁾. Gewiß hat die Reflexion so in allen Religionen die vielen empirischen Bestimmtheiten des geschichtlichen Gottesbewußtseins auf eine innere Einheit zurückzuführen, die in jeder Religion eine spezifische Qualität hat; wodurch sie sich von den anderen prinzipiell unterscheidet, und diese Einheit ist selbst die Grundlage des Spekulativen; aber sie entwickelt und bestimmt sich auch selbst weiter in lebendiger Wechselwirkung mit der Welt der Erfahrung und Geschichte,

1) Ethik I, 7, § 2, Anm. 1.

2) Lehre von der Sünde I, 15 (3. Ausg.).

3) Ethik I, 39.

bedarf daher auch in ihrer spekulativen Entwicklung immer der Verknüpfung mit der geschichtlichen Empirie.

b. Die Methode der spekulativen Theologie schreitet fort nach den Unterschieden des Selbstbewusstseins. Sie sucht den Inhalt des unmittelbaren empirischen Gottesbewusstseins durch spekulative Entfaltung seines einheitlichen Prinzips ins Wissen zu erheben, denkend zu begreifen. Gefühl und Denken stehen jedoch auch bei Rothe noch nicht in völlig organischer Verknüpfung. Er behauptet mehr ein äußerliches Nebeneinander beider, wie der empirischen so der spekulativen Wissenschaft: „Wir fordern, daß beide Arten des Denkens, des reinen spekulativen und des von der Erfahrung ausgehenden anschauungsmäßigen, sich jede für sich, reinlich von der andern gesondert, zu vollziehen haben, — beide in demselben Subjekt, aber in verschiedenen Zeiteilen und mittels verschiedener Funktionen“¹⁾. In gleicher Weise schärft Rothe ein²⁾, „daß die spekulative Operation sich schlechthin unabhängig erhalte von den Einwirkungen des frommen Gefühls, solange sie sich vollzieht, und bevor sie vollständig abgeschlossen ist, dürfe nicht hinübergeschleift werden auf das fromme Gefühl und seine Aussagen; erst an dem Ergebnis sei die Probe seiner Richtigkeit zu machen durch Vergleichung mit dem frommen Gefühl“. Müller³⁾ findet darin das Wahre, „daß bei jeder wirklichen Gedankenentwicklung, auch der nicht spekulativen, die Aufmerksamkeit des Geistes auf den Inhalt und die innere Verknüpfung der einzelnen Gedankenmomente gerichtet sein müsse, und erst, wenn ein Ergebnis gewonnen, dasselbe verglichen werde mit dem, was sonst ihm feststehe“. Aber Müller bemerkt auch weiter mit Recht⁴⁾: „Liegen in unserm Geist Spekulation und Fröm-

1) Ethik I, S. 11.

2) Ebd., S. 47, § 7.

3) Lehre von der Sünde I, 11.

4) Ebd., S. 12.

migkeit wie zwei abgeschlossene Fächer neben einander? Ist nicht der Kern des christlichen Bewußtseins, wo er wirklich ist, das alldurchdringende, allbeseelende Prinzip des geistigen Lebens? Unmittelbar und unabweisbar wird es sich dem Denken verraten, ob das System, das in seinem Geiste werden will, mit seinem christlichen Glauben in innerm Einklang steht oder nicht.“ Wenn Rothe ¹⁾ doch die Frömmigkeit mit unbedingter Autorität über die theologische Spekulation stellt und sich bereit erklärt, seine spekulative Arbeit als mißglückt durch Ungeschick in Handhabung der Methode zu zertrümmern, wenn ihr Ergebnis nicht mit der Aussage des frommen Gefühls übereinstimme, so kann er diese Unterordnung der Spekulation unter das Gefühl doch nur so begründen, daß er die Aufgabe der spekulativen Methode wieder richtiger faßt: „Die Spekulation soll und will nichts anderes, als den dem Frommen unmittelbar gewissen Gehalt seines unmittelbaren frommen Bewußtseins, d. i. den Gehalt seines Gottesgefühls, aus welchem sein Gottesgedanke sich erst erhebt, nach seiner spezifischen Bestimmtheit in begriffsmäßiger Form ausdrücken. An diesem Gehalt selbst, den sie nicht zu erzeugen, sondern nur denkend zu verarbeiten hat, will sie nichts ändern.“ So genügen nun aber auch nicht zum Fortschritt der spekulativen Methode die abstrakt logischen Kategorieen der Position und Negation, der Thesis und Antithesis, des Ich und Nicht-Ich, welche Rothe anwendet, um dann eine höhere Synthese des Entgegengesetzten zu erreichen, in Umbildung der Hegelschen dialektischen Methode des reinen vermöge seiner Negativität sich selbst bewegenden Begriffs. Auch Rothe kommt mit diesen Kategorieen allein nicht wahrhaft vorwärts; er nimmt, wie sich leicht erweisen läßt, immer wieder die Bestimmungen des unmittelbaren christlichen Bewußtseins zu-

1) Ethik I, 45.

hilfe¹⁾ und wird denselben nicht immer gerecht vermöge der Einseitigkeit seiner Kategorien; beides zeigt sich besonders im Übergang von Gott zur reinen Materie oder primitiven Kreatur als dem Nicht-Ich Gottes, das durch ihn anfangslos gesetzt, durch ihn fortschreitend in der Natur bestimmt und zuletzt ihm gleichgestimmt ist als durch Bethätigung der Naturanlage und damit durch eigene Selbstbestimmung gewordener kreatürlicher Geist, aber auch alles Unzulängliche, Defekte, Inadäquate in der geschöpflichen Welt zur Folge hat, was sich als Übel fühlbar macht, und, wenn es im persönlichen Geschöpf sich selbst affirmiert, aus dem kontradiktorischen Gegensatz von Gott der konträre Gegensatz wird²⁾. Erschien in der ersten Auflage der theologischen Ethik das Nicht-Ich Gottes geradezu dualistisch als Gegensatz, Negation oder Schranke Gottes, die er erst aufheben muß und nur mittelbar wiederherstellen kann, um seine Absolutheit zu behaupten, so hat dies Rothe in der zweiten Auflage zwar zurückgenommen, aber doch sich unnötige Schwierigkeiten gemacht, indem er das Nicht-Ich Gottes nicht als bloße Bedingung einer von Gott verschiedenen Welt, sondern primitiv als ein Sein denkt, zu dessen Begriff schlechthin keine weitere Bestimmtheit hinzukommt, während doch schon Aristoteles³⁾ das *οὐκ-ἄνθρωπος* weder als *λόγος* noch als *ἀπόφρασις* gelten läßt, höchstens als *ὄνομα ἀόριστον, διτι ὁμοίως ἐφ' ὁτιοῦν ἐπάσχει καὶ ὄντος καὶ μὴ ὄντος*. Indem Rothe das unbestimmte Nicht-Ich Gottes als von Gott gesetztes, primitives Sein denkt, schwebt ihm aus dem erfahrungsmäßigen christlichen Bewußtsein die Idee einer von Gott geschaffenen Welt bereits vor, deren Möglichkeit in Gott aber keineswegs bloß aus dem Nicht-Ich Gottes folgt, das als kontradiktorischer

1) Thilo, Die Wissenschaftlichkeit der modernen spekulativen Theologie, S. 137. Lange, Christliche Ethik, S. 14.

2) Rothe, Ethik I, § 55f. (2. Aufl.).

3) De interpr., c. 2. Trendelenburg, Elementa log. Ar., § 5.

Gegensatz ihn auch nur vermöge einer moralischen Notwendigkeit¹⁾ veranlasse, es als real zu setzen und weiter bestimmend auf dasselbe einzuwirken. Rothe denkt ja auch dasselbe bestimmungslose Sein schon in Gott selbst, seinem Wesen oder reiner Potenz²⁾, die aber ebenso „unbestimmter Name“ ist, wenn sie nicht aus dem Wesen des Geistes von vornherein als unmittelbar selbstbewufste Allmacht bestimmt wird, die sich objektiviert im Logos, dem Ich Gottes und dieses mit sich zusammenschließt zur Selbstbehauptung im Willen; durch diese inneren Unterschiede Gottes selbst ist es erst möglich, daß Gott auch in seinem Nicht-Ich die Möglichkeit einer Schöpfung denkt und sie dann um ihres höchsten Zweckes willen verwirklicht. Indem aber Rothe das Nicht-Ich Gottes gar nicht gleich von vornherein inhaltlich durch Gott selbst bestimmt denkt, sondern es vielmehr zuerst in seinem bloßen kontradiktorischen Gegensatz auf Gott bestimmend einwirken läßt, so steht es ihm im Grunde doch dualistisch gegenüber, und so nennt es auch Rothe in der Lehre von der Sünde³⁾ den geraden Gegensatz Gottes, das an sich gegen Gott gegensätzliche Prinzip, das deshalb in der Schöpfung kontinuierlich Objekt der Bewältigung vonseiten Gottes ist. So heißt es denn auch geradezu über die Entstehung der Sünde⁴⁾: „Es liegt in dem Begriff der Schöpfung selbst, daß die persönliche Kreatur aus der Materie und zwar genauer aus der materiellen Natur zunächst nicht anders herausgearbeitet werden konnte, denn als unmittelbar noch durch die Materie obruierte und verunreinigte und somit auch in ihrer Persönlichkeit durch sie bestimmte.“ Daraus wird gefolgert, daß „die sinnliche Entwicklung der Menschheit notwendig über die Sünde hinweg, ja von ihr

1) Ethik I, 160 (2. Aufl.).

2) Ebd. I, 95, § 26 (2. Aufl.).

3) Ebd. III, 24, § 473 Anm.

4) Ebd. III, 46, § 480.

ausgehe“. Es sollen uns diese Ausführungen nicht hindern an der Anerkennung des eminenten Verdienstes, das sich Rothe um Fortbildung der spekulativen Theologie erworben hat; die spekulative Theologie muß aber durchaus herauskommen aus der Konstruktion mit zu abstrakten Kategorieen, wie sie noch in Nachwirkung der dialektischen Methode Hegels sich auch bei Weifse, Fichte d. J., Biedermann findet¹⁾. Schelling hat auch seine Potenzen noch viel zu abstrakt gefaßt, vor allem die erste, obgleich er sie richtig aus den Unterschieden des Selbstbewußtseins deduziert. Wie die Philosophie alle Kategorieen aus den Unterschieden des Selbstbewußtseins entwickelt²⁾, so hat die spekulative Theologie nicht etwa umgekehrt das göttliche Selbstbewußtsein erst aus abstrakten Kategorieen zu entwickeln, was unmöglich ist, da das Höhere nicht aus dem Niederen erklärt werden kann³⁾, sondern nur in dem empirischen geschichtlichen Gottesbewußtsein, der ihr Ausgangspunkt ist, die prinzipielle Bestimmtheit desselben in den verschiedenen Religionen und ihren besonderen Entwicklungsstadien auf verschiedene Prinzipien zurückzuführen, die sich schließlic als innere Unterschiede und die dem Geiste als solchem wesentlichen Grundbestimmungen des göttlichen Geistes ergeben, in welchen auch alle

1) Vgl. die eingehenden Kritiken Kym's (Metaphys. Untersuch., S. 1—56. 380 ff.), der freilich im Festhalten der Unerkennbarkeit Gottes auch Berechtigtes verwirft, wie die zeitlose Succession der Bewußtseinsmomente in Gott, während er doch selbst mit Aristoteles das Ganze vor den Theilen, den Zweck vor den Mitteln denkt, dabei aber gewiß nicht immer Zeitunterschiede annimmt.

2) Siehe oben, § 4.

3) Wenn Flügel (Spekulative Theologie, S. 198 ff.) dies auch an Dorner tadelt, so thut er ihm das größte Unrecht und versteht dessen Methode gar nicht.

anderen Kategorieen enthalten sind, die in ihrem relativen Aufeinander in der Welt hervortreten und mittels derer dann die spekulative Theologie auch rein philosophisch die Welt auf Gott und ihre prinzipiellen Unterschiede auf die drei Grundbestimmungen seines Geistes zurückführt, um von ihnen aus endlich in systematischer Deduktion das christliche Gottesbewußtsein (dessen Vorstufen nur die anderen Religionen sind, die noch dazu unter dem hemmenden Einfluß der Sünde stehen, daher in diesem systematischen Schlußteil nicht mehr weiter in Betracht kommen) möglichst allseitig zu begreifen.

c. Das Ziel, das die Methode der spekulativen Theologie verfolgt, ist ein System, in welchem zuerst aus dem erfahrungsmäßigen religionsgeschichtlichen Gottesbewußtsein das spekulative entwickelt und dann von diesem wieder zu jenem fortgegangen wird, um von der höchsten specula aus, die sich erst aus dem christlichen Gottesbewußtsein ergeben hat, dieses selbst, prinzipiell in der geschichtlichen Person Jesu, sekundär in der Kirche als das schlechthin vollkommene Gottesbewußtsein, als die absolute Religion nach ihrer Möglichkeit, Notwendigkeit und theils bereits verwirklichten, theils noch zu verwirklichenden Bestimmung systematisch darzustellen. Das ganze System der spekulativen Theologie gliedert sich daher naturgemäß in einen mehr geschichtlichen und in einen im engeren Sinn systematischen Teil; in dem ersteren wird erst im Aufsteigen von den niedrigsten Religionsstufen das allumfassende höchste spekulative Prinzip gesucht; erst in der christlichen Religion wird es ganz gefunden und ermöglicht dann eine vollkommene systematische Entfaltung. So muß aber das christliche Gottesbewußtsein selbst in zweifacher Weise dargestellt werden; zuerst vom rein geschichtlichen Standpunkt aus, von dem aus erst die spekulative Theologie

in ihrer geschichtlichen Entwicklung das spekulative Prinzip fortschreitend zu erfassen sucht, und dann, in selbständiger systematischer Entfaltung seines Inhalts. So ergeben sich schließlicly doch drei Teile und, da auch die jüdische Religion alle heidnischen überragt und von der Religionsvergleiclyung in der Reihe der Religionen als die nächste Vorstufe und geschichtliche Vorbereitung des Christentums zu diesem in unmittelbare Beziehung und Verbindung gesetzt werden muß, der Islam aber sich an das bereits vorhandene Christentum und Judentum, es umbildend und korrumpierend, anschliclyst, so umfaßt der erste Teil nur die heidnischen Religionen, der zweite die monotheistischen, der dritte die systematische Darstellung des christlichen Gottesbewußtseins als der absoluten Religion. Da sich in allen drei Teilen das geschichtliche Gottesbewußtsein durch Entfaltung seiner spekulativen Seite mit der philosophischen Theologie zusammenschliclyt, werden sie am besten nach der durch Schelling eingeführten Terminologie, der erste als Philosophie der Mythologie, die zwei anderen als Philosophie der Offenbarung bezeichnet, welche letztere in einen geschichtsphilosophischen und einen rein systematischen Teil zerfällt.

§ 13.

3. Übersicht über die Gliederung der spekulativen Theologie.

Erster Teil. Philosophie der Mythologie oder heidnischen Religionsentwicklung.

Erstes Buch. Einleitung: Religionsphilosophische Grundlegung der Religionsgeschichte.

Erstes Kapitel. Thatsächliche Allgemeinheit der Religion.

Zweites Kapitel. Die elementarsten Wesensmomente aller Religion.

Drittes Kapitel. Die elementarsten Lebensäußerungen aller Religion.

Zweites Buch. Das mit dem Bewußtsein überwiegender Abhängigkeit des Menschen vom Menschen in Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein der Natur- und mongolischen Kulturvölker.

Erstes Kapitel. Das zum Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein in seiner ausgedehntesten Versinnlichung bei den Naturvölkern Afrikas.

Erster Abschnitt. Ausgedehntester Fetischismus der Neger Westafrikas.

Zweiter Abschnitt. Zunehmende Beschränkung des Fetischismus auf Baum- und Tierkult bei den Abantu und Ostafrikanern.

Dritter Abschnitt. Gestirndienst der Sän und Hottentotten, Mischreligion der Madagassen.

Zweites Kapitel. Das zum Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein in engerer Begrenzung seiner Versinnlichung bei den Naturvölkern Australiens und Ostindiens.

Erster Abschnitt. Begrenzung der Versinnlichung im Kobong der Papua.

Zweiter Abschnitt. Begrenzung des versinnlichten, doch mythologisch reicher entwickelten Gottesbewußtseins im Tabu der Malayan.

Dritter Abschnitt. Übergangsstufe der nicht-arischen Völker Indiens zu den Mongolen.

Drittes Kapitel. Das mit Ahnenkult behaftete Gottesbewußtsein in relativ geistigeren Formen bei den mongolischen (inkl. amerikanischen) Völkern.

Erster Abschnitt. Der Schamanismus der mongolischen Naturvölker der alten Welt.

Zweiter Abschnitt. Der mit Ahnenkult verbundene Glaube an den „großen Geist“ bei den Naturvölkern Amerikas, mythologisch erweitert bei den alten Kulturvölkern Zentral- und Südamerikas.

Dritter Abschnitt. Der Ahnenkult der ostasiatischen Kulturvölker, untergeordnet dem Sonnen-

kult in der japanischen Sintoreligion und dem Himmelskult in der chinesischen Staatsreligion.

Drittes Buch. Das im Gestirndienst versinnlichte, unter fortschreitendem Bewusstwerden der Naturordnung sich relativ vergeistigende Gottesbewusstsein der semito-homitischen Kulturvölker.

Erstes Kapitel. Einfachste Form des geschlechtlich differenzierten Zabismus bei den Syrern, Kanaanitern, Kleinasiaten.

Zweites Kapitel. Der zum Planetenkult sich erweiternde Gestirndienst.

Erster Abschnitt. Der phönizische Sonnen-, Mond- und Kabirenkult.

Zweiter Abschnitt. Der chaldäische Gestirndienst.

Dritter Abschnitt. Der vormuhamedanische Zabismus der Araber.

Drittes Kapitel. Vergeistigung des Sonnenkult bei den Ägyptern.

Viertes Buch. Das im Himmelsmythos versinnlichte, sich fortschreitend vergeistigende und ethisierende Gottesbewusstsein der Arier (Indogermanen).

Erstes Kapitel. Die indische Religionsentwicklung.

Erster Abschnitt. Der Henotheismus der Veden.

Zweiter Abschnitt. Die negative Entsinnlichung des Gottesbewusstseins in der abstrakten Einheitslehre des Brahmanismus.

Dritter Abschnitt. Auflösung der Religion in praktische Willensverneinung im Buddhismus.

Vierter Abschnitt. Befestigung des Brahmanismus in der indischen Volksreligion.

Zweites Kapitel. Die Zendreligion des persönlichen und guten, doch noch mit Materialisierung und dualistischer Schranke behafteten Lichtgottes.

Drittes Kapitel. Die eine positiv freie Herrschaft des Geistes über die Materie anstrebende Vergeistigung des versinnlichten Gottesbewusstseins bei den europäischen Ariern.

Erster Abschnitt. Die griechische Religion in ihrer Entwicklung aus der pelasgischen Naturreligion zur Religion der Schönheit und philosophischen Theologie.

Zweiter Abschnitt. Die römische Religion sich vergeistigend und ethisierend im Dienst der Staatszwecke.

Dritter Abschnitt. Die Religion der nordeuropäischen Arier, Kelten, Slaven und Germanen, in diesen letzten sich erhebend zur höchsten Stufe des heidnischen Bewußtseins, zur Anerkennung der ihm zugrunde liegenden sittlichen Schuld und zur Weissagung der „Götterdämmerung“.

Zweiter Teil. Philosophie der Offenbarung. Geschichtlicher Teil. Die monotheistische Religionsentwicklung.

Fünftes Buch. Der Monotheismus der Hebräer und des Islam.

Erstes Kapitel. Das alttestamentliche Gottesbewußtsein als Bund des dem hebräischen Volk sich geschichtlich offenbarenden einen Gottes mit ihm.

Erster Abschnitt. Der patriarchalische Glaube an Gott den Allmächtigen.

Zweiter Abschnitt. Die mosaische Gesetzgebung.

Dritter Abschnitt. Die hebräische Prophetie.

Zweites Kapitel. Der spätere jüdische Monotheismus in Veräußerlichung oder Verflüchtigung des alttestamentlichen Offenbarungsgehalts.

Erster Abschnitt. Die jüdische Religion in Palästina nach dem Exil.

Zweiter Abschnitt. Die jüdische Religionsphilosophie in Alexandrien.

Dritter Abschnitt. Das nachchristliche Judentum.

Drittes Kapitel. Der Islam. Unethische Rückbildung des Monotheismus auf Stufen heidnischer physischpassiver Religiosität und abstrakter Einheitslehre.

Erster Abschnitt. Umbildung des semitischen Monotheismus zur Religion politischer Macht durch Muhamed.

Zweiter Abschnitt. Die Religionsphilosophie der Araber im Mittelalter. Auflösung der positiven Religion in griechische Philosophie.

Dritter Abschnitt. Die Mystik des Sufismus. Auflösung in Brahmanismus.

Sechstes Buch. Das Urchristentum als urkundliches Bewußtsein der in Jesu Christo vollendeten, durch ihn in den Gläubigen sich fortsetzenden Vereinigung Gottes mit der Menschheit.

Erstes Kapitel. Die geschichtliche Person Jesu von Nazaret nach ihrem Selbstzeugnis.

Zweites Kapitel. Der Paulinismus, das urchristliche Bewußtsein in seiner dialektischen Form.

Drittes Kapitel. Die Johanneische Theologie, das urchristliche Bewußtsein in seiner spekulativen Form.

Siebentes Buch. Das christliche Bewußtsein in seiner geschichtlichen Entwicklung.

Erstes Kapitel. Die Theologie der ungetrennten Kirche in relativer Einheit der geistigen Funktionen.

Zweites Kapitel. Die Theologie des Mittelalters, im einseitigen Auseinandertreten der geistigen Funktionen.

Erster Abschnitt. Das römische Autoritätsprinzip.

Zweiter Abschnitt. Die Scholastik der mittelalterlichen Kirche.

Dritter Abschnitt. Die Mystik der mittelalterlichen Kirche.

Drittes Kapitel. Die protestantische Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Erster Abschnitt. Die den Reformatoren gemeinsamen Prinzipien (Einheit des Material- und Formalprinzips in dem unmittelbaren Verhältnis zu Christo).

Zweiter Abschnitt. Die Theologie der durch einseitige Überschätzung des theologischen Denkens

getrennten evangelischen Konfessionen und ihre Auflösung in Philosophie.

Dritter Abschnitt. Die höhere spekulative Vereinigung der in der evangelischen Kirche vorhandenen Gegensätze in der Theologie der Union.

Dritter Teil. Philosophie der Offenbarung. Systematischer Teil. Entfaltung des christlichen Bewusstseins als der durch Jesus Christus den Gottmenschen sich vollendenden Gottesgemeinschaft oder absoluten Religion zum spekulativen System der christlichen Theologie.

Achtes Buch. Der christliche Glaube an Gott den Vater oder die absolute Religion im Bewusstsein ihrer Möglichkeit.

Erstes Kapitel. Die subjektive Möglichkeit der vollkommenen Gottesgemeinschaft in der religiösen Anlage der menschlichen Natur.

Zweites Kapitel. Die objektive Möglichkeit der vollkommenen Gottesgemeinschaft im Wesen Gottes.

Drittes Kapitel. Die Möglichkeit der vollkommenen ethischen Gottesgemeinschaft in der Einigung des menschlichen mit dem göttlichen Willen.

Neuntes Buch. Der christliche Glaube an Gott den Sohn oder die absolute Religion im Bewusstsein der Notwendigkeit ihrer geschichtlichen Vermittelung durch Jesus den Gottmenschen.

Erstes Kapitel. Die in der menschlichen Subjektivität (individuellen Beschränktheit und allgemeinen Sündhaftigkeit) begründete Notwendigkeit des Mittlers.

Zweites Kapitel. Die in Gottes objektivem Wesen begründete Notwendigkeit des Mittlers.

Drittes Kapitel. Die geschichtliche Verwirklichung der vollkommenen Gottesgemeinschaft in der Person Jesu Christi und sein Vermittelungswerk.

Zehntes Buch. Der christliche Glaube an Gott den heiligen Geist oder die Verwirklichung der voll-

kommenen Gottesgemeinschaft in den Gläubigen oder der Kirche.

Erstes Kapitel. Das christliche Bewußtsein in seiner rezeptiven Selbstthätigkeit als vom heiligen Geist gewirkter, durch das geschichtliche Zeugnis von Christo vermittelter Heilsglaube.

Zweites Kapitel. Das christliche Bewußtsein in Entfaltung seiner produktiven Thätigkeit als heiliger Liebe zum Organismus der christlichen Sittlichkeit.

Drittes Kapitel. Das christliche Bewußtsein in Hoffnung seiner ewigen Vollendung.

I. Teil.

Philosophie der Mythologie oder heidnischen
Religionsentwicklung.

I. Buch.

Religionsphilosophische Grundlegung der Religionsgeschichte.

Inhalt: KAP. I: Thatsächliche Allgemeinheit der Religion (§ 14); KAP. II: Die elementarsten Wesensmomente aller Religion (§ 15—17); KAP. III: Die elementarsten Lebensäußerungen aller Religion (§ 18).

I. Kapitel.

Thatsächliche Allgemeinheit der Religion (bzw. religiösen Anlage).

§ 14.

Inhalt: a. Ausgang von der Thatsache der Religion im weitesten Sinn des Worts und religiösen Anlage; b. Allgemeinheit der Religion bei allen Völkern (Unterschied der Natur- und Kulturvölker, Entwicklungsfähigkeit jener); c. Abgrenzung des religiösen als menschlichen vom tierischen Bewußtsein.

a. Die Religion als unmittelbares Gottesbewußtsein macht sich geltend als eine subjektiv psychologische und objektiv ethnologische und geschichtliche Thatsache, die nicht wegzuleugnen, sondern zu erklären ist. Wir fassen dabei die Religion in ihrer elementarsten und weitesten Bestimmung, die auf alle Religionen paßt, als den Glauben an eine höhere über die erfahrungsmäßige Beschränktheit menschlicher und natürlicher Kraft hinausgehende Macht, gleichviel, ob dieselbe in einem Gott angeschaut oder an viele Götter verteilt und auch be-

schränkten Menschen, Häuptlingen, Zauberern, abgeschiedenen Seelen, Naturkräften und Naturwesen, dem sichtbaren Himmel, Gestirnen, Elementen, Steinen, Pflanzen, Tieren zugeschrieben wird; wo diese wirklich vergöttert werden, geht auch das Bewußtsein über ihre erfahrungsmäßig beschränkte Macht hinaus und ist nur insoweit religiös zu nennen. Dies Bewußtsein ist auch als thatsächlich vorhanden anzuerkennen in seiner Unmittelbarkeit oder Unabhängigkeit von durch Reflexion vermittelter Wissenschaft und Sittlichkeit, da es sich schon vor diesen findet und deren Entwicklung selbst mitbedingt. Der Atheismus ist dagegen vielmehr ein Produkt der Reflexion. Gleichwohl setzt auch das unmittelbare Gottesbewußtsein eine geistige Entwicklung voraus, ist dem Menschen nicht fix und fertig angeboren, sondern beim Kinde erst Potenz und Anlage, wie das ganze geistige Leben und hat eben an diesem Werden desselben und seiner Allmählichkeit, an der dem Menschen damit anhaftenden Endlichkeit, Beschränktheit, Schwäche, Bedingtheit und Abhängigkeit seiner Entwicklung von der Natur und den Mitmenschen seine Voraussetzung, sein Korrelat als das Bewußtsein einer übermenschlichen und, indem sich der Mensch doch zugleich über die Naturdinge und Naturwesen erhaben fühlt, und sie noch beschränkter als sich selbst findet und nach seinen Zwecken gebraucht, auch übernatürlicher Macht. Ist nun aber das unmittelbare Gottesbewußtsein beim Kinde zunächst nicht aktuell vorhanden, so ist doch auch die religiöse Anlage, aus der es sich entwickelt, Thatsache (vgl. Ps. 8, 3). Bedingung der Entwicklung ist auch freilich die menschliche Gemeinschaft und Erziehung, wie der Zustand der vereinzelt vorgefundenen sogenannten wilden Kinder zeigt¹⁾, deren religiöse und geistige Anlage aber

1) Vgl. Daheim 1876, 15. Januar; M. Müller, Essays II. XI; Wolfskinder (die, in Indien unter Wölfen gefunden, nicht sprechen lernten).

doch nur eine gehemmte ist. Zwar kann man ja jedem Kinde geradezu alles Beliebige weismachen, wie Fechner ¹⁾ sagt; aber das Wort „Gott“ bliebe für das Kind ein leerer Schall ohne religiöse Anlage. Wenn es zuerst von dem Kinde den Eltern nachgesprochen wird, verbindet ja freilich das Kind mit demselben sinnliche Vorstellungen, denkt sich Gott nach Ähnlichkeit der Eltern und anderer erwachsenen Menschen, nur noch älter, gröfser und stärker, aber geht doch immer zugleich in seiner instinktiven Phantasie und Gefühl fortschreitend, namentlich in der Vorstellung des Schöpfers, über das blofs Sinnliche, blofs Menschliche und Natürliche hinaus, allerdings unter Anleitung der Erzieher, welche ihm aber nicht das Bewusstsein der übermenschlichen und übernatürlichen Macht Gottes äufserlich anlernen und einprägen können, da eben sein Inhalt die erfahrungsmäßigen Schranken des Menschlichen und Natürlichen übersteigt; diesen Inhalt kann das unmittelbare Bewusstsein des Kindes nur konzipieren vermöge seiner religiösen Anlage.

b. Das Gottesbewusstsein in dem angegebenen weitesten Sinne findet sich in thatsächlicher Allgemeinheit bei allen Völkern. Die sogenannten Wilden oder Naturvölker, obgleich auch sie nach Peschel ²⁾ besser Halbkulturvölker zu nennen wären, da noch nie eine Bevölkerung in feuerlosem Zustand überrascht worden, zeigen in vielen Zügen ³⁾, namentlich aber in ihrem Gottesbewusstsein ein zurückgebliebenes, in seiner Entwicklung gehemmted Kindesbewusstsein ⁴⁾, das aber zum mindesten die auch bei ihnen vorhandene religiöse Anlage be-

1) Motive des Glaubens, S. 52.

2) Völkerkunde, S. 147 (2. Aufl. 1875). L. Becker in der Zeitschrift „Natur“ 1880, Nr. 1 u. 2, und O. Buchner in „Gää“ XII, 3, S. 151—164 weisen im einzelnen nach, dafs der Mensch in allen Erdteilen Feuer durch Reibung zweier Hölzer erlangte und noch erlangt.

3) Vgl. Lubbock, Zivilisation, S. 439 ff.; Natur 1879, S. 412.

4) Vgl. Roskoff, Religion der rohesten Naturvölker, S. 23 f.

kundet, ohne die auch die Arbeit der Missionare eine vergebliche wäre, während diese doch durch fortschreitende Christianisierung der verschiedensten Stämme den Thatbeweis liefert, daß alle des Gottesbewußtseins fähig sind. Aber auch im Naturzustand der am tiefsten gesunkenen Stämme findet sich noch mehr als die bloße religiöse Anlage, vielmehr immer schon ein wirkliches, wenn auch noch so unvollkommenes Gottesbewußtsein. *Πάντες θεῶν χατέου¹ ἄνθρωποι* ist nach Melanchthon der schönste Vers in Homer ¹). *Πάντες ἄνθρωποι περὶ θεῶν ἔχουσιν ἐπόληψιν*, sagt schon Aristoteles ²), ebenso Cicero ³): „In omnium animis deorum notionem impressit ipsa natura; quae est enim gens aut quod genus hominum, quod non habeat sine doctrina anticipationem quandam deorum?“ und Seneca ⁴): „Deos esse inter alia sic colligimus, quod omnibus de iis opinio insita est.“ Faustus Socinus ⁵) berief sich zuerst auf amerikanische Stämme: „qui nullum penitus sensum aut suspicionem divinitatis alicujus habent“. Johann Gerhard ⁶) bestreitet dies aber schon auf Grund anderweitiger Zeugnisse und bemerkt: „Quod si naturales illae notitiae in quibusdam se non exerunt actu externo, ex eo tamen inferri nequit, quod plane absint, sed quod per accidens, sceleribus sc. opprimantur, tenebris malitiosae ignorantiae oppressae, quales sunt etiam in visibili ecclesia.“ Vereinzelte Völkerstämme schienen wohl den Entdeckern und Reisenden völlig religionslos; wie dem Adelbert v. Chamisso die Nomadenstämme zwischen Ob und Jenisei, dem d'Azara die Pampas, Lenguas, Mbajas in Südamerika, Neueren auch manche Horden Australiens,

1) Odyss. III, 48. Vgl. M. Müller, Ursprung der Religion, S. 38.

2) De coel. I, 3.

3) Nat. deor. I, 16. Cfr. c. 17, II, 4, 5; Leg. I, 8.

4) Ep. 110. Andere Stellen der Alten siehe in Luthardt, Apol. Vortr., S. 269.

5) Praelect., c. 2, 4.

6) Exeges. loc. 2, c. 4, § 80.

auch manchen Missionaren die Buschmänner in Südafrika ¹⁾. Roskoff geht in der Schrift „Die Religion der rohesten Naturvölker“ (1880), alle einzelnen für religionslos gehaltenen Völker durch und weist nach, daß auch ihnen Religion nicht ganz fehle. Auch Lubbock, der eine ursprüngliche Religionslosigkeit und Wildheit der Menschen behauptet, gesteht doch zu ²⁾: „Wenn etwas mehr oder weniger Zauberei für Religion gilt, würde es schwer sein, die Behauptung, daß alle Wilden Religion haben, zu verneinen.“ Er will freilich die Zauberei noch nicht für Religion halten, aber sie setzt gerade schon recht eigentlich den Glauben an übermenschliche und übernatürliche Mächte voraus, mit deren Hilfe auch dem Menschen Zauberei möglich sei, und O. Pfeleiderer sagt mit Recht ³⁾: „Auch wenn man den Aberglauben nicht Religion nennen wollte, so hat er doch mit dem Glauben die Beziehung auf ein Übernatürliches gemein; der Unterschied beider liegt in der Normalität oder Verkehrtheit dieser Beziehung.“ Auch anderwärts sagt Lubbock selbst: „Gelten schon ein bloßes Furchtgefühl und das Bewußtsein, daß vielleicht außer uns andere mächtige Wesen sind, für Religion, dann müssen wir zugeben, daß sie ein Gemeingut der Menschen sei.“ Gegen Lubbock trat zuerst Herzog Argyll in seinem „Primeval man“ in die Schranken. Darwin ⁴⁾ erkennt auch bei den tiefststehenden Völkern ein gewisses Minimum von Religion in der Form des Animismus an. Auch J. Lippert ⁵⁾ weist den Kult abgeschiedener Seelen bei allen Völkern nach, und wenn er es dahingestellt sein läßt, ob dieser schon Religion zu nennen, so läßt er doch diese sich wenigstens daraus entwickeln. O. Caspari ⁶⁾ verneint die Existenz religionsloser

1) Vgl. Moritz Wagner, Beilage zur „Allg. Zeitung“ 1873, Nr. 92; Zöckler, Kreuz Christi, S. 417 ff.

2) Vorgeschichtliche Zeit II, 273.

3) Theorie des Aberglaubens, S. 4. Roskoff, S. 17.

4) Abstammung des Menschen I, 55.

5) Der Seelenkult (1881); vgl. S. 88 daselbst.

6) Urgesch. II, 157 ff.

Völker als ein gleiches Unding wie die von manchem geträumte religionslose Zukunft. Ebenso vertreten die Allgemeinheit der Religion Forscher wie Quatrefages (das Menschengeschlecht), Tylor (Anfänge der Kultur), Peschel (Völkerkunde), Max Müller (Ursprung der Religion; Nord und Süd, 1878, November 1878, S. 153 ff.). Letztgenannter weist u. a. darauf hin, daß viele Wilde sich scheuen vor allen Fragen über Religion, teilweise aus abergläubischer Furcht, teilweise aus Unbehilflichkeit, ihre religiösen Gefühle und Gedanken in Worten auszudrücken. „Es ist leicht begreiflich“, sagt Spiels¹⁾, „daß fremde Reisende bei der mangelhaften Kenntnis der Sprache und der Unzugänglichkeit wilder Stämme einen Einblick in das Seelenleben und namentlich den religiösen Gesichtskreis derselben nicht gewinnen konnten“²⁾. Unsere folgende ausführliche Darstellung der Religionen liefert zugleich den Thatbeweis von der Allgemeinheit der Religion bei allen Völkern. Die Annahme Schellings³⁾ von präadamitischen Stämmen, die jeder Vorstellung Gottes, aber auch jeder Fähigkeit von Staats- und Geschichtsbildung, Kunst und Wissenschaft bar nur Vorstufen der wahren adamitischen Menschheit seien, der das Gottesbewußtsein wesentlich eigene, ist unnötig und in sich widerspruchsvoll; er muß selbst jenen die Potenz des Gottesbewußtseins zugestehn, da sie nach ihm doch durch die von dem höheren Geschlecht ausgehende Wirkung zu demselben gelangen können. Auch bestätigt sich an den wildesten Stämmen die Aristotelische Definition des Menschen als ζῷον πολιτικόν. Schelling⁴⁾ beruft sich besonders auf die von Azara beschriebenen südamerikanischen Stämme;

1) Entw. d. Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode (1877), S. 149.

2) Dasselbe sagt Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 2. Georg Schweinfurth (Im Herzen Afrikas, 1878) sagt vorsichtig: „Ich übergehe das schlüpfrige Gebiet der religiösen Vorstellungen eines Volks, dessen Sprache ich mir nicht einmal anzueignen vermochte.“

3) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, S. 500 ff.

4) Ebd., S. 63.

doch haben diese nach Azara selbst ihre Kaziken und Zauberer, auch den Glauben an ein höheres Wesen, den er nur noch nicht Religion nennen will¹⁾. Doch kann man mit Wuttke²⁾ Natur- und Kulturvölker als passive und aktive insofern unterscheiden, als jene sich nicht so weit wie diese aus dem Natursein herausgearbeitet zum Bewußtsein der freien Subjektivität und Persönlichkeit; die überwiegende Passivität jener ist zwar mitbedingt durch Schranken individueller Begabung und die äußeren geographischen Verhältnisse, aber auch durch sittliche Schuld, die sich namentlich in Arbeitsscheu und, wo die Gelegenheit sich bietet, sinnlicher Unmäßigkeit sowie Erötötung des Mitgefühls für andere in Grausamkeit als wohl allen Naturvölkern mehr oder weniger gemeinsamen Charakterzügen kundthut. Gewaltsame Zivilisationsversuche können ja manchen Naturvölkern durch Veränderung ihrer Lebensweise den Untergang bereiten³⁾; das Aussterben der Eskimo und Australneger scheint leider Thatsache zu sein⁴⁾. Virchow sagt: „Der Untergang der Naturvölker liegt nicht an jenen rohen Völkern, sondern an der Roheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen.“ Doch dürfte auch der bei jenen Völkern so häufige Kindermord, Trunksucht und geschlechtliche Ausschweifungen, zum Teil auch die Blutrache und aufreibende Kriege der Stämme unter einander mehr, als gewöhnlich geschieht, zur Erklärung ihrer Abnahme herangezogen werden müssen⁵⁾. Jedenfalls ist die Christia-

1) Roskoff, S. 80ff.

2) Geschichte des Heidentums I, § 26. 31.

3) Peschel, S. 157.

4) „Missionsfreund“ 1880, S. 183. Nach Dr. Jung in „Natur“ 1881, S. 159f. halten sich jetzt im eigentlichen Südaustralien, wo eine Kontrolle möglich ist; Geburten und Todesfälle die Wage, während früher die letzteren weit überwogen.

5) Nach Dr. Woods in Adelaide („Daheim“ 1881, Nr. 29, Beil.) hat aus mehreren der angeführten Gründe der Prozeß des Untergangs der Australier schon vor Ankunft der Europäer begonnen, durch die er dann freilich beschleunigt worden.

nisierung dieser Völker, die allein ihrem sittlichen Verderben steuern kann, nicht schuld an der Verminderung ihrer Seelenzahl, wenn auch auf die Art und Weise der Christianisierung viel ankommt. Wenn Ritschl¹⁾ den Umfang der zur höchsten geistigen Aufgabe bestimmten Menschheit enger faßt, weil gewisse Naturvölker durch die Berührung mit Kulturvölkern zur Entkräftung und Aussterben gelangen, so sagt er doch anderseits²⁾, daß nicht alle Glieder eines Volks in dessen geschichtliche Bestimmung hineinwachsen, und erkennt mit Steinthal den Unterschied der Natur- von den Kulturvölkern als Krankheit an, ja führt sie auf einen besondern Grad sittlicher Korruption zurück³⁾. So sind wir auf keinen Fall berechtigt, unüberwindliche Schranken der religiösen Anlage bei irgendeinem Volke anzunehmen; ihre volle Entwicklungsfähigkeit durch das Christentum ist thatsächlich erwiesen, wenn die Christianisierung auch nur einzelner Glieder eines Volks gelingt, wie das bei allen Volksstämmen auch wirklich der Fall ist, auch bei den aussterbenden, welche sich doch auch nur im Polarkreis und Neuholland, unter ungünstigen Existenzbedingungen, finden. Daß die afrikanische Rasse bei ihrer fortschreitenden Christianisierung nicht dahinsieche, sondern im Gegenteil sich vermehre, hat Merensky⁴⁾ von den Kaffern und Hottentotten statistisch nachgewiesen. Dasselbe gilt von den Negern in Amerika und den Indianern⁵⁾. Ebenso leidet es nach Waitz⁶⁾ keinen Zweifel, daß im ganzen die Thätigkeit der Missionare das leibliche Wohl der Südseevölker stärker gefördert hat, als sie ihm nachteilig gewesen ist.

c. Steht nun so die Allgemeinheit der Religion und religiösen Anlage bei allen Völkern thatsächlich

1) Rechtfertigung und Versöhnung III, 118.

2) Ebd., S. 115.

3) Ebd., S. 117.

4) Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, S. 88f. 117.

5) „Daheim“ 1879, 11. Oktober.

6) Anthropologie der Naturvölker I, 179.

fest, so ist sie doch nicht auszudehnen über die Grenze des menschlichen Bewußtseins — auf das tierische. Wenn Darwin¹⁾ schon den Tieren eine Art Annäherung zu religiösen Gefühlen zuschreibt, z. B. dem Hunde im Benehmen gegen seinen Herrn, den schon Bacon den Gott des Hundes genannt, so weist zwar selbst Jesaja²⁾ auf die Anhänglichkeit von Ochs und Esel an ihren Herrn als ein die Menschen in ihrem Verhalten zu Gott beschämendes Vorbild, aber es sind das eben nur Analoga innerhalb der Schranken des tierischen Bewußtseins, dem wir nach seinen Äußerungen keinen anderen Inhalt als den eines instinktiven an das Sinnliche gebundenen Trieblebens zuzuschreiben berechtigt sind. Wenn Darwin gar dem einen vom Wind bewegten Schirm anbellenden Hund die unbewusste Überlegung zuschreibt, daß Bewegung ohne offenbare Ursache die Gegenwart irgendeiner fremden lebendigen Kraft andeute, so beweist vielmehr die aus dem Selbsterhaltungstrieb erklärliche Beunruhigung der Tiere durch jede ungewohnte Bewegungs- oder Lichterscheinung ihren Mangel an Überlegung. Wir sind nach Strümpell³⁾ nicht einmal berechtigt, dem Tier das Bewußtsein logischer Ursächlichkeit zuzuschreiben; in ihnen wirkt ein physiologisch-psychischer Mechanismus, und ihr sogenannter Verstand besteht in den naturnotwendigen Wirkungen und Gegenwirkungen, die teils unter ihren Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen, deren Rückständen und den damit verbundenen Gefühlen und Begierden, teils zwischen diesen und den neuen Eindrücken der Wahr-

1) Abstammung des Menschen I, 57; II, 347. Vgl. Wigand, Darwinismus I, 383.

2) 1, 3. Ebenso verweist das Salomonische Spruchbuch 6, 6 den Faulen auf das beschämende Vorbild der Ameise (vgl. 30, 24 ff.). Die dichterische Aufforderung an alle, auch die bewußtlosen Kreaturen Gott zu loben (Ps. 148), beruht natürlich mit darauf, daß jedes Werk Gottes als solches den Meister lobt, d. h. Gott dem menschlichen Geist offenbart (Ps. 19, 2 ff.).

3) Die Geisteskräfte des Menschen, verglichen mit denen der Tiere (1878).

nehmungswelt stattfinden. Ebenso willkürlich läßt Vignoli¹⁾ dem Tiere alles Bewegte als lebendig erscheinen. Wenn E. v. Hartmann²⁾ dem Tiere eine schlummernde Anlage zur Religion zuschreibt, die erst durch den Menschen in ihm erweckt werde, so erhebt sich dies nicht über die Anhänglichkeit des Tiers an seine Fütterer und Furcht vor ihren Schlägen. Hartmanns pantheistische „Überzeugung von der Gleichartigkeit des geistigen Lebens im Universum auch inbezug auf die Religion“ dient nur seiner Auflösung des Geistes und der Religion ins „Unbewusste“.

II. Kapitel.

Die elementarsten Wesensmomente aller Religion, oder psychologische Analyse des den verschiedenen Religionen gemeinsamen Gottesbewußtseins.

Inhalt: 1. Vermittlung des Gottesbewußtseins durch die relative Abhängigkeit des Menschen vom Menschen; 2. durch die relative Abhängigkeit des Menschen von der äußeren Natur; 3. das unmittelbare Gottesbewußtsein als Resultat für sich.

§ 15.

1. Abschnitt.

Vermittlung des Gottesbewußtseins durch die relative Abhängigkeit des Menschen vom Menschen.

Inhalt: a. Bewußtsein der Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, überführend zum Königs- oder Häuptlings- und Ahnenkult; b. Abhängigkeit der Menschen durch den ersten Stammvater vom Schöpfer, begründend die Möglichkeit eines dem Ahnenkult zugrunde liegenden Monotheismus; c. die relative Freiheit der Menschen gegen einander vermittelnd die ethische Entwicklung des Gottesbewußtseins.

Wir sind ausgegangen von der Thatsache der Religion im weitesten Sinne des Worts als des Glaubens an eine

1) Mythos und Wissenschaft (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 47, 1880). Vgl. Carus Sterne, Darwinismus und Mythologie in „Gegenwart“ 1881, Nr. 35.

2) Das religiöse Bewußtsein, S. 10.

höhere, über die erfahrungsmäßige Beschränktheit menschlicher und natürlicher Kraft hinausgehenden Macht. Zur Erklärung dieser Thatsache und ihrer Allgemeinheit bedarf es einer psychologischen Analyse des allgemeinsten Gottesbewusstseins, wobei wir nicht etwa, der religionsgeschichtlichen Entwicklung vorgreifend, unser entwickeltes monotheistisches Gottesbewusstsein zugrunde legen dürfen, sondern dasselbe nur nach seinen elementarsten, allgemeinsten Wesensmomenten, die ihm mit aller geschichtlich überhaupt vorhandenen Religion gemeinsam sind, in Betracht kommt. Indem wir die verschiedenen Religionen vergleichen, um ihr Gemeinsames zu erklären, wird sich auch zugleich eine Erklärung der prinzipiellen Verschiedenheiten derselben von selbst ergeben. Zwar ist die Religion in dem angegebenen weitesten Sinne noch eine sehr unbestimmte, in den verschiedenen ethnologischen und geschichtlichen Religionen sehr verschieden sich entwickelnde Potenz, läßt aber gleichwohl schon eine psychologische Analyse zu. Als Glaube an eine höhere über die erfahrungsmäßige Beschränktheit menschlicher und natürlicher Kraft hinausgehenden Macht zeigt sich das allgemeinste Gottesbewusstsein vermittelt durch das erfahrungsmäßige Bewusstsein der Schranken menschlicher und natürlicher Kraft, ein Bewusstsein, das uns auch in allen Religionen als subjektive Voraussetzung derselben entgegentritt. Wir betrachten zuerst das Gottesbewusstsein in seiner Vermittelung durch das Bewusstsein menschlicher Beschränktheit, dann durch das Bewusstsein der Beschränktheit äußerer Naturdinge und Naturwesen. Die menschliche Beschränktheit zeigt sich zuerst in der relativen Abhängigkeit des einzelnen Menschen von anderen Menschen, sodann in der relativen Abhängigkeit der Menschen von der äußern Natur¹⁾.

1) Schleiermachers klassische Analyse des allgemeinen Gottesbewusstseins dient auch uns als Leitstern, doch hat er zuerst

a. Der einzelne Mensch in seinem empirischen Selbstbewusstsein und konkreten Einheit von Geist und Leib weifs sich als ein gewordenes Wesen, das den Anfang seiner Existenz seinen Eltern verdankt, sowie ihrer oder anderer Menschen Pflege und Erziehung seine Erhaltung im Kindesalter und Entwicklung oder Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Kräfte zu selbständigem Gebrauch. Weiter weifs er sich abhängig von der gröfseren Stammes- oder Staatsgemeinschaft, der er angehört, die ihn schützt, aber auch Forderungen an ihn stellt mit der Macht, deren Ausführung nötigenfalls zu erzwingen oder ihn zu strafen. Besonders stark empfindet der Einzelne diese physische und auch moralische Abhängigkeit dem Häuptling seines Stammes oder Fürsten seines Staates gegenüber, was sich bei verschiedenen Völkern bis zur religiösen Verehrung oder Vergötterung desselben gesteigert hat, wie das Bewusstsein der Abhängigkeit von den Eltern und dieser von ihren Vorfahren verbunden mit kindlicher Ehrfurcht und Dankbarkeit zum Ahnenkult, für den man sogar, abgesehen von dem strengen Monotheismus, eine thatsächliche Allgemeinheit in allen Religionen nachweisen kann, obgleich er nur bei den Naturvölkern das Übergewicht hat über weitere Bestandteile des religiösen Bewusstseins. Wir sind jedoch nicht berechtigt, den Ahnen- und Häuptlingskult für die allgemeine primitive Religion oder auch nur einen wesentlichen Teil derselben zu halten ¹⁾, haben auch zur psychologischen Analyse des allgemeinsten Gottesbewusstseins das monotheistische, soweit es doch mit den anderen Religionen etwas gemein hat, heranzuziehn und müssen eben da, wo sich eine wirkliche Vergötterung der Vorfahren oder Häuptlinge und Fürsten konstatieren läfst, auch ein Überschreiten der erfahrungsmäfsig doch auch diesen anhaftenden menschlichen Be-

(Glaubensl., § 4) nur das monotheistische entwickelt und ergänzt dies dann erst durch Vergleichung mit den heidnischen Religionen.

1) Wohin schon der alte Eumerismus tendiert, neuerdings v. Hellwald (Kulturgesch., S. 24), Lippert (s. § 14) u. a.

schränktheit im Bewußtsein ihrer Anbeter annehmen, wie denn auch im Ahnenkult nicht sowohl die noch lebenden Eltern vergöttert werden, sondern die abgeschiedenen Seelen der Vorfahren von den Familiengliedern in privatem Kult, die der Häuptlinge und Könige von den sämtlichen Stammes- und Volksgenossen im öffentlichen gemeinsamen. Abgeschiedenen Geistern, deren Existenz sich überhaupt der sinnlichen Erfahrung entzieht, kann leichter eine über die erfahrungsmäßige menschliche Beschränktheit hinausgehende Macht zugeschrieben werden, wenn man überhaupt von ihrem Fortleben überzeugt ist, wie das nachweisbar thatsächlich ursprünglich in allen Religionen der Fall ist ¹⁾. Indes wäre damit noch nicht zur Genüge das, was der Ahnenkult mit dem Monotheismus gemeinsam hat, erklärt, geschweige auch nur die Möglichkeit des letzteren. Es fragt sich, wie ein Mensch, ein Stamm, ja ganze Völker überhaupt dazu kommen können, abgeschiedenen Geistern, auch wenn sie an ihr Fortleben glauben, doch eine das Maß der Kraft, die sie auf Erden hatten, in ihrem sinnlichen Leibe, schlechthin überschreitende Macht zuzuschreiben, und wenn Darwin u. a. dies aus den Träumen von Verstorbenen erklären, die man auf objektive Einwirkung derselben zurückgeführt, so könnte dies zwar den Glauben an ihre Fortexistenz mit veranlaßt oder bestärkt haben, aber reicht noch nicht aus, die höhere Macht zu erklären, die man ihnen mit ihrer Vergötterung zuschreibt, eine Macht selbst über die äußere Natur, die sie dann auch den Zauberern oder Priestern mitteilen, welche sich mittels ekstatischer Begeisterung mit ihnen in Verkehr zu setzen wissen. Gerade die Thatsache des Todes, welche zuletzt die Schranken menschlicher Kraft am eindringlichsten aufzeigt, stellt sich doch einer willkürlichen Steigerung dieser Kraft für das jenseitige Leben

1) Vgl. Spielfs, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode.

auch wieder entgegen; wie denn der Tod vielen Naturvölkern als Wirkung eines bösen Gottes oder böser Geister oder doch mit ihrer Hilfe vollbrachter böser Zauberei gilt. „Der Tod bleibt dem Naturmenschen immer das größte Rätsel des Daseins, das grauenvoll ihm als eine unnahbare Macht sich offenbart, der er sich unbedingt unterwerfen muß“¹⁾. Man könnte nun zu der Erklärung seine Zuflucht nehmen, daß der Mensch nicht bloß ein empirisches sinnliches Wesen sei, sondern als ein geistiges, übersinnliches auch sich an sich selbst erhaben fühle über die Schranken der Zeit und alle Abhängigkeit, Werden und Vergehen seines zeitlichen Daseins²⁾. Indes beruht eine so ausgedehnte Ablösung des eigenen geistigen Wesens von aller Zeit und zeitlichen Bedingtheit auf einer Abstraktion, wie sie den Naturvölkern, bei denen gerade der Ahnenkult sich vorzugsweise entwickelt hat, fremd ist und erklärt auch gar nicht, warum dann gerade die Vorfahren vergöttert werden und nicht vielmehr jeder schon in sich selbst das Höchste findet. Allerdings kommt auch schon bei verschiedenen Naturvölkern vor, daß der Einzelne seinen eigenen Genius verehrt, aber dann immer als ein von seinem Verehrer noch unterschiedenes höheres Subjekt, das ihn als Schatten umschwebt oder als Hauch in ihm ein- und ausgeht, und auch nicht etwa zu unterschiedsloser Einheit mit allen andern abgeschiedenen Seelen zusammenfließt, sondern diese in derselben Rangordnung und Aufeinanderfolge neben und vor sich hat, wie sie auf Erden unter den Menschen stattfindet, so daß die Abhängigkeit der Menschen von den Menschen auch in der Abhängigkeit der Götter von den Göttern sich fortsetzt, wie denn auch der vergötterte und sich selbst vergötternde Häuptling oder König sich

1) Wuttke, Geschichte des Heidentums I, 108.

2) Dahin tendiert von Kant aus die Schule von Fries mit ihrer religiösen „Ahnung des Übersinnlichen in der Erscheinung“ und der Herbartsche „Realismus“, in der indischen Religionsentwicklung schon die Sankhyaphilosophie, in der griechischen Platons Ideenlehre.

doch wieder von seinen göttlichen Vorfahren abhängig anerkennt. Wenn so die verschiedenen Götter auch an Macht verschieden und beschränkt sind, so haben sie doch immer als Götter eine Macht gemeinsam, die über die erfahrungsmäßige menschliche Kraft hinausgeht. Wenn es aber im Lauf der religionsgeschichtlichen Entwicklung wie namentlich in Indien zu solchen Religionen gekommen ist, wo der einzelne Mensch, Brahmane, Büsser oder Mönch seinen Geist mit einem allgemeinen großen zeitlosen und unbedingten Geist pantheistisch identifiziert (in dem „großen Spruch“: Tat tvam asi), so wird mit dieser Identifikation (deren spekulative Entwicklung schon philosophische Reflexion voraussetzt und darum schon aus dem Rahmen des unmittelbaren Gottesbewusstseins, mit dem wir uns hier zuerst zu beschäftigen haben, heraustritt) das empirische Selbstbewusstsein konsequent für Schein erklärt, so daß man auch hier nicht von bloßer Selbstvergötterung reden kann, sondern nur von einer Auflösung des menschlichen Selbst in etwas ganz anderes, das gar nicht aus ihm erklärt werden kann, weil es eben seine Beschränktheit schlechthin überschreitet und, ob es schon nach Analogie des erfahrungsmäßigen Selbst gedacht ist, doch durch Negation aller Schranken und auch Bestimmtheit, die mit Beschränktheit verwechselt wird, bis dahin ausgedehnt wird, daß es sogar die Wahrheit des empirischen Selbst in Frage stellt. So löst sich nun aber auch schon der Ahnen- und Häuptlingskult der Naturvölker nicht in bloße Menschen- und Selbstverehrung auf, sondern in dieselbe spielt etwas Höheres hinein, nämlich das Bewusstsein einer über alle menschliche Beschränktheit hinausgehenden Macht, welches aber darum, weil es durch das Bewusstsein menschlicher Beschränktheit in seiner Entwicklung bedingt oder vermittelt ist, mit diesem sich in mannigfacher Weise verschmelzen kann. Der Ahnenkult besteht allerdings vorzugsweise in der Verehrung der unmittelbaren Vorfahren, die auch in der Erinnerung noch le-

bendig sind, aber schließt prinzipiell eine nicht mehr übersehbare Reihe von Ahnen ein, bis herab zu einem ersten Stammesvater und Stammesfürsten und seinem Weibe, der Stammesmutter, die nicht überall vergessen, sondern vielfach durch Mythen, die sich fortpflanzten von Geschlecht zu Geschlecht, erst recht ausgezeichnet und verherrlicht, über alle anderen Ahnengeister und Häuptlinge gestellt werden und mit dem Stammvater und Schöpfer der ganzen Menschheit, die bei den von einander abgesonderten Naturvölkern eben nur sie selbst umfaßt, zusammenfließen.

b. Hier am zeitlichen Anfang der Ahnenreihe, stehen wir an dem Punkte, wo auch schon für die Naturvölker das Bewußtsein relativer Abhängigkeit von den Vorfahren überführt in das Bewußtsein einer schließlichen Abhängigkeit des ganzen Stammes von einem höchsten Stammesgott, der, wenn nicht selbst von einem noch höheren ewigen oder unvordenklichen Gott geschaffen oder erzeugt, Schöpfer und Vater des Stammes in einem ist und seine Kraft zugleich seinen Kindern und Nachkommen mitteilt und, wenn sie sich unter ihnen verteilt und verringert, sie doch nach ihrem Tode zu sich zurückkehren läßt und mit neuer, höherer Kraft begabt. Hieraus ergibt sich sowohl die Möglichkeit eines auch dem Ahnenkult zugrunde liegenden Monotheismus, als auch der Verdunkelung des Monotheismus zum Ahnenkult, indem über dem Bewußtsein der unmittelbaren Abhängigkeit von den zuletzt gestorbenen Vorfahren und Stammeshäuptern, das sich zugleich zur Furcht vor einer dem Leben feindlichen Einwirkung derselben gestaltete, das durch eine lange Ahnenreihe, für die das geschichtliche Gedächtnis schwand, vermittelte Bewußtsein des Schöpfers oder Gott-Vaters (zunächst nur „sensu physico“) allmählich mit verblasste und die geistige Subjektivität der folgenden Generationen zu schwach war, es mittels des Bewußtseins seiner Abhängigkeit von den letzten

Gliedern seiner Vorfahrenreihe durch Rückgang auf ihren Anfang lebendig zu erneuern, so daß dann auch der Sinn der alten Überlieferungen von dem Stammvater und Urgott des Stammes, zum Teil auch die Überlieferungen selbst mit der Zeit verloren gingen. Je mehr die Vergötterung der Ahnen und Häuptlinge zunahm, in denen zuerst henotheistisch die Kraft des Urgottes fortwirkend, der göttliche Stammesgeist präsent erschien, um so mehr überwucherte sie die Verehrung des Urgottes, um so ferner mußte er erscheinen, um schließlich sich in den höchsten Himmel zurückzuziehen oder wie gestorben nur noch an dem Ort der abgeschiedenen Seelen zu regieren, ohne sich um die Welt zu bekümmern, oder um gar zum bloßen Popanz in Ammenmärchen herabzusinken. Auch bei den Kulturvölkern wird mit dem Auseinandergehen der Stämme und Gründung verschiedener Kultusstätten der gemeinsame Urgott des Volks zu einer Mehrheit verschiedener Stammes- und Lokalgötter, der des mächtigsten Stammes der höchste. Die Religionsgeschichte, deren Einzelheiten wir hier nicht antizipieren wollen, wird zu allem reichliche Belege geben. Das Versinken des Monotheismus in Ahnenkult ist jedoch nur möglich bei mangelnder Unterscheidung des schöpferischen Urgottes vom Urmenschen, seinem Geschöpf, welches als solches von ihm ganz abhängig ist, ebenso wie alle seine Nachkommen. Diese Unterscheidung ist aber geboten, wenn der Mensch sich fragt: Woher der erste unseres Geschlechts, der erste wirkliche Mensch, der wie wir einen zeitlichen Anfang gehabt? Hier ist das Bewußtsein unmittelbar genötigt, die Schranken der Zeit ganz zu überschreiten, und es erwacht in ihm das Gefühl einer ewigen Macht, die den zeitlichen Anfang gesetzt hat und auch alles Zeitliche in dauernder Abhängigkeit von sich behält, es erhält, sei es eine Zeit lang, sei es für immer und ewig, wie der Mensch von sich hoffen kann,

indem er zugleich mit dem Gottesbewußtsein auch das Ewigkeitsbewußtsein hat und damit sich selbst als eines ewigen Lebens in Kraft des ewigen Gottes fähig fühlt. Wenn übrigens in zahlreichen Mythen der verschiedensten Völker scheinbar darwinistisch die Abstammung der ersten Menschen von Tieren oder gar Pflanzen, Elementen, ja Steinen ausgesprochen wird, so erscheinen diese Naturwesen teils selbst schon als zugleich geistige Mächte, Verwandlungsformen schöpferischer Götter oder Träger ihrer Macht, teils bezeichnen sie bloß den natürlichen Stoff für den Leib, den ein schöpferischer Gott aus ihnen bildet und begetet, wie Gott selbst in der biblischen Schöpfungsgeschichte den Menschen aus einem Erdenkloß schafft und ihm lebendigen Odem in seine Nase haucht; auch weist das Sechstageswerk hin auf eine Stufenfolge von Schöpfungen in der Natur, durch welche die des Menschen erst ermöglicht, vorbereitet und erstrebt wurde, so daß die natürliche Vermittelung der Menschenschöpfung die Kausalität des ewigen Gottes in keiner Weise ausschließt. Bevor wir jedoch weiter auf die Abhängigkeit des Menschen von der Natur eingehen, ist noch Folgendes hervorzuheben:

c. Auch die Abhängigkeit des Menschen vom Menschen ist doch immer nur eine relative, weil jeder einzelne Mensch nicht bloßes Produkt der Gattung ist wie das einzelne Tier, sondern seine eigentümliche individuelle Begabung hat, die nicht überall aus der vereinigten Erbschaft von Vater und Mutter und durch sie von entfernteren Vorfahren erklärt werden kann, sondern auf eine unmittelbare Einwirkung göttlicher schöpferischer Macht bei der Zeugung zurückweist. Die Mitwirkung göttlicher Macht gerade bei der Zeugung kommt in vielen Religionen zur Anerkennung, wenn auch oft in einer den bloßen Naturakt verehrenden, der Ethisierung desselben ermangelnden, das Schamgefühl beleidigenden Form. Wie freilich im Kindesalter das Bewußtsein der Indivi-

dualität noch am wenigsten hervortritt, noch nicht einmal das der Geschlechtsdifferenz, so ist es auch bei den Naturvölkern noch wenig entwickelt. Nur schwer und spät gelangt der Mensch zum vollen Bewußtsein seiner Eigentümlichkeit¹⁾. Gleichwohl dürfte sich schon eine Ahnung derselben als göttlicher Gabe finden in der erwähnten Verehrung des eigenen Genius. Ferner gelangt der einzelne Mensch mit der Entwicklung seines Selbstbewußtseins und Willens zum bewußten Für-sich-sein, zu einer gewissen Freiheit des Willens und der Wahl und steht dadurch auch den anderen Menschen relativ frei gegenüber. Auch diese Freiheit hat das Individuum nicht rein durch sich selbst, sondern sie ist bedingt in ihrem Werden durch seine natürliche Existenz, Naturbegabung und Erziehung, somit selbst abhängig von anderen Menschen, aber durch sie und mit ihnen von der göttlichen Macht, die mit Entwicklung des Freiheitsbewußtseins auch als eine ethische empfunden wird, die ihm auch für seinen Willen Gesetze des Handelns giebt, deren er sich unmittelbar bewußt wird in seinem Gewissen, dem Gefühl für den Unterschied von recht und unrecht, gut und böse, indem das Gewissen zunächst sich abmahnend verhält gegenüber bösen Willensregungen, auf höherer Stufe aber auch positive Antriebe zum Guten offenbart und auf der hellenischen Kulturhöhe von Sokrates in seinem *δαίμόνιον* bereits als ein individuelles erfahren wird. Auch den Heiden wird vom Apostel Paulus²⁾ ausdrücklich ein Gewissen zugeschrieben, dessen Existenz nicht³⁾ von einem besonders erst auf Reflexion beruhenden Worte für dasselbe abhängt. Wie die Freiheit ist aber auch das Gewissen eine in relativer Abhängigkeit von anderen

1) Schleiermacher, Monologen, S. 27, in der Ausgabe von Kirchmann.

2) Röm. 2, 14f.

3) wie es nach Kähler (Gewissen, S. 21 ff.) scheinen könnte.

Menschen, Familien-, Stammes-, Volks- und staatlicher Gemeinschaft sich entwickelnde Potenz¹⁾ und bei den Naturvölkern wie in dem Kindesalter der Menschheit überhaupt noch wenig entwickelt, und es ist ganz unpsychologisch, wenn das Gewissen als das zugleich ethische und religiöse Zentralorgan des menschlichen Geistes hingestellt worden ist²⁾, in welchem allein das Gottesbewußtsein ursprünglich und unmittelbar gegeben wäre, da sich das letztere schon auf Grund der natürlichen Abhängigkeit des Menschen vom Menschen entwickeln kann, freilich da noch nicht als ein ethisches. Von dem durch Abhängigkeit von der Natur vermittelten Gottesbewußtsein sehen wir hier noch ganz ab. Selbst der Glaube an eine Fürsorge der göttlichen Macht oder Mächte für den Einzelnen — durch die Liebe der Eltern zu ihrem Kinde, durch die Sorge des Stammeshaupts für das Wohl seiner Untergebenen — ist überall da noch dürftig, wo die Einzelpersönlichkeit als solche noch nicht in ihrem ethischen Wert geschätzt wird, eine Schätzung, zu welcher sich das heidnische Bewußtsein erst sehr spät und auch da nur annähernd erhoben hat, weshalb das heidnische Bewußtsein auch dem Vater erlaubt, sein Kind auszusetzen und zu töten, bis es erwachsen dem Stamm oder Staat gehört und der Fürst allein nach unbedingter Machtvollkommenheit über dasselbe zu verfügen hat; selbst in den späteren Freistaaten heidnischer Kulturvölker gewinnt das Recht der Einzelperson als solcher nur allmählich Anerkennung, wird zunächst nur von den Adelsgeschlechtern und Vollbürgern für sich in Anspruch genommen; nur nach langen harten Kämpfen weiteren Kreisen zugestanden und erscheint schließlic dem ganzen Altertum, selbst in Platons Idealrepublik, nur möglich auf Kosten einer unterdrückten, angeblich niederen und zur Sklaverei von Natur bestimmten

1) Vgl. Schleiermacher in seiner, de Wettes und Lückes Theol. Zeitschr. 1819, Heft 1, S. 17.

2) Schenkel, Dogmatik I, 135.

Menschenklasse. Mit der weiteren Entwicklung des Freiheitsbewußtseins kommt es endlich auch zu einer relativen Selbständigkeit des sittlichen Bewußtseins im Verhältnis zum Gottesbewußtsein, insofern der Mensch im Gewissen auch eine schon vom Apostel Paulus (*ἑαυτοῖς εἰσὶ νόμος*) anerkannte Autonomie besitzt, die freilich eine Theonomie voraussetzt, aber auch von ihr zu unterscheiden ist, da der Mensch auch durch die göttliche Kausalität eigene Kausalität hat. Aber da das Bewußtsein dieser zuerst noch wenig entwickelt ist, so ist das sittliche und religiöse im Anfang noch ziemlich ungeschieden, freilich auch noch überwiegend naturhaft. Die Religion ist ursprünglich bei allen Völkern die Grundlage und Stütze jeder sittlichen Lebensform, jeder gesellschaftlichen Einrichtung, des Rechts und der Gesetze¹⁾. Schon die Autorität des Familien- und Stammeshaupts, der die aus dem natürlichen Gemeinschaftsleben hervorgegangene und allmählich weiter gebildete Sitte im Verhalten der Familienglieder zu einander, der Stammesglieder unter einander und ihm selbst dem Oberhaupt gegenüber, nötigenfalls durch seine Macht, aufrecht erhält, erscheint allgemein als eine göttliche, von Gott oder den Göttern ihm übertragene, um so mehr, als sie auch deren Verehrung fordert und auf Ausübung der üblich gewordenen Kultusformen; Gebet und Opfer, hält, und kann dann sogar für die geistig schwache Subjektivität der Naturvölker als die wahre Präsenz der göttlichen Macht gelten und das höhere Gottesbewußtsein in seiner Entwicklung hemmen. Überhaupt zeigt sich die allgemeine geschichtliche Entwicklung des Gottesbewußtseins nicht als eine rein, stetig und normal verlaufende, vielmehr zeigen sich überall Hemmungen, Trübungen, Verdunkelungen als

1) Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religion, S. 135f. Nach H. Schultz (Stud. u. Krit. 1883, S. 64) geht in der niedrigsten Religion der „Naturgeister“ noch keine Sittlichkeit aus religiösen Motiven hervor; doch statuiert er selbst (S. 71f.) Ausnahmen und ignoriert den Häuptlings- und Ahnenkult.

Folge einer allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit, welche sich erklärt aus der relativen Freiheit, die der Mensch auch gegenüber den Forderungen des Gottesbewußtseins, den Mahnungen des Gewissens hat, das durch fortgesetzten Ungehorsam auch abgestumpft und abgeschwächt wird. Ebenso allgemein zeigt sich aber auch in der Religionsgeschichte das Verlangen nach Mittlern zwischen Gott und Menschen, nach Personen, die durch eine besondere religiöse Weihe als Priester auch neben den Stammeshäuptern und von ihnen geschützt das religiöse Gemeinschaftsleben leiten, den öffentlichen Gottesdienst ordnen und vorzugsweise besorgen, aber dann auch vielfach selbst der Vergötterung anheimfallen. Der Hausvater blieb dabei der Priester des Familienkult, der Häuptling auch oft Oberpriester. In der Sonderung der priesterlichen Funktionen von den regierenden, in der Ausbildung eines besonderen Priesterstandes neben dem des Hausvaters und Häuptlings bzw. Fürsten zeigt sich die erste Unterscheidung des Religiösen und Sittlichen, wenn auch dieselbe durch brüderliche Erbteilung in die Funktionen eines Stammeshaupts vielfach veranlaßt sein mag. In der priesterlichen Vermittelung des Gottesbewußtseins ist die relative Abhängigkeit des Menschen vom Menschen nicht mehr bloß natürliche Voraussetzung der Religion, sondern selbst eine durch schon vorhandenes Gottesbewußtsein vermittelte, indem hier der einzelne Mensch in seinem Gottesbewußtsein bestimmend auf das Gottesbewußtsein anderer wirkt, allerdings mit der Aufgabe, es in diesen zu wecken oder zu kräftigen, sie zu religiöser Selbständigkeit zu erziehen. Es ist dies ja schon der Fall innerhalb der Familie, wo den Kindern von den Eltern religiöse Anschauungen und Sitten überliefert und durch Erziehung und Unterricht das Gottesbewußtsein in ihnen erweckt und ausgebildet wird; eben darum ist auch der Familienvater an sich zugleich Priester der häuslichen Religion. Es finden sich aber auch, zumal bei den Kulturvölkern, teils schon

im Anfang ihrer Geschichte, teils im weiteren Verlauf derselben, Persönlichkeiten, die durch die Stärke ihres religiösen Gefühls, weiter auch durch intellektuelle Begabung und ethische Thatkraft die anderen Stammes- oder Volksgenossen überragen und auf ihr Gottesbewußtsein kräftigend und bestimmend einwirken, zunächst auf die empfänglichsten, die dann einen besonderen Schüler- oder Jüngerkreis bilden und die Lehre ihres Meisters an weitere Kreise der Mit- und Nachwelt überliefern. Hier ist der Ort, von der religiösen Individualität zu sprechen, welche in dem besonderen Maße der Energie besteht, mit welcher sich das Gottesbewußtsein aus dem Selbst- und Weltbewußtsein entwickelt, und auf der besonderen Naturanlage der Einzelnen beruht; je kräftiger eine Individualität ist, um so mehr wird sie die verwandten anziehen und sich mit ihnen zu engerer religiöser Gemeinschaft zusammenschließen¹⁾. Hieraus erklären sich zunächst die besonderen religiösen Gemeinschaften, die innerhalb einer einzelnen Stammes- oder Volksgemeinschaft, insonderheit bei den Kulturvölkern, entstanden sind, ja sich dann bisweilen über die besondere Volksgemeinschaft hinaus verbreitet haben; wo jedoch die Individualität der Einzelnen überhaupt noch wenig zum Bewußtsein kommt, wie bei den Naturvölkern, bleibt auch deren Religiosität überwiegend durch die Individualität des ganzen Stammes und Volks, durch die von den Vorfahren überkommene Tradition und ererbte Sitte bestimmt, selbst bei den Priestern, deren Verkehr mit den Göttern nicht die seit altersher übliche Weise überschreitet; hier wirkt die Abhängigkeit des religiösen Bewußtseins selbst von dem der Vorfahren noch als ein neues Motiv zu ihrer Vergötterung, sowie zu der der Priester selbst, wenn sie sich nicht bestreben, das Volk zur religiösen Selbständigkeit zu erziehen, sondern es vielmehr

1) Vgl. Schleiermacher, Glaubensl., § 6, 3; Rede 4. 5.

in bleibender Abhängigkeit von sich, statt von Gott zu erhalten suchen. Es hat sogar bei den Kulturvölkern die Verehrung der Jünger gegen ihren Meister, dem sie ein höheres Gottesbewusstsein verdanken, auch bisweilen zur Vergötterung desselben geführt, worin jedoch auch eine Ahnung liegt, daß die Vollendung der geschichtlichen Offenbarung Gottes, die sich durch dazu erwählte Personen vollzieht, eine Menschwerdung Gottes selbst einschließt, wie sie das Christentum in der Person Jesu anerkennt. Ebenso liegt auch dem allgemeinen Bedürfnis einer priesterlichen Stellvertretung eine aus allgemeinen in der Tiefe des Gewissens vorhandenen Schuldgefühl stammende Ahnung ihrer Notwendigkeit zugrunde, um aus den durch die Sünde verursachten Hemmungen des Gottesbewusstseins heraus zur vollen Gemeinschaft mit Gott zu kommen, während freilich die Stellvertretung durch sündige Menschen auch hemmend auf die weitere Entwicklung des Gottesbewusstseins wirken kann. Allgemein ist der Glaube an einen Zorn Gottes oder der Götter über menschliche Sünde. Selbst den Gottesurteilen der Neger und Indianer liegt der Glaube an eine Bestrafung der Schuldigen durch göttliche Macht zugrunde ¹⁾. Die Strafe folgt, wenn nicht im Jenseits, schon auf Erden. Freilich empfindet das heidnische Bewusstsein das Böse als eine unüberwindliche Macht und schreibt ihm darum auch göttliche Macht in bösen Geistern zu, ja stellt vielfach dualistisch einen höchsten bösen Gott neben den höchsten guten ²⁾ und hält, da er zu gut sei, um zu strafen, einen besonderen Kultus desselben für überflüssig, während man sich bemüht, den oder die bösen Götter durch Opfer geneigter zu machen. Der höchste Stammesgott selbst kann als böse erscheinen, zumal bei Stäm-

1) Carriere, Sittliche Weltordnung, S. 365.

2) Roskoff, Geschichte des Teufels, Bd. I; Religion der Naturvölker, S. 124 ff.

men, die im Kampf mit einer kargen rauhen Natur mühsam ihr Leben fristen, sowie alle abgesehenen Geister auch als dem Leben feindlich und Urheber, wie einst in ihrem Leben des Lebens der Nachkommen, so nach ihrem Tode des Todes derselben, oft als Nachzehrter, gefürchtet werden¹⁾. Allgemein ist aber auch der Glaube an eine Versöhnbarkeit der göttlichen Mächte durch Opfer und Büßungen, sowie an eine Leitung der menschlichen Geschehnisse durch sie und ihr Vorwissen der Zukunft, von dem fast alle Völker durch Priester, Orakel und Vorzeichen Kunde zu erhalten suchen.

§ 16.

2. Abschnitt.

Vermittelung des Gottesbewusstseins durch die relative Abhängigkeit des Menschen von der äußeren Natur.

Inhalt: Bewußtsein der Abhängigkeit des Menschen von der Natur a. verschmolzen mit dem Ahnenkult im Fetischismus der Naturvölker; b. überführend bei den Kulturvölkern zur Verehrung von Naturgeistern und ihrer Unterscheidung im Bewußtwerden einer Naturordnung; c. Vermittelung des höheren Gottesbewusstseins durch die relative Freiheit der Menschen gegenüber der Natur. Frage nach der Urreligion.

a. Der Mensch als geistliches Wesen steht durch seinen Leib auch in relativer Abhängigkeit von der äußeren Natur und bedarf derselben nicht bloß zur Erhaltung seines leiblichen Lebens, sondern auch zur Ausbildung seines Geistes; an der Wahrnehmung der äußeren Natur und Unterscheidung ihrer Eindrücke auf seine Sinne von sich selbst, dem füh-

1) Allgemein findet sich der Glaube an besondere Krankheitsgeister, deren man durch Beschwörungen Herr zu werden sucht, nicht ohne Glauben an den Beistand zugleich angerufener mächtigerer Geister. Über den Zusammenhang der Krankheitsdämonen mit Ahnenkult siehe Bastian, Das Religiöse in ethnologischer Auffassung, S. 8.

lenden und wahrnehmenden Subjekt, erstarkt sein eigenes Selbstbewusstsein, und durch die Abhängigkeit von der Natur mittels des Leibes ist auch sowohl der Naturzusammenhang und die relative Abhängigkeit der Menschen unter einander, als ihr freier Verkehr mit einander mitbedingt. Nicht bloß ihr Leib, sondern auch die äußere Natur bietet den Menschen Stoff und Mittel dar für die Offenbarung ihres inneren Lebens, Symbolisierung ihrer Gefühle und Gedanken, Verwirklichung ihrer Zwecke, Fortschreiten in äußerer und geistiger Kultur. Vor allem ist es aber der Selbsterhaltungstrieb, die Sorge für die Bedürfnisse des leiblichen Lebens, wodurch auch schon dem Naturmenschen seine Abhängigkeit von der äußeren Natur zum Bewusstsein kommt. Immerhin nicht in gleichem Maße, wie den Ackerbau treibenden, sesshaften Kulturvölkern, deren Religion daher weit mehr durch das Bewusstsein der Abhängigkeit von der äußeren Natur sich vermittelt, während die frei nach Jagdbeute herumstreichenden Nomadenstämme der Naturvölker gleichgültiger sind gegen die Erdscholle und den den Ertrag der Aussaat bedingenden Wechsel der Jahreszeiten und Witterung, auch abgehärteter gegen diesen und keine weiteren Kulturzwecke verfolgen, zu deren Ausführung sie die Natur nötig hätten, daher ihre Religion sich weit einseitiger vermittelt durch das vorherrschende Bewusstsein der Abhängigkeit von anderen Menschen, obgleich auch das der Abhängigkeit von der Natur nicht ganz fehlt, aber es ist noch fast ganz verschmolzen mit dem Ahnenkult. Die Natur hat hier für den Geist noch gar keine eigene Kausalität und Ordnung; sie ist nur die Behausung abgeschiedener Geister, die selbst aber noch naturartig in der Natur sich wieder materialisieren oder inkorporieren, in die Elemente, Steine, Bäume, Tiere eingehen als die sie beseelende Macht¹⁾; selbst die Gestirne und Himmelserscheinungen sind göttliche Ahnen oder die Wohnung derselben oder fließen zusammen

1) Vgl. Lippert, Seelenkult, S. 37 ff.

mit dem Urmenschen oder Urgott, der auch im Himmel wohnt oder geradezu als Himmel angeschaut wird. Hieraus erklärt sich der sogenannte Fetischismus (Fetisch vom portugiesischen *feitico*, vom lateinischen *facere* = anthun, zaubern) der Naturvölker ¹⁾, wie es die Religionsgeschichte eingehend im einzelnen nachzuweisen hat. Ganz verkehrt, ohne seine Voraussetzung, den Ahnenkult, zu kennen, hat man ²⁾ den Fetischismus inkl. Totemismus oder Zoölatrie als die ursprünglichste Religionsform hingestellt, aus der sich erst die anderen entwickelt. Auch der sogenannte Schamanismus (vom Paliwort *çamana*, Sanskrit *çamana*, Asket) erklärt sich aus der Verehrung der abgeschiedenen Geister, mit deren Hilfe, die er im Zustand der Ekstase zu erlangen meint, der Zauberpriester auch wunderbar einwirken will auf die Natur, Regen machen u. s. w. Immerhin sind dies die niedrigsten Stufen des Gottesbewusstseins. Durch den seines Bewusstseins nicht mächtigen Zauberer wirkt das Göttliche als bloße Naturmacht, und in der fetichistischen Materialisierung der Geister sinken diese unter das Menschliche herab zur bloßen Naturlebendigkeit. Der Mensch schaut zwar seinen Geist in die Natur hinein, ist sich selbst aber noch nicht seines Unterschieds von der Natur bewußt.

b. Höher entwickelt sich das Naturbewußtsein der heidnischen Kulturvölker, die zwar auch den Vorfahren religiöse Verehrung widmen, aber neben diesen auch eigentlichen Naturgeistern. Der Mensch ist sich hier nicht mehr bloß überwiegend der Abhängigkeit von Menschen und durch sie von göttlicher Macht bewußt, sondern

1) Vgl. Max Müller, *Ursprung der Religion*, Vorl. 2.

2) Zuerst de Brosses (*Du culte des dieux fétiches*, 1760), der noch die hebräische Religion ausnimmt, in neuerer Zeit besonders Fritz Schultze (*Der Fetischismus*, 1871) und Comte (*Philos. pos.* V, 101). Vgl. dagegen auch Steude (*Ein Problem der allgem. Religionswissenschaft*, 1881). Als Resultat eines Korruptionsprozesses beurteilen den Fetischismus auch Schelling (*Philosophie der Mythologie*, S. 295), Pfeleiderer (*Religion II*, 103 ff.), Hartmann (*Religiöses Bewußtsein*, S. 93 ff.).

auch der Abhängigkeit von Naturkausalitäten, die wieder von höheren Mächten abhängen, wodurch sich ein reicheres Gottesbewußtsein vermittelt. Denn nicht die bloße Personifikation ¹⁾ macht schon alle Naturobjekte hier unterschiedslos zu Göttern, auch nicht bloß blinde Furcht die schädlichen und unbekannt, Dankbarkeit die nützlichen ²⁾, sondern es werden hier überall die irdischen Naturkräfte auf die himmlischen zurückgeführt und die Wirksamkeit dieser auch in jenen zunächst liegenden angeschaut. In der äußeren Unendlichkeit des Himmels ³⁾ mit seinen die Vegetation und alles Leben auf Erden bedingenden Erscheinungen, in dem allbelebenden, aber auch versengenden Lichtglanz der Sonne und ihrem regelmäßigen die Ordnung der Jahreszeiten bedingenden Lauf gewinnt der Mensch, indem er in dem Wirken der Himmelskräfte zugleich über die sinnliche Erfahrung hinaus entsprechende Geisteskräfte thätig findet, eine Anschauung ursprünglicher göttlicher Macht, von der er die irdischen Naturgeister, wie seine eigenen Vorfahren ausgegangen und relativ abhängig weiß. Die Verehrung des Himmels, Himmelsvaters, Himmelsherrn — des Tien der Chinesen, des *בעל שמים* der Semiten, des Dyäuspitar der Arier ⁴⁾ — ist den Kulturvölkern mit den Naturvölkern ursprünglich gemein; während sie aber bei diesen hinter den Ahnenkult zurücktritt, wird er bei den Chinesen auch Prinzip der Naturordnung, in der die Naturgeister und Ahnen-

1) aus der Stuart Mill (Über Religion, S. 132) alle nicht durch Vernunftschlüsse vermittelte Religion herleitet, während in dem von Tylor (Anfänge der Kultur) und Tiele (Kompend. der Religionsgeschichte, § 8) aller Religion zugrunde gelegten Animismus Naturpersonifikation und Ahnenkult zusammenfließt.

2) Wie namentlich die Furcht nach David Hume (Natural history of religion), Karl Vogt, Th. Buckle die Quelle des unmittelbaren Gottesbewußtseins sein soll.

3) Vgl. Müller, Ursprung der Religion, S. 53. 250 ff.

4) Vgl. M. Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, Vorl. 3.

geister doch nicht mehr ganz in einander zerfliessen, während die heidnischen Semiten (Semitohamiten) zu einer vorzugsweisen Verehrung der Sonne, auch des Mondes und teilweise der Planeten fortgehn, die ihnen bei sorgfältiger Beobachtung ihrer regelmässigen Bewegungen ¹⁾ als mit höchster Vernunft begabte weltgestaltende, weltordnende und welterhaltende Mächte erscheinen, und die Arier neben der Sonne vorzugsweise die elementaren Erscheinungen des bewegten Himmels, Wolken, Wind, Blitz und Regen als die höchsten göttlichen Mächte anschauen, die aber, wie sie im Himmel ihren Ursprung haben, so auch nach ihrer göttlichen Macht in einander übergehn, so das immer diejenige von ihnen, welche gerade angerufen wird, dem Bewusstsein des Beters auch als die höchste erscheint. Es ist dies die von Max Müller ²⁾ treffend als Henotheismus bezeichnete Stufe des Gottesbewusstseins, die man auch mit Schelling ³⁾ relativen Monotheismus nennen kann, der die Möglichkeit des Polytheismus in sich enthält, zu diesem auch bei den anderen Völkerfamilien in analoger Weise überführt ⁴⁾. Wenn Zeller ⁵⁾ das primitive Gottesbewusstsein daraus erklärt, das man ohne Kenntnis der wirklichen gesetzmässigen Verknüpfung der Erscheinungen phantastische Zusammenhänge erträumte, an Stelle der Naturordnung ein Unnatürliches setzte, so passt dies jedenfalls nicht auf die Kulturvölker, denen durch Ackerbau und Himmelsbeobachtung eine Ahnung der Naturordnung aufgeht,

1) die jedoch nicht berechtigt, mit Krichenbauer (Theogonie und Astronomie, 1881) die Mythologeen aller Kulturvölker in Astronomie aufzulösen.

2) Essays I, 27 (2. Ausg.).

3) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, S. 127.

4) Vgl. Le Page Renouf (Ursprung und Entwicklung der Religion, erläutert an der der Ägypter, S. 203 ff.), Hartmann (Das religiöse Bewusstsein, S. 40 ff.), welcher auch drei Hauptgötterkreise entsprechend den drei Völkergruppen unterscheidet.

5) Ursprung und Wesen der Religion (Vorträge und Abhandlungen, Bd. II [1877], S. 25).

und selbst von den Naturvölkern bezeugt Humboldt ¹⁾: „Ein dumpfes, schauervolles Gefühl von der Einheit der Naturgewalten, von dem geheimnisvollen Bande, das das Sinnliche und Übersinnliche verknüpft, ist (meine eigenen Reisen haben es bestätigt) selbst wilden Völkern eigen.“ Derselbe Humboldt sagt: „Unbewusst liegt in uns das Gefühl der Notwendigkeit des Zusammenhangs aller organischen Gestaltung“ ²⁾. Selbstverständlich ist auch in den Religionen der heidnischen Kulturvölker noch von keiner naturwissenschaftlichen Erkenntnis des Naturzusammenhangs die Rede. Wenn Peschel ³⁾ die ersten religiösen Empfindungen bei allen Völkern aus einem zur Personifikation der Naturobjekte hinzukommenden inneren Drang und Bedürfnis erklärt, für jede Erscheinung eine Ursache oder Urheber zu erspähen, so liegt dies bloße Verstandesinteresse noch der unmittelbaren religiösen Naturanschauung fern ⁴⁾. So kann es auch nicht genügen, wenn Fechner ⁵⁾ als theoretisches Prinzip des religiösen Glaubens einen Schluß nennt, den der Mensch bewußt und unbewußt ziehe: „Mein Haus ist von jemand gebaut worden, auch die Welt wird von jemand gebaut worden sein; mein Körper bewegt sich unter dem Einfluß meines Gefühls und Willens; auch Sonne, Mond, Meer und Wind wird sich unter solchem Einfluß bewegen, aber unter dem Einfluß eines mächtigeren Gefühls und Willens, weil sie selbst mächtiger sind.“ Solche Reflexionen erklären nicht die Naturmacht, mit der das unmittelbare Gottesbewußtsein in der Geschichte der Völker hervortritt und setzen dies schon voraus, wie auch Fechner deshalb noch ein praktisches ethisches und ein historisches Prinzip, die Macht der Tradition, dem theoretischen koordiniert. Jedoch ist, wenn er dem

1) Kosmos I, 16.

2) Ebd., S. 9.

3) Völkerkunde, S. 255.

4) Überhaupt den Naturvölkern nach Geistbeck (Bilder aus der Völkerkunde [1883], S. 11f.).

5) Die drei Motive und Gründe des Glaubens, S. 138 ff.

Gottesbewußtsein einen Schluß vom Verhältnis des Körpers zur Seele und vom Bau eines Hauses (vgl. Hebr. 3, 4) auf ein geistiges schöpferisches Weltprinzip zugrunde legt, anzuerkennen, daß ein wesentlicher Urbestandteil aller Religionen Kosmo- und Theogonien sind oder wenigstens Elemente derselben, welche dann allerdings erst später durch Reflexion systematische Ausbildung erhalten, aber für die primitive Entwicklung des Gottesbewußtseins schon sehr nahe liegen. Wie der Ahnenkult auf den Anfang des Menschengeschlechts zurückweist, der unmittelbar das Bewußtsein an die Schwelle der unvordenklichen Ewigkeit stellt, so weist die Wahrnehmung des Werdens und Vergehens in der Natur das Bewußtsein unmittelbar zurück auf einen Anfang alles Werdens in der Natur, der, wie schon Herder¹⁾ erkannt, zunächst nach Analogie des Tagesanfangs, dann auch, wie die weitere religionsgeschichtliche Forschung ergeben hat, nach Analogie des Jahresanfangs gedacht wird. Indem sich der Tages- und Jahresmythus zum Weltmythus erweitert²⁾, bildet sich auch sogar vielfach das eschatologische Bewußtsein eines Weltabends, Weltwinters, Weltendes, nicht ohne Hoffnung eines neuen schöneren Weltfrühlings, einer Wiederkehr des goldenen Zeitalters, einer allgemeinen Welterneuerung und Totenaufstehung, wenigstens der Frommen, aus. Doch braucht das Bewußtsein eines Anfangs alles Werdens und eines Endes aller zeitlichen Dinge noch nicht schlechthin über die Welt oder Natur als solche hinauszugehen oder, was dasselbe sagt, ein abgeschlossenes Natur- und Weltbewußtsein dem Gottesbewußtsein entgegenzusetzen; denn alle heidnischen Kosmogonien sind auch Theogonien und ziehen keine scharfe

1) Älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

2) Simrock, Deutsche Mythologie, § 2. Asmus, Indogerman. Religion II, 147 ff.

Grenze zwischen Göttern, Natur und Welt; die Götter sind selbst nur die höchsten, zugleich geistigen Natur- und Weltkräfte, ihre Schöpfungen nur Gestaltungen aus einem selbst göttlichen Chaos oder zugleich Verwandlungen ihrer selbst oder Erzeugungen neuer Götter. Denn es fehlt dem unmittelbaren Naturbewußtsein auch nicht an Erfahrung des Beständigen und Beharrenden in dem zeitlichen Wechsel von Entstehen und Vergehen in der Natur. Der Feuergott ist nicht bloß eine einzelne Flamme, die einmal entzündet wird und wieder verlischt, sondern die Flamme als Gattung, die allgemeine Flamme, die immer wieder durch Reibung des Holzes ihm entlockt werden kann, immer aufs neue aus der Gewitterwolke geboren wird, in Holz und Wolke auch verborgen wohnt und im Licht der Sonne jeden Tag aufs neue sich offenbart. Ebenso wenig verrinnt der Flußgott mit den Wellen ins Meer, sondern ist die sich erhaltende Allgemeinheit der Flußwellen ¹⁾. Hier thut sich schon in dem unmittelbaren Naturbewußtsein zugleich ein logisches Element kund, das sogar schon bei mongolischen Naturvölkern ²⁾ im Glauben an die über die einzelnen Dinge und Wesen waltenden Schutzgeister fast schon in der Weise einer der sichtbaren Welt zugrunde liegenden göttlichen Idealwelt hervortritt, und so erklärt sich auch mit die weite Verbreitung des Stein-, Baum- und Tierdienstes selbst bei den Kulturvölkern daraus, „daß gegenüber der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge das Moment der Unveränderlichkeit in dem unerschütterlich Gleichen des Steins, in der die Geschlechter überragenden Höhe des Urbaums, der Jahr um Jahr regelmäÙig grünt, abgrünt, nachgrünt, und in der unveränderlichen Naturregel des Tierlebens als göttlich empfunden wird“ ³⁾. Doch selbst der

1) Vgl. Asmus I, 153.

2) Vgl. M. Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 188.

3) Kleinert (Rec. von Happel, Anlage des Menschen zur Religion), Studien und Kritiken 1879, III, 552.

besonders verehrte Meteorstein kommt vom Himmel; Ackerbau und Viehzucht sind abhängig von ihm, von dem regelmäßigen Tages- und Jahreslauf der Sonne, die alle Generationen und Naturveränderungen überdauert, wie der alles umfassende Himmel selbst. Er selbst gilt darum mit der Sonne und den anderen Himmelmächten, die unmittelbar zu ihm gehören und aus ihm geboren werden, als die letzte und höchste Ursache aller Veränderungen, alles Werdens. Doch tragen diese höchsten henothetisch in einander aufgehenden himmlischen Mächte, von denen das gesamte Naturleben und damit auch das der Menschen, zunächst nach seiner Naturseite bestimmt und bedingt wird, notwendig noch selbst einen überwiegenden Naturcharakter, infolge dessen zwischen Göttlichem und Irdischem, obgleich dies erst von jenem stammt und von ihm relativ abhängig bleibt, doch noch kein qualitativer Unterschied existiert und die himmlischen Götter, wie sie in einander übergehen, so auch weiter henothetisch mit den irdischen Naturwesen und den Stammesahnen wieder verschwimmen¹⁾. Je mehr dann aber auf der henothetischen Grundlage die einzelnen Göttergestalten sich ihrem besonderen Naturcharakter gemäß von einander abheben, ihr Machtgebiet gegen einander abgrenzen und sich individualisieren, um so mehr bildet sich auch das Bewußtsein der Naturordnung aus, die allerdings noch immer im Lichte kindlicher personifizierenden Phantasie erscheint und im Zaubergewand der Poesie von den Hellenen dann verklärt wird zum Ideal eines Reichs vollendeter Harmonie und Schönheit und weiter eines vollendeten Staats freier und doch einem Scepter sich unterordnender Himmelsbürger. Hieraus ergiebt sich auch die tiefe

1) Asmus I, 69 ff.

Wahrheit des von Schelling ¹⁾ aufgestellten, doch von ihm noch nicht genügend psychologisch vermittelten Entwicklungsgesetzes der Mythologie, wonach das in Himmels- und Gestirnverehrung materialisierte relativ monotheistische Gottesbewußtsein der Urzeit, das nur erst das einer realen Macht oder Potenz der Gottheit ist, mit dem auch wesentlich durch die Trennung der Völker und Ausbildung ihrer besonderen Individualität bedingten Fortgang zum Polytheismus das Material oder der bildsame Stoff wird für die Einwirkung und Hineinbildung einer idealen göttlichen Potenz, die allmählich zu einer Überwindung des abnormen Übergewichts der realen materialisierten Potenz im religiösen Bewußtsein, zur höheren Vergeistigung des Göttlichen und Ahnung eines vollendet geistigen Gottes führt. Schelling hat diese Potenzen zu unmittelbar mit den in der religionsgeschichtlichen Entwicklung aufeinanderfolgenden Göttern identifiziert ²⁾, aber sie liegen der mythologischen Entwicklung als ihre höhere Wahrheit zugrunde, auch wenn sie dem unmittelbaren am Sinnlichen sich erst entwickelnden Bewußtsein noch nicht in ihrer Reinheit und dem, was sie an sich sind, sich darstellen können; auch der indischen und ägyptischen Vorstellung einer Selbstzeugung des höchsten Gottes liegt die Tages- und Jahreserneuerung zugrunde; jedenfalls aber bildet sich mit dem Bewußtwerden einer Naturordnung in das Gefühl der Abhängigkeit von realer göttlicher Macht auch das einer idealen ordnenden, wie denn auch Schelling diese so wesentlich auf die Naturordnung bezieht, daß ihm der mythologische Prozeß die Wiederholung der allgemeinen theogonischen Bewegung ist, durch die vermöge der in der Schöpfung nach einander wirksamen Potenzen die Naturordnung zustande gekommen ist, und, wie diese den Menschen zum Ziel hat, so zur fortschreiten-

1) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, S. 126 f. Philosophie der Mythologie, S. 122 ff.

2) Vgl. V. v. Straufs, Essays, S. 2.

den Vergeistigung des zunächst von der bloßen Naturmacht beherrschten, materialisierten Gottesbewußtseins führt ¹⁾). Wie ihm aber die Vergeistigung auch bedingt ist durch das Bewußtwerden relativer Freiheit gegenüber der Naturmacht ²⁾), so müssen auch wir dies noch eingehender betrachten:

c. Es ist ein tiefes Wort: „Homo non imperat nisi parendo.“ Indem dem Menschen mit Ackerbau und Himmelsbeobachtung das erste sichere Bewußtsein einer objektiven Naturordnung aufgeht, erkennt er nicht nur die Naturerscheinungen, von denen er sich zunächst abhängig fühlt, selbst als abhängig von höheren Kräften, die in der Natur walten, sondern gewinnt auch eine Herrschaft über die ihm nächste Natur, indem er sie ihrer Ordnung und Gesetzmäßigkeit gemäß behandelt, erfährt dadurch auch sich selbst als nicht bloß abhängig von der Natur, sondern als bestimmt zu ihrem Herrn und Besitzer, der sie in seinem Dienst für seine Zwecke gebraucht, vermöge seines überlegenen Geistes. In dem Maße aber nun, als ihm der Unterschied seiner eigenen geistigen Kraft von der bloßen Naturkraft zum Bewußtsein kommt, fühlt er sich selbst (vgl. den Prometheus des Aischylos und die indischen Brahmanen und Asketen) allen, auch den höchsten Naturgöttern als solchen innerlich überlegen ³⁾) und erhebt sich weiter zum Glauben an eine über sie erhabene schlechthin unbeschränkte oder unendliche geistige Macht, von der alles Beschränkte und Endliche, Zeitliche und räumlich als Vielheit neben einander Befindliche, mit einem Wort Natur oder Welt, als Inbegriff alles zeitlich „Werdenden“, auch als wohlgeordnetes Ganzes (*κόσμος*), auch die von der Natur unterschiedene, aber zur Welt ge-

1) Philosophie der Mythologie, S. 92 ff. 128 f.

2) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, S. 402. 481 (Prometheus als Repräsentant dieser Freiheit).

3) A smus II, 17 ff. 158.

hörige Menschheit nicht bloß nach ihrer natürlichen Existenz, sondern auch in ihrer durch diese vermittelten, an ethische Gesetze gebundenen Freiheit abhängig ist. Auch diese eine höchste geistige Macht ist zuerst noch im menschlichen Bewußtsein, das ihrer durch Vermittelung der Natur inne wird, mit der Hülle des Naturhaften und Sinnlichen umkleidet, wie in der persischen Lichtreligion, die neben dem Lichtleib und Lichtreich des Ahuramazda auch noch dualistisch die Finsternis des Angromainyus ¹⁾ stellt, den Kampf zwischen beiden aber auch ethisch vertieft. Dem noch nicht ethisch-kräftigen Bewußtsein zerfließt auch das der einen alles bedingenden Urmacht in das einer bloß unbeschränkten Naturmacht des Schicksals ²⁾. Eine weitere Entwicklung des reflektierenden Denkens zum philosophischen läßt auch wieder alle geistige Bestimmtheit der göttlichen Urmacht als Beschränktheit erscheinen, verliert sich über der Entsinnlichung derselben in Abstraktionen und müht sich dann vergebens ab, spekulativ die wirkliche Welt aus ihnen zu erklären. Aber, wo das ethische Bewußtsein der Freiheit der Natur gegenüber sich aufrecht erhält und fortschreitend erstarkt, da erhält sich und erstarkt auch der Glaube an einen ewigen allmächtigen Urgeist, der die Welt geschaffen und in ihr weise, zweckvoll und gut Natur und Menschheit für einander geschaffen und geordnet hat, den Menschen aber geistige Kraft auch freier Selbstbestimmung verliehen, damit sie als ihrer selbst bewußtes Abbild Gottes auf Erden auch die Natur sich unterthan machen für die höheren Zwecke sittlicher und religiöser Gemeinschaft unter einander in Gemeinschaft zugleich mit ihm selbst, eines Reiches Gottes auf Erden, während der Ungehorsam gegen

1) Spiegel, Eranische Altertumskunde II, 18. 120f.

2) Asmus II, 71 ff.

Gott, die Nichtunterordnung des niederen sinnlich-selbstischen auf Naturgenuss und Selbstherrlichkeit gerichteten Begehrens unter die höheren Antriebe des Gottesbewusstseins, von Gott Strafe, auch mittels der Natur, die für die abnorme Begehrlichkeit nicht geschaffen dieser Hemmungen entgegengesetzt, die als Übel empfunden werden, und als Scheidung von Gott, dem Lebensquell, Tod nach sich zieht, obgleich eine Versöhnbarkeit Gottes, eine Erlösung von der Sünde und ihren Folgen gehofft werden kann. Wir finden dies Gottesbewusstsein in seiner Reinheit ursprünglich nur bei dem hebräischen Volk und zwar mit dem Anspruch, das ursprüngliche Gottesbewusstsein der Menschheit zu sein. Wir müssen daher einerseits die weitere Analyse und geschichtliche Entwicklung desselben für die Darstellung der hebräischen Religion und des Christentums, durch das dies Gottesbewusstsein in seiner geschichtlichen Vollendung Gemeingut der Völker geworden, aufsparen, andererseits aber doch schon hier nach der Möglichkeit fragen, ob schon ein derartiger Monotheismus, wie er der weiteren hebräischen Religionsentwicklung nach Darstellung der heiligen Schriften schon zugrunde liegt, bei der psychologischen Bedingtheit desselben durch das Natur- und Freiheitsbewusstsein auch nur könne für die hebräische, geschweige für die allgemein menschliche Religionsentwicklung als Ausgangspunkt wirklich vorausgesetzt werden. Wir können diese Frage bejahen, wenn man nicht die Ansicht eines ursprünglichen Monotheismus dahin auslegt, als ob ein vollendeter Monotheismus mit bestimmten ausgebildeten Lehrsätzen der Anfang der Religion sein solle, eine Auffassung, die jetzt allgemein aufgegeben ist¹⁾. Diejenigen, welche den Monotheismus erst aus dem Polytheismus sich entwickeln lassen, führen den letzteren zurück auf den niedrigsten Fetischismus, der aber den

1) Steude, Problem, S. 6.

Ahnenkult resp. Himmelskult voraussetzt, auf den Ahnenkult, der aber die Verehrung eines ersten Stammvaters und schöpferischen Stammesgottes involviert, oder auf bloße Personifikation von Naturobjekten und blinder Furcht resp. Dankbarkeit gegen einzelne derselben, die dann nach David Hume zu einer Schmeichelei gegen sie geführt, die sie immer höher und höher erhoben, bis sie zuletzt bei dem Prädikat des Unendlichen angelangt sei. Wenn nach Hume der reine Theismus erst Produkt der Reflexion, so schreibt Renan ¹⁾ wenigstens den Semiten einen monotheistischen „Instinkt“ zu. Wenn Hume es als geschichtliche Thatsache ansieht, daß die älteste Menschheit nur den Polytheismus gekannt, so hat das die neue religionsgeschichtliche Forschung widerlegt durch den Nachweis eines ursprünglichen monotheistischen oder henotheistischen Himmelskult bei allen Völkern. Auch der Personifikation der Naturobjekte liegt die Wahrheit zugrunde, daß der menschliche Geist die Natur nicht anders auffassen kann als unter Voraussetzung einer absoluten Einheit von Natur und Geist, eines geistigen Grundes, von dem sowohl die äußere Natur als auch der menschliche Geist selbst abhängt, und so ist die ursprüngliche Himmelsverehrung selbst zugleich eine Verehrung des Urgeistes, der im Himmel ist und die irdische Natur und Menschheit hervorbringt, ja sogar den Himmel selbst, wie von dem urarischen Himmelsgott Varuna der Rig-Veda ²⁾ singt:

„Ja weis' und groß sind seine Schöpferthaten,
 Der Erd' und Himmel aus einander stützte;
 Er stieß hinauf den hellen weiten Lichtraum
 Und teilt und breitet Land und Sternenhimmel.“

1) „Histoire générale et syst. comp. des langues Sémitiques“ (1858, éd. 2); „Nouvelles considérations sur le caractère des peuples Sémit. et sur leur tendance au monotheisme“ (1859). Vgl. Müller, Essays I, 16 und Röntsch, Über Indogermanen- und Semitentum (1872).

2) VII, 86 nach M. Müllers Übersetzung.

Und daran schließt sogleich der Sänger ein Bekenntnis seiner Sündhaftigkeit und die Bitte um Gnade, wie denn gerade in der Verehrung Varanas sich überhaupt vorzugsweise ein zugleich ethisches Gottesbewußtsein ausspricht. Ebenso zeigt schon die älteste Handschrift der Welt, der Papyrus Prisse, den Glauben an einen vielleicht schon in der Sonne angeschauten Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen¹⁾. Wenn wir schon bei den Naturvölkern ein ethisches Gottesbewußtsein fanden, so sind wir darum, weil es sich bei den Kulturvölkern durch ein entwickelteres Naturbewußtsein vermittelt, nicht berechtigt, es diesen für den Anfang ihrer Entwicklung abzusprechen; denn das menschliche Gemeinschaftsleben und seine sittlich-religiöse Organisation eignet diesen schon von Anfang an in noch weit höherem Grade als den Naturvölkern und führt eben darum auch zur Kulturarbeit an der Natur und durch das ausgebildeteren Naturbewußtsein zu einem nur um so kräftigeren ethischen Selbst- und Gottesbewußtsein. Wir haben auch kein Recht, die Kulturvölker erst aus barbarischen wilden Horden hervorgegangen zu denken, die auch nach Humboldt²⁾ vielmehr eine Depravation ursprünglich edler Stämme sind. Dazu weisen auch die Übergänge der Rassen in einander auf eine einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts. Wenn diese nun aber auch durch die in allen Religionen nachweisbare ursprüngliche Verehrung eines himmlischen Urgeistes bestätigt anzuerkennen ist, so ist diese doch immer nur als ein unmittelbares am Natur- und Freiheitsbewußtsein sich entwickelndes in sinnlichen Anschauungsformen,

1) H. Brugsch in der „Deutschen Revue“ 1880. Lauth, Aus Ägyptens Vorzeit, S. 37.

2) Vgl. Alex. Schweizer, Zukunft der Religion (1878), S. 3.

wie es dem Kindheitsalter der Menschheit entspricht ¹⁾, sich entfaltendes Gottesbewußtsein zu denken, das die Möglichkeit, wenn auch nicht die Notwendigkeit einer Entwicklung zum Polytheismus in sich schließt, welcher zwar selbst, wie Schelling gezeigt, in seinem Verlauf einer Art Naturnotwendigkeit und einem allgemeinen Entwicklungsgesetz unterliegt, aber in seinem Ursprung ein abnormes Verhalten der menschlichen Subjektivität zu ihrem ursprünglichen Gottesbewußtsein, einen Undank gegen den Schöpfer, indem das Geschöpf neben (*παρά*) ihm verehrt wird, voraussetzt ²⁾. Die schon im epikureischen Sensualismus ³⁾ vorgebildete socinianische ⁴⁾ Herleitung alles Gottesbewußtseins aus einer sinnenfälligen Erscheinung Gottes selbst, deren Kunde durch Tradition sich auf die Nachwelt verpflanzt, hat in der biblischen Urgeschichte keinen Anhalt und verkennt die in der heiligen Schrift überall anerkannte ursprüngliche und allgemeine Offenbarung Gottes durch die Schöpfung selbst, die freilich eine geschichtliche durch besondere dazu erwählte Individuen nicht ausschließt, sondern zur Folge hat und in der Menschwerdung Gottes in Jesu Christo sich vollendet. Ebenso setzt aber auch alle höhere geschichtliche Offenbarung Gottes schon ein Gottesbewußtsein voraus, das auch immer durch das Selbst- und Naturbewußtsein vermittelt bleibt und bei der willkürlichen Abstraktion von diesen in der schwärmerischen ekstatischen Mystik sich notwendig in ein unbestimmtes inhaltleeres Brüten verflüchtigt ⁵⁾.

1) Vgl. Ps. 104, 2—5.

2) Röm. 1, 20—25. Vgl. Tholuck, Charakter des Heidentums; Werke VIII.

3) Lucret. V, 1167 ff.

4) Faust. Socin, Praelect. theol., c. 2; Osterod. inst., c. 7.

5) Schleiermacher, Glaubensl., § 4, 4. 5; Dialektik, S. 153.

§ 17.

3. Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein als Resultat für sich betrachtet.

Inhalt: a. Das subjektive religiöse Gefühl [nicht α) ins bloß Ästhetische oder β) mit Hegel in Denken oder γ) in absolutes Freiheitsgefühl aufzulösen]; b. die objektive Wahrheit des Gottesbewußtseins; c. der ethisch-religiöse Glaube.

Nachdem wir die psychologische Vermittelung des Gottesbewußtseins klar gelegt, ist dies noch als Resultat dieser Vermittelung für sich zu betrachten nach seiner subjektiven, objektiven und ethischen Seite.

a. Das Gottesbewußtsein in seiner reinsten Unmittelbarkeit ist Gefühl. Das Gefühl ist zunächst unmittelbares Selbstbewußtsein ¹⁾, aber eben damit auch zugleich Bewußtsein aller objektiven Einwirkung auf das eigene Sein, wodurch sein Zustand verändert, sein Leben gefördert oder gehemmt wird; die Lebenshemmung wird als Unlust, die Lebensförderung als Lust empfunden: Empfindung bezeichnet die Einheit des Selbstgefühls und einer objektiven Einwirkung. Die sinnliche Erfahrung oder Wahrnehmung bezeichnet mit Einschluss einer auf die Empfindungen gerichteten Aufmerksamkeit die objektive Seite des sich zum Naturbewußtsein erweiternden unmittelbaren Selbstbewußtseins ²⁾; ebenso kann man das Selbstgefühl für sich nach seiner objektiven Seite als inneren Sinn ³⁾, Selbstempfindung,

1) Schleiermacher, Glaubensl., § 3, 2. „Praesentia“ oder „notitia sui“ im Unterschied vom „se cogitare“; Aug., Trin: XIV, 6.

2) Vgl. Schleiermacher, Psychologie, S: 60 ff. 66 ff. 76 ff. 183 ff. 199; Dial., S. 429.

3) „Habemus alium interioris hominis sensum sensibus corporalibus longe praestantiorum, quo justa et injusta sentimus.“ Augustin., Civ. Dei XI, 27.

Selbsterfahrung oder Selbstwahrnehmung bezeichnen. Indem das Selbstgefühl in menschlicher Gemeinschaft sich zum Gattungsgefühl und geselligen erweitert ¹⁾, erwacht das Gewissen, zunächst als „das durch unsere Handlungen angenehm oder unangenehm erregte Gesamtgefühl unseres Lebens“ ²⁾. Das Selbstgefühl in seiner Erweiterung zum Natur- und geselligen Gefühl ist ein Gefühl teilweiser Abhängigkeit und teilweiser Freiheit gegenüber der äußeren Natur und menschlichen Gemeinschaft. Vermittelt dieses Gefühls relativer Abhängigkeit und Freiheit erweitert sich das Selbstgefühl zum Gefühl völliger oder absoluter Abhängigkeit von göttlicher Macht, von der der Mensch sich sowohl in seiner Naturabhängigkeit mit der Natur, als auch in seiner durch seine relative Abhängigkeit selbst in ihrer Entwicklung bedingten Freiheit abhängig fühlt ³⁾ und zwar auch in seiner Wahlfreiheit ethisch abhängig von dem göttlichen Gesetz ⁴⁾, das ihm mit der Entwicklung seines Gottesbewusstseins im Gewissen kund wird und sich nicht verletzen läßt, ohne im Gewissen strafend zu reagieren. Es zeigt sich darin, daß das bloße Gefühl relativer Freiheit keineswegs immer mit Lust verbunden ist, sondern nur, wenn die Abhängigkeit von Gott auch eine freigewollte ist. Wie aber ein Kind die Abhängigkeit von seinen Eltern, zumal, wenn es ihnen gehorsam ist, als Lust empfindet, weil es fühlt, daß die Eltern für seine leibliche und geistige Entwicklung sorgen,

1) Schleiermacher, Psychologie, S. 185 ff.

2) Baumgarten-Crusius, Christliche Sittenlehre, S. 151.

3) Schleiermacher, Glaubensl., § 4, 2. 3; Psychologie, S. 212. Auch Kaftan (Wesen der christlichen Religion, S. 119) wird ihm mehrfach nicht gerecht.

4) Vgl. Chalybäus, Ethik I, 63. Schleiermacher ist Determinist, aber nicht Pantheist, betont aufs stärkste die in der Individualität des Menschen begründete Freiheit, wenn er auch die Wahlfreiheit nicht gelten läßt, die aber ebenso nur eine relative und bedingte ist, wie jene. Vgl. meine Abhandlung über den freien Willen, Jahrb. für deutsche Theologie XIX, 3.

so wird erst recht naturgemäfs der Mensch die Abhängigkeit von Gott, wenn er ihr nicht vermöge seiner Freiheit widerstrebt und sie widerwillig anerkennen muß¹⁾, als Lust, ja als höchste Lust, als Seligkeit empfinden, weil er durch Gott sein eigenes Leben gesichert weiß auch für die höheren Zwecke desselben, weil er in der Gemeinschaft Gottes die höchste Lebenserhöhung und Kraft zu fortschreitender Einigung seines Willens mit ihm, deren Ziel höchste Freiheit und Vollkommenheit in Verwirklichung seiner Bestimmung ist, findet²⁾, wogegen als unselig empfunden wird die Hemmung des Gottesbewußtseins, das gleich dem Selbstbewußtsein als höchste Erweiterung desselben durch alle Zeitmomente unseres wachen Daseins zu beharren, alles niedere Bewußtsein sich unterzuordnen oder einzugliedern strebt³⁾. Allerdings ruft das Bewußtsein der unbedingten Abhängigkeit von göttlicher Macht in allen Religionen zunächst das Gefühl der Furcht hervor, das wohl zu unterscheiden ist von der Furcht vor bloßen Naturobjekten. Stuhr sagt schön⁴⁾: „Schon die Möglichkeit der Erregung der Furcht vor dieser oder jener einzelnen Naturerscheinung zeigt auf eine ursprüngliche Stimmung der Seele hin, worin sich eine aller vereinzelt, durch äufere Erscheinungen hervorgegerufenen Erregung vorausgehende Empfindung der Ohnmacht und Ungenügsamkeit des Menschen in seinem vereinzelt Dasein offenbart; schon die an äufserliche Erscheinungen sich anschließenden Ausbrüche der Furcht zeigen hin auf ein ursprüngliches inneres Leben des Geistes, auf das mit dem innersten Dasein des sich selbst findenden Geistes verwachsene Abhängigkeitsgefühl, dem aber nicht blofs das

1) Vgl. Jak. 2, 19.

2) Vgl. Schleiermacher, Glaubensl., § 5, 4. In der Erläuterung 2 zu Rede 2 spricht er von der „Lust und dem Verlangen, durch alles Endliche nicht nur dessen selbst, sondern auch des Unendlichen inne zu werden“.

3) Schleiermacher, Glaubensl., § 5, 3.

4) Religionen des Orients, S. VIII.

Gefühl der Furcht eignet, sondern das der sich hingebenden Liebe“, deren Ausdruck er im Opfer findet, dem Mittelpunkt alles religiösen Dienstes ¹⁾, das freilich zum Teil auch in der Furcht vor der durch Sünde beleidigten Gottheit, in dem Streben sie zu versöhnen seinen Grund hat. Zunächst wenn die göttliche Macht empfunden wird, ist das natürliche Gefühl des ohnmächtigen Menschen Furcht. Dies drückt sich auch in dem Wort „religio“ selbst aus, das weder mit Cicero ²⁾ von „relegere“, noch mit Lactanz ³⁾ von „religare“, noch mit Gellius ⁴⁾ und Macrobius ⁵⁾ von „relinquere“, sondern zufolge der neueren vergleichenden Sprachforschung von der Wurzel lig, Sanskr. lok, लैँसु „lügen“ abzuleiten ist, so daß es ursprünglich mit „respectus, reverentia“ synonym ist und ein scheuendes Zurückblicken vor der dem Bewußtsein sich offenbarenden göttlichen Macht ausdrückt ⁶⁾. Indes liegt auch schon in dem Worte wie in den genannten Synonymen der Ausdruck der Ehrfurcht, die das Kind schon den Eltern gegenüber, geschweige der Mensch Gott gegenüber, dessen Macht doch nicht als eine bloß physische, sondern auch geistige, ethische, erhaltende und fördernde empfunden wird, empfinden soll, und die von Mynster ⁷⁾ erst als das eigentlich religiöse Gefühl hingestellt worden ist. Doch kann auch die Furcht vor der göttlichen Macht, sofern diese dem niederen Triebleben des Subjekts auch verwehrend, dem Sünder zürnend und strafend entgegentritt und sich namentlich auch durch

1) Religionen des Orients, S. xi.

2) Nat. deor. II, 28.

3) Inst. IV, 18. Cfr. Aug., Retr. I, 13.

4) Noct. Att. IV, 9.

5) Sat. III, 3.

6) Leidenroth, Lex. etymol. spec., p. 35. Vgl. Voigt, Fundamentaldogmatik, S. 18ff., der den allgemeinen Sprachgebrauch von „religio“ im Sinn der Scheu und Furcht anerkennt, sich jedoch für die Ableitung von „relegere“ entscheidet, während andere für die von einem verlorenen Verb „ligere“ = „ligare“.

7) „Über den Begriff der christlichen Dogmatik“, Theol. Stud., 1831.

den über die Menschen verhängten Tod bekundet, auch zu einer blinden Furcht vor einem bösen, verzehrenden Prinzip werden, zu dessen Besänftigung und Versöhnung die schwersten Opfer, auch Menschenopfer, ja die geliebtesten Kinder dargebracht und die schmerzhaftesten Selbstverwundungen (so erwähnt auch Azara bei seinen angeblich religionslosen Stämmen das Fingeropfer) vollzogen werden. Viele Naturvölker machen ihre Götzenbilder und ganzen Kultus möglichst schreckhaft, und im allgemeinen tragen die heidnischen Volksreligionen den Charakter der blinden Furcht, der *δεισιδαιμονία*, die die Stoiker und Plutarch in einer eigenen Schrift über sie, auch Lucrez unter dem Namen „religio“ bekämpfen; er verlangt dafür „pietas“, wie Mark Aurel ¹⁾ *θεοσεβής χωρίς δεισιδαιμονίας* sein will und schon der gelehrte Nigidius Figulus aus einem alten Gedicht den Vers aufbewahrt hat: „Religentem esse oportet, religiosum nefas“ ²⁾. Dagegen ist im Alten Testament ³⁾ die Furcht Gottes der Weisheit Anfang, wirkt erleuchtend, befreiend ⁴⁾; sie befreit von der Furcht vor Kreatürlichem ⁵⁾, sie ist auch die Furcht, Gott durch Sünde zu erzürnen ⁶⁾, und wird sogar durch das Bewußtsein der Sündenvergebung hervorgerufen ⁷⁾. Erst im Neuen Testament ⁸⁾ wird die Furcht ganz durch die Liebe zu Gott überwunden, wiewohl es auch im Alten Testament ⁹⁾ nicht am Ausdruck der Freude und Seligkeit in Gott, selbst im schwersten Leiden fehlt. Ist nun aber die Furcht, auch schon die ethische, die Grundstimmung im Anfang der Reli-

1) VI, 30. Vgl. Nitzsch, Über den Religionsbegriff der Alten (Stud. u. Krit. 1829).

2) Gell. IV, 9.

3) Proverb. 1, 7. Ps. 11, 1, 10. Vgl. Phil. 2, 12.

4) Öhler, Theologie des Alten Testaments II, 289.

5) Vgl. z. B. Ps. 91.

6) Vgl. Gen. 31, 54; 39, 9 mit 42, 18.

7) Ps. 130, 4.

8) Röm. 8, 15. 1 Joh. 4, 18.

9) Vgl. besonders Ps. 73, 25 f.

gionen, so widerlegt dies die verbreitete Ansicht¹⁾, als ob die Religion dem Subjekt nur Mittel sei zur egoistischen Selbstbefriedigung seines Glückseligkeitsstrebens, welches die Phantasie erregt zur Erdichtung von Göttern, und dann auch einem Gott, die die Macht haben zu schützen, zu helfen und ein ewiges Leben zu gewähren. Von bloßer Phantasievorstellung einer Speise wird kein Hungriger satt. Der Fromme findet sein Glück nicht in sich selbst und seiner Phantasie, sondern nur in der Gemeinschaft mit dem sich ihm in seinem innersten Lebensgefühl bezeugenden Gott, einer Gemeinschaft, die auch durch ethischen Gehorsam gegen ihn bedingt ist und nur mit Erfüllung dieser Bedingung oder unter objektiver Gewährleistung ihrer Erfüllbarkeit sich zur vollen Seligkeit entfalten kann, die so wenig für sich Zweck der Religion ist, als die bloße Freude über eine gute That für sich Zweck derselben, vielmehr nur das notwendig sie begleitende Gefühl ihres inneren Werts und Selbstzwecks²⁾. Giebt es doch auch eine selbstlose uninteressierte Freude an der Erhabenheit, Ordnung und Schönheit der Natur, die sich auch schon in den ältesten sinnigen Naturmythen der verschiedensten Völker ausspricht³⁾, wie sollte es nicht auch eine solche Freude geben an der göttlichen Macht, von der diese schöne Ordnung herrührt und die ältesten Hymnensänger sich getrieben und begeistert fühlen zu ihrem Lob! Doch wir haben nicht die bloße

1) Feuerbachs (Wesen der Religion, Wesen des Christentums, Theogonie), Czolbes (Grenzen und Ursprung der Erkenntnis [1875]); nahe daran streifen Zeller (a. a. O., S. 16, vgl. S. 7), Lipsius (Dogm., S. 21), Hartmann (a. a. O., S. 31ff.), obgleich sie eine objektive Seite der Religion anerkennen, die aber der Religion als solcher nur Mittel zum Zweck ist, bei Lipsius dem der Selbstbehauptung des Ich gegen den Naturmechanismus, was noch zu egoistisch klingt.

2) Cfr. Arist., Eth. Nic. X, 1sqq. Schleiermacher, Kritik der Sittenlehre, S. 77ff. (2. Ausg.). Kaftan a. a. O., S. 75.

3) Von Hartmann (S. 12f.) anerkannt als Anknüpfungspunkt für das religiöse Verhältnis.

Freude an der Naturschönheit, sondern nur das Bewußtwerden der Naturordnung als psychologische Vermittelung des Gottesbewußtseins aufgewiesen, jene bloß ästhetische Freude an der Naturschönheit kommt für die Religionsentwicklung nur insoweit in Betracht, als ihr das Bewußtsein einer objektiven Naturordnung zugrunde liegt. Kant¹⁾ sagt vorsichtig: „Die Bewunderung der Schönheiten sowohl, als die Rührung durch die so mannigfaltigen Zwecke der Natur, die ein nachdenkendes Gemüt, noch vor einer klaren Vorstellung eines vernünftigen Urhebers der Welt, zu fühlen imstande ist, haben etwas einem religiösen Gefühl Ähnliches an sich und führen durch eine der moralischen analoge Beurteilungsart aufs moralische Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung gegen die uns unbekannte Ursache.“ Freilich wird die Objektivität des ästhetischen Gefühlsurteils bei Kant durch den apriorischen Ursprung desselben in Frage gestellt und das religiöse Gefühl auf das moralische reduziert.

a) Doch ist auch nur eine Ähnlichkeit des ästhetischen Gefühls im engeren Sinne mit dem allgemeinen religiösen Abhängigkeitsgefühl zuzugestehen, während namentlich Fries und seine Schule die unmittelbar wirkende Urteilskraft des ästhetischen Gefühls verallgemeinert zur religiösen Ahnung des Ewigen in der Erscheinung des Endlichen²⁾, ohne sie sicher stellen zu können gegen die Konsequenz des Kantschen Kriticismus, daß das Subjekt in derselben nur sich selbst anschaut nach seiner übersinnlichen Seite, wie sie sich in der ästhetischen Auffassung der Sinnenwelt kundgibt. Tiefer hat F. H. Jacobi im unmittelbaren Selbstbewußtsein oder Gefühl den „Ort des Wahren“ erfaßt, der freilich für das wissenschaftliche Denken unzugänglich sei³⁾, darum auch von ihm

1) Kritik der Urteilskraft, S. 472, letzte Anmerkung (1. Aufl.).

2) Fries, Neue Kritik der Vernunft I, 341 ff.; II, 82 ff. De Wette, Religion und Theologie, S. 9 ff.

3) An Fichte, S. VIII, 28.

selbst noch nicht genügend wissenschaftlich klargelegt und sichergestellt werden konnte. Der menschliche Geist bedarf nach Jacobis schönem Bilde zu seinem Selbstlaute die Mitlaute Natur und Geist, um sein Dasein auszusprechen, oder ist vielmehr gar kein reiner Selbstlaut, fühlt und erfährt ursprünglich, daß seine Selbständigkeit wie seine Abhängigkeit eingeschränkt ist, daß er ebenso notwendig einer nur sein kann unter anderen, unmöglich ein erster und einziger ¹⁾. Aber indem er das Gefühl allem Wissen, auch von sich selbst ²⁾ schlechthin entgegensetzt, statt es zur Grundlage des Wissens zu machen und dies konsequent nur auf eine formale Logik beschränkt ³⁾, so ist ihm das Gefühl nur Glaube, nicht bloß an Gott, sondern auch an den eigenen Geist und die Aufsendinge ⁴⁾, und so behauptet er auch: „Der wahren Religion kann so wenig irgendeine äußere Gestalt als einzige und notwendige Gestalt der Sache zugeschrieben werden, daß es im Gegenteil zu ihrem Wesen gehört, keine solche Gestalt zu haben“ ⁵⁾, wodurch sie in Gegensatz zu aller geschichtlichen Entwicklung gesetzt und zu etwas völlig Unbestimmten, doch wieder lediglich Subjektiven wird. Erst Schleiermacher hat diesen Dualismus des Gefühls und Denkens überwunden. Er schreibt an Jacobi: „Wenn auch Verstand und Gefühl verschiedene Richtungen sind, so stehen sie doch in keinem Gegensatz zu einander; sie müssen in der Einheit des Selbstbewusstseins selbst auch eins sein; es sind nur die beiden Brennpunkte meiner eigenen Ellipse“ ⁶⁾. Wenn Schleiermacher schon in seinen Reden über die Religion ⁷⁾ davon ausgeht, daß das Wesen der Frömmigkeit weder im Wissen noch im Handeln bestehe, sondern im

1) Von den göttlichen Dingen, S. 34ff.

2) Gespräch David Hume, S. 175.

3) Ebd., S. 5.

4) Ebd., S. vi. Von den göttlichen Dingen, S. 35.

5) Von den göttlichen Dingen, S. 63.

6) Schleiermachers Leben in Briefen II, 342.

7) Rede 2.

Gefühl oder unmittelbaren Bewußtsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, im Sinn und Geschmack für das Unendliche, in der Anschauung des Weltalls als eines durch Gott den vollendeten Künstler hervorgebrachten Kunstwerks, so enthält ihm doch auch das unmittelbare religiöse Selbstbewußtsein Theorie und Praxis in ihrer Einheit; unmöglich könne jemand wahrhaft sittlich sein ohne Religion, wahrhaft wissenschaftlich ohne sie. „Was kann der Mensch bilden wollen der Rede Wertes im Leben und in der Kunst, als was durch die Aufregungen jenes Sinnes in ihm geworden ist? Oder wie kann einer die Welt wissenschaftlich umfassen wollen ohne jenen? Die Wissenschaft ist das Sein der Dinge in uns, in unserer Vernunft, Kunst und Bildung ist unser Sein in den Dingen, denen wir Maß, Gestalt und Ordnung geben. Wie kann beides in uns zum Leben gedeihen als nur sofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, sofern das allgemeine Sein alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in uns lebt? Wenn der Mensch nicht in der unmittelbaren Einheit der Anschauung und des Gefühls eins wird mit dem Ewigen, bleibt er in der abgeleiteten des Bewußtseins ewig getrennt von ihm. Gefühl, Erkennen und Handeln sind nicht einerlei und doch unzertrennlich. Wohl kann das religiöse Gefühl in seiner vollen Gesundheit und Stärke manchen einwohnen, wie denn fast alle Frauen hiervon Beispiele sind, ohne daß es besonders in wissenschaftliche Betrachtung gezogen werde; aber alle Begriffe und sittlichen Grundsätze sind nichts als ein von außen angelerntes leeres Wesen, wenn sie nicht die Reflexion sind über des Menschen eigenes Gefühl, und nur wenn sie aus den Äußerungen seines eigenen Gefühls entstanden und ursprünglich eigen sind, ein solcher ist fromm. Aus der inneren Einheit des Lebens und Seins entspringt als ein eigener Zweck des Lebens auch das Handeln als eine Rückwirkung des Gefühls. Alles soll der Mensch mit

Religion handeln und verrichten, ununterbrochen sollen wie eine heilige Musik die religiösen Gefühle sein thätiges Leben begleiten, und nie und nirgends soll er erfunden werden ohne sie.“ Wenn Ritschl¹⁾ Schleiermachers Reden über die Religion dahin auslegt, daß auch ihm das religiöse Gefühl nur ein ästhetisches, eine Abart des Kunstsinns sei und deshalb weder im Erkennen noch im sittlichen Handeln bestehe, so hat Schleiermacher doch auch schon hier ausdrücklich Religion und Kunst auseinandergehalten. Die Freude an der Naturschönheit, „die so viele als religiös anpreisen“, will er nicht als die wahre religiöse anerkennen; soweit die Schönheit nur in den Schein falle, bloß subjektiver Auffassung angehöre, könne sie kein echt religiöses Leben hervorrufen, sondern nur, wo das Gefühl nicht bloß von dem Schein, sondern auch von dem Sein berührt werde, sei das ein ursprüngliches, unentbehrliches Element der Religion²⁾. Wenn Schleiermacher³⁾ die Religionen des Heidentums und den Mohammedanismus als überwiegend ästhetische Frömmigkeit charakterisiert, so meint er damit nur, daß das sittliche Bewußtsein da noch dem natürlichen, leidentlichen untergeordnet sei, während die Religion in ihrer Vollendung wesentlich teleologisch sei, auf die sittliche Aufgabe gerichtet⁴⁾. Allerdings erkennt Schleiermacher aber auch einen Zusammenhang des Religiösen mit dem Ästhetischen im Sinne der Kunstphilosophie an; insbesondere habe das Religiöse die

1) Ritschl, Schleiermachers Reden über die Religion, S. 25. 28 f.

2) Rede 2.

3) Glaubensl., § 9. Vgl. Kaftan a. a. O., S. 45.

4) Bender (Jahrb. für deutsche Theologie XVII, 664) sagt richtig: „Das Freiheits- oder Individualitätsgefühl ist der Grund, daß wir das Seingefühl in Gestalt der Abhängigkeit haben“, widerspricht sich dann aber selbst in der Behauptung (S. 677), daß dem religiösen Abhängigkeitsgefühl die ästhetische Frömmigkeit mehr konveniere, als die teleologische.

größte Analogie mit dem Eindruck des Erhabenen und knüpfe in seiner Entwicklung an dasselbe an, weshalb vorzugsweise die Stätten zur Verehrung des höchsten Wesens gewählt worden seien, wo die Umgebung der Natur den Eindruck des Erhabenen hervorbringen mußte¹⁾. Wenn Schleiermacher²⁾ jede rein ausklingende Empfindung fromm nennt, so läuft sie eben damit aus in das absolute Abhängigkeitsgefühl, das damit nicht wieder ins bloß Ästhetische aufgelöst wird.

β) Das in dem absoluten Abhängigkeitsgefühl mitgesetzte Woher unseres und alles abhängigen bzw. selbstthätigen Daseins wird als notwendiges Korrelat desselben in diesem unserm höchsten Selbstbewußtsein mit empfunden in noch ungetrennter Einheit des zuständlichen und gegenständlichen, subjektiven und objektiven Gefühls, so daß sich schlechthin abhängig fühlen und sich seiner selbst als in Beziehung mit Gott bewußt sein einerlei ist. Das Bewußtsein des Woher der Abhängigkeit wird ein gegenständliches in Scheidung von dem zuständlichen erst durch die unmittelbarste Reflexion auf das ungeschiedene Gefühl, das sich dann in dem Worte Gott ausspricht und mit dieser Vorstellung erst ein klares Selbstbewußtsein wird³⁾. A. Dorner⁴⁾ führt jene Reflexion auf eine gegen die reale Affektion des Gefühls von Gott reagierende Thätigkeit des Subjekts zurück, durch die es sich als affiziertes von dem affizierenden Objekt unterscheidet und sich ihm, es sich gegenüberstellt. Der Antrieb dazu liegt natürlich schon im Gefühle selbst. Wenn nun aber nach Schleiermacher alle weitere Entwicklung der Vorstellung, die in dem Worte Gott ausgesprochen ist, wenigstens für das Gebiet der Religionsgeschichte abgesehen von der Philosophie, die auch

1) Psychologie, S. 212. Vgl. Ästhetik, S. 68. 74ff.

2) Rede 2, Weihnachtsfeier.

3) Glaubensl., § 4, 2.

4) Jahrb. für deutsche Theologie XVII, 269. 244.

von der Idee des Wissens aus die des Absoluten als Möglichkeit des Wissens voraussetzt und dann mit dem unmittelbaren Gottesbewußtsein zusammenschließt¹⁾, durch Reflexion aus dem im religiösen Gefühl gegebenen Grundgehalt hervorgehen muß²⁾, so hat dagegen Hegel versucht, das religiöse Gefühl und alle geschichtliche Religion vermittels seiner dialektischen Methode in sein angeblich reines Denken aufzulösen. Hegel geht zwar auch in seiner Philosophie der Religion³⁾ davon aus, daß der Mensch unmittelbar von Gott wisse und die Religion eine wesentliche Beziehung unseres subjektiven Bewußtseins zu Gott als seinem Gegenstande sei, will aber nicht stehen bleiben bei dem unmittelbaren Bewußtsein dieser Beziehung, sondern es in die Form der denkenden begreifenden Vernunft erheben, nicht bloß nach seiner subjektiven Seite, sondern auch nach Seiten Gottes, der als Geist für den Geist und somit auch Gegenstand der Erkenntnis ist. Müssen wir insoweit Hegel zustimmen und anerkennen, daß die Religion als Gottesgemeinschaft im Gefühl auch eine klarbewußte werden soll und sich erweitern auch zu einer Gottesgemeinschaft im Denken wie im Handeln auf Grund des religiösen Gefühls als ihrer Naturbasis, so gewinnt doch dies Hegel nicht wahrhaft, weil er dem Gefühl nicht gerecht wird. Dessen Gebiet ist ihm nur das der zufälligen Subjektivität, so daß, wenn man in Rücksicht Gottes nur an das Gefühl appellieren könnte, Gott überhaupt gar keine Objektivität zugeschrieben werden

1) Dialektik, § 4. 86. 106. 122. 136f. 183ff. 215—229. Die Beurteilung des rein philosophischen Gottesbegriffs in Schleiermachers Dialektik ist nicht nötig für die Grundlegung der Religionsgeschichte, er wird besser nach Schleiermachers eigener Forderung besonders behandelt; von seinem Zusammenschluß mit dem unmittelbaren Gottesbewußtsein haben wir weiter in der Geschichte der christlichen Theologie zu reden.

2) Glaubensl., § 4. 2.

3) I, 11 ff. (1. Aufl.).

könnte¹⁾. Das Gefühl ist das Unbestimmte, weil sein Inhalt nicht durch den Begriff gesetzt ist; es ist gleichgültig gegen seinen Inhalt, dieser zufällig; es kann den mannigfachsten Inhalt haben, das Niedrigste und das Höchste, ist dem Menschen mit dem Tiere gemein, die tierische sinnliche Form selbstischer Einzelheit²⁾. Hegel bedenkt nicht den qualitativen Unterschied des tierischen und menschlichen Gefühls; letzteres ist nicht bloß das niederer animalischer Triebe, sondern ist schon an sich Gefühl des Geistes und erweitert sich zu einem weit umfassenderen Naturgefühl, als dem Tiere eignet, zum ästhetischen, zum geselligen für menschliches Gemeinschaftsleben, zum sittlichen und religiösen. Alle die Unterschiede und Abstufungen, die das menschliche Gefühl in sich enthält, erhebt das Denken nur mittels der Reflexion ins objektive Bewußtsein, aber erzeugt sie nicht erst aus sich durch seine Thätigkeit im Gefühl, wie Hegel meint³⁾, das in seiner Unmittelbarkeit nur etwas Inadäquates, Täuschendes, der Schein unmittelbarer Bestimmtheit durch etwas anderes als das eigene Denken sein soll⁴⁾. So ist nach Hegel auch das Gefühl der Abhängigkeit von göttlicher Macht ein täuschender Zustand noch tierischer Beschränktheit, wie er in der Vorrede zu Hinrichs' Religionsphilosophie sagt: „Gründet sich die Religion im Menschen nur auf ein Gefühl, so hat solches richtig keine weitere Bestimmung, als das Gefühl der Abhängigkeit zu sein, und so wäre der Hund der beste Christ; denn er trägt dies am stärksten in sich und lebt vornehmlich in diesem Gefühl; auch Erlösungsgefühle hat der Hund, wenn seinem Hunger durch einen Knochen Befriedigung wird.“

1) S. 27. Encyklopädie, § 447.

2) Philosophie der Religion I, 72 ff.

3) Encyklopädie, § 2.

4) § 445.

Gott ist nach Hegel nur das Allgemeine des Denkens, der Geist als Begriff, der sich im Bewußtsein realisiert¹⁾; im Gefühl sei dies Allgemeine nur erst das sich selbst fühlende Subjekt, aber noch nicht die alle besonderen Bestimmungen in sich fassende Wahrheit²⁾. Der Geist geht aus der Natur hervor und zeigt, daß er die Wahrheit d. i. die Grundlage, das Höchste in der Natur sei. Der Geist ist zunächst im Verhältnis zur Natur als einem Äußerlichen, und damit ist er endliches Bewußtsein; er weiß von Endlichem und steht der Natur gegenüber als einem andern; der Geist ist zunächst als endlicher, das Endliche hat aber keine Wahrheit; es geht vorüber; der endliche Geist geht in seinen Grund zurück, da er als solcher im Widerspruch mit sich selbst begriffen ist; er ist frei; im Äußerlichen zu sein, ist seiner Natur widersprechend; er ist selbst dies, sich vom Nichtigen zu befreien und sich zu sich selbst zu erheben, zu sich in seiner Wahrhaftigkeit, und diese Erhebung ist das Hervorgehen der Religion³⁾; sie ist nur Begriff des Geistes, der seiner selbst bewußt ist⁴⁾ und die verschiedenen geschichtlichen bestimmten Religionen nur verschiedene Momente des durch seine Entwicklung zu sich selbst zurückkehrenden Begriffs, Stufen und Stationen in dem Prozeß des Geistes, der sich gedrängt hat in der Welt, sich zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen⁵⁾. Von diesen bestimmten Religionen ist die erste die unmittelbare Religion, die noch unfreie Naturreligion, sie ist Einheit des Geistigen und Natürlichen, Gott ist überall, aber in natürlicher Einheit des Geistigen und Na-

1) Philosophie der Religion I, 36. 62. 68.

2) Ebd., S. 66 ff. 100.

3) Ebd., S. 61.

4) Ebd., S. 37.

5) Ebd., S. 40 ff. 183 f.

türlichen; die natürliche Weise ist das, was diese Form überhaupt bestimmt; ihre Gestalten reduzieren sich im wesentlichen auf drei ¹⁾: 1) die der Zauberei, wo der Mensch noch in seiner unmittelbaren Kraft, Wollen, Begierde, Thun ohne alles Nachdenken der Zufälligkeit der Naturgewalten, die sich als Mächtiges gegen ihn zeigen, gegenübersteht, aber sich ihnen doch schon überlegen weiß in seinem unmittelbaren Selbstbewußtsein, obwohl nicht auf geistig vermittelte freie Weise, sondern nach seiner Natürlichkeit und Begierde sie direkt in seiner Gewalt zu haben meint ²⁾. Da zieht Hegel gar nicht die Verehrung der Ahnen in Betracht, mit deren Hilfe der Zauberer erst auf die Natur wirken zu können glaubt. Da jedoch die Naturmächte als ein allgemeines, gegen das einzelne empirische Bewußtsein Machthabendes auftreten, die der Zauberer erst beschwören muß, so verbindet sich nach Hegel ³⁾ mit der Zauberei die fetischistische Verehrung der Naturgegenstände, indem der Mensch eine selbständige Macht außer ihm anerkennt und in der Lebendigkeit der Naturwesen, wie sie sich schon im Baum, noch mehr im Tiere zeigt, findet; ja jedem beliebigen Dinge schreibe der Mensch da spielend wie ein Kind solche Lebendigkeit zu. Wir haben gezeigt, wie auch der Fetischismus auf Ahnenkult beruht, den dann auch Hegel neben der Verehrung von Zauberern und Fürsten anerkennt, indem durch den Tod das Individuum das sinnliche Dasein abstreife, in die Vorstellung entrückt und darin behalten werde; aber die Toten leben da nur fort in der Erinnerung, so lange sie lebendig ist; was an ihnen noch sinnlich fort dauert, sind die Knochen; sie bedürfen noch Speise und Trank, die ihnen mit ins Grab gegeben wird; sie sind eine Macht, aber schwache Macht, und ihre Verehrung ist daher noch ganz schwach ⁴⁾, während

1) Philosophie der Religion, S. 185.

2) Ebd., S. 219ff. Philosophie der Geschichte, S. 91.

3) Philosophie der Religion I, 234ff.

4) Ebd., S. 238ff.

sie in Wirklichkeit vielmehr das ganze religiöse Bewußtsein der Naturvölker beherrscht und ohne den Glauben an eine wirkliche Unsterblichkeit der Seelen und ihre Vereinigung mit göttlichen Urmächten nicht begriffen werden kann. Eine höhere Stufe der Naturreligion ist nach Hegel, nachdem er noch den damals ganz ungenügend gekannten Buddhismus als Übergangsstufe des In-sich-seins besprochen ¹⁾, 2) die der Phantasie, die indische, wo alle Unterschiede der Welt sich auflösen in die unbestimmte Reflexion in sich als absolute Substanz und die erscheinende Welt in den Dienst der Einbildung gesetzt wird ²⁾; der indische Pantheismus ist aber erst allmählich durch Reflexion und Spekulation aus der vedischen Naturreligion erwachsen, die, obwohl phantasie-reich, doch in Anerkennung einer objektiven Naturordnung auf einer henotheistischen Verehrung der elementaren Himmelsmächte beruht. Die Naturreligion befindet sich nach Hegel ³⁾ im Übergang auf eine höhere Stufe, wo das Denken die Mannigfaltigkeit nicht bloß in sein substantielles In-sich-sein auflöst, sondern durch seine Selbstbestimmung die Mannigfaltigkeit selbst in das In-sich-sein hineinnimmt, Gott als sich selbst bestimmende Einheit des Endlichen und Unendlichen und, indem es auch seine Bestimmungen wieder entläßt zu besonderen Gestaltungen, Gott als in sich bleibende bestimmende Objektivität setzt, wie in der persischen Lichtreligion des Guten, die aber das Endliche, weil sich als endlich behauptend dem Unendlichen gegenüber, als Böses bekämpft, ohne es überwinden zu können ³⁾, während die ägyptische Religion des Rätsels das Auseinandergelassensein der einfachen Subjektivität, die weitere Entwicklung derselben ist, aber eine solche, die noch wild zugleich und in Gärung begriffen, noch nicht zur Beruhigung, zur eigentlich in sich

1) Philos. d. Rel., S. 252 ff. Philosophie der Geschichte, S. 139 ff.

2) Philosophie der Religion I, 275 ff. Philosophie der Geschichte, S. 162.

3) Philosophie der Religion, S. 326 ff.

freien Geistigkeit gekommen ist ¹⁾). Erst die zweite Stufe ist die Religion der geistigen Individualität, wo das geistige Für-sich-sein des Subjekts anfängt, der Gedanke das Herrschende, Bestimmende ist und die Natürlichkeit, als ein nur aufbewahrtes Moment nur zum Schein heruntersgesetzt ist als Accidentelles gegen das Substantielle, wie in der hebräischen Religion der Erhabenheit, oder als göttliche Erscheinung und Leiblichkeit göttlicher Subjekte, wie in der griechischen Religion der Schönheit, oder als bestimmt durch die zunächst endlichen Zwecke der Subjektivität in der römischen Religion der äußerlichen Zweckmäßigkeit ²⁾). Wenn das Wissen Gottes als freien Geistes auch hier noch mit Endlichkeit und Unmittelbarkeit behaftet ist, so bringt der römische Geist doch mit Vernichtung des politischen und religiösen Lebens der beschränkten Volksgeister einen allgemeinen Schmerz der Welt über die Nichtigkeit des Endlichen hervor, einen Schmerz, der die Geburtswehe der Religion der Wahrheit sein sollte ³⁾). Im Christentum weiß das endliche Bewußtsein Gott nur insofern, als Gott sich in ihm weiß; so ist Gott Geist und zwar der Geist seiner Gemeinde d. i. derer, die ihn verehren; das ist die vollendete, offenbare, absolute Religion, der sich objektiv gewordene Begriff, das Bewußtsein des freien Geistes als des absolut freien und damit unendlichen Geistes ⁴⁾). Freilich ist erst die Philosophie die sich denkende Idee, die sich wissende Wahrheit, die Religion nur das Bewußtsein der absoluten Wahrheit, wie sie für alle Menschen ist, in der Form der Vorstellung ⁵⁾), indem zwar der religiöse

1) Philosophie der Religion, S. 342 ff.

2) Ebd., S. 185 f.; II, 1 ff. Philosophie der Geschichte, S. 20 f. 248 ff. 299.

3) Philosophie der Religion II, 148. 152. Philosophie der Geschichte, S. 328.

4) Philosophie der Religion II, 151 ff. Philosophie der Geschichte S. 330 ff.

5) Philosophie der Religion I, 79 f. Encyclopädie, § 573 f.

Inhalt in die Form der Allgemeinheit, des Gedankens erhoben ist ¹⁾, aber zugleich noch mit sinnlichen Formen und Bildern behaftet ist, die aus sinnlicher, unmittelbarer, innerer Anschauung genommen sind und erst von der Philosophie völlig abgestreift werden ²⁾. Die Vorstellung vereint widersprechende Bestimmungen, deren Widerspruch im reflektierenden Denken zum Bewußtsein kommt ³⁾; in der Reflexion als solcher bleibt aber der Gegensatz des Endlichen und Unendlichen ⁴⁾, den erst die Spekulation aufhebt ⁵⁾. Die Religion ist Beziehung des Geistes auf den absoluten Geist, und dies ist nicht bloß ein Verhalten des Geistes zum absoluten Geist, sondern der absolute Geist selbst ist das Sich-beziehende auf das, was als Unterschied auf die andere Seite gesetzt ist, und höher ist so die Religion die Idee des Geistes, der sich zu sich selbst verhält, das Selbstbewußtsein des absoluten Geistes. Die Religion hat das endliche Bewußtsein an ihr, aber als endliches aufgehoben; denn das andere, wovon der absolute Geist weiß, ist er selbst, und er ist so erst der absolute Geist, daß er sich weiß. Dadurch ist er nur als durch das Bewußtsein oder den endlichen Geist vermittelt, so daß er sich zu verendlichen hat, um durch diese Verendlichung Wissen seiner selbst zu werden. So ist die Religion Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittelung des endlichen Geistes ⁶⁾. Wenn sich nach Hegel ⁷⁾ in der Vorstellung Gott selbst für das Bewußtsein als Erscheinung, als Natürlichkeit setzt, die sich in den verschiedenen Religionen fortschreitend vergeistigt, so erkennen auch wir gern als bleibendes Verdienst Hegels den Nachweis einer fortschreitenden Vergeistigung des

1) Philosophie der Religion I, 80. 86.

2) Ebd., S. 80.

3) Ebd., S. 87; II, 280.

4) Ebd. I, 109; II, 281 ff.

5) Ebd. I, 126; II, 288.

6) Ebd. I, 129.

7) Ebd., S. 136 ff.

Gottesbewußtseins in der religionsgeschichtlichen Entwicklung an, doch legt er ihr immer durch seine Auflösung des religiösen Gefühls in bloßes Denken eine falsche Voraussetzung und ein falsches Ziel zugrunde, wodurch er vollends aufserstande ist, der hebräischen und christlichen Religion gerecht zu werden. Das *πρῶτον ψεῦδος* der Hegelschen Philosophie ist die Voraussetzung, daß das reine Denken durch die bloße Selbstbewegung seines Begriffs vermöge der Negativität desselben schöpferisch alle besonderen Bestimmungen und Dinge aus sich erzeugen könne, und, wenn der Mensch ein solches Denken hätte, so wäre er allerdings selbst Gott, freilich auch nur ein beschränkter, dessen Unendlichkeit nur in den endlichen Bestimmungen seines Denkens und deren Aufhebung einen Inhalt hätte; aber jene Negativität des Begriffs beruht prinzipiell nur auf willkürlicher Abstraktion von den Bestimmungen des unmittelbaren Bewußtseins, aus dem das Denken sie dann immer wieder aufnimmt, um vorwärts zu kommen. Eine Anerkennung der zentralen Bedeutung des Gefühls macht sich selbst bei Hegel geltend in der Auffassung des Kultus, der sich ihm, nachdem er das religiöse Gefühl zum bloßen Selbstgefühl des unmittelbaren Denkens verflüchtigt, als Selbstgefühl und Selbstgenuß des Denkens auch auf den weiteren Stufen seiner Entwicklung darstellt. Auch im Kultus ist zwar noch Hegel Gott auf der einen Seite, Ich auf der andern, aber die Bestimmung ist, mich mit Gott in mir selbst zusammenzuschließen, mich in Gott als meiner Wahrheit zu wissen und Gott in mir; zu diesem theoretischen Einheitsbewußtsein kommt da aber auch das praktische, daß es auch für das Subjekt konkret werde, sich diesen höchsten absoluten Genuß gebe; da ist Gefühl darin, da bin ich mit meiner besonderen Persönlichkeit dabei; der Kultus ist die Gewißheit des absoluten Geistes in seiner Gemeinde, zunächst dem

Volksgeist, dem das Individuum angehört, das erst später zur Freiheit des Glaubens erwacht; der Kultus ist ein Handeln zum Zweck des Glaubens, der in sich konkreten Realität des Göttlichen und des Bewußtseins; dieser Zweck soll nicht erst hervorgebracht werden durch Veränderung des Objektiven, sondern nur in mir Wirklichkeit haben, ist daher gegen mich, gegen meine besondere Subjektivität, die praktisch aufgegeben wird im Opfer, wo die Negation zwar mehr das Äußere betrifft, aber wesentlich Beziehung hat auf das Innere, den natürlichen Willen; eine höhere Einheit des Geistigen und Natürlichen wird errungen durch die Arbeit der Kunst, wodurch der Gott vorgestellt wird; sie ist zugleich das tiefere Opfer, diese Anstrengung der Partikularität, die als Negation des eigenen besonderen Selbstbewußtseins das durch die Idee in sich Erzeugte festhält und äußerlich zur Anschauung bringt¹⁾. So subsumiert auch Hegel ausdrücklich die Kunst unter die Religion als die erste unmittelbare Form des Wissens des absoluten Geistes, Empfindung, Anschauung, ja auch schon Vorstellung der Einheit der Natur und des Geistes in der Gestalt der Schönheit²⁾. „Damit ist jeder bestimmte Unterschied zwischen Religion und Kunst aufgehoben und an dessen Stelle ein vages Ineinanderfließen gesetzt“³⁾, und wenn die Kunst der dialektischen Methode sich als ein Phantasiespiel erweist, so kann man das religiöse Gefühl im Hegelschen Sinn wieder nur als ein ästhetisches betrachten und weiter als pathologische Selbstbefriedigung des subjektiven Glückseligkeitsstrebens, das die Phantasie erregt zur Erdichtung von Göttern und einem von der Menschheit verschiedenen Gott, wie eben Feuer-

1) Philosophie der Religion, S. 152 ff.

2) Encyklopädie, § 554 ff. Ästhetik I, 132 f.

3) Ulrici, Prinzip und Methode der Hegelschen Philosophie, S: 219 f.

nach diese Konsequenz gerade aus dem Hegelschen System gezogen hat. Auch die Sittlichkeit löst sich bei Hegel in die Religion auf als „der auf sein substantielles Inneres zurückgeführte Staat, der die Entwicklung und Verwirklichung der Sittlichkeit ist, während die Substantialität der Sittlichkeit und des Staates die Religion ist. Der Staat beruht nach diesem Verhältnis auf der sittlichen Gesinnung und diese auf der religiösen. Indem die Religion das Bewußtsein der absoluten Wahrheit ist, so kann, was als Recht und Gerechtigkeit, als Pflicht und Gesetz d. i. als wahr in der Welt des freien Willens gelten soll, nur insofern gelten, als es teil an jener Wahrheit hat, unter sie subsumiert ist und aus ihr folgt“¹⁾. So aner kennenswert dies für sich lautet, so wenig wird daraus für die Sittlichkeit selbst und für die Religion bei Hegel gewonnen, sie bleibt bei ihm nur Bewußtsein des absoluten Geistes von sich selbst in Aufhebung des endlichen Bewußtseins, wodurch „der Mensch sowohl an sich oder von Natur als durch seine Reflexion in sich böse sei“²⁾ und so lange er in diesem endlichen Bewußtsein beharrt, auch böse bleibe³⁾. „Die Weltgeschichte stellt den Stufengang der Entwicklung des Prinzips dar, dessen Gehalt das Bewußtsein der Freiheit ist; die erste Stufe ist das Versenktsein des Geistes in die Natürlichkeit, das zweite ist das Heraustreten desselben in das Bewußtsein seiner Freiheit, dieses erste Losreißen ist aber unvollkommen und partiell, indem es von der unmittelbaren Natürlichkeit hervorkommt, hiermit auf sie bezogen und mit ihr, als einem Momente, noch behaftet ist; die dritte Stufe ist die Erhebung aus dieser noch besonderen Freiheit in die reine Allgemeinheit derselben, in das Selbstbewußtsein und Selbstgefühl des Wesens der Geistig-

1) Hegel, Encyklopädie, § 552.

2) Rechtsphilosophie, § 139.

3) Philosophie der Religion I, 163. 194. Philosophie der Geschichte, S. 333.

keit“¹⁾. Von dieser Geschichtsbetrachtung aus ergibt sich als Ziel aller geschichtlichen Entwicklung ein absolutes Freiheitsgefühl, und dies ist auch Ziel des religiösen Kultus nach Hegel: „Frei soll der Mensch werden; in der Form des Kultus ist das Aufheben des Gegensatzes von gut und böse vorhanden; der natürliche Mensch wird als böse dargestellt; dies ist aufzuheben“²⁾. So löst sich bei Hegel das religiöse Gefühl absoluter Abhängigkeit von Gott im Kultus und der religiösen Sittlichkeit in sein Gegenteil, das Gefühl absoluter Freiheit auf, das zugleich das ästhetische der Harmonie in freier Phantasiebildung ist.

γ) Dafs das religiöse Abhängigkeitsgefühl nicht in ein absolutes Freiheitsgefühl aufgelöst werden kann, zeigt selbst David Straufs, nach dessen Dogmatik³⁾ zwar das Denken als bewusstlos träumender Naturgeist die Verhältnisse der Himmelskörper geordnet, die Erdarten und Metalle geformt, den Organismus der Pflanzen und Tiere eingerichtet und erst im Menschen, der die Gesetze der Natur erklärt, zum Bewusstsein kommt; dagegen erkennt er in seiner letzten Schrift, dem „Alten und neuen Glauben“⁴⁾, als bleibenden Grundbestandteil aller Religion ein Gefühl der unbedingten Abhängigkeit vom Universum oder der Allmacht der Natur an, welches aber, weil es eben blofs auf die Abhängigkeit von der Natur als solcher gedeutet wird, sich ihm unter den Händen wieder auflöst in ein relatives Freiheitsgefühl. So heifst es sogleich ein Blatt weiter: „Da wir die Anlage zu dem Vernünftigen und Guten, das wir in der Welt zu erkennen glauben, in uns selbst wahrnehmen, uns als die Wesen finden, von denen es empfunden, erkannt, in denen es persönlich werden soll, so

1) Philosophie der Geschichte, S. 54.

2) Philosophie der Religion I, 163 f.

3) I, 351.

4) Abschnitt 44.

fühlen wir uns demjenigen, wovon wir uns abhängig finden, zugleich im Innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich frei; in unserm Gefühl für das Universum mischt sich Stolz mit Demut, Freudigkeit mit Ergebung.“ Wir müssen dagegen bemerken, daß das Gefühl der Gottverwandtschaft, der Gottebenbildlichkeit auch dem theistischen Bewußtsein ursprünglich eignet, wie die biblische Schöpfungsgeschichte beweist, und auf der relativen Freiheit des Menschen beruht, die aber selbst von Gott gegeben und somit von ihm schlechthin abhängig ist, wenngleich auch auf ethische Weise; sie ist daher durchaus kein Widerspruch gegen die Abhängigkeit von Gott; nur der Natur gegenüber gilt, was Straufs sagt ¹⁾: „Es ist nicht allein die Abhängigkeit, in der der Mensch sich vorfindet, sondern zugleich das Bedürfnis, gegen sie zu reagieren, sich ihr gegenüber auch wieder in Freiheit zu setzen, woraus den Menschen die Religion entspringt.“ Weil Straufs über die Natur nicht hinausgehen will zur Abhängigkeit von Gott, leugnet er schließlichs wieder die schlechthinige Abhängigkeit, „die den Menschen vernichten, erdrücken würde; er muß sich dagegen wehren, muß unter deren Druck, der auf ihm lastet, Lust und Spielraum zu gewinnen suchen“. Das hat der Mensch aber gar nicht nötig, da er eben vermöge seiner Abhängigkeit von Gott frei ist; nur die unbedingte Naturabhängigkeit würde für ihn erdrückend sein; hat der Mensch aber relative Freiheit der Natur

1) Abschnitt 42, Schluß. Steinthal (Mythus und Religion, S. 21 ff.) faßt die Religion als Gefühl und Erkenntnis des Unendlichen, der unendlich vollkommenen Gottheit, von der alles Endliche, darunter wir selbst, abhängig ist, findet aber doch auch den Ausdruck Abhängigkeitsgefühl schlecht, ein solches sei drückend, könne nur Groll und Empörung wecken; wenn sich das endliche Wesen vom Unendlichen abhängig wisse, fühle es sich frei; denn es gebe keine andere Freiheit, als „im Unendlichen sich zu finden“. Damit ist ihm doch aber selbst die Freiheit abhängig von Gott.

gegenüber, so ist er von ihr nicht absolut abhängig, sondern mit ihr von Gott; wollte Straufs aber das nicht zugeben, so mußte er auch dies Abhängigkeitsgefühl als bleibenden Grundbestandteil der Religion wieder ganz fahren lassen und streng mit Hegel sie in absolutes Freiheitsgefühl auflösen, wie denn sein letztes „Bekenntnis“ vielfach eine schwächliche Inkonsequenz dem naturwissenschaftlichen Materialismus zuliebe gegen seine frühere Dogmatik zeigt. Immerhin ist es lehrreich, wie Straufs durch Anerkennung der relativen Abhängigkeit von der Natur zur Beschränkung, d. h. Aufgeben des absoluten Freiheitsgefühls geführt wird, und bestätigt nur, was Schleiermacher sagt¹⁾: „Ein schlechthiniges Freiheitsgefühl kann es für uns gar nicht geben; sondern, wer ein solches zu haben behauptet, der täuscht entweder sich selbst oder trennt, was notwendig zusammengehört. Denn alle Selbstthätigkeit muß einen Gegenstand haben, der uns irgendwie gegeben worden ist, wodurch ein zu dem Freiheitsgefühl gehöriges Abhängigkeitsgefühl mitgesetzt ist. Das Gegenteil könnte nur eintreten, wenn der Gegenstand überhaupt durch unsere Thätigkeit erst würde, welches aber immer nur beziehungsweise der Fall ist und nie schlechthin. Soll aber das Freiheitsgefühl nur eine innere selbstthätige Bewegung aussagen, so hängt nicht nur jede einzelne solche mit dem jedesmaligen Zustand unserer erregten Empfänglichkeit zusammen, sondern auch die Gesamtheit unserer inneren freien Bewegungen als Einheit betrachtet kann nicht durch ein schlechthiniges Freiheitsgefühl repräsentirt werden, weil unser ganzes Dasein uns nicht als aus unserer Selbstthätigkeit hervorgegangen zum Bewußtsein kommt. Daher in keinem zeitlichen Sinn ein schlechthiniges Freiheitsgefühl seinen Ort haben kann. Das unsere gesamte Selbstthätigkeit, also auch, weil diese niemals Null ist, unser ganzes Dasein beglei-

1) Glaubensl., § 4, 3.

tende, schlechthinige Freiheit verneinende Selbstbewußtsein ist schon an und für sich ein Bewußtsein schlechthiniger Abhängigkeit; denn es ist das Bewußtsein, daß unsere ganze Selbstthätigkeit ebenso von wo anders her ist, wie dasjenige ganz von uns her sein müßte, inbezug worauf wir schlechthiniges Freiheitsgefühl haben sollten. Ohne alles Freiheitsgefühl aber wäre ein schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl nicht möglich.“ Wenn letzteres nach Pfleiderer¹⁾ auch im Fichteschen Sinn gedeutet werden könnte, als Abhängigkeit der bestimmten Gefühle von dem Gefühl überhaupt (wie des empirischen Ich von dem reinen Ich bei Fichte), so sagt dagegen A. Dorner²⁾ mit Recht, daß das Ich sich fühlt, aber nicht als affiziert habend, sondern als affiziert und eben damit affiziert von einer Macht, die es nicht selbst ist, sondern von ihm unterschieden ist. Pfleiderer³⁾ nimmt einen über jeden beschränkten Trieb, jedes beschränkte Objekt hinausgehenden Grundtrieb des menschlichen Einzelwesens an als unendlichen Trieb der Selbstheit, des individuellen Ich, der sich erst mit dem Abhängigkeitsgefühl versöhne in der Religion, in der Empfindung, sich nicht durch sich selbst befriedigen zu können, mit Mangel und Endlichkeit behaftet zu sein, und daher nach Ergänzung des endlichen Selbst durch das Unendliche strebe, es als die Macht anerkenne, von der er abhängt in seiner Selbstverwirklichung. Ähnlich fassen schon J. H. Fichte⁴⁾ und Hase⁵⁾ die Religion als fortschreitende Lösung des natürlichen Widerstreits zwischen dem menschlichen Selbst- oder Freiheitsgefühl und Abhängigkeitsgefühl. Aber dieser Widerstreit ist principiell gar nicht vorhanden, da der Mensch sich erst zur Freiheit

1) Die Religion I, 47f.

2) Jahrb. für deutsche Theologie XVII, 244.

3) I, 68 ff. Vgl. die Kritik Kaftans, Wesen der christlichen Religion, S. 72 ff.

4) Psychologie I, 727.

5) Dogm., § 45 ff.

entwickelt auf dem Grunde seiner Naturbestimmtheit und somit auch des Abhängigkeitsgefühls von göttlicher Macht, welche zugleich die menschliche Freiheit, soweit sie in der Entwicklung hervortritt, ethisch normiert. Darum braucht sich auch nicht das Selbst-sein-wollen, wie Pfleiderer¹⁾ meint, notwendig zuzuspitzen zum Bösen. Wenn Lipsius²⁾ dem religiösen Gefühl einen religiösen Trieb zugrunde legt, so entsteht auch ihm dieser aus dem im unmittelbaren Gefühl sich kundgebenden Widerspruch, daß der Mensch einerseits als Naturwesen in den endlichen Kausalzusammenhang verflochten ist, andererseits in seinem Selbstbewußtsein sich innerlich über denselben erhebt. Indes wird dieser Widerspruch in der geschichtlichen Entwicklung erst spät empfunden, nachdem längst Religion da ist ohne und mit Anerkennung einer Naturordnung, die als selbst auf der Wirksamkeit persönlicher Naturgeister beruhend, noch gar nicht als freiheitsgefährdender mechanischer Naturzusammenhang erscheint, vielmehr der menschlichen Freiheit Raum und Stoff darbietet zu ihrer Entfaltung. Nicht von einem Widerspruch, sondern nur von einem Gegensatz des relativen Abhängigkeits- und Freiheitsgefühls wird man mit Schleiermacher sprechen dürfen und mit ihm³⁾ eine der menschlichen Seele ursprüngliche und mitgeborene Richtung auf Aufhebung dieses in der anfänglichen Verworrenheit des sinnlichen Selbstbewußtseins auch noch ungeschiedenen Gegensatzes, die schon von Anfang an im Selbstbewußtsein durchzubringen strebt und sich im schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl ausspricht, anerkennen müssen. In diesem Sinn sagt Schleiermacher⁴⁾: „Die Religion in der primitiven Form ist den Menschen angeboren und die Bedingung alles anderen menschlichen Erken-

1) S. 319.

2) Dogm., § 18.

3) Glaubensl., § 5, 3.

4) Erziehungslehre, S. 659.

nens und Handelns. Der erste Keim ist in der Liebe der Mutter; sie ist ein fremdes Dasein, von dem das Kind nur relativ getrennt und welches zugleich Repräsentant alles Fremden ist.“ Ja er sagt ¹⁾: „Schon das Menschheit-suchen, welches im geselligen Empfinden-wollen liegt, ist ein Gottheit-suchen, ja auch schon das organische Empfinden-wollen; es ist alles dieselbe Richtung der Seele, die nur allmählich aus dem Bewußtloseren in das Bewußtere übergeht.“ Weil im Gefühl auch ein ursprüngliches Wollen enthalten sei, komme dem Menschen das Gottesbewußtsein auch als lebendiger Trieb zu ²⁾. Schon nach Augustin beruht der religiöse Trieb auf einer von Gott selbst uns anerschaffenen Naturanlage, die nur in der Gottesgemeinschaft ihre Befriedigung findet. *Tu fecisti nos ad te, et inquietum cor nostrum est, donec requiescat in te* ³⁾. Schon nach Aristoteles ⁴⁾ bewegt uns Gott als das *νοητόν* und *ὁρετόν* als Grund und Ziel alles Wissens und Begehens.

b. Hat der Mensch kein schlechthiniges Freiheitsgefühl, sondern auch in seiner Selbstthätigkeit das Bewußtsein der Abhängigkeit, einer relativen von der Natur, einer absoluten von Gott, so kommt diesem Gottesbewußtsein auch objektive Wahrheit zu, nicht weniger als dem Selbst- und Naturbewußtsein. Wie sich schließlichs alles andere Bewußtsein auf unser unmittelbarstes Selbstgefühl gründet und dies nicht anders als eine unmittelbare Identität von Subjekt und Objekt, als eine Einheit von Sein und Bewußtsein, als Innewerden unseres eigenen objektiven Seins begriffen werden kann, wie sich im Schmerz- und Lustgefühl unser objektiver Zustand als gehemmt oder gefördertes Leben offenbart, so ist auch das Gefühl als unmittelbares Selbstbewußtsein

1) Psychologie, S. 547.

2) Glaubensl., § 65, 1.

3) Conf. I, 1.

4) Metaph. XI (XII), 7.

geistige Receptivität für alle von außen kommende objektive Einwirkung auf das eigene Sein und alles Abhängigkeitsbewußtsein, das sich nicht auf Selbstthätigkeit zurückführen läßt, zugleich Empfänglichkeit und Erfahrung des objektiven Woher dieser Abhängigkeit. So findet auch in dem unmittelbaren Bewußtsein der absoluten Abhängigkeit ein unmittelbares Innwerden der objektiven göttlichen Macht, von der wir abhängen, ein unmittelbares Getroffen-werden von ihrer Einwirkung auf uns und unser Bewußtsein, eine unmittelbare innere Erfahrung dieser Macht und Berührung durch dieselbe statt, *ἀντὶ τῷ νῶ (θεῷ) θιγόντι καὶ ὄλον ἔψαμένῳ* Theophrast Metaph. p. 139, 2 (ed. Brandis), der auch diese Berührung als eine *αἴσθησις* und Prinzip des Glaubens bezeichnet¹⁾. „Wie das Sehvermögen sich zur Luft, das Hörvermögen sich zum Schall verhält, so das Religionsvermögen zu Gott. Es setzt eine ursprüngliche, wesenhafte Gegenwartigkeit Gottes im Menschen voraus, die eher ist als das Bewußtsein von ihr und wiederum vom Bewußtsein ergriffen wird. Der Mensch ist in Gott (Act. 17., 22 ff.), wird daher im Geist unmittelbar von ihm berührt“²⁾. Aller religiöse Trieb oder Instinkt³⁾, alle Mythologie⁴⁾, alles Gefühl und dann auch Vernunftwissen von Gott⁵⁾ beruht nach Schelling auf einem realen, wirklichen Verhältnis des menschlichen Wesens zu Gott, das in der Mythologie zwar noch ein natürliches, blindes, passives, unfreies sei (der ästhetischen Frömmigkeit Schleiermachers entsprechend), aber durch die Macht der das Bewußtsein beherrschenden objektiven göttlichen Potenzen ein immer bewußt-

1) *Θεόςφρ. τὴν αἴσθησιν ἀρχὴν εἶναι πίστεως φησι.* Clem., Al. Strom. II, 362 Sylb.; cfr. Act. 17, 27.

2) Vgl. v. Straufs, Essays, S. 18.

3) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, S. 77.

4) Ebd., S. 245.

5) Philosophie der Offenbarung I, 190.

teres werde, um am Ende mit voller Freiheit gewollt zu sein¹⁾. Die Macht, mit der sich das Gottesbewußtsein nicht bloß in der einzelnen Seele, sondern auch in dem Gemeinschaftsleben und der Geschichte der Völker geltend macht, ist nicht anders zu begreifen, als die Macht des objektiven Göttlichen selbst, welche das subjektive menschliche Bewußtsein von ihr erzeugt und beherrscht, indem sie sich zugleich dem Menschen in der äusseren Natur und im innersten Gewissen offenbart, mag sie dann auch von ihm in das Beschränkte hineingeschaut werden, mag sich auch noch so viel Irrtümliches an die weitere Entwicklung des Gottesbewußtseins hängen und die Sünde seine reine Entfaltung hemmen und trüben. Das Gefühl unbeschränkter Macht kann nicht erzeugt sein vom Menschen durch seine eigene Kraft und Thätigkeit, da er doch eben seiner beschränkten Kraft sich unmittelbar bewußt ist in dem Gefühl seiner absoluten Abhängigkeit, und auch nicht bloß durch die äussere Natur, da auch sie sich den Sinnen nur als beschränkt darstellt und den Einwirkungen der menschlichen Selbstthätigkeit unterworfen ist, sondern nur durch Gott selbst, der sich zugleich durch die Macht und die Ohnmacht der Natur und des Menschen dem Menschengenossen offenbart, bei weiterer Entwicklung des Weltbewußtseins auch durch die objektive Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur, durch das Füreinander von Natur und Menschengenossenschaft, durch das ethische Gesetz für die menschliche Freiheit, das im Gewissen empfunden wird. Durch Reflexion auf die Genesis des unmittelbaren Gottesbewußtseins ergibt sich für das Dasein Gottes ein Existentialbeweis, der durch eine unmittelbare Selbstergreifung der Thatsache im Bewußtsein an die Existenz anknüpft, wäh-

1) Philosophie der Mythologie, S. 120 ff. (Auf die Schwierigkeiten, die sich für Schelling an das anfängliche Freiheitsbewußtsein knüpfen, hier einzugehen, würde zu weit führen.)

rend der Schluss sich bloß in Entwicklung des Inhalts dieses 'Gesetzten bewegt¹⁾. Durch einen solchen Existentialbeweis können wir uns wissenschaftlich auch unseres eigenen Seins, unserer Freiheit, des Daseins der Aufsendinge vergewissern, und inbezug auf das Dasein Gottes enthält er alle sogenannten Beweise desselben, den ontologischen, kosmologischen, teleologischen, moralischen in sich, denen Kant²⁾ nur darum die Beweiskraft absprach, weil er sie noch nicht auf die innere Erfahrung des unmittelbaren Gottesbewußtseins zurückzuführen vermochte und ebenso wenig alles Apriorische aus dem unmittelbaren Selbstbewußtsein zu entwickeln verstand, weshalb jenes ihm nur ein subjektiv notwendiges Regulativ des anschauenden, verstandesmäßigen und vernünftigen Denkens blieb; nur das sittliche Bewußtsein führt ihn zu einer neuen Formulierung des moralischen Beweises, indem es eine endliche Verknüpfung der Glückseligkeit und moralischen Würdigkeit fordere, die nur gehofft werden dürfe, wenn eine höchste Vernunft, die nach moralischen Gesetzen gebietet, zugleich als Ursache der Natur zugrunde gelegt werde³⁾; doch soll dieser Beweis nicht zu einem objektiven Wissen von Gott führen⁴⁾, sondern nur auf einem religiösen Vernunftglauben, einem Für-wahr-halten lediglich aus subjektiven, praktischen Gründen beruhen⁵⁾; ist ihm doch auch das moralische Gefühl erst Folge der logisch-formalen Selbstgesetzgebung der praktischen Vernunft, aus der doch nicht einmal die Mehrheit und Gemeinschaft vernünftiger Wesen folgt⁶⁾, kein reales Gesetz, Tugend oder Pflicht abzuleiten ist⁷⁾, wenn sie

1) Chalybäus, Wissenschaftslehre, S. 249 ff. Ethik I, 110.

2) Kritik der reinen Vernunft, S. 611 ff. (5. Ausg.).

3) Ebd., S. 838. Kritik der praktischen Vernunft, S. 214 (2. Ausg.)

4) Kritik der reinen Vernunft, S. 856. Kritik der praktischen Vernunft, S. 249.

5) Kritik der reinen Vernunft, S. 850 ff. 856 f. Kritik der praktischen Vernunft, S. 255 ff. 263.

6) Schleiermacher, Kritik der Sittenlehre, S. 21.

7) Ebd., S. 97.

nicht mit dem erfahrungsmäßigen Bewußtsein zusammengeschlossen wird. Es ist hier noch nicht unsere Aufgabe, weiter einzugehen auf die wissenschaftliche Erkenntnis Gottes; um das objektive, durch Reflexion vermittelte Bewußtsein von Gott, welches durch die Beweise vom Dasein Gottes entwickelt wird, handelt es sich hier nicht, wo wir nur mit dem unmittelbaren Gottesbewußtsein und der unmittelbaren Gewißheit seiner objektiven Wahrheit zu thun haben; für diejenigen, welche diese innere Gewißheit von Gott haben, deren sie sich in jedem Augenblick unmittelbar bewußt werden können, bedarf es der Beweise nicht, um diese unmittelbare Gewißheit zu erlangen¹⁾. Man hat jedoch vom Standpunkt des Kantschen Kriticismus aus die objektive Wahrheit des unmittelbaren Gottesbewußtseins mehr oder weniger in Frage gestellt in der Weise, daß unbewusste subjektive Phantasie zur Erzeugung desselben mitwirke. Nach Schenkel bezieht sich nicht nur Vernunft, für die Gott bloß Hypothese sei²⁾, und Wille³⁾ bloß auf das Endliche, sondern auch das Gefühl könne sich an und für sich nicht auf Gott beziehen⁴⁾. Die Abhängigkeit, die wir in Wirklichkeit immer nur von einzelnen sehr kleinen Teilen der Welt fühlen, schauen wir in der Phantasie als absolute Abhängigkeit vom Sein als Ganzen⁵⁾. Diese Beschränkung des Abhängigkeitsgefühls auf einen sehr kleinen Teil der Welt setzt freilich ein sehr dürftiges Weltbewußtsein voraus, über das schon die ältesten Kulturvölker hinaus waren, wenn sie alles Leben von der Sonne bedingtwußten; war dies nur Phantasie? Ebenso wenig ist es Phantasie, wenn sich an dies Abhängigkeitsgefühl von Sonne

1) Schleiermacher, Glaubensl., § 33, 3.

2) Dogmatik I, 90.

3) Ebd., S. 100.

4) Ebd., S. 114.

5) Ebd., S. 129.

und Himmel das von einem Himmelsgeist und Himmels-
 herrn angeschlossen, der die Sonne selbst erst gemacht und
 ihr ihre Bahn angewiesen. Die Beziehung auf Gott
 wird nach Schenkel erst hineingetragen in das Ge-
 fühl durch die Phantasie als das Vermögen, das
 Gefühl auf die Vernunft zu beziehen, oder das
 Reale als Ideales zu schauen. Es fragt sich jedoch, ob die
 Vernunft, die nach Jacobi ¹⁾ ihren Namen von „vernehmen“
 hat, die Idee Gottes rein schöpferisch auch nur als Hypothese
 aus sich erzeugen kann, zumal sie sich nach Schenkel selbst
 nur auf das Endliche bezieht. Auch hat das unmittelbare
 Gottesbewußtsein für sich noch gar keine „Idee“ Gottes,
 entwickelt zunächst nur Vorstellungen von Gott durch Re-
 flexion auf sich, die Vernunftideen als solche werden erst
 bewußt, die Vernunft kann erst Gott als „Hypothese“ zur
 Welterklärung aufstellen, nachdem das verstandesmäßige
 Denken sich entwickelt zur Philosophie; soweit aber die
 Vernunft unbewußt und unmittelbar wirksam
 ist, ist sie eben selbst noch Gefühl. Darum rekuriert
 doch auch Schenkel wieder auf die Phantasie ²⁾: „Die
 transcendente Grenze, an die wir bei unseren Versuchen,
 die Welt zu erkennen, zuletzt ankommen, bezeichnen wir
 in der Phantasie als die Idee der Gottheit oder den Grund
 der Welt. Ob man aber Gott vermittels der Phantasie als
 Idee oder vermittels der Vernunft als eine Hypothese vor-
 stelle, das kommt der Sache nach auf dasselbe heraus. In
 beiden Fällen ist Gott eine Vorstellung ohne positiven aus
 der Erfahrung geschöpften Inhalt?“ Aber so wenig als
 die menschliche Vernunft kann die Phantasie
 lediglich aus dem Nichts schaffen, kann nur
 apriorische Formen, wie in der Geometrie mittels konstruktiver
 Bewegung frei, aber auch immer nur dem Wesen
 der Bewegung gemäß im Bereich logischer Möglichkeit er-
 zeugen, kann dadurch auch die objektiven Formen der

1) An Fichte, S. 14.

2) Dogmatik I, 129.

äußeren empirischen Welt erkennen, aber darüber hinaus nur gegebene Elemente der Erfahrungswelt anders, als sie in der Erfahrung verknüpft sind, verbinden, und wenn sie über die Schranken der Erfahrung ganz hinausgeht in der Vorstellung einer über dieselbe erhabenen sie bedingenden Macht, so kann sie das nur auf Grund eines schon vorhandenen Gefühls dieser Macht, das unmittelbar im Gefühl eigener und natürlicher Beschränktheit und Bedingtheit mitenthaltend ist. Auch Schenkel will schließlich nicht das Gottesbewusstsein für ein bloßes Produkt der Phantasie erklären, sondern führt es mit Kant auf das sittliche Bewusstsein und zwar auf das Gewissen zurück, das aber weder Vernunft noch Wille noch Gefühl sein soll. Schenkel bereichert damit die Psychologie um ein „besonderes Vermögen des menschlichen Geistes“¹⁾. Aufschärfste unterscheidet sich sein Religionsbegriff von dem Schleiermacherschen darin, daß der menschliche Geist im Gewissen sich zunächst noch nicht auf den Naturzusammenhang und die diesseitige Weltordnung beziehe, sondern ursprünglich unmittelbar auf Gott²⁾. Wir werden uns im Gewissen unsers Selbst als eines solchen bewußt, das im absoluten Geist gegründet ist³⁾. Die Anregung zum Gottesbewusstsein empfange der Geist so wenig von der Welt, daß dasselbe vielmehr fortwährend durch die Welt mit Verdunkelung bedroht werde. Aber können wir uns dann wahrhaft wissen ohne unseren Zusammenhang mit der Welt? Wir haben auch bei den Naturvölkern anerkannt, daß das Bewusstsein des Naturzusammenhangs fast noch ganz fehle, aber haben gezeigt, wie das Gottesbewusstsein sich da schon an der Abhängigkeit des Menschen vom Menschen entwickelt, und bezieht

1) Dogmatik, S. 135.

2) Ebd., S. 139. 152.

3) Ebd., S. 140.

sich das Gewissen nicht auch notwendig auf den Verkehr des Menschen mit dem Menschen? setzt es nicht das menschliche Gemeinschaftsleben voraus? Konsequenter ist F. A. Lange. Er erkennt zwar im Gegensatz zu Kant an, daß die bloße moralische Belehrung schwerlich eine religiöse Gemütsstimmung erzeugen werde, wenn die Religion auch ein geeignetes Gebiet sei, um Furcht und Begehrlichkeit zu läutern und zu veredeln; sie sei Trieb vom Endlichen zum Unendlichen, aber damit trete auch der Mythos in seine Rechte¹⁾. Er erblickt den Kern der Religion in der Erhebung über das Wirkliche, die Erhebung des Geistes im Glauben wird ihm zur Flucht ins Gedankenland der Schönheit, die christliche Erlösung zu einer ästhetischen²⁾. Aus der göttlichen Ideenwelt fließe der lebendige Quell der Erbauung, der Stärkung, der Belebung, den das Herz suche; daher der Wert, den wahrhaft fromme Gemüter stets auf das innere Erfahren und Erleben als Beweis des Glaubens gelegt haben³⁾. Aber doch nur auf das Erfahren Gottes, nicht ihrer eigenen Phantasie. Lange sagt⁴⁾: „Wir wissen seit Kant, daß unsere Organisation uns die Dinge ganz, vollendet, gerundet nur auf dem Wege der Dichtung giebt. Freilich tragen alle Ergebnisse der Dichtung und Offenbarung für unser Bewußtsein den Charakter des Absoluten, des Unmittelbaren, indem die Bedingungen, aus denen diese Vorstellungsbilde hervorgehen, nicht mit zum Bewußtsein kommen; freilich sind anderseits alle jene Dichtungen und Offenbarungen einfach falsch, sobald man sie nach ihrem materiellen Inhalt mit dem Maßstab der exakten Erkenntnis prüft; allein jenes Absolute hat nur Wert als Bild, als Symbol eines jenseitigen Absoluten, welches

1) Lange, Geschichte des Materialismus II, 509.

2) Ebd., S. 545.

3) Ebd., S. 550.

4) Ebd., S. 493.

wir gar nicht erkennen können.“ Aber woher weiß denn nun Lange von einem jenseitigen Absoluten? Woher anders als aus dem Gefühl, wenn es der Erkenntnis unzugänglich sein soll nach den Kantschen Prämissen. Wie inkonsequent er aber auf diese baut, geht daraus hervor, daß er selbst Kant vorwirft¹⁾: „Kant hat den Gedanken, daß Sinnlichkeit und Verstand vielleicht aus einer gemeinsamen Wurzel entspringen, für die Kritik der reinen Vernunft nicht zu verwerten gewußt, wiewohl sich doch die Frage aufdrängen mußte, ob nicht die wahre Lösung des transcendentalen Problems gerade in der Einheit von Sinnlichkeit und Denken zu suchen sei.“ Als diese Einheit hat eben Schleiermacher das Gefühl aufgewiesen und, weil in ihm eine ursprüngliche Einheit des Apriorischen und Empirischen ist, vermag es auch in der empirischen Welt ein objektiv Apriorisches, einen geistigen Grund derselben zu erfassen, den es zugleich als Grund seines eigenen Daseins erfährt. An Lange knüpft Lipsius²⁾ an, dessen schon mehrfache erwähnte „Erhebung über den endlichen Naturzusammenhang“, die zur Ausgleichung mit dem Bewußtsein desselben den dem religiösen Gefühl zugrunde liegenden religiösen Trieb erzeuge, auf dieselbe Grundthätigkeit der bildenden Phantasie zurückweisen kann, auf die Lipsius die intellektuelle Anschauung, die sich über die von der Erfahrung gegebenen Bruchstücke zur Idee der Einheit und des Ganzen, des Unendlichen und Ewigen erhebt, das philosophische und spekulative Denken, wie die religiöse Spekulation, die sich von jenem nur durch das persönliche Interesse, das der Religion eigene, unterscheiden kann, zurückführt. In der Phantasie bethätigt sich unmittelbar der religiöse Trieb, der im religiösen Gefühl

1) Lange, Geschichte des Materialismus, S. 32.

2) Dogm., § 4. 18 ff. 39 f. 73. 244.

fixiert sei und das zuständige Bewußtsein des Gefühls immer zugleich in ein gegenständliches umsetze. Indes will Lipsius mit dem Worte Phantasie nicht den Begriff einer leeren Einbildung oder eines willkürlichen Vorstellungsspiels verbunden wissen und sagt ¹⁾: „Die objektive Realität der Religion als der Wechselbeziehung des göttlichen und menschlichen Geistes ist für den Frommen unmittelbar zugleich mit dem Akt seiner religiösen Erhebung selbst als Thatsache seines frommen Selbstbewußtseins gegeben, daher eines Beweises für ihn nicht weiter bedürftig, wogegen ein direkter Beweis für sie überhaupt nicht, ein indirekter Beweis nur durch die positive Aufstellung und wissenschaftliche Durchführung einer umfassenden religiösen Weltanschauung geliefert werden kann. Der religiöse Glaube ist durch sein Vorhandensein im Gemüt der im Menschengestalt selbst geführte Thaterweis des göttlichen Geistes, seine unmittelbare Selbstbeurkundung. Ist jener zunächst subjektive menschliche Geistesakt vom Menschengestalt als ein ihm als solchem wesentlich eigener empfunden, so ist eben mit seinem thatsächlichen Vollzug zugleich die Objektivität des göttlichen Geistes gesetzt, zunächst als transzcendenter Grund unseres eigenen Gottesbewußtseins, weiter aber zugleich als die in dem natürlichen menschlichen Geistesleben selbst sich bethätigende, dasselbe über seine endliche Natürlichkeit hinaushebende übernatürliche Geistesmacht. Insofern hat Schleiermacher von einem unmittelbaren Berührungspunkt des unendlichen und endlichen Geistes gesprochen, von einem Punkt, wo beide eins sind und wieder sich scheiden.“ Wird aber ein solcher Berührungspunkt von Lipsius zugestanden, ist es zum mindesten höchst mißverständlich, wenn er die religiöse Gewißheit als eine nur subjektive, das religiöse Erkennen

1) Dogm., § 49.

als wissenschaftliche Erkenntnis des den religiösen Vorstellungen zugrunde liegenden geistigen Gehalts auch als eine nur subjektive bezeichnet, weil sie ein Selbsterkennen oder Wissen von uns selbst nur in einer bestimmten Relation und ein objektives Erkennen nur in Relation desselben auf das menschliche Selbstbewußtsein sei, im Gegensatz zum objektiven wissenschaftlichen Erkennen, das zwar auch nur Aussagen über unsere Welt, die Erscheinungswelt gebe, aber die subjektive Seite zu eliminieren suche, indem sie einerseits die subjektive Bedingtheit unserer Vorstellungen selbst auf das ihr zugrunde liegende Gesetz zurückführe, anderseits eine von unseren Vorstellungen selbst unabhängige Gesetzmäßigkeit in der vorgestellten Welt vermittele; in dieser Gesetzmäßigkeit sei der gesuchte Einheitspunkt des Subjektiven und Objektiven, des Denkens und Daseins gegeben; sie sei allerdings zunächst auch etwas Ideelles, nicht mit dem Sinn, sondern der Vernunft Wahrgenommenes, es sei erst unsere innere Anschauung, die den Begriff des Gesetzes hinzubringe; wohl aber sei dies Ideelle eine Objektivität, die wir mit einer unserm Denken unmittelbar inwohnenden Notwendigkeit setzen müssen und so gewiß außer uns setzen müssen, so gewiß diese Gesetzmäßigkeit unmittelbar in unserm Denken sich ankündigt¹⁾. Aber Kant hat auch die subjektive und für alle menschlichen Subjekte gültige Notwendigkeit der apriorischen Formen anerkannt, ohne sich von ihrer Objektivität überzeugen zu können, und wenn Lipsius sie wenigstens inbezug auf die endliche Welt anerkennen will, so muß er sie tiefer begründen aus dem Wesen des unmittelbaren Selbstbewußtseins, das Apriorisches und Empirisches in Einheit enthält. Dann hat er aber auch kein Recht, die innere Gotteserfahrung als eine lediglich subjektive zu bezeichnen, so wenig als er die sinnliche Naturerfahrung eine nur

1) Dogm., § 73.

subjektive nennen kann, oder er muß dann auch allem Naturerkennen eine nur subjektive Gewißheit zuschreiben. Aus der Relation der Dinge zum menschlichen Selbstbewußtsein kann auch die objektive Wissenschaft nicht heraus; was sich nicht in dieser Relation befindet, ist für sie überhaupt nicht da; was sie aber in dieser Relation durch die äußere und innere Erfahrung vorfindet, hat sowohl für die Erfahrung selbst, als für die sie weiter bearbeitende Wissenschaft auch objektive Bedeutung und eine andere Objektivität kennt sie überhaupt nicht. Dies eben ist die bleibende Wahrheit des Kriticismus ¹⁾).

c. Aus der unmittelbaren Gewißheit der Abhängigkeit von objektiver göttlicher Macht entsteht der religiöse Glaube an diese Macht als „festes Überzeugtsein vermöge unmittelbaren Innewerdens“ ²⁾. Der Glaube im weitesten auch nicht religiösen Sinn bezeichnet eine Zustimmung des Subjekts zu irgendeiner ihm irgendwoher gewordenen Kunde; man kann mit Jacobi auch von einem Glauben an die Aufsendinge reden, der jedoch immer schon auf einer unmittelbaren Gewißheit ihrer objektiven Einwirkung ruht und auch zu objektiver wissenschaftlicher Erkenntnis erhoben werden kann. Gewöhnlich bezieht man aber das Wort glauben auf eine nicht durch die äußere sinnliche Wahrnehmung gewordene Gewißheit, teils auf die innere Erfahrung des Subjekts für sich, teils auf eine ihm von anderen Menschen gemachte Mitteilung, und da sich durch letztere, durch die Tradition von den Eltern u. s. w. auch das Gottesbewußtsein der heranwachsenden Generation vermittelt, findet der Glaube auch in diesem Sinne als Für-wahr-halten eines von anderen Menschen Mit-

1) Vgl. Schleiermacher, Dialektik, § 15. 106. System der Sittenlehre, § 23.

2) Köstlin, Der Glaube, S. 13 ff.

geteilten im Gebiet der Religion seine Stelle, schließt jedoch ein unmittelbares Innewerden des Göttlichen nicht aus, vermöge dessen das Mitgeteilte geglaubt wird; denn das Gottesbewußtsein kann nie rein von außen angelernt und mitgeteilt werden, sondern wird durch die Mitteilung anderer von göttlicher Macht immer nur im Subjekt selbst geweckt und weiter entwickelt. Der Glaube aber, den man den Mitteilungen anderer Menschen schenkt, ist zugleich ein ethischer Akt des Vertrauens auf ihre Wahrhaftigkeit, und so ist auch aller Glaube, der sich auf die innere Erfahrung gründet, ein ethisches Vertrauen auf die sich in derselben bezeugende Wahrheit. In diesem Sinn sagt Fichte¹⁾: „Ich habe das Organ gefunden, mit dem ich alle Realität ergreife. Nicht das Wissen ist dies Organ; kein Wissen kann sich selbst begründen und beweisen; jedes Wissen setzt ein noch Höheres voraus als seinen Grund und dieses Aufsteigen hat kein Ende. Der Glaube ist es; dieses freiwillige Beruhen bei der sich uns natürlich anbietenden Ansicht, weil wir nur bei dieser Ansicht unsere Bestimmung erfüllen können; er ist es, der dem Wissen erst Beifall giebt und das, was ohne ihn bloße Täuschung sein könnte, zur Gewißheit und Überzeugung erhebt. Er ist kein Wissen, sondern ein Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen.“ Clemens von Alexandrien²⁾ definiert den religiösen Glauben als *πρόληψις ἐκούσιος*, eine mit Freiheit sich vollziehende Anticipation der Wahrheit, *θεοσεβείας συγκατάθεσις*, eine Zustimmung, die Sache der Frömmigkeit ist, und schon der Hebräerbrief³⁾ als *ἐλπίζομένων ὑπόστασις, πραγμάτων ἔλεγχος οὐ βλεπομένων*, „eine gewisse feste Zuversicht auf Verwirklichung des zu hoffenden [ewigen Lebens], und eine alles Leugnen, Zweifeln und Ungewißsein ausschließende Vergewisserung oder Überzeugung von der Realität unsichtbarer, übersinn-

1) Bestimmung des Menschen, Buch 3.

2) Strom. II, 362 Sylb.

3) 11, 1.

licher Dinge ¹⁾. Insbesondere die Reformatoren haben gegen die im Mittelalter herrschend gewordene Veräußerlichung des religiösen Glaubens zum bloßen Autoritäts- und Traditionsglauben den biblischen Vollbegriff des Glaubens als „fiducia“ wieder zur Geltung gebracht, der zugleich ein persönliches ethisches Vertrauensverhältnis zu Gott selbst ²⁾ einschließt. Es erklärt sich aus dem Determinismus Schleiermachers, wenn er das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl ohne weiteres als Frömmigkeit bezeichnet, die doch als solche eine Tugend ist, obwohl eine aus dem unmittelbarsten Bewußtsein fließende, in diesem Sinn naturgemäße, *τέχνη φυσική* ³⁾. Doch unterscheidet er ästhetische und teleologische Frömmigkeit; auch in jener fehle das Sittliche nicht ganz, sei aber dem Natürlichen untergeordnet. Allem heidnischen Bewußtsein liegt freilich auch ein partieller Unglaube zugrunde, wie jeder Sünde ⁴⁾. „Mache uns Götter, die vor uns hergehen“, sprechen die in ägyptischen Götzendienst zurückfallenden Israeliten ⁵⁾. Wengleich wir das Gottesbewußtsein des Anfangs noch als ein sinnlich bestimmtes denken müssen, das die Möglichkeit des Polytheismus einschließt, so beruht doch der Fortgang zum wirklichen Polytheismus auf einer abnormen Übermacht der Sinnlichkeit ⁶⁾, die auch in dem heidnischen Kultus sich geltend macht, freilich dann auch eine übertriebene Askese hervorruft. Aber auch die Materialisierung oder Versinnlichung des Gottesbewußtseins im Heidentum schließt nicht allen Glauben aus, da derselbe sich zwar an die Stütze der sinnlichen Wahrnehmungen anklammert, aber doch zu-

1) Vgl. Riehm, Lehrbegriff des Hebräerbriefs, S. 702ff. Köstlin a. a. O., S. 16.

2) Riehm, S. 709. Vgl. Röm. 4, 20: „ἐνεδυναμώθη τῆ πίστει, διὸς δόξαν τῷ θεῷ.“

3) Clem., Al. Str. II, 370.

4) Gen. 3, 1. 4.

5) Exod. 32, 1.

6) Röm. 1, 23—25.

gleich über ihre Beschränktheit hinausgeht. So findet sich schon im Rigveda „sraddhâ“ = „credo“ nicht nur im Sinn des Vertrauens auf Macht, Schutz, Güte der Götter, sondern auch im Sinn des Überzeugt-seins von ihrem Dasein ¹⁾: „Dann glauben die Menschen an Indra, den leuchtenden, wenn er den Blitz zum Schläge schleudert“ ²⁾. „Sonne und Mond wandeln abwechselnd, damit wir hinblicken und glauben mögen, o Indra“ ³⁾. „Betrachtet dies sein großes und gewaltiges Werk, glaubt an die Macht Indras!“ ⁴⁾ „Schädige nicht unsere nächste Verwandtschaft, Indra, denn wir glauben an deine große Kraft!“ ⁵⁾ Auch dieser Glaube ist schon ethisch bedingt, findet sich nicht bei denen, die bloß sinnlicher Lust ergeben sind: „Du, Indra, findest niemals einen Reichen, der da dein Freund wäre. Weinschwelger verachten dich, aber wenn du Donnerst, wenn du (Wolken) sammelst, ja dann wirst du angerufen wie ein Vater“ ⁶⁾. Auf den Glauben an die geschichtlichen Offenbarungen Gottes und die sie bezeugenden Urkunden können wir hier natürlich noch nicht eingehen ⁷⁾.

1) M. Müller, Essays I, 42. Ursprung der Religion, S. 344.

2) Rigv. I, 55, 5.

3) Ib. 102, 2.

4) Ib. 103, 5.

5) Ib. 104, 6.

6) Rigv. VIII, 21, 14.

7) Kaftan (S. 81 ff.) erkennt im religiösen Glauben „theoretische Urteile“ und „Überzeugung von objektiver Wahrheit der Glaubenssätze“ an, als Folge aus dem praktischen Motiv der Religion, dem Anspruch auf Leben und Güter, dessen Befriedigung bei der entsprechend vorgestellten Gottheit gesucht werde (S. 96); aber da er dies Motiv nicht zum Abhängigkeitsgefühl vertieft und mit Kant objektives Wissen leugnet (S. 199), bleibt die objektive Wahrheit des allgemeinen Gottesbewusstseins, abgesehen von den Offenbarung Gottes in Christo, die eine Vorbereitung im Sittlichen voraussetze (S. 331 ff.), fraglich; alle Religion außer der christlichen folge rein aus dem natürlichen Motiv des Verlangens nach Leben (S. 180).

III. Kapitel.

Die elementarsten Lebensäußerungen aller Religion.

§ 18.

Inhalt: a. Lebensäußerung der Religion in der Kunst; b. im Gebiet des Denkens und der Sprache; c. in der Sittlichkeit.

Wir können uns kurz fassen in diesem Abschnitt, da die elementarsten Lebensäußerungen aller Religion schon zur Klarlegung ihrer psychologischen Genesis und ihres Wesens mit in Betracht gezogen werden mußten und das Verhältnis der Religion zur Kunst, zum Denken, zur Sittlichkeit, ihr prinzipieller Unterschied von diesen, aber auch ihr Zusammenhang mit ihnen festgestellt worden ist. Das Resultat ist kurzgefaßt dieses, daß das unmittelbare Gottesbewußtsein sich einerseits erst vermittelt durch Anerkennung einer objektiven Naturordnung, auch Ahnung derselben in der Naturschönheit, durch die Überlieferung, die als solche zunächst religiöse Vorstellungen enthält, durch das sittliche Gemeinschaftsleben, Freiheitsbewußtsein und Gewissen, aber seinem Kern und Wesen nach Gefühl unbedingter Abhängigkeit von göttlicher Macht ist, das sich wieder äußert in Kunst, Denken und sittlichem Handeln, aber die Seele aller dieser Äußerungen bleibt, welche ohne sie nur traurige Überreste eines früheren, aber erstorbenen religiösen Lebens sind. Wollte man allerdings die Religion so ganz auf das religiöse Gefühl beschränken, daß sie mit Kunst, Denken und Thun gar nichts zu thun hätte, wohin quietistische Mystik sich in verschiedenen Religionen verirrt bis zur Abstraktion auch von dem das Gottesbewußtsein selbst vermittelnden Selbst- und Weltbewußtsein, so müßte das auch notwendig zu einer Er-

tötung des lebendigen religiösen Gefühles selbst, zu seiner Auflösung in eine Abstraktion führen. Das Gefühl, losgelöst aus seiner Wechselwirkung mit den anderen Funktionen, ist nur „das anatomisch präparierte Wesenselement, nicht das Selbstbewusstsein in seiner konkreten Gestalt und Totalität, zu der auch die ethische Selbstbethätigung gehört, die das Bewusstsein ganz zur That macht, und das intelligible Moment der Selbstvermittlung, worin das Selbstbewusstsein ganz zum Denken, nämlich zum Denken seiner selber wird“¹⁾. Doch will Schleiermacher keineswegs das Gefühl so isolieren. Das Gefühl ist ihm ja nur die lebendige unmittelbare Einheit des Denkens und Wollens, aus der beide als besondere Funktionen erst hervorgehen, von der sie beständig begleitet sind und auf die sie zurückwirken; er weist aufs entschiedenste, was die Einheit des Lebens verkümmern könnte, zurück, wie die Trennung der einzelnen Funktionen in personifizierte besondere Vermögen²⁾. Wir haben oben³⁾ den Abschnitt aus der zweiten Rede über die Religion angeführt, wo er die Religion als Gefühl von den anderen Funktionen nicht bloß scheidet, sondern sie ebenso innig mit ihm verknüpft. In der Glaubenslehre⁴⁾ sagt er, „dass es Wissen und Thun giebt, zur Frömmigkeit gehörig, wenn auch keins von beiden das Wesen derselben ausmacht, sondern nur sofern ihr angehören, als das erregte Gefühl dann in einem es fixierenden Denken zur Ruhe kommt, dann in ein es aussprechendes Handeln sich ergießt.“ So drückt nach Twesten⁵⁾ die hergebrachte Erklärung der Religion als *modus Deum cognoscendi et colendi*⁶⁾ die wesentlichen Lebens-

1) Lange, Dogmatik I, 133.

2) Psychologie, S. 60 ff. Dialektik, S. 429.

3) § 17, a; vgl. § 11, c.

4) § 3, 4.

5) Vorlesungen über Dogmatik I, 2—17.

6) Baier, Compend. theol. pos. proleg., cap. I, § VII: „Actus mentis et voluntatis circa Deum occupati, quibus recte agnoscitur et colitur Deus, dicuntur uno nomine religio.“

äufserungen der Religion richtig aus; er führt dann aber diese zweifache Äufserung auf ihre zum Grunde liegende Einheit zurück, auf das Gefühl als eigentlichen Sitz der Religion. An den Kultus knüpft sich zunächst der Einfluß der Religion auf die Kunst, der sich dann aber auch über die Bedürfnisse des Kultus hinaus erweitert und als unmittelbarste Lebensäufserung der Religion zuerst in Betracht zu ziehen ist ¹⁾.

a. Das religiöse Gefühl nach seiner subjektiven Seite objektiviert sich unmittelbar mittels der Leiblichkeit in den Gesten der Andacht, der Anbetung, der religiösen Begeisterung, die sich zu einer kunstvollen Mimik von strengem Charakter, während der blofs geselligen ein leichter eignet ²⁾, gestalten können. Bezeichnend ist schon, wie das Vorherrschen des Furchtgefühls der göttlichen Macht gegenüber sich bei den ungebildeten Völkern und auch bei den Mohammedanern äußert im gänzlichen Niederwerfen, bei den Römern in Verhüllung des Hauptes, während das sittlich geläutertere Gefühl der Ehrfurcht sich in Kniebeugung ausdrückt, die sich jedoch auch schon bei fast allen Völkern findet; aber schon der Hebräer wie der Grieche steht und kniet nicht nur beim Gebet mit zum Himmel erhobenen Händen ³⁾, und in der alten christlichen Kirche wurde auf die Einschränkung des Kniebeugens vielfach Wert gelegt ⁴⁾. Die religiöse Begeisterung äußert sich bei den Naturvölkern und den meisten alten Kulturvölkern ⁵⁾ auch im Tanz. Er ist die Darstellung des reli-

1) Wenn Roskoff (Religion der Naturvölker, S. 118) nach dem Vorgang anderer in dem „Gemüt“ als Totalität der menschlichen Individualität, Erkennen, Denken und Wollen in sich begreifend, deren Ganzheit vom Gefühl getragen wird, die Quelle der Religion sieht, so empfiehlt sich das nicht im Interesse psychologischer Klärlegung ihres letzten Grundes, die auch bei Ritschl (Rechtf. III, 171) fehlt.

2) Schleiermacher, Ästhetik, S. 306.

3) Herzog, Realencyklopädie IV, 763.

4) Müller, Geschichte der christlichen Feste, S. 16. 54.

5) Cfr. Lucian, Salt.; Serv., Verg. eccl. 5.

giösen Gefühls in den Kreisen, welche von der Affektion des Körpers mehr berührt werden ¹⁾). Der Tanz ist den Zauberpriestern der Naturvölker, wie den Fakirs und Derwischen auch Mittel zur religiösen Ekstase. Eine maßvolle Bewegung, die auch schon dem religiösen Tanz der Alten eignet, hat sich erhalten in den Prozessionen zu oder an den Kultusstätten. Die Musik ist das unmittelbarste Lautwerden des Gefühlslebens, auch des religiösen ²⁾, ihm am nächsten verwandt ³⁾, daher auch Mittel religiöser Gefühlserregung, bei den Naturvölkern betäubend zur Ekstase, aber auch in den Religionen der Kulturvölker hochgeschätzt, sogar von den nüchternen Chinesen; nach Plutarch de music. war ursprünglich die Musik einzig und allein im Dienst der Religion. Die objektive Seite des religiösen Gefühls kommt zur Darstellung in den bildenden Künsten. Die religiöse Architektur ist nach Ehrenfeuchter ⁴⁾ das plastische Bild der Gemeinde; doch ist dies zu einseitig; die Stiftshütte heißt Zelt der Zusammenkunft ⁵⁾, nämlich Jehovas mit Israel, auch bloß Wohnung, nämlich Jehovas. Auch der Höhenkult weist auf die Gottesnähe; an den Baum- und Hainkult schließt sich bei den Kulturvölkern schon die schöne Gartenkunst, der Schleiermacher ⁶⁾ unter den bildenden Künsten einen Platz anweist. Die Tempel der Naturvölker sind entsprechend ihrem Ahnenkult vorzugsweise Begräbnisplätze oder enthalten doch oft Reliquien der Ahnen. Noch die Buddhisten haben ihre Stupas (Pagoden) über den angeblichen Reliquien Buddhas errichtet. In den Tempeln schon der Naturvölker, sowie der heidnischen Kulturvölker fehlt nicht das Bild des Gottes; soweit das Heidentum keine Götterbilder, und seien es auch nur Fetische oder Ge-

1) Ehrenfeuchter, Theorie des christlichen Kultus, S. 303.

2) Ebd., S. 310.

3) Schleiermacher, Weihnachtsfeier (1806), S. 49.

4) Ebd., S. 290f.

5) Exod. 27, 21.

6) Ästhetik, S. 477.

beine oder Symbole (sinnliche Zeichen für das Übersinnliche) hat, hat es auch noch nicht eigentliche Tempel. Die Skulptur ist geistiger als die Architektur, hat zu ihrem Prinzip und Inhalt die geistige Individualität als das klassische Ideal¹⁾, hat sich jedoch zu diesem nur in der griechischen Religion aus der Bildung roher hölzerner ξόανα, und phantastischer Natursymbolik (auf Schliemanns Funden in Mykene) erhoben²⁾, während die meisten heidnischen Völker in Darstellung des Göttlichen an Pflanzen- und Tierformen neben und an den menschlichen, oft in Furcht erregender Monstrosität festhalten. Doch kann die Kunst auch in der Vermenschlichung und Vereinzelnung des Göttlichen dem höheren Gottesbewusstsein nicht genügen³⁾; wohl aber das Menschliche in seiner Verklärung durch ein höheres Gottesbewusstsein zur Darstellung bringen; und in der Darstellung des Gottmenschen hat ihr das Christentum die höchste Aufgabe gestellt. Die Malerei hat schon bei den Ägyptern der Religion gedient; sie ist die geistigste unter den bildenden Künsten, nicht bloß, weil sie die Geschichte darstellen kann, wie allerdings auch die Skulptur schon in Relief- und Gruppenbildern, sondern auch, wenn sie nur das einzelne Bild einer Persönlichkeit giebt, durch die lebensvolle Färbung. Schon die Steinsärge, wie die Wandgemälde in den Katakomben lassen eine frühzeitige Entwicklung der christlichen Kunst zur Stufe historischer Darstellungen erkennen, indem sie einen Kreis biblischer Ereignisse vorführen, ja zur Darstellung des Gottmenschen selbst, aber in Beschränkung auf sein irdisches Leben mit Ausschluss des gekreuzigten und auferstandenen; alttestamentliche Bilder werden auch vielfach verwandt als Symbole der christlichen

1) Hegel, Ästhetik II, 257.

2) Schleiermacher, Ästhetik, S. 579. Milchhöfer, Vortrag über die Anfänge der griechischen Kunst, in der Berl. archäologischen Gesellschaft, 7. Februar 1882.

3) Schleiermacher, Ästhetik, S. 584.

Hoffnung ¹⁾. Die Sixtinische Madonna ist das Ideal weiblicher Schönheit, insofern letztere der Reflex eines rein gläubigen Gemütes ist ²⁾. Die christliche Kunst, auf dem vom Christentum erst eigentlich geschaffenen, obgleich von den Alten erstrebten und geahnten Hintergrund der Versöhnung, des endlichen Friedens in Gott ruhend, versucht schon jetzt das Leibliche in Einzelbildern zu vergeistigen, die verklärte himmlische Leiblichkeit zu anticipieren und das, was im Christentum noch unsagbar oder mystisch ist, mit ihren Mitteln zu umschreiben ³⁾. Der Christ weiß auch Gott als Urquell der Schönheit, diese in der ewigen Vollendung seiner inneren Lebensbethätigung objektiv begründet ⁴⁾; schon der 104. Psalm preist den Schöpfer als bekleidet in der Natur mit Schönheit und Erhabenheit. Die vollendetste Kunst aber ist die Poesie, die allerdings mit Zuhilfenahme der Sprache das Gefühlsleben, auch das religiöse, sowohl nach seiner subjektiven als objektiven Seite zur Darstellung bringt, sich auch zum vollen Ausdruck des subjektiven insbesondere mit der Musik verbindet, wie das bei allen Völkern im Zusammenhang mit den religiösen Volksfesten und auch bei unseren Gottesdiensten im Kirchenlied der Fall ist ⁵⁾. Die subjektive Seite des Gefühlslebens spricht sich aus in der Lyrik, die objektive im Epos; in der dramatischen Poesie verbindet sich die objektive epische Handlung mit dem Aussprechen des subjektiven Lebens der handelnden Personen, indem diese selbst als redend und handelnd vorgeführt werden und die Poesie sich zugleich mit der Mimik verbindet; der Chor in der alten Tragödie ist das vermittelnde Element bei dem Konflikt der handelnden Personen und spricht eine unbefangene subjektive Beurtei-

1) Piper, Christlicher Bilderkreis, S. 6 f.

2) Portig, Religion und Kunst I, 110.

3) Ebd., S. 349.

4) Ebd. II, 426.

5) Schleiermacher, Ästhetik, S. 661.

lung desselben in Anerkennung einer objektiven religiös-sittlichen Weltordnung aus, deren Ausgleichung mit dem menschlichen Handeln durch den Verlauf der dramatischen Handlung selbst vorbereitend; wie durch ihn sich das Drama zur vollen harmonischen Einheit zusammenschließt und die göttliche Ordnung, die sich in dem Verlauf der Handlung bethätigt, auch zur subjektiven Anerkennung und Ausdruck gemeinsamer Frömmigkeit gelangt, so ist er selbst der historische Ausgangspunkt des Drama, der bei religiösen Festen zur Ehre der Götter gesungene Hymnus, der von dem Ausdruck des subjektiven religiösen Gefühls fortgeht zur epischen Verherrlichung der Götterthaten. Solche religiösen Hymnen sind bei allen Völkern die älteste Poesie und mit ihrer Religion und Sprache selbst wohl fast gleich alt, wenn auch noch nicht in der ausgebildeten Form, in der sie uns zum Teil überliefert sind. Diese religiösen Hymnen, obwohl unmittelbare Ergüsse des subjektiven religiösen Gefühls, dem es aber noch an Reflexion auf sich fehlt und in dem sich zugleich das allgemeine religiöse Volksbewußtsein ausspricht, sind noch nicht lyrische Poesie im engeren Sinn, ebensowenig aber auch rein epische, sondern noch eine unmittelbare Einheit der lyrischen, epischen und dramatischen Poesie, denn auch das dramatische Element liegt schon in der wesentlichen Beziehung dieser Hymnen auf die Kultushandlungen des gemeinsamen öffentlichen Gebetes und Opfers bei den religiösen Festen, in deren periodischer Wiederkehr nach der Ordnung der Jahreszeiten auch schon das in der Natur sich offenbarende göttliche Leben als eine Geschichte der Götter selbst immer von neuem miterlebt und vom Volke bzw. den Priestern schon selbst in gewissem Mafse dramatisch aufgeführt wird. Abgelöst von diesen Festfeiern hat sich dann aus den religiösen Hymnen die religiöse Epik entwickelt. Zur Bildung eines Volksepos ist das religiöse Element in seinem mythologischen Niederschlag so notwendig, daß, wo dieser fehlt, auch bei sonst günstigen dichterischen Anlagen und geschichtlichen Verhältnissen kein

Volksepos entstanden ist¹⁾. Aus der ursprünglichen Darstellung der Naturvorgänge als Thaten der Götter entsteht dann durch Lokalisierung derselben und Verschmelzung mit früheren Stammesfürsten und Heroen, die ihre Genealogie auf die Götter zurückführten und im Glauben an sie ihre Thaten vollbrachten, die Heldensage²⁾. Wie dem religiösen Gefühl auch eine objektive Wahrheit zugrunde liegt und es sich fortschreitend ethisiert, so entwickelt sich dann auch die religiöse Poesie zur didaktischen, gnomisch-moralischen und sogar philosophischen, bis sie die Kunst der Beredsamkeit und prosaischer Darstellung auch für die Zwecke des religiös-sittlichen Gemeinschaftslebens aus sich entläßt. Ganz verfehlt sah Heyne³⁾ die Mythologie schon für Philosophie an in der kindlichen konkreten Sprache der Poesie und Personifikation. Richtiger sagt Friedr. Creuzer⁴⁾: „In der Kindheitszeit gab es keine Philosophen und Philosopheme, sondern nur ein einziges, ungetrenntes religiöses Wissen, Lehren und Glauben.“ Das machte er auch gegen Gottfried Hermann geltend, der⁵⁾ der Mythologie eine wirkliche Wissenschaft der Natur zugrunde legte, die alles natürlich erkläre und das Göttliche eigentlich ausschliesse, nur in Bildung der Worte personifiziere, aber vor dieser in Mythologie gekleideten Wissenschaft Göttervorstellungen rohester Art annahm, einen grob physikalischen Aberglauben, der auf der Vorstellung unsichtbarer, mit Naturerscheinungen im Zusammenhang stehender Wesen beruhe, gegen den dann die in der Mythologie ausgesprochene Wissenschaft sich polemisch verhalten habe, ohne daß es die Menge ver-

1) Carriere, Epos und Mythologie in Westermanns Monatsheften 1880, S. 584.

2) Ebd., S. 587.

3) „De origine et causis fabularum Homericarum“ (Comment. Gott., T. VIII).

4) Sechster Brief an Hermann.

5) „Dissert. de mythol. Graec. antiq.“ (1817). „Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie“ (1819).

standen, die daraus nur zu den alten Göttervorstellungen neue hinzugenommen. Johann Heinrich Vofs wollte zwar nicht eine der Mythologie zugrunde liegende philosophische oder Natur-Wissenschaft anerkennen, verfiel aber in ein anderes Extrem und liefs aus völlig sinnlosen Vorstellungen, die der Mensch in tierisch-dumpfen Zustand, angeregt durch Naturvorgänge, sich von ihm ähnlichen, also ebenso rohen Göttern gebildet, die Mythologie nur vermittelt frei gestaltender Poesie sich allmählich ausbilden ¹⁾. So wenig als die Mythologie in Philosophie oder Naturwissenschaft, kann sie in blofse Poesie aufgelöst werden; es bliebe da nicht blofs das Gottesbewusstsein als solches, sondern auch seine geschichtliche Macht über die Seelen und die schweren Opfer, die man den Göttern brachte, mochte auch ihr Kult eine heitere Seite haben, unerklärt ²⁾. Mit dem Einflufs der Religion auf die Poesie sind wir aber auch geführt auf ihr Verhältnis zur Sprache und dem in ihr sich objektivierenden Denken.

b. Die Entstehung der religiösen Vorstellung durch Reflexion auf das Gefühl haben wir schon ³⁾ besprochen. Von der Vorstellung können wir noch die Anschauung unterscheiden als unmittelbarste Objektivierung des objektiven Gefühlsinhalts durch das Denken. So objektiviert sich der sinnliche Erfahrungsinhalt des Gefühls unmittelbar in der sinnlichen Anschauung, aber auch das unmittelbare Gottesbewusstsein mittelst des sinnlichen Bewusstseins so unmittelbar zu einer objektiven Anschauung göttlicher Macht in der Sinnenwelt, dafs Schleiermacher sie noch in seinen Reden mit dem religiösen Gefühl unmittelbar in

1) Vofs beruft sich auf Herodot II, 53; doch wenn dieser den pelagischen Göttern keine Namensunterschiede zuschreibt, deutet er den alten Henotheismus an und denkt nicht an sinnlose Vorstellungen.

2) Vgl. Schelling, Einleitung in die Philosophie der Mythologie, S. 69ff. Pfleiderer, Geschichte der Religion, S. 11f.

3) § 17, a.

eins gefaßt hat. Die religiöse Anschauung liegt der religiösen Vorstellung zugrunde, diese aber löst sich von jener ab als eine selbständige Reproduktion derselben im Denken, das dabei von allen Einzelheiten der sinnlichen Anschauung schon abstrahiert und sie nur nach ihren wichtigsten und wesentlichsten Grundzügen festhält, wodurch auch das Bild von Gott, wenn es nicht immer wieder durch die konkrete sinnliche Anschauung belebt wird, an seiner Beziehung auf alles Einzelne Einbuße leidet, aber um so klarer in seiner allgemeineren Wirksamkeit hervortritt und sich um so schärfer von der bloßen Sinnenwelt abhebt. Das menschliche Denken, als Vorstellen, objektiviert sich aber naturnotwendig in der Sprache, weil der Mensch ein geistliches Wesen ist, und ist selbst schon ein inneres Sprechen¹⁾. Wenschon Gottfr. Hermann zur Erklärung der Mythologie auf die die Dinge in den Hauptwörtern und ihrem Geschlecht personifizierende Sprache hinwies, so ist dieser Zusammenhang von sprachlicher und religiöser Mythologie namentlich von Max Müller²⁾ weiter verfolgt worden; die Mythologie sei die inhärente Notwendigkeit der Sprache, der dunkle Schatten, den die Sprache auf den Gedanken werfe, namentlich durch das Geschlecht, das den Hauptwörtern beigelegt werde. Die geschlechtslosen Negersprachen sind in der That arm an Mythologie³⁾. Doch sagt auch M. Müller weiter⁴⁾: „Von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, ist es natürlich nicht die Sprache als solche, die den Geist dominiert, sondern Gedanken und Sprache sind nur verschiedene sich gegenseitig bestimmende Erscheinungen derselben geistigen Energie.“ So sagt er

1) Schleiermacher, Ästhetik, S. 631. Psychologie, S. 133ff.

2) Essays II, 1ff. Ursprung der Religion, S. 213ff. Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 316ff.

3) Bleek, Grammatik der südafrikanischen Sprachen (Vorrede). Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 50.

4) Ebd., Anm.

auch ¹⁾: „Sobald Suryas oder Helios als Maskulinum erscheint, befinden wir uns im eigentlichsten Dickicht der Mythologie; doch sind wir noch nicht bei Helios als Gott angekommen, dies ist ein viel späteres Stadium des Gedankens.“ Erst aus dem Vergessen der ursprünglichen appellativen Bedeutung der Wörter leitet er die religiöse Mythologie her, die Religion selbst aber aus dem Gefühl oder der Wahrnehmung des Unendlichen in der äußeren Natur wie im Grunde des Herzens und der Sehnsucht, dem Streben, immer weiter in dasselbe einzudringen, es immer klarer zu erfassen ²⁾. „Die Mythologie ist nur ein Dialekt, eine alte Form der Sprache. Obgleich die Mythologie hauptsächlich mit der Natur zu thun hat und hier wieder vorzüglich mit den Phänomenen, denen der Charakter des Gesetzes, der Ordnung, Macht und Weisheit aufgeprägt ist, so war sie doch auf alle Dinge anwendbar. Nichts ist vom mythologischen Ausdruck ausgeschlossen, weder Moral noch Philosophie, weder Geschichte noch Religion sind dem Zauber jener alten Sibylle entgangen. Doch ist die Mythologie weder Philosophie noch Geschichte noch Religion noch Ethik. Sie ist ein quale, nicht ein quid, etwas Formelles; nicht etwas Substantielles und gleich der Poesie, der Bildhauerkunst und der Malerei beinahe auf alles anwendbar, was die alte Welt jemals bewundern und verehren konnte“ ³⁾. Ein Beispiel von Mythologie ohne religiösen Charakter haben wir in der Tierfabel, „The humble sister of the myths“, wie Bleek ⁴⁾ sagt. Ganz ebenso befaßt Steinthal ⁵⁾ unter dem Begriff Mythos die gesamte Vorstellungswelt der Völker auf ihrer ersten Entwicklungsstufe; zwar die Religion als Gefühl des Unendlichen habe an sich gar nichts

1) Einleitung, S. 333.

2) S. 15. Ursprung der Religion, S. 25 ff. 53 ff.

3) Essays II, 128; vgl. S. 146. 200.

4) Reynard the Fox in South Africa, p. xxii.

5) Mythos und Religion, S. 7. 24.

mit dem Mythos zu schaffen, aber, so lange der menschliche Geist aus jeder Erscheinung einen Mythos bilde, so lange er keinen Gegenstand anders als im Mythos erfasse, so lange müsse notwendig die religiöse Wertschätzung der Dinge, das Messen am Unendlichen sich um Mythen bewegen und sich mythisch ausdrücken. Ebenso sagt W. Geiger¹⁾: „Wie der Gedanke des Dichters erst der Worte bedarf, um aus dem Inneren hervorzutreten, so muß der Naturmensch, um seinen religiösen Empfindungen Ausdruck zu geben, sich eines Bildes bedienen, und dies Bild ist eben der Mythos, ist das Wort für den Gedanken. Wie unsere Sprache ursprünglich eine Bildersprache war, so ist auch Mythos eine Bildersprache und will ursprünglich als solche aufgefaßt sein.“ So ist Mythos zunächst nach der bündigen Erklärung L. v. Sybels²⁾: „plastische Anschauung unmittelbar oder indirekt korrespondierend einen Begriff, unter naivem reflexionslosen Bewußtsein“. Auch von hier aus bestätigt sich die Fassung der Urreligion als relativen Monotheismus, der aber noch nicht die Möglichkeit des Polytheismus ausschließt. Freilich involviert er auch noch nicht die Notwendigkeit desselben, da die sprachliche Mythologie noch nicht die religiöse ist, deren Ausbildung zum Polytheismus durch ein kräftigeres Gottesbewußtsein wohl verhindert werden kann, wie der hebräische Monotheismus beweist, wengleich auch er Anwandlungen zur Mythologie zu bekämpfen hatte. Auch Peschel³⁾ warnt, die Leistungen der Sprache nicht zu überschätzen, da man Mythen von Göttern und Göttinnen auch bei Völkern mit geschlechtloser Grammatik finde, wie namentlich bei den Polynesiern und Bewohnern Mittelamerikas. Wenn Müller die Entstehung der religiösen Mythologie von einem Vergessen der ursprünglichen Wortbedeutung herleitet, so ist

1) In „Nord und Süd“, 1879, Okt., S. 86.

2) Mythologie der Ilias (1879), S. 28. 48.

3) Völkerkunde, S. 266.

dieses noch zu vertiefen zu einem undankbaren Vergessen des einigen Gottes selbst. Dafs schliesslich auch die Mythologie selbst als Göttersage nicht mehr verstanden wird, sondern zur blofsen Heldensage, zuletzt zum Märchen herabsinkt ¹⁾, berechtigt zu dem Schluss, dafs auch die Mythologie als Göttersage schon Korruption eines einheitlichen Gottesbewusstseins ist, das die unwillkürliche Naturmythologie hätte beherrschen können und sollen. Mit Abnahme der Kraft des religiösen Gefühls aber gewann die natürliche Mythologie eine Macht über dasselbe, der Mensch verstand auch die von der Natur hergenommenen Bilder von Gott nicht mehr aus der Quelle des religiösen Gefühls, und die in den Bildern angeregte Phantasie führte dann zu immer weiterer Ausmalung und Umbildung derselben, so dafs ihr ursprünglicher Sinn immer mehr verloren ging. In diesem Sinn definiert O. Frick ²⁾ die Mythenbildung als einen „Prozefs, der anhebt mit einer auf religiösem Naturgefühl ruhenden, dichterisch phantasievollen Ausprägung der ältesten Gottesideen eines ganzen Volkstums, sehr bald aber übergeht in eine des religiösen Gehalts immermehr entleerte dichterische Umprägung derselben“. Dabei darf natürlich auch nicht eine aufsteigende Linie in der mythologischen Entwicklung verkannt werden, die in fortschreitender Vergeistigung der Naturgötter, in ihrer Idealisierung zu Urbildern der Schönheit und auch annähernd

1) Steinthal, S. 14—17.

2) Mythus und Evangelium, 1879 (Zeitfragen des christlichen Volkslebens IV, 5). Vgl. C. de Harlez in der neuen Zeitschrift „Le Muséon“ 1882, 1, p. 77: „Un mythe est une métaphore prise pour une réalité, une figure développée tenue pour un fait, par suite de l'oubli de son origine“; er unterscheidet davon den Glauben an seine Wahrheit; dann die Legende oder Fabel als „conte inventé pour expliquer une croyance, une superstition, l'attribution d'un caractère merveilleux à un fait naturel, ou pour prendre sensible une leçon de moral“ und das Symbol als „une représentation sensible d'une idée intellectuelle, d'une qualité d'un être et par voie indirecte, de cet être même“.

oder teilweise der Sittlichkeit besteht, wie dann auch ein hervorbrechendes höheres Gottesbewußtsein mit beigetragen hat, die alten Naturmythen noch unverständlicher zu machen und vollends ins Gebiet bloß menschlicher Heldensage und endlich zu bloßen Märcen herabzudrücken. Wie weit übrigens auch Max Müller davon entfernt ist, die ganze religiöse Mythologie nur auf die sprachliche Naturpersonifikation zurückzuführen, erhellt daraus, daß er ausdrücklich erklärt, letztere reiche nicht aus, so wenig als den Ursprung, so wenig die Entwicklung der Religion zu erklären, die noch weit mehr Elemente in ihren verschiedenen Phasen in sich begreife ¹⁾. In dem Essay über die „Mythen und Lieder der Südseevölker“ ²⁾ sagt er: „Eine große Versuchung, gegen die wir beim Studium der Mythologie auf der Hut sein müssen, liegt darin, daß man allem, was einen abstrakten oder philosophischen Anstrich hat, einen späteren oder aus zweiter Hand übertragenen Ursprung andichtet. Das ist augenscheinlich oft der Fall, aber nicht notwendig immer. Eine der Hauptquellen der Mythologie ist das unbestimmte Verlangen nach Gründen, ein innerer Trieb, alles Sichtbare durch Unsichtbares zu erklären, ein Streben, über die menschliche Erfahrung hinauszugehen. Unter den arischen Völkern scheinen die auf die ersten Fragen des menschlichen Geistes gegebenen Antworten von Anfang an durch einen mehr konkreten Charakter ausgezeichnet gewesen zu sein und erst, als die Vorstellung Platz griff, der Himmel, die Sonne und der Mond, die Morgenröte und die Winde seien die Geber und Schöpfer aller Dinge, hören wir von einem Versuch, weiter zu gehen zur Vorstellung mehr abstrakter, ideeller Kräfte. Aber selbst bei einigen der arischen Nationen und besonders von denen in Indien läßt sich keineswegs sicher behaupten, daß bei ihnen die mehr philosophische Vorstellung vom Überirdischen von Anfang

1) II, 200.

2) II, 8. S. 205.

an keinen Ausdruck fand, daß die zwei Ströme mythologischen Denkens, der metaphysische und der physikalische, für lange nicht parallel dahinflossen, bis am Ende der metaphysische in die Philosophie auslief, während der physikalische den Stoff für Religion und Aberglauben herbeischaffte.“ Einen spekulativen Strom mythologischen Denkens weist er dann in den polynesischen Kosmo- und Theogonien auf. So hat auch Schelling¹⁾ den Zusammenhang der religiösen Mythologie mit der Sprachdifferenzierung im Anschluß an Gen. 11 nachdrücklich hervorgehoben, was ihm M. Müller²⁾ hoch anrechnet; aber es ist auch ein bleibendes Verdienst Schellings, ein objektives und spekulatives Entwicklungsgesetz in der Mythologie aufgewiesen zu haben, das sich freilich im subjektiven heidnischen Bewußtsein zunächst unbewußt und unwillkürlich vollziehe³⁾. Wenn wir auch nicht in dem Nachdenken und Forschen nach Ursachen die Quelle der Religion sehen dürfen, so doch in dieser auch einen lebendigen Trieb zu jenem, in dem Maße, als sie selbst lebendig ist, und so hat sich bereits der auch als Gesetzgeber ausgezeichnete Aztekenfürst Nezahualcoyotl (Nezalcoatl) aus der Mythologie seines Volks zur Verehrung Gottes als der Ursache der Ursachen erhoben⁴⁾, die Ägypter gar zur spekulativen Idee der Selbstzeugung Gottes, wenngleich in mythologischer Umhüllung. Dies sind Anfänge einer Fortbildung der religiösen Vorstellung zum religiösen Begriff. Wenn schon in der Vorstellung und dem Worte die sinnliche Anschauung verallgemeinert ist, so richtet sich die Begriffsbestimmung auf das Wesen der Dinge, auf die Subsumtion des Einzelnen unter das Allgemeine mittels des Urteils, und weiter schreitet dann das Denken fort zur Begründung des Einzelnen mittels des

1) Einleitung in die Philosophie der Mythologie, S. 94 ff.

2) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 130 ff.

3) Siehe oben, § 16, b.

4) Peschel, S. 257.

Allgemeinen im Schluß. Aber im Gebiet des religiösen Denkens kommt es erst da zum klaren und scharfen Begriff, wo auch der Polytheismus prinzipiell aufgegeben wird; denn sobald die verschiedenen Götter unter der Einheit des Gottesbegriffs zusammengefaßt werden, lösen sie sich notwendig in die Einheit der göttlichen Macht auf. Vorher kommt es höchstens zu einer gewissen Systematisierung religiöser Vorstellungen. Es liegt auch in der Natur des Denkens, das erst an der Erfassung der Außenwelt sich üben und erstarren muß, ehe es kräftig genug ist, auf sich selbst und seine eigene Quelle im unmittelbaren Selbstbewußtsein bewußt zu reflektieren, daß es früher zum religiösen Begriff einer objektiv in der Natur und Geschichte sich offenbarenden Gottheit, als zum klaren Begriff seines unmittelbaren religiösen Selbstbewußtseins und psychologischer Analyse desselben gelangen wird, daher es nicht befremden kann, daß dieselbe erst nach der philosophischen Entwicklung des objektiven Gottesbewußtseins überwiegend von der Natur aus in der griechischen Philosophie und der dogmatischen Entwicklung des objektiven christlichen Gottesbewußtseins überwiegend von der Geschichte, speziell der Offenbarungsgeschichte aus durch Schleiermacher wissenschaftlich genügend vollzogen ist. Um so mehr hatte er recht, zu behaupten, daß die Religion von aller wissenschaftlichen Reflexion auf sie unabhängig ist, wiewohl sie den Antrieb zum Denken wie Handeln enthalte, und nur durch die Reflexion auf sich, die allerdings schon zur religiösen Vorstellung von Gott überhaupt unbewußt wie bei Bildung des gegenständlichen Selbstbewußtseins oder Ich-Gedankens mitwirkt, das unmittelbare religiöse Abhängigkeitsgefühl ein klares Selbstbewußtsein werde. Die begriffliche, wissenschaftliche und spekulative Entwicklung des Gottesbewußtseins aber hier weiter zu verfolgen, ist nicht unsere Aufgabe, da wir es nur mit der religionsphilosophischen Grundlegung der allgemeinen Religionsgeschichte zu thun haben; hier ist nur noch von der Äußerung der Religion im

Handeln kurz zu sprechen, da dasselbe bereits fortwährend mit in Betracht gezogen werden mußte.

c. Das religiöse Leben äußert sich im Handeln zunächst der göttlichen Macht selbst gegenüber; es ist zunächst ein inneres, der Glaube, der sich mittels des Worts objektiviert im Gebet und zum Vollzuge eines äußeren Werks, zur Darbringung eines Opfers treibt. Gebet und Opfer sind nach M. Müller ¹⁾ wesentliche Bestandteile jeder Religion. Sie sind die Urbestandteile des Kultus. Der Glaube an die göttliche Macht im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und Hilfsbedürftigkeit treibt alle Völker zum Gebet, zum Bittgebet, aber auch zum Dankgebet für erfahrene Hilfe und zum Lobgebet, bei dem das Subjekt auch von seinen persönlichen Interessen absieht und nur seine Freude ausspricht an der göttlichen Macht selbst, sie zugleich um ihrer selbst willen ehrt und preist. Je nachdem das Gottesbewußtsein entwickelt ist, wird natürlich auch das Gebet einen sehr verschiedenen Charakter und Inhalt, einen sehr verschiedenen religiösen und ethischen Wert haben, ebenso wie das Opfer, und je nachdem man die primitive Religion denkt, wird man auch von dem primitiven Gebet und Opfer niedriger oder höher denken ²⁾. Im Kindheitsalter der Menschheit ist es nicht ausgeschlossen, daß der Mensch die äußeren Gebetsworte für nötig hält, damit Gott sie höre, ohne daß darüber reflektiert wird, ob sie für Gott nötig seien; alles innere Beten objektiviert sich von selbst dem Naturmenschen in der Sprache. Wenn die Gottheit als feindlich und böse gefürchtet wird, wird das Gebet leicht zu einer Beschwörungsformel, die eine magische Kraft ausübe auf die Gottheit; es werden dabei aber auch stärkere Götter gegen

1) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 150.

2) Vgl. Kleinert: „Zur Theorie des Opfers“, Stud. u. Krit. 1874, wo auch das religionsgeschichtliche Material zusammengestellt ist; wir verweisen für dies auf die folgende Religionsgeschichte selbst.

jene zuhülfe gerufen. Der alte Indier glaubte mit seinen Lobliedern die Götter nicht nur zu erfreuen, sondern auch ihnen zu nützen, nicht blofs ihr Ansehen, ihre Anerkennung unter den Menschen zu fördern, sondern sogar sie physisch zu stärken, zugleich durch das mit dem Hymnus verbundene Opfer ¹⁾; da fließt Natürliches und Geistiges noch ungeschieden ineinander, obgleich immer im Gebet Person schon Person sucht nach Schellings schönem Wort, persönlichen Verkehr mit einem Gott, der, mag er auch noch so viel Natürliches haben, doch immer zugleich als Geist schon unmittelbar gewußt wird. Auch das Schuld bewußtsein spricht sich schon in vedischen Gebeten, namentlich an Varuna, wie schon erwähnt, mit der Bitte um Vergebung der Sünden aus. Das Opfer könnte daher von vornherein unter dem Charakter einer Sühngabe zur Beschwichtigung des Zornes der Gottheit oder doch wenigstens, wenn überhaupt das Zutrauen zu ihrer Güte fehlt, als eine Gabe, sie freundlich zu stimmen, erscheinen, zumal in allen alten Religionen die Freude der Götter an dem Opfer wie ein physischer Genuß vorgestellt wird. Doch ist nicht dabei die ²⁾ Voraussetzung, daß die Götter ohne die Opfernahrung an ihrer Macht viel verlieren und dahinschwänden würden; denn dann würde der Mensch durch Vorenthaltung der Opfer ihre Zornesmacht lieber schwächen, als durch immer neue und oft sehr schwere Opfer sie nur zeitweise beschwichtigen. Die Vorstellung von an sich bösen oder doch dem Leben feindlichen Göttern, die nur durch Opfer und besonders Menschenopfer freundlicher gestimmt werden können, während der gute Himmels-gott nicht zürne und darum der Opfer nicht bedürfe, beschränkt sich doch wesentlich nur auf die Naturvölker und ist aus ihrem Totenkult erwachsen, der aber auch eine ethische Seite hat, die der Pietät und Ehrfurcht, ja einer gewissen Dankbarkeit gegen

1) Rigv. I, 81, 8; I, 11, 1. Samav. II, 5, 2, 10, 1 u. s. w.

2) auch von Hartmann (Religiöses Bewußtsein, S. 80) zurückgewiesen.

die Vorfahren, die freilich als abgeschieden sich an der Opfernahrung erfreuen und stärken und ohne sie die Lebenden nach sich ziehen, ja sich mit ihrem Blute nähren würden. Ungleich höher stehen die Opfer, die von den alten Kulturvölkern den himmlischen oder doch vom Himmel stammenden Göttern dargebracht werden. Zwar kommt es auch hier zum Glauben an böse Götter der Finsternis oder verzehrenden Sonnenglut, denen teils in der Urzeit, teils auch noch später Menschenopfer gebracht wurden, wie dem Molech, Typhon u. s. w., und, wie diese Götter mit allen andern und dem Urgott auch wieder henothistisch sich zusammenschlossen und nur eine besondere Seite desselben darstellten, so wurden auch ihm und anderen Göttern zur Milderung ihres Sinnes gelegentlich Menschenopfer gebracht, denen bei fortschreitender Gesittung ein bloßes Symbol derselben oder andere Opfer substituiert wurden; allein die ältesten Opferhymnen und Opferrituale aller Kulturvölker zeigen, daß sich daraus keineswegs das gesamte Opferwesen bei ihnen entwickelt hat, ebenso wenig als aus dem bloßen Schuldbewußtsein und Bedürfnis, den Zorn der Götter über die Sünde zu stillen und sie zu versöhnen, sondern schon aus dem einfachen Glauben an sie, um ihnen auch durch eine äußere Gabe, die sie erfreut, eine thatsächliche Anerkennung, Verehrung und Huldigung zu beweisen, wie der Unterthan vor seinen König mit Geschenken tritt. Der innere Akt der Anerkennung göttlicher Macht im Glauben mußte sich für den kindlichen Menschen auch im Thatbeweis der Anerkennung durch Darbringung einer äußeren Gabe objektivieren, und so erklärt sich auch aufs einfachste das Opfer des ersten und doch so ungleichen Brüderpaars in der biblischen Urgeschichte. Die verschiedene Gesinnung der Brüder beim Opfer weist aber schon darauf hin, wie das Opfer auch schon in der Urzeit einerseits sich zu einem bloß äußeren toten Werk veräußerlichte, das nur dargebracht wurde aus blinder, knechtischer Furcht vor der Gottheit, im egoistischen Interesse, um die Gottheit sich geneigt zu

machen durch eine äußere Gabe, als ob dieselbe schon an und für sich einen Wert für sie habe, anderseits aber sich vertieft zum Dankesopfer, in welches schon von selbst das einfache Huldigungsoffer überführt, wenn von dem von Gott gegebenen Ertrag der Viehzucht und des Ackerbaus das erste geopfert wird. In dem Opfer verkörperte sich der Glaube wie das es begleitende Gebet. Wie das Gebet meist zunächst ein Bittgebet ist, so tritt auch das Opfer als Ausdruck der Huldigung und des Dankes in den "Dienst der Bitte. Wo das ethische Schuldbewußtsein erwacht, knüpft sich dann an die Bitte um Vergebung auch das Sühnopfer. Der Mensch, indem er zunächst eine That sünde bereut, sucht dabei dieselbe vor der Gottheit auch durch eine äußere That wieder gut zu machen, durch eine Verzichtleistung auf ein ihm wertvolles Stück seines Besitzes. In den heidnischen Religionen, namentlich auch der Naturvölker, knüpft sich hieran auch körperliche Selbstpeinigung, in deren Übermaß das der sinnlichen Genußsucht leicht umschlägt. Wenn der Mensch aber für seine Sünde ein lebendiges Tier oder gar einen andern Menschen der erzürnten Gottheit zum Opfer bringt, so knüpft sich daran weiter in der geschichtlichen Entwicklung der verschiedensten Religionen der Glaube an eine stellvertretende Kraft des Opfers; ja das dem Opfertode und damit der Gottheit selbst geweihte Leben erscheint dann sogar selbst zugleich als Vertreter der Gottheit, als Mittelwesen und Mittler zwischen Gott und Mensch, als göttliche Opfergabe bis zur Idee einer auch schon in den Veden und vielen heidnischen Kosmogonien ausgesprochenen Selbstopferung der Gottheit¹⁾. Wir müssen es der Religionsgeschichte vorbehalten, die Entwicklung der Idee eines stellvertretenden Sühnopfers im einzelnen zu verfolgen, einer Idee, deren Notwendigkeit in dem ethischen Selbst- und

1) Vgl. Hartmann a. a. O., S. 83 ff. Zu den dort angeführten Belegen sei hier noch erinnert an die göttliche Ehre, die den zum Opfertode bestimmten Menschen bei den Azteken erwiesen wurde.

Gottesbewußtsein tief begründet ist, und deren Verwirklichung in dem Opfertode Jesu der Mittelpunkt der christlichen Lehre ist. Hier müssen wir noch darauf hinweisen, daß, wie das Gebet ein Verkehr mit der Gottheit ist, so auch allgemein das Opfer in allen Religionen eine Gemeinschaft der Opfernden mit den Göttern herbeiführt, nicht bloß sofern das Feuer der Opferflamme selbst als göttlich gilt oder sofern die Opferspeise die Götter heranzieht, von Ihr zu genießen, sondern es schließt sich auch an die Opfer, wenn auch nicht an alle, eine Opfermahlzeit, wo die Menschen gewissermaßen mit den Göttern zusammenspeisen. Der Genuß dieser Vereinigung mit den Göttern ist auch nach Hegel der Zweck des Kultus, aber die Art dieser Gottesgemeinschaft ist natürlich eine sehr verschiedene in den verschiedenen Religionen; sie gestaltet sich bei vielen Naturvölkern, sogar beim alten Kulturvolk der Azteken zum grauenvollen Kannibalismus, der sich an die Göttern dargebrachten Menschenopfer knüpft ¹⁾, und gestattet im heidnischen Kultus auch der Kulturvölker dem niederen sinnlichen Genuß wieder ein Übergewicht ²⁾. Höher stehen diese Opfermahlzeiten bei den Griechen; hier wird durch den Kunstsinn Religion und Geselligkeit veredelt; ethisch geheiligt ist die alttestamentliche Opfermahlzeit, das Vorbild der neutestamentlichen Abendmahlskommunion. Zu der durch das Opfermahl vermittelten Gottesgemeinschaft gehört aber auch eine religiöse Geselligkeit und Vereinigung von Menschen für den Zweck des gemeinsamen Kultus. Schon zum Privatkultus innerhalb einer Familie gehören an sich alle Familienglieder, wiewohl der Hausvater als Priester dieses Kults für sie beten und opfern, sie vertreten kann. Der Glaube an eine gemeinsame Stammes- und Volksgottheit verlangt auch einen öffentlichen ge-

1) Lippert, Seelenkult, S. 77.

2) „Das Volk setzte sich zu essen und zu trinken und stand auf zu spielen“ (Exod. 32, 6).

meinsamen Kult, wo grössere Opfer gebracht werden und Priester die Opferhandlung vollziehen unter strenger Beobachtung der zu ihrer Feierlichkeit erfordernten Riten, deren oft nicht leichte Ausübung auch schon die Absonderung der priesterlichen Funktionen von denen der Familien- und Stammeshäupter bei den öffentlichen Kultusakten nötig machte. Trotz der Abzweigung eines besonderen Priesterstands aber war, wie wir ¹⁾ gesehen haben, bei den Naturvölkern wie den alten Kulturvölkern die religiöse Gemeinschaft noch wesentlich identisch mit der natürlich-sittlichen, so daß derjenige, der durch grobe Verletzung religiöser Pflichten aus der religiösen Kultusgemeinschaft ausgeschieden werden mußte, auch den Ausschluss aus der bürgerlichen, Tod oder Verbannung verwirkte oder bei den Indern zu einer niedrigeren Kaste degradiert wurde. Die sittliche Gemeinschaftsordnung war da noch ungeschieden von der religiösen und auch die sittlichen Pflichten der Stammes- und Volksgenossen für ihr Verhalten unter einander zugleich religiöses Gesetz. So ist auch das mosaische nicht bloß das allgemeine Sittengesetz, sondern zugleich religiöses Zeremonial- oder Kultusgesetz und bürgerliches Gesetz ohne strenge Unterscheidung dieser Teile. Erst die freiere Entwicklung des politischen Lebens bei den Griechen und Römern hat sie zur Unterscheidung eines göttlichen und menschlichen Rechts und selbständiger Ausbildung des letzteren geführt; aber auch dieses ruhte auf jenem, auf einer durch die Staatsreligion geheiligten staatlichen Ordnung, und selbst den Volksbeschlüssen fehlte es nicht an der religiösen Sanktionierung. Wo sich Anfänge zu individuellem engeren religiösen Gemeinschaftsverband finden, wie bei den Pythagoreern, die allerdings zugleich eine philosophische Schule bilden und auch zugleich eine politische Thätigkeit entfalten, oder bei den in die eleusinischen Mysterien Eingeweihten, bleibt die

1) Siehe oben, § 15, c. A. Dorner, Kirche und Reich Gottes (1883), S. 1 ff.

Volksreligion doch die Grundlage, nur eine Fortbildung oder Vergeistigung derselben wird angestrebt. Als in der sophistischen Periode die Angriffe einzelner auf die Volksreligion sich mehrten, verfielen verschiedene Philosophen staatlicher Verfolgung. Wie der römische Staat sich mit seiner Religion identifizierte, zeigen die Christenverfolgungen. Wenn daher O. Pfleiderer ¹⁾ die religiöse oder kirchliche Sittlichkeit, enthaltend Kultus, Askese, fromme Werke, einer eigentlichen reinen Sittlichkeit entgegengesetzt, so läßt er sie doch in den vorchristlichen Religionen nur allmählich auseinandertreten. Einen Übergang bildet der Buddhismus, der in seinem Bruch mit der Volksreligion aber auch schließlichsich seine Vertreibung aus seinem Vaterland nach sich zieht und in seiner Weltflüchtigkeit so hart an die Grenze einerseits der Religion, anderseits eines positiven Inhalts der Sittlichkeit anlangt, daß man fragen kann, ob er bloß religiöse oder bloß reine Sittlichkeit sei, und so beide doch wieder ineinanderfließen. Nur das Christentum erhebt sich mit seinem positiven Universalismus als selbständige Religion über die Schranken der Nationalität und des staatlichen Lebens, nicht, um sie überhaupt zu negieren, wie der Buddhismus thut, sondern, um sie mit höherer religiös-ethischer Kraft zu erfüllen zur Verwirklichung ihrer besonderen Aufgaben im Reiche Gottes ²⁾. Hiermit kommt es erst zu einer relativen Selbständigkeit nationaler, bürgerlicher und dann auch subjektiv individueller Sittlichkeit, zu einer auch schon von Luther ³⁾ anerkannten Autonomie der praktischen

1) *Moral und Religion* (1871); vgl. dazu die ergänzende Rezension von Alex. Schweizer, „*Protestantische Kirchenzeitung*“ 1872, S. 498 ff.

2) Vgl. Dorner a. a. O., S. 2. 223 ff., auch zum Folgenden.

3) Siehe oben, § 10, b.

Vernunft, welche aber ihre höchsten Impulse empfängt aus der Religion, die sie selbst zur Freiheit entlassen, aber auch diese Freiheit immer auf ihre Quelle zurückweist, an die Abhängigkeit von Gott erinnert, der Sünde entgegenwirkt und das ganze sittliche Leben durch die Beziehung auf Gott verklärt zu einem „vernünftigen Gottesdienst“, zur ethischen Gottesgemeinschaft. Auch Pfeiderer¹⁾ erkennt an: „Die Sittlichkeit nimmt aus der Frömmigkeit als ihrer Wurzel die Heiligkeit des Gesetzes, die Freudigkeit des Willens und die Kraft des Guten.“ Eben darum hat die Frömmigkeit die ganze Sittlichkeit in sich, aber zugleich als eine eigene freie Kausalität, so wie Gott selbst den Menschen schafft, aber als freies Wesen. Wenn Pfeiderer sagt, daß die Religion als Prinzip des Sittlichen doch die konkrete Entfaltung desselben nicht normieren könne, so wird diese freilich bestimmt durch das eigentümliche Wesen der zu ethisierenden Naturgüter, aber hat doch eine zugleich religiöse Norm im Gewissen. Wenn Pfeiderer sagt, das religiöse Handeln, das sich also auf Gott und die religiöse Gemeinschaft als solche bezieht, bringe in der sittlichen Welt nichts hervor, so wirkt es vielmehr durch kultische Ausübung und Verbreitung reiner Religiosität auch auf die Förderung der Sittlichkeit; ist es doch Gott selbst, auf dessen Kraft der Fromme auch alle seine eigene freie Sittlichkeit zurückführt. Von dem notwendigen Konflikt, in den nach Pfeiderer schließlich kirchliche und reine Sittlichkeit geraten, kann nur die Rede sein bei abnormer Entwicklung der einen oder andern, wenn eben die eine die andere nicht anerkennen will, die kirchliche die sittliche Freiheit unterdrückt oder umgekehrt die letztere sich von der Religion emanzipieren und verabsolutieren will. Mit Recht spricht Pfeiderer auch von Rückwirkung der Sittlichkeit auf die Religion; diese wird mittels des Freiheitsbewußtseins erst ethisiert, doch so, daß im Gottesbewußtsein ein höherer Antrieb zum Sittlichen

1) S. 230.

gefunden wird. Die höhere Einheit sich vollendender Religion und Sittlichkeit im Christentum darf aber nicht (mit dem alten und neuen Kantianismus) ¹⁾ zur Auflösung desselben in Sittlichkeit noch umgekehrt zur Auflösung dieser in die sie (Staat u. s. w.) exklusiv bestimmen sollende christliche Religion tendieren ²⁾.

1) Auch Kaftan motiviert die Religion für sich nur eudämonistisch, wenn in ihr der oberste leitende Gesichtspunkt nur der von Wohl und Wehe, in der Sittlichkeit dagegen der von gut und böse sein soll (Wesen der christlichen Religion, S. 129); richtiger setzt er (S. 61. 75) das Unterscheidende des religiösen Triebes in das Verlangen nach einem über die Welt hinausgehenden Gut, welches höchste Gut Kaftan nur hätte prinzipiell als ein objektives darlegen sollen, dessen Innewerden erst die wirkliche Religion konstituiert und damit über die bloß subjektive Sphäre sowohl des bloß eudämonistischen als auch des sittlichen Strebens erhebt, wiewohl dies höchste Gut zuerst überwiegend nach Analogie des Natürlichen und dann erst mit fortschreitender sittlicher Entwicklung auch als das reale Urbild des Sittlichen erfaßt wird.

2) Wenn jemand in dieser „religionsphilosophischen Grundlegung“ die Bezugnahme auf weitere entgegenstehende Religionstheorien vermisst, so wolle er bedenken, daß es sich hier zunächst um die Grundlage aller Religion und das unmittelbare Gottesbewußtsein handelt. Darum mußte eine Würdigung sowohl der religionsphilosophischen Reflexionen der Herbartianer, die alle Seelenfunktionen auf das Vorstellen zurückführen, als auch der spekulativen Umdeutung des religiösen Abhängigkeitsgefühls bei Ed. v. Hartmann späteren Teilen dieses Werks vorbehalten bleiben.

II. Buch.

Das mit dem Bewußtsein überwiegender Abhängigkeit des Menschen vom Menschen in Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein der Natur- und mongolischen Kulturvölker.

Inhalt: KAP. I: Die Naturvölker Afrikas (§ 19—22). KAP. II: Die Naturvölker Australiens und Ostindiens (§ 23—26). KAP. III: Die mongolischen Natur- und Kulturvölker (§ 27 ff.).

I. Kapitel.

Das zum Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein in seiner ausgedehntesten Versinnlichung bei den Naturvölkern Afrikas.

§ 19.

Einleitung.

Inhalt: a. Der afrikanische Fetischismus als niedrigste Religionsstufe; b. die afrikanische Rasse im allgemeinen; c. Einteilung der Naturvölker Afrikas.

a. Bei den sogenannten Naturvölkern ist zwar nicht der Urzustand der Menschheit erhalten, sondern sie sind mit Humboldt¹⁾, als eine Degeneration ursprünglich edlerer Stämme anzuerkennen; indem aber ihr geistiges und religiöses Leben auf den niedrigsten Stufen

1) Kosmos I, 232 (Cottasche Oktavausgabe 1874).

menschlicher Entwicklung stehen geblieben oder dahin zurückgesunken ist, lassen sich auch bei ihnen die elementarsten Entwicklungsmomente am einfachsten aufweisen, und in diesem Sinn eignen wir uns Max Müllers Worte an¹⁾: „Obgleich die religiösen Ansichten der afrikanischen oder melanesischen Wilden chronologisch weit jünger sind, stellen sie doch, wenn wir das Wachstum des menschlichen Geistes betrachten, eine weit ältere und ursprünglichere Periode des Menschheitsglaubens dar als selbst die Veda und sind für das vergleichende Studium der Religionen von ebenso großer Wichtigkeit als die naturwüchsigen Sprachen wilder Völker für die vergleichende Sprachwissenschaft.“ Wir haben bereits²⁾ in der psychologischen Analyse des allgemeinen Gottesbewußtseins die Vermittelung desselben durch das Bewußtsein relativer Abhängigkeit des Menschen vom Menschen als vorherrschend bei den Naturvölkern erkannt, deren Ahnenkult nur auf einem abnormen Übergewicht dieser Abhängigkeit beruht und im afrikanischen Fetischismus seine ausgedehnteste und größte Versinnlichung erhält. Er erstreckt sich in Westafrika bis auf die Verehrung ganz beliebiger Dinge, in denen man abgeschiedene Geister wohnend und wirkend glaubt. Darum steht uns die Religion der afrikanischen Naturvölker im allgemeinen am tiefsten, wengleich in Nord- und Südafrika dieser grobe Fetischismus schon zurücktritt; auch scheint sich von den heidnischen Naturreligionen der auch durch seine Menschenopfer grauenvolle Fetischismus westafrikanischer Negerreiche mit Hilfe des Despotismus ihrer Könige am längsten gegen das Christentum zu behaupten³⁾.

b. Die Naturvölker Afrikas sind schon durch ihre geographische Lage vom Weltverkehr abgeschnitten. Von

1) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 22.

2) Siehe oben, § 15 u. 16, a.

3) Vgl. „Missionsfreund“ 1882, S. 102f.

den Kulturstämmen Nordafrikas scheidet sie die Wüste Sahara, an der Ost- und Westküste fehlt fast alle Gliederung und Inselbildung; dazu kommt das erschlaffende Klima ¹⁾). Freilich darf man die afrikanischen Naturvölker nicht ethnologisch ganz von den nordafrikanischen Völkern trennen. Sind auch die Gen. 10 genannten hamitischen Stämme Nordafrikas den asiatischen Semito-Hamiten sprach- und stammverwandt, so liegt doch schon in Cham wie im griech. *Αἰθίοψ* auch der allgemeine Begriff des heißen Südens ²⁾). Gerland ³⁾) hat alle afrikanischen Völker mit Ägyptern und Semiten zu einem Stamm verbunden, den er den arabisch-afrikanischen nennt. Munzinger ⁴⁾) sagt: „Bei genauer Betrachtung weiß der aufrichtige Reisende nicht mehr, wo der eigentliche Neger anfängt, und der Glaube an den absoluten Rassenunterschied schwindet mehr und mehr.“ Nach Robert Hartmann ⁵⁾) birgt Afrika nur einen einzigen großen Rest der Menschheit in sich, der sich gleich seiner Tier- und Pflanzenwelt über die ungeheueren Räume seines Kontinents ausbreitete und variierte. Doch stammt auch er aus Asien, das jedenfalls die Wiege der Menschheit war. Die neuesten Forschungen ergeben immer klarer die Verbreitung einer dunkelfarbigen hamitisch-urkuschitischen Rasse vom Ganges bis zum Nil ⁶⁾). Nach der Völkertafel der Genesis hatte Cham vier Söhne: Kusch,

1) Vgl. Daniel, Handbuch der Geographie (1870) I, 421. Peschel, Völkerkunde, S. 223.

2) Lepsius in Herzogs Realencyklopädie I, 166. 175 ff. (2. Aufl.).

3) Anthropologische Beiträge I, 396.

4) Ostafrikanische Studien (1864), S. 540.

5) Die Völker Afrikas (1879), S. 2 ff. 315 f.

6) Georg Rawlinson, Herodotus I, 529. d'Eckstein im „Athenaeum français“ 1854. Lenormant, Manuel de l'hist. anc., T. III. Anfänge der Kultur II, 100 ff. Fr. Müller, Ethnographie, S. 33. 63 f. 444 ff. Maspero, Geschichte der morgenländischen Völker, S. 141 ff. 168. 605. Friedr. Delitzsch, Wo lag das Paradies, S. 52 ff. Wahrmond, Babyloniertum, S. 7 f. 263 f.

Mizraim, Put und Kanaan; diese entsprechen den Völkern, welche von den Griechen Äthiopier, Ägypter, Libyer und Phöniker genannt wurden ¹⁾. Als Kuschiten erscheinen im A. T. sowohl Nimrod und Stämme Südarabiens, als auch die südlich an Ägypten grenzenden Nilanwohner ²⁾. Dies entspricht auch anderweitigen Nachrichten aus dem Altertum. Isid., Orig. IX, 2, 128: „Aethiopes quondam ab Indo flumine consurgentes, juxta Aegyptum inter Nilum et oceanum, in meridie sub ipsa solis vicinitate insederunt, quorum tres sunt populi: Hesperii, Garamantes et Indi; Hesperii sunt occidentes, Garamantes Tripolis, Indi orientis.“ Die erstere Hälfte dieser Stelle ist aus Eusebius, Chron. II, 97 entlehnt, der sie aus einem Verzeichnis der Könige Ägyptens entnommen hat, in dem die Nachricht von kuschitischen Wanderungen in die Zeit des Memnon Amenophis gesetzt ist ³⁾. Die neuere Forschung statuiert auch eine Verwandtschaft der nordafrikanischen Stämme mit denen, die Spanien noch vor den Phönikern und Kelten bewohnt haben ⁴⁾. Nach Schrader ⁵⁾ zwar kennen die assyrischen Monumente nur eine Bedeutung von Kuš = Miluhhi, Meroe, dem

1) Lepsius a. a. O., S. 175.

2) Rüetschi in Herzogs Realencyklopädie VIII, 331 (2. Aufl.).

3) Movers, Phönizier II, 2. S. 374.

4) Ebd., S. 429. 580. 590f. 614. 618. 628ff. 646ff. 650ff. 654.

Broca (Ethnologie Frankreichs) identifiziert Berber und Basken, die von Nordafrika nach Spanien und Südfrankreich gezogen seien. Nach Dawkins (Die Höhlen und die Ureinwohner Europas [1876], S. 178) sind die alten Libyer, wenn nicht identisch, so doch verwandt mit den Basken, die er bis nach Schottland und Belgien verbreitet findet und deshalb auf demselben Weg wie die späteren Arier aus dem Plateau von Mittelasien durch Europa ziehen läßt (S. 182). Auch nach Oberländer (Fremde Völker [1882], S. 358) haben die Basken und die eingeborenen Stämme Nordafrikas derselben Rasse angehört. W. v. Humboldt (Werke II, 195, vgl. denselben in Adelungs Mithridates IV, 318) hielt dagegen die Basken für einen früher von den Kelten abgezweigten Stamm. Ebenso Ebrard, Ap. II, § 256.

5) In Riehms Bibl. Handwörterbuch, S. 33.

heutigen Nubien, altägypt. Keš; doch seien schon in alter Zeit Kuschiten nach Arabien eingewandert und möglicherweise nach Babylonien vorgedrungen. Aber auch das alte Elam (Susiana), obwohl schon früh auch von Semiten bewohnt (Gen. 10, 22); die aber dem in Susa residierenden König von Elam unterworfen waren ¹⁾, wird mit dem biblischen Namen Kusch, bei Herodot *Κισσίη* bezeichnet; die elamitischen Krieger in assyrischen Bildwerken zeigen einen äthiopischen, bisweilen negerähnlichen Gesichtstypus; Herodot (V, 54) weiß von der Erbauung des susischen Königspalastes durch den Äthiopen Memnon; Plutarch (Alex. 72) kennt das Gebirgsvolk *Κοσσαῖοι* oder *Κουσσαῖοι* ²⁾ und der in Babylon zu politischer Macht gelangte Volksstamm der Kaśśu ist nach Delitzsch ³⁾ den Elamiten verwandt und steht in Beziehung zu dem Namen Kaśdu für Babylonien, wovon Kaldû, hebr. Kasdim, Chaldäer nomen gentilicium plural. Auch Izdubar, der Held des altbabylonischen Epos, trägt auf den Abbildungen in Smiths Chald. Genesis einen äthiopischen Gesichtstypus ⁴⁾. Ja der Name Hindu-Kusch ist herangezogen worden ⁵⁾, und schon die Odyssee ⁶⁾ kennt

*Αἰθίοπας τοὶ διχθὰ δεδαίαται, ἔσχατοι ἀνδρῶν,
Οἱ μὲν δυσσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀμόντος,*

was bereits Ephoros von der Spaltung der Äthiopen in afrikanische und asiatische erklärte ⁷⁾. Aus den Fragmenten des im Altertum so getadelten Onesikritos erfahren wir, wie sehr man in der makedonischen Expedition, endlich zum Sonnenaufgang gelangend, verwundert war, zwar die von Herodot (VII, 70; vgl. III, 94) genannten dunkelfarbigen,

1) Delitzsch, Paradies, S. 321.

2) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 139ff.

3) Paradies, S. 54f. 320f. 128f. 200.

4) Ebd., S. 127.

5) Maspero, S. 142; doch vgl. Delitzsch, S. 30f. 124.

6) A 23f.

7) Maspero, S. 143.

den Äthiopen ähnliche indischen Stämme, aber nicht die afrikanischen kraushaarigen Neger zu finden ¹⁾. Wir kommen im II. Kapitel auf die dunkle Urbevölkerung Indiens zurück, wo auch über das Verhältnis der australischen Völker zu den afrikanischen und ihrem kuschitischen Mittelglied zu sprechen ist. Wir lassen auch vorläufig die kraushaarigen Neger West- und die Südafrikas außeracht und konstatieren nur mit Delitzsch ²⁾ das auch von Lepsius ³⁾ anerkannte Resultat eines engen Zusammenhangs der ältesten babylonischen oder allgemeiner der am Erythräischen Meer zu ausgedehnter Herrschaft gelangten nicht-semitischen Völkerschaft und der Kuschiten oder Äthiopen im oberen Nilthal. Das hier zwischen Ägypten und Abessinien wohnende Volk der Bischari oder Bedja, die Athiopen von Meroë bei Herodot II, 29, steht nach Lepsius ⁴⁾ an Schädelbau und rot-brauner Farbe den Ägyptern am nächsten, ferner, auch nach der Sprache, den semitischen Abessiniern, am fernsten den innerafrikanischen Negervölkern, zu deren Abkömmlingen auch das jetzt am Nil wohnende Mischvolk der Nubier gehöre. Auf jenes schon seit der Hyksoszeit von Ägypten aus zivilisierte stammverwandte Volk jenseit Syene seien sowohl die meisten alttestamentlichen Stellen, die Kusch erwähnen, zu beziehen, als auch der Name Kusch oder Keschi auf den hieroglyphischen Denkmälern, der jederzeit von dem der Nahasi oder Neger

1) Strab. XV, 690. 695. Humboldt, Kosmos II, 123; vgl. Delitzsch, Paradies, S. 124.

2) a. a. O., S. 55.

3) Nubische Grammatik, Einl., S. xciff. Seine Herleitung der babylonischen Kultur von ägyptischen Kuschiten (nach Diod. I, 28. 81) S. cvii ist freilich unhaltbar; siehe Hommel, Die semitischen Völker (1882) I, 2. S. 165. 169.

4) In Herzogs Realencyklopädie I, 175. Hartmann (Völker Afrikas, S. 14) identifiziert die Bischari mit den Schari auf pharaonischen Denkmälern, Lepsius (Standard Alphabet, p. 203, ed. 2) mit den Blemmyern der alten Geographen. Vgl. Peschel, S. 519; Hartmann, S. 38.

unterschieden werde. Nach H. Brugsch ¹⁾ sind in den Tributlisten Thutmes III., der sogenannten statistischen Tafel von Karnak die Südvölker auf drei große Gruppen verteilt, die als Kus, Punt und Uauat aufgeführt werden; Uauat, auf der Ostseite des Nil bis zur Südgrenze Ägyptens, lieferte Gold und Neger, Nehes, als Tribut; unter Punt verstand man die südlichen Küstengebiete Abessiniens und die Ränder der Somaliküste; doch erstreckte es sich nach der Una-Inschrift viel weiter nach Norden oder die dort genannten Stämme sind später von Nord nach Süd gezogen. Nach Maspero ²⁾ wurde mit Punt (schon in der 4. Dynastie heißt Hathor Herrin von Punt) auch Arabien bezeichnet und umfaßt der Volksname Pun (Puni, Poeni) kuschitische Stämme, die ihre Heimat am persischen Meerbusen verlassen und durch Syrien (vgl. Justin. XVIII, 3, 2) in das Nilthal eingedrungen waren; er kombiniert sie mit den Hyksos, die nach Manetho kananäischer Herkunft waren, von den Ägyptern Araber oder Phöniker genannt wurden und zur fast gänzlichen Semitisierung des ägyptischen Volkes nach Lepsius beigetragen haben ³⁾; die alten Ägypter, deren Reste sich am reinsten in den Fellachin erhalten, gehörten ganz so einem Menschenschlag an, wie die Kennu und Barabra, die jetzt in Nubien wohnen, während die jetzigen Kopten das Ergebnis einer Mischung aller der Völker sind, die nach einander Ägypten beherrscht haben ⁴⁾. Die ältesten Mumien und Bilder der Ägypter stehen zwar dem kaukasischen Typus näher, dem afrikanischen ferner

1) Die Negerstämme der Una-Inschrift (Zeitschr. f. äg. Spr. u. Alt. 1882, Heft 1, S. 32ff.).

2) S. 168f.

3) Lepsius a. a. O., S. 176.

4) Champollion le Jeune, Grammaire égypt., p. xix. R. Hartmann, Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde (Berlin 1872) VII, 437—537; Zeitschrift für Ethnologie I, 23 ff. 135 ff. u. II, 85 ff.; Völker Afrikas, S. 9ff. Ebers, Ägypten und die Bücher Moses, S. 46ff. Maspero, S. 14f.

als die späteren nach Ebers¹⁾, und er erklärt die Ägypter für Verwandte der Semiten, von denen sie sich in früher Zeit abgetrennt. Aber Semiten und Hamiten standen ursprünglich einander nahe und sind Glieder eines Stammes. Auch die Phöniker waren trotz ihrer semitischen Sprache nach der Völkertafel der Genesis Hamiten, den Agyptern und Äthiopen verwandt; Manetho bei Euseb. und Sync. nennt die Agypter und Phöniker Brüder; ihr griechischer Name bezeichnet sie wahrscheinlich als rot. Nach ihrer eigenen Aussage bei Herodot I, 1; VII, 89 sind sie vom Erythräischen Meere aus über Syrien an die kanaanitische Küste gekommen und zwar spätestens im Anfang des dritten Jahrtausends v. Chr., denn nach Herodot II, 44 setzten die Tyrier die Erbauung ihrer Stadt und des Melkarthtempels um 2750 v. Chr.; noch älter als Tyros aber war Sidon (Gen. 10, 15) und Gebal. Die Semitisierung ihrer Sprache kann sich bereits in ihren früheren Wohnsitzen oder in Kanaan vollzogen haben. So Kautzsch²⁾. Auch nach Lepsius³⁾ und Hommel⁴⁾ gehören sie zu dem Teil des Kuschvolks, der sich etwa um die zweite Hälfte des dritten Jahrtausends von den Küsten des Erythräischen Meeres (d. i. sowohl des Persischen Meerbusens wie des Arabischen und Roten Meeres) an Suez vorbei an die Gestade des Mittelländischen Meeres vorschob, um dort aus den Punä Südarabiens und der Somaliküste zu den erst später semitisierten Phönikern oder Puniern zu werden, während in derselben Mitte des dritten Jahrtausends die sudarabischen Kuschiten das erste Schiffer- und Handelsvolk der ältesten Welt wurden und die Küsten des ganzen Erythräischen

1) Riehm, Handwörterbuch, S. 314. Vgl. Ägypten und die Bücher Moses I, 40—54. Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion (1881), S. 50. Die Schädel der Mumien vor der sechsten Dynastie sind dolichocephal, die nach der elften brachycephal. Lenormant, Anfänge der Kultur I, 191.

2) In Riehms bibl. Handwörterbuch, S. 1200f.

3) Nubische Grammatik, Einleitung, S. cxi.

4) a. a. O., S. 125.

Meeres bis an den Persischen Meerbusen und wohl auch die indische Küste bis Ceylon hinab beherrschten ¹⁾. Jedenfalls hat auch das Erythräische Meer seinen Namen von der roten Farbe der Kuschiten, und vielleicht bezeichnet diese auch das dem griechischen *ροίνιξ* zugrunde liegende ²⁾ Wort „Pun“. Auf den altägyptischen Denkmälern sind die besagten Völker sämtlich als rotfarbige im Unterschied von den Negern einerseits, den hellfarbigen, meist semitischen Asiaten andererseits dargestellt ³⁾. So heben sich auf dem berühmten Basrelief im Grabe des Chnumhotep ⁴⁾ zwei Ägypter durch rot-braune (sonst oft ganz rote) Färbung von den ganz hellbraunen Einlaß begehrenden semitischen Fremden, die die Inschrift als Amu bezeichnet, ab ⁵⁾. Doch fehlt es nicht an Farbenunterschieden in den ägyptischen Bildern der verschiedenen hamitischen bzw. kuschitischen Völker. Die Cheta (doch wohl die biblischen Hethiter) auf Abbildungen aus Ramses' des Großen Zeit erscheinen ganz hellrot, bartlos, doch mit schwarzen Haaren ⁶⁾, die auch-sowohl jenen Amu wie den Ägyptern eignen, die biblische Völker-tafel zählt sie zu den Söhnen Kanaans; ohne Not meint Hommel ⁷⁾, dies ganz andere Rot, als das der Ägypter, ältesten Phöniker und Kuschiten, hindere allein schon bei den Hethitern an eine Zugehörigkeit zur hamitischen Rasse zu denken, abgesehen von den Sprachüberresten in den Namen, die weder semitisch noch hamitisch seien. Unter Amenophis II. an der Basis seines Thrones sind die Repräsentanten von elf untergebenen Völkern dargestellt, darunter die Kefa von hellroter Hautfarbe, mit Kinmbart, Stirnband und in Locken ausgehender Frisur, wie die Leute von Punt

1) Lepsius a. a. O., S. xciv.

2) Hommel, S. 147 ff.

3) Ebd., S. 88.

4) In Riehms Handwörterbuch ad v. „Egypten“ abgebildet.

5) Hommel, S. 116 f.

6) Lenormant, Hist. de l'Orient II, 221 sqq.

7) S. 191.

im Weihrauchland ¹⁾. Kefa ist eine schon unter Thutmes III. um 1600 vorkommende Bezeichnung der Phöniker am Mittelmeer, nach dem zweisprachigen Dekret von Kanopos = Char im demotischen Text dieses Dekrets ²⁾, assyrisch Acharru, Hinterland, Westland ³⁾, was nach Brugsch ⁴⁾ ins ägyptische „keft“ (Hinterteil) übersetzt worden ist, während nach Hommel ⁵⁾ die Phöniker den Namen Kepha sich selbst oder einem Stammesheros beigelegt, der in der griechischen Perseussage Kepheus heißt, welcher, ein Bruder des Ägyptos, Sohn des Belos (Herodot VII, 61. 150) nach Steph. Byz. in Jope, nach Agatharchides in Äthiopien am Erythräischen Meer wohnte und die Tochter Andromeda, die Gattin Kassiopeia hatte, welche letztere bei Hesiod und Pherekydes Gattin des Phönix, Tochter des Arabos heißt ⁶⁾. In der bildlichen Darstellung der Punt-Fahrt (nach der süd-arabischen und Somali-Küste) der Königin Hatasu, Schwester des minderjährigen Thutmes III. (18. Dynastie) ist der Anführer der Puna dunkelbraun mit weißen (?) Haarzöpfen, seine Gattin und Tochter mit der Wohlbeleibtheit von Negerfürstinnen dargestellt ⁷⁾. Von höchster Wichtigkeit für die Ethnologie sind die farbigen Darstellungen tributbringender Völker im Grabe des Rech-mā-Rā aus der Regierung Thutmes' III. Die Farbe der ägyptischen Beamten, die die Tributgegenstände notieren, ist wie gewöhnlich rot bzw. rot-braun, sonst auch

1) Lepsius, Denkmäler III, 63 a; Nubische Grammatik, S. cii. Hommel, S. 160.

2) Hommel, S. 149.

3) Delitzsch, Paradies, S. 271. Brugsch, Geschichte Ägyptens, S. 823f. Kautzsch a. a. O., S. 1200.

4) In der „Deutschen Revue“. Hommel, S. 149.

5) S. 150ff.

6) Lepsius, S. ciii. Hommel, S. 150f. Wahrmund, S. 16. Fr. W. Schultz in Herzogs Realencyklopädie III, 117.

7) Lepsius, S. xcviif. ci. Dümichen, Die Flotte einer ägyptischen Königin. Maspero, S. 201. Brugsch, Geschichte Ägyptens, S. 280ff. Wiedemann, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XXXI, 639. Hommel, S. 111. 137ff.

geradezu braun, was nicht mit Hommel dahin abzuschwächen ist, daß es nur die dunklere Hautfarbe helleren Stämmen gegenüber zum Ausdruck bringen soll. In der ersten Reihe sind die Puna abgebildet, acht von gleicher Farbe wie die Ägypter, wohl von der südarabischen Küste, drei schwarze Neger und vier dunkelbraune, letztere offenbar von der Somalikküste, dunkler durch klimatische Einflüsse oder durch Vermischung mit Negern, wie solche unter ihnen erscheinen, wenn diese nicht selbst eine weitere Variation der Puna sind. Die dritte Reihe zeigt „die Völker des Südens“ von Ta-Kens und Chent-hen-nofer, Nubier im engeren (Uaua) und weiteren Sinne; sie sind alle rot bis auf drei schwarze Neger. Die zweite Reihe zeigt „die Fürsten der Kefa und der Inseln des großen Meeres“ (vor allem Cyperns), sämtlich mit hellroter Hautfarbe und bartlos wie die Ägypter selbst¹⁾. Auf den Grabgemälden von Kurnet Murrai sehen wir den Pharao Tut-anch-Amon — den drittletzten Regenten der 18. Dynastie — auf seinem Thron sitzend, und zwar empfängt er das eine Mal die Völker der „Rutennu“, mit ihren Gaben, Phöniker und syrisch-mesopotamische Völker in bunter Mischung, in bald sehr hellbrauner, bald rot-brauner Farbe, die Phöniker bereits mit stark semitisertem Typus, das andere Mal die Vertreter und Abgaben der kuschitischen Südvölker, deren Hälfte samt der Fürstin aus braungefärbten Leuten besteht, neben denen fast ebenso viel Neger erscheinen, die, nach den dargebrachten Kunstgegenständen zu urteilen, immerhin von der ägyptisch-kuschitischen Kultur berührt sein dürften²⁾. Daß die Ägypter die ersten jener asiatischen Völkergemeinschaft waren, die nach Afrika einwanderten, und erst, nach-

1) Der richtige Farbendruck in Hoskins, *Travels in Ethiopia* (1835); in der neuen Auflage von Wilkinson's „*Manners*“ etc. mit zum Teil veränderten Farben. Lepsius, S. cr. Hommel, S. 141 ff.

2) Lepsius, *Denkmäler III*, Bl. 115 ff.; Nubische Grammatik, S. xciii f. Brugsch, *Geschichte Ägyptens*, S. 434. Hommel, S. 161 ff.

dem sie die Kultur der ersten Dynastien auszubilden begonnen, weitere Hamitenstämme, wie Berbern und Kuschiten über Südarabien sich nachgeschoben, wie Hommel ¹⁾ annimmt, hat für sich die oben angeführten Nachrichten von kuschitisch-punischen Einwanderungen in Kanaan und Ägypten, die sich zugleich über Südarabien bis nach Nubien und ins Innere Afrikas erstreckt haben könnten; doch müssen Hamitenstämme auch schon zugleich mit der ersten Einwanderung in Ägypten sich über ganz Nordafrika und von Südarabien her über die südlich von Ägypten gelegenen Länder verbreitet, dort unter Einfluß des Klimas stark variiert und dann im dritten Jahrtausend gleichzeitig mit der Einwanderung der Phöniker in Palästina, der Hyksos in Ägypten neue Zuzüge aus der erythräischen Heimat über Südarabien erhalten haben ²⁾; denn, wie Hommel ³⁾ selbst anführt, gehen nach Lepsius ⁴⁾ Handelsverbindungen der Ägypter mit den Puna der Somaliküste und Südarabiens bis ins vierte Jahrtausend zurück. Die älteste direkte Berührung der Ägypter mit den Semiten (Amu) hat nach Hommel ⁵⁾ im Kampf des Pepi — zweiten Königs der sechsten Dynastie — gegen die als Amu bezeichneten Heru-sha, die Hommel mit den Choritern in Südpalästina identifiziert, um die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. stattgefunden, während nach Brugsch und Hartmann ⁶⁾ Amu, Semiten, Leute syrisch-arabischen Stammes diejenigen Gebiete des Delta-landes inne hatten, welche sich in der Umgebung

1) S. 101.

2) Vgl. Ebers in Riehms Handwörterbuch, S. 314, der freilich schon die ersten Einwanderer in Ägypten eine autochthone Bevölkerung daselbst vorfinden läßt, weil er die eingewanderten Ägypter als Semiten faßt.

3) S. 104.

4) Nubische Grammatik, S. xcvi.

5) a. a. O., S. 104ff.

6) Völker Afrikas, S. 8.

des heute Menzaleh genannten Sees befanden, mit denen sich die von Nubien her den Nilstromabwärts vordringenden Einwanderer vermischten und zum Volk der Retu verschmolzen. Während allerdings früher auch Brugsch mit Lepsius, Maspero ¹⁾, le Page Renouf ²⁾, die Ägypter aus Asien über den Isthmus von Suez einwandern liefs, hat er sich zuletzt doch mit Ebers, Dümichen, Hommel ³⁾ dafür entschieden, dafs sie über Südarabien, Bab-el-Mandeb und dann den Nil hinunter gezogen. Damit stimmt zusammen die Herleitung der Ägypter von den Athiopen am mittleren Nil bei Diodor III, 3 ff., die freilich ihre spätere höhere Kultur wieder umgekehrt den in der neuen Heimat weiter fortgeschrittenen Ägyptern verdanken. Den Angaben der Völkertafel (Gen. 10, 6 ff.) zufolge war Mizraim Sohn des Cham, Bruder des Kanaan, Kusch und Put, Vater der Ludim, Anamim, Lehabim, Naphtuchim, Patrusim, Kasluchim; die Ludim sind nach Movers (vgl. Jer. 46, 9. Ez. 30, 5) der Berberstamm der Lewâtha, nach Maspero die eigentlichen Ägypter, die Lodu oder Rotu, Retu der hieroglyphischen Inschriften, die Anamim das grofse Anu-Volk, von Plinius (Nat. hist. VI, 29) als Araber bezeichnet, welches das nördliche On (Heliopolis) und das südliche On (Hermonthis) in vorgeschichtlichen Zeiten gründete, die Lehabim ein Libyerstamm westlich vom Nil; die Naphthuchim (No-Ptah) liefsen sich im Delta nördlich von Memphis nieder; die Patrusim (Pe-to-res, das Südland) bewohnten das heutige Said zwischen Memphis und dem ersten Katarakt ⁴⁾ (vgl. Jes. 11, 11. Jer. 44, 1. 15. Ez. 29, 14; 30, 14). Die gleichfalls von Mizraim hergeleiteten Kasluchim, von

1) S. 14.

2) S. 50.

3) S. 101 f.

4) de Rougé, Recherches sur les monuments des 6 premières dynasties, p. 4sqq. Ebers, Ägypten und die Bücher Moses, S. 54 ff. Knobel-Dillmann, Die Genesis (zu Kap. 10). Maspero, S. 13 f. Movers, Phönizier II, 2. S. 380 f.

denen die Philister und Kaphthorim ausgegangen, scheinen ein von Ägypten über das Meer nach Kreta (Kaphthor) ausgewanderter Teil, vielleicht der Hyksos, gewesen zu sein, da wir ihre Abkömmlinge, die Philister, mit semitischer Sprache finden ¹⁾. Put [nach Ebers ²⁾ und Hommel ³⁾] = dem hieroglyphischen Punt, Puna] der vierte Sohn Chams, bezeichnet schon nach den LXX und Joseph. Ant. I, 6, 2 die im nördlichen Afrika sich westlich von Agypten ausbreitenden Stämme, die wir sonst unter dem Namen der Libyer oder Berber, altägyptisch Temhu ⁴⁾ kennen; ihre Nachkommen sind die heutigen Tuareg, Kabylen und verwandte Stämme, die sich, von den Küsten zurückgedrängt, jetzt über den größten Teil der Sahara von den ägyptischen Oasen bis zu den Kanarischen Inseln erstrecken; ihre Stammeszusammengehörigkeit geht aus ihrer gemeinschaftlichen, nur dialektisch zerspaltenen Sprache hervor ⁵⁾. Die Alten nannten sie mit bald mehr, bald weniger umfassendem Namen Libyer oder unterschieden sie genauer als Libyer, Mauren, Garamanten, Numiden, Gätuler ⁶⁾, kannten nur eine gemeinsame Sprache derselben, die mit der heutigen berberischen übereinstimmt, aber auch schon eine große Verschiedenheit in den zahlreichen Dialekten und in den Kulturstufen der einzelnen Stämme, und noch mehr Mischungen der Stämme unter einander ⁷⁾, sowie mit verschiedenen Völkern, woher die Namen Libyphöniker, im Westen mit Kanaanitern untersetzt, Libyägyptier im Osten, Leukäthiopen, Melanogätuler ⁸⁾. Die Alten

1) Lepsius a. a. O., S. 177. Movers, S. 258.

2) Ägypten und die Bücher Moses, S. 63 ff.

3) a. a. O., S. 88.

4) Peschel, S. 519.

5) Lepsius a. a. O., S. 176. Movers a. a. O. Kautzsch in Riehms Bibl. Handwörterbuch, S. 1250.

6) Movers, S. 364.

7) Ammian. Marc. XXIX, 5, 28. Aug., Civ. XVI, 7. Movers, S. 368 f.

8) Ptol. IV, 3. 5. 6. Movers, S. 370.

kannten nur drei Völker dunkelfarbiger Rasse in Nordafrika: Mauren, Garamanten und Äthiopen; die letztgenannten waren an der Sahara aus dem Sudan gegen Norden vorgedrungen, wo sie sich mit weisfarbigen libyschen Stämmen vermischt¹⁾. Mauren d. h. Schwarze²⁾ wurden zuerst die Bewohner des westlich von Numidien gelegenen Landes genannt, später seit drittem Jahrhundert n. Chr. alle die dunkelfarbigen Nomadenstämme Nordafrikas³⁾, während die weissen Libyer und Numiden, letztere ein Mischvolk aus Gätulern, Phönikern, Libyern und Mauren, längst vom Nomadenleben zum Ackerbau übergegangen waren⁴⁾. Die dunkelfarbigen⁵⁾ Garamanten, später gleichfalls Mauren genannt, bezeichnen im engeren Sinn einen Volkszweig, der in der Richtung von den Syrten über Fezzan gegen den Sudan hin wohnte⁶⁾, im weiteren Sinn eine große Völkergruppe von Nomadenstämmen, die östlich bis nach Ägypten, südlich bis in den Sudan, westlich bis an die kleine Syrte und in weiteren einzelnen Verzweigungen bis zum Atlantischen Meer hin wohnten⁷⁾. Diese dunkelfarbigen Nomadenstämme müssen in der Urzeit über Ägypten aus Äthiopien nach Nordafrika gekommen sein und hier, mit libyschen Stämmen verschmolzen, sich in dem ganzen Landstrich von

1) Sall., Jug. XIX, 5. Strab. II, 2, 5; XVII, 3. Mel. I, 4. Ephor., Fragm. 38. Scymn., v. 156 ff. Movers, S. 372.

2) Isid., Orig. IX, 2, 122; XIV, 5, 10. Manil. IV, 821.

3) Movers, S. 372 f.

4) Strab. XVII, 3. Polyb. XXXVIII, 3, 7 f. App., Pun., p. 106. Movers, S. 374.

5) Furvi, Arnob. VI, 5.

6) Herodot. IV, 174. 183. Plin. V, 5. Die Karthager unterhielten wahrscheinlich mit den Äthiopen einen lebhaften Handel unter Vermittelung der Garamanten. G. Rohlfs, Neue Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas (1881), S. 32.

7) Ammian. XXII, 15. Ptol. I, 8, 10; IV, 6. Liv. XXIX, 33. Tac., Hist. IV, 50; Ann. III, 74; IV, 23. Isid., Or. IX, 2, 128; XIV, 5, 6. Oros. I, 2, 3. Movers, S. 375.

Agypten über Ammonium, Augila weiter in der Richtung zu den Syrten und über Nordafrika bis zur Meerenge von Gibraltar verbreitet haben; Movers ¹⁾ folgert dies mit Recht aus dem von den Alten bezeugten Ammons-kult dieser Stämme, deren Namen er aus der libyschen Silbe „gar“ und „Aman“ = Mesamonen (Plin. V, 5) vom lib. „mes“ Sohn als Ammonskinder, Ἀμμώνιοι erklärt, und aus den von dem Berber Ibn Kaldun im 15. Jahrhundert in seinem arabisch geschriebenen, 1850 zu Paris edierten Werk über die Berber (Buch 3) gesammelten genealogischen Stammsagen seines Volks, wonach dasselbe in zwei Gruppen zerfällt, die Berânis und Al-Butar, die zwar auf einen Stammvater Ber zurückgeführt werden, der aber selbst für jede der beiden Gruppen eine andere Herkunft hat, den Beranis als Sohn des Mâzigh, des Sohnes Kanaans, den Al-Butar als Sohn des Kais gilt, den Movers mit Kusch, ägyptisch Kes, identifiziert, entsprechend den jetzigen durch ganz Nordwestafrika zerstreuten dunkelfarbigem Schilluh (Schelluchen), von denen sich die weißfarbigen, oft blonden Beranis getrennt halten, obgleich sie schon nach der auch Schellah genannten Sprache eine Nation bilden ²⁾. Bei den erst von den mohammedanischen Arabern in die Wüste gedrängten und Tuareg (tereke dinihum, „sie verleugneten ihren Glauben“) genannten Berbern ist die schwärzere, übrigens industriellere Klasse, die sich weniger in den Männern, als den Frauen der Negerphysiognomie nähert, die unterworfene, „amrhi“, leibeigen, Plur. „imrhad“ genannt, während die hellere herrschende Klasse sich „amoschargh“, frei, Plur. „imoschargh“, die Sprache neutr. „temaschirght“ nennt ³⁾. Dies ist dasselbe Wort

1) S. 376 ff.

2) Prichard, History of mankind II, 27 sqq. Marmol, Afrique I, 68. Graberg v. Hemsö, Marokko, S. 45 ff. Movers, S. 387. G. Rohlf's, Reise durch Marokko u. s. w. (1868), S. 22; Erster Aufenthalt in Marokko (1873), S. 60. Larsen, Ausflug nach Tunis in „Natur“ 1882, S. 445.

3) Barth, Reisen in Nord- und Zentralafrika I, 99 ff.

wie Mazigh, der Vater Bers, in der Genealogie der Beranis, und Tamzight, die Frau des Kais und Mutter Bers, im Al-Butar-Stammbaum ¹⁾. Auch in Marokko nennen sich die Berbern noch jetzt Masig, ihr Land und Sprache Tam(a)sight ²⁾. So nennen auch schon die Alten die Gätuler Maziken, Mazyer, Maxitaner ³⁾, die am Tritonsee waren nach Skylax ⁴⁾ ξανθοί, blondhaarig. Auch findet sich schon bei den Alten der Name Barbares, Barbari, Barbaricini, Barbarenses als ein bald mehr, bald weniger umfassender Name libyscher Stämme, mit dem auch der Name Μαμαρίδαι, Βαρζαῖοι identisch ist ⁵⁾. Die jetzt besonders in Algier übliche Bezeichnung der Berber, die hier, von brauner Gesichtsfarbe mit stark abweichendem Dialekt, sich selbst Suaua nennen, als Kabbylen, stammt aus dem arabischen „qabâil“, Stämme ⁶⁾. Wenn die Libyer glaubten, in ihrem Stammvater Tarbas (t-Arba; vgl. Jos. 14, 15) der Erde entsprossen zu sein ⁷⁾, wie auch der Name Berber von dem bei den Schilluh erhaltenen Wort „ber(r)“ (Erde) ⁸⁾ gebildet ist, so brauchten sie sich deshalb doch noch nicht für Autochthonen Nordafrikas zu halten; die Herleitung Bers von Kusch wird vielmehr auch dadurch bestätigt, daß die dunklen Bewohner Nubiens sich noch heute Berâbra (Sing.: Berberi) nennen ⁹⁾.

1) Movers, S. 388.

2) Rohlf's, Erster Aufenthalt in Marokko, S. 56. 62. Hanoteau, Grammaire de la langue Tamachek (1860).

3) Movers, S. 394 ff.

4) Peripl., c. 110.

5) Movers, S. 391.

6) Hanoteau, Grammaire kabyle (1858). Peyssonel et Desfontaines, Voyages dans les régences de Tunis et d'Alger (1838) I, 475. v. Maltzan, Tunis und Tripolis (1870) I, 106. Peschel, S. 519. Oberländer, S. 402. Hartmann, S. 27.

7) Pindar, Fragment in Schneidewins Philologus I, 423. Movers, S. 414. Bastian, Das Religiöse in ethnologischer Auffassung, S. 94.

8) Adelung-Vater, Mithridates IV, 426.

9) Hartmann, Nilländer, S. 238; Völker Afrikas, S. 7.

Nach den Berbergenealogieen des Abd-al-Berr (bei Ibn Kaldun) waren die Berber gemeinsamen Ursprungs mit den Ägyptern, nach Abulfeda der Stammvater der Berber Pharek (Afer), Sohn des Misr (Mizraim) oder Bisir (Busiris), nach Assuli-al-Bekri Afrikajah Tochter des Monausch, des Sohnes des Mafnusch, des Gründers von Menf (Memphis) in Ägypten, der dem ersten ägyptischen König Menes entspricht, sowie dem Munantos, dem Vater der Libye ¹⁾, die nach Apollodor. II, 1, 4 Tochter des Epaphos und der Memphis und von Poseidon Mutter des phönikischen Agenor und des ägyptischen Königs Belos war, der, obwohl gemeinsamer Stammesgott der Semiten, auch nach phönikischer und babylonischer Sage nach Ägypten zieht, was Movers ²⁾ auf die Herrschaft der Hyksos in Ägypten deutet. Assuli al-Bekri bei Ibn Kaldun leitet die Berber, wenigstens, wie es scheint, die dunkelfarbigten („im Mahgreb“) von den Kasluchim, der jüdische Rabbi Abraham ben-Levi im 12. Jahrhundert von den Philistern ab, die nach arabischen von Ibn Kaldun citierten Autoren nach der Besiegung Goliaths, den sie mit einem alten gefeierten Berberkönig Dschalut konfundieren, nach Ägypten, von da nach Nordafrika geflohen; Thabari endlich läßt die Berber von den Amalekitern stammen, wie die Araber die vorisraelitischen Bewohner Kanaans nennen, und Ibn Kaldun selbst entscheidet sich für Abstammung der Berber von Kanaan; ihre Brüder seien die Akrikis, die von Josua aus Kanaan vertriebenen Girgesiter ³⁾, die mit den Jebusitern nach Chron. pasch. II, 102 (ed. Bonn.) sogar nach Spanien gezogen sein sollen ⁴⁾; Procop (H. V. II, 10) sah bei einer Quelle in Tingis zwei Säulen mit der Inschrift in phönikischer Sprache und Schrift: „*Ἡμεῖς ἐσμεν οἱ γενόμενοι ἀπὸ προσώπου Ἰησοῦ τοῦ λεγομένου υἱοῦ Ναυῆ*“ ⁵⁾. Als historischer Kern

1) Movers, S. 419.

2) S. 64.

3) S. 420 ff. 427 f.

4) S. 423.

5) S. 430. Maspero, S. 293.

dieses ganzen Sagenkreises bleibt die zunächst traditionell in Afrika fortgepflanzte Kunde, daß Kanaaniter schon in der Urzeit nach Nordafrika gekommen und mit den älteren Bewohnern sich gemischt haben ¹⁾, die mit den ersten kuschitisch-nubischen Einwanderern in Ägypten stammesverwandt und mit diesen zugleich sich über Nordafrika verbreitet haben dürften ²⁾. Die libysche Schrift ist Konsonantenschrift und läuft von rechts nach links wie die phönikische; sie ist aus einer Urquelle mit dieser geflossen, zeigt aber einen älteren Schrifttypus als die phönikische, indem die Zeichen einzelner Buchstaben, namentlich Bet, Dalet, Resch, Tau, die durch die Namen der semitischen Buchstaben bezeichneten Gegenstände getreuer darstellen und damit den ursprünglichen Charakter der Bilderschrift bewahren ³⁾. In Mauritaniien und Numidien war neben der libyschen Sprache die phönikische wenigstens die der Gebildeten, insbesondere der Fürstengeschlechter, der Sophak (Syphax), die sich einer Abstammung vom phönikischen Herakles rühmten, der sich mit einer Libyerin Afra oder Tinge verbunden habe ⁴⁾, deren Name auf den alten libyschen Kulturstamm der Zeugi, Azuagen, Zawâgha oder Afri, Ifurac, Apharik zurückweist, die in Africa propria im Gebiet Karthagos wohnten und nach Neugründung desselben durch Dido d. h. phönikische Kolonisierung einer von Marmol aufbewahrten Stammesgeschichte der zu seiner Zeit (Anfang des 16. Jahrhunderts) durch ganz Nordafrika zerstreuten, wohl mit den Suaua identischen Azuagen zufolge nach Mauritaniien ge-

1) Movers, S. 434.

2) Ebd., S. 424. Die Berber zeigen auch nach Barth vielfach ägyptische Profile. Hartmann, Völker Afrikas, S. 77.

3) Movers, S. 406 f. Faulmann, Geschichte der Schrift, S. 254 ff.

4) Al. Polyh. b. Jos., Ant. I, 15. Eus., Praep. I, 20. Plut., Sert., c. 8. Movers, S. 391 ff. 398 f.

zogen sind ¹⁾; Ähnliches erzählt Procop (B. V. II, 10) von den Maurusiern ²⁾ und nach Ibn Rachich (bei Leo Afr., S. 409) ist das alte Karthago von einem Stamm gegründet worden, der, aus der Landschaft Barka von einem ägyptischen König vertrieben, nach dem eigentlichen Afrika gekommen sei ³⁾. Die ostberberischen Libu oder Ribu, die öfter die altägyptische Grenze beunruhigten und von den Ramessiden bekriegt wurden, sind auf den Denkmälern hellgefärbt, blauäugig, blond- und rothaarig dargestellt, und unter den nördlichen Berbern findet man auch noch jetzt Gesichtszüge ähnlich denen von Spaniern und Italienern, was auch nach R. Hartmann ⁴⁾ eine Stammesverwandtschaft mit südeuropäischen Völkern der Vorzeit als möglich erscheinen läßt, wenngleich er auch an die starke Beeinflussung der Südeuropäer durch die Mauren des Mittelalters erinnert. Doch gehören die vorkeltischen Völker Südeuropas sowohl nach den heutigen Resten als den Angaben der Alten (vgl. auch Strab. IV, 1, 1) zu einer dunkelfarbigem Rasse mit schwarzen Haaren und Augen ⁵⁾, und Huxley ⁶⁾ bringt sie in Beziehung zu den alten Ägyptern, den Melañochroi in Indien und den Australiern. Nach den Mittheilungen Sallusts ⁷⁾ aus den punischen Büchern des Königs Hiempsal wurde Afrika zuerst bewohnt von rohen, unkultivierten Gätulern und Libyern, mit denen dann aber nach dem Tod des Herakles in Spanien sich die Perser, Meder und Armenier seines Heeres vermischten; noch später

1) Movers, S. 404 ff.

2) Ebd., S. 397 f.

3) Ebd., S. 403.

4) Völker Afrikas, S. 22 ff.

5) Dawkins, S. 180 f. Die Größenverhältnisse der Baskenschädel sind in Spanien und Frankreich verschieden. Broca, Anthropol. Review VII, 382 sq. Peschel, S. 539.

6) Critiques and Adresses, p. 134; Prehistoric Congress, Norwich, p. 92 sqq.

7) Bellum Jugurth., c. 17.

folgte die Gründung phönikischer Kolonien. Jene ersten Bewohner Nordafrikas sind offenbar jene hellen Stämme, die schon den alten Ägyptern bekannt waren und von ihnen wohl auch als typhonisch verabscheut wurden, wegen ihrer roten Haare ¹⁾, die jedoch eine ursprüngliche Stammesverwandtschaft nicht ausschließen ²⁾; nach Manetho hatte auch die ägyptische Königin Nitokris (6. Dynastie) helle Hautfarbe und blondes Haar ³⁾. Auch die Mumien der berberischen Guanchen, die einst die Kanarischen Inseln bewohnten, zeigen blondes Haar ⁴⁾. Der Herakles aber, der nach Sallust (vgl. Plut., Sertor., c. 9; Plin., H. n. III, 3 u. V, 8; Mela III, 10; Strab. I, 1, 4 u. öfter; Paus. X, 17, 2; Diod. III, 74 u. öfter; Movers, S. 110 ff.) mit Persern, Medern und Armeniern bis nach Spanien gezogen ist und dort stirbt, im äußersten Westen, wo die Sonne untergeht, ist gar nicht anders zu deuten als der Sonnengott der Kuschiten, die ihm als Führer auf ihren wiederholten Wanderungen (Diodor III, 74 unterscheidet deshalb einen früheren und späteren Herakles) von Osten nach Westen folgten, Afrika und ganz Südeuropa überschwebten und von Spanien schliesslich durch die arischen Kelten bis nach Britannien versprengt wurden. So erklärt sich die Verbreitung der über die Südküste Arabiens, das Somaliland, Nordafrika und Europa zerstreuten megalithischen Denkmäler, der Cromlech, Dolmen und Menhir ⁵⁾, denen noch die ältesten ägyptischen nahe stehen. Von den Turdelern oder Turdetanern im westlichen

1) Diod. I, 88. Ebers, Durch Gosen zum Sinai, S. 494.

2) Vgl. Peschel, S. 93. 96 f. 544.

3) Lauth, Ägyptische Reisebriefe („Allgem. Zeitung“ 1873, S. 1335).

4) Peschel, S. 97.

5) Lubbock, Vorgeschichtl. Zeit, S. 102 f. Hartmann, S. 23. Barth I, 30. Die indischen weisen auf Wanderungen der Kuschiten auch dorthin, ebenso die in Cirkassien und Südrussland, wenn sie nicht keltischen Ursprungs.

Spanien sagt Strabo ¹⁾: „Sie sind die gebildetsten aller Iberer, bedienen sich der Schreibkunst und haben Schriftbücher alter Zeit, auch Gedichte und Gesetze in Versmaß, denen sie ein Alter von 6000 Jahren beilegen.“ Wir können uns darüber nicht wundern, wenn die hochgebildeten Etrusker, wie die Aquitanier, Ligurer, Sikeler, Sikanier gleichen Stammes sind ²⁾. Der Altertumsforscher Sarmiento hat in Portugal eine Trümmerstadt (Citania di Briteiros) aufgegraben, die fast einen Quadratkilometer einnimmt. Ringmauern, Strafsen, Plätze, größere Baumonumente und selbst eine Menge einzelner Häuser haben ihre typischen Formen bewahrt. Die Bauart und bildliche Ornamentation bezeugen eine ziemlich entwickelte Kunst und Industrie. Viele Steinmonumente sind mit Bildern und Inschriften bedeckt, die ihrem allgemeinen Charakter nach an die Indiens und Chinas erinnern und von dem Sprachforscher Guimet aus Lyon für Bilder und Inschriften religiös-symbolischen Inhalts erklärt werden; man hat darin sogar schon einen Fingerzeig auf den turanischen Ursprung dieser Völkerschaft gefunden ³⁾.

Die Schrift- und Sprachforschung hat hier noch eine große Aufgabe; doch wird man nicht bei der Sprachvergleichung mit Friedrich Müller ⁴⁾ sich ausschließlich an die Formen der Sprache, die die eigentliche Grammatik konstituieren, halten dürfen, was ihn zur Annahme von ungefähr hundert verschiedenen Ursprachen, die den jetzt gesprochenen Sprachen zugrunde liegen, führt ⁵⁾, aber mit seinem darwinistischen Entwicklungsprin-

1) III, 139; Casaub. Vgl. W. v. Humboldt, Über die Urbewohner Hispaniens (1821), S. 123. 133 ff.; A. v. Humboldt, Kosmos II, 110.

2) Dawkin, S. 177f. Oberländer, S. 358. Auch in Etrurien hat Dennis kromlechartige Monumente gefunden. *Bullettino dell' Istituto archeolog.* 1854, p. 140; 1847, p. 52.

3) „Illustrierte Zeitung“ (Leipzig 1881, 8. Januar).

4) Sprachwissenschaft I, 58; ebenso wenig nur an Wortwurzeln.

5) S. 76f.

zip, das nicht für die Abstammung des Menschen vom Tier, wie er will, aber wohl für den Ursprung der Menschenrassen und Sprachen innerhalb der Menschenart seine Berechtigung hat, in solchen Widerspruch bringt, daß er sich nur mit Häckel¹⁾ durch die Voraussetzung eines „homo alalus“, einer ursprünglichen tierischen Gefühlssprache zu helfen weiß, aus der sich die verschiedenen Ursprachen ganz unabhängig von einander differenziert²⁾. Vielmehr hat auch ihr verschiedener grammatischer Bau sich gewiß nur allmählich aus den allen Völkern schon durch den gemeinsamen Organismus ihrer Sprachwerkzeuge, gemeinsame geistige Anlage und allgemeine Entwicklungsgesetze derselben gemeinschaftlichen Urlaute und aus einer schon durch die Arteinheit Mensch mit dem monophyletischen Ursprung der Menschheit geforderten, auch von M. Müller³⁾ festgehaltenen Ursprache nach demselben Sprachforscher aus der Stufe der isolierenden Wurzelsprache, wo Stoff- und Formwort getrennt bleiben, wie sie z. B. das Chinesische repräsentiert, zur agglutinierenden, wo, wie in den turanischen Sprachen, Stoff- und Formwort nur äußerlich an einander kleben, und bei den höher stehenden Völkern zur Stufe der Flexion, wo Stoff und Form sich innig durchdringen und zur unauflöselichen Einheit verschmelzen, und zwar bei den verschiedenen Völkern unter mancherlei Übergangsformen der einen Stufe in die andere, Kreuzungen und Mischungen entwickelt. Nachträglich erkennt dies auch teilweise Friedrich Müller⁴⁾ selbst an, womit seine vielen Ursprachen aber nicht haltbar sind. Bastian⁵⁾ sagt: „Daß die Gleichheit in den menschlichen Grund-

1) Natürliche Schöpfungsgeschichte (6. Aufl.), S. 620 f.

2) Sprachwissenschaft I, 55.

3) in Bunsens „Christianity and mankind“ III, 479. Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (deutsch von Prof. Böttger, 1863), Vorl. 8: Morphologische Klassifikation.

4) Sprachwissenschaft I, 132 ff. 136 ff.; doch will er für die Flexionssprachen keine agglutinierende Vorstufe.

5) Sprachvergleichende Studien, S. 264 ff.

zügen der Konstitution ihre partiellen Verschiedenheiten überwiegt, beweist eben die Zusammenfassung der Rassen unter dem Gesamtbegriff der Menschheit, und wie an einen den Denkgesetzen widersprechenden“ (sc. tierischen) „Ursprung ist auch eine weitere Anknüpfung an zoologische Typen abzuweisen. Der Schädel allein kann bei Einteilungen nicht entscheidend sein, da er nur den integrierenden Teil eines größeren Ganzen bildet und bei der im Wachstum notwendigen Korrelation aller Teile mit den Modifikationen des Skelettgerüsts unauflöslich zusammenhängt. Bei Versetzung unter verschiedene Verhältnisse wird der Normaltypus überall zu variieren beginnen und deshalb die Erde mit den bunt unter einander geschobenen Stämmen jetziger Menschengestaltung füllen, während ursprünglich nach den geographischen Provinzen die Eigentümlichkeiten hervortraten, in denen die Lokalfärbungen, wenn gegen die Schwere der anthropologischen abgewogen, nahezu verschwinden. In gleicher Weise wird eine gleichartige Sprachform, als gleichartiges Produkt gleicher Bildungswerkzeuge, anzunehmen sein, wie auch überall sich eine Gleichheit in den Grundideen nachweisen läßt, wogegen diese dann, als selbständige Erzeugnisse geistiger Schöpfungsthätigkeit, bald unter dem Einfluß begünstigender Verhältnisse weit aus einander zu scheiden beginnen und sich in reichster Mannigfaltigkeit entfalten. Die Laute der primären Sprache sind als monosyllabische aufzufassen, die sich nach polysynthetischen Verbindungen im Fluß der Rede aneinanderreihen, zugleich aber, wenn durch fremde Eindringlinge in ein Chaos von Mischsprachen aufgelöst, sich bei der, durch die in Wechselwirkung gezeitigte Zivilisation, hervorgerufenen Schrift, in einem politisch bedingten Moment der Entwicklung fester fixieren und dann aus der später grammatischen Anordnung zu den Regeln der Flexionen, wie sie sich (außer bei den in der Bilderschrift verbliebenen Chinesen) bei den Kulturvölkern der Alphabete finden, Anlaß geben.“ Diese Aus-

führungen beruhen nicht auf bloßer Spekulation, sondern zugleich auf der umfassendsten Induktion; wir haben sie deshalb mit Absicht nicht der Betrachtung der einzelnen Völkergruppen vorausgeschickt, werden aber bei jeder derselben von neuem darauf geführt werden und von der empirischen Ethnologie aus dem einheitlichen Zusammenhang der Urvölker, der ebenso spekulativen wie religiösen, insbesondere biblischen und christlichen Idee der Einheit des Menschengeschlechts näher kommen. Hier handelt es sich zunächst um die Ursprache der Kuschiten und weiter der Hamiten und ihr Verhältnis zu den anderen Sprachen. Die Bibel weist uns nach Babylonien zurück als dem Ausgangspunkt der Sprachverwirrung und Völkertrennung. Rawlinson, auf den sich Bastian ¹⁾ u. a. für seine Theorie beruft, sagt: „In regard to the *Babylonian language of the primitive Babylonians*, although in its grammatical structure it resembles dialects of the Turanian family, the vocabulary is undoubtedly Cushite or Ethiopian, belonging to that stock of tongues which in the sequel were everywhere more or less mixed up with the Semitic languages, but of which we have probably the purest modern specimens in the Mahra of Southern Arabia and the Galla of Abyssinia. One of the most remarkable results, arising from an analysis of the Hamite Cuneiform alphabet, is the evidence of an Arian element in the vocabulary of the very earliest period, thus showing either that in that remote age there must have been an Arian race dwelling on the Euphrates among the Hamite tribes, or that (more probably) the distinction between Arian, Semitic and Turanian tongues had not been developed when picture writing was first used in Chaldaea, but that the words then in use passed indifferently at a subsequent period, and under certain modifications, into the three great families among which the language of the world were divided. It is at any rate certain that the Cuneiform

1) S. 237.

characters have usually one Arian power, that is, one power answering to the Arian name of the object represented. Compare *pur*, a son, *vir* and *nir*, a man, *κατ' ἐξοχήν* (the primitive root being *is* or *ir*, and the *v* and *n* being Hamitic preformations, which were adopted both by Semite and Arian nations as radicals as in Latin *vir*, *vis*, Sanskr. *nri*, Assy. *nis* etc.), also *mal*, a house, *ras*, a road etc.“¹⁾ Eine gewisse Analogie hierzu bietet die älteste europäische Sprache, das Euscara der Basken, die sich selbst *Euscaldunac* nennen. Mögen auch viele arische Wörter durch Kelten, Römer, Westgoten in dasselbe hineingekommen sein, so scheint es doch eine Anzahl von Wurzeln mit den indogermanischen Sprachen gemein zu haben, und die Flexion des Dativs in *i* kommt mit dem Griechischen und Lateinischen überein²⁾. Andererseits hat das Euscara Ähnlichkeit in der Wortgestaltung mit dem amerikanischen Typus, der eine Modifikation der agglutinierenden Sprachstufe ist, insofern es eine Menge pronominaler Beziehungen dem Zeitwort einverleibt und zugleich Bruchstücke als Vertreter von Wörtern zusammensetzt; doch geht nie der volle Satz in einem einzigen Worte auf, wie es in den amerikanischen Sprachen der Fall ist, und ebenso wenig findet sich

1) Vgl. Bastian, S. 237: „Die trilitteralen Wurzeln des Semitischen zeigen oft, mit Entfernung des zugefügten Vor- oder Nachkonsonanten, die zweibuchstabigen Wurzeln des Indoeuropäischen zugrunde liegend.“ Vgl. noch Friedr. Delitzsch, Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft (1873); R. Raumer, Sendschreiben an Whitney. Das Sumir-Akkadische ist nicht mit dem Turanischen zu identifizieren (vgl. Vambéry, Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volks, S. 41 f.), steht ihm zwar durch teilweise Suffizierung und Vokalharmonie nahe, durch überwiegende Präfigierung aber einem Teil der agglutinierenden afrikanischen Sprachen. Vgl. Hommel, S. 275.

2) W. v. Humboldt, Über die baskische Sprache; in *Ade- lung-Vater*, *Mithridates IV*, 282f. 318. Die sogenannten Kasus der baskischen Deklination sind übrigens nach Humboldt selbst (S. 314) größtenteils aus dem unveränderten Stammwort und einer Postposition zusammengesetzt.

bei diesen eine Inflexion der Hauptwörter ¹⁾. W. v. Humboldt ²⁾ vergleicht die baskische Konjugation, die als sogenannte reguläre aus dem Verb als Particip und einem flektierten Hilfsverb besteht, dessen Flexionsform das thätige oder leidende Genus etc. und die Person oder Personen, auf welche das Verb gerichtet ist, ausdrückt, mit der hebräischen Konjugation, wo die Pronomina, aber nur diejenigen, die die Accusativperson andeuten, an die Personen des Verbs gehängt werden, was sich auch in der ungarischen Sprache für die zweite Person erhalten, während das Euscara diese Verbalmodifikationen bis zur Erschöpfung aller möglichen Fälle vollständig durchführt. Wie die baskische ist auch die Kabylen-sprache reich an Modalformen und hat ebenso im Singular und Plural verschiedene Formen gegenüber männlichen und weiblichen Personen ³⁾. In den turanischen Sprachen, deren Pronomina mit den arischen einige Wurzeln gemein haben ⁴⁾, sind die Verba eigentlich nur mit Pronominal-Possessiv-Suffixen bekleidete Nominalformen bestimmter Bedeutung (Participia und Nomina abstracta ⁵⁾. Aber auch die alt-ägyptischen Verba sind eigentlich nichts anderes als mit Possessivsuffixen versehene Nominalausdrücke ⁶⁾; die ägyptische Sprache gehört nach le Page Renouf ⁷⁾ noch der agglutinierenden Stufe an und hat nur wenig Wurzeln mit der arischen (z. B. i „gehen“, ta „geben“, „stellen“) und semitischen (z. B. mu „Wasser“, mut „sterben“, pêtèch „öffnen“; vgl. Hommel, S. 96 ff) Familie gemein. Um so höher schlägt es Fr. Müller ⁸⁾ den

1) Whitney, Study of language, p. 354. Peschel, S. 539.

2) a. a. O., S. 321 ff. 330.

3) Humb., S. 330. 326 ff. Geistbeck, Bilder aus der Völkerkunde, S. 27. Vgl. die Pluralbildung oben, S. 214 f.

4) Bock, Erklärung des Baues der Sprachen (1853), S. 10 f.

5) Fr. Müller, Sprachwissenschaft I, 123; II, 2. S. 280.

6) Ebd. I, 124. Whitney, S. 243. Peschel, S. 129. Vgl. Brugsch, Hierogl. Grammatik, S. 40; Hommel, S. 96.

7) Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion, S. 51 ff.

8) I, 124.

andern hamitischen mit dem Ägyptischen verwandten Sprachen an, z. B. dem Tamasight der Berber, dem Bedja, Saho, Gala, Somâli, daß sie ein reines Verbum entwickelt haben, welches in vieler Beziehung an das hochorganisierte semitische Verbum erinnert. Die hamitosemitischen Sprachen, von Reinisch ¹⁾ erythräische genannt, was zugleich auf ihren Ausgangspunkt weist, sind auch nach Fr. Müller ²⁾ aus einer Ursprache hervorgegangen, wie ihr grammatischer Bau ³⁾ zeigt; dieselbe befand sich aber noch in einem flüssigen Zustand und war in ihren Bildungen noch nicht abgeschlossen; nach Scheidung dieser Ursprache in zwei Abteilungen, die sogenannten semitischen und die hamitischen Sprachen, schlug jede derselben mit den überkommenen Mitteln ihren eigenen Weg der Ausbildung ein; die semitischen bildeten durch viel längere Zeit eine ungetrennte Einheit als die hamitischen, schon durch das Terrain ihrer Ausbreitung hierin begünstigt, woraus sich ihre große Übereinstimmung unter einander erklärt, die sich selbst über die jüngsten Ableitungen erstreckt; von den hamitischen Sprachen hängen die libysche und äthiopische Gruppe viel inniger mit einander zusammen, als dies mit beiden im Verhältnis zum Ägyptischen der Fall ist. Doch hat auch H. Brugsch ⁴⁾ intimere Beziehungen zwischen dem Altägyptischen und Nubischen, der alten Sprache von Meroe, hervorgehoben, und die von ihm veröffentlichte Wörterliste läßt sich nach Hartmann ⁵⁾ noch erweitern. Mit Unrecht nahm Benfey ⁶⁾ an, daß der semitische Sprachstamm auch die nordafrikanischen Idiome

1) Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt (1873).

2) I, 135f.

3) Vgl. Hommel, S. 94ff.

4) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (neue Folge) XVII, 1ff. Geschichte Ägyptens, S. 730. Vgl. Lepsius, Nubische Grammatik.

5) Völker Afrikas, S. 9.

6) Verh. der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm (1844); Geschichte der Sprachwissenschaft (1869), S. 683f.

aus sich habe hervorgehen lassen, indem er sich an der Landenge von Suez in zwei Hauptadern, die asiatische und afrikanische, gespalten habe. Vielmehr hatte sich, wie Hommel¹⁾ ausführt, zu der Zeit, wo das älteste Ägyptisch uns bereits in Denkmälern vorliegt, wo bereits die anderen hamitischen Sprachen, deren direkte Abkömmlinge das heutige Tamasight, Bedja, Gala u. s. w. sind, das, was wir unter trilitteralem Semitisch verstehen, noch gar nicht aus der älteren, vorsemitisch zu nennenden Sprache herausgebildet; wohl aber stand diese letztere in schwesterlichem Verhältnis zu den hamitischen Idiomen, so daß man eher sagen könnte, sie sei eine hamitische Sprache gewesen; die große Spaltung zu Hamitisch und Semitisch hat sich erst dadurch vollzogen, daß ein ganzer Zweig des Hamitischen von einer noch mehr formlosen allmählich zu einer Form- oder Flexionssprache wurde, wie das trilitterale Ursemitisch, von dem dann die einzelnen semitischen Sprachen ausgingen, bereits wirklich war; das Altägyptische dagegen und seine Schwestern sind auf dem Wege dazu stehen geblieben und wurden auch in der späteren Entwicklung nie in dem Sinn Flexionssprachen wie das Semitische.

Steht nun die einstige Herkunft sämtlicher bisher besprochener hamitischen Völker Nord- und Ostafrikas aus dem Innern Asiens fest, hat aber auch R. Hartmann²⁾ recht, daß alle afrikanischen Völker ein ethnisches Ganzes bilden, dessen einzelne Glieder durch unendlich zahlreiche Übergänge mit einander in Zusammenhang stehen, nach ihren physischen Charakteren, Sitten und Gebräuchen, Sprache u. s. w., so darf man nicht mehr zurückschrecken vor der Folgerung, daß auch alle Naturvölker West-, Mittel- und Südafrikas hamitisch-asiatischen Ursprungs sind und von Stämmen stammen, die sich bei den hamitischen Einwanderungen der Urzeit von den in Ostafrika sich festsetzenden und den nach Nor-

1) S. 98 ff.

2) Völker Afrikas, S. 313.

den wandernden früher oder später getrennt und über das übrige Afrika allmählich verbreitet haben. Wenn Ebers ¹⁾ der Wahrnehmung Hartmanns, es zeige sich bei einer Reise in das Sudan, wie der ägyptische unmerklich in den Neger-typus übergehe, die andere entgegenstellt, daß, wer von Oberägypten durch das Delta nach Palästina fährt, ebenso wenig bemerken wird, wie der ägyptische Typus in den syrischen übergeht, so bestätigt dies nur, daß die Rassenunterschiede überhaupt fließend sind. Die Annahme einer bloßen Vermischung der verschiedenartigen Völker reicht doch nicht aus. Die Übergänge zwischen den hellen Ägyptern und dunkeln Nubiern auf der Strecke zwischen Kene und Syene beruhen nach Hartmann ²⁾ nicht etwa nur auf Einwanderung und Ansiedelung nubischer Familien in dem Said, in Oberägypten, sondern der Bewohner dieses Said wird, dem Wendekreis sich nähernd, auch dunkler durch die Sonne. Man hat auch zahlreiche dem Islam fanatisch zugehörige Nomadenstämme Ostafrikas, wie die Bedja, Orma u. s. w. zu echten, reinen, eingewanderten Arabern stempeln wollen, aber nach Hartmann ³⁾ mit großem Unrecht; denn, wenn sie auch hier und da durch Inkorporierung von Arabern das Blut der letzteren in sich aufgenommen, so bewahren sie doch den eigentümlichen Typus, der sich mehr den Agyptern, Berabra und den energischer profilierten Nigritiern, wie Funje, Wahuma und A-Bantu näherte. Die Gesichtszüge des Mtesa, Fürsten von Uganda, erinnerten Stanley ⁴⁾ an solche der großen Steinbilder in Theben und der Statuen im Museum zu Kairo. Die Flüssigkeit der Rassenmerkmale ergibt sich nach Peschel ⁵⁾ auch aus den statistischen Größenverhältnissen der Schädel, deren Mittel selbst innerhalb der einzelnen Rassen schwanken.

1) In Riehms Handwörterbuch, S. 314.

2) Völker Afrikas, S. 8.

3) Ebd., S. 16 ff.

4) Ebd., S. 20.

5) S. 57.

Hamy ¹⁾ hat in seinen Untersuchungen über die Schädelformen der Afrikaner folgende Resultate erlangt: Während die eigentlichen Neger Afrikas alle dolichocephal sind, also wie die der ältesten ägyptischen Mumien vor der 6. Dynastie, giebt es auf dem afrikanischen Kontinent verschiedene Völkermassen, die in zwei Gruppen zerfallen, deren Schädelform allmählich aus dem subbrachycephalen in den mesocephalen, dann aus dem subdolichocephalen in den mesocephalen Typus übergeht; mit anderen Worten: das Verhältnis zwischen Quer- und Längsdurchmesser des Schädels nimmt progressiv ab. Auch die Schädel der sogenannten Zwergneger sind nach Hamy so gewölbt wie die anderer Menschenrassen. Hamy vereinigt die Nubavölker, die Fura, Gala, Niam-Niam u. s. w. zu einer Gruppe und fügt derselben auch die Hausavölker hinzu, die westlich vom Tsad-See leben, obgleich sie kranilogisch differieren. Der den Negern eigentümliche Prognathismus ²⁾ zeigt sich an den Gesichtern der alten Ägypter sehr selten ³⁾, findet sich aber auch hin und wieder bei Europäern und Mongolen ⁴⁾. Was die wulstigen Lippen der Mittel- und Südafrikaner betrifft, so schwankt selbst unter Negern dieser Teil der Gesichtsbildung beträchtlich; die schmalen Lippen sind nur bei ihnen seltener, als bei uns die negerhaften ⁵⁾. Bei der Geburt ist das Negerkind nicht schwarz, sondern dem europäischen beinah ähnlich ⁶⁾, blauäugig, das Haar kastanienbraun, nur an den Spitzen gekräuselt ⁷⁾, die Hautfarbe rötlich, gemengt mit nulsbraun; die volle Färbung tritt im Sudan schon mit dem ersten, in Unterägypten erst mit dem

1) „Natur“ 1881, S. 102.

2) Hartmann, Völker Afrikas, S. 84.

3) Ebers in Riehms Handwörterbuch, S. 314.

4) Peschel, S. 78.

5) Ebd., S. 80. Die Rua am Tanganika haben schiefe Augenschlitze.

6) Ebd., S. 92.

7) Darwin, Ursprung des Menschen II, 278.

dritten Jahre ein ¹⁾. Von der Farbe der Haut ist auch der Geruch der Ausdünstung abhängig nach Peschel ²⁾; doch zieht Hartmann ³⁾ das Vorhandensein eines spezifischen Negergeruchs in Zweifel und reduziert ihn auf einen scharfen Schweißgeruch im Zustand der Erhitzung. Die dunkle Hautfarbe in den heißen Erdstrichen erklärt sich aus den lebhafteren Absonderungen von Galle in denselben, weshalb Europäer daselbst leicht Gallenfiebern erliegen und, wenn sie den Wechsel des Klimas überstehen, ihre rosige Gesichtsfarbe verlieren ⁴⁾. Ein Negerknabe aus Bagirmi, den G. Rohlf nach Deutschland brachte, veränderte hier nach zweijährigem Aufenthalt seine Farbe vom tiefen Schwarz in helles Braun ⁵⁾. Nach Hartmann ⁶⁾ wird die Hautfärbung des außerhalb Afrikas verpflanzten Nigritiers heller, sein Haar nach Generationen lockerer, die Züge verlieren durchschnittlich an Stumpfheit, die Lippen werden dünner; jeder Stammhabitus, den die neu angekommenen „Negros novos“ noch an sich tragen, geht bei den Kreolnegeren verloren. Doch variiert auch die Farbe der Nigritier vom dunkeln Hellbraun bis zum Schwarz ⁷⁾, ebenso die der Bantu ⁸⁾, noch mehr ins Helle die der Ostafrikaner ⁹⁾. Ubrigens eignet den äquatorialen kleinen Akka ein röterer oder hellerer Ton der Hautfarbe ¹⁰⁾; sie sind verwandt mit den Buschmännern in Südafrika, die wieder mit den lederbraunen Hottentotten physische Eigentümlichkeiten gemein

1) Pruner Bey, Mémoire sur les Nègres, p. 327. Peschel, S. 92.

2) S. 93.

3) S. 86.

4) Peschel, S. 95.

5) Zeitschrift für Ethnologie (1871), S. 255. Andere Beispiele: Waitz, Anthr. I, 60.

6) S. 92.

7) S. 84. 86.

8) Oberländer, S. 260.

9) Peschel, S. 93.

10) Oberländer, S. 250.

haben ¹⁾; das schwarze Haar ist bei den Zwergstämmen wie meist bei den Hottentotten in verschlungene kurze Locken gesondert ²⁾ bis zur büschelförmigen Verfilzung, die sich aber auch bei einzelnen Kaffernstämmen ³⁾ und nigritischen ⁴⁾ findet, obgleich das meist schwarze ⁵⁾ Haar der eigentlichen Neger gewöhnlich kraus, ohne Verfilzung ist ⁶⁾; es kommen jedoch Variationen des Haares selbst unter Individuen desselben Stammes vor ⁷⁾, so daß Peschel ⁸⁾ es mit Recht als Mißgriff bezeichnet, auf das Haar allein, wie Häckel ⁹⁾ es gethan, eine Klassifikation der Menschenrassen zu gründen. Hartmann ¹⁰⁾ vertritt auch entschieden auf Grund eingehender Sprachstudien die Überzeugung, die andere nur erst schüchtern geäußert, daß ein innerer Zusammenhang zwischen den Sprachen von der afrikanischen Nordküste bis zum Kap der Stürme, von den Mündungen des Niger und Zaire bis zu denen des Djuba, Zambesi und Limpopo herrsche. Fr. Müller ¹¹⁾ scheidet zwar ganz die nord- und ostafrikanischen Sprachen von den übrigen, aber die Hausasprache muß auch er ¹²⁾ als ein Mittelglied anerkennen; auch in der Hottentottensprache hat man längst ein solches gefunden ¹³⁾, ebenso eine Ähnlichkeit der Kaffersprache mit den semitischen ¹⁴⁾ trotz des Mangels

1) Hartmann, Völker Afrikas, S. 65.

2) Ebd., S. 94.

3) Peschel, S. 99.

4) Hartmann, S. 85.

5) bisweilen auch blonde oder rote. Hartmann, S. 85; vgl. S. 44.

6) Peschel, S. 99.

7) Hartmann, S. 85.

8) S. 99. 102.

9) Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. 602 ff.

10) Völker Afrikas, S. 309; Die Nigritier I (1876).

11) Sprachwissenschaft I, 1. S. 83 f. 93 ff.; I, 2.

12) Ebd. I, 2. S. 237.

13) Bleek, Reynard the Fox, p. xviii sqq.

14) Merensky, Beiträge, S. 95. Hartmann, Völker Afrikas, S. 58.

an eigentlicher Flexion; der Gebrauch von Suf- bzw. Präfixen findet sich auch bei den westafrikanischen Sprachen. Die westafrikanischen Vei haben auch eigene Schriftzeichen ¹⁾ und nach G. Fritsch ²⁾ hat sich noch bei einem Kaffernstamm die Erinnerung an gewisse schriftliche Aufzeichnungen erhalten, die in den fortwährenden Kriegen zerstört worden wären. Die voralters an den Felswänden angebrachten Zeichnungen der Buschmänner, bestehend in Kreuzen, Strichen, Tieren, Menschen, auch solchen mit Antilopenköpfen ³⁾, sind Reste einer alten Bilderschrift. Schnalzende Sprachlaute haben Hottentotten und Buschmänner gemein ⁴⁾; sie finden sich aber auch bei den Bantu und, obwohl in gemildertem Grad, bei den Nigritiern ⁵⁾; ja in Nordafrika finden sich noch Stämme mit Schnalzlauten ⁶⁾; den äthiopischen Troglodyten schrieben schon die Alten ⁷⁾ ein fiedermausartiges Zischen zu. Ein Schatz sinniger Sprichwörter und Tierfabeln findet sich durch ganz Afrika ⁸⁾. Die Sitte der Beschneidung haben die Kaffern mit den alten Ägyptern und einem Teil der Nigritier gemein ⁹⁾. Freilich sind die Naturvölker Afrikas auf einer geistig sehr niedrigen Stufe stehen geblieben. „Der Tag des Bewußtseins“, sagt Hegel ¹⁰⁾, „hat diese dunkle Nacht, die schwarz, wie die Farbe seiner Bewohner ist, noch nicht erleuchtet.“ Und doch sind sie bildungs-

1) Faulmann, Geschichte der Schrift, S. 276 ff.

2) Drei Jahre in Südafrika (1868), S. 95. Hartmann, S. 58.

3) Merensky, S. 72f. Fritsch, S. 426 und Tafel 50.

4) Th. Hahn, Beiträge zur Kunde der Hottentotten (Jahresbericht 6 u. 7 des Dresdener Vereins für Erdkunde, 1870), S. 71.

5) Hartmann, S. 97.

6) Perty, Ethnologie, S. 276.

7) Herodot IV, 183. Mela I, 8.

8) Siehe die Sprachproben in Fr. Müller, Sprachwissenschaft I, 2. S. 21—23 (Hottentotten), 75—80 (Bari), 103f. (Wolof), 156 (Vei), 210—214 (Kanuri), 232—234 (Hausa). Bleek, Reynard the Fox in South Africa (1864). Merensky, S. 108 ff.

9) Hartmann, Völker Afrikas, S. 178.

10) Philosophie der Geschichte, S. 89.

fähig, leben überall im Zeitalter des Eisens, das sie zu Waffen und Geräten zu schmieden verstehen¹⁾, haben in schnellem Wechsel große Reiche errichtet²⁾, wenn auch in überwiegend despotischer Form, treiben auch schon meist wenigstens etwas Ackerbau und Viehzucht, denen die Natur Afrikas freilich oft große Hindernisse entgegenstellt, wodurch auch vielfach ein nomadisierendes Jägerleben geboten ist³⁾, zeigen großes Interesse an Gerichtsverhandlungen⁴⁾ und haben ihre traditionellen Rechts- und Strafordnungen, wenn sie auch noch sehr barbarisch sind⁵⁾. Nach Dr. Emil Holub⁶⁾ ist zwar die geistige Begabung sehr ungleich bei den zahlreichen Stämmen, die er auf der Längsachse Südafrikas und in den angrenzenden Gebieten kennen lernte; doch weist er nach, daß Völkerschaften von einer höheren Kulturstufe auf eine sehr niedrige gesunken sind, sobald sie ihre Selbständigkeit und damit ihre Wohlhabenheit verloren. Nach Thomson⁷⁾ ist eine Hauptaufgabe der Zivilisation, den Eingeborenen am Landbau und anderen friedlichen Beschäftigungen eine nachhaltige Freude zu erwecken und den Sklavenhandel im Innern unmöglich zu machen. Die fast gänzliche Nacktheit vieler Negerstämme findet eine Entschuldigung durch das heiße Klima und die dunkle Hautfarbe und, obgleich sie auch nach Thomson eng verbunden ist mit dem niedrigsten Grad menschlicher Entwicklung, stellt er es doch als Regel hin, daß unter den Negerstämmen die am besten gekleideten gewöhnlich die unsittlichsten sind. Rührend ist oft die Pietät gegen die Eltern⁸⁾, wieweil diese oft hart sind gegen die Kinder bis zum Verkauf derselben in die

1) Peschel, S. 508. Hartmann, S. 159.

2) Peschel, S. 512. Hartmann, S. 227 ff.

3) Peschel, S. 511. Hartmann, S. 12f. 126 ff.

4) Peschel, S. 513.

5) Hartmann, S. 261 ff.

6) Die Kolonisation Afrikas B. 1; „Natur“ 1882, S. 522.

7) Expedition nach den Seen von Zentralafrika (1882).

8) Peschel, S. 514. Wilson, Westafrika (Leipzig 1868), S. 53.

Sklaverei¹⁾. Polygamie ist durch fast ganz Afrika verbreitet, das Weib größtenteils eine Ware²⁾, wie überhaupt die Wertschätzung der einzelnen Persönlichkeit als solcher, zumal den Stammesfürsten und erobernden Königen gegenüber in größeren Reichen³⁾, eine äußerst geringe ist und den auf Afrika so schwer lastenden Fluch der Sklaverei⁴⁾, ja teilweise massenhafte Menschenschlächterei⁵⁾ zur Folge hat. Bei diesem Mangel an Freiheitsbewußtsein und Vorherrschen des Abhängigkeitsgefühls, ja der blinden Furcht gegen die Stammeshäupter und Vorfahren ist denn auch das Gottesbewußtsein in Fürsten- und Ahnenkult versunken mit Versinnlichung des letzteren zum groben Fetischismus hin, in der sich zwar auch das Gefühl einer Abhängigkeit von der Natur zeigt, aber ohne Anerkennung einer eigenen Naturordnung, da es nur die abgeschiedenen Geister sind, die sich in den natürlichen Dingen wieder inkorporieren, mit deren Hilfe der Zauberpriester auch auf die Natur soll einwirken können. Doch zeigt sich auch noch in diesem fetischistischen Ahnenkult der Rest eines durch ihn verdunkelten Glaubens an einen höchsten Gott, den Schöpfer oder Vater des Stammes bzw. Volkes, der schon die weite Verbreitung des Islam im Norden und Osten ermöglichte, aber auch eine Anknüpfung bietet für die Erweckung zu höherem Leben, die diesen Völkern mit fortschreitendem Erfolg die christliche Mission bringt.

1) Hegel, Philosophie der Geschichte, S. 94. Hartmann, S. 291.

2) Hartmann, S. 180. 183.

3) Nach G. Rohlfs in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 25, S. 26, hat sich bei den Negern die unbeschränkte Gewalt der Könige erst mit und durch den Islam eingeschlichen, die konstitutionelle Regierungsform sei ursprünglicher (S. 74); doch findet sich auch der Despotismus der Könige in allen größeren heidnischen Reichen, in Westafrika wie bei den Zulu.

4) Hartmann, S. 290 ff.

5) Ebd., S. 293.

c. Wir haben nun noch die Naturvölker Afrikas im einzelnen zu gruppieren. Da sich überall Übergänge finden, geschieht dies am einfachsten, indem wir von Norden zuerst nach Südwesten fortgehen, von den Ausläufern der Berberstämme zu den eigentlichen Negern Westafrikas und dann nach Osten, endlich nach Süden uns wenden; denn in Westafrika ist der eigentliche Negertypus am ausgeprägtesten, und im Verhältnis zu ihm lassen sich leichter die anderen Völkergruppen beurteilen. So fließend die Übergänge sind und so entschieden ein einheitlicher Ursprung der afrikanischen Rasse behauptet werden darf, so ist natürlich auch mit den typisch gewordenen äußeren Unterschieden der afrikanischen Völkergruppen eine mannigfache geistige Individualisierung des afrikanischen Volksgeistes anzuerkennen, wie sie sich auch in den Unterschieden der verschiedenen Sprachgruppen, Sitten und Religionen offenbart.

1) An die Berber Nordafrikas grenzen südlich die Sudaneger, unter welcher Bezeichnung Peschel¹⁾ auch verschiedene Übergangsstämme mit umfaßt, wie die bronzefarbenen Tibu oder Teda, die teils rot-, teils grau-schwarzen Kanuri in Bornu und die gelb-rot-braunen, malayenähnlichen Fulan (Fulbe, Felata, Peuhls oder Pouls), die in Körperbau und Sprachen bald an die Berber, bald an die Neger erinnern und daher bald diesen bald jenen zugezählt, bald einer Vermischung beider zugeschrieben werden²⁾. Die von Nordosten in Westsudan eingedrungenen

1) Völkerkunde, S. 500 ff.

2) Ebd., S. 501 ff. Hartmann, S. 38 f. 82. Oberländer, S. 215. 232 ff. 379 f. Fr. Müller I, 2. S. 185 ff. Barth, Reisen, (1859 f.). G. Rohlfs in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 25. 34. Nachtigal, Sahara und Sudan, 2 Bde. (1880 ff.). Mit den Kanuri verwandte Nigritier sind auch die Bewohner von Bagirmi, Wadai und südlich von ihnen die Bidduma, Bulala, Musgu u. a. Hartmann, S. 39. Als Typus der Bewohner von Bagirmi stellt Oberländer (S. 238) die Sonrhai hin, die auch nach Westen (Timbuktu) vorgedrungen, meist von glänzend schwarzer Haut-

Hausa zeigen einerseits den echtsten Negertypus, anderseits in ihrer Sprache, die mit der Logone- und Wandala-sprache sich berührt, eine tiefgreifende Übereinstimmung mit den hamito-semitischen Sprachen¹⁾. Zu den schwarzen Negern der westafrikanischen Küstenländer bis zum Äquator, die vom Missionar Dr. Krapf als Nigrohamiten, von Hartmann²⁾ als eigentliche Nigritier bezeichnet werden, reichen die Mandingo (Mandinka) und Wolof als verbindende Glieder herüber; die Nigritier aber bieten unter sich so zahlreiche Stammesabweichungen dar, daß wir von der uns geläufigen Vorstellung des Nigger mit Wollhaar, stumpfer Nase, wulstigen Lippen und pechrabenschwarzer Haut durchaus absehen müssen³⁾. Sie haben sich schon früh in sehr viele einzelne Stämme zersplittert, da ihre Sprachen, obgleich denselben Typus zeigend, sehr von einander abweichen⁴⁾. Sie haben den Fetischismus am weitesten getrieben, während derselbe südlich vom Äquator sich schon mehr auf

farbe. Vgl. Hartmann, S. 49; Peschel, S. 502; F. Müller, S. 157. 174. Die Musgu gehören mit den Bewohnern von Logon(e), den Kotoko (Makari) und den Mandala (Wandala) samt den Gamerghu zu dem großen Stamm der Massa. Oberländer, S. 237. Vgl. F. Müller, S. 162 ff. Die Kanuri heißen bei den Hausa Berber: Barth I, 345.

1) F. Müller I, 2, S. 236 f. Hartmann, S. 47. 49. Barth I, 265 ff.

2) Völker Afrikas, S. 84.

3) Ebd., S. 40 ff.

4) Peschel, S. 500 ff. Adelung, Mithr. III, 1. S. 154 ff. F. Müller a. a. O., S. 85—156. Kölle, Polyglotta Africana (1854). Steinthal, Die Mandenegersprachen (1867). Christaller-Locher-Zimmermann, A dictionary English, Tshi (Asante), Akra (1874). Im Mande treten die Suffixen zum Teil noch selbständig auf. Steinthal, S. 67. In den Sprachen der Bullom und Temne mahnt die Pluralbildung beim Nomen und die Präfixbildung beim Verbum an die Bantusprachen. F. Müller, S. 107. Vgl. über die Sarar- und Fulupfamilie Kölle, fol. I; Peschel, S. 501; die Bat-ha-Sprache Barth I, 402. Die Sprachen der Guineaküste (Ewa, Ga, Odschi, Yoruba und Efik) sind näher verwandt unter sich, vielleicht auch mit dem Ibo und Nupe. F. Müller, S. 141.

Verehrung der Geister in organischen Wesen, Pflanzen und Tieren beschränkt, also schon ein ideales Prinzip in der Materialisierung jener hervortritt, wie denn auch südlich vom Äquator¹⁾ ein anderer Sprach- und Körpertypus beginnt, obgleich auch hier nicht ohne Übergänge²⁾. So ergeben sich weiter als eigene Völkergruppe:

2) Die intelligenteren dunkelbraunen Kafirnegere (d. h. Ungläubige, vom arabischen „kafir“, leugnen), im ganzen mit nicht so stark aufgeworfenen Lippen, höherer Stirn und mehr büschelförmig verfilztem Haar³⁾, das jedoch ebenso viele Nuancen zeigt wie die Hautfarbe⁴⁾, von Krapf Orphnohamiten genannt, von Bleek⁵⁾ nach einem Wort ihrer durch eine große Zahl gemeinsamer Wurzeln und vorherrschende Sinnbegrenzung durch Präfixe (neben denen allerdings auch Suffixe vorkommen) eine gemeinsame Ursprache verratende Dialekte als Bantu oder Abantu d. h. Menschen bezeichnet, von der West- bis zur Ostküste verbreitet. Zur besseren Übersicht kann man die Bantu in West-, Binnen- und Oststämme teilen⁶⁾. Von den Weststämmen stehen die Loangonegere den Nigritiern am nächsten⁷⁾, auch im Fetischismus; an die Kongonegere schliessen sich die Bundavölker⁸⁾, die den Übergang bilden zu den eigentlichen Kaffernvölkern Südafrikas. In die Weststämme haben sich aus dem Innern einige Keile von Völkern eingezwängt, wie die F'an (Faon, Fana) am Ogowe, deren schwierig, nasal auszusprechender Name an

1) zum Teil vom fünften Breitengrad der nördlichen Hemisphäre. Peschel, S. 499. Wilson, S. 173.

2) Hartmann, S. 52f.

3) Peschel, S. 498.

4) Oberländer, S. 259f.

5) Comparative grammar of the South African languages (2 Tle., 1868f.). F. Müller II, 1. S. 238ff. Vgl. Adelung, S. 207ff.

6) Oberländer, S. 259.

7) Hartmann, S. 52f.

8) Oberländer a. a. O.

den der nordostafrikanischen Funje erinnert, ein kräftiges Negervolk mit geflochtenem Haar und Bartwuchs und der Physiognomie der Niam-Niam (Sande) im Innern ¹⁾, mit welchen letzteren eine sehr ausgedehnte Völkergruppe beginnt, die sich bis zu den Fan erstreckt, diese allem Anschein nach in sich begreifend; auch die von Livingstone, Cameron und Stanley beschriebenen Wanyema, Waguha, Warua, sogar die Wanyamesi im Osten und im südlichen Innern die Balonda und Bandombe scheinen sich jener Gruppe anzuschließen ²⁾. Die Balonda scheinen, wie die Guissama in Angola, die physiognomischen Eigentümlichkeiten der Niam-Niam, Fan und Loango-Schwarzen mit denjenigen der Kaffern zu vereinigen ³⁾. Die graublonden Monbuttu im Bereich des Uëllefflusses stehen nach Schweinfurth ⁴⁾ in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Fulbe, nach Hartmann ⁵⁾ aber auch den Manyema und Waguha nicht fern; diese im Osten des Tanganikasees wohnhaften Stämme bilden den Übergang zu den Balonda und teils durch diese, teils direkt zu den Abantu. Weiter aber setzt Hartmann die Monbuttu wie die Fulbe ⁶⁾ zu den Bedjastämmen in Ostafrika in Beziehung. Die Sprache der Monbuttu nähert sich anscheinend dem Berberinischen und dem ihm nahe verwandten Nobau oder Nebau, der Nubasprache in Kordufan; im mittleren Zentralafrika stehen einander auch sprachlich nahe die Funje, Berta, Dinka, Schilluk, Nuer, Bari, Niambari ⁷⁾. Die Funje, die ihren Hauptsitz im Süden der vom Blauen und Weissen Nil umspülten Halbinsel Sennar haben, gehören zu den Gliedern

1) Hartmann, S. 52.

2) Ebd., S. 44. Die Sprache der Sande in Schweinfurth, *Linguist. Ergebnisse einer Reise nach Zentralafrika* (1873), S. 36 ff.

3) Hartmann, S. 52.

4) „*Zeitschrift für Ethnologie*“ 1873, S. 15.

5) *Völker Afrikas*, S. 45.

6) Ebd., S. 39.

7) Ebd., S. 46. 311. Die Sprachen betreffend siehe F. Müller, II, 48–84; Schweinfurth, *Linguist. Ergebnisse*.

der Nigritier, die die Übergänge zu den Bedja, Berabra und Berbern bilden, bei welchen allen eine scharfe Abgrenzung gegen die Schwarzen nirgends existiert ¹⁾. Ein gemeinsames verwandtschaftliches Band umschlang einst auf der Osthälfte Afrikas die Bedja, Schoho, Afer oder Danakil, die Somal, Masai, Dschagga, Gala, Orma, Wahuma und Abantu; ein Teil dieser meist kriegerischen Völker zerstreute sich erobernd nach verschiedenen Seiten; während die Gala und Dschagga besonders dem Herzen Afrikas entgegenströmten, ergossen sich die Abantu mehr über den Süden des Erdteils ²⁾. Den Bedja sind körperlich nahestehend die abessinischen Bergbewohner; gewisse Stämme derselben, wie Agau, Kömant, Falascha, Schoho, Bogos sind Verwandte der Bedja und augenscheinlich sehr alte Völker; andere haben sich erst im Lauf der Jahrhunderte aus Urbewohnern, in Vermischung mit anderen Bedja, mit Gala und arabischen Einwanderern hervorgebildet, auch zum Teil dem semitischen oder syro-arabischen ähnliche Idiome, wie das Geez ³⁾ und das Tigrinya herausgebildet; auch die mit den Bedja verwandten Danakil und Somal, obwohl ursprünglich mit den Gala zu einem Völkerstock gehörend, haben sich durch öftere Aufnahme arabischer Elemente umgeändert ⁴⁾. Die streitbaren Gala (Wahuma, Orma) mit oft kaukasischer Physiognomie haben als Södama die Länder im Süden von Schoa besiedelt, auch an den Seegebieten des östlichen und zentralen Afrika große Ausbreitung gewonnen; die Wanyambo und Watusi um den Victoria Nyanza gehören ihnen wahrscheinlich an ⁵⁾. Den Somal verwandt sind auch die kriegerischen Wamasai im ostafrikanischen

1) Hartmann, S. 34. 82f.

2) Ebd., S. 14.

3) nach Movers (II, 2. S. 388) das ägyptische Kes = Kusch.

4) Hartmann, S. 18. F. Müller I, 95.

5) Hartmann, S. 20. Vgl. Peschel, S. 520; Oberländer, S. 408.

Aquatorialland, deren Nachbarn, die Wakamba, vieles mit ihnen Gemeinsame haben; ihnen und den Gala reihen sich die Wanyika, Wakuafi, Wanyamesi und andere Negerstämme der östlichen Gebiete an, wogegen die Wasuaheli des zanzibarischen Landes eine sehr starke Beimischung von arabischem Blut verraten ¹⁾. Die Sprache der letzteren gehört bereits zur Bantugruppe ²⁾. Die süd-afrikanischen Kaffern im engeren Sinn umfassen die Gruppen der Ama-Xosa, Ama-Zulu, Betchuana, Ova-Herero und Ovambo ³⁾. Ihre eigene Tradition weist auf einen nordöstlichen Ursprung hin ⁴⁾; auffallend ist bei vielen die physische Ähnlichkeit mit Bedja ⁵⁾. Die Ruinen von Zimbaoa d. h. Fürstensitz, 20 Grad südlicher Breite, 50 Meilen von Sofala, sind Reste ihrer früheren Kultur in dem zur Zeit der portugiesischen Entdeckungen berühmten Reich Monomotapa ⁶⁾, nicht ein Werk arabischer Kolonisten ⁷⁾ oder Reste des goldreichen Ophir Salomos, selbst wenn dies hier lag ⁸⁾; immerhin haben die Granitmauern ohne Mörtel und Inschriften mit nur rohen Ornamenten ein hohes Alter.

3) Die Hottentotten (Koikoin), gelbbraun mit starkbüschligem Haarwuchs ⁹⁾, sehr plattem Gesicht, kleiner Stirn, breitem Munde und mäfsig vordringenden Kiefern ¹⁰⁾, geistig nicht unbegabt ¹¹⁾, aber von weit geringerer Körper-

1) Hartmann, S. 22.

2) Dictionary of the Swahili Language by Dr. Krapf; cfr. Africa, a quarterly journal ed. by Major Malan (London, Juli 1882).

3) Hartmann, S. 54.

4) Ebd., S. 58. Merensky, S. 123.

5) Hartmann, S. 59.

6) Ebd., S. 58f.

7) Vgl. Peschel, S. 205.

8) nach dem Entdecker Mauch und Merensky (S. 55). Schon Pufendorf-Martinière (Introd. à l'histoire [1745] VII, 382) suchte Ophir in Monomotapa.

9) Peschel, S. 495. Hartmann, S. 94.

10) Peschel, S. 488.

11) Ebd., S. 270. 492f. Hartmann, S. 61.

stärke als die Bantu¹⁾; von diesen, obwohl auch nach Oberländer²⁾ ihnen verwandt, und den europäischen Kolonisten zurückgedrängt, auseinandergesprengt, ja in ihrem nationalen Zusammenhalt geradezu vernichtet³⁾, finden sie sich jetzt über die ganze Südspitze Afrikas zerstreut. Sie sind jedenfalls verwandt, wenn nicht identisch mit den schon ihrer wohl auch schnalzenden Sprache wegen erwähnten Troglodyten des Altertums am Roten Meer, die nach Strabo auch wie die Hottentotten die Beschneidung übten und ihre Toten fest zusammenbanden; nach Tradition des Namastamms sind ihre Vorfahren zu Schiff nach Südafrika gekommen⁴⁾. Ohne Not läßt sie Peschel⁵⁾ gar über Madagaskar von Australien gekommen sein, weil sie mit den Papua einiges Verwandte haben; dies erklärt sich auch auf andere Weise. Die zwar der Flexion entbehrende, dagegen an sie ersetzende Partikeln reiche und abgeschliffene Formlaute am Ende der Wurzeln befestigende Sprache der Hottentotten unterscheidet den Geschlechtsunterschied bei Hauptwörtern, was auch eine eigentümliche Verknüpfung des Ahnenkult mit Gestirndienst mit ermöglichte⁶⁾, hat auch sogar einen Dualis und Pluralis includens und excludens⁷⁾; nach Wallmann⁸⁾, Bleek⁹⁾, Lepsius, Max Müller¹⁰⁾, Whitney¹¹⁾ ist sie der koptischen und ägyptischen ähnlich; doch haben sich Pott, v. d. Gabelentz, Fr.

1) Hartmann, S. 62.

2) Fremde Völker, S. 276. Vgl. Hartmann, S. 66.

3) Hartmann, S. 62.

4) Merensky, S. 76f.

5) Völkerkunde, S. 495.

6) M. Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, S. 50.

7) Vgl. Bleek, Reynard the Fox, p. xvi.

8) Bei Bleek l. c., p. xv sqq.; vgl. Formenlehre der Namaquasprache (1857).

9) l. c. De nominum generibus (Bonn 1851). Journal of the Anthropol. Inst. I, p. lxxix.

10) Beide bei Peschel, S. 491.

11) Science of language II, 11.

Müller ¹⁾ dagegen erklärt; Th. Hahn ²⁾ verlangt wenigstens noch weitere Momente des Beweises für den Zusammenhang der afrikanischen Sprachen; jedenfalls ist sie aber in denselben ein hochbedeutsames Mittelglied.

Die Buschleute (Sân) in den Wüsten des mittleren Südafrika sind den Hottentotten sprachlich nicht sicher verwandt ³⁾, wenn sie auch deren Schnalzlaute noch übertreiben ⁴⁾; Th. Hahn ⁵⁾ bestreitet sogar ganz die sprachliche Verwandtschaft, doch sagt er ⁶⁾ auch von den Idiomen der Buschmänner, daß sie, obwohl ihr gemeinsamer Charakter im Unterschied von dem der Koikoinssprache polysyllabisch ist, sehr mannigfaltig sind und in der Wurzel keine lautliche Verwandtschaft zeigen, und erkennt doch bei San und Koikoin trotz alles Stammhasses unter einander Traditionen an, die auf eine Verwandtschaft beider schließen lassen ⁷⁾; so zeigen sich auch in den Sagen der San Spuren von Gestirndienst ⁸⁾. Sie haben aber auch mit den Hottentotten gewisse physische Eigentümlichkeiten gemein ⁹⁾; in Farbe und Typus des Gesichts sind beide Völker einander sehr ähnlich ¹⁰⁾. Die Felszeichnungen der San haben wir schon erwähnt, die auf eine einstige höhere Kulturstufe derselben zurückweisen. Sie sind eine der kleinsten Menschenrassen ¹¹⁾; doch nördlich von der Kalahariwüste beim Ngamisee fanden Living-

1) der gar der Sprache ein Gefühl für grammatisches Geschlecht abspricht (I, 2. S. 1).

2) Beiträge zur Kunde der Hott., S. 11.

3) Report of Dr. Bleek, concerning his Researches into the Bushman language (1873). M. Müller, Einl., S. 148. Hartmann, S. 311.

4) Th. Hahn, Beiträge, S. 71.

5) Ebd., S. 73.

6) Ebd., S. 71.

7) Ebd., S. 14.

8) Merensky, S. 65.

9) Hartmann, S. 65.

10) Merensky, S. 64.

11) Vgl. die Messungen bei Peschel, S. 85. 489.

stone¹⁾ und Chapman²⁾ auch große und schöne Buschmänner. Auch andere verwandte Zwergvölker sind in Afrika gefunden, die die Kunde der Alten³⁾ von Pygmäen, die man später an die Nilquellen versetzte, bestätigen. Schon die Portugiesen fanden unweit der äquatorialen Westküste Zwergvölker, die sie verschiedentlich Matimba, Doko oder Dongo, Bakka-Bakka nannten⁴⁾; ebenda fand du Chailly⁵⁾ das wandernde Jägervolk der kleinen sehr verkommenen Obongo oder Abongo; Lenz⁶⁾ hat sie aus eigener Anschauung beschrieben; ihre Religion besteht in Zeremonien zur Versöhnung eines bösen Geistes. Auch Stanley hörte in Nyangwa, von wo er zum Kongo vordrang, von wilden Zwergen; Serpa Pinto⁷⁾ fand die zwischen dem Kubango und Kuando schweifenden Makassequeres, bei Livingstone als Kasekere erwähnt. Krapf⁸⁾ erfuhr von den kleinen östlich am Nil wohnenden Doko; Schweinfurth⁹⁾ entdeckte 1870, den Nil aufwärts über Chartum nach Süden reisend, im Süden des Uelle 30. Grad nördlicher Breite die wilden Akkazwerge oder Tikkitikki¹⁰⁾; ihr einziges Haustier ist das Huhn, ganz wie ein Mosaik aus Pompeji die Pygmäen umgeben von ihren Häuschen und Hütchen, alle voll Hühner, darstellt¹¹⁾. Man

1) Missionsreisen und Forschungen I, 99. 200. 207.

2) Travels I, 320. Peschel, S. 149.

3) Hom., II. III, 2sq. Arist.; Hist. an. VIII, 12. Plin., N. h. VI, 35; VII, 2. Selbst die Kraniche, mit denen die Pygmäen kämpften, haben sich in den Negern am Weißen Nil wieder gefunden, die stundenlang Reihern ähnlich auf einem Bein stehen. Oberländer, S. 242.

4) Oberländer, S. 250.

5) Aschangoland, S. 316 ff. Peschel, S. 490.

6) Skizzen aus Westafrika (1879), S. 103—118.

7) Wanderungen durch Afrika (1881).

8) Reisen in Ostafrika (1858) I, 76 ff.

9) Im Herzen von Afrika II, 136.

10) Vgl. Peschel, S. 489f.; Merensky, S. 75; Hartmann, S. 64.

11) Oberländer, S. 250.

hat in diesen Zwergstämmen die Reste eines afrikanischen Urvolkes finden wollen; doch stehen sie nach Hartmann ¹⁾ den Nigritiern keineswegs so fern. Diese ihrer völligen Auflösung nahen Völker sind nicht eigentlich Zwerge oder verkrümmte Individuen, sondern unterscheiden sich nur durch die im Durchschnitt geringere Körpergröße, sowie durch einen röteren oder helleren Ton der Hautfarbe von den umwohnenden Stämmen ²⁾. Lenz ³⁾ sagt: „Neben den Abongo und ihren afrikanischen Verwandten existieren noch verschiedene Nationen, deren Durchschnittsgröße sich als ebenso groß, ja noch kleiner herausstellt; mit demselben Rechte müßte man auch die Bewohner des hohen Nordens, die Lappen und Eskimos als Zwergvölker bezeichnen. Auffallend ist hierbei gewiß die Thatsache, daß sich diese durch geringere Körpergröße charakterisierten Völker in Gegenden vorfinden, wo die Temperaturverhältnisse die größten Extreme aufweisen.“ Die Sprachen der Abongo, Akka und anderer sogenannter Pygmäenvölker sind noch sehr wenig bekannt ⁴⁾.

Zum Schluß sei noch der Insel Madagaskar gedacht mit ihrer höchst merkwürdigen, unten (§ 22, c) mit der Mischreligion dieser Insel noch näher zu besprechenden Völkermischung von Negern, Arabern und Malayen, welche letztgenannten uns auf einen im zweiten Kapitel weiter zu begründenden Zusammenhang der Kuschiten auch mit der australischen Rasse hinweisen.

1) Völker Afrikas, S. 66.

2) Oberländer, S. 250. Vgl. Hartmann, S. 94.

3) Skizzen aus Westafrika, S. 117.

4) Hartmann, S. 312.

§ 20.

I. Abschnitt.

Beste der alten Berberreligion und ausgedehntester Fetischismus der eigentlichen Nigritier (Sudanneger) Westafrikas.

Inhalt: a. Religion der Berber Nordafrikas, α) des Kontinents, β) der Guanchen, γ) der Übergangsvölker des Sudan; b. der eigentlichen Nigritier Ober-Guineas, α) zugrunde liegender Monotheismus, β) fetischistischer Ahnenkult, γ) Menschenopfer; c. Verhältnis ihrer Religion zur Sittlichkeit.

a. So nahe es liegt, die Darstellung der einzelnen Religionen mit derjenigen der alten Ägypter zu beginnen, da deren Urkunden in ein höheres Alter als die aller anderen Völker hinaufreichen und zugleich eine ursprüngliche Verwandtschaft der Ägypter mit der gesamten afrikanischen Rasse anzunehmen ist, so können doch die Ägypter als ein Kulturvolk, wenngleich eins der ältesten, hier, wo es sich zunächst um die Religion der Naturvölker handelt, noch nicht weiter in Betracht kommen. Ihre Religion enthält allerdings auch die Elemente der niedrigsten Natureligionen in sich, den Königs-, Ahnen- (vgl. die *véxves* Manethos) und fetischistischen Tierkult¹⁾, aber andererseits schon im Papyrus Prisse, dem ältesten Buch der Welt, einen einfachen, zugleich ethisch gerichteten Glauben an nur einen Gott, der die Welt geschaffen und die Menschen nach ihrem Verhalten belohnt und bestraft²⁾, dann allerdings auch

1) Lippert, S. 95ff. Tiele, Komp., S. 51f. Ebers in Riehms Handwörterbuch, S. 319; „Deutsche Rundschau“ 1878, S. 324; „Gegenwart“ 1882, S. 7. Pietschmann, Fetischdienst der alten Ägypter, in „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ 1878. Nach Maspero (S. 41) und Lauth (Aus Ägyptens Vorzeit, S. 38) erhielten alle verstorbenen Ägypter den Titel „Osiri“.

2) Lauth in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie (philos.-philol. Klasse), 1869, S. 530—580; 1870, S. 245—274; II. Beilage, S. 1—140; Aus Ägyptens Vorzeit, S. 37. V. v. Strauß, Essays, S. 30f. H. Brugsch in der „Deutschen Rundschau“, Januar 1880.

in der Sonne angeschaut wird, und wenn auch ein solcher relativer und versinnlichter Monotheismus selbst dem Ahnenkult der Naturvölker zugrunde liegt, im Zusammenhang mit der gesamten Kulturentwicklung der Ägypter in eine Vielheit von eigentlichen Naturgöttern übergeht, wie sie sich bei den vorherrschend nur dem Ahnenkult ergebenden Naturvölkern Afrikas nicht finden. Selbst der Fetischismus der letzteren unterscheidet sich durch seine fast ausschließliche Beziehung zu inkorporierten Ahnengeistern von dem ägyptischen, der zwar auch auf Grund des Glaubens an eine Seelenwanderung ¹⁾ die abgeschiedenen Seelen zeitweilig in Tierleiber ²⁾, ja in die Gestalt des Lotos ³⁾ sich hüllen und auch jedenfalls nach Belieben zu der zu diesem Zweck konservierten und mit allem Lebenskomfort, Amuletten gegen böse Geister, sowie Opferspenden in ihrer Grabkammer versehenen ⁴⁾ Mumie zurückkehren läßt ⁵⁾, aber vorherrschend in den heiligen Tieren Manifestationen, Eigenschaften oder Symbole der auch wieder henotheistisch in einander verschwimmenden Naturgötter verehrt ⁶⁾. Die phönikische Religion in den afrikanischen Kolonien, insonderheit Karthago, kann natürlich erst recht hier noch nicht behandelt werden.

α) Die Religion der Berber Nordafrikas bildet, wie die Berberstämme selbst, zum Teil schon vor der phönikischen Kolonisierung, namentlich die nördlichen ⁷⁾ und

1) Herodot II, 123. Lauth, S. 38. 54.

2) Lippert, S. 96. Totenbuch, Kap. 77. 83. 84. 86. 87. Maspero, S. 40. Le Page Renouf, S. 170f.

3) Totenbuch, Kap. 81.

4) Lippert, S. 96.

5) Vgl. Totenbuch, Kap. 1, Epilog = Kap. 72; Lauth, S. 54.

6) Ebers in „Gegenwart“ 1882, S. 7 und Riehms Biblischem Handwörterbuch, S. 321. Lauth, Der Apiskreis, Sitz.-B. der Münch. Akad. (1879) II, 2. S. 192. Maspero, S. 45. Le Page Renouf, S. 5. 218 ff. Pierret, Essai sur la mythol. Egypt., p. 6 sq. „Le Muséon“ 1882, p. 81.

7) Movers II, 2. S. 401. 452f.

die Nasamonen ¹⁾ zu weiterer Kultur fortschritten, die sie auf ihre Götter und Heroen zurückführten ²⁾, zum Teil aber auch auf der niederen Stufe des nomadischen Lebens verharrten, ein Mittelglied zwischen der ägyptischen und den gleichfalls in Band II zu behandelnden Religionen der semito-hamitischen Kulturvölker Asiens einerseits und den Religionen der afrikanischen Naturvölker andererseits. Ganz wie jene stammverwandten Kulturvölker verehrten nach Herodot ³⁾ alle Libyer Sonne und Mond durch Opfer. Eine monotheistische Verehrung des Himmelsgeistes liegt gewiß auch hier zugrunde; von den Iberern wurde in den Vollmondnächten einem namenlosen Gott zu Ehren eine Feier veranstaltet ⁴⁾. In den iberischen Kolonien der Libyphöniker finden sich jedoch Spuren einer Verehrung auch anderer Gestirne, darunter des Venusplaneten, auf Münzen, Inschriften und in Ortsnamen ⁵⁾. Mit diesem Gestirn- und besonders Sonnenkult hängt jedenfalls zusammen die den alten Libyern von Leo Africanus, Ibn Kaldun, Abu 'l Hassan zugeschriebene Feuerverehrung ⁶⁾, die sich mit dem Kult des phönikischen Baal Chamman oder Chammon, der auch auf karthagischen und numidischen Inschriften oft genannt wird und mit dem Ammon-Baal-Ithon (Strab. XVII, 3) identisch ist ⁷⁾, decken dürfte und auch an den Ammonsdienst der Libyer geknüpft wird ⁸⁾. Der kanaanitische Chammon ist nach Movers ursprünglich identisch mit dem afrikanischen Ammon. Herodot leitet IV, 181 den Kult des Zeus Ammôn in der Oase Ammonion (Siwah) aus dem ägyptischen Theben her und bezeichnet II, 42 die Ammonier als Misch-

1) Ebd., S. 479. Cfr. Ovid., Met. V, 129

2) Movers, S. 411.

3) IV, 188. Movers, S. 368.

4) Strab. III, 4.

5) Movers, S. 652f.

6) Ebd., S. 426. Vgl. den sumerischen Feuergott Gibil.

7) Ebd., S. 383.

8) Vgl. Verg., Aen. IV, 200. Movers, S. 426.

volk aus Aegyptern und Athiopen wegen ihrer Sprache, die in der Mitte stehe zwischen den Sprachen dieser beiden Völker, und wegen der gemeinsamen Verehrung des Ammon. Die Ammonier aber waren nur ein Zweig der dunkelfarbigen Garamanten, die im berühmten Tempel des Ammonium nur ihr Zentralheiligtum ¹⁾, in den meisten Oasen Nordafrikas aber auch ammonische Sacella als Kultusstätten hatten ²⁾ und den Kult des äthiopischen Ammon ³⁾, ihres Stammesgottes, über den größten Teil Nordafrikas ausbreiteten ⁴⁾, das nach ihm geradezu Ammonis heisst ⁵⁾. Dafs Ammon, in ägyptischer Aussprache auch Amn, Aman, Amen, Amûn genannt, der Stammgott aller Garamanten war, darf man schon aus dem Namen Gar-Aman schliessen, der gewifs ebenso, wie die Namen der garamantischen Nasamonen oder Mesamonen und der Ammonier eine Beziehung auf Ammon als Stammesgott ausdrückt ⁶⁾. Als „Söhne Ammons“ trugen die Garamanten Widderhörner an den Helmen ⁷⁾. Ein widderköpfiges Bild des Ammon fand Shaw ⁸⁾ auf dem Berg Zoghwan in Zeugitana. Auch die Könige der Mauren und Numiden leiteten von Ammon ihr Geschlecht ab und sind, wie Alexander der Grosse, auf Münzen als „Söhne des Ammon“ mit Widderhörnern dargestellt ⁹⁾. Viele Sagen führen die

1) Lucan., Phars. IX, 500. Sil. It. I, 414; III, 10; XVII, 634.

2) Verg., Aen. IV, 198. Schol., Apoll. arg. IV, 1492. Procop., Aedif. VI, 2. Dion., Perieg., v. 211. Pind., Pyth. 4, 29; 9, 89. Plin., N. h. V, 5. Stat., Silv. II, 7. 93.

3) = Assabinus (Sabis), durch Zimmetopfer verehrt. Plin., N. h. XII, 19; VI, 35: „Delubrum Hammonis et ibi (in Meroe) religiosum, et toto tractu sacella.“

4) Movers, S. 376.

5) Steph., Byz. s. v. *Αἰβύη*.

6) Movers, S. 381.

7) Sil. It. I, 415; XV, 679. Diod. III, 73.

8) Travels, p. 97.

9) Ruperti zu Sil. It. I, 415. Eckhel., Doctr. num. vet. IV, 154.

Verbreitung des Ammonsdienstes über Nordafrika auf einen aus Osten nach Libyen gekommenen Eroberer zurück ¹⁾, der bald Ammon selbst ²⁾, der Widdergott der Thebais, bald der Sonnengott Herakles auf wiederholten Zügen als ein früherer und späterer dieses Namens ³⁾, bald Dionysos (Osiris) ⁴⁾, bald Milichos (מליכוס) ⁵⁾, bald der Sohn des Ammon und der garamantischen Stammutter, der „Maure“ oder „Garamant“ Jarbas ⁶⁾ ist. Die Araber, die im 7. Jahrhundert erobernd nach Afrika kamen und von den phönikischen Elementen in Sprache und Religion berberischer Stämme auf eine Abstammung von den Himjariten schlossen, gaben den mythischen Eroberern von Afrika Namen aus der Sagengeschichte von Jemen; der älteste dieser Eroberer Afrikas heißt Scheddad, der Sohn des Ad (dem Namen nach entsprechend dem phönikischen Sadid, Sohne des Kronos), der erste König der Giganten bei den Himjariten, von dessen Wundergärten die arabischen Sagen viel erzählen ⁷⁾; er erbaute die Stadt Tingis in Mauritanien, welche nach Juba ⁸⁾ Sophax, Sohn des Herakles und der Tingē, erbaute, so daß Scheddad mit Herakles zusammenfiel ⁹⁾. Nach einer schon im Koran, Sure 18 angedeuteten Sage hat Dhu 'l Karnain (der Gehörnte),

1) Movers, S. 384. 416.

2) Diod. III, 68. 71.

3) Ib., c. 74.

4) Serv. ad Aen. III, 476. Er gilt auch als Eroberer Iberiens, Varro bei Plin. III, 3. (Plut.), De fluv. in Hudsons Geogr. min. II, 32. Steph. v. *Ἰωνία*. Movers, S. 118. Bei Diod. III, 73f. trägt dieser Dionysos, der Eroberer Afrikas, Hörner wie sein Vater Ammon, der ihn mit der Jo erzeugte, nach Coripp. II, 103 mit einer Kuh; er nennt ihn Gurzil, den Gott der Marmariden.

5) Sil. It. III, 104. Aus Milichus' Geschlechte stammt nach ihm Imilce, Hannibals Gattin.

6) Ov., Fast. III, 352. Verg., Aen. IV, 197. Sil. It. II, 58.

7) Abulf., Hist. anteisl., p. 110. Schehabeddin in „Notices et extraits“ II, 138 sqq.

8) Plut., Sertor., c. 9.

9) Movers, S. 416.

ein Nachfolger des Scheddad, gleichfalls einen Eroberungszug nach Afrika unternommen ¹⁾, auf dem er bis zu den Kanarischen Inseln kam ²⁾. Dieser gehörnte Eroberer, den die Araber häufig mit Alexander dem Großen verwechseln, ist ohne Zweifel identisch mit Ammon; auch die assyrisch-babylonische Mythe und Symbolik kennt diesen gehörnten Eroberer ³⁾, eine neue Bestätigung für den erythräischen Ursprung der afrikanischen Semitohamiten. Der ägyptische Amen oder Amun trat im neuen thebaischen Reich endlich an die Spitze des ganzen Pantheon und wurde nach seiner ursprünglichen solaren Bedeutung vor allem mit dem Sonnengott Ra zusammengeslossen; ursprünglich aber war er eine solare Lokalgottheit der Thebais, wo er mit der Nachtgöttin Mut (Buto = Latona) und ihrer beider Sohn Chonsu, dem lokalen Mondgott eine Triade bildete ⁴⁾. Ja die Nachrichten über den ägyptischen Widdergott lassen ihn als den Stammgott eines in der Thebais wohnenden, nicht sowohl ägyptischen, als vielmehr äthiopischen Hirtenvolks erscheinen, dem nach einer ägyptischen Sage Osiris Wohnsitz in der Nähe von Theben angewiesen hatte ⁵⁾. Dies Volk hat sich dann von der Thebais über Ammonium nach Westen verbreitet und damit auch den Ammons-kult ⁶⁾. Der ägyptische Amen wird gewöhnlich dunkelfarbig dargestellt ⁷⁾, was man auf die angebliche Bedeutung seines Namens, „der Verborgene“ (*τὸ κεκρυμμένον* Manetho bei Plutarch) bezogen; diese Namensdeutung ist jedoch nach

1) Abulf., p. 116.

2) Ibn-al-Vardi in „Notices“ II, 55. Edrisi, p. 39. 71.

3) Bar-Hebr., Chron. syr., p. 9; vgl. bei Layard (Niniveh I, 451) die Darstellung eines gehörnten Gottes. Movers, S. 416.

4) Brugsch, Geogr. Ägyptens I, 178. Ebers in Riehms Handwörterbuch, S. 57. Lauth, Aus Ägyptens Vorzeit, S. 41. 43f.

5) Leo Pellaeus bei Hygin., Astr. II, 20. Wilkinson, Manners and customs IV, 235sq. 244. Bunsen, Ägypten I, 436ff.

6) Movers, S. 385.

7) Ebers a. a. O., S. 57.

Lauth ¹⁾ nur ein Wortspiel, und die dunkle Farbe bezeichnet vielmehr den Gott als Stammesgott eines dunkelfarbigen Volksstammes. Eingehend berichtet über das in seinen Ruinen immer mehr dem Untergang verfallende Heiligtum des Ammon in der Oase Siwah Herodot ²⁾. Die Priesterin hieß göttliche Frau oder des Gottes Frau ³⁾, was an das auserwählte Weib erinnert, welches allein auf dem Belosturm in Babylon den einkehrenden Gott erwarten mußte ⁴⁾. Auf uralte Berührungen mit den Semito- hamiten Asiens weist auch die Sage bei Servius ⁵⁾, daß der libysch-phönikische Herakles das Heiligtum im Ammonium gegründet habe, sowie die ägyptische Priester- sage bei Herodot ⁶⁾, daß Phöniker die Stifter desselben gewesen, welche eine Priesterin aus Theben nach Ammonion, eine andere nach Dodona gebracht hätten. Movers ⁷⁾ bezieht dies auf die Hyksos, die von den Ägyptern als Phö- niker bezeichnet wurden; auch habe der Kult im Ammonium manches eigentümlich Phönikische: die Nabelform des Idols ⁸⁾, die Edelsteine an demselben ⁹⁾, die bluti- gen Kasteiungen der Priester ¹⁰⁾, der Baum- kult ¹¹⁾ und das Hierodulenwesen daselbst ¹²⁾, endlich der erwähnte an den Ammonsdienst geknüpfte Feuerkult der Libyer. Auch scheinen die Sagen von der Semiramis

1) Aus Ägyptens Vorzeit, S. 41.

2) II, 32. 55.

3) Wilkinson I, 317.

4) Herodot I, 182.

5) Ad Aen. IV, 196.

6) II, 54.

7) S. 426.

8) Curt. IV, 7. 23. Cfr. Tac., Hist. II, 3.

9) Curt. I. c.

10) Coripp., Johann. III, 91—101. Vgl. 1 Kön. 18, 28.

11) Sil. It. III, 11. 676sqq.

12) Procop., Aedif. VI, 3. Dem Orakel des Sonnenquells im Ammonium entspricht das Quellenorakel zu Kyomeä auf der Grenze von Libyen. Blochwitz, Kulturgeschichtl. Studien (1882), S. 25.

und vom Perseus im Ammonium lokal gewesen zu sein ¹⁾, welches letztere nicht aber blofs auf phönikischen Einfluß ²⁾ hinweist, sondern auf den erythräischen Ursitz der Hamiten. Unnötig schreibt Barth ³⁾ dem Namen der Hauptgottheit der Berber, „Amun“, die ursprüngliche Bedeutung „Träger“ und „Erhalter“ zu, nach der Etymologie von $\mu\alpha\sigma$, und mit Beziehung auf die megalithischen Denkmäler. Das von Barth ⁴⁾ abgebildete, am Fuß eines Hügels an der Ebene Elkem nahe bei der Straße von Tripoli nach Beni-Ulid besteht aus zwei auf gemeinschaftlicher Basis errichteten großen viereckigen Pfeilern, über die ein dritter ungeheurer Stein oder Kämpfer von gleicher Breite mit den Pfeilern gelegt ist. Jeder der beiden Pfeiler mißt 60 Centimeter ins Gevierte; sie sind 48 Centimeter von einander entfernt; ihre Höhe beträgt 3 Meter 12 Centimeter; der westliche Pfeiler hat viereckige Löcher an der inneren Seite, während die entsprechenden Öffnungen des inneren Pfeilers ganz durchgehen. Nahe bei diesen Pfeilern befindet sich eine Anzahl großer flacher viereckiger Steine aus weißem Kalkstein, auf der Oberfläche zum Teil mit Rinnen versehen. In der Nähe, gleichfalls im Distrikt Tar-hona, fand Barth noch mehrere ganz ähnliche Monumente, so nahe bei dem „Kasr Doga“ genannten römischen Grabmal ein solch Pfeilerjoch; ein gleiches Denkmal in der Nähe des östlichen Djebel Mssid und der Grenze der Landschaften Tar-hona und Messellata, bemerkenswert durch die Höhe der aufrecht stehenden Pfeiler und durch die rohe Skulptur eines Ungeheuers auf dem oberen Teil des einen der beiden Pfeiler; nicht weit von diesem, in den Ruinen eines alten, aus Quadersteinen errichteten Gebäudes, das etwa 60 Schritt ins Gevierte mißt und ein alter Tempel gewesen sein muß, sechs Paar solcher Cromlechs, die meisten freilich umge-

1) Diodor. II, 14.

2) Movers, S. 426.

3) Reisen I, 30.

4) S. 28.

stürzt. Diese Pfeilerjoche sind nach Barth symbolische Darstellungen der Festigkeit und Unwandelbarkeit der Weltordnung; der enge Durchgang könnte, wie man ihn auch bei den keltischen Cromlechs erklärt hat, zu reinigender und demütigender Vorbereitung für Opfernde gedient haben; die in dem großen flachen Stein bei dem ersterwähnten Denkmal angebrachte tiefe Rinne kann nur dem Blut des Opfers zum Abfluss gedient haben; man kann nach Barth auch an einen astronomischen Nebenzweck dieser Pfeiler denken. Er schreibt diese Ruinen den ursprünglichen Bewohnern dieser Gegenden, den Berbern zu, da ihre Anlagen im Prinzip roh sind; doch zeige der Stil der Ausführung einige Kunst, die er bereits karthagischem oder römischem Einfluß zuschreiben will. Diese Pfeiler erinnern an die הַמְּנִיחִים , die Sonnensäulen des בַּעַל הַמֶּן der Phöniker, und bestätigen nur die Identität des berberischen Ammon mit diesem. Der massenhafte Querpfeiler über dem Säulenpaar ist ein Symbol des Himmels und zeigt auch bei den Berbern den Zusammenhang des Sonnen- mit dem Himmelskult; ob zugleich ein Zusammenhang mit Abnenkult besteht, ob diese afrikanischen Cromlechs, wie Faidherbe (anthropol. Kongress zu Brüssel 1872) annahm, Begräbnisstätten anzeigen, steht dahin. Mit dem Sonnenkult der Berber hängt auch ihre Feier der Sommersonnenwende zusammen. Zur Zeit Augustins war es in Libyen Sitte, die Katechumenen in dieser Festnacht zum Meer zu führen und dort zu taufen; der Kirchenvater selbst bezeugt, daß dieser Gebrauch ein Überbleibsel altheidnischer Lustrationen war ¹⁾; die Mauren in Spanien weihten die Myrte, die heilige Blume ihrer Heimat, dem hochbedeutsamen Tage ²⁾. Die Gestalt des Widders oder widderköpfigen, mit gewundenen Hörnern versehenen

1) Blochwitz, Kulturgeschichtl. Studien, S. 23. Osk. Schwebel, „Zum Johannisfest“, Beilage zur „Neuen Preussischen Zeitung“ 1882, 27. Juni.

2) Ebd., 28. Juni.

Mannes, in welcher Ammon verehrt wurde, ist nach Minutoli das Zodiakalzeichen der Frühlingsnachtgleiche, so daß Ammon selbst danach der Herr und Eröffner des Jahres und der Zeiten wäre¹⁾; Herodot²⁾ erklärt die Entstehung der Widderform so: Herakles habe durchaus den Zeus sehen wollen; dieser aber habe es nicht gewollt; endlich aber habe derselbe einen Widder abgezogen, den abgeschnittenen Kopf sich vorgehalten, das Vlies desselben angethan und so sich jenem gezeigt; seitdem hätten die Aegypter das Bild des Gottes widderköpfig gemacht. In diesem Mythos liegt eine alte Erinnerung daran, daß die fetischistische Versinnlichung des Himmels- und Sonnengeistes nicht das Ursprüngliche war. Wenn Servius ad Aen. IV, 196 in Deutung des Namens Ammon sagt, Isammon bedeute im Libyschen „aries“, so gilt das eben nur von der ersten Silbe; „isch“ heißt Horn³⁾; sonst könnte man die Doppelbedeutung des ägyptischen „Bä“, das sowohl Widder als Seele heißt⁴⁾, zur Vergleichung heranziehen. Mit dem fetischistischen Widderkult des Ammon war, wie in Ägypten (Memphis, Mendes), so im alten Libyen nahe verwandt ein Ziegenbockskult; Libyen galt für das eigentliche Vaterland der Satyre⁵⁾. Im Libyschen hieß der Satyr, welcher in der Mythe, die an die Herodoteische Erklärung des Widderkult anklingt, dem phrygischen Marsyas entsprach, nach Duris bei Athen. XIV, 9, p. 618 Σειρίτης, was augenscheinlich mit dem libyschen ti-syr, ti-tyr (τίτυρος Prob. ad

1) Lübker, Reallexikon des klassischen Altertums v. Ammon.

2) II, 42.

3) Venture de Paradis, Grammaire et dictionnaire de la langue Berbère (1844), p. 194.

4) Le Page Renouf, S. 222.

5) Hann., Peripl., § 14. Plin. V, 1. 8; VI, 35. Mel. I, 4. Solin. 24, 10; 27, 60; 31, 5. Mart. Cap. II, S. 250. Paus. I, 23, 6. Nach Movers (S. 367) kam der Satyrkult von Libyen nach der Peloponnes. Vgl. Strab. X, 3, 19, p. 471; Paus. III, 25, 2; V, 15, 11; doch ist wohl nur ein alter Synkretismus mit arischen Naturgöttern anzunehmen.

Verg., Bucol. I, 1; cfr. *σιούρ[ν]α*, die libysche Kleidung von Schaf- und Ziegenfellen, Schol. ad Aristoph., av. 122 etc.) und dem semitischen שֵׂעִיר übereinkommt, welches eigentlich „zotthaarig“, dann „Ziegenbock“ bedeutet und im Alten Testament ¹⁾ auch von den Satyrn vorkommt, die die alten Israeliten in Ägypten verehrten ²⁾. Seirites soll die Lotosrohrpfeife der libyschen Nomaden ³⁾ erfunden haben, woran auch der Mythos von Marsyas anknüpft, der die von Athene weggeworfene Flöte am Tritonsee fand ⁴⁾, Apollon zum Wettstreit in der Kunst herausforderte und von diesem besiegt und geschunden wurde, während die am Tritonsee verehrte libysche Athene ihren eigenen Vater Pallas, der sie schänden wollte, tötete und aus seiner Haut die Ägis bereitete ⁵⁾, die auch nach Herodot ⁶⁾ aus Libyen her an die griechischen Athenebilder gekommen ist, weil sie an die alte libysche Ziegenfellkleidung ⁷⁾, wie sie sich auch bei den Guanchen ⁸⁾ und noch jetzt im Innern Afrikas, z. B. am Tsadsee ⁹⁾ findet, erinnerte. Jener Pallas war also jedenfalls ein bocksgestaltiger Satyr, identisch mit dem nach Hesychios h. v. in Kyrene verehrten *Ποσειδῶν Ἡελλάνιος* ¹⁰⁾ und dem am Tritonsee gleichfalls mit Athene, Triton und Ares neben Sonne und Mond verehrten Poseidon ¹¹⁾, der auch der Athene, seiner

1) Lev. 17, 6. Vgl. 16, 8. 2Chron. 11, 15. Jes. 13, 21; 34, 14.

2) Movers, S. 367.

3) Sie ist noch jetzt in den mannigfachsten Formen durch ganz Afrika verbreitet. Hartmann, Völker Afrikas, S. 199.

4) Fulgent., Fab. III, 9. Diod. III, 57. 71; cfr. 58.

5) Cic., Nat. d. III, 23, 59. Ampel., Lib. mem., c. 9 (wo Tritonidos statt Titanidos zu lesen).

6) IV, 189; vgl. 168.

7) Varro, De re rust. II, 11. Hippocr., De morb. sacr., p. 302. Mela I, 8. Sil. It. III, 276.

8) Glas, Geschichte der Kanarischen Inseln, S. 18. 30. 33ff.

9) Denham, Reisen in Afrika, S. 198. Movers, S. 466.

10) Movers, S. 469.

11) Herodot. IV, 188. Polyb. VII, 9, 2.

und der Tritonis (des Sees) Tochter, nachstellte ¹⁾ oder die Gorgo-Medusa, d. i. die libysche Athene, in einem Tempel der Athene schändete ²⁾ und in seiner Bocksgestalt dem oft als Ziegenbock mit Fischleib dargestellten Meer- und Hirtengott auf den libyphönikischen Münzen der Syrtenstädte entspricht ³⁾. Nach Movers ⁴⁾ sind diese am Tritonsee verehrten Götter ursprünglich phönikische mit unzüchtigem Kult, die sich aber schon zum Teil früh über Libyen verbreiteten, wie Antäus, den der phönikische Herakles besiegt und den schon die Alten richtig als Repräsentanten der Libyer im Gegensatz zu den fremden Kolonisten auffassen ⁵⁾, ein Sohn des Poseidon und der Ge = Libye genannt wird ⁶⁾, ebenso wie Phönix, Agenor, Belos, die Stammväter der Phöniker. Doch war der phönikische Poseidon ⁷⁾ offenbar an die Stelle eines einheimischen bocksgestaltigen Gottes gesetzt, der deshalb als getötet und seines Fells beraubt erscheint. Der von Aristoteles ⁸⁾ als Sohn des Ammon genannte libysche Apollon bezeichnet wohl nur den libyschen Ammon als Sonnengott und Abkömmling des thebaischen. An dem Sandsteinfelsen im Thal Teli-ssarhe fand Barth ⁹⁾ eine von ihm skizzierte rohe Skulptur, die den Kampf zweier menschenähnlicher und bewaffneter, doch mit Tierköpfen versehener Figuren um ein in der Mitte stehendes Rind darstellen. Die Figur links mit dem Kopf einer Antilope oder eines Widders mit langen nach vorn gewendeten Hörnern ist jedenfalls

1) Herodot. IV, 180.

2) Lutat., Fab. IV, 20. Mythogr. Vatic. I, 131; II, 112.

3) Gesen., Monum. tab. 43. Movers, S. 469 f.

4) Movers, S. 468. 470.

5) Lucan., Phars. IV, 605. Procop., B. v. II, 10.

6) Apollod. II, 5, 11. Vgl. über Antäus als Gott „Zeitschr. für ägypt. Spr.“ XX, 3.

7) Sanchuniath. bei Eus., Praep. I, 10. 19.

8) Clem. Al., Protrept. II, 28. Cfr. Ampel., Lib. mem., c. 9; Movers, S. 384.

9) Reisen I, 83.

Ammon, die Figur rechts trägt einen Tierkopf, der an den ägyptischen Ibis erinnert. Nach Movers¹⁾ stellt die Figur links den garamantischen Apoll, den mythischen Vater des Garamas, des Stammherrn der Garamanten, bei denen die Rinder in besonders hohem Ansehen standen, dar, die Figur rechts den Hermes (Taaüt, Tot), der auf ägyptischen Denkmälern und tyrischen Münzen mit dem Ibis kopf dargestellt und als Nebenbuhler Apolls in bezug auf die Mutter des Garamas erwähnt wird. Barth denkt auch an den Rinderraub des griechischen Hermes, der aber auf einem ganz anderen Gebiete liegt; hier handelt es sich vielmehr, wie er selbst ganz richtig deutet, um die Ansprüche zweier Gottheiten auf ein und dasselbe Opfer, und ich vermute, daß Ammon sich auf diesem Bild dem Eindringen eines fremden Kult entgegenstellt. Für das Alter dieser und anderer Skulpturen dieses Orts, von denen eine eine Gruppe Rinder in den verschiedensten Stellungen, eine andere ein Rind darstellt, das durch einen Kreis springt, vielleicht in den heiligen runden Opferkreis, wie solche sich über ganz Nordafrika verbreitet finden, eintritt, spricht der Umstand, daß hier noch keine Kamele abgebildet sind, die erst im Zeitalter der numidischen Könige eingeführt und in diesen westlicheren Gegenden erst im 4. Jahrhundert n. Chr. in allgemeinen Gebrauch kamen²⁾. — Auch der maurische oder garamantische Urmensch Jarbas [nach Movers³⁾ יַרְבַּע „Baal erweckt“] = T-arbas, der nach Pindar aus der Erde hervorgegangen, gilt als Sohn Ammons, und so leiteten auch die Könige der Mauren und Numiden ihren Stammbaum schliesslich von Ammon ab⁴⁾. So war es nun aber auch weiter Sitte der Libyer, namhafte Personen der Urzeit und die Könige wie

1) Barth, Reisen I, 84.

2) Ebd., S. 85.

3) S. 508.

4) Ebd., S. 384. 414.

Götter zu ehren ¹⁾. Noch jetzt läßt den mohammedanischen Kaiser von Marokko, „den Vorkämpfer des Herrn in dieser und jener Welt“, wie er sich selbst tituliert, die unbegrenzte Verehrung seiner Unterthanen nicht als Monarchen, sondern als einen Gott erscheinen, nach dem Ausdruck de Amicis, der 1876 die italienische Gesandtschaft nach Fes begleitete, in seiner Reisebeschreibung ²⁾; kein Volk der Erde sieht nach G. Rohlf's ³⁾ mit solcher scheuen Verehrung, solcher Hingebung und solcher von oben diktierten Liebe zu seinem Kaiser aus, wie das marokkanische; dieser Kaiser ist ein Gott, viel mehr als der türkische, unfehlbarer als der Papst, das Ideal eines Willkürherrschers, eines Despoten. Wie ferner heute noch bei den mohammedanisirten Berbern Furcht und heilige Scheu vor Geistern in alten Grabdenkmälern herrscht ⁴⁾, so bestand auch bei den alten Berbern Ahnenkult. Darauf führt auch die Erzählung der Tartessier von den Äthiopen bei Ephorus ⁵⁾, daß sie die alten Leute in Ehren halten. Von den Ägypten sagt Mela ⁶⁾ ausdrücklich: „Manes tantum deos putant, per eos dejerant, eos ut oracula consulunt precatique quae volunt, ubi tumulis incubuere, pro responsis ferunt somnia.“ Wenn Herodot ⁷⁾ von den Atlanten erzählt: λέγονται οὐτε ἔμψυχον οὐδὲν σιτέεσθαι οὐτε ἐνύπνια ὀρᾶν, so wäre es doch ein zu albernes Märchen, daß sie gar nicht

1) Minuc., Fel. Octav., c. 23, 2. Cyprian, Idol., c. 7. Lact., Inst. I, 7. Isidor, Orig. I, 15. C. Müller, Fragm. historic. Gr. III, 466.

2) S. 207.

3) Neue Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas (1881), S. 85f. Dies setzt sich auch vielfach fort im Verhalten zu den Scherif, zumal wenn sie der Abstammung von Mohammed sich rühmen; man glaubt dann sogar an ihre Wunderkraft. Afrikanische Reisen, S. 17 (1868, auch unter dem Titel „Reise durch Marokko“).

4) Barth I, 18. 54.

5) Fragm. 38. Nicol. Dam., Mor. mirabil. collect., § 103. Movers, S. 604.

6) I, 8.

7) IV, 184.

träumen; ich wage daher die Vermutung, daß im Gegenteil der Sinn sei, daß sie nicht bloße Traumgebilde, sondern in diesen die Erscheinungen abgeschiedener Geister sehen, worauf auch die Umschreibung bei Mela führen dürfte: „Neque illis in quiete qualia ceteris mortalibus visere datur“; das Verbum „visere“ sagt auch mehr als das einfache „videre“. Aus dem fetischistischen Ahnenkult erklärt sich auch die Angabe, daß sie kein *ἐμψυχον* essen, jedenfalls, weil sie Inkorporationen von Geistern in gewissen Pflanzen und Tieren sahen. Auch Schlangen galten als Behausungen von Geistern; daher wohl die Sage von dem scheußlichen Basilisk, den Plinius in die Kyrenaika versetzt ¹⁾; den schon von Aristoteles ²⁾ und Plinius ³⁾ erwähnten Psyllenkönig, dessen Grab in Marokko gezeigt wurde, verehren die berberischen Schlangenbeschwörer noch jetzt ⁴⁾; Berge gelten noch jetzt als Aufenthaltsort von Geistern ⁵⁾; sie spuken noch jetzt in den Höhlen des Atlas ⁶⁾; von dem nächtlichen Spuk daselbst erzählt schon Hanno ⁷⁾; die Libyer verehrten den Atlas als göttlich ⁸⁾; sie nannten ihn „Adirim“ ⁹⁾, d. h. die mächtigen sc. Geister ¹⁰⁾ und nach Herodot die Säule oder den Pfeiler (*κίονα*) des Himmels ¹¹⁾.

1) Vgl. Blochwitz, Kulturgeschichtl. Studien, S. 136.

2) Hist. an. VIII, 28, 2.

3) H. n. VII, 2.

4) Jackson, An account of Marocco, p. 110. Drummond-Hag, Marokko und seine Nomadenstämme, S. 173. Movers, S. 480.

5) Barth I, 90.

6) G. Rohlfs, Afrikanische Reisen (1868), S. 32.

7) Peripl., p. 40. Cfr. Plin., N. h. V, 1; Mart. Cap. II, p. 230.

8) Max. Tyr. VIII, 7.

9) Mart. Cap. VI, p. 250.

10) Vgl. Movers I, 659.

11) Ein vom Himmel gefallener Meteorstein, der erst Silber gewesen und sich dann in Eisen verwandelt habe, wird von den Bewohnern Tuats als ein Wunder angestaunt. G. Rohlfs, Afrikan. Reisen, S. 104f.

Auch jene libyschen Satyrn, die Seirim des Alten Testaments dürften wenigstens zum Teil abgeschiedene Geister bezeichnen, die sich entweder in Böcken inkarnieren oder mit einer geisterhaften Umhüllung nach Art des Ziegenfells, das sie im Leben und im Grabe deckte, auch nach dem Tode gedacht wurden. Die Ataranten [nach Barth ¹⁾ die jetzigen Hausa, in deren Sprache a-tara „die versammelten“ bedeutet] sahen einen bösen Todesgott in der Sonne, die sie nach Herodot ²⁾ schalten oder schmächten [*λοιδορούνται*, was Valckenaer ³⁾ de malis precibus versteht; man kann auch an Beschwörungsformeln denken], weil dieselbe sie und ihr Land durch ihre Glut aufreibe. Auch der Glaube an Zauberei findet sich bei den alten Libyern. Nach Plinius ließen in Afrika gewisse Geschlechter durch ihr Lob Bäume verdorren, Kinder sterben, und Damon hörte von Pharnazen in Äthiopien, die im Wasser nicht untersanken und vergiftenden Schweiß hätten ⁴⁾; Wahrsagerinnen standen bei den alten Libyern in hohem Ansehen ⁵⁾. Die Tuareg sind abergläubisch im höchsten Grad; Hals, ja bei einigen Stämmen selbst Arme, Beine, Brust, Gürtel und Mütze sind mit einer Menge von Amuletten und Täschchen behangen, in denen Sprüche aus dem Koran gegen alle erdenklichen Zufälle und Gefahren aufbewahrt werden ⁶⁾. Die libyschen Temhu sind auf den ägyptischen Denkmälern kenntlich an Tätowierungen in Form eines Kreuzes, die noch jetzt bei Kabylenfrauen gebräuchlich sein sollen ⁷⁾; auch die Ait-Atta der Oase Ertib

1) Zentralafrikanische Vokabularien, S. c.

2) IV, 184; cfr. Mela I, 8.

3) Herodot ed. Gaisford III, 381.

4) Sundelin im Feuilleton der „Deutschen Romanzeitung“ 1882, S. 809.

5) Verg., Aen. IV, 483. Procop., B. v. II, 8. Klausen, Aeneas und die Penaten I, 223. Movers II, 2. S. 381.

6) Oberländer, S. 400. Vgl. unten, S. 272, Anm. 2.

7) Recherches sur l'origine des Kabyles. „Le Globe“ (Genève 1871) X, 48. Peschel, S. 519.

lieben es, im Gesicht oder auch auf den übrigen Teilen des Körpers sich zu tätowieren¹⁾; möglicherweise hat dies auch einen religiösen Grund.

Wie in der Religion, so repräsentieren die Berber in ihrer sehr elementaren Kulturentwicklung überhaupt und Sittlichkeit im besonderen eine Übergangsstufe zwischen Natur- und Kulturvölkern. Herodot erzählt weiter von den Ataranten, daß sich bei ihnen für die Einzelnen keine Namen fänden, was Leo Africanus²⁾ auch von den nach ihm religionslosen Bergbewohnern des Königreichs Borno berichtet, die sich nur nach zufälligen äußeren Eigenschaften, z. B. der Lange, der Kurze, der Schielende benannten. Es zeigt sich daran ein Mangel der Subjektivität, des relativen Freiheitsbewußtseins des Einzelnen gegenüber der Stammesgemeinschaft. Noch abschreckender tritt dieser Mangel hervor in der Prostitution der Neuvermählten *prima nocte*, die von den Nasamonen³⁾, Augilen⁴⁾, den libyschen Stämmen auf den Balearen und Sardinien, sowie von den Guanchen berichtet wird⁵⁾ und allerdings ihre Analogie hat an der religiösen Prostitution der Jungfrauen bei den Babyloniern und Phönikern. Auch das Weib gehört hiernach zuerst dem Stamme, dann dem Gatten. Wegen geschlechtlicher Zügellosigkeit waren die Numiden berüchtigt⁶⁾, während die Keuschheit der Iberer gerühmt wird⁷⁾. Bei den Kabylen sind noch jetzt die beiden vorherrschenden Leidenschaften der Männer die Liebe zu Putz und zu Weibern trotz ihres kriegerischen Sinnes, der sie beständig unter

1) G. Rohlf's, Afrikanische Reisen, S. 49.

2) Dr. Schauenburg, Reisen in Zentralafrika von Mungo-Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel (1859) I, 65.

3) Herodot IV, 172.

4) Mela I, 8.

5) Movers, S. 581.

6) Liv. XXIX, 23.

7) Strab. III, 4, p. 164.

einander und mit ihren Nachbarn im Kampf liegen läßt¹⁾. Bei den marokkanischen Berbern, die nie eine Negerin heiraten²⁾, ist die Ehe trotz des Islam monogamisch und wird im ganzen heilig gehalten; die Landbevölkerung lebt in Dörfern, Duar genannt, die gewöhnlich aus 10 bis 20 unter einander verwandten Familien bestehen; jede Familie hat ihr eigenes Zelt, dessen Gestalt noch die nach Sallust einem umgestürzten Schiff ähnliche der Wohnungen der Numiden ist; die vornehmste Klasse, der Adel in Marokko sind die Schürfa, d. h. Abkömmlinge Mohammeds, arabischen Stammes³⁾. Wenn auch einzelne Berbertriben in Marokko noch ihre „Kanons“ haben, nach denen sie Recht sprechen, so ist die große Mehrheit des Volks doch koranischen Kadhis unterstellt, die nach eigenem Ermessen ihre Entscheidung im Sinn des „Buches Gottes“ abgeben⁴⁾. Das schönste, fruchtbarste Gebiet des Atlas ist jetzt in den Händen der Beni-Mgill; ihre Lebensart und Gebräuche sind die der übrigen Berber, die Sitten reiner als die der Araber, obgleich sie wenig Schamgefühl zeigen; Unzucht und Ehebruch kommen selten vor⁵⁾. In der Kabylie sind die gesellschaftlichen Einrichtungen noch die ursprünglichen; die Gesamtheit einer Familiengruppe oder Sippe heißt Charuba; jede Charuba, aus der die Dorfgemeinde, Dehera, besteht, wählt aus der Mitte ihrer Angehörigen einen Dhaman, der ihr Vertreter, Sachwalter, Bürge, Fürsprecher im Gemeinderat ist; eine aus mehreren Dehera bestehende Dorfgruppe ist ein Arch; jedes Dorf hat einen Amin, Vorsteher, der der Reihe nach aus jeder Charuba gewählt wird; er sorgt für Vollziehung der schrift-

1) Oberländer, S. 401. — Frühe Ehen der Berber. Geistbeck, S. 106.

2) Auch die Tuareg vermischen sich selten mit den anderen Völkern. G. Rohlfs, Afrikanische Reisen, S. 138.

3) Oberländer, S. 404. Über das Neffenerbrecht siehe unten S. 276.

4) G. Rohlfs, Neue Beiträge, S. 83.

5) G. Rohlfs, Afrikanische Reisen, S. 31.

lichen Gesetze, deren Gesamtheit den Kanun bildet, den Inbegriff der alten bis jetzt gültigen Rechtsgewohnheiten; dem Amin steht nie eine Entscheidung in Rechtssachen zu; ebenso wenig darf er eine Strafe oder Geldbuse erkennen ohne Beirat der Dhaman; der Oberste des Stammes, Amin el umena, wird jetzt von der französischen Behörde ernannt; jedes Dorf hat zwei Parteien, Soff, die insgemein in erklärter Feindschaft zu einander stehen; die Bauart der Dörfer, in denen die Wohnhäuser an den Bergen übereinander liegen, war ganz geeignet, solche Fehden blutig zu machen; manche Häuser haben Zäune, andere sind mit Schießscharten versehen, und die Dschama d. h. Moschee, die gewöhnlich auf dem höchsten Punkte liegt, wird als Citadelle benutzt; hier wird die Gemeindegasse aufbewahrt vom Ukil, Geschäftsmann¹⁾. Auch die alten Ruinen von Rhadames in der Sahara, von den Eingeborenen Esnamen d. h. die Götzenbilder benannt, errichtet schon bevor die Römer hierher kamen, die das Gebiet noch zu dem der Garamanten rechneten, bestehen aus zum Teil noch erhaltenen Türmen, die zur Verteidigung dienten²⁾. Die Berber sind nach Rohlf's³⁾ im allgemeinen sehr ungastfreundlich, obwohl er auch dankbar die Ausnahmen registriert, und sein allgemeines Urteil über die Berber, das auch viele andere Halbkulturvölker trifft, ist kein günstiges: „Die meisten halbcivilisierten Völker und namentlich die, welche von ihnen Mohammedaner sind, verstellen sich den Europäern gegenüber, heucheln und zeigen sich ganz anders, als sie in Wirklichkeit sind. Erst nach langem Verweilen unter ihnen könnte man es wagen, sich eine Meinung zu bilden. Aber auch unter einander wird Wahrheit, Aufrichtigkeit, Treue und Ehrlichkeit nur dann geübt, wenn es unumgänglich notwendig ist, wenn man diesen Tugenden nicht aus dem Wege gehen kann. Das ist übrigens bei allen Völkern der Fall, deren ganzes Leben sich nur auf

1) Oberländer, S. 403 f. Vgl. Hartmann, S. 257.

2) Rohlf's, Neue Beiträge, S. 81 f.

3) Afrikanische Reisen, S. 28.

solche religiöse Grundsätze stützt, welche an und für sich schon zu Heuchelei Veranlassung geben“¹⁾).

β) Die ausgestorbenen Guanchen d. h. Söhne auf den Kanarischen Inseln sind auch ihrer Sprache nach unzweifelhaft mit den Berbern verwandt und führten noch die Namen der marokkanischen Stämme, von denen sie abstammten²⁾. Die ersten Nachrichten von diesen Inseln gab Statius Sebosus, bessere die Gesandten des mauritanischen Königs Juba³⁾; sie fanden auf den größeren Inseln Steinhäuser, Hunde, Ziegen und Bienen, aber keine Menschen, vielleicht weil sich diese vor ihnen verbargen⁴⁾; unter dem Namen der seligen Inseln wurden sie ein Eldorado der Dichter⁵⁾ bis auf Tasso. Im 12. Jahrhundert sahen Araber die Inseln, und Edrisi erzählt, daß Abenteurer aus Lissabon hier von den Eingeborenen gefangen, aber wieder zurückgesendet wurden. Nach einigen Worten der Guanchensprache und anderm scheint es, daß einige Araber oder Berber, die bereits mit Arabern zu thun gehabt, hierherzogen⁶⁾. Wir wissen nicht bestimmt, ob die Kanarien für Europa vor jener portugiesischen Expedition von 1341 entdeckt wurden, von der uns Boccaccios Tagebuch die einzige Nachricht mit der besten Kunde von den alten Guanchen giebt. 1344—1386 folgten verschiedene Expeditionen, die entweder geschlagen wurden oder nach kurzem Aufenthalt heimkehrten. 1393 oder 1399 plünderten Spanier auf Lanzerota und führten König, Königin und 170 Gefangene in die Sklaverei. Der Admiral von Bracamonte übertrug das Lehensrecht, das

1) Neue Beiträge, S. 126.

2) Glas, Geschichte der Entdeckung der Kanarischen Inseln (aus dem Englischen, 1777), S. 184ff. Jackson, An account of Marocco, p. 223 sqq. 231 sq. Adclung, Mithrid. III, 1. S. 57 f. Journal of the Ethnol. Soc. N. S. VII, 107.

3) Plin., H. n. VI, 32. (36).

4) Palacky, Die pelagischen Inseln von Afrika (1858), S. 93.

5) Verg., Aen. IV. Hor., Epod. 16.

6) Palacky, S. 94.

er auf die Kanarien erhalten, an Johann von Bethencourt, der mit Abenteurern 1402 auf Lanzerota landete; die 1630 gedruckte Geschichte seiner Expedition von seinen beiden Kaplänen Leverrier und Bontier giebt weitere Nachrichten über die Ureinwohner. Bethencourt, vom König Guadarfia freundlich empfangen, erbaute das Schloß Rubikon und kehrte nach einer mißlungenen Razzia auf Fuertaventura nach Spanien zurück; die Eingeborenen aber begannen, erbittert durch die Bedrückungen der Fremden, einen Krieg gegen sie, der erst 1404 mit Unterwerfung und Taufe der Bevölkerung von Lanzerota endigte, die schon bei Bethencourts Landung nicht mehr als 300 Köpfe zählte. 1414 bemächtigten sich die Spanier der Kanarien, die wieder portugiesische Konquistatoren zu verdrängen suchten, bis die spanische Regierung ihnen ihre angeblichen Rechte abkaufte. 1478 landete ein Heer von 600 Mann Infanterie und 30 Pferden auf Gran Canaria, aber erst 1483 nach blutigem, wechselvollem Krieg ergaben sich die letzten 600 Kanarier, nachdem die Spanier noch mehrere Verstärkungen erhalten; es folgten noch einige Aufstände, die aber die Zahl der Eingeborenen noch mehr verringerte. Pedro de Vera liefs auf Gomera alle über 15 Jahr alten männlichen Guanchen töten und verkaufte ihre Familien in die Sklaverei. Alonzo de Lugo eroberte 1491 Palma und landete 1493 mit 1000 Fußgängern und 120 Reitern auf Tenerifa, wurde aber so geschlagen, daß er kaum 200 Mann zurückbrachte; ein neues, 1200 Mann starkes Heer landete; aber erst 1496 konnten die Spanier nach blutigen Schlachten die Unterwerfung der Kanarien feiern. Hierzu trug noch eine Pest bei, an der täglich über 100 Guanchen gestorben sein sollen. Die Eingeborenen waren in diesem 92jährigen Kampf, in dem sie über zwanzigmal über die besser bewaffneten Europäer gesiegt, so geschmolzen, daß sie bald als Volk spurlos verschwinden ¹⁾.

1) Palacky, S. 96. Von ihrer Körperstärke wird fast Unglaubliches erzählt: daß ein Mädchen über drei Esel zugleich ge-

Nachrichten über sie haben noch die spanischen Schriftsteller Galindo, Viana, Viera, Nuñez de la Peña u. a. gegeben ¹⁾. Die Guanchen wußten zur Zeit ihrer Entdeckung durch die Europäer nichts mehr davon, daß in der Nähe ein Festland lag; auf das Befragen der spanischen Missionare, wie sie nach ihrem Archipel gekommen, gaben sie die Antwort: „Gott hat uns auf diese Inseln gesetzt, dann verlassen und vergessen“ ²⁾. Die Guanchen kannten einen obersten Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, Lenker der Gestirne, auf Hierro wenigstens noch eine Göttin, sowie einen bösen Geist, der im Krater des Teyde wohne. Sie hatten Götterbilder und steinerne Tempel, religiöse Zeremonieen (Prozessionen, Tänze, Opfer, Libationen von Milch) und beteten zur Gottheit um Regen. Sie sollen aber auch zur Sonne gebetet und auf Palma dem steilen Felsen Idafé geopfert haben, damit er nicht einstürze. Sie hatten Priester und heilige Jungfrauen in weißen Gewändern bei den Tempeln, die von Almosen lebten und die Zeremonieen besorgten. Bei längerer Dürre pflegten sie auf Gran Canaria das Meer mit Palmenzweigen zu peitschen, in Tenerifa die Jungen in den Herden von den Müttern zu trennen, damit ihr Blöken die Gottheit rühre, auf Hierro drei Tage zu fasten und ein heiliges Schwein aus der Höhle ins Freie zu lassen ³⁾. Bei dem Berg Tyrma oder Tirmak schwuren sie ihre höchsten Eide; von ihm stürzten sich Begeisterte freiwillig als Opfer herab ⁴⁾. Sie lebten,

sprungen, ein Mann über drei ihm von einem andern über den Kopf gehaltene Speere; ihre Hauptfertigkeit bestand im Steinwerfen (S. 105). Ebendarin zeichneten sich nach Hanno, § 9, vgl. § 18 und Diod. III, 49, die Libyer, nach Diod. V, 18 die Balearier aus. Movers, S. 581f.

1) Palacky, S. 104.

2) Peschel, Völkerkunde, S. 29.

3) Palacky, S. 133. Vgl. über die heiligen Frauen Movers, S. 581. Galindo erwähnt heilige Ziegen in den Kapellen.

4) Peschel, S. 261.

gekleidet in gegerbte Schaf- und Ziegenfelle ¹⁾ hauptsächlich in Höhlen, aber auch steinernen Häusern ²⁾ und begraben ihre Toten in Grabhöhlen, deren je eine einer Familie oder einem Klan gehörte; darin wurden die Toten aufrecht oder in hockender Stellung oder auf hölzernen Gestellen liegend beigesetzt, nachdem man sie mit Salz und Butter eingerieben, vollständig getrocknet und in gegerbte Schaf- und Ziegenfelle eingewickelt ³⁾. Mehrere solcher Höhlen mit 400 bis 1000 Leichen wurden in Tenerifa in Steilwänden der abseitigen Thäler entdeckt; kleine gebrannte Thoncyliner findet man häufig in den Gräbern, vielleicht ein Schmuck, wie die Frauen Muscheln und Ambra um den Hals trugen; den Toten liefs man Milch u. s. w. in Töpfen zurück ⁴⁾. Jedenfalls glaubte man auch hier, daß die Seele in einem geheimen Rapport zu dem Leichnam stehe und ihn besuche. Auf Canaria begrub man die Toten, vielleicht ohne sie einzubalsamieren. Ahnenkult fand sich unzweifelhaft bei den Guanchen. Bei seinem Regierungsantritt schwur der König auf steinernem Thron in der Volksversammlung bei dem Knochen des rechten Arms seines Vorfahren, in gleicher Weise zu herrschen; der Adel seinerseits schwur, daß er ihn schützen werde ⁵⁾. Alte Leute sollen sich freiwillig lebendig begraben haben ⁶⁾. Die Sitten der Guanchen werden gelobt, besonders ihre Grofsmut, Aufrichtigkeit und Gehorsam gegen die Eltern ⁷⁾. Die Zartheit gegen das weibliche Geschlecht ging so weit, daß man im freien Felde nicht mit einer einzelnen Person sprach (wie

1) Palacky, S. 106.

2) Sie gebrauchten behauene Steine, aber kein Zement. Auf Canaria enthält die Stadt Arguineguin die Reste von etwa 400 Häusern, Palästen und Tempeln. Palacky, S. 106.

3) Adelung, S. 59. Dawkins, Die Höhlen und Urbewohner, S. 169.

4) Palacky, S. 106.

5) Ebd., S. 107.

6) Ebd., S. 105.

7) Ebd., S. 104. Adelung, S. 57f.

bei den Arabern); auf Lanzerota spricht man von Polyandrie; sonst herrschte überall Monogamie, nur war Scheidung erlaubt, hauptsächlich wegen Sterilität; ferner war es erlaubt, Schwestern zu ehlichen; die Adeligen hatten das „j^{us} primae noctis“; ein Anbieten der Frauen an Fremde fand auf Gomara statt; die weibliche Schönheit schätzte man, wie in Nordafrika, nach der Dicke und fütterte besonders die Bräute; den Eltern gab man Vieh für die Töchter; unsicher sind die Nachrichten von einer Wassertaufe der Kinder verbunden mit Namengebung; die Mütter stillten nicht selbst, sondern bedienten sich der Ziegen ¹⁾. Gesang und Tanz waren sehr geliebt; sie hatten Volkslieder, auch historischen Inhalts, Sänger von Profession, die während der Tafel der Könige vortrugen, Musikinstrumente ²⁾. Sie zeichneten mit Kohle und Rötel ³⁾. Der Ackerbau war beschränkt, sie nährten sich hauptsächlich von Viehzucht und Fischfang; Männer und Weiber arbeiteten gleichmäÙig auf dem Feld; sie hatten ein zwölfmonatliches Jahr, erzeugten Feuer durch Reibung von Hölzern, besaßen Handmühlen; Eisen kannten sie nicht und machten Messer, Waffen u. a. aus Obsidian, Jaspis u. s. w.; den Acker furchten sie mit Stöcken; Knochen und Gräten dienten zu Nadeln und Angelhaken; sie spannen auch Decken, Taschen, Körbe aus Palmblättern, Binsen u. s. w.; ThongefäÙe findet man noch auf Candelaria ⁴⁾. Die politische Verfassung war nach ihrer eigenen Erinnerung früher eine unumschränkte Herrschaft erblicher Häuptlinge, die sich nur auf den östlichen Inseln erhielt; auf den westlichen folgte ihr eine Aristokratie von Adeligen und Priestern ⁵⁾. Auf Lanzerota, Gomara und Hierro fanden die Europäer nur einen König, auf Fuer-

1) Palacky, S. 104f.

2) Ebd., S. 105.

3) Ebd., S. 106.

4) Ebd., S. 105f. 108.

5) Ebd., S. 106f.

taventura und Canaria je zwei, auf Palma zwölf, auf Tenerifa zehn Stämme unter Häuptlingen; bei den letzteren war von der Königswürde noch eine gewisse Suprematie des Häuptlings (Quebchi) von Taoro übrig geblieben; die Eifersucht und Uneinigkeit der übrigen erleichterte den Spaniern die Eroberung; die Könige und Häuptlinge, die auf Tenerifa Mencey hießen ¹⁾, waren durch Adelsversammlungen (Tagarorg, auf Camaria Sabor) beschränkt, ohne die nichts Wichtigeres geschah; der Erstgeborene erbte das Königtum; Streitigkeiten hierüber schlichtete die Adelsversammlung; dem König gehörte das ganze Land; er zog das Besitztum des damit Belehnten nach dessen Tod wieder ein; das Zeichen der Königswürde war ein Stock, mit dem die, welche die Adelsversammlung dazu verurteilt, zu Tod geprügelt wurden; jeder warf sich vor dem König auf die Erde und brachte ihm Geschenke ²⁾. Ein Zeichen des Adels waren langes Haar und Bart; das übrige Volk hielt den Adel für etwas Höheres nach göttlicher Anordnung; es hat sich die Sage erhalten, Gott habe zuerst Menschen aus Erde und Wasser erschaffen und ihnen Vieh gegeben; diese seien die Adeligen gewesen; dann andere, denen er nichts gegeben, aber gesagt, sie sollten den ersten dienen; diese würden ihnen das Nötige geben ³⁾. Die Todesstrafe war selten, nur auf Mord, Raub, Verrat (Feuertod), Elternmord (Steinigung), Ehebruch (Lebendigbegraben-werden); es gab dazu bestimmte Plätze; andere Strafen waren Konfiskation, Verbannung (Mord) oder Schläge (Diebstahl); verführte Mädchen saßen so lange im Gefängnis, bis sie jemand nahm ⁴⁾.

γ) Es sind noch die Reste des Heidentums unter den mohammedanisierten Übergangsstämmen des

1) Adellung (S. 60) identifiziert das Wort mit Monso („König“) bei den Mandingo.

2) Palacky, S. 107.

3) Ebd., S. 108.

4) a. a. O.

Sudan zu den eigentlichen schwarzen Nigritiern Oberguineas zu besprechen. Nach Leo Africanus ¹⁾ begann etwa erst seit 1000 n. Chr. ein lebhafter Handel der Araber nach dem Sudan mit zunehmender Verbreitung des Islam; bis dahin lebten die Neger in viehischer Roheit ohne Könige, ohne Staatsordnung, ohne Ehe, ohne Bildung, ohne Getreidebau, gekleidet in Schaffelle; einige beteten die aufgehende Sonne an, andere z. B. in Guatalata das Feuer. Feuer- und Sonnenkult kennen wir bei den Libyern; der sittliche Naturzustand der heidnischen Neger ist aber gewiß übertrieben herabgesetzt. Die Baële, Nachbarn der Teda, nennen statt Allah noch das höchste Wesen Jido ²⁾. Einen gewissen Mondkult hat Rohlfs ³⁾ noch im südlichen Fesan in Gabron vorgefunden, wo am Abend nach seiner Ankunft die schwarze Bevölkerung große Musik und Tanz zu Ehren des Mondes veranstaltete, der nachts vorher sich entfernt d. h. verfinstert. Die teilweise heidnischen, aber den mohammedanischen Kanuri in Bornu auch sprachlich nahe verwandten, auch polygamisch lebenden Budduma auf den Inseln des Tsad-Sees, die sich selbst Jédina nennen, haben sogar nach Rohlfs ⁴⁾ den Begriff eines höchsten Wesens, das alles geschaffen und regiert; sie nennen es Bitziromáino; daneben aber ein böses Prinzip, Nadjikeném genannt, das das Wasser aufregt und die Schiffe zertrümmert, sehr gefürchtet und verehrt wird, doch keine Opfer erhält; sie schienen nach Rohlfs auch keine Fetische zu haben und von einem ewigen Leben und Vergeltung nichts zu wissen; doch erwähnt er selbst, daß sie ihre Toten wie die Mohammedaner mit dem Gesicht nach Osten begraben und an gute Geister, Bakomamáin glauben, die die Menschen beschützen und in Gefahr bei stürmischem Wetter angerufen werden; jeden-

1) Schauenburg I, 60.

2) Nachtigal II, 175.

3) in Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 25, S. 13.
Über Mondkult in Senegambien siehe unten S. 283.

4) Ebd., S. 74. Vgl. Nachtigal II, 362 ff. 369.

falls sind dies ihre Ahnen. Die Sonrhai-Neger glauben an ein höchstes Wesen, das zu ihnen durch den Donner spricht; dieses oder ein Ahnengeist wohnt auch in einem Baumstumpf, von dem ringförmig die Rinde abgeschält und der in einer kleinen Hütte untergebracht ist; Weiber und Kinder haben keinen Zutritt zu diesem Heiligtum, wo die verschiedensten Opfer niedergelegt werden ¹⁾. Ihre Toten werden fest zusammengebunden, in hockender Stellung in ein großes rundes Grab gelegt und denselben je zwei geschlachtete Ziegen, einige Krüge Honig und noch mehr Merissa (Bier) mitgegeben ²⁾, desgleichen eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln auf den Mund gestülpt. Ihre edleren Geschlechter machen sich keine Einschnitte ins Gesicht; während bei den meisten Negerstämmen des mittleren Sudan eine qualvolle Art des Tätowierens gebräuchlich ist; die Bornuneger machen zwei Schnitte oder Linien in jede Hälfte des Gesichts; ein Schnitt geht vorn über die Stirn, sechs sind an jedem Arm, sechs andere an den Beinen, vier auf der Brust, neun an jeder Seite dicht oberhalb der Hüfte; diese qualvolle Operation wird in frühester Kindheit ausgeführt ³⁾. Es erinnert an das Hervorgehen des berberischen Jarbas aus der Erde, wenn die Musgu südlich vom Tsad-See bei der heimatlichen Erde schwören, wobei sie eine Hand voll durch die Finger gleiten lassen; sie sollen eine Art Fetisch, aus einer Holzstange bestehend, besitzen; auch finden sich unter ihnen Priester; für Bestattung der Toten zeigen sie viel Sorgfalt; auf manchem Grabhügel steht ein geflochtenes Gefäß, das wahrscheinlich den Kopf des Verstorbenen enthält; auf anderen liegen kreuzweis Baumstämme ⁴⁾. Barth ⁵⁾

1) Oberländer, S. 240. Nachtigal II, 685.

2) Häuptlingen früher ein Sklave und eine Sklavin; der Tod oft bösen Zauberern zugeschrieben; neben denen auch gute. Nachtigal, S. 686 f.

4) Oberländer, S. 232. 239.

5) Ebd., S. 238.

6) II, 135.

wurde gewarnt, ein von Geistern bewohntes Steinhaus in den Ruinen von Gabata, der ehemaligen Residenz der Herren von Munio in Westbornu, zu besuchen, in welches nach alter Landessitte jeder Munioma bei seinem Regierungsantritt sich zurückziehen mußte; ebenso muß der Herrscher von Wadai sieben Tage bei seinem Regierungsantritt auf dem Gipfel der Felshöhe über der Hauptstadt Wara verweilen, und Dr. Vogel, der diese heilige Stelle besucht, wurde deshalb vom Sultan von Wadai hingerichtet. Magar, die höchste Erhebung der Mandara- oder Wandalakette bildet die natürliche Feste eines Heidenfürsten, der alle benachbarten kleinen Häuptlinge beherrscht und nach Barth ¹⁾ eine Art Priesterfürst ist, obwohl er dies für eine sonst in den von ihm durchwanderten Gegenden höchst ungewöhnliche Erscheinung erklärt; aber er soll eine große Menge von Idolen besitzen, runde Steine, auf welchen die Leute Hühner von weißer, schwarzer und roter Farbe und Schafe mit einem roten Streifen auf dem Rücken opfern; heilige Steine bekleiden auch die jähren Spitzen mancher steilen Felshöhen; es ist ungewiß, ob dieser an die Obosom der Odschi erinnernde Fetischismus mehr mit Himmels- oder mit Ahnenkult zusammenhängt ²⁾. Die benachbarten Marghi in Bornu haben die Sitte, den Tod eines jungen Mannes zu beweinen, aber den eines Alten mit ausgelassenem Jubel zu feiern; andere benachbarte Stämme bestatten ihre Toten in aufrechter Stellung mit ihren Waffen, Hausgerät und etwas Speise ³⁾. Die den Marghi stammverwandten gelbroten Fulbe des Dorfs Mbutudi identifizierten gar Barth ⁴⁾ mit ihrem Gott „Fete“;

1) I, 407.

2) Die Tuareg werfen, wie auch anderwärts in Afrika üblich, mit einer gewissen religiösen Scheu auf einen Steinhaufen in einer durch mächtige Granitblöcke bezeichneten Gegend immer neue Steine (Barth I, 119); möglich, daß der Steinhaufen ursprünglich ein Grab bezeichnete. Die Baële opfern einem bunten Stein. Nachtigal II, 176.

3) Barth I, 407.

4) I, 419.

vielleicht hielten sie ihn für einen wiederkehrenden Verfahren wie die Australier die Weissen. Barth ¹⁾ sah auch heilige Haine der Marghi; in einem dichten, durch einen Graben von der übrigen Waldung abgesonderten Teil desselben wird in dem am üppigsten aufschiefsenden, am weitesten sich ausbreitenden Baume ihre Gottheit „Tumbi“ angebetet, in dem wohl auch ein Ahnengeist hausend gedacht wird, nach Analogie des westafrikanischen Baumkult. Auf Baum- bzw. Ahnenkult weisen auch die erwähnten Fetischpfähle in Bagirmi, etwa vier Fuß hoch, neben den Wohnungen errichtet, aus dem Holz des Habila-Baums, bei dessen Laub man schwört, während man unter die Pfähle Kriegs- und Jagdtrophäen legt und Opfermahlzeiten hält ²⁾. Wenn man auch in Bagirmi die Toten im Hause begräbt ³⁾, so kann der Fetischpfahl neben der Wohnung doch den abgeschiedenen Geistern zum Aufenthaltsort dienen sollen. Bei den nur äußerlich zum Islam bekehrten, auch meist monogamisch lebenden Teda (Tibu vom arabischen Tubu „der Mann von Tu“, nach Nachtigal) scheint die Familienzunft der Schmiede ursprünglich zugleich das Amt der Zauberpriester gehabt zu haben. Es giebt drei Klassen unter den Teda: die Maina oder Edlen, aus denen die Sultane genommen werden, dann das Volk selbst und endlich die Schmiede. Diese letzteren leben ganz abgesondert unter der übrigen Bevölkerung und schliessen nur Heiraten unter sich; der Ausspruch der Frau eines Waffenschmieds gilt als ein Orakel und, ist für eine Krankheit kein Arzt oder kein Faki zu haben, so nimmt man seine Zuflucht zum Schwertfeger; einen Schmied schlagen oder gar töten gilt für ein großes Verbrechen; aber kein Teda würde mit einem Waffenschmied aus einer Schüssel essen oder nur unter einem Dach schlafen oder seine Tochter heiraten; einen Teda einen Waffenschmied heißen ist eine

1) I, 399.

2) Nachtigal, Sahara und Sudan II, 578. 685.

3) Ebd., S. 578. Ebenso bei den Mandingo. Waitz II, 194.

der größten Beleidigungen, die nur durch den Tod gutgemacht werden kann, und doch behaupten beide, die Schmiede und die Teda, eines Ursprungs zu sein ¹⁾. Die den Schmieden erwiesene Achtung bzw. Scheu dürfte sich aus ihren religiösen Funktionen im Heidentum, die Verachtung aus dem von den Teda angenommenen Mohammedanismus erklären. Während bei den Teda die Heiraten meist sehr frühzeitig vor dem Faki (von ihnen Mallem „Meister“ genannt) abgeschlossen werden, ist bei den Mandingo (in den Staaten Segu und Kaarta als Bambara bezeichnet) der Schmied unentbehrlich, der mit seinem scharfen Instrument die Zähne des Brautpaares scharf und spitz macht ²⁾. Vielfach als Zauberer gefürchtet, aber auch verachtet ist eine besondere Klasse der Fullah oder Fulbe, die als Handwerker und Händler zigeunerähnlich unter anderen Völkern umherziehenden äußerst schmutzigen Laobe oder Lawbe ³⁾. Caillié ⁴⁾ hat bei den Bambara und Fullah den Glauben an Zauberei und die Macht der Amulette vorgefunden. Der Glaube der Bambara an Zauberei, auf welche auch Krankheit zurückgeführt wird, und an die Macht der Zauberer auch über die äußere Natur, da sie sogar Heuschrecken schicken können, wird auch von Raffeneel bezeugt ⁵⁾. Die Zauberei geschieht aber mit Hilfe der abgeschiedenen Seelen. Man bannt Krankheiten in Läppchen und Zeugfetzen, die man an Bäumen aufhängt ⁶⁾; damit übergibt man zugleich dem die Krankheit verursachenden Geist den Baum statt des Körpers zur Wohnung. Wenn die Mandingo denjenigen, der einen Löwen

1) Rohlf's a. a. O., S. 30.

2) Oberländer, S. 214. Auch die Fulbe und Hausa ehren die Schmiede sehr, aber nicht die Wolof. Geistbeck, S. 143.

3) Waitz II, 466. Auch die Makäri und Logoner gelten als Zauberer. Nachtigal II, 533f.

4) Journal d'un voyage à Tembouktou (1830) II, 82. Roskoff, Rel. der Naturv., S. 108. Waitz, S. 180. 189. 467.

5) Nouveau voyage dans le pays des Nègres I, 318. 352. Schmiede können sich in Raubtiere verwandeln. Caillié II, 118.

6) Blochwitz, Kulturgeschichtliche Studien, S. 175.

getötet, zuerst scheinbar mißhandeln, ehe sie ihn belohnen¹⁾, so glaubten sie in dem Löwen einen Ahnengeist inkorporiert. Deutlich erhellt der Zusammenhang des Fetischismus der Bambara mit Ahnenkult aus Folgendem: Caillié²⁾ fand einen Begräbnisplatz unter einem Baum, an dessen Zweigen Stückchen von Schnüren, Leder und Zeug befestigt, darunter Töpfe gestellt waren; die Bambara legen darein und an das Grab Lebensmittel und mancherlei Kleinigkeiten, und wenn die Hunde über Nacht die Speisen gefressen, so glauben sie, es sei der Schutzgeist des Toten gewesen, der den Baum bewohne. Besonders verehren sie den Bouri (Bouli, Bolidou, auch Silama), der in der Kalabasse oder einem zerbrochenen Krüge wohnt, wohl der Geist des verstorbenen Oberhauptes; es giebt in jedem Dorfe einen solchen Gott; er weiß die Zukunft, giebt Orakel, sagt den Kranken Heilmittel, entscheidet bei Anklagen, seine Priester sind die Kalangous oder Khonores. Bei den Wolof giebt es einen eigenen Stand von Sängern, die bei feierlichen Gelegenheiten die Ahnen des Adels verherrlichen; guten und bösen Geistern wird die Leitung der Welt und menschlichen Angelegenheiten zugeschrieben, um die der höchste Gott als zu fern oder erhaben sich nicht bekümmere, um dessen Gunst man sich daher weniger bemüht als um die der Geister; auch glaubt man an Zauberei; alle Wolof trugen Amulette (Grigri)³⁾. Doch sind auch die meisten Senegambier dem Namen nach Mohammedaner, nennen ihr höchstes Wesen Nallah (Allah), wissen von Adoma und Aoua (Adam und Eva) und von der Verfluchung Hams.⁴⁾

Was das sittliche Leben aller dieser Übergangsstämme des Sudan betrifft, so rühmt Mungo Park

1) Blochwitz, Kulturgeschichtliche Studien, S. 128.

2) Journal II, 125. Roskoff, S. 108.

3) Wilson, S. 49f. Menschenopfer in Senegambien: Bastian, San Salvador, S. 154; Waitz, S. 197. 201; — in Darfur: ebd., S. 198.

4) Schauenburg I, 152. 161. Wilson, S. 48. 51. 55. Waitz II, 182. 248ff. 466ff.

die Mandingo wegen ihrer Liebe zu den Müttern, die sie zur Wahrheitsliebe erziehen. Die Fulbe, obwohl zum Teil Noma- den und zum Niger erobernd vorgedrungen, treiben Acker- bau und Handwerke doch mehr und sorgfältiger als die Neger; die Weiber dürfen nicht mit den Männern zusammen essen, werden jedoch von ihnen bei wichtigen Dingen häufig zurate gezogen und nicht ohne eine gewisse Achtung behan- delt ¹⁾. Die Gastfreundschaft der Fulbe rühmt Barth ²⁾, vermifste sie dagegen bei den Sonrhai ³⁾. Am meisten gefürchtet wegen ihres Fanatismus, dem Vogel und Beur- mann zum Opfer fielen, sind die Bewohner des Reichs Wadai; sie stehen nach Nachtigal weit hinter denen von Bornu zurück, sowohl durch Roheit des Gemüts, als wegen Mangels an aller Kunst und Industrie ⁴⁾. Im Handel bilden in Sudan einen merkwürdigen Übergang zur Scheide- münze die Whyda oder Kaurimuscheln ⁵⁾. Durch den Sudan ist der viereckige Hüttenbau verbreitet ⁶⁾. Bei manchen Heidenstämmen im Innern Afrikas, wie auch bei den Musgu, bei den Marghi gehen die verheirateten Frauen völlig nackt, während die jungen heiratsfähigen Mädchen ihre Blöße durch einen Schurz um die Hüften bedecken ⁷⁾. Vielfach findet sich, wie in Marokko und bei den Tuareg ⁸⁾, im Sudan das sogenannte Neffenerbrecht d. h. das Recht, den Bruder der Mutter mit Ausschluss von dessen Nach- kommen zu beerben, und dem entsprechend die Neffen- erbfolge in der Häuptlings- bzw. Fürstenwürde. Die auf diese Weise nach Stammmüttern sich ordnenden Völker

1) Oberländer, S. 381f. Wahlkönige der Fulbe. Burkhardt II, 165. Sehr eingehend bespricht die Fulbe Waitz II, 447—474.

2) I, 333.

3) II, 193.

4) Oberländer, S. 240f.

5) Hartmann, Völker Afrikas, S. 164. Barth I, 292; II, 267. Geistbeck, Bilder aus der Völkerkunde, S. 70.

6) Geistbeck, S. 62. Oberländer, S. 240.

7) Barth I, 401; II, 456. Lippen- und Haarschmuck. Nach- tigtal II, 531. 577.

8) Geistbeck, S. 128. Hellwald, S. 35. Barth I, 153.

erscheinen den Aufsenstehenden als unter Weiberregiment stehend, wie Nachtigal die Reste solcher Mutterherrschaft in Bornu, Darfur und den sudanischen Heidenstaaten vielfach angetroffen ¹⁾. In den Binnenreichen wie Darfur, Bornu (nach Barth und Nachtigal seit Ende des 10. Jahrhunderts n. Chr. existierend) wird despotisch, freilich nach den Gesetzen des Islam regiert ²⁾. Die Regierung von Bagirmi ist unumschränkt monarchisch, während die in Bornu durch ein aristokratisches Element ³⁾, in den Hausastaaten durch einen Ministerrat gemäfsigt wird ⁴⁾. Alles Kriegführen in Zentralafrika zwischen den Ländern und Städten, den Völkern und Stämmen zielt immer auf Menschenraub ab, um die Gefangenen in die Sklaverei zu verkaufen, die, wenn sie aus Erschöpfung oder Krankheit nicht mehr weiter können, einfach abgeschlachtet werden ⁵⁾.

b. Die Religion der oberguineischen eigentlichen Neger oder Nigritier. Wenn Waitz ⁶⁾ behauptet, daß dieselbe, die als eine eigentümliche rohe Form des Polytheismus mit dem Namen Fetischismus belegt zu werden pflegt, im Vergleich mit anderen Naturreligionen weder sehr eigentümlich ausgeprägt noch besonders roh ist, so gesteht er doch zu, daß extravagante phantastische Züge im Charakter des Negers wurzeln und sich von da auf alle seine Schöpfungen übertragen. Es ist auch mehr als bizarre Phantastik, es ist gröbste Sinnlichkeit, ein Haften an dem Äußerlichsten und Zufälligsten, wenn das Gottesbewußtsein in dem Grade fetischistisch sich gestaltet, wie es in West-

1) Lippert, Religion der europäischen Kulturvölker, S. 59.

2) Hartmann, Völker Afrikas, S. 232f. Auch bei den Wolof.

3) Vgl. Rohlf's in Petermann's Mitteilungen, Ergänzungsheft 25, S. 74. Höhere Zivilisation und Geschichte Bornus. Nachtigal II, 387ff. Geschichte Bagirmis. Ebd., S. 691ff.

4) Barth II, 92. Die Mandingo stehen nur unter kleinen Häuptlingen; im Palaver ist jedem Redefreiheit gestattet. Wilson, S. 54.

5) Rohlf's in „Gegenwart“ 1882, S. 24 (Rezension von Nachtigals Sahara und Sudan). Vgl. Nacht. II, 626ff. 733; Barth II, 42.

6) Anthr. der Naturv. II, 167.

afrika der Fall ist. Waitz idealisiert die Neger auf Kosten der anderen Naturvölker, wenn er jene in Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sein läßt als fast alle anderen, so daß, wenn er sie auch nicht Monotheisten nennen will, er doch von ihnen behauptet, daß sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn auch ihre Religion mit einer großen Summe groben Aberglaubens vermischt sei. Einen derartigen Monotheismus finden wir auch bei den anderen Naturvölkern. Doch erklärt sich das idealisierende Urteil des verdienten Ethnologen aus dem Gegensatz zu der bis dahin herrschenden Auffassung des Fetischismus, die ihn noch krasser und sinnlicher machte, als er ist, fast alles geistigen Hintergrundes beraubte und dann als Urform aller Religion hinstellte, aus der sich erst allmählich ein geistigerer Polytheismus und zuletzt der Monotheismus entwickelt habe. Wir haben diese Auffassung oben ¹⁾ prinzipiell zurückgewiesen, aber unter Voraussetzung des geschichtlichen Nachweises vom Gegenteil, den wir hier zu geben haben.

a) Waitz hat recht, wenn er im Hintergrund des Fetischismus einen Monotheismus anerkennt. Auf diesen hat zuerst besonders Wilson ²⁾ hingewiesen, der sich 20 Jahre unter diesen Völkern aufgehalten, und nicht bloß andere Missionare haben ihn bestätigt ³⁾, sondern auch viele unbefangene Reisende und Sprachforscher ⁴⁾. Übrigens hat schon Ritter ⁵⁾ bei den Fanti-Negern und an der Goldküste die Idee einer obersten Gottheit anerkannt. Cruickshank ⁶⁾ erzählt in seinem „Achtzehnjährigen Aufenthalt auf der Goldküste“: „So alt der Glaube an einen höchsten Gott, der die Welt geschaffen und regiert, auf der Goldküste auch sicher-

1) § 16, a.

2) Westafrika, S. 153 f.

3) Siehe Burkhardt, Missionsbibl. II, 1. S 49 ff. (2. Ausg., S. 52).

4) Siehe M. Müller, Ursprung der Religion, S. 122 ff. Vgl. auch Fr. Müller, Allg. Ethnographie (1879), S. 174.

5) Erdkunde I, 313. 317.

6) Goldcoast of Afr. (1834). Siehe Waitz II, 172.

lich ist, so wird ‚der große Freund‘, der ‚mich Machende‘, wie sie ihn nennen, doch nur bisweilen angerufen. Im Unglück sprechen sie: ‚Ich bin in Gottes Hand; er wird es machen, wie ihm gutdünkt.‘“ Die Baseler Missionare führen noch ähnliche Trostsprüche an: „Gott ist der Alte, der Höchste“, „Gott sieht auch mich“, „ich bin in Gottes Hand“¹⁾. Bricht hier das religiöse Gefühl, zumal in der Not, wo alle anderen Götter im Stiche lassen, in verhältnismäßiger Reinheit hervor²⁾, so darf man doch nicht übersehen, daß die Gottesvorstellung auch noch am Sinnlichen haftet, mit der Anschauung des Himmels zusammenfließt und vereinzelt in Sonnendienst übergeht³⁾. Peschel⁴⁾ spricht deshalb von Himmelsverehrung an der Westküste Afrikas. Max Müller sagt⁵⁾: „Einige der Namen des höchsten Wesens bedeuten ursprünglich Sonne, Himmel, Regenspender, andere Herr des Himmels, Herr und König des Himmels, unsichtbarer Schöpfer. Als solcher wird er von den Yebus⁶⁾ angebetet, indem sie das Gesicht zur Erde beugen, mit Worten wie: Gott im Himmel beschütze mich vor Krankheit und Tod, gib mir Glück und Weisheit!“ Natürlich wird nicht sowohl der materielle Himmel verehrt, sondern mit demselben und in demselben zugleich der schöpferische Himmelsgeist angeschaut; es kommt auch zu einer relativen Scheidung des Schöpfers vom Himmel als seiner Wohnung und Leib, wie schon der Naturmensch seine Seele vom Leibe unterscheidet und dieselbe, mag er sie auch als Atem oder Schatten vorstellen⁷⁾, doch im Vergleich zum Leib als unkörperlich und relativ unsichtbar denkt. So erkennt auch

1) „Bas. Miss.-Mag.“ 1853 II, 86; 1855 I, 88. Waitz, S. 173.

2) Vgl. Tertull., Test. an. 2.

3) Plin. (N. h. VI, 30) erzählt von den Anthropophagen im Westen am Niger, daß ihr König ein Auge auf der Stirn habe; der König ist offenbar der Himmelsgott, sein Auge die Sonne.

4) S. 268.

5) Ursprung der Religion, S. 124.

6) d'Arvezac, Le pays de Yébous, p. 84. Waitz II, 168.

7) M. Müller, Ursprung, S. 99ff.

Waitz ¹⁾ an, daß die Odschi oder Aschanti zwar das höchste Wesen mit demselben Wort wie Himmel nennen, aber darunter auch einen persönlichen Gott verstehen, von dem sie sagen, daß er immer vorhanden (titiquarframua) ²⁾ gewesen, die Dinge (adé) und die sieben Tage (enna nsong d. h. die Woche) geschaffen (bo; wovon Borebore = Odomankama, bei den Kru Geji „Schöpfer“) ³⁾, Regen und Sonnenschein und nur Gutes spende, alles wisse (kwe mi no „sieht auf mich“), der Menschen sich in der Not erbarme. Weit verbreitet auf der Goldküste, bei den Aschanti, Fanti u. s. w. ist der Gottesname Onjangkompong ⁴⁾ „der strahlende Hohe“, „die lichte Höhe“ was auf den Lichtglanz des Himmels und der Sonne weist. Nach den Quellenangaben bei Adelung ⁵⁾ bedeutet „niankompong“ bei den Fanti, „jan compon“ oder „jan commè“ bei den Fetu, „jamkombum“ bei den Amina sowohl Gott als Himmel, Luft, Regen, Donner, Blitz; auch in der Akrasprache ⁶⁾ sind die Bezeichnungen für Gott „niombo, jongmä“ und Himmel, „nguäi, jankombum, nghoi“ (auch Donner, Luft) stammverwandt. In Akwapim bedeutet gleichfalls „jankkupong“ Gott und Wetter ⁷⁾. „Jan kompune ⁸⁾, njankupong, njongmo, onjame“ ⁹⁾ sind alle Variationen desselben Ausdrucks. Die Wolken heißen auf der Goldküste der Schleier, die Sterne

1) Anthr. II, 170 ff.

2) Burkhardt, S. 51.

3) Christ., Dictionary Tshi-Akra, p. 64. 115. Wilson, S. 154.

4) Christaller und Wilson a. a. O. Wilson, dem Grundemann (Burkhardt, Miss.-Bibl. II, 1. S. 52, Ausg. 2) folgt, erklärt Yancumpon „mein großer Freund“. Freund heißt ojonko, nanjo (Christ., p. 108); mehr trifft zu die Übersetzung „der strahlende Geist“ bei Ebrard, Anfänge des Menschen, S. 11. Glänzend heißt hang, kang, hjeng (Christ., p. 217); hoch heißt kwong, Höhe gonkpo, kpo (Christ., p. 125sq.). Auch Riis übersetzt: der Hohe, Höchste.

5) III, 1. S. 192 ff. Christaller, p. 124.

6) Adelung, S. 200. Christaller a. a. O.

7) Müller, Urspr., S. 127. Waitz II, 169.

8) Bei den Aschanti. Grube, Bilder aus Afrika, S. 87. Hartmann, Völker Afrikas, S. 213.

9) Burkhardt, S. 50 f. Christaller a. a. O.

der Schmuck von Njongmos Gesicht¹⁾. „Man sieht's täglich“, sagte ein Fetischmann²⁾, „wie durch den von ihm gesendeten Regen und Sonnenschein Gras, Korn, Bäume entstehen, wie sollte er nicht Schöpfer sein?“ Die Komposition Nanjongmo „Großmuttergott“³⁾ weist teils auf das Alter der überlieferten Bezeichnung, teils aber wohl auch schon auf die Herkunft der Ahnen von Njongmo zurück. Insbesondere wird ein sanftmütiger Mensch „Onjame ba“, Kind Gottes genannt⁴⁾. Auch in der Bullomsprache heißt „foy“ und „takeh“ sowohl Gott als Himmel⁵⁾, ebenso „margetangala“ bei den Jallonka⁶⁾; in der Sprache des teilweise von Dârfur abhängigen Dârrunga im Innern Afrikas bedeutet „kiŋga“ sowohl Gott als Regen⁷⁾, bei den Ibo am Niger „Tschukko“ sowohl Gott als Himmel⁸⁾; er habe zwei Augen und zwei Ohren, eins im Himmel (die Sonne) und eins auf Erden in einem Loche (der Unter- und Totenwelt), von wo aus er auf Fragen antworte, da er alles höre, was zu ihm gesagt wird, alle Sprachen spreche und nie schlafe; kommen Leute mit tückischem Herzen, töte er sie, aber könne nur in der Nähe seines Lochs strafen⁹⁾. Mit diesem ist der höchste Gott der Nupa: Soko¹⁰⁾, identisch. Auch in der Kangasprache bedeutet „nesua“ Gott und Himmel¹¹⁾. Die Yoruba glauben an Olorun als „Herrn des Himmels“¹²⁾, aber unterscheiden von ihm den Donner-

1) Müller, Urspr., S. 125. Waitz II, 170.

2) Waitz II, 170.

3) Burkhardt, S. 50.

4) Ebd., S. 51.

5) Adelung IV, 443.

6) Ebd. III, 1. S. 164.

7) Ebd., S. 243.

8) Ebd., S. 226. Auch „Tschuku“ geschrieben.

9) Schön and Crowther, Journal of an expedit. up the Niger (1842), p. 51. 72. Waitz II, 169. Müller, S. 127. Burkhardt, S. 20. 51. Petri, Zum Herzen des schwarzen Erdteils, S. 57.

10) Ebrard, Ap. II, 351.

11) Adelung, S. 179. Auch in Bonny ist Gott = Himmel. Waitz, S. 169.

12) Tucker, Abbeokuta, p. 192. Waitz, S. 168.

gott Schango, von einem Donneranbeter, den Missionar Graf 1839 besuchte, in einem roh geschnittenen, drei Fuß langen, zwei Zoll dicken Stock verehrt, der in der Regenzeit am Himmel hinrolle; diesem Schango haben die Yoruba in Badagry auf dem Marktplatz ein Haus gebaut, wo sie oft zu zügellosen Tänzen zusammenkommen; wie der Donner laut und lärmend ist, so auch seine Verehrung¹⁾. Die Götter der Yoruba haben aber einen gemeinsamen Ursprung und Sitz in der Stadt Ife im Gebiet von Kakanda (5. Grad östlicher Länge, 8. Grad nördlicher Breite), von wo Sonne und Mond aus der Erde, in die sie begraben waren, immer wieder hervorkommen und wo die ersten Menschen Obbatalla und sein Weib Jyangba geschaffen wurden²⁾, was auf einen früheren Stammsitz der Yoruba weist. In Abbeokuta gehört dem Donnerer oder doch seinen Priestern alles, was von seinem Strahl getroffen war³⁾. Bei den Eibe ist der Donnergott selbst der höchste Gott Namens Jumbo, was wieder auf Njongmo, Jan kompune zurückweist; er halte sich jenseits der Wolken auf; zuweilen gehe er auf diesen umher, und, wenn es donnere, vernehme man die Tritte seiner Füße⁴⁾. Mit Njongmo ist, wie gesagt, identisch⁵⁾ der höchste Gott des Volks von Akra mit Namen Jongmaa, der Gott und Regen bedeutet⁶⁾; zugleich aber wird der aufgehenden

1) Burkhardt, S. 19f. 39. Im Stock kann auch ein Ahn wohnen.

2) Tucker, p. 248. Waitz, S. 169. Müller, Urspr., S. 124. Miss. Bowen bei Hübner, Finsternis und Licht, S. 344f., wonach Efah = Ife, Obb. und sein Weib auch als göttlich verehrt werden. Die Verehrer des Obbatalla (d. h. König der Reinheit) tragen ein weißes Gewand und trinken keinen Palmwein. Auf der Thür seines Tempels sind geschnitzte Figuren, der Gott mit einem Speer zu Pferde, verschiedene Tiere, ein Weib mit nur einer Hand and einem Fuß, aber bis zu den Lenden herabhängendem Haar, an deren Ende eine Kugel, endlich auf einem Stuhl Jyangba (die empfangende Mutter).

3) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 26.

4) Burkhardt, S. 50.

5) Müller, S. 125.

6) Zimmermann (Gramm. of the Akra or Ga Language, Vocab., p. 337) leugnet hier ganz die Verehrung einzelner Dinge.

Sonne hier Verehrung gezollt¹⁾. In Dahome soll die Sonne als höchstes Wesen gelten, ohne äußere Verehrung zu erhalten²⁾. Geht so die Himmelsverehrung in Sonnenkult über, liegt auch die Verehrung des Mondes nahe als des Zeitordners; er wirkt durch die Kühle der Nacht neubelebend nach der Hitze des Tages auf die Natur; in der That wird ihm geopfert unter alten Bäumen³⁾, die als Begräbnisstätten zugleich auf den Zusammenhang des Nachtlichtes mit der Unterwelt und dem Ahnenkult hinweisen. Den Neumond begrüßen die Senegalmohammedaner, indem sie die mit Speichel benetzte Hand ihm entgegenhalten⁴⁾; nach Barth ist diese Sitte mohammedanisch, nach Lippert⁵⁾ älter und echtafrikanisches Mittel der Seelenvereinigung, wie das Anspeien beim Abschied. Bei Krankheit, wenn kein Zauberdoktor helfen kann, wendet man sich an manchen Orten an den Mann im Mond, den Geist Ilogo, der den Mond bewohnt; namentlich gilt das, wenn das Leben eines Königs oder einer anderen hochgestellten Person in Gefahr schwebt; zur Zeit des Vollmonds versammeln sich dann die Frauen des Ortes vor dem Haus und stimmen Bittgesänge an, die Oberländer⁶⁾ in freier Übersetzung mitteilt:

„Ilogo, wir bitten dich;
Sag uns: Wer hat den König beschrien?
Ilogo, wir bitten dich,
Sag uns: Was hilft uns für Medizin?

Dein sind die Bäume in den Wäldern,
Dein die Kräuter auf den Feldern,
Dein alle Wasser in den Flüssen;
Du wirst ein Mittel für ihn wissen.

Und sollt' auf Erden keines sein,
Kurier ihn mit dem Mondenschein!
Hilf unserm König vor dem Tod,
O Ilogo, o Mond, o Mond!“

1) Römer, Nachrichten von der Küste Guinea (1769), S. 84.

2) Omboni, Viaggi nell' Afr. occidentale (1845), p. 309.

3) Waitz, S. 171.

4) Ebd., S. 252.

5) Religion der europäischen Kulturvölker, S. 48.

6) Fremde Völker, S. 231.

Ein Weib, das durch seine Zufälle als Prophetin gilt, arbeitet sich dann in eine Ekstase, während der ihr Geist zu Ilogo geht, um nachher das von ihm offenbarte Heilmittel anzugeben. Bei den Ewe der Sklavenküste findet sich nach der Darstellung Oberländers ¹⁾, die jedoch vielleicht nicht ganz zutrifft, auf monotheistischer Grundlage eine Mehrheit von Naturgöttern, wie sie sonst bei den afrikanischen Naturvölkern kaum entwickelt ist. Das höchste Wesen heisst Mawu ²⁾, „der alles Überwindende“. Mawu hat alles geschaffen und erhält alles, indem er das All durchdringt. Die Naturerscheinungen werden als Teile Mawus personifiziert und als besondere Götter verehrt. Unter diesen steht obenan Dsi, der Himmel mit seinen Erscheinungen als Segenspender und Gerichtsvollstrecker. Er ist jedenfalls ursprünglich von Mawu nicht verschieden, Mawu nur sein Beiname. In den Sternschnuppen erscheint Nyikpla, der Kriegsgott, der auf einem Pferd die Wolken durchreitet, vielleicht doch nur ein Stammesahn der Ewe. Blitz (Nebreso) und Donner (Agtui) sind Vollstrecker der göttlichen Gerichte, von Mawu-Dsi doch wohl nur als unpersönliche Erscheinungen unterschieden. Anyigba, deren Segen auch den Brautpaaren bei der Hochzeit von einem Großmütterchen gewünscht wird ³⁾, ist nach Oberländer die Erde, Ernährerin alles Lebendigen, was an den Ursprung des libyschen Tarbas aus der Erde und den Schwur der Musgu bei der Erde erinnert; doch dürfte nach den sonstigen Analogieen bei den Naturvölkern Anyigba die in der Erde wohnende Stammesmutter sein, wozu auch das Großmütterchen stimmt. Der Regenbogen ist die große Schlange, die in sich alle Schätze der Erde bewahrt. In der Luft (Yame) hat die feindliche Macht Abosam ihren Sitz, der eine Menge böser Geister unterthan sind, jedenfalls abgeschiedener, von denen aber die Guten im Totenreich bzw. Himmel geschieden sind ⁴⁾. Wie

1) S. 220. Vgl. Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 19.

2) Christaller, Dictionary, p. 115. Waitz, S. 170.

3) Oberl., S. 219. Erdmutter in Akwapim: Waitz, S. 170.

4) Die Guten sollen bald wieder Menschen werden können, die

leicht der höchste Gott, der als höchste Wohlthat Wasser vom Himmel sendet, auch zu einem Wasser- oder Flussgott werden kann, zeigt das Gebet der Fischerei treibenden Issini oder Oschin, das sie täglich des Morgens verrichteten, wenn sie sich im Fluß gewaschen: „Mein Gott (Anghiume), gieb mir diesen Tag Reis und Jams, gieb mir Gold und Kauri, gieb mir Sklaven und Reichtümer, gieb mir Gesundheit, und dafs ich möge hurtig und schnell sein.“¹⁾ So wird ein Wassergott Orchund verehrt²⁾; so ist es zu einer Verehrung des Niger „des Vaters der Gewässer“, dessen Nebenflüsse seine Frauen, gekommen; Lander, der davon berichtet³⁾, erzählt auch von einem hölzernen auf einem Flußpferd reitenden Götzen, zu dem die Neger beten, ehe sie eine Wasserfahrt antreten. Durch Teilung der Funktionen des Urgottes, durch Lokalisierung des Kult, durch Differenzierung der Stämme, ja sogar der Stände wurde auch der Urgott in eine Mehrheit göttlicher Wesen mit Neben- oder Unterordnung aufgelöst und fließt dann weiter mit Stammesahnen zusammen; so entsteht bei den Yoruba der Gott der Ärzte Ossain, der die böser Zauberei schuldigen Personen richtende Gott Schescho, ein Gott der Zwillinge, ja auch ein Gott, der die Blattern sendet⁴⁾, welches letztere schon mit dem Glauben an besondere Krankheitsgeister zusammenfließt⁵⁾. Die Ibo haben neben Tschukko außer anderen Göttern einen Kriegsgott, der in hölzerner Figur mit Schwert vor der Wohnung des Fürsten steht⁶⁾, vielleicht sein Familiengott im Unterschied von Tschukko als

bösen erst nach längerem Aufenthalt in der Luft und nach einer Wanderung durch verschiedene Tierleiber. Oberländer, S. 220.

1) Adelung, S. 183. Doch wohnen auch Ahnen in Flüssen.

2) Burkhardt, S. 20. Flusgötter der Odschi. Hartmann, S. 213. Vgl. Waitz, S. 176f.

3) Schauenburg, Reisen in Zentralafrika, S. 431. 467. 489.

4) Burkhardt, S. 20.

5) Siehe oben, § 15, c, S. 117, Anm. 1.

6) Petri, Zum Herzen des schwarzen Erdteils, S. 57.

Stammesgott. Wie leicht der höchste Stammesgott im Häuptling selbst verkörpert und präsent vorgestellt werden kann, zeigt der Titel des Königs der schon 1776 aufgeriebenen Adäer an der Sklavenküste: „numbo kus puntse“, d. i. Herr über Himmel und Erde; schon Adeling¹⁾ hat dies Wort „numbo“ mit dem akräischen „njombo“ (Gott) identifiziert. Der König und die höheren Klassen kommen nach dem Tode zu der höchsten Gottheit²⁾ nach dem Glauben der Aschanti u. s. w., während die niederen jenem auch im Jenseits dienen, daher zahlreiche Menschenopfer ihnen nachgesandt werden, ja manche freiwillig bei der Leichenfeier Vornehmer sich töten, um als ihre Diener der sehr sinnlich gedächten Paradiesesfreuden mit teilhaftig zu werden (wie Hartmann bezeugt). Damit geht das Gottesbewußtsein der Nigritier über in Ahnenkult, ohne darin aufzugehen. Das Bewußtsein der Abhängigkeit des Menschen vom Menschen vermittelt nur die Entwicklung des Gottesbewußtseins, aber erzeugt es nicht. Der Ahnenkult weist zurück auf einen ersten Stammvater und Schöpfer des Volkes, der Menschheit, und damit auf die Quelle des bisher betrachteten westafrikanischen Gottesbewußtseins, bei dem das Bewußtsein der Abhängigkeit von der Natur zwar auch nicht ganz als Vermittelung fehlt, aber weit weniger ausgebildet ist als das der Abhängigkeit der Lebenden von den Vorfahren

1) S. 202.

2) Hartmann, Völker Afrikas, S. 213. Müller, Urspr., S. 123, der statt des Adels „die Guten“ nennt. Nach Wilson (c. 17) scheinen die afrikanischen Stämme einen besonderen Himmel und eine Hölle nicht anzunehmen, wengleich die Verstorbenen nach Verdienst in die Gesellschaft guter oder böser Geister eintreten (Spiefs, Vorstellungen vom Zustand der Seele nach dem Tode, S. 150). Nach der Anschauung der Naturvölker sind die Stammeshäupter als Träger der höchsten Macht und Aufrechterhalter der Rechtsordnung auch an sich schon die guten, diesen schliessen sich an vor allem die Tapferen; die Feigen und Verbrecher aus dem Volk kommen zum bösen Todesgott, dem Obonsam der Aschanti, Abonsam der Goldküste.

und durch diese zurück von dem ersten Ahnen und Schöpfer des Volks. Der Beweis dafür ist der Mangel an eigentlicher Kosmogonie in den Sagen der Westafrikaner, während die Menschenschöpfung in denselben eine hervorragende Rolle spielt. Ein Eingeborener von Kumassi erzählte dem Missionar Riis folgende Tradition ¹⁾: „Onjame habe sieben Menschen geschaffen, nämlich drei Männer und drei Weiber, von welchen alle Neger abstammen, und aufer ihnen noch einen Mann, der ein Schmied gewesen und, nachdem ihm Onjame Feuer vom Himmel gegeben, die Werkzeuge zum Ackerbau verfertigt. Onjame habe ihnen darauf neben anderen Früchten eine Palmmuß gegeben, die sie pflanzten, von der alle Palmbäume in den ihnen bekannten umherliegenden Ländern herstammen.“ Die drei Urpaare weisen auf verschiedene Stämme, der Schmied vielleicht auf einen durch Eisenkultur sich auszeichnenden; seine Sonderstellung erinnert aber auch an die der Schmiede bei den Teda. Die Stammväter werden dann selbst zu sekundären Schöpfern in der Sage der Odschi ²⁾ von Odomankama und Borebore (vom höchsten Gott hier unterschieden ³⁾), die Jan kompune mit dem Auftrag aussandte, die Erde zu schaffen; schlaflos, nie rastend zogen sie durch alle Gegenden, bis sie zu Efoo, dem schwarzen Affen, kamen, der sie verleitete, mit ihm zu essen und zu übernachten; vom Schlaf erwacht trennten sie sich; Odomankama teilte mit einem Kuhschwanz das Meer und ging nach Europa, wo er alle Dinge

1) Burkhardt, S. 51.

2) Ebrard, Apol. II, 250. Auch Lippert (Seelenkult, S. 5) erkennt die Mythen der Naturvölker an, welche in die Vorgeschichte der Menschheit ein unsterbliches Geschlecht versetzen, das erst durch böse Einflüsse sterblich wurde, weist aber darauf hin, daß der Tod dem Naturmenschen seine Ursache überhaupt nicht in dem natürlichen Verlauf der Dinge hat, auf den er überhaupt noch nicht seine Aufmerksamkeit richtet. Darum ist man allerdings nicht berechtigt, die Traditionen der Naturvölker von einem ersten Sündenfall als Ursache des Todes und Übels überall ohne weiteres auf die biblische Erzählung Gen. 3 als ihre Quelle zurückzuführen.

3) Siehe oben, S. 280.

schuf; später brachte er den Branntwein nach Afrika, wo Borebore geblieben und die dortigen Erzeugnisse geschaffen. Dafs die Stammväter der Europäer sowohl als der Neger Gottesnamen erhalten, ja mit dem Schöpfer zusammenfiessen, oder doch beide noch je einen besonderen Schöpfer erhalten, ist echt heidnisch gedacht ¹⁾; die Erwähnung der jetzigen Europäer macht freilich das Alter der ganzen Sage verdächtig, ebenso die Modifikation der Odschisage von Erschaffung dreier weifser und dreier schwarzer Menschen, von denen diese eine Kürbisflasche mit Gold und Eisen, jene ein versiegeltes Papier gewählt, das ihnen alles sagte ²⁾, sowie die andere Modifikation auf der Goldküste, wonach Jankupong nur zwei Menschenpaare geschaffen und das eine schwarz gefärbt zum Zeichen seiner besonderen Liebe, die es dann durch die thörichte Wahl verscherzte ³⁾. Eine ursprünglichere, an polynesische Mythen anklingende Sage vom Sündenfall bei den Odschi lautet ⁴⁾: „Ehemals war der Weltschöpfer Kompong den Menschen sehr nahe; wenn sie etwas nötig hatten, stiessen sie nur mit einem Stab aufwärts; dann regnete es Fische und andere Dinge; als aber ein Weib, welches Bananenfrüchte in einem Mörser stiefs, aus Versehen Gott mit dem Stössel ins Gesicht fuhr, wurde er zornig, zog sich in die Höhe zurück und hörte nicht mehr auf die Menschen; es traten sechs regenlose Jahre und Hungersnot ein, bis auf Rat eines weisen Mannes ein Bote an Kompong gesandt wurde mit Bitte um Vergebung und dieser seinen obersten Minister mit dessen Frau als seine

1) Siehe oben, S. 108.

2) „Baseler Miss.-Mag.“ 1847 IV, 246. „Ausland“ 1849, S. 509. Burkhardt, S. 49. Grube, Bilder aus Afrika (1880), S. 97. Oberländer, S. 217.

3) Burkhardt a. a. O. Ähnlich erzählen die Eweer auf der Sklavenküste, die den Schauplatz in das Land Nodsi, ihren Ursitz, verlegen, von wo auch die Seelen der neugeborenen Kinder kommen. Oberländer, S. 219. Vgl. über alle diese Sagen Wilson, S. 169f.

4) Ebrard, Anfänge des Menschen, S. 11. 45; Apologetik II, 346. Petermann, Mitteilungen 1856, S. 465.

Stellvertreter sandte, die dann als Untergötter (obosom, von „ob“ Stein und „som“ dienen, also in heiligen Steinen) verehrt wurden und noch sechs andere Untergötter einsetzten¹⁾. Einige derselben sind Flusgötter, einer Schutzgeist der Felder; einem sind Tiger, Hund, Antilope heilig. Der Stein aber ist nach Hartmann²⁾ das Hauptsymbol der Gottheit; jeder der weiß gekleideten Priester, die eine erbliche Kaste bilden, verfügt über einen kleinen Tempel (Himma) und seinen heiligen Stein. Solche Steine sind Meteore oder in Ermangelung derer auch Stücke Magneteisenstein, die sich hier und da auf dem Boden finden und von den Priestern unter Donner und Blitz eingesammelt werden; man schmückt damit die Altäre. Jeder Priestersohn, der wieder Priester werden soll, muß in den Besitz eines solchen Steines gelangen; andere wandernde Fetischmänner aber dürfen keinen solchen mit sich führen, haben nur einen Riemen, an dem Amulette und Zaubersteinchen befestigt sind, womit sie wahrsagen; auch die bunten sogenannten Agriessteine bedeuten in Aschanti und anderen Staaten Guineas Glück; Kinder werden mit Pulver von ihnen eingerieben. Der Meteorsteinkult hängt noch unmittelbar mit dem Himmelskult zusammen; die Lichtgestalten, in denen die Obosom zuweilen erscheinen, sind die Blitze; wenn es dann aber weiter heißt, daß sich auch die Obosom von den Menschen zurückgezogen und diese den tückischen bösen akomfoabosom überlassen seien, die in Fetischbildern durch Opfer verehrt werden, so weist das auf die Überwucherung des Himmelskult durch den der abgeschiedenen

1) Die auch an Borebore angeknüpfte Sintflutsage, wie die von der Trennung der Schwarzen und Weissen, auch nach der Sprache beim Einstürzen eines von ihnen durch Aufeinandersetzen ihrer Fusumörser erbauten Turmes sind auf Bekanntschaft mit Christen und Islam zurückzuführen; Miss. Riis (bei Burkhardt, S. 51) konnte von einer Flutsage keine Spuren entdecken. Vgl. Waitz II, 171.

2) Völker Afrikas, S. 213.

Geister. Nach Wilson ¹⁾ wird der Name des Schöpfers nur noch bei ganz besonderen seltenen Gelegenheiten, wie beim Abschluß eines Vertrags oder bei einem Gottesurteil dreimal feierlich angerufen. Nach Clapperton ²⁾ erhält zwar der höchste Gott bei den Yoruba ein jährliches Opfer von Pferden, Kühen, Schafen, Ziegen und Hühnern, die dann von dem König und Volk verzehrt werden; sonst ist es das Gewöhnliche und bezeichnend für die ethisch tiefe Stufe der Negerreligion, daß die als böse gefürchteten akomfoabosom Opfer erhalten zu ihrer Begütigung, nicht der Himmels-gott, der zu hoch steht, um sich um die Angelegenheiten der Menschen zu bekümmern und den Geistern das überläßt ³⁾; die Furcht vor ihnen drängt den Aufblick zu jenem zurück; er steht als Menschenschöpfer auch der Gegenwart fern; das Bewußtsein der Abhängigkeit von den Vorfahren, das zuerst zu ihm hinführte, wird für die geistig schwache Subjektivität der Neger zum überwiegenden, zur Vergötterung der Vorfahren selbst aus den oben ⁴⁾ dargelegten Motiven, unter denen die Furcht, von ihnen nachgeholt zu werden, vor den sittlichen noch prävaliert. Die Furcht vor dem Tode führt auch zur Vergötterung eines höchsten bösen Geistes ⁵⁾; wenn es von ihm heißt ⁶⁾, daß er, der Feind der Menschen, doch abgeschieden von der Welt im Jenseits wohnt, so ist dies Jenseits eben das Totenreich und er selbst der Todesgott, ursprünglich eins mit dem Himmels-gott, der ja auch tötende

1) S. 154.

2) Burkhardt, S. 24.

3) Allgemeine Historie der Reisen III, 476. Schauenburg, Reisen in Zentralafrika I, 153. Burkhardt, S. 17. Müller, Ursprung, S. 123. Riis bei Waitz II, 171.

4) § 15.

5) Waitz II, 171—174.

6) Riis bei Waitz, S. 171. Müller, Urspr., S. 123.

Blitze schleudert und durch verzehrende Sonnenglut tötet ¹⁾, zu dem die Seelen der Könige und des Adels kommen, welche dann wieder die niederen zu Dienern und Unterthanen haben; aber es ist auch der vom Schöpfer verschiedene erste Urahn des Stammes, der alle folgenden Generationen nach sich ins Totenreich zieht, und das auch in den sämtlichen abgeschiedenen Seelen als fortwirkend gefürchtete lebensfeindliche Prinzip tritt dann auch dualistisch dem schöpferischen Urgott zur Seite. So verehren die Egba oder Wegba ²⁾ einen guten Gott Obbatalla und einen bösen Schugudac ³⁾. Bei den Quoja an der Pfefferküste heisst er Sovach oder Suah, was auch alles Böse, bösen Einfall und Zauberei bedeutet ⁴⁾. In Dahome heisst der oberste böse Geist oder Teufel Leiba, der in der Nacht im Winde gefürchtet wird, aber auch allerlei Gestalten annehmen soll, namentlich oft als kleine Schlange umherfliegen, deren Berührung Tod, elendes Hinsiechen oder groses Unglück bringe ⁵⁾. Leiba ist vielleicht identisch mit dem Namen Ellibar, Ellebor, der den Teufel als Schöpfer des Bösen bezeichnet. Ellebor wird aus Lehm und Thon als kleine, sehr hässliche Person abgebildet und, wenn jemand etwas Böses ausführen will, das niemand entdecken soll, von ihm angerufen; „Ellebor onboh ervoh“ d. h. „Ellebor töte ihn“, ist ein gewöhnlicher Fluch ⁶⁾. Die Aschanti wännen, der Teufel sei immer bei der Hand, um Unheil zu stiften; die Diener legen sich, wenn ihr Herr aufsteht, sogleich auf seinen Platz, damit der Teufel nicht

1) Hartmann, Völker Afrikas, S. 217: „Der Jan Compune der Aschanti kann Gutes und Böses über die Menschen verhängen.“ Nach Cruickshank wenden sich die Fanti an Jancompon bei Segnungen oder Flüchen, „but in either case their invocation amounts simply to an ejaculation and is not attended by any formal act of worship“.

2) Hartmann, S. 251.

3) Ebrard, Ap., S. 351.

4) Adelung, S. 182.

5) Burkhardt, S. 20.

6) a. a. O.

dorthin schlüpfe; auf der Goldküste wird er alljährlich durch furchtbares Lärmen aus den Häusern und Straßen in den Wald vertrieben; man sucht ihn aber auch durch Gebet und Opfer freundlich zu stimmen, damit er nicht Böses zufüge, während man sich um den guten Geist nicht weiter bekümmert, da derselbe als guter ohnehin nichts zuleide thue ¹⁾. In Bambuk auf der Goldküste erhält jener eine schwarze Kuh als Opfer, wenn ein Arbeiter in den Goldminen verunglückt, damit er dem Toten freundlich sei, was ihn als Beherrscher der Totenwelt charakterisiert ²⁾. Nach der Tradition der Altkalabresen ist es ursprünglich Atai, das Weib des Menschenschöpfers Abasi Ibum, die dem ersten Menschenpaar, nachdem es wider ihr Verbot eheliche Gemeinschaft gepflogen, Tod, Streit und alles Übel sendet ³⁾. Auch bei den Banjun an der Casamanza und in Benin soll sich der Glaube an ein höchstes böses Wesen finden neben dem an ein höchstes gutes, wengleich Waitz ⁴⁾ nähere Angaben über das Verhältnis beider zu einander vermißt. In Kalabar ist aber auch in der Efik-Sprache Egbo der Name für den bösen Geist, und sobald das Geschrei erschallt: „Der Egbo!“ stiebt das Volk auseinander; ein verkleideter Mann stellt ihn dar, der mit einer Peitsche aus Kuhhaut alle peitscht, die ihm nicht aus dem Wege gehen; mit ihm an der Spitze ziehen die Häuptlinge aus, nachdem sie sich zuvor in den sogenannten Egbohäusern beraten, um Verbrecher zu strafen, Sklaven zu überfallen und zu opfern ⁵⁾. Wenn dem Teufel ein bestimmter Wohnsitz zugeschrieben wird, so ist letzterer wohl eine alte Kultus- und Begräbnisstätte des Stammes; jener zugleich der Urahn desselben. So suchen die Bewohner von Kap Palmas bei chronischen, von Erkältung herrührenden Übeln den Sitz

1) Burkhardt, S. 21.

2) Ebd., S. 25.

3) Ebrard, Anfänge des Menschengeschlechts, S. 46f.

4) a. a. O., S. 173f.

5) Burkhardt, S. 33. Waitz, S. 136.

des großen Teufels in der Stadt Heidie am nahen Cavalleyfluß auf¹⁾. Nach dem Volksaberglauben der Bullom wohnt der böse Geist Koloh nahe bei Yongruh und kommt nur bei traurigen Veranlassungen, wie beim Tode eines Häuptlings, aus dem Dickicht der Wälder hervor; auch wenn jemand begraben worden, ohne daß seine Anverwandten eine Begräbnisfeier mit Tanz und Schmauserei veranstaltet, beunruhigt sie bei Nacht der Koloh, der mit den Verstorbenen Umgang hat, bis das Versäumte nachgeholt ist, setzt sich auch auf den Kopf eines Menschen, der mit ihm in Verbindung zu stehen glaubt, und jagt ihn umher, denen nachzuspüren, die sich jener Pflicht gegen den Verstorbenen entziehen²⁾. Der böse Ahnen- und Todesgott ist wohl auch der Strafgott, in dessen Dienst ein politisch-religiöser Geheimbund, das Purrah (Semó) bei den Susu, Temne und Bullom, das Kwi bei den Negern auf Kap Palmas, der Mungibund am Cameruns, Verbrechen wie Mord und Zauberei mit Todesstrafe ahndet³⁾. In den Gebieten des oberen Senegal, des Gambia und noch weiter nach Süden hin bestraft der Geheimbund des von einem Fetischmann mit einem Kopfputz von Menschengebeinen und Federn dargestellten Mumbo Dschumbo böse oder unzüchtige Weiber mit Prügel, auch Diebe und andere Verbrecher⁴⁾. So straft denn auch nach dem Glauben der Odschi der böse Todesgott Abonsam Verbrecher nach dem Tode⁵⁾. Allerlei Elswaren erhält der böse Geist in den Wäldern am Gambia, wo er unter den Namen Horey durch furchtbare Töne Schrecken verbreitet, und

1) Burkhardt, S. 20.

2) Ebd., S. 32f. „Bas. Miss.-Mag.“ 1818 IV, 496 ff.

3) Ebd. 1826 I, 77 ff.; 1851 I, 131 ff. „Missionsfreund“ 1880, S. 88 f. Burkhardt, S. 30 f. Hartmann, Völker Afrikas, S. 265. Waitz, S. 135 f. In Abbeokuta schreckte Oro die Weiber. Burkhardt, S. 141.

4) Burkhardt, S. 32. Hartmann, S. 266. Schauenburg, Reisen in Zentralafrika I, 92f. Oberländer, S. 215.

5) Burkhardt, S. 52.

an einzelnen Meeresstellen bei der Einfahrt in den Fluß ¹⁾. Auch die abgeschiedenen Geister hausen wie er ganz besonders im Walddickicht, zum Teil auch im Wasser, wo Menschen ertrinken; doch sind sie keineswegs auf beides beschränkt, wie wir sogleich sehen werden, indem wir nach Betrachtung des der Negerreligion zugrunde liegenden relativen Monotheismus und seinen Übergang in Dualismus und Polytheismus, insbesondere Ahnenkult näher eingehen auf den mit diesem letzteren insbesondere sich verbindenden

β) Fetischismus. Seine Verbindung mit dem Ahnenkult haben wir ²⁾ erklärt aus dem Bewußtsein einer Abhängigkeit von der äußeren Natur, die aber noch keine rechte Selbständigkeit hat der geistigen Welt gegenüber, sondern nur als Behausung der abgeschiedenen Geister erscheint, welche aber auch selbst naturhaft und naturbedürftig in ihr sich sofort nach ihrer Scheidung vom Leib wieder materialisieren und verkörpern, daher auch durch Opfer gespeist, erfreut und gestärkt werden können. Wir haben schon der von den Aschanti verehrten Meteorsteine gedacht als Verkörperungen höchster Lichtgeister, der Obosom; aber auch diese werden schon unter die Wong mit einbegriffen ³⁾, der allgemeinen namentlich auf der Goldküste vorherrschenden Bezeichnung aller, insonderheit der abgeschiedenen Geister, die zwischen Himmel und Erde wohnend zugleich auf dieser sich materialisieren oder aufs neue einkörpern in allen den Dingen, die ihren Namen tragen und mit dem üblich gewordenen portugiesischen Worte als Fetische bezeichnet werden ⁴⁾. Wong heißt das Meer als Wohnsitz von Geistern und alle Wesen darin, soweit sie als Verkörperungen der Geister gelten,

1) Burkhardt, S. 25.

2) § 16, a.

3) Grube, Bilder aus Afrika, S. 88.

4) Waitz II, 183f. Müller, Ursprung, S. 126. Burkhardt, S. 17.

vom Hai und der großen Schildkröte bis zu dem kaum zwei Zoll langen Dideifischchen. Als Wong werden weiter bezeichnet Flüsse, Seen, Quellen, einzelne Felsen und Berge, kleine umzäunte Fleckchen Landes, ferner die Otutu d. h. über einem Opfer errichtete Erdhaufen, dergleichen die Termitenhaufen, ferner viele Waldgebüsch und Bäume, besonders der Seidenbaumwollenbaum, drei Arten des Odumbaumes, von deren einer die Rinde zu dem bei Gottesurteilen gebrauchten Fetischtrank genommen wird, sodann gewisse Tiere, bei deren Tötung zuweilen Reinigungszeremonieen ausgeführt werden: Affe, Tiger, Elefant, Flusspferd, Büffel, Krokodil, Schlangen, unter den Vögeln besonders Adler und Rabe; manche Tiere sind bloß Schützlinge der Wong, ihnen heilig, ohne selbst Wong zu sein, wie der Leopard, die Hyäne und gewisse Opfertiere; darum essen bei den Aschanti einige Familien nicht Rind-, andere nicht Schweinefleisch, andere nicht weiße, andere nicht schwarze Hühner, je nachdem diese ihren besonderen Familiennahmen zum Eigentum geweiht werden. Die Fledermaus heißt ein Wong-Kind; der Aasgeier wird als Sprecher zum Himmels-gott Njongmo geschickt, wenn es nicht regnen will. Es giebt auch künstliche Wong in Menge, die vom Fetischmann roh aus Holz geschnitten oder aus Thon geformten Amagai, Götzenbilder von menschlicher Gestalt oder doch mit Menschengesicht. Ja zusammengesetzte Sachen aus Schnüren, Haaren, Knöchelchen u. dgl. können Wong werden, wie Cruickshank von einem großen Streit um einen Fetisch erzählt, welcher eine kupferne Pfanne mit einem Klumpen Lehm war, worin Papageienfedern steckten. Alle Reliquien eines menschlichen oder tierischen Körpers, vor allem Schädel, Knochen, aber auch Zähne, Haare, Hörner, Federn, Eierschalen, Samenkörner können Wong sein. Ja Glasscherben, alte Töpfe, zerbrochene Teller, Trinkschalen, Flaschenstöpsel, Kunstprodukte der Europäer können Wong sein, wenn der Wong- oder Fetischpriester mit dem Tung, seinem Zauberstab, es berührt und der Gottheit weiht, sie hineinbannt. An Kreuz-

wegen und Bäumen werden bunte Tuchlappen, Vogelfedern, Affenklauen aufgehängt (z. B. auf Kap Palmas), um böse Geister vom Dorf abzuhalten; ähnliche Zaubermittel befinden sich in den Hütten und an den Thürpfosten. Es giebt Fluch-Wonge, vor deren verderblichen Wirkungen andere derselben Art, womöglich noch stärkere, schützen können, und Amulette, zum Schutz gegen die bösen Geister am Leib getragen ¹⁾. Die Fetische und Amulette heißen auf der Goldküste außer wong auch wongkpa (a nasal), kablē, im Tshi (Aschanti) óbosom, (a)sumang ²⁾. Die Bezeichnung Enquizi, Mokisso stammt aus Nieder-guinea, nach dem arabischen „girs“ heißen die Amulette auch Grigri, Grugru, Juju, sonst auch Saphi, Kwi ³⁾. Die Wahl des Fetisches beruht auf der Ideen-association, zunächst der objektiven, wenn eine aufsergewöhnliche Erscheinung die Aufmerksamkeit erregt, oder einer subjektiven, wenn die bereits aufgeregte Gemütsstimmung ihr sehnsüchtiges Fragen mit dem ersten besten Objekt, das gerade im kritischen Moment percipiert wurde, verknüpft ⁴⁾. Ein Yorubaner brächte einer Keule Opfer, die seine Stirn nicht verletzt hatte ⁵⁾. Der erste beste Gegenstand, an den sich die Erregung eines religiösen Gefühls knüpft, kann Fetisch werden, und durch die Vielheit der Gegenstände wird der Mangel eines jeden ergänzt ⁶⁾. In der Haus-

1) „Bas. Miss.-Mag.“ 1856 II, 131. Burkhardt, S. 17f. 23f. Wuttke, Geschichte des Heidentums I, 58. 61f. 63. Peschel, S. 258ff. Wilson, S. 155ff. Grube, Bilder aus Afrika, S. 88. Waitz, S. 174f. 183ff. Hartmann, Völker Afrikas, S. 214ff. 222 (mit Fetischbildern). Lippert, Seelenkult, S. 38ff. Oberländer, S. 223. Auch Geschrei und Flug von Vögeln ist vorbedeutend. Waitz, S. 200.

2) Christaller, Dictionary, p. 15. 99. 132.

3) Waitz, S. 174. Bastian, San Salvador, S. 81. 254. Roskoff, Religion der Naturvölker, S. 160.

4) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 134.

5) Asmus, Indogermanische Religion I, 35.

6) Paret in Herzogs Realencyklopädie IV, 396 (1. Ausg.).

kapelle eines Negers fand man gegen 20 000 Fetische ¹⁾. Die verschiedenen Fetische haben auch verschiedene Funktionen; es erklärt sich dies teils aus dem zugrunde liegenden Ahnenkult und der früheren Wirkungssphäre der vergötterten Verstorbenen, teils aber auch aus den Spezialfällen des Nutzens, den die einem Fetisch dargebrachte Verehrung zu gewähren schien, oft schon von früheren Zeiten her ²⁾. So schützt der eine Fetisch gegen Krankheit, ein anderer gegen Dürre, ein dritter gegen den Feind; einer sichert gute Ernte, ein anderer guten Fischfang u. s. w. Wenn der Neger die Hilfe seines Fetisch erfahren zu haben glaubt, ist er ihm dankbar und spricht mit ihm wie mit einem teuren Freund (ist er doch einer seiner Vorfahren) bei aller sonst sklavischen Verehrung; in dieser Vereinzelung und Versinnlichung ist ihm das Göttliche nahe; er begießt ihn zuweilen mit Rum zum Opfer und ruft ihn in Gefahr laut und inbrünstig an, um seinen Geist zur Thatkraft zu erwecken ³⁾. Vor jedem großen Unternehmen schreitet der Neger, wenn kein älterer, erprobter da ist, zur Wahl eines neuen Fetisch; was ihm zuerst beim Heraustreten aus dem Hause auffällt, Stein, Hund, Katze oder ein anderes Geschöpf, das wählt er zum Abgott, dem sogleich Opfer gebracht werden; glückt das Unternehmen, so steigt das Ansehen des Fetisch; mißlingt es, so kehrt dieser wieder in den vorigen Stand zurück ⁴⁾ d. h. es hat sich bewiesen, daß das Ding nicht von einem Gott bewohnt war oder derselbe es schon wieder verlassen. Wenn die Neger Regen haben wollen, legen sie ein leeres Geschirr vor den Fetisch, Waffen, wenn sie zur Schlacht ziehen, Knochen und Gräten, wenn sie Fleisch oder Fische begehren;

1) Römer, Nachrichten von der Küste Guineas (1769), S. 62.

2) Vgl. Lippert, Geschichte des Priestertums (1883), S. 82.

3) Wilson, S. 157; vgl. Cruickshank bei Waitz, S. 172. 185. Über wöchentliche Fetischfesttage ebd., S. 201f.

4) Bosmann, Guinese Goud-, Tand- en Slave-kust II, 153. Römer, S. 63. Waitz, S. 187. Peschel, S. 259.

wegen und Bäumen werden bunte Tuchlappen, Vogelfedern, Affenklauen aufgehängt (z. B. auf Kap Palmas), um böse Geister vom Dorf abzuhalten; ähnliche Zaubermittel befinden sich in den Hütten und an den Thürpfosten. Es giebt Fluch-Wonge, vor deren verderblichen Wirkungen andere derselben Art, womöglich noch stärkere, schützen können, und Amulette, zum Schutz gegen die bösen Geister am Leib getragen¹⁾. Die Fetische und Amulette heißen auf der Goldküste außer wong auch wongkpa (a nasal), kablē, im Tshi (Aschanti) óbosom, (a)sumang²⁾. Die Bezeichnung Enquizi, Mokisso stammt aus Nieder-guinea, nach dem arabischen „girs“ heißen die Amulette auch Grigri, Grugru, Juju, sonst auch Saphi, Kwi³⁾. Die Wahl des Fetisches beruht auf der Ideen-association, zunächst der objektiven, wenn eine außergewöhnliche Erscheinung die Aufmerksamkeit erregt, oder einer subjektiven, wenn die bereits aufgeregte Gemütsstimmung ihr sehnsüchtiges Fragen mit dem ersten besten Objekt, das gerade im kritischen Moment percipiert wurde, verknüpft⁴⁾. Ein Yorubaner brächte einer Keule Opfer, die seine Stirn nicht verletzt hatte⁵⁾. Der erste beste Gegenstand, an den sich die Erregung eines religiösen Gefühls knüpft, kann Fetisch werden, und durch die Vielheit der Gegenstände wird der Mangel eines jeden ergänzt⁶⁾. In der Haus-

1) „Bas. Miss.-Mag.“ 1856 II, 131. Burkhardt, S. 17f. 23f. Wuttke, Geschichte des Heidentums I, 58. 61f. 63. Peschel, S. 258ff. Wilson, S. 155ff. Grube, Bilder aus Afrika, S. 88. Waitz, S. 174f. 183ff. Hartmann, Völker Afrikas, S. 214ff. 222 (mit Fetischbildern). Lippert, Seelenkult, S. 38ff. Oberländer, S. 223. Auch Geschrei und Flug von Vögeln ist vorbedeutend. Waitz, S. 200.

2) Christaller, Dictionary, p. 15. 99. 132.

3) Waitz, S. 174. Bastian, San Salvador, S. 81. 254. Roskoff, Religion der Naturvölker, S. 160.

4) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 134.

5) Asmus, Indogermanische Religion I, 35.

6) Paret in Herzogs Realencyklopädie IV, 396 (1. Ausg.).

kapelle eines Negers fand man gegen 20 000 Fetische ¹⁾. Die verschiedenen Fetische haben auch verschiedene Funktionen; es erklärt sich dies teils aus dem zugrunde liegenden Ahnenkult und der früheren Wirkungssphäre der vergötterten Verstorbenen, teils aber auch aus den Spezialfällen des Nutzens, den die einem Fetisch dargebrachte Verehrung zu gewähren schien, oft schon von früheren Zeiten her ²⁾. So schützt der eine Fetisch gegen Krankheit, ein anderer gegen Dürre, ein dritter gegen den Feind; einer sichert gute Ernte, ein anderer guten Fischfang u. s. w. Wenn der Neger die Hilfe seines Fetisch erfahren zu haben glaubt, ist er ihm dankbar und spricht mit ihm wie mit einem teuren Freund (ist er doch einer seiner Vorfahren) bei aller sonst sklavischen Verehrung; in dieser Vereinzelung und Versinnlichung ist ihm das Göttliche nahe; er begießt ihn zuweilen mit Rum zum Opfer und ruft ihn in Gefahr laut und inbrünstig an, um seinen Geist zur Thatkraft zu erwecken ³⁾. Vor jedem großen Unternehmen schreitet der Neger, wenn kein älterer, erprobter da ist, zur Wahl eines neuen Fetisch; was ihm zuerst beim Heraustreten aus dem Hause auffällt, Stein, Hund, Katze oder ein anderes Geschöpf, das wählt er zum Abgott, dem sogleich Opfer gebracht werden; glückt das Unternehmen, so steigt das Ansehen des Fetisch; mißlingt es, so kehrt dieser wieder in den vorigen Stand zurück ⁴⁾ d. h. es hat sich bewiesen, daß das Ding nicht von einem Gott bewohnt war oder derselbe es schon wieder verlassen. Wenn die Neger Regen haben wollen, legen sie ein leeres Geschirr vor den Fetisch, Waffen, wenn sie zur Schlacht ziehen, Knochen und Gräten, wenn sie Fleisch oder Fische begehren;

1) Römer, Nachrichten von der Küste Guineas (1769), S. 62.

2) Vgl. Lippert, Geschichte des Priestertums (1883), S. 82.

3) Wilson, S. 157; vgl. Cruickshank bei Waitz, S. 172. 185. Über wöchentliche Fetischfesttage ebd., S. 201f.

4) Bosmann, Guinese Goud-, Tand- en Slave-kust II, 153. Römer, S. 63. Waitz, S. 187. Peschel, S. 259.

werden ihre Wünsche nicht erfüllt, versuchen sie den Fetisch gnädig zu stimmen oder wenden sich an einen mächtigeren ¹⁾. Mit Unrecht sah Wuttke ²⁾ in dem Wählen der Fetische schon eine höhere Stufe im Vergleich zu der blofs passiven Vergötterung eines machtvollen Naturdaseins. Eine solche liegt überhaupt dem Fetischismus nicht zugrunde, sondern der Ahnenkult. Immer gilt der Kult nicht blofs dem äufseren Fetisch, sondern dem ihm inwohnenden Geist, wenngleich bei der gedankenlosen Menge leicht das Geistige zum rein Materiellen herabsinken kann ³⁾. Ein Neger, der einem Baum Verehrung erwies und Speise darbrachte, darauf aufmerksam gemacht, dafs der Baum doch nichts esse, antwortete: Der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist Geist und unsichtbar, aber hat sich in diesem Baum niedergelassen; freilich kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren, aber geniefst das Geistige davon und läfst das Körperliche, das wir sehen, zurück ⁴⁾. Jeder Neger hat seine Hausgötzen, stets mit rotem Ocker, der nach Bastian ⁵⁾ den Blutanstrich ersetzt, und Ei bedeckt, jeder Fetischpriester auch seine Privatfetische in seinem Hause, jedes Dorf, jede Stadt örtliche Schutzherren, deren z. B. die Stadt Kap Coast allein 77 zählt, und ein oder mehrere Fetischhäuser, ursprünglich gewifs Grabstätten, gern mit Bäumen umpflanzt, runde oder vier-eckige rohe Hütten, oft nur Umzäunungen mit Strohdach, wo die Götzenbilder sich befinden, vor denen die Opfergaben, auch Schädel geopferter Menschen und Tiere, nie-

1) Waitz, S. 177.

2) Geschichte des Heidentums I, § 35f.

3) Waitz, S. 174f. Müller, Urspr., S. 126.

4) Halleur, Leben der Neger Westafrikas, S. 40. Waitz, S. 176. 188. Müller, S. 114. Die Seele eines Neugeborenen wird bei Sierra Leone und bei den Dualla an einen gleichzeitig gepflanzten Baum geknüpft; am Gabun wird ein Baum für verstorbene Zwillinge gepflanzt. Bastian, Inselgruppen Ozeaniens, S. 63.

5) Deutsche Expedition II, 240. Lippert, S. 78.

dergelegt werden ¹⁾. In Sierra Leone werden die Vornehmen im öffentlichen Palaverhaus der Gemeinde begraben; einige Stämme in Senegambien bauen für jeden Toten eine besondere Hütte, und es entstehen förmliche Totenstädte; in Ifeh besteht nach Bastian sogar ein Markt der Toten, wo Verbindung mit denselben vermittelt wird durch feilgehaltene Kultspenden ²⁾. In Bonny im Nigerdelta ist der Fußboden des großen Jujuhouses mit Menschenschädeln gepflastert ³⁾. Der Gestus beim Gebet ist Niederwerfen und Knieen ⁴⁾. Auch Dankopfer werden den Götzen gebracht, ein Huhn, Schaf, Rind oder Sklaven ⁵⁾, auch hölzerne Glieder zum Dank für Heilungen in den Tempeln niedergelegt ⁶⁾. Die Opfertiere werden von den Opfernden oft gegessen; auch die Dankopfer, die wohlhabende Neger auf der Goldküste bisweilen ihrem Kla bringen, werden mit einem Schmause beschlossen ⁷⁾. Das Wort Kla, auch Kra (okla, okära) bedeutet Seele, aber im Sinne einer höheren das Subjekt beseelenden Macht, als männlich gedacht die zum Bösen treibende Stimme (gbesi), als weiblich die davon abmahnende, sodann den persönlichen Schutzgeist oder Genius einen jeden, der auch durch Zauberei citiert werden kann, bisweilen als Schatten gedacht; nach dem Tode des Menschen wird er zum Sisa (Osésa, Osamang), zum abgeschiedenen Geist; derselbe kann im Hause bleiben, wo der Leichnam ist, dem man deshalb Geräte, Schmuck, Nahrung mitgiebt ins Grab, auch durch einen Trichter nachträufelt, kann mitsamt seinem Gebein dem Wongmann sichtbar werden, kann aus dem Grabe steigen, die noch

1) „Baseler Heidenbote“ 1847, S. 14. „Ausland“ 1849, S. 514. Burkhardt, S. 18. Waitz, S. 185. 197.

2) Waitz, S. 194f. Bastian, Geogr. Bilder, S. 185. Lippert, Seelenkult, S. 13; Geschichte des Priestertums, S. 79.

3) Lenz, Westafrika, S. 193.

4) Oldendrop bei Wuttke, S. 126.

5) Römer, S. 154. Wuttke, S. 132.

6) Oberländer, S. 223.

7) „Baseler Heidenbote“ 1854, S. 41.

Lebenden plagen oder krank machen, bis er freiwillig oder durch den Wongmann vertrieben sich nach dem Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen fort begiebt, kann aber auch von da jederzeit zum Leichnam wieder zurückkehren, ja selbst (als Bla) wiedergeboren und aufs neue zum Kla eines Menschen werden oder auch als Tier erscheinen; es werden aber auch stets neue Seelen vom höchsten Gott auf die Erde herabgesendet ¹⁾. Der Yorubaner verehrt seinen Genius in seiner Stirn durch Opfer ²⁾; die geistige Kraft teilt sich sogar an äußere Werkzeuge mit, wie der Zimmermann in Yoruba das Beil, mit dem er arbeitet, verehrt ³⁾, wenn nicht etwa ein Ahnengeist zum Helfer bei der Arbeit hineingebannt ist; auch an Körperabfällen, wie Zähnen, Haaren, Nägeln, die man deshalb vor Mißbrauch verbirgt, bleibt ein geheimnisvoller Rapport mit ihrem ursprünglichen Besitzer haften, ebenso, wie sich andere Geister an sie hängen ⁴⁾. Beim Schlaf entweicht die Seele zeitweilig aus dem Körper und tritt mit anderen Seelen im Traum in Verkehr; wer den Verstand verloren, gilt für einen Menschen, der vor der Zeit von seiner Seele verlassen worden; es giebt aber auch Besessene, in denen sich fremde abgeschiedene Geister inkarnieren ⁵⁾. Beim Begräbnis sträubt sich zuweilen der Tote, obwohl er einen Ochsen zum Opfer

1) Zimmermann, *Gramm. of the Akra Language, Vocabulary*, p. 151. Christaller, *Dictionary*, p. 58. 111 sq. 228. 261. „Basel. Miss.-Mag.“ 1856 II, 134f. 139. Burkhardt, S. 21. Waitz, S. 181f. Bastian, *Vorstellung von der Seele*, S. 19. 34. M. Müller, *Ursprung der Religion*, S. 99. 132; *Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft*, S. 325. Lippert, *Seelenkult*, S. 12ff. 16. 31. 37. 39. 56. 81. Den Glauben, daß Verstümmelung des Körpers auf die Seele sich übertrage, bezeugt Römer (S. 42), Wuttke (S. 107). Die Schattenverehrung in Oberguinea erwähnt Ritter, *Erdk. I*, 317.

2) Tucker, *Abbeokuta*, p. 36. Waitz, S. 188. Bastian, *Das Religiöse in ethnologischer Auffassung*, S. ix.

3) Ebd., S. xxv. Vgl. dazu Analoga aus Indien in M. Müller, *Urspr. der Religion*, S. 229.

4) Wilson, *Westafrika*, S. 159.

5) Ebd., S. 161f.

erhalten, die Stadt zu verlassen, und die Träger desselben werden von einer höheren Gewalt hin- und hergeworfen, bis das Familienhaupt den Toten durch Zuspruch besänftigt oder ein vermeintlicher Urheber des Todes dem Gottesgericht unterworfen wird; nach dem Begräbnis waschen sich die Träger; nach dem Grab, über dem eine Hütte mit Stuhl und Geräten erbaut ist, werden monate- und jahrelang dann und wann Lebensmittel gebracht ¹⁾. Die Geister, gute wie böse, bewohnen gewisse große Berge, große hohle Bäume, tiefe Flüsse, dichte Wälder, auch tiefe Höhlen, besonders solche mit einem Echo, das als ihre Orakelantwort gilt; an diesen ihren Wohnplätzen geht niemand vorüber, ohne ein kleines Opfer, sei es auch nur ein Blatt oder eine Muschel, niederzulegen ²⁾. Die Lehre von der Seelenwanderung ist nach Wilson sehr verbreitet; die Affen werden bei Fishtown, die Krokodile bei Dixcove, die Schlangen in Whidah verehrt, weil man glaubt, daß die Seelen Toter in sie übergegangen ³⁾. Affen, die sich ja durch ihre menschenähnliche Gestalt noch besonders dazu eignen ⁴⁾, haben zumal dann, wenn sie sich in der Nähe eines Friedhofs aufhalten, die Seelen der Toten in sich aufgenommen ⁵⁾. Auch Wölfe und Raubvögel, die Leichen fressen, gelten als heilig; in Dahome gilt es als Glück, von einem Leoparden getötet zu werden ⁶⁾. Vielfach ist bei der Verehrung von Tieren ihre ursprüngliche Bedeutung als Behausung abgeschiedener Geister freilich vergessen; doch sieht man immer etwas Geistartiges in ihnen; die Schonung und Aufmerksamkeit, womit man sie behandelt, macht sie

1) Wilson, Westafrika, S. 170f. Die Verwandten scheeren sich zur Trauer die Haare und tragen einen Monat nur dürrtige zerrissene Kleider; die Weiber beweinen den Gatten eine Stunde früh und abends. Die Verwandten fasten lange und hart. Waitz, S. 194.

2) Ebd., S. 161.

3) Ebd., S. 155. Vgl. Waitz, S. 178f.

4) Müller, Urspr., S. 129.

5) Wilson, S. 161.

6) Waitz II, 176f. Müller, Ursprung der Rel., S. 129f.

zahn und gelehrig; der Affe läßt sich von Menschen Nahrung reichen; der Alligator von Dixcove verläßt auf einen Pfiff sein nasses Lager und folgt dem Menschen eine halbe Stunde weit und weiter, sobald dieser einen weissen Vogel in seiner Hand trägt; die Schlange von Popo läßt sich umhertragen und beißt oder enthält sich des Beißens nach Belieben ihres Trägers¹⁾. Das plötzliche Erscheinen einer Schlange im Hause bedeutet das Umgehen eines aus demselben Verstorbenen. Die Whidahner, die besonders in einer Schlangenart Seelen der Abgeschiedenen sehen, vermählen an ihrem höchsten Festtag durch ihre Priesterinnen (Betas) ein Mädchen mit einem Schlangengott symbolisch (ohne es an realer Verhelichung zu hindern), unterrichten es in Gesängen und Tänzen, jedenfalls kultischer Art, und erweisen ihm die vorzüglichsten Ehren²⁾. In Dahome werden Schlangen massenweis in den Tempeln gepflegt; wer ihnen ein Leid zufügt, wird mit dem Tod bestraft³⁾. Im sumpfigen Nigerdelta ist die Boaschlange infolge ihrer Anbetung zu einer wahren Landplage geworden; niemand darf ihr bei Todesstrafe etwas zuleide thun; verschlingt sie ein Kind, so hat die Mutter gesündigt⁴⁾. Nach dem Glauben der Odschi gehen die abgeschiedenen Seelen über den Voltafluß nach Sonnenaufgang bis dahin, wo die Milchstrafse (osamannequang, Geisterweg) die Erde berührt;

1) Wilson, S. 162.

2) Wuttke I, 63. Lippert, S. 39. Bastian, Zeitschrift für Ethn. I, 61; Inselgruppen in Ozeanien (1883), S. 67. Vgl. noch über den Schlangenkult in Whidah: Wilson, S. 152. Waitz, S. 179.

3) Oberländer, S. 222f. Die Tempel sind hier viereckige Hütten, gewöhnlich unter dichten Baumgruppen, und dienen bisweilen den Priestern zur Wohnung, während sie unweit der Schlangentempel in einer großen Hüttengruppe wohnen; sie gelten auch als Zauberer und Ärzte und nähren sich von den Opfern. Findet ein Neger eine heilige Schlange auf der Strafse, wirft er sich auf das Knie, nimmt sie vorsichtig auf die Arme mit der Bitte um Verzeihung, daß er sie angreife, und trägt sie nach dem Tempel zurück. Waitz, S. 179f.

4) Crowthers Lebensbeschreibung im Kaiserswerther Kalender 1880, S. 21. Petri, Zum Herzen des schwarzen Erdteils, S. 79.

wo sie sich in zwei Arme teilt, gehen die Häuptlinge und Vornehmen in Onjames Haus, die bösen zum bösen Geist Abonsam in die Unterwelt und finstere Wälder, können aber auch wie jene ihre alten Wohnsitze besuchen; auch die Geister geringerer Leute, die nichts Böses gethan, wohnen hehaglich in den Fetischhäusern ¹⁾. Wenn ein Kind auffallende Ähnlichkeit, physische oder geistige, mit einem Verstorbenen zeigt, sagt man, daß es dessen Seele geerbt ²⁾. Manche Negerstämme lassen alle Seelen in Kindern wiedergeboren werden unter Beobachtung der Stammesunterschiede und Familienverwandtschaften und begraben die Toten nahe bei den Wohnungen der Verwandten ³⁾, damit ihre Seelen sogleich in die Leiber der zunächst geborenen Kinder einwandern können; fürstliche Seelen kehren immer wieder in ihr eigenes Geschlecht zurück, so wie die Sklaven immer nur als Sklaven wiedergeboren werden; die Seele eines gestorbenen Kindes geht in den Körper des folgenden ein ⁴⁾. Darum ist es nach Lippert in Akwapim Familien, deren Fetisch denselben Namen trägt, nicht gestattet, Zwischenheiraten einzugehen, ein Beweis, daß der Fetischgeist als Ahnengeist zu denken ist ⁵⁾. Wenn der König in Benin seinen Tod herannahen fühlt, teilt er seinem Oneywa oder geheimen Rat die Zeichen mit, wodurch er denjenigen seiner Söhne erkennen könne, mit dem sein Geist sich wieder vereinigen würde ⁶⁾. Auch in den Europäern

1) Burkhardt, S. 21. 52. Waitz, S. 191.

2) Wilson, S. 155.

3) Über verschiedene Weisen, die Toten zu begraben, s. Waitz, S. 194f. Die Yorubaner vergraben meist die kauernde Leiche unter der Hausschwelle, werfen aber eine Kindesleiche weg, weil sie, unnatürlicherweise durch einen bösen Geist des Lebens beraubt, diesem zum Anhalt dienen könnte. Bastian, Geogr. Bilder, S. 104. Die Susu verlegen das Grab neben die Wohnung. Waitz, S. 194. Lippert, Geschichte des Priestertums, S. 79.

4) Römer, S. 86f. Monrad, Gemälde von Guinea (1824), S. 54. Oldendrop, Geschichte der Mission auf S. Thomas (1777), S. 315. 348. Wuttke, S. 111.

5) Lippert, Seelenkult, S. 49f. Waitz, S. 201.

6) Bastian, Geogr. Bilder, S. 175.

sah man vielfach wiedergeborene Seelen; so geht' nach dem Glauben der Ebanna in Bonny am Niger die Seele bald in Weifse, bald in Tiere ein, und die Verwandten suchen sie durch eine „das Zurückrufen der Seele zum Hause“ benannte Zeremonie in der Nähe der alten Wohnung festzuhalten. Als in Dahome ein Kind mit allen Zähnen zur Welt kam, erklärte es der Zauberarzt für die Wiedergeburt des Königs Guezo, gekommen, um seinen Sohn zu verschlingen, und ertränkte es ¹⁾. Die Eibe glauben, daß die Geister der Verstorbenen (adefiën) nach der völligen Verwesung des Leichnams in ihre Familien zurückkehren, um ein Glied derselben zu töten, und nehmen die Hilfe von Fetischfrauen dagegen in Anspruch, ja opfern selbst einen Menschen, um den Schatten des Verstorbenen zu versöhnen. In manchen Gegenden werden die Toten wieder als die Schutzgeister ihrer Hinterlassenen betrachtet; man wendet sich in jeder Not zu ihren Gräbern oder in die heiligen Wälder und bringt Reis, Palmwein und Tierblut unter lauter Anrufung ihrer Hilfe dar; in diesem Sinn beten auch die Fanti häufig an den Gräbern. Ist aber ein Kind krank, dessen Mutter bereits verstorben, so hat diese es umarmt, und alle Weiber beten oft zu dem abgeschiedenen Geist der Mutter oder des Vaters eines Kindes und rufen ihn an, entweder zu seiner Ruhe zu gehen oder die Familie vor den bösen Geistern zu schützen, statt den Kindern oder anderen Familiengliedern durch ihre Berührung zu schaden. Die Seelen verstorbener Feinde sind natürlich immer böse Geister, vor denen man sich fürchtet. So vermehrt beinahe jeder Todesfall die schauerliche Schar der finsternen Gewalten, die das Leben und Wohlsein des Negers bedrohen, und es gilt von diesen armen Heiden so recht eigentlich, daß sie in Furcht des Todes Knechte sind ihr ganzes Leben lang ²⁾. Diese launischen, rachsüchtigen, mißgünstigen Geister

1) Lippert, S. 37.

2) Burkhardt, S. 22. Nach Wilson (S. 160) scheint in der That, wenn auch nicht in der Religion entschieden ausgedrückt, die

erfüllen die Luft, wandeln auf allen Strafsen und Wegen, lauern unter den Bäumen, an Hecken und Zäunen, schrecken den einsamen Wanderer, ängstigen und peinigen die Schlafenden, vor ihrer List und Bosheit ist niemand sicher ¹⁾. Nach Wilson ²⁾ gilt jeder Traum, jeder beliebige Einfall als Geflüster und Eingebung einer abgeschiedenen Seele, leibliche Schmerzen und geistige Angst und Unruhe kommen von bösen Geistern her. Ängstlich achtet der Neger darauf, in wessen Gesellschaft er sich befindet, welchen Weg er betritt, wessen Haus er besucht, auf welchen Stuhl er sich setzt, oder wo er sich schlafen legt; denn er muß jeden Augenblick den unheilvollen Einfluß der Geister fürchten. Man schützt sich gegen sie auf alle Weise durch Amulette, behängt nicht bloß den Leib damit, sondern auch die Bäume, z. B. auf Kap Palmas und bei vielen Negerdörfern mit Lappen von buntem Tuch, Vogelfedern, Affenklauen, um die bösen Geister vom Dorf abzuhalten ³⁾. Nach Wilson macht sich an der Goldküste zuweilen eine Dorfschaft um Mitternacht auf, um mit Fackeln, Knütteln und gräßlichem Geheul die spukenden Geister zu verscheuchen ⁴⁾. Bei dieser

Idee zu bestehen, daß es zwei Klassen von Geistern gebe, gute wohlwollende und finstere rachsüchtige, und daß die Seelen der Toten, je nachdem sie in diesem Leben gut oder schlecht gewesen, in diese Geisterklassen eingereiht werden; man sei nur in der Verehrung gegen die bösen Geister aufmerksamer als gegen die guten. Von den Susu sagt er (S. 65), daß (trotz ihres Glaubens an ein höchstes Wesen) ihr ganzer Gottesdienst bösen Geistern zugewendet sei, zwischen denen sie jedoch einen Unterschied machen, indem sie die eine Klasse derselben als Dämonen, die andere als wirkliche Teufel betrachten; ein Unterschied, der sich bei vielen anderen afrikanischen Stämmen nicht vorfinde.

1) Burkhardt, S. 17.

2) Wilson, S. 155 ff. 159. Waitz, S. 194. Spielfs, Vorstellungen vom Zustand nach dem Tod, S. 150.

3) Burkhardt, S. 23. Wilson, S. 156 ff.

4) Wilson, S. 160. Gleichem Zweck, den Egbo zu vertreiben, dienten die großen Zaubertrommeln in einer Felshöhle bei Abbeokuta, bei Feuersbrünsten. Burkhardt, S. 135. „Barmer Missionsblatt“ 1871, S. 79.

Furcht vor den Geistern ist dem Neger ein besonderer Stand von Fetischpriestern unentbehrlich, der es versteht, mit den Geistern zu verkehren, und von Amts wegen ¹⁾ jene durch Opfer zu befriedigen, zu beschwören, möglichst unschädlich zu machen hat. So bilden auf der Pfefferküste in den Gemeinden der Kru eine wichtige Klasse die Dryābo, die mit den politischen Angelegenheiten zwar nichts zu thun haben, aber in einer Person das Amt eines Arztes und Priesters vertreten; sie haben Verkehr mit den Geistern; niemand kann in diese Zunft aufgenommen werden, der nicht mindestens zwei Jahre bei einem ausgezeichneten Mitglied derselben gelernt hat; die eigentliche Amtsweihe besteht in der Hauptscherung ²⁾. So giebt es auf der Goldküste einen erblichen Stand der Wolomo (Besorger der Wong) oder Osofo (Priester), die die Fetischhäuser (gbatschu, wongtschu) reinigen, den Götzen täglich Speise vorsetzen, für das Volk beten, zuweilen auch Ärzte sind. Eine zweite Klasse bilden die von einem Wong selbst angeblich besessenen Wongtschu (Wongväter), auch Deia (Zauberer) oder Ottronschi genannt, mit weiß, auch rot bemalten Leib, behängt mit vielen Grigri, mit phantastischer Kopfbedeckung, z. B. einem Stachelschweinfell; sie bilden auch Kinder gegen ein Lehrgeld zu Fetischmännern aus; andere beruft der Fetisch selbst durch Inspiration, worauf sie noch zu einem Deia in die Lehre gehen. Von dieser zweiten Klasse werden noch unterschieden die Gbalo (Sprecher, Orakel), die zwar nicht von einem Wong besessen sind, aber, in ihrer runden Hütte sitzend und an einer Kette rüttelnd oder in einem Gefäß eine bestimmte Flüssigkeit rührend, jeglichen Geist rufen und mit ihm sprechen, und die Wongpatschulo oder Verfertiger von Fluchfetischen. Es giebt auch Fetischpriesterinnen, die es zuweilen den Männern noch zuvorthun und ein höheres Ansehen genießen. In jedem Dorf ist wenigstens ein Fetischmann;

1) Lippert, Gesch. des Priestertums, S. 91ff. Waitz, S. 196.

2) Wilson, S. 97.

er weiß alles und kann alles machen mit Hilfe der Geister, Regen geben, sich in Tiere verwandeln, die Zukunft vorher-sagen, Verbrecher, insbesondere böse Zauberer und Hexen (aye) entdecken, Krankheiten heilen, aber auch seinen Feinden schaden und allerlei Übel über sie ver-hängen ¹⁾. Im Mittelpunkt des Dorfes wohnt der Bodio oder Bodē (Hohepriester), der in seinem Haus die wichtig-sten und heiligsten Fetische hütet und pflegt, aber für großes Unglück verantwortlich und absetzbar ist; er trägt einen eisernen Ring um den Knöchel ²⁾.

γ) Das wirksamste Mittel, die feindlichen Götter zu-frieden zu stellen, sind nach dem Glauben der Westafrikaner die grauenvollen Menschenopfer, an die sich sogar teil-weise, besonders im Nigerdelta ³⁾, Kannibalismus knüpft. Der König von Dahome tauchte noch im vorigen Jahrhun-dert beim Jahresfest einen Finger in das in einer Schale aufgefangene Blut der Menschenopfer und leckte ihn ab ⁴⁾. König Peppel von Bonny, jetzt Gegner des Kannibalismus, als einst selbst noch das Herz des von ihm gefangenen Königs Amakri von Neukalabar ⁵⁾. Die Absicht dabei ist, die Seele in die Seele aufzunehmen, die Nahrung, Stärkung der eigenen Seele, die gefürchtete Kraft des Feindes sich zu

1) Christaller, Dictionary, p. 99. 191. 226. 279. 173. „Bas. Miss.-Mag.“ 1856 II, 136 ff.; 1852 IV, 240. „Ausland“ 1849, S. 510; 1854, S. 198 ff. Burkhardt, S. 33 ff. Wilson, S. 164. Hart-mann, Völker Afrikas, S. 213 f. 217. 307. Meist erklärt der Zauber-arzt, daß ein Feind dem Kranken Leder, Knochen, Eisen u. dgl. in den Leib gehext, und zieht es ihm durch Taschenspielerkunst heraus. Oberländer, S. 230. Oft sucht er auch einen bösen Geist aus dem Kranken zu treiben und prognostiziert den Ausgang der Krank-heit aus dem Innern der Opfertiere. Waitz, S. 189. Bestreichen mit dem Blut des Opfertiers läßt dessen Leben auf den Kranken übergehen. Tucker, p. 33.

2) Wilson, S. 93. 157.

3) Petri, Zum Herzen des schwarzen Erdteils, S. 79. Daniel, Geogr. I, 499. Waitz, S. 166. 198.

4) Labarthes, Reise nach der Küste von Guinea (1803), S. 238. Lippert, Seelenkult, S. 72.

5) R. Andree, Anthropophagie, S. 31.

assimilieren, seinen erzürnten Geist sich mit Gewalt unterthänig zu erhalten ¹⁾). Auch Hutchinson ²⁾ erklärt die Menschenfresserei zu Bonny im Nigerdelta durch den Glauben der Kannibalen, dadurch tapferer zu werden; die Eingeweide erhält dabei die Iguana, die große Eidechse, als Schutzgeist des Volks von Bonny. Ferner finden Menschenopfer statt in dem Glauben, den durch Qualen und Tod erzürnten Geist des Getöteten zur Abschreckung anderer bösen Geister gebrauchen zu können. So verbrannte ein Häuptling am Rio Pongas einen Mann lebendig, um seine Asche als Grigri zu gebrauchen ³⁾). Die Nachricht, daß der „Tigerkönig“ von Aschanti 200 junge Mädchen töten lassen, um mit ihrem Blut den Mörtel zu mischen, der zur Reparatur eines Palastes dienen sollte ⁴⁾, hat sich zwar zum Glück nicht bestätigt ⁵⁾, aber läßt doch dort herrschende Vorstellungen erkennen. Der König von Dahome hat in der Hauptstadt Abome einen Palast, dessen Hauptschmuck aus Menschenschädeln besteht, die rings um die Mauer befestigt sind. Nicht weniger als 6000 Köpfe der Badagry waren hierzu im Jahre 1785 zum Andenken eines Sieges über dieselben und zur Sühne für die gefallenen Dahomeer ausgeliefert worden, und da noch 127 Köpfe

1) Lippert, S. 70. 73.

2) Ten years wanderings among the Ethiopians (1861), p. 66. Lippert, S. 77. Vgl. Crowthers Leben im Kaiserswerther Kalender, S. 30ff. Crowther kam im Nigerdelta in Gegenden, wo nicht bloß die im Kampf gefallenen Feinde gefressen, sondern sogar auf offenem Markt Menschen geschlachtet und gekocht, Menschenfleisch in Buden und Sklaven von Händlern zum Schlachten feilgehalten wurden. Petri, Zum Herzen des schwarzen Erdteils, S. 79. Hier könnte man mit Hegel (Philosophie der Geschichte, S. 93) denken, das Menschenfleisch sei für den Neger nur Sinnliches, Fleisch überhaupt; doch wäre das nur die äußerste Ausartung des gewohnheitsmäßigen Kannibalismus, zumal da, wo bloß Hungersnot ihn zuerst veranlaßt haben könnte.

3) Burkhardt, S. 23.

4) „Neue Preussische Zeitung“, 15. November 1881; 8. Dezember 1882. Vgl. Waitz, S. 197.

5) „Neue Evang. Kirchenzeitung“ 1882, S. 111.

fehlten, wurden ohne weiteres so viele Gefangene hingemordet¹⁾. Schauerlich sind die Kriegsgebräuche der Aschanti, um sich zu schirmen, zu ermutigen und zu kräftigen. Mehreren Erschlagenen reißt der Fetischmann des Heeres das Herz aus, schneidet es in Stücke, mischt es mit Blut und geweihten Kräutern und spricht dazu die herkömmlichen Beschwörungen; wer je einen Feind getötet, ist von der gräßlichen Mischung, damit nicht die umherspuhenden Geister der Gefallenen seine Kraft heimlich verzehren²⁾. Auch die Flufsgötter fordern Menschenopfer. In Awane wird öfter eine Jungfrau gepfählt, um die Schifffahrt auf dem Fluß zu verbessern; zu ähnlichem Zweck werden in Bonny und an der Mündung des Beninflusses Kinder und Erwachsene dann und wann dem Flufsgott geopfert³⁾. Bei den Ibo werden die Beine des Schlachtopfers zusammengebunden und es von einem Ort zum andern geschleift, bis

1) Wilson, S. 150. Petri a. a. O., S. 77. „Dahome“, d. h. im Leibe Danhs, war ursprünglich der Name des alten Königspalastes, weil von Dako im 17. Jahrhundert über dem Leichnam des von ihm besiegten Häuptlings Danh (d. h. Schlange) erbaut. Oberländer, S. 220. Waitz, S. 57. Ein mit Schädeln gepflasterter Weg und Saal in Kalabar: ebd., S. 130.

2) Burkhardt, S. 23. Vgl. Wilson, S. 125.

3) Burkhardt, S. 27. Der Haifisch von Bonny kommt täglich zum Ufer, um zu sehen, ob irgendein menschliches Opfer zu seiner Mahlzeit bereit liegt. Wilson, S. 162. Der englische Reisende Winwood Reade erzählt, daß bei Falabah am Niger sich ein Krokodilsee befinde, an dem ein Fetischpriester angestellt sei, um die heiligen Krokodile zu füttern, die auf seinen Ruf aus dem Wasser kommen und einen fetten Hammel zum Fraß erhalten. Moustier und Zweifel, die vor wenigen Jahren auf ihrer Reise zu den Quellen des Niger nach Falabah kamen, bestätigen dies in ihrem Reisebericht und fügen hinzu: „Wenn ein neuer König den Thron besteigt, so führt man ihn mit seiner jüngsten Tochter an den Krokodilsee; auf ein Zeichen des Fetischpriesters wird das Kind ergriffen und den Tieren vorgeworfen, um damit darzuthun, daß das Herz eines Königs sich auch den schmerzlichsten Opfern unterziehen muß.“ „Daheim“ 1882, S. 384. Das Opfer soll jedenfalls die Krokodilgötter günstig stimmen und selbst in ihnen sich inkarnieren. Vgl. noch Waitz, S. 197f.

es stirbt, worauf der Leichnam in den Fluß den Krokodilen und Fischen zur Speise geworfen wird; bisweilen bindet man die Unglücklichen auch an Bäume nahe am Fluß und läßt sie verhungern. Die Krobo auf der Goldküste opfern jedes Jahr einen Menschen, aber nicht von ihrem Stamm, essen etwas von seinem Fleische; die Hirnschale wird zum Trinkbecher für einen der Ältesten gemacht ¹⁾. Der König von Aschanti sagte selbst einmal im Gespräch: „Der Gott führt Krieg um starke Männer, weil sie viel Geld zahlen und gute Opfer abgeben.“ Das meiste Menschenblut wird hier, in Dahome und Kalabar an den Gräbern der Könige und Vornehmen vergossen; denn je höher der Verstorbene im Leben stand, desto grösser muß sein Gefolge im Jenseits sein, wozu die Furcht kommt, es möchte der Abgeschiedene, wenn man nicht durch die „Totenkostüme“ gehörig für ihn sorgt, an seinem irdischen Wohnplatz spuken und den Hinterbliebenen alles Böse anthun ²⁾. Die feierlichen Totenkostüme werden bisweilen etwas verschoben, und dann schlachtet man in der Zwischenzeit nur einige wenige zur einstweiligen Bedienung des Verstorbenen; aber auch noch oft und lange nach dem Tode werden diese Kostüme erneuert; das Bantama (Königsgrab bei den Aschanti) muß immer wieder von Menschenblut

1) Burkhardt, S. 25.

2) Ebd. (wo auch die ausführliche Beschreibung vom Begräbnis der Mutter eines Aschantihäuptlings, von dessen Metzelen der englische Gesandte Bowdich Zeuge war). Wilson, S. 138. 162. Hartmann, Völker Afrikas, S. 189ff. „Kalwer Missionsblatt“ 1850, S. 20 (für Kalabar). „Barmer Missionsblatt“ 1871, S. 78 f. 83. „Missionsfreund“ 1882, S. 102f. (wonach der Aschantikönig Mensa dem britischen Gesandten November 1881 die Abschaffung der Menschenopfer versprochen). Sketchly bei Oberländer, S. 224 (wonach zwar der jetzige König von Dahome die Menschenopfer etwas vermindert, indem er die Hälfte begnadigt; doch war Sketchly schon 1873 in Dahome, und Missionar Milum, der vor zwei Jahren die Blutstadt besuchte, bekam, obgleich man die Menschenopfer möglichst vor ihm verborgen hielt, doch genug davon zu sehen und zu hören). „Barmer Missionsblatt“ 1882, S. 96. Waitz, S. 192f.

rauchen¹⁾. Die Dahomeer feiern das „Fest des Tischdeckens“ für die Vorfahren, deren Gebeine bei den Aschanti mit Menschenblut gewaschen werden²⁾. Schon bei Lebzeiten des Königs von Aschanti werden mehr als 100 Okra oder Leibsklaven dazu bestimmt, dem Sterbenden alsbald nachzufolgen; sie tragen verschiedene Auszeichnungen am Körper z. B. an einer seidenen Schnur eine goldene Platte am Hals und können jedem, den sie mit Lebensmitteln antreffen, davon beliebig abnehmen³⁾. Am Grabe der Mutter des Königs von Aschanti wurden einst 700 Personen auf einmal geschlachtet, und als ein Bruder des Königs starb, liefs dieser 1000 seiner Sklaven, 2000 gefangene Fanti und aus verschiedenen Städten noch 1000 Menschen am Grabe des Toten verbluten⁴⁾. Der Holländer Euschart sah im Juli 1872 aus Anlaß der Leichenfeier, die der König von Dahome seinem Vater hielt, den Marktplatz der Haupt-

1) Burkhardt, S. 25. 26. In der Stadt Dahome ist in einem grossen Höhlengewölbe das Grabmal der Herrscher. Man errichtet einem verstorbenen Könige inmitten desselben ein mit Eisenstangen umgebenes Gerüst und stellt darauf den Sarg, der aus Thon besteht, in den das Blut von 100 hingerichteten Kriegsgefangenen geknetet wurde, die dem Toten in der anderen Welt als Ehrenwache dienen sollen. Im Sarge ruht das Haupt, von den Schädeln besiegtter Könige und Häuptlinge umgeben, und um das niedrige Gerüst legt man eine Menge anderer Schädel. Nach diesen Vorkehrungen werden die Thüren des Gewölbes geöffnet und herein treten 50 oder gar 80 Abaias, Hoftänzerinnen und 50 Krieger, für einige Tage mit Lebensmitteln versehen; sie werden lebendig begraben, um ihrem König ins Schattenreich zu folgen; es finden sich stets genug Freiwillige, die nach solcher Ehre geizen. Nach 18 Monaten, während derer der Thronfolger (der älteste Sohn) noch im Namen des verstorbenen Königs regiert, veranstaltet er einen Zug nach dem Leichengewölbe, nimmt den Schädel des Verstorbenen in die linke Hand, in die rechte ein kleines Beil und erklärt öffentlich, daß der König gestorben und er selbst die Regierung angetreten, worauf allgemeiner Jubel, Gesang, Tanz und fürchterliche Musik. Oberländer, S. 221. Omboni, p. 306.

2) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 35.

3) Burkhardt, S. 27.

4) Ebd., S. 26.

stadt mit Blut getränkt, ganze Reihen frischer Menschenschädel aufgestellt, einen Neger in europäischer Kleidung gekreuzigt, und, als ein Erdbeben folgte, noch 76 Negerchristen aus der vom König eben zerstörten Stadt Ischagga abgeschlachtet werden, da der König die vorhergegangene Leichenfeier nicht für glänzend genug hielt und seinen Vater noch zürnend glaubte ¹⁾. Noch jetzt bringt der König Gelele von Dahome seinen bereits 1853 verstorbenen Vater ein alljährliches Menschenopfer; diese Feier dauert in der Regel vier Monate, während welcher Zeit etwa 200 Kriegsgefangene geköpft werden ²⁾. Dies heisst „die große Sitte“ ³⁾. Hier und da werden auch eine oder mehrere, oft selbst Hunderte von Frauen des Verstorbenen auf die eine oder andere Weise geopfert ⁴⁾. Die Opfer gehen meist mit stumpfer Resignation ihrem Verhängnis entgegen ⁵⁾; es kommt aber auch vor, daß beim Tode eines geliebten Mannes und Herrn Weiber, Kinder, Sklaven und Diener sich selbst umbringen ⁶⁾. Die Gräber der Vornehmen schmückt man mit Schädeln, Steinhaufen, Motivpfählen, Fetischen, roh-

1) Petri, S. 7.

2) „Neue Preussische Zeitung“, 6. November 1880. Nach den Erkundigungen des Missionars Milum jährlich 168; an Vorrat dazu fehlt es nicht; erst vor drei Jahren hat er die große Stadt Imekaw im Yorubaland erobert und, wie man sagt, 17000 Kriegsgefangene mitgebracht. „Barmer Missionsblatt“ 1882, S. 96. Sketchly wohnte dem Opferfest (Menhuwo) bei. Soldaten trugen in Körben auf dem Kopf die zusammengeschnürten, am Klagen durch Knebel im Mund verhinderten Opfer, denen der König durch den Premierminister eine Botschaft an seinen Vater mitgab (vgl. Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 35), außerdem zur Wegzehrung je eine Flasche Rum und einen Sack Kaurimuscheln; dann wurden die Opfer in den Körben von einer sieben Meter hohen Plattform in einen Hof geworfen, wo der Henker ihnen die Köpfe abschlug, die drei Tage lang auf hölzernen Altären ausgestellt, dann von den Amazonen des Königs gereinigt und zu Trinkbechern oder zu Verzierungen von Trommeln, Eingangspforten u. s. w. benutzt werden. Oberländer, S. 224.

3) Hartmann, Völker Afrikas, S. 191.

4) Burkhardt, S. 27.

5) Hartmann, S. 187.

6) Ebd., S. 190. Waitz, S. 192f.

geschnitzten Tier- und Menschenfiguren, Thonkrügen, Muscheln, Tiergehörnen, Fahnen, Lappen; bisweilen trocknet man die Kadaver von Königen bei langsamem Feuer und birgt sie später in sargartigen Truhen von Holz, Stein oder Erdummauerung ¹⁾. Am Bonny läßt man allgemein am Kopfende des Grabes eine Öffnung, um den Toten Speise und Trank hinabzuschütten ²⁾. Nach Lander wird in der Fetischhütte des Königs von Adoili zu Badagry der Schädel seines Vaters in einem irdenen Gefäfs, in den Boden gegraben, aufbewahrt und oft mit Menschen- und Tierblut bespritzt; geht der König in den Krieg, so nimmt er den Schädel mit und redet oft mit ihm, ja macht ihm Vorwürfe, wenn es nicht nach Wunsch geht; nicht weit davon steht ein Fetischbaum, an dem man die Rumpfe der Opfer aufhängt; Diebe, Verbrecher, Sklaven werden allmonatlich den Göttern geopfert; Kriegsgefangene schlachtet man, um die Geister der gefallenen Soldaten von Adoili zu versöhnen, auf gräßlichste Weise und beißt in ihre Herzen, kostet von ihrem Blut. Anderthalb Stunden von Badagry sah Lander einen riesigen Fetischbaum mitten im Walde, die Äste bedeckt mit Stücken von Leichnamen, den Stamm mit Totenköpfen umtürmt; alljährlich wird hier dem bösen Geist ein Hauptopfer gebracht ³⁾. Die Aschanti haben in ihrem Kalender eine Menge schwarzer Tage, wo der Zorn der Götter über ihnen hängt und nur durch Blut gesühnt werden kann; auch bei Krankheiten und allen wichtigen Unter-

1) Hartmann, S. 189. An der Goldküste wird ein Häuptling im Hof seines Hauses mit seinen Schätzen beerdigt, deren Diebstahl neuerdings einen Kampf zwischen zwei Stämmen zur Folge hatte. „Neue Preussische Zeitung“, 19. Februar 1882. Da der Kopf eines verstorbenen Königs als besonders mächtiger Fetisch gilt, sucht man sogar diesen zu rauben, weshalb man die Leiche zuerst zum Schein bestattet und dann erst wirklich an einem streng verborgen gehaltenen Ort. Oberländer, S. 228. Schon im vorigen Jahrhundert machten die Aschanti das Skelett des von ihnen besiegten Königs von Denkerä zum Fetisch. Wilson, S. 116. Vgl. Waitz, S. 165.

2) Bastian, Deutsche Expedition II, 202.

3) Burkhardt, S. 27f. Vgl. Waitz, S. 197.

nehmungen fallen hier und in Dahome viele Opfer; selbst der Einzug des englischen Gesandten Dupuis in Kumassi war Anlaß zu einer Schlachtung von Sklaven und Verbrechern ¹⁾. Zahlreiche Menschenopfer werden auch an den National- und Jahresfesten in Dahome und Aschanti geschlachtet. Bei Sonnenuntergang des Tags vor dem Adafeste wird in Kumassi die große Todestrommel, die am Thor des Palastes steht und mit Schädeln verziert ist, geschlagen; die ganze Nacht durchstreifen die königlichen Scharfrichter die Straßen und schleppen, wen sie finden, zum Opfer in den Palast; die Schlächtereier wird oft viele Tage fortgesetzt. Ein anderes regelmässig wiederkehrendes Jahresfest ist das den Saturnalien ähnliche, mit größter Ausgelassenheit und Strafflosigkeit von Diebstahl, Liebeshändeln und Beleidigung gefeierte Jamsfest zur Zeit der Reise der Jamswurzel; auch dabei werden Sklaven oder Verbrecher geopfert; jeder sucht ein wenig Blut davon zu erlangen, um damit seine Jamsfelder zu benetzen und aufs neue fruchtbar zu machen, wer kein fließendes Blut erlangen kann, deckt wenigstens für einige Augenblicke einige Löcher, aus denen Jamswurzeln gezogen werden, mit dem abgeschnittenen Haupt eines Opfers zu, das dann von Hand zu Hand geht. Jamsfeste, doch ohne Menschenopfer, werden auch bei den Eibe und auf der Goldküste, oft unter großen Unsittlichkeiten gefeiert. Der Mittwoch ist hier der Haupttag der Festwoche, an dem Scharen aus allen Dörfern nach Labodei strömen, um dem berühmten Fetischtanz beizuwohnen ²⁾.

c. Zahlreiche Menschenopfer erfordern auch die Gottesgerichte ³⁾. Doch bricht nach Carriere ⁴⁾ der Glaube

1) Burk., S. 27. Waitz, S. 201 (über Glücks- und Unglückstage).

2) „Bas. Heidenbote“ 1846, S. 48; 1847, S. 37; 1852, S. 89. Burkhardt, S. 28. Oberländer, S. 218. Waitz, S. 194. 202.

3) „Bas. Miss.-Mag.“ 1818 IV, 493; 1820 II, 290 ff. „Calwer Missionsbl.“ 1845, S. 20. 99; 1847, S. 19 ff.; 1848, S. 91. Burkhardt, S. 29. Waitz, S. 189. Hartmann, Völker Afrikas, S. 217 f. Wilson, S. 64. 100. 155. 165 f. Oberländer, S. 230.

4) Sittliche Weltordnung, S. 365. Waitz, S. 157.

an eine sittliche Weltordnung bei den Negern darin durch, daß sie zum Gottesurteil greifen, wo menschliche Einsicht über Schuld oder Unschuld nicht zu entscheiden vermag; Gifttrank werde dem Unschuldigen nicht schaden. Untertauchen wird an der Goldküste ¹⁾, glühendes Eisen bei den Bullom, siedendes Palmöl, aus dem der Verdächtige eine Nufs mit unverletzter Hand herausholen muß, auf Kap Palmas zum Erweis der Unschuld gebraucht. Der Fetischtrank, den die Angeschuldigten verschlucken müssen, besteht aus dem Absud der Rinde eines fast überall wachsenden Giftbaums (*Erythrophlaeum guineense*), auch der gepulverten Kalabarbohne (*Physostigma venenosum*). Bei den Susu und Bullom heißt der Trank das rote Wasser, auf Kap Palmas Dschidu, anderwärts Adum oder das bittere Wasser. Man glaubt, der Fetisch gehe mit den Trank in den Magen des Angeschuldigten und sehe sich im Herzen nach der geheimen Schuld um. Findet er nichts, so kommt er mit dem Gift durch Erbrechen wieder heraus, und die Ankläger müssen eine Entschädigung geben; der an dem Gift Gestorbene wird an einem besonderen Ort begraben. Am häufigsten wird der Trank wegen böser Zauberei gereicht, aber auch wegen Diebstahls, Ehebruchs u. dgl. Der schnelle Tod eines Menschen bringt fast immer einen oder mehrere in Verdacht, ihn vergiftet oder durch Zauberei umgebracht zu haben, und der Beschuldigte kann sich nur rechtfertigen durch den Fetischtrank. Crowther ²⁾ kam auf einer Visitationsreise nach Osomare, wo viel Aberglauben an die Hexerei alter Frauen herrschte, der schon vielen derselben das Leben gekostet; wird ein Weib von irgendeinem Priester des Ibolandes der Hexerei angeklagt, muß es das Gottesurteil des Giftwassertranks bestehen, wobei in zehn Fällen neunmal der Tod eintritt. Zu dem Gottesgericht in Beziehung steht der Eid der Neger, sie schwören bei

1) Bosmann, Guinese Goud-Kust I, 134. Peschel, S. 279.

2) Warneck, Beziehungen zwischen Wissenschaft und Kultur, S. 128.

einzelnen Teilen ihres Leibes, welche verdorren, wenn sie falsch schwören; manche tröpfeln beim Eid Wasser in die Augen, das sie beim Meineid blind mache ¹⁾. Die bloße Furcht vor der Bestrafung durch Fetische, die man Verdächtigen auf den Leib legt, treibt oft Schuldige zum Geständnis und beugt manchem Unrecht vor; ein Zauber unter der Palastthür in Dahome straft die Fehltritte der Weiber ²⁾. In Whidah übt die Schlange das Gottesgericht, je nachdem sie in der Hand des Priesters den böser Zauberei Verdächtigen beißt oder nicht ³⁾. Der Glaube an eine Bestrafung von Verbrechern auch nach dem Tode durch den bösen Geist wurde schon erwähnt ⁴⁾. Jeder besondere Ahnengeist oder Fetisch, zu dem sich der Einzelne hält, legt diesem auch neben den äußeren Opfern Gelübde, gewisse besondere Entsagung auf ⁵⁾, besonders Speisebeschränkungen, die sich namentlich weiter südlich an der Loangoküste unter dem Einfluß der Priester zu dem System der „Quixilles“ entwickelt haben ⁶⁾ und

1) des Marchais I, 161. Wuttke, S. 103. Waitz, S. 156f.

2) Waitz, S. 190.

3) Wilson, S. 152.

4) Nach Ritter (Erdkunde I, 317) glauben die Akimneger im jenseitigen Leben von den Fetischen zur Rechenschaft gezogen zu werden. In Wawa sagte Lander eine Fetischpriesterin, daß der Schöpfer im Himmel die Menschen in einem anderen Leben belohne und bestrafe; wenn aber die Bösen durch Schmerz, Geißeliebe und andere Strafen genug gezüchtigt seien, kämen sie auch zu den Guten in ihr schönes, glückliches Land. Schauenburg, Reisen in Zentralafrika I, 502. Besonders religiöse Vergehen würden im Jenseits bestraft. Waitz, S. 191.

5) Deutsche Expedition, S. 168. Heilige Sage der Polynesier, S. 292: „Mit dem individuellen Fetisch der Goldküste als Sumang ist an sich schon das Gelübde verknüpft“ (s. Cruickshank). Der Buddhismus in seiner Psychologie (1882), S. 244: „Von den Stämmen der Aschanti enthalten sich die Aquonna des Büffels (quonna), die Abrutu des Kornhalms, die Abbradie des Pisang, die Anonna der Papageien, die Essona der Wildkatze (esso), die Yoko der roten Erde, die Intschwa der Hunde, die Tschwidam der Panther (etschwi), die Aguna des Palmöls.“ Die Tiernamen der Aschantistämme erwähnt Waitz (S. 55) als schon aus ihrem nordöstlichen Ursitz Inta stammend.

6) Lippert, S. 50. Waitz, S. 200.

selbst einem König das Leben sauer machen und ihn in Abhängigkeit von der Priesterschaft bringen können ¹⁾).

Was den gesellschaftlichen und politischen Zustand des Landes betrifft, so wirken nach Wilson ²⁾ „zwei verschiedene Einflüsse fortwährend auf denselben ein: das Streben des einen geht dahin, das Volk zu großen und mächtigen Massen zu vereinigen, das des andern, es in unzählige kleine ohnmächtige und einflusslose Stämme zu zersplittern; Gründe der Selbstverteidigung, die Ehre, ein großes und mächtiges Volk zu sein, das Verlangen nach Beute würden den ersten dieser Einflüsse unterstützen, während der Mangel gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens, die Eingriffe in das Eigentum und die Rechte Einzelner vonseiten despotischer Herren oder gesetzloser Haufen, die in größeren Gemeinden gedeihen, der Mangel sittlicher Schranken, ohne welche keine schützenden Gesetze etwas helfen, der kleinliche Ehrgeiz Einzelner, an der Spitze einer Gemeinschaft zu stehen, die Furcht vor Zauberei und verschiedene andere Beweggründe fortwährend dahin wirken, die Massen zu spalten und sie in unzählige kleine unabhängige Herrschaften zu zersplittern; die Beweggründe letzterer Art sind lange Zeit überwiegend gewesen und haben den gegenwärtigen Zustand der Dinge herbeigeführt“. Wenn Wilson als religiösen Beweggrund nur die Furcht vor Zauberei hervorhebt, so besteht vielmehr ein allgemeiner Zusammenhang zwischen diesen zwei entgegengesetzten politischen Strömungen und entsprechenden religiösen, sofern der Ahnenkult einerseits auf gemeinsame Stammesahnen und einen höchsten Stammvater und Schöpfer des Volks zurückweist, also eine monotheistische Wurzel hat, diese aber andererseits hinter eine unendliche Vielheit von Geistern, Göttern und Fetischen zurücktreten läßt, die, so verschieden sie an Macht sind, doch immer

1) Lippert, S. 85; Geschichte des Priestertums, S. 85 ff. Vgl. oben das königliche Kindesopfer am Krokodilsee bei Falabah.

2) S. 62. Vgl. Waitz, S. 126f.

eine relativ göttliche Macht und Selbstherrlichkeit zueigen haben, so daß jede grössere Gemeinde an der grossen Zahl ihrer besonderen Ahnengeister und Fetische genug hat für eine eigene politische Existenz und sich an dieser als einer neben anderen, die unter ihren besonderen Göttern stehen, genügen läßt, wenn nicht ein kraftvoller, siegreicher König mit den besiegten Gemeinden auch deren Götter sich unterwirft und selbst als Inkarnation der mächtigsten Ahnen- und Stammesgeister erscheint, so daß der Ahnenkult auch in der Verehrung des lebenden oder doch zuletzt verstorbenen Königs gewissermaßen eine monotheistische Spitze erhält. Lippert ¹⁾ weist hin auf diesen Zusammenhang des Religiösen und Politischen, wenn er aus dem Ahnenkult folgert, daß ein Volk, dem eine einheitliche Organisation nicht mehr unbekannt ist, auch zu dem Begriff eines „grossen Geistes“, eines „ersten Menschen“, eines „obersten Gottes“ kommen muß; nur übersieht er, daß das Bewußtsein eines gemeinsamen Ursprungs der Verehrung der Stammesahnen auch schon zugrunde liegen muß; daher auch der monotheistische Hintergrund des Ahnenkults keineswegs sich bloß in den wenigen grösseren Reichen Westafrikas findet und in diesen vielmehr hinter den Königs kult ²⁾ zurücktritt, der ein sittliches Freiheitsbewußtsein der Unterthanen, das erst den wahren Monotheismus ermöglicht, doch so wenig sich entwickeln läßt, als dies in der Selbständigkeit der vielen kleinen Familien- und Gemeindeverbände entwickelt ist, die in völliger Zersplitterung leben und es zu keiner umfassenderen politischen Organisation gebracht. Die Regierungsform ist in diesen kleinen unabhängigen Gemeinden überall eine nominelle Monarchie, hat aber in Wirklichkeit mehr vom volkstümlichen und patriarchalischen, als vom monarchischen Element in sich; der isolierten Gemeinde fehlt es auch nach innen an eigentlicher politischer Organisation; sie löst

1) Geschichte des Priestertums, S. 77.

2) Waitz, S. 120.

sich in einen naturhaften Verband verwandter Familien auf, die sich zunächst ihren besonderen unmittelbaren Ahnengöttern und lebenden Familienhäuptern unterordnen. Daher beschränken denn auch die Häuptlinge einigermaßen die Gewalt des Königs; er bedarf der Beratung mit ihnen und ihrer Zustimmung zu wichtigen Unternehmungen, erhält nicht einmal Steuern und Abgaben; das Land ist gemeinsames Eigentum der ganzen Stammesgemeinde¹⁾. Bei den Bullom und anderen Stämmen Westafrikas besteht sogar ein durch einen Adel beschränktes Wahlkönigtum, jedes Dorf hat seinen gewählten Hauptmann²⁾. In den größeren Reichen, von denen jetzt nur noch Aschanti und Dahome bestehen, haben die Regierungen meist einen monarchisch-feudalen Charakter, häufig ein Ergebnis ihrer Entstehung durch siegreiche Kriege: erobernde Oberfeldherren machten sich zu Königen; aus ihren Unterfeldherren gingen die Adeligen, aus den Soldaten und Unterworfenen das Volk hervor. Der Aschantistaat wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts³⁾ von (O)Sai Tutu, einem siegreichen Krieger, gegründet; der König und vier Nachkommen der-

1) Wilson, S. 16. 62. 101. Waitz, S. 127. 134ff. 141f.

2) „Bas. Miss.-Mag.“ 1839 II, 187. Oberländer, S. 227. Die Handelsinteressen haben nach Hartmann (Völker Afrikas, S. 239) Anlaß zur Entstehung einiger Städte gegeben, in denen eine fast republikanische Verfassung besteht; der aus der Mitte der Bewohner gewählte, hier und da erbliche Häuptling hat eine nur beschränkte Macht; wo wir hier von einer grausamen Handhabung der Gesetze hören, ist nicht despotische Willkür des Oberherrn, sondern der herkömmliche Landesgebrauch das leitende Prinzip, der Häuptling nur Exekutivbeamter des öffentlichen Rechts; Ortschaften der Art sind Ilori, Bonny, Brads, Ibara, Abbeokuta (letztenanntes erst 1825 von geflüchteten Sklaven und hinzuströmenden freien Egba gegründet). Vgl. Wilson, S. 144; Grundemann, Erläuternder Text zum Missionsatlas Nr. 6 (wo auch eingehende Mitteilungen über das noch zu Anfang dieses Jahrhunderts blühende, dann durch die Fellatah verödete und in viele kleine Herrschaften zerfallene Yorubareich; vgl. über dieses auch Wilson, S. 143.

3) Wilson, S. 115ff. Waitz, S. 55f.

jenigen Kabosirs (vom portugiesischen *cabeceira*, der Vornehmste, Familienhaupt), welche das Aschantireich mit aufgerichteten halfen, sowie die Notabelnversammlung bilden die Stützen der Regierung; der Titel Kabosir wird nicht nur hohen Beamten, sondern auch angesehenen und reichen Privaten erteilt; das Kabosirtum ist erblich; doch kann der König auch neue derartige Stellen schaffen, namentlich zur Belohnung von Tapferkeit; am Staatsrat nehmen auch Schwester, Schwager und Mutter des Königs teil¹⁾. Doch ist die Regierung von Aschanti despotisch im höchsten Grade; der König übt eine unumschränkte Gewalt, nicht bloß über Eigentum und Leben des eigentlichen Volks, sondern auch über die Kabosire; sein Wille ist das höchste Gesetz, dessen Nichtachtung in den unbedeutendsten Dingen Todesstrafe nach sich ziehen kann; der König unterhält ein über das ganze Land sich erstreckendes Spioniersystem; er gilt für den gesetzlichen Erben alles Eigentums seiner Unterthanen, nimmt aber meist nur das unverarbeitete Gold, nicht die Schmucksachen aus den Hinterlassenschaften in Anspruch²⁾. Wenn der König ausspuckt, so wischen dienstthuende Knaben, die Söhne vornehmer Eltern, mit Elefantenschwänzen den Speichel sorgsam auf oder bedecken ihn mit Sand; wenn er niest, legt jeder die zwei ersten Finger an Stirn und Brust und sekundiert dem Herrscher³⁾. In Dahome herrscht unumschränkt ein bis zum Wahnsinn verehrter König, den man den Sinnen zum Trotz für ein übermenschliches, unsterbliches Wesen hält⁴⁾. Seine Häuptlinge nahen sich ihm auf dem Bauche kriechend, das Haupt mit Staub bedeckt⁵⁾. Früher kam es freilich vor, daß ihm Papageieneier von den Großen zum Zeichen ihrer Unzu-

1) Hartmann, S. 239.

2) Wilson, S. 128 ff.

3) Oberländer, S. 218.

4) „Bas. Miss.-Mag.“ 1839 I, 187. „Ausland“ 1849, S. 397 ff.; 1852, S. 43. Burkhardt, S. 39. Wilson, S. 147 f.

5) Wilson, S. 148. Waitz, S. 128. „Barmer Missionsblatt“ 1871, S. 79.

friedenheit geschickt wurden, worauf er sich mit seinen Weibern erdrosseln liefs ¹⁾. Leib, Leben, Kleidung, Habe der Unterthanen, auch alle Kinder gehören hier dem Könige; diese erhalten eine Art öffentlicher Erziehung. Wer eine Frau haben will, muß sie dem König abkaufen; wer den König essen oder trinken sieht, muß sterben ²⁾. Die furchtbaren Menschenopfer, die aus der Volksmasse oft mit erkünstelten Gründen ausgewählt werden, dienen den brutalen Herrschergelüsten der Könige von Dahome, Aschanti, Benin mit dazu, der Menge Schrecken einzuflößen, Respekt vor ihrer Macht über Leben und Tod beizubringen ³⁾. Dazu wurden alle Kriegsgefangenen Sklaven, soweit sie nicht den Fetischen geopfert wurden ⁴⁾. Das Bewußtsein des Wertes der Einzelpersönlichkeit als solcher fehlt überhaupt noch auf dieser Stufe; Sklaverei und Despotismus bedingen sich gegenseitig. „Früher oder später“, sagt Peschel ⁵⁾, „führt die Sklaverei stets zur Willkürherrschaft; denn derjenige, welcher die größte Anzahl Sklaven besitzt, wird mit ihrem Beistand leicht alle Schwächeren unterdrücken; Sklaverei ist die Regel in ganz Mittelafrika, daher auch dort, wohin wir blicken, nur Despotieen auf den Trümmern von Despotieen erwachsen sind; mit der Unterscheidung von Freien und Unfreien gliedert sich aber doch die Gesellschaft in Stände und selbst unter Negeren, wenn auch nur selten, wie an der Goldküste und im Kongolande, entsteht ein Adel.“ Die Sklaven vermehren sich durch Selbstverkauf

1) Hegel, Philosophie der Geschichte, S. 95. Vgl. Waitz, S. 150f.

2) Seydlitz, S. 73. Wilson, S. 148. Oberländer, S. 220. „Barmer Missionsblatt“ a. a. O. Waitz, S. 87. 128. 147.

3) Hartmann, Völker Afrikas, S. 234. Benin, das östlichste dieser Negerreiche, wurde schon 1485 von den Portugiesen entdeckt und scheinbar schnell christianisiert, um nachher in um so größere heidnische Roheit zurückzusinken; seit vielen Jahren ist es in zwei kleinere Provinzen geteilt und an Macht gesunken. Wilson, S. 139. 141f. Vgl. Waitz, S. 151. Königskult daselbst, S. 181.

4) Hartmann, S. 290.

5) Völkerkunde, S. 253.

aus Verschuldung oder augenblicklicher Lebensnot; der Verkauf von Kindern oder sonstigen Angehörigen durch die Eltern oder Verwandten anderen Grades, sowie durch die Regierenden oder andere mächtige Personen bildet nur eine weitere Entwicklungsform dieser den Menschen zu einem willen- und rechtlosen Gegenstand herabwürdigenden Einrichtung¹⁾, deren Unmoralität bei der sklavischen Furcht nicht bloß vor despotischen Königen, sondern auch vor den Göttern und bei der geringen Entwicklung des Freiheitsbewußtseins überhaupt nicht empfunden wird. Es fehlt auch nicht in den Guinealändern an gutmütiger Behandlung der Sklaven²⁾. Die Wolof oder Jolof überweisen einem ihrer Sklaven (oder einem armen Freien) allabendlich denjenigen Anteil des Spätmahls, welcher symbolisch für einen vor kurzem verstorbenen Verwandten bestimmt worden ist. Nicht ganz selten verheiratet man einen würdigen Sklaven mit der leiblichen Tochter oder einem anderen weiblichen Familiengliede. Das Emporkommen von Sklaven zur Häuptlings- oder Fürstenwürde bildet keinen ungewöhnlichen Fall. Bei grausamer Behandlung ist es in mehreren guineensischen Ländern, z. B. bei den Aschanti, den Sklaven gestattet, sich einem andern Herrn zu überantworten. Sie können eine gewisse Zeit für ihre eigene Tasche arbeiten, und die ihnen für Vernachlässigungen zudiktierten Strafen sind meist nur milde. Bei schwereren Vergehen werden sie öfter verkauft als getötet. Ermordung von Sklaven zieht zuweilen ähnliche Folgen nach sich, wie die von Freien. Manche Freigewordene bleiben mit ihrer früheren Herrschaft in freundschaftlichem Verhältnis und helfen ihr sogar in Not. Auch kommt es vor, daß Sklaven sich für ihre Herren freiwillig opfern. Andererseits aber — wie R. Hartmann, der dies alles mitteilt³⁾, fortfährt — fordern hier die bei jeder Gelegenheit (namentlich aber in Aschanti und Dahome) stattfindenden

1) Hartmann, Völker Afrikas, S. 290. Burkhardt, S. 40. Wilson, S. 114. Waitz, S. 124f.

2) Waitz, S. 214.

3) Hartmann, S. 263. 293.

mit dem Aberglauben verbundenen Menschenschlächtereien den blutigen Tod vieler Sklaven; da erfindet dann die natürliche Blutgier und Roheit raffinierte Qualen. Der Sklave wird aber nicht blofs zu Menschenopfern und häuslichen Zwecken benutzt, sondern ist auch Handelsgut ¹⁾. Die Greuel der Sklaverei erreichen ihren Gipfel im Sklavenhandel. Ein Hauptsitz desselben war von je an den Nigerufern; 100 000 Menschen sollen jährlich ein paar Jahrhunderte lang dort verkauft worden sein ²⁾. Die ärgsten Menschenräuber und Sklavenhändler waren und sind bis auf den heutigen Tag die Negerkönige und Häuptlinge selbst; aufer diesen giebt es aber auch Menschendiebe, besonders in Badagry und Umgegend ³⁾. Um Sklaven zu gewinnen, überziehen die gröfseren und mächtigeren Regierungen ihre schwächeren Nachbarn mit Krieg ⁴⁾. 20 000 Sklaven brachte einst der König von Aschanti aus dem Kriege mit; die schwächlichen unter ihnen liefs er den Fetischen opfern, die andern bot er zum Verkauf aus ⁵⁾. Der König von Dahome verwendet seine wilden Weiberregimenter zu förmlichen Negerjagden, um Sklaven zu gewinnen ⁶⁾.

Damit kommen wir zur Stellung des weiblichen Geschlechts und weiter zum häuslichen Leben der

1) Hartmann, S. 292. Wilson (S. 64f. 132) stellt die Stellung der Sklaven in Afrika selbst zu günstig dar; sie seien eigentlich nur Dienstleute oder Untergebene, müssen ihre Herren als Gefolge begleiten, mit ihnen in den Krieg ziehen, bei der Bestellung der Felder Beistand leisten, seien aber nie einer dauernden oder harten Arbeit unterworfen und hätten in mancher Beziehung gröfsere Freiheit als das Landvolk mancher europäischen Länder; aber Wilson selbst erkennt an (S. 132), dafs das Gesetz oder die öffentliche Meinung in vielen Fällen dem Eigentümer die Macht über Leben und Tod seiner Sklaven zuspricht, wenn auch die Furcht vor ihrer Zauberei jenen vor Mißbrauch seiner Macht zurückhalte.

2) Petri, S. 58.

3) Burkhardt, S. 43.

4) Wilson, S. 140.

5) Hübner, Finsternis und Licht; Schilderungen aus der Heidenwelt I, 338. W. Hoffmann, Missionsstunden I, 120.

6) „Ausland“ 1847, S. 961; 1850, S. 880. Burkhardt, S. 42.

Nigritier. Zeugt es auch von der Barbarei des Königs von Dahome, daß er Frauenregimenter bis an 10 000 bewaffnet, wie gewöhnliche Soldaten ¹⁾, so sichert doch unter manchen nigritischen Völkern das Amazonentum wenigstens gewissen Weiberklassen besondere Privilegien ²⁾. Sonst sind die Weiber eines Mannes nicht viel mehr als Sklavinnen. Das Los der Frau ist in Afrika im allgemeinen kein glückliches; erhandelt, bildet sie den meist ausschließlich arbeitenden Teil der Bevölkerung; jeder Mann kann so viel Frauen nehmen, als er bezahlen kann, und erhält das Kaufgeld doppelt zurück, wenn die Frau zu ihren Eltern entläuft, ohne von ihm schlecht behandelt zu sein; beim Tod des Mannes geht die Frau als erbliches Eigentum an einen Bruder oder andern Verwandten des Verstorbenen über ³⁾. In Aschanti darf der Kabosir oder Häuptling seine Frau verkaufen ⁴⁾. Die Aschanti-Frau darf nicht am Tisch des Mannes essen, muß aber etwas in seiner Gegenwart verzehren, damit sie kein Gift beimische ⁵⁾. Stirbt eine Kru-Frau, hat der Mann sich zu hüten vor der Anklage der Zauberei und Bußzahlung; dies schreckt vor grausamer Behandlung ab; jeder achtbarere Mann weist jeder seiner Frauen ein besonderes Haus an ⁶⁾. Der König von Aschanti soll immer 3333 Frauen haben, die Vollzahl wird immer ergänzt; aber gewöhnlich sind nur sechs im Palaste ⁷⁾. Eine von des Königs Schwestern oder weiblichen Verwandten

1) Wilson, S. 149. Oberländer, S. 222. Petri, S. 77.

2) Hartmann, Völker Afrikas, S. 183.

3) Ebd., S. 182f. Wilson, S. 78ff. Oberländer, S. 228. „Missionsfreund“ 1849, S. 102. „Calwer Missionsbl.“ 1844, S. 72. Burkh., S. 36. Waitz, S. 108ff. 116 (zwei Selbstmorde aus Liebe).

4) Hartmann, S. 185. Eine Geschiedene darf nicht mehr heiraten. Waitz, S. 120.

5) Wilson, S. 135. Schwiegersohn und Schwiegermutter dürfen sich in Aschanti nicht ansehen und sprechen. Waitz, S. 201.

6) Wilson, S. 80f. Auf der Goldküste hat die Frau Eigentum. Waitz, S. 117f.

7) Wuttke, S. 174 (nach Bowdich und Isert). Wilson, S. 133. Oberländer, S. 218. Nur 330 im ganzen: Riis, im Bas. Miss.-Mag. 1840, S. 226.

übt über die Frauen des Landes dieselbe Macht wie der König über die Männer, besonders über dessen Serail, obgleich nicht ganz unabhängig ¹⁾). An der Goldküste gelangte derjenige unter den Prinzen auf den erledigten Thron, der sich vor den anderen Brüdern in den Besitz des väterlichen Harems setzte ²⁾). Die Unzucht der unverheirateten jungen Mädchen wird mehrfach erwähnt ³⁾); doch wird derselben durch die frühen Verlobungen vorgebeugt ⁴⁾). Bei dem Schlangenkult in Whidah ist Unsittlichkeit kultisch gefordert ⁵⁾). Winwood Reade, der uns von den Negern des westlichen Afrika ungünstig gefärbte Schilderungen geliefert hat, verschweigt doch nicht, daß unbeschadet des Neffenerbrechts in Dahome und bei den Ediah der Insel Fernando Po der Ehebruch sogleich oder im Wiederholungsfall mit dem Tode bestraft wird; ja er gesteht, daß in Westafrika, wenn ein Mädchen durch Fehlritte ihre Familie beschimpft hat, Ausstofsung aus dem Hordenverband erfolgt ⁶⁾). Ehebruch wird in einigen Gegenden Westafrikas mit Verlust der Nase, eines Ohres oder eines Fingers bestraft, in Aschanti durch Geldbuse, deren Nichtentrichtung Verkauf oder Tötung nach sich zieht; anderwärts ist man laxer ⁷⁾). Die Satzung, daß die Kinder in bürgerlichen Beziehungen der Mutter angehören, deutet nicht darauf, daß die Vaterschaft als etwas Unsicheres angesehen wurde, sondern, dass die leiblichen Beziehungen zur Mutter als ungleich stärker galten; daraus erklärt sich das Neffenerbrecht d. h. das Recht, den Bruder der Mutter mit Ausschluss von dessen Nachkommen zu beerben ⁸⁾). An der Goldküste beerbte der

1) Wilson, S. 135.

2) Bosmann II, 125. Peschel, S. 236.

3) Waitz, S. 108. 112. Wuttke I, 182. Burkhardt, S. 36.

4) Wilson, S. 79. 134. Der Verlobte schenkt der Braut einen Fetisch. Burkhardt, S. 144.

5) Waitz, S. 180. Schultz a. a. O., S. 70.

6) Savage Africa (1863), p. 48. 61. 261. Peschel, S. 246. Waitz, S. 113.

7) Wilson, S. 134f. Vgl. Waitz, S. 115f.

8) Peschel, S. 245. Vgl. Waitz, S. 123.

Sohn den Bruder der Mutter, die Tochter die Schwester der Mutter ¹⁾. Noch heute geht der Thron der Aschanti nicht auf den nächsten Leibeserben, sondern auf den Bruder oder den Schwestersohn über ²⁾. Sobald eine Frau sich Mutter fühlt, bringt sie dem Fetisch ein Opfer, wofür der Fetischpriester ihr eine mit Papageischwanzfedern geschmückte Schnur um den Hals bindet; beides, das Opfer und Umbinden der Schnur, wird oft wiederholt. Stirbt eine Negerfrau über der Geburt, heisst es, der Fetisch habe sie getötet, und sie wird dann nicht einmal begraben, sondern in den Buschwald geworfen und das arme Kind mit ihr. Mord von Kindern, besonders schwächlichen, herrscht in manchen Gegenden furchtbar ³⁾. Wenn bei den Ibo ein Weib Zwillinge gebiert, stellt man diese in zwei irdenen Töpfen den wilden Tieren hin; der Mutter aber wird im Walde eine Hütte gebaut, wo sie lange allein bleiben und vielen Reinigungszeremonieen sich unterwerfen muss. Kommen bei einem Kinde die Oberzähne zuerst durch, wird es gleichfalls getötet, weil es sonst nach Meinung der Ibo eine schlechte (Unglück bringende) Person wird ⁴⁾. Ein Teil der Kinder wird schon bei ihrer Geburt oder später Fetischen geweiht und sind dann unverletzlich, dürfen alles nehmen und alles thun, bis sie etwa selbst dem Fetisch zum Opfer fallen, was jährlich einigen von ihnen geschieht ⁵⁾. Acht Tage nach der Geburt bekommt das Negerkind im Beisein von Verwandten und Freunden einen Namen; bis zum siebenten oder neunten Jahre bleibt es im Weiberhof; dann wird es durch den Fetischpriester geweiht, wobei es sein erstes Kleid erhält; den Knaben nimmt dann der Vater zu den Gemeindeversammlungen (Palavers) mit ⁶⁾. Die bei

1) Bosmann I, 193sq.

2) Reade, Sav. Afr., p. 43.

3) „Bas. Miss.-Mag.“ 1852 IV, 238. Burkhardt, S. 37.

4) Petri, S. 58. Waitz, S. 124.

5) „Calwer Missionsbl.“ 1850, S. 57. Burkhardt, S. 37.

Siehe oben S. 311.

6) Burkhardt a. a. O. Feier der Pubertät. Waitz, S. 110.

einem großen Teil der Nigritier ¹⁾, auch in Nordguinea übliche Beschneidung ²⁾ bedeutet gleich den Hauteinschnitten eine Weihe an die Gottheit ³⁾. Schon in der Jugend entwickeln sich bei vielen Negerkindern die schlechten Seiten des afrikanischen Charakters: Hang zur Faulheit, Ausschweifung, Lüge und Grausamkeit ⁴⁾. Doch wird von den Aschanti-Müttern bezeugt, dass sie frühzeitig ihren Kindern Abscheu vor der Lüge beibringen ⁵⁾. Neben grausamer Härte der Eltern gegen die Kinder ⁶⁾ finden sich auch Beispiele großer Zärtlichkeit gegen sie und ebenso von dankbarer Liebe der Kinder zu den Eltern, wie Geschwisterliebe; wie schon erwähnt, sind die Mandingo, die fleißigsten und intelligentesten aller Nigritier, dadurch berühmt; ein Mandingo-Prinz durchfuhr dreimal das Atlantische Meer, um eine geraubte Schwester zu suchen, bis er sie endlich in Westindien fand ⁷⁾. Aus dem Munde eines Mandingo-Burschen hörte Mungo Park ⁸⁾ die Worte: „Schlage mich, wenn du willst, nur schmähe meine Mutter nicht!“ Auch bezeugt derselbe Reisende ⁹⁾, daß Mandingo-Mütter solche Liebe verdienen durch ihre Sorge für das sittliche Gedeihen der Kinder; ihr höchstes Lob laute: „Nie hat mein Sohn gelogen.“ Daher auch die Anhänglichkeit des Mandingo an Haus und Heimat. Er ersehnt nichts heißer, als dort zu sterben, wo er geboren; kein Wasser dünkt ihm so süß als das seine, kein Schatten so erquicklich als der des Tabbabaums in seinem

1) Hartmann, Völker Afrikas, S. 178.

2) Wilson, S. 163.

3) Waitz, S. 110f. Lippert, Seelenkult, S. 64; Priestertum, S. 89.

4) Hartmann, S. 178.

5) „Ausland“ 1849, S. 87. Grube, Bilder aus Afrika, S. 90.

6) Wilson, S. 83. Waitz, S. 124.

7) „Bas. Miss.-Mag.“ 1825 I, 75; 1851 I, 63; 1852 IV, 240. Burkhardt, S. 35.

8) Reisen im Innern von Afrika (1799), S. 237.

9) S. 249. Siehe oben S. 276.

Dorf ¹⁾. Doch sind diese Charakterzüge nicht blofs den Mandingo eigen, sondern mehr oder weniger allen Negerstämmen ²⁾. Mit Unrecht leugnet Hegel ³⁾ ganz die Familiensittlichkeit auf dieser Stufe, deren Standpunkt nur sinnliche Willkür mit Energie des Willens sei. Jene wirkt vielmehr auch wesentlich mit in dem Ahnenkult, wenn auch die Furcht vor den abgeschiedenen Geistern vorherrscht. Gegen das Alter ist eine solche Pietät vorhanden, dafs sogar der König der Aschanti mit dem ärmsten alten Bettler, den er auf der Strafsse trifft, freundlich spricht und ihm einen Platz an seiner Seite giebt ⁴⁾. Freilich ist auch die Blutrache eine heilige Pflicht, die auf ganze Geschlechter fortgepflanzt werden kann; aber auch die Zahlung des Blutgeldes ist überall gestattet; dasselbe wird auch für vorsätzliche Verstümmelungen in einem der Beschädigung entsprechenden Verhältnis gefordert ⁵⁾.

Was sonst noch die Rechtsverhältnisse betrifft, so herrscht in Aschanti ein gewisser traditioneller Zivilrechts-Codex, aus dem Hartmann ⁶⁾ nach Bowdich Mitteilungen macht, von denen wir noch das Wichtigste anführen: Königssöhne und sonstige Mitglieder der königlichen Familie werden nicht auf blutigem Wege gerichtet, sondern für Kapitalverbrechen durch einen besonderen Kabosir im Flusse Dah ertränkt. Erwiesene Feigheit wird mit dem Tode bestraft. Jeder kann sich im Walde anbauen, ohne

1) S. 261. Peschel, S. 517. Auch die Neger der Goldküste, wenn sie auswärts sterben, pflegen nach Peschel a. a. O. womöglich nach der Heimat zurückgebracht zu werden. Vgl. Wilson (S. 82) und v. Klöden (Afr. Inseln, S. 25) über die Neger der Kru-Küste, ihre Liebe zur Mutter und Heimat; über ihre Reisen auch Waitz, S. 139f.

2) Wilson, S. 53. Vgl. Waitz, S. 122.

3) Philosophie der Geschichte, S. 94.

4) Grube, Bilder aus Afrika, S. 90.

5) W. Hoffmann, Missionsstunden I, 138. Hartmann, Völker Afrikas, S. 258f. Waitz, S. 143.

6) Ebd., S. 261ff. Bowdich, Mission nach Aschanti (1820), bes. S. 350ff.

dem König als Grundherrn alles Bodens Steuern zu entrichten; wohl aber muß er dem Besitzer der nächstgelegenen Pflanzung (Krum), durch welche etwa sein Weg führt, eine Steuer entrichten. Den Kaufleuten ist der Handel mit einer feindlichen Macht untersagt; im Inland können sie auf jedem beliebigen Markt kaufen oder verkaufen; Gold, das auf dem Markt hinfällt, darf bei Vermeidung der Todesstrafe nur auf besonderen Befehl der Regierung emporgelesen werden. Auf Diebstahl am Besitztum des Königs und Liebeshändeln mit königlichen Sklavinnen steht Entmannung; wird Ehebruch mit der Frau eines hiernach bestrafte Mannes getrieben, wird der Verbrecher getötet. Die Geldzinsen betragen für 40 Tage $33\frac{1}{3}$ Prozent; ist die Verfallzeit nicht eingehalten, so darf der Gläubiger den Schuldner oder ein Glied seiner Familie so lange als Sklaven behalten, bis die ganze Summe bezahlt worden. Tötung eines eigenen Sklaven ist straflos, eines fremden durch den vollen Wert desselben zu ersetzen. Weiber- und Kindermord ist straffällig. Tötet ein Großer einen Mann seines Standes, darf er sich meist selbst umbringen. Für den Tod eines Niedrigen wird an dessen Familie gewöhnlich eine Geldsumme in Höhe des Preises von sieben Sklaven entrichtet; denselben Preis kostet die Zerschlagung eines Agriessteins. Ein Dieb wird öffentlich ausgestellt; die Familie muß für seine Diebstähle aufkommen und kann ihn nötigenfalls töten. Wird ein Mann bei geschlechtlichem Verkehr mit einer Frau außer dem Hause von jemand entdeckt, werden sie dessen Sklaven, können aber durch ihre Familien losgekauft werden. Niemand darf die Schönheit der Frau eines anderen Mannes rühmen. Bei den Kru, von denen Wilson ¹⁾ eingehend berichtet, gliedert sich jede der vielen selbständigen politischen Gemeinden in drei Klassen; die erste sind die Gnakbad oder Ältesten, der Senat, mit dem Bodio oder

1) Westafrika, S. 93 ff. Sie wurden ihrer Sage nach vor 200 bis 250 Jahren aus dem Innern von Fulah und Mandingo an die Küste gedrängt. Waitz, S. 51.

Hohenpriester und dem Worabauh oder König, der in Kriegszeiten Oberfeldherr, auch sonst sehr geachtet ist, aber keine besondere Autorität weiter übt, an der Spitze; die zweite Klasse ist das Kriegsvolk, die Sedibo, die dritte die jungen Männer, Kedibo, die Vorstufe zur zweiten, die vierte die Dryabo, die Priesterärzte. In allen Fällen, wo ein Gegenstand von öffentlichem Interesse zu besprechen, Justiz zu üben oder ein Gesetz zu beschließen ist, sind die ersten drei Klassen zur Beratung versammelt, zum sogenannten Palaver (asēm, akasadi, sane, no [o nasal], asēmsro)¹⁾, wobei ein strenges Zeremoniell, Anstand und Würde beobachtet wird, wenn nicht besonders Aufregendes vorkommt; die Kedibo sprechen nur selten; jeder der Redner ergreift einen Stab während der gewöhnlich sehr gewandten, bilderreichen Rede; die jüngeren sprechen zuerst, zuletzt die Gnakbade; die Sedibo bzw. Kedibo vollziehen die Beschlüsse, oft in schonungsloser Weise auch gegen die eigenen Genossen. Wer des Mordes überführt ist, wird totgeschlagen oder ertränkt. Die gewöhnlichsten Strafen aber sind Geldbußen, auch für Ehebruch und Diebstahl. Ein falscher Ankläger verfällt der Strafe, die er dem Angeklagten zugedacht. Auch Anzeigen eines Verbrechens vonseiten eines Unbeteiligten, Hochmut, verächtliche Bemerkungen über andere gelten als strafbar, andere schwere Vergehen dagegen für unbedeutend. Wie das Land gemeinsames Eigentum der Kru-Gemeinde ist, so ist auch das Eigentum sämtlicher Familienglieder mit Ausnahme einiger Gegenstände von geringem Wert gemeinsames Eigentum, über das ohne Zustimmung der Familienhäupter nicht verfügt werden darf. Besonders rein hat sich dies und die Einteilung der Gemeinde in Familien bei den Grobo an Kap Palmas erhalten; hier bestehen zwölf Familien, seit undenklicher Zeit von einander abgesondert, jede unter einem Oberhaupt, gewöhnlich dem ältesten männlichen Glied derselben. Vor Diebstahl hält übrigens auch allgemein in Westafrika die

1) Christaller, Dictionary, p. 176. Vgl. Waitz, S. 156.

Furcht vor den an der Thürschwelle angebrachten Fetischen zurück ¹⁾). Freilich hilfreich, treu ihrem Wort, wahrhaftig und ehrlich sind die Neger gewöhnlich nur den Ihrigen gegenüber ²⁾). Ein Hauptlaster ist Trunksucht ³⁾). An der Gold- und Sklavenküste macht sich ein höherer Grad von Kultur bemerkbar; hier ist die Kleidung weniger spärlich als sonst; die Wohnungen bestehen hier aus viereckigen Lehmmauern, während sie sonst nur runde Hütten mit spitzen Dächern sind; das Land wird hier in größerem Umfang bebaut ⁴⁾). Man zählt gegenwärtig 90 000 Christen in Westafrika ⁵⁾). Von dem veredelnden, umwandelnden Einfluß des Christentums berichtet die Missionsgeschichte.

§ 21.

II. Abschnitt.

Der Ahnenkult der Bantu und Ostafrikaner mit fortschreitender Beschränkung des Fetischismus auf Baum- und Tierkult.

Inhalt: a. Niederguinea und das Kongobecken; b. Ostafrika; c. Kaffern.

a. Das Heidentum Niederguineas bildet den Übergang von dem ausgedehntesten Fetischismus Oberguineas zu der nach Osten und Süden zunehmenden Beschränkung desselben, welche freilich auf dem Grenzgebiet Westafrikas noch am wenigsten vorhanden ist. Die hellbraunen Bubi oder, wie sie sich selbst nennen, Ediah auf der Insel Fernando Po ⁶⁾), deren Sprache bereits zur Bantu-Gruppe gehört ⁷⁾),

1) Wilson, S. 158. Bastian, San Salvador, S. 78. 80.

2) Waitz, S. 217. 219. Vgl. Wilson, S. 64.

3) Ebd., S. 65. 88.

4) Ebd., S. 61f. Waitz (S. 79) sieht im Innern mehr Kultur.

5) Warneck in Herzogs Realencyklopädie X, 99 (2. Aufl.).

6) Bastian, San Salvador, S. 317. Palacky, Die pelagischen Inseln von Afrika, S. 102.

7) F. Müller, Sprachwissenschaft I, 84. Clarke, Introduction to the Fernandian tongue (1848); bei dem geringen Verkehr, der auf

glauben in unvordenklichen Zeiten von der Höhe des Pik herabgekommen zu sein, der einst ein Krater gewesen ist, und fürchten, wenn jemand allein ihm naht, den Ausbruch von Krankheiten ¹⁾, sind aber den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste weniger ähnlich, als den tiefer im Innern wohnenden Stämmen ²⁾. Jener Glaube besagt wohl nur die Herkunft von dem Himmelsgott, wie sie denn ein höchstes Wesen und Weltlenker Rupi verehren, neben dem sie viele kleinen Götter, gewiß die Ahnen, als Mittelspersonen haben ³⁾, aber auch einen bösen Geist Maaon, der nicht unserem Teufel entspricht, sondern an der Spitze der Ahnen als der Gott des Todes erscheint; dessen Hoherpriester Botakimaaon einen Einfluß auf denselben auszuüben meint mittels der Kukaruko, in der Tiefe lebender Ahnengeister, die sich in einer Schlangenart inkorporieren, welche als Schutzgeist und Richter über gut und böse gilt, Reichtümer schaffen und Krankheiten, ja den Tod verhängen kann, weshalb man sucht, sie sich günstig zu erhalten; auf dem Palaverplatz von Issapoo hängt an einem der höchsten Baumäste die Haut einer solchen Schlange, mit dem Kopf nach oben gerichtet; der Schwanz reicht bis zu einer Elle vom Boden; bei der jährlichen Erneuerung dieser Haut müssen alle im abgelaufenen Jahr geborene Kinder dieselbe berühren, auch bei ansteckenden Krankheiten; an den scharfen Ecken der in der Thorschwelle von Issapoo befindlichen Schlangenkopfmuscheln, deren jede ein Loch hat, in dem sich ein kleiner Palmen-

Fernando Po zwischen den verschiedenen Stämmen besteht, haben sich fünf Sprachen und eine Menge von Dialekten gebildet. Bastian, S. 348.

1) Bastian, S. 315; v. Klöden: „Afrikanische Inseln“, im Jahresbericht der Friedrich Werderschen Gewerbeschule in Berlin (1871), S. 8; letzterer nennt (S. 2) verschiedene Quellen, folgt aber besonders wie Bastian den „Impressions of Western Africa“ des Konsul Hutchinson, dessen Berichte Navarro (Apuntos sobre et estudio de la costa occidental de Africa [Madrid 1858]) bestätigt.

2) Wilson, S. 264.

3) Waitz II, 168. Palacky, S. 103. Klöden, S. 6.

schöfsling befand, soll der böse Geist bei seinem Vorbeigehen sich den Fuß zertreten ¹⁾. Die Idole (Möh), rohe hölzerne oder irdene Figuren, denen man Wild, Vögel, Palmwein (Topi) opfert und von jedem Trank das erste weiht, die vor jedem Beginnen mit Tanz und Gesang angerufen werden sollen ²⁾, sind gewifs Bilder der Vorfahren, zumal sie auch Maaon heißen ³⁾. Da man aber auch an den Einfluß böser abgeschiedener Geister glaubt, trägt man allgemein Amulette, z. B. Ziegen-, Hunde-, Affenköpfe, das Fell der seltenen Genetta Richardsoni ⁴⁾, auch Knochen und Federn ⁵⁾, so daß bereits hier der Fetischismus mehr auf Inkorporationen der Geister in Tieren sich beschränkt. Doch sah Bastian ⁶⁾ einen Topf auf einem gabeligen Stock am Eingang eines Jamsfeldes als Fetisch. Man glaubt, daß die Berührung des Fußes eines Leichnams den Tod nach sich ziehe; die Trauerklage dauert eine Woche, dann folgen noch 21 Tage, wo die Verwandten hierzu, jedoch schon bei Palmwein zusammenkommen; darauf gehen vier Söhne oder nächste Verwandte den Aulacodus poenensis jagen, um etwas davon mit Jams- und Palmwein auf das Grab für den Toten zu legen ⁷⁾. Der Leichnam wird rasiert, mit weißem Thon bestrichen und an demselben Tag mit seinem Gerät sitzend zur Hälfte begraben, der Kopf dem Pik zugekehrt; nach dem Begräbnis ziehen die Familienglieder in ein anderes Dorf ⁸⁾. Einen lebensgefährlich Erkrankten legt man unter eine für ihn erbaute Hürde oder Dach und täglich an die Außenseite eine gebackene Banane oder Jamswurzel zu seiner Ernährung, bis er stirbt ⁹⁾. Bei anhaltendem Regen

1) Bastian, S. 318f. 348. Klöden, S. 5f.

2) Palacky, S. 103f.

3) Bastian, S. 317.

4) Palacky, S. 104.

5) Ebd., S. 102.

6) Bastian, S. 316.

7) Palacky, S. 104.

8) Ebd. Klöden, S. 8. Bastian, S. 320.

9) Klöden a. a. O.

behängt man sich mit einem phantastischen Strohkostüm, in welchem, um jenen zu beschwören, wilde Tänze aufgeführt werden ¹⁾. Bei der Jamsreife vereinigt man sich im Wohnsitz des Botakimaaon zu sogenannten Kustoms, wobei der älteste nach geschehenem Prälibat durch den Genuß der Erstlinge die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres sichert ²⁾. In jedem Dorf wohnt ein „Mann Gottes“, Bujeh rupi, der, zugleich Priester und Arzt, bei häuslichen Angelegenheiten um Rat gefragt wird ³⁾, während der Botakimaaon ein wichtiger Mann im Staate ist; bei einer Krönung — es besteht auch hier Neffenerbfolge — steigt der Botakimaaon in eine tiefe Grube, um sich mit den Kukaruko der Tiefe und durch sie mit dem Maaon zu unterreden, wahrscheinlich mittels der Bauchrednerkunst, und teilt dem neuen Häuptling, der neben der Grube steht und sich über seine Pläne und Absichten äußert, die Botschaft der Götter mit zur Norm bei der Ausübung der königlichen Funktionen, setzt ihm den mit einem Affenschwanz geschmückten Strohhut des Vorgängers auf, verbietet ihm den Genuß von Kokko (Arum acaule), Wild und Stachelschwein und reibt ihn mit einem gelben vegetabilischen Pulver (Tscheoko) ein, damit zugleich sich selbst die nächsten sechs Morgen ⁴⁾. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, Erikokono ⁵⁾. Bei der Eheschließung fungiert eines der ältesten Weiber des Dorfs als Priesterin ⁶⁾. Um die erste Frau muß der Jüngling zwei Jahre ihren Eltern dienen; Polygamie ist allgemein erlaubt; der Häuptling von Baribata soll 200 Weiber haben ⁷⁾. Die Bubi begrüßen sich

1) Bastian, S. 347.

2) Ebd., S. 318.

3) Ebd., S. 318f. Palacky, S. 103.

4) Klöden, S. 6. Bastian, S. 318f.

5) Palacky, S. 103.

6) Klöden, S. 7. Einen Hochzeitszug beschreibt Bastian, S. 352f.

7) Palacky, S. 103. Gute Behandlung der Frauen. Waitz, S. 117.

durch Nasenreiben, gehen meist nackt, bemalen sich rot und machen sich auf dem Gesicht große Einschnitte; die Frauen schmücken sich mit Glasperlen- und Muschelschnüren, mit Gräten und Federn im nestartig aufgebundenen Haar. Die Achatmuscheln dienen als Münze. Die Wohnungen bestehen in Matten über vier Pfosten. Die Kähne haben Segel von Grasgeflecht. Ihre Werkzeuge sind roh aus Holz; doch finden sich auch Steinäxte. Aufser ungeheuren Schildern aus Kuhhaut ist die einzige Waffe eine gezahnte Lanze. Kriege unter den Stämmen waren früher häufig¹⁾. Die Bubi sind sehr träge²⁾; sonst wird ihr Charakter gelobt; es giebt hier keine Sklaverei, keine Mörder und Verführer; der Ehebruch wird mit dem Verlust der Hand bestraft³⁾. Bastian⁴⁾ traf auf verlassene Dörfer, in denen aufser Hühnern kein lebendes Wesen zu sehen war; die ganze Bevölkerung war in den Wald gezogen, um Palmölnüsse oder Kaffeebohnen zu pflücken; aus Furcht vor Fetischen, über die Beschwörungen ausgesprochen, würde niemand etwas zu stehlen wagen. Neben der katholischen Mission unter der spanischen Oberhoheit haben doch auch die Baptisten eine kleine Gemeinde gesammelt⁵⁾. Die Insel Korisko wurde von den Bengo erobert, die aus dem Lande der Kwa nach der Küste wanderten; sie verscharren ihre Toten heimlich nachts; ihre Juju bestehen aus den geknoteten Eingeweiden heiliger Tiere⁶⁾.

Auf der Westküste des Festlandes bildet das mächtige Kamerungebirge die Scheidewand zwischen den Nigritiern Oberguineas und den zur Bantugruppe gehörenden

1) Palacky, S. 102f. Bastian, S. 317ff. 347ff. Klöden, S. 4f. Wilson, S. 264. Waitz, S. 86.

2) Klöden, S. 4.

3) Ebd., S. 8. Palacky, S. 103. Waitz, S. 113. 115.

4) San Salvador, S. 348. Die Ernte Gemeingut. Waitz, S. 84.

5) Klöden, S. 13 ff. Burkhardt, S. 156 ff. Warneck in Herzogs Realencyklopädie X, 95.

6) Bastian, S. 309. Klöden, S. 18.

Völkern Niederguineas. Auch sprachlich ¹⁾ gehören bereits zu diesen die Dualla, die ihren höchsten Gott Aluba in der Sonne anschauen; er ist offenbar identisch mit Loba, dem Himmel, den die Bewohner des Kamerungebirges als den Schöpfer verehren ²⁾. Da die Völker der Pongo- oder Gabun-Küste einander in allem sehr ähnlich sind ³⁾, sei das Heidentum des Pongo- oder Mpongwe-Volks instar omnium eingehend nach Wilson ⁴⁾ geschildert, der hier 1842 mit Erfolg eine Mission begründete ⁵⁾. Sie kennen einen höchsten machtvollen, neben seiner Güte jedoch auch launenhaften und strengen Gott Anyambia, dessen Name, von „aninla“ (Geister) und „ambia“ (gut) auf Vermittelung des Gottesbewußtseins durch Rückgang auf die Ahnengeister weist und sie miteinschließt, ebenso wie Ombwiri, der einerseits jeden Schutzgeist bezeichnet, anderseits aber den dem höchsten Gott in der Weltregierung als guter Geist neben dem bösen Geist Onyambe zunächst stehenden Gott, der, der Urheber alles Ungewöhnlichen in Natur und Menschenleben, auf Bergen, in Höhlen und großen Bäumen wohnt, an denen man schweigend vorübergeht, ohne daß eine Priesterschaft für seinen Kult sorgte. Einen eigentlichen, auch priesterlichen Dienst erhalten dagegen die Abambo, die Geister der Vorfahren, denen sich die Inlága, die aus der Ferne gekommenen Geister von Fremden, anschließen; von diesen Geistern beider Art werden die Kranken besessen; den besonderen Krankheiten entsprechen besondere Geister und besondere Priester, die unter endlosen Zeremonien jene aus den Kranken zu vertreiben suchen; die Geheilten müssen dem Geist, damit er nicht wiederkehre,

1) F. Müller, Sprachwissenschaft I, 2. S. 250ff.

2) Allen and Thomson, Narrative of the Expedition to the River Niger (1841) II, 199. 395. Bastian, San Salvador, S. 305.

3) Wilson, S. 213f.

4) Ebd., S. 287ff. Waitz, S. 181.

5) Wilson, S. 219.

neben ihrer Wohnung ein Häuschen oder Tempel bauen, opfern, sich gewissen Beschränkungen unterwerfen, gewisser Speisen enthalten, gewisse Plätze meiden, gewisse Pflichten erfüllen. Auch Mwetyi, der große Geist der den Mpongwe benachbarten Schekani und Bakele hat eine genealogische Beziehung zu den Toten durch seine Wohnung in der Tiefe der Erde ¹⁾; er kommt aber nach Wilson ²⁾ zu gewissen Zeiten oder, wenn er zu besonderen Zwecken citiert wird, zur Oberfläche empor. Ein in der Mitte des Dorfs erbautes großes Haus von eigentümlicher Gestalt, mit einem Dach von Pisangblättern dient ihm zu zeitweiligem Aufenthalt und Erteilung von Orakeln; sein Brummen hält Frauen und Kinder fern; sein dunkles Haus darf nur von den Männern betreten werden, die in alle Geheimnisse dieses Kults eingeweiht sind; die Jünglinge müssen eine einjährige Lehrzeit mit harter Behandlung durchmachen zum Zweck der Aufnahme, bei welcher ein für das ganze Leben bindendes Gelübde, z. B. der Enthaltung einer gewissen Speise, abgelegt wird. Mwetyi wird als Zeuge und Rächer bei Verträgen zwischen verschiedenen Stämmen und Erlaß wichtiger Gesetze angerufen. Die Achtung und Ehrfurcht vor den Alten, zumal wenn sie ein hohes Amt bekleidet, grenzt bei allen diesen Stämmen der Pongo-Küste nach Wilson ³⁾ fast an Anbetung und geht nach ihrem Tode in abgöttische Verehrung über; in Not und Gefahr rufen oft große Gruppen von Männern und Weibern auf Bergesgipfeln oder am Waldessaum die Ahnen um Hilfe an. Man verwahrt Bilder derselben an verborgenen Plätzen, bringt ihnen Speise, Trank und ein Teilchen vom Handelserwerb. Auch die Schädel angesehenen Personen werden sorgsam im Versteck bewahrt. Wilson erlebte, daß man einem kürzlich verstorbenen angesehenen Manne den Kopf abschnitt und auf Kreide aus-

1) Lippert, Geschichte des Priestertums, S. 77.

2) Westafrika, S. 290. Waitz, S. 184.

3) Ebd., S. 292. Einst Sklaven beim Tod der Herrn geopfert.

Waitz, S. 193.

tröpfeln liefs, die das Gehirn und die darin wohnende Weisheit einsaugte und dem mittheile, der sich damit die Stirn bestreicht. Manchmal verwahrt man sämtliche getrocknete Gebeine des Vaters oder der Mutter in einer hölzernen Lade in einem eigenen kleinen Hause und besucht sie regelmäßig, um mit den Geistern der Eltern Verkehr zu pflegen. Die Träume gelten als Erscheinungen und Winke verstorbener Freunde. Beim jährlichen Totenfest ist das Volk nicht eher beruhigt, bis die hingetzten Speisen nachts von den Schakalen und Krustentieren gefressen worden ¹⁾. Den Mysterien des Mwetyi ähnlich ist der Bund Nda, an dessen Spitze ein Geist dieses Namens steht, der im Walde wohnt, durch seine nächtliche Stimme die Weiber schreckt und bei auferordentlichen Ereignissen, wie beim Tod eines Bundesmitglieds, bei der Geburt von Zwillingen, bei Einsetzung eines Mannes in ein Amt im Dorf erscheint, in Pisangblätter verhummt, um Rum zu fordern oder Opfertiere nach einem Todesfall. Aber auch die Mpongwe-Frauen haben ihren geheimen Bund, Njembe, bei dessen nächtlichen Feiern im Wald ein beständiges Feuer unterhalten wird; die Mitglieder geben vor, Diebe entdecken und die Geheimnisse ihrer Feinde erraten zu können, und schützen sich damit vor harter Behandlung durch die Männer. Zauberei und Gebrauch von Fetischen als Schutzmitteln gegen dieselbe sind nach Wilson ²⁾ hier noch sogar in größerer Ausdehnung heimisch als in Nordguinea infolge der lebhafteren Phantasie des Volks; doch sagt er nicht, ob die Materialisierung der Geister in beliebige Dinge sich auch hier so weit erstreckt. Er führt nur an, daß ein Mensch sich in einen Tiger verwandeln und Eigentum und Leben seiner Mitmenschen vernichten, seinen Feind in einen Elefanten verwandeln und ihn töten, den Wolken gebieten kann, Regen auszugießen oder zurückzuhalten, und erwähnt einen Fetischtrank als Gottesgericht ³⁾, sodann noch Beachtung

1) Bastian, San Salvador, S. 296.

2) Westafrika, S. 296.

3) Vgl. Waitz, S. 189.

des Neumondes, Reinigungen, Beschneidung und eine Art Taufe des neugeborenen Kindes durch das Oberhaupt der Stadt oder Familie, endlich ¹⁾ die Einsetzung besonderer Fetische durch öffentliche Bekanntmachung zur Bestrafung von Verbrechen, die nicht leicht zu entdecken sind, z. B. gewisser Arten des Diebstahls; wer von solchen Verbrechen Kunde hat und sie nicht anzeigt, unterliegt gleichfalls der Gefahr, von dem Fetsich bestraft zu werden, dessen Macht auch von Bösgesinnten gefürchtet wird und sie in Schranken hält. Nach Bastian ²⁾ soll der Handelsplatz Bimbia fast ganz entvölkert sein durch die maßlose Anwendung des Giftwassers, das dort von den Vornehmen beim geringsten Anlaß angeordnet wird; um sich davor zu schützen, pflegen die Bewohner heimlich sich in abgelegene Teile des Innern zu begeben und dort einen Baumzweig zu begraben, mit dem sie mystisch die Dauer ihres Lebens verknüpfen und dasselbe auf diese Weise außer dem Bereich der Fetischmänner stellen. Doch suchen sich auch nach Wilson ³⁾ die Häuptlinge an der Pongoküste gegen Zauberei, der man beim Essen, Trinken oder Schlafen am leichtesten unterliege, zu schützen, indem sie nie in Gegenwart anderer trinken, ohne sich vor deren Blicken hinter einem Schirm oder Wand zu verstecken. Hecquard ⁴⁾ erwähnt regelmässige Bemalungen, die, den Stadien der Krankheit entsprechend, vom Fetischmann vorgenommen werden und nach Bastian ⁵⁾ den Übergang zum Tätowiersystem bilden, und eine „Feierlichkeit zur Heiligung der Freundschaft“, genannt: „sich einander den Fetsich geben“, wobei ein Fetischmann dem Freundepaar einen Einschnitt in den Arm macht; in

1) Wilson, Westafrika S. 200f.

2) San Salvador, S. 306; vgl. Vorstellungen von der Seele, S. 21 und oben S. 298, Anm. 4.

3) a. a. O., S. 228.

4) Reise an die Küste und ins Innere von Westafrika (1854).

5) Bastian, San Salvador, S. 296.

das Blut werden die Hälften einer Kokosnuß getaucht, dann von den Freunden, nachdem sie einen Fluch auf jeden gesprochen, der den andern beschädigen werde, gekaut und auf die Wunden des andern gelegt, diese endlich an einander gerieben und das Ganze mit einem Fest beschlossen. Die Heirat geschieht ohne eigentliches Zeremoniell, bei den Küstenbewohnern aber nicht durch Kauf der Frau (wenn sie nicht den weiter nach innen wohnenden „Buschstämmen“ angehört), die auch mit dem Manne ist, freilich ihn auch leicht verlassen kann (wenn sie nicht durch Kauf so gut wie seine Sklavin ist); Reiche und Häuptlinge haben eine große Zahl derselben ¹⁾. Die roheren Banáka lieben Fleischstücke in den durchbohrten Ohren und Nasen ihrer Frauen, bestrafen aber Ehebruch und Diebstahl mit dem Tode ²⁾. Die Sklaven der Küste werden mild behandelt ³⁾. Dapper ⁴⁾ nennt die Fürsten des Gabun Mani, den König der größeren Insel Manipongo und sagt, daß derselbe seine Plünderungszüge im Innern oft bis zum Kamerun ausdehnte und sich dabei tragbarer Boote bediente ⁵⁾. Beim Tode des Königs muß eine seiner weiblichen Verwandten den Thron besetzt halten, bis der Nachfolger gewählt ist, dem am Tage seiner Einsetzung jeder ungestraft die unangenehmste Wahrheit sagen darf ⁶⁾. Der politische Zersetzungsprozess ist hier weiter gegangen, als in

1) Wilson, S. 192ff. Der Sohn erbt des Vaters Weiber. Hecquard, S. 8. Schwiegersohn und Schwiegermutter dürfen sich nicht ansehen und sprechen. Waitz, S. 211.

2) Ebd., S. 211. Früher trug man Elfenbeinpflöcke in Lippen und Nase. Bastian, S. 295.

3) Wilson, S. 197. Doch siehe oben S. 337, Anm. 3.

4) Umständliche und eigentliche Beschreibung von Afrika (Amsterdam 1670).

5) Bastian, S. 295.

6) Wilson, S. 202. Die Kumbasser geißelten ihn nach Dapper. Früher heiratete der König von Kap Gonsalves, wie der am Gabun seine erwachsene Tochter, die Königin den ältesten Sohn, die extremste Verirrung im Bestreben, das königliche Blut rein zu halten. Bastian, S. 261 nach Purchas Reisen.

Oberguinea; jedes Dorf oder Dorfgruppe hat ein Oberhaupt, das aber nur der ältere oder ausgezeichnetere einer Anzahl Patriarchen ist, die die wirklichen Beherrscher des Landes sind ¹⁾.

Auf der Loango-Küste steht über allen andern Göttern der dem Jankompong Oberguineas entsprechende Zambiam-Pungo, der die Welt geschaffen, Blitz und Donner in seiner Hand führt, freilich sich nicht mehr um die Menschen bekümmert; doch werden Eide bei ihm geschworen, Ehen unter seiner Anrufung geschlossen oder gesühnt; einige sagen, daß er gestorben und ein böser (anhi) Zambian an seine Stelle getreten sei ²⁾. Damit wird er als Urahn, Beherrscher des Totenreichs und Todesgott charakterisiert, der als solcher auch die Meineidigen strafft, aber auch dualistisch dem guten schöpferischen Himmelsgott gegenübertritt. Die Göttermutter (bunsi, mama mokissie) ist die Stammutter des Volks, die zu ihren Kindern bei deren Tode zurückkehrt und im Grabe bei ihnen weilt, daher bei Moanda in Loango eine Erdpyramide bewohnt in Beziehung zu dem darunter begrabenen Leibe und daneben noch ein Häuschen aus Palmblattstengeln hat mit einem Sitz, gefülltem Wasserkrug und anderen Verpflegungsgegenständen; der Priester (Mamsindo) rollt ein Lukallala genanntes Instrument mit klingenden Ringen in der Hand, bis der Dämon in sein Haupt einsteigt und ihn zu Orakeln begeistert; auch zu Angoy ist eine berühmte Orakelstätte der Bunsi ³⁾. Die abgeschiedenen Seelen (Chimbinde), die aus den Gräbern zurückkehren, verursachen Krankheiten ⁴⁾. Um durch das Erscheinen der in ihre Wohnung zurückkehrenden Geister der Verstorbenen nicht gequält zu werden,

1) Wilson, S. 176. Vgl. Waitz, S. 151f.

2) Adelung III, 1. S. 223. Ebrard, Apolog., S. 339—341; Anfänge des Menschengeschlechts, S. 11. Mondkult erwähnt Proyard, Hist. de Loango (1776), p. 117.

3) Bastian, Deutsche Expedition I, 85ff. Lippert, Seelenkult, S. 86; Geschichte des Priestertums, S. 95ff.

4) Ebd., S. 78. Bastian I, 61.

pflegen im Stromgebiet des Ogowe beim Tode eines angesehenen freien Negers, besonders eines Häuptlings die Bewohner des Dorfes auszuwandern und an einem anderen Ort ein neues Dorf zu gründen. In einem Aschukadorf brachte man einen alten sterbenden Neger in eine vom Dorf entfernte Hütte, die man nach seinem Tode anzündete. Dem Verstorbenen giebt man Gerätschaften, Waffen, Schmuck ins Grab; am Grab eines Vornehmen tötet man Sklaven, damit er auch als Geist in seinem Rang entsprechendes Gefolge habe ¹⁾. In Loango pflegte man auf den Gräbern der Vornehmen das Gras auszuraufen und auf die kahle Stelle Rum als Opfernahrung zu gießen ²⁾. Ist auf der Loangoküste ein angesehener Mann plötzlich gestorben, so fragt der Zauberpriester (O) Ganga den Toten, ob derselbe selbst ausgehen wolle, den an seinem Tode schuldigen Zauberer (Endoxe) zu finden; fällt die Antwort bejahend aus, so tragen die Verwandten die Leiche in der Nachbarschaft umher, bis sie vor einer Hütte stehen bleiben und erklären, der Tote halte sie hier fest und lasse sie nicht weiter, da hier der Mörder wohne. Man brennt dann die Hütte nieder und tötet den Inwohner ³⁾. Auch Gottesurteile mittels der Ncassa, der Rinde des giftigen *Erythrophlaeum guineense*, sind sehr häufig ⁴⁾. Der Beschuldigte kann einen Stellvertreter dazu schicken ⁵⁾. Einen „vom Teufel Besessenen“ in einem Dorf des Aschuka-Distrikts beschreibt Lenz ⁶⁾: Den größten Teil des Tages saß er in oder vor seiner Hütte,

1) Lenz, Skizzen aus Westafrika, Selbsterlebnisse (1879), S. 208f. Der Ininga-Häuptling Nkumbo schloß in Lenz' Gegenwart, ohne daß dieser es hindern konnte, einen Knaben nieder dem Fetisch zum Opfer dafür, daß ein weißer Mann in seinem Dorfe war (S. 64).

2) Bastian, S. 70.

3) Hartmann, S. 217. Lenz, S. 185. Warneck, Mission und Kultur, S. 128. Gäa XII, 4. S. 230f.

4) Lenz, S. 186ff.

5) Wilson, S. 229. Bastian, San Salvador, S. 85. Über Anwendung des mineralischen Magnetismus bei Ordealen durch Streichen einer Eisenstange berichtet Bastian, San Salvador, S. 257.

6) S. 199.

sprach und handelte wie ein gewöhnlicher Mensch; plötzlich, meist gegen Abend, springt er auf, läuft wie toll im Dorf umher unter unheimlichem Gebrüll, rennt dann in den Wald, wo er mit größter Anstrengung ohne Werkzeuge einen Baum mit Wurzeln aus der Erde reißt und mit demselben auf der Schulter heulend zurückkommt ins Dorf, wo man die Hütten vor ihm schließt, in die er einzudringen sucht, bis er ohnmächtig zusammenbricht, eine alte Frau ihn dann durch weißen Pflanzensaft wieder zu sich bringt und ihm die Last abgenommen wird. Heute erfaßt diesen, morgen jenen die gleiche Raserei. Bei den festlichen Tänzen der Ganga wird diese Erscheinung unter den Okande-Negern geradezu epidemisch ¹⁾. Nach einem Kampfspiele, zu dem Lenz eingeladen war, im Dorf des Oberzauberers zogen sich die Oganga zurück in den Wald, wo Medizin gemacht und Beschwörungen vorgenommen wurden, ohne Zulassung eines Fremden, da diese Zeremonieen meist mit Menschenopfern verbunden sind; gegen Abend kamen sie zurück ins Dorf unter Höllenlärm und begannen wahnsinnige Taumeltänze, bis sie zusammenbrachen; schon beim Beginn derselben wurden mehrere junge Okande-Burschen von Krämpfen erfaßt. Der Klang des Tantom, der diese mehrstündigen Tänze begleitet, hat für den Neger überhaupt etwas Aufregendes; schon bei Aufführung des Kriegstanzes während des Festspiels wurden plötzlich einige junge Leute durch den Ton dieses Instruments krank, stürzten aus dem Kreise heraus, liefen auf allen vieren wie Tiere, fingen an zu rasen und konnten nur mit Mühe beiseite gebracht werden. Bei den Tänzen der phantastisch bemalten und geschmückten Ganga wollten diese Anfälle gar kein Ende nehmen; wohin man blickte, wälzte sich einer dieser Unglücklichen auf der Erde ²⁾. Man glaubt jedenfalls in solchen Ekstasen der Einwohnung abgeschiedener Geister theilhaftig zu werden. Die Geister werden auch durch den Lärm der Doppel-

1) S. 200.

2) S. 198 f.

klapper Namens Kunda herbeigelockt ¹⁾, nehmen auch auf einem zu ihrer Citierung unentbehrlichen Teller ihren Sitz ²⁾. Von den Göttern (kissie) werden die bösen Geister (chimbi) verstorbener oder getöteter Zauberer und anderer Verbrecher, Feinde u. s. w. unterschieden ³⁾. Vor dem Einfluß böser Geister schützt man sich bei Totenfeierlichkeiten, Tänzen, Kriegen durch Bemalen mit weißer, gelber, roter Farbe, sowie durch Talismane, die die Priester aus allen möglichen Gegenständen verfertigen, Lappen, Glocken, Antilopenhörner, kleine Holzfiguren ⁴⁾. Wenn ein Gott einen Dieb entdecken soll, schlägt man in das menschenähnliche hölzerne Götzenbild einen geweihten Nagel, der bei schweren Fällen vorher glühend gemacht ist ⁵⁾; durch den dem Gott dadurch bereiteten Schmerz soll er an seine Pflicht erinnert werden, den Dieb anzuzeigen, und erst nach Erfüllung dieser Pflicht wird der Nagel herausgezogen und die Wunde geheilt. Da ein solcher mächtiger Dämon natürlich mit rasender Wut erfüllt wird gegen den, um deswillen ihm die Pein verursacht wird, und diesen mit seiner ganzen Rache zu verfolgen strebt, bringt der Dieb zitternd das gestohlene Gut zurück. Die Verfertigung der Nägel liegen dem Schmied ob, der mit priesterlichen Funktionen bekleidet ist ⁶⁾. Übrigens sind solche Holzfiguren nicht allerorten gleich häufig; auch legen die Neger nicht mehr einen so hohen Wert auf sie, verkaufen sie an Europäer und verfertigen sich neue; ja wenn einem Neger sein Fetisch nicht genügend kräftig erscheint, wirft er ihn weg und schnitzt sich einen andern ⁷⁾. In manchen Dörfern

1) Bastian, Deutsche Expedition I, 46.

2) Lippert, Seelenkult, S. 87.

3) Ebrard, Anfänge des Menschen, S. 11.

4) Lenz, S. 192.

5) In Schemba-Schemba wurde ein solches vom Fetischpriester zu gleichem Zweck mit Ruten geschlagen. Bastian, San Salvador, S. 61 (aus eigener Anschauung).

6) Lenz, S. 183. „Natur“ 1879, S. 166f.

7) Lenz, S. 184.

fand Dr. Gülsfeldt ¹⁾ Kriegsfetische (bumba, Ahnengeister von Fürsten, da diese sich als Ganga Bumba bezeichnen) ²⁾ auf offener StraÙe; hier eine hölzerne Figur zwischen zwei eingepflanzten Bäumchen mit einem leeren Wassergefäß zur Seite, das in Kriegszeiten gefüllt wird; dort eine Holzpuppe zwischen zwei Feuerstingewehren oder Lanzen. Dann wurde den Reisenden der Expedition ein eingezäunter Strauch gezeigt, der auch Fetisch war ³⁾, von dem es hieß, daß, wer ein Blatt davon esse, kugelfest werde und seinen Gegner erlege. Im Bakanyaland fanden sie auch Tierschädel-Fetische, auch bunsi genannt, die an der Küste weniger bekannt sind, nämlich Anhäufungen von Schädeln erlegter Jagdtiere, die man dem Fetisch zur Erhaltung des Jagdglücks als Opfer darbringt. Nach Lenz ⁴⁾ findet man in den Grigrihäusern überall Schädel von Gorilla und anderen Tieren aufgehängt. An den inneren Wänden ihrer Häuser, deren Bauart Gülsfeldt ingenios nennt, hängen die Loango-Neger auch diesen oder jenen Fetisch auf, der beim Reisen oder Ausgehen über die Schultern gehängt wird, irgendeinen Miniaturgötzen oder eine Zusammenstellung aus Lappen, Federn, trockenen Früchten, kleinen Antilopenhörnern, das Ganze mehr oder weniger mit roter oder weißer Farbe beschmiert ⁵⁾. Fetische in Ketten, Ringen u. dgl., am Leib getragen, erhalten die Bedeutung von Amuletten. So hat der König von Loango einen Fetisch am Arm für das Wohlbekommen des Tranks, einen Fetisch Bulunga in einem offenen Eisenring,

1) „Natur“ a. a. O.

2) Bastian, Deutsche Expedition I, 204. Lippert, S. 29.

3) Nach Dapper hatte jedes Dorf der Quoja „ein abgesondertes Büschlein vor die Seelen“. Bastian II, 237. Lippert, S. 51.

4) S. 193.

5) Gülsfeldt in Zeitschrift für Ethnologie 1876, Heft 3. Fetische oder Dubletten der in der Hütte zurückgelassenen werden auch von Würdenträgern mitgenommen ins Palaverhaus zur Beteiligung an der Regierung. Bastian I, 43. Lippert, Geschichte des Priestertums, S. 85.

der vor Krankheit schützt; Malunga, auch ein Eisenring, hält den Kopf klar; Imba, ein Armring mit einer Muschel, beugt blutigem Ausgang des Streits vor; Madomba in einer Eisenkette schützt im Kriege ¹⁾. Auch Fetischpfähle finden sich bei den Häusern ²⁾ und mit einem daran geschnitzten Menschenbild an den Gräbern von Prinzen und Prinzessinnen ³⁾. Alle diese Fetische, Mokisso, sind im Grunde von individuellen Ahnengeistern bewohnt; soll ein Eid bei einem Fetisch geleistet werden, wird zuerst der Priester nach dem Namen des betreffenden Gottes gefragt ⁴⁾. Das Kind wird schon in den ersten Tagen nach seiner Geburt unter den Schutz eines besonderen Mokisso gestellt und für diesen Zweck zu dem Ganga gebracht, der ihn ein oder mehrere Gelübde auflegt, und die Mutter wacht sorgsam darüber, es zu ihrer Beobachtung anzuhalten und darin zu unterrichten, damit es in späteren Jahren weniger leicht Fehlritten ausgesetzt sei, welche Unglücksfälle nach sich ziehen; anderswo wird die mystische Verknüpfung mit dem Mokisso bis zum eindrucksfähigsten Moment des Jugendalters, dem Übergang zur Pubertät, verschoben, wo die Knaben monatelangen Übungen im Walde unter Leitung eines Priesters obliegen, auch die Beschneidung erhalten; auch lassen bedeutungsvolle Lebensereignisse den Mokisso erkennen, den ein Einzelner zu verehren hat ⁵⁾. Als Beispiele der verschiedenen Gelübde, zu denen die individuellen Mokisso ihre Verehrer verpflichten, führt Bastian ⁶⁾ aus Dappers Geographie minutiöse Kleiderverordnungen an, ferner „dafs man solches

1) Bastian II, 163. Lippert, S. 82.

2) Bastian II, 182. Lippert, S. 80.

3) Bastian I, 66. Lippert, S. 81.

4) Bosman bei Bastian II, 46. Lippert, S. 82; Seelenkult, S. 50.

5) Bastian, San Salvador, S. 86. 254. Beschneidung. Waitz, S. 251.

6) Ebd., S. 253.

Fleisch, solche Vögel oder solche Fische, auch solche Kräuter oder solche Früchte und dergleichen Dinge nicht essen oder, wenn man davon ißt, daß man es allein ohne jemandes Hilfe aufessen und die Knochen darnach in die Erde vergraben solle; andere dürfen über kein Wasser gehen, ob es schon klein und nur aus dem Regen oder sonst entstanden; wieder andere dürfen über keine Flüsse mit Schuhen fahren, aber wohl darüber gehen oder durchreiten; etliche dürfen ihr Haupthaar nicht abscheren lassen, andere mögen es wohl zusamt dem Bart abscheren, wieder andere nur den Bart, aber das Haupthaar nicht; etliche dürfen auch die Früchte nicht aufessen, andere müssen sie ganz aufessen und dürfen niemand etwas davon geben, obschon die Frucht noch so groß wäre“ u. s. w. Die Äußerlichkeit und Vereinzelnung dieser Verpflichtungen entspricht der Veräußerlichung und Vereinzelnung des Gottesbewußtseins im Fetischismus; das Verbotene ist Besitz des Mokisso; auch wenn sich einem Einzelnen der von ihm zu erwähnende Mokisso im Zustand der Ekstase offenbart, bleibt er ihm äußerlich, weil dazu eben möglichste Bewußtlosigkeit gefordert wird und der Priester erst die im Zustand der Ekstase ausgestoßenen Worte deuten muß¹⁾. Es geschieht gewiß nicht bloß, wie Bastian²⁾ es darstellt, im Glück, das ein Einzelner durch seinen besonderen Mokisso zu haben glaubt, daß er dann durch neue Gelübde und Kontrakte sich noch mehrere dieser mächtigen Wesen dienstbar zu machen sucht, sondern auch, wenn er durch Übertretung des Gelübdes den Zorn des Gottes heraufbeschworen, daß er ihn mit Hilfe anderer Götter wieder beschwichtigen oder kompensieren will; freilich, wie Bastian meisterhaft ausführt, wird die Beobachtung so vielfacher Gelübde um so schwieriger und gefährlicher, und bei schweren Leiden, die er sich den Übertretungen zuschreiben muß, strahlt dem Unglücklichen kein Licht der Hoffnung, keine Bahn des Heils und der Errettung; der

1) Bastian, San Salvador, S. 257.

2) Ebd., S. 256.

Mokisso vernichtet seinen Anbeter, aber mit ihm auch seinen Kult d. h. sich selbst ¹⁾. Dies ist das System der Quina oder Quixilles (Verbote), wie es auf der Loango-Küste seine ausgedehnteste Entwicklung gewonnen hat; vermittelt desselben hat auch das Priestertum der Ganga den größten Einfluß auf Volk und Herrscher ²⁾. Die Gelübde des Fastens, die alle zwei Tage (Ensenge) oder alle drei Tage (Ensonne) gehalten wurden, sollen die in alten Geographieen sich findende Sage von den schwarzen Juden in Loango, wo der vierte Tag einen allgemeinen Ruhetag bildete, hervorgerufen haben. Die Priester sind auch selbst den Quixilles unterworfen; sie entschädigen sich für die zahlreichen Speisebeschränkungen durch den Genuß rohen Blutes ³⁾. Das Wort Ganga bezeichnet aber nicht bloß den Priester (seltener Singili genannt), sondern auch den Gott, und wie jeder Fetisch auch seinen besonderen Namen hat, so auch der ihm besonders dienende Priester (Ganga Ilombo, Ganga Matunga, Ganga Insie ⁴⁾ u. s. w. Der Oberpriester Ganga Chitome galt in besonderem Grade als göttlich und unsterblich und soll sich eben darum einst zum Wohl des Landes haben erdrosseln lassen, nachdem er seine „Wissenschaft“ auf einen Schüler übertragen ⁵⁾; sein Sitz war ein Stein am Flusse von Esseno, der nach Lippert ⁶⁾ ein Grab bezeichnete. Der erste König soll an einzelnen Stellen, wo sich dämonische Kräfte manifestierten, die Ganga

1) Bastian, San Salvador, S. 255. Bei Krankheiten ruft man einen der weiblichen oder männlichen Zauberer, deren es für jeden speziellen Fall einen besonderen gibt; derselbe bläst gegen den bösen Wind, den ein Feind aus der Ferne sendet, begnügt sich aber, wenn dies und auch die Anwendung von Musik nichts hilft, den Kranken dem bösen Dämon zu überlassen. Ebd., S. 87.

2) Lippert, Seelenkult, S. 50. 85; Priestertum, S. 90.

3) Bastian, Deutsche Expedition II, 170. Lippert, Seelenkult, S. 58.

4) Lippert, Priestertum, S. 91.

5) Bastian, San Salvador, S. 81; Deutsche Expedition II, 220.

6) Priestertum, S. 94.

der Erde (Ganga Umkissie insie) eingesetzt haben, während die übrigen Ganga nur einen Privatkult für die einem jeden besonders nahe stehenden Fetische unterhielten ¹⁾. Die in der Erde wohnende Gottheit kann sowohl jene Ahnfrau Bunsi, als auch einen oder mehrere spätere Ahnengeister der vornehmsten Familien bezeichnen; jedenfalls handelt es sich hier um die Unterscheidung eines mit der monarchischen Zentralisierung des Landes eingerichteten Staatskultes von dem Ahnenkult der Einzelnen; die wichtigste Aufgabe der Staatspriester ist die Regulierung der Witterung ²⁾. In Loango giebt es Tempel, von Bastian ³⁾ Regentempel genannt, deren Priester vom König dotiert sind und jährliche Geschenke zu ihrem Unterhalt erhalten, damit sie durch nächtliche Zeremonieen zu den geeigneten Zeiten Regen schaffen oder denselben bei großer Nässe hemmen; doch sind sie daneben auch Privatzauberer ⁴⁾. Auch der Staatskult hatte seine Quixilles. Nach Bastian ⁵⁾ wurden in Loango alljährlich eine bestimmte Anzahl von Männern, Frauen und zwölfjährigen Kindern vom Oberpriester der Ganga dem Fetisch des Maramba, der dem König stets vorausgetragen wurde, geweiht; sie mußten mehrere Tage in einer dunklen Hütte fasten und wurden entlassen mit der Warnung, acht Tage lang ein strenges Stillschweigen zu beobachten; brachen sie dieses nicht trotz aller Quälereien, die angewendet wurden, um sie wankend zu machen, so führte sie der Ganga vor das Götzenbild und liefs, indem er ihnen auf die Schulter einen halbmondförmigen Einschnitt machte, sie schwören, bei dem aus der Wunde fließenden Blut, dem Maramba für immer treu zu bleiben; er legte ihnen dann die Erfüllung bestimmter Gelübde auf, verbot ihnen bestimmte Fleisch-

1) Bastian, Deutsche Expedition II, 220.

2) Lippert, Priestertum, S. 92.

3) Deutsche Expedition I, 269.

4) Lippert, Priestertum, S. 94.

5) San Salvador, S. 86.

speisen und hing ihnen als Zeichen der Einweihung eine mit Reliquien gefüllte Büchse um den Hals. Die Fürsten in Loango, ursprünglich wie die in Kakongo und Dongo Wahlfürsten in komplizierten Rangordnungen mit successivem Recht auf die Krone ¹⁾, bilden eine eigene Kaste im Gegensatz zum Volk und den Gemeindeältesten und stammen von einem König, der als Eroberer ins Land gekommen ²⁾. Der Geist des verstorbenen Herrschers regiert in diesen Staaten fort, bis ein neuer geweiht ist, in den er einkehrt. In Kakongo regierte der Geist des längst verstorbenen Königs Muschingana durch die in der Hauptstadt befindlichen Fetische Masengale und Umschenjele ³⁾, deren Willen natürlich der Priester zu deuten hatte, der damit der thatsächliche Regent wurde ⁴⁾; in solchen Fällen wird zum Schein dem König ein unmündiger Knabe substituiert, der bei den königlichen Fetischen wohnt, einen Hofstaat von fünf Ministern und den königlichen Anteil von allen Einkünften des Reichs erhält ⁵⁾. Vor einem Dorf in Angoy sah Bastian ⁶⁾ die königliche Familie bei der in hockender Stellung in einem Katafalk unter einem Zeltdach aufbewahrten Mumie des vor zehn Jahren verstorbenen Königs, der nicht eher zu seiner dauernden Ruhestätte eingehen darf, als bis sich ein Nachfolger gefunden. Damit der Geist des verstorbenen Königs auf den neuen übergehe, muß der von Loango die Loangele benannte Grabstätte der früheren Könige vor

1) Bastian, San Salvador, S. 58. 167. Nach Lippert (Priestertum, S. 87) sind die alten Gaufürstentümer, die sich erst im Laufe der Zeit dem König haben unterordnen müssen, erblich. Vgl. Waitz, S. 152.

2) Bastian, Deutsche Expedition I, 196. 200.

3) Ebd., S. 230 f.

4) Lippert, Priestertum, S. 86 f. Vor Inthronisation eines neuen Jaga zu Bomma repräsentiert der Priester den Geist Quingure und der Jaga erscheint in ärmlichen Kleidern, bis er nach der Feier, die ein Menschenopfer einschließt, in die Würde des Vorgängers eintritt. Bastian, Deutsche Expedition I, 59 ff.

5) Ebd., S. 237.

6) Ebd., S. 82. Vgl. Waitz, S. 195 f.

seiner Krönung besuchen¹⁾; der von Chinsalla wird unter der Leiche seines Vorgängers gekrönt, und es muß Gewalt angewendet werden, die Krönung zu erzwingen, da der vielen Quixilles wegen jeder sich dagegen sträubt. Bastian erzählt, der Fürst Ischingalla sei stets bewaffnet gegangen, um nicht überfallen und zum König gemacht zu werden. Oft wurde der zum König Bestimmte so lange in einer Fetischhütte festgehalten, bis er sich in die Annahme der Würde fügte²⁾. Von der Menge der ihn bindenden Vorschriften giebt Wilson³⁾ einige Proben. In dem einen seiner Häuser darf er nur essen, in dem anderen nur trinken. Er muß bei verschlossenen Thüren essen; wer ihn essen sieht, ist des Todes, wie sein eigener Lieblingshund deshalb nach Proyart getötet wurde und ebenso ein Kind, das zufällig hineingekommen, mit dessen Blut der Fetisch des Königs bespritzt wurde. Trank der König, durften andere zugegen sein, aber mußten das Gesicht verhüllen. Zwerge und Albinos umgeben als Schutzgeister seine Person⁴⁾. Er ist nach Batel geehrt von den Eingeborenen als ein Gott; durch Hüpfen bezeigen sie ihm ihre Verehrung⁵⁾. Man schwört bei ihm⁶⁾. Der König ist hier selbst Fetisch, er heißt Mokisie; in ihm wohnt der das Reich erhaltende Geist der verstorbenen Herrscher; sein Wille giebt Regen oder Sonnenschein⁷⁾, läßt die Saaten sprossen, sein Befehl würde die Erde in den Abgrund stürzen; aber, wenn seine Machteinwirkung auf die Natur sich nicht äußert, wenn Ernten und Fischfang nicht ergiebig sind, beschuldigt man den König, schlechten

1) Lippert, Priestertum, S. 69; ebenso wie der Herrscher von Munio und Wadai, s. oben S. 272. Dem Mani von Jumba wurden nach seinem Tode Haare und Nägel ausgerissen, um als sichere Regenmittel zu dienen. Bastian, San Salvador, S. 117.

2) Lippert, Priestertum, S. 87.

3) Westafrika, S. 228.

4) Ebd., S. 230. Waitz, S. 128. 181.

5) Geistbeck, S. 95. 138.

6) Dapper bei Lippert, Seelenkult, S. 29.

7) Proyart, p. 120. Waitz, S. 129.

Herzens zu sein, und dringt auf seine Absetzung; er ist dann nur der vom Fetischgeist verlassene Körper, in der Macht des dem Geist dienenden Priestertums ¹⁾. Barbet gedenkt eines Königs von Loango, der nicht weniger als 6000 Weiber hatte; Wilson ²⁾ erklärt dies daraus, daß alle Männer dieses Landes, ob Häuptlinge oder nicht, die Weiber ihrer Väter, älteren Brüder und Oheime erben und auch die unter dem Schutz eines Mannes stehenden unverheirateten Sklavinnen doch seine Weiber heißen. Unter den wirklichen Gemahlinnen ist eine der älteren, Makonda genannt, das Oberhaupt, von sehr angesehener Stellung und großem Einfluß auf den Mann. Die Keuschheit der Frauen ist nach Wilson ³⁾ fraglich; Ehebruch wird wie fast alles mit einer Geldbusse gesühnt. Die Rechtsverhandlungen in Palaver sind nach Güsselfeldt der hervorragendste Zug des öffentlichen Lebens der Loangoküste ⁴⁾.

Am Kongo (Zaire) wurden nach einheimischer Tradition, bevor die Portugiesen das Land entdeckten ⁵⁾, die kleinen Tschenu-Staaten durch Nimia Luqueni unter ein Scepter geeinigt; er legte durch seine Eroberungen den Grund zu dem Feudalsystem, das noch zur Zeit der portugiesischen Entdeckungen in Blüte stand und erst in späteren Kriegen gestürzt wurde, indem die mächtigen Vasallen ihre Lehngüter allmählich in erbliche Besitzungen umwandelten. Der erste Kaiser baute die Hauptstadt

1) Bastian, San Salvador, S. 257; Deutsche Expedition I, 204. 268; II, 173. Lippert, Seelenkult, S. 85; Priestertum, S. 82. 88.

2) Westafrika, S. 228 f. Über den Verdacht der Untreue. Waitz, S. 116.

3) Wilson, S. 227 f. Doch spricht das Mädchen mit Männern nur im Beisein der Mutter. Proyart, p. 84. Keine Gütergemeinschaft der Gatten (p. 95). Geldstrafen (p. 136).

4) Hartmann, Völker Afrikas, S. 253.

5) Cavazzi, Beschreibung der Königreiche Kongo u. s. w. (1694), S. 296 ff. Pufendorf-Martinière, *Introduct. à l'hist.* (1745) VII, 421 sqq. Hartmann, Völker Afrikas, S. 240 f. Bastian, San Salvador, S. 172 ff. Eine Übersicht über die Geschichte des Kongoreichs giebt Bastian a. a. O., S. 8 ff. 357 f. Wilson, S. 232 ff.

Banza n-Kongo (Ambassi oder San Salvador) in das von ihm trocken gelegte Bett eines Sees, der früher das Plateau eines Berges bedeckte. Der Wald, aus dem die Herrscherfamilie in Banza herstammte ¹⁾, war dem Volk später ein Gegenstand der Verehrung. Einer der Nachkommen Luquenis liefs sich von den Portugiesen als Dom João I. taufen, und bald unter seinem Nachfolger füllte sich die Stadt mit Kirchen und Klöstern. Nach Bastian führten die portugiesischen Missionare eine regelmäfsige Erbfolge vom Vater auf den Sohn ein, während später, als mit der portugiesischen Macht auch die katholische Mission dahinschwand, das Volk in seine alten Gebräuche zurückfiel, wonach beim Tod eines Königs die Reichsversammlungen aus seinen Neffen schwesterlicher Seite einen Nachfolger erwählten. Nach der Rangordnung folgten auf den König und seine Familie die Prinzen von Geblüt, hierauf die Gatten der Prinzessinnen, dann die Vasallen, die Hofleute, die Kaufleute und Sklaven. Das Kongo-Reich zerfiel schließlicb wieder in eine Anzahl Kleinstaaten. Nach Bastians Mitteilungen geht unter den Bewohnern des Kongo die Sage, dafs ihr Land ursprünglich von Affen bewohnt war, die dorfweise im Land zerstreut lebten. Da dieselben sich unehrerbietig gegen Zambi den Schöpfer benahmen und ihn nicht verehrten, verwandelte dieser sie in zottige Tiere mit wackelndem Gang und wies ihnen zum Aufenthalt die abgegrenzten Waldedickichte an; darauf schuf er Menschen und zwar zwei Paare, dener er Wohnsitze an einem Brunnen anwies und als Haustier einen Hahn gab, bei dessen Krähen der jüngere erwachte und sich weifs wusch, während der ältere nur noch schmutziges Wasser fand und schwarz blieb ²⁾. Nach Cavazzi ³⁾ hiefs der höchste Gott Nzam-

1) Die Kongesen oder, wie sie sich nennen, Moxikongos sind nach ihren Mythen aus den Bäumen gewachsen. Bastian, San Salvador, S. 81.

2) Lenz, S. 209.

3) Auch nach Brusciotto a Vetralla und Oldendorp. Vgl. Adelung, S. 223. Cavazzi war 14 Jahre in Kongo und Angola.

biampungo; D. Cooley erklärt: Zambianpungo als „the spirit above“; Schwüre geschehen bei Pongo oder dem Höchsten; ursprünglich war Zambianebi als rächender Gott nur Herausstellung einer besonderen Eigenschaft Zambis¹⁾; doch bei den Kongo-Negern findet sich auch der Dualismus eines guten und bösen Prinzips²⁾; aber auch im Zusammenhang mit dem Ahnenkult. Schweigend geht man an Grabhügeln vorbei, um nicht den Toten zu wecken³⁾. Man schwört beim Vater, beim Grabe des Vaters; der kräftigste Schwur ist der beim Grabe eines bestimmt genannten Königs, des „Königs Henriko“⁴⁾. Man fegte nach einem Todesfall die Hütte aus und rifs sie nieder, um der Seele das Ausfahren zu erleichtern und ihr Zurückkommen zu verhüten⁵⁾. Die Zeremonie des Mutambe ward von den Verwandten angestellt, um der umherflatternden Seele (Zumbi) Ruhe in Desu (Nzambi in Ambriz) zu verschaffen, während sie bei Unterlassung derselben dem in der Unterwelt residierenden Kadiampembe (ein anderer Name des bösen Prinzips?) anheimfällt; gewöhnlich wird ein Schwein geschlachtet, dessen Kopf man in den Fluß wirft⁶⁾. Auf die Gräber, die früher zuweilen mit Elefantenzähnen eingezäunt waren, wirft man alle Arten zerbrochenen Töpfergeschirrs und fügt bei einem Jäger Bogen und Pfeile

1) Bastian, San Salvador, S. 103.

2) Ritter, Erdkunde I, 291; Winw. Reade, Savage Afr., p. 250. Peschel, S. 293.

3) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 31.

4) Bastian, Deutsche Expedition II, 30. Lippert, S. 29.

5) Bastian, San Salvador, S. 101. In Lumba bezeichnet ein Pfahl inmitten eines Steingemäuers unter einem Strohdach das Familiengrab; in manchen Dörfern wird die Gräberstätte dem Boden gleich gemacht; nur die Vornehmen dürfen ihre Gräber erhöhen und Porzellanfiguren, Waffen u. s. w. darauf legen; das Haus bleibt hier mehrere Tage ungefegt. Ebd., S. 226f.

6) Ebd., S. 101. Witwen, die sich in Matiambo nicht am Grabe ihres Gatten opfern, fühlen dessen Seele ihre Brust beengen und müssen, wenn sie bei der Hexenprobe auf dem Wasser schwimmen, erst vom Fetischpriester gereinigt werden, ehe ihnen eine neue Ehe erlaubt ist. Ebd., S. 100.

hinzu; auf das eines Fetischpriesters stecken seine Genossen, nachdem jeder eine Hand voll Sand hineingeworfen, drei Stäbe, dem Kopf, dem Geschlechtsteil und den Füßen entsprechend; die Leiche eines insolventen Schuldners wurde früher von seinem Gläubiger in einem Käfig zwischen zwei Bäumen aufgehängt, spöttisch nach ihrem Befinden befragt und ihr geraten, ins Leben zurückzukehren und für Bezahlung zu sorgen, da sie sonst keine Ruhe im Grabe finden solle¹⁾. Wie die Kongesen einst aus Bäumen erwachsen, so verkörpern sich auch die Ahnen in Bäumen. Der große Fetisch von Bamba lebt unsichtbar in einem Busch, hat aber doch einen Leib und stirbt (mit dem jährlichen Absterben des Laubes), worauf die Priester seine Gebeine sammeln, um sie wieder zu beleben und zu ernähren, bis sie Fleisch und Blut gewinnen²⁾. Am Kongo wird die *ficus religiosa* auf allen Märkten angepflanzt, aus ihrer Rinde Amulette gemacht und die Verletzung des Baumes als Verbrechen betrachtet³⁾. Auch der Kongo ist ein Hauptfetisch⁴⁾. Es gilt wohl auch im Kongo-Reich, was Bastian⁵⁾ allgemein sagt: Über der Thür hängen Wurzeln und Zeugfetzen als beschützende Fetische, häufig auch zerbrochene Eierschalen; andere haben einen Holzblock mit angeschnitztem Gesicht innerhalb der Thür oder auf ihren Feldern; die meisten begnügen sich mit einem etwas glatt geschnittenen

1) Bastian, San Salvador, S. 89f. Vgl. Waitz, S. 153f.

2) Bastian, S. 50. 82. 109. Dies überträgt sich auch auf die Verehrer des Fetisches, von denen jeder wenigstens einmal gestorben d. h. in ekstatische Erstarrung versunken und dann nach allmählichem Erwachen wiedergeboren sein muß (S. 83). Unter dem heiligen Baum bei Gimbo Amburi hatten nach Cavazzi der Herzog und die Herzogin von Sundi alljährlich einen symbolischen Ringkampf mit dem Oberpriester und seiner Frau; letztere siegten in Kraft des Fetisches (S. 204). An einem Baum bewachte eine Jungfrau (Chivella) die Fahnen von Batta (S. 203).

3) Wuttke I, 61.

4) Hartmann, S. 210; wonach auch nördlich der Gabun und Ogowé.

5) San Salvador, S. 79.

Stab, auf den sie als besonders wirksam ein Schneckenhaus legen; als Amulett haben die ärmeren Neger (wie die Kru) oft nur einen Bindfaden um die Waden, der, wie ins Haar gesteckte Federn, unverwundbar macht; die katholischen Missionare ließen diese Stricke aus am Palmsonntag geweihten Palmblättern machen. Der Führer Bastians in Schemba-Schemba trug ein drei Fuß langes Götzenbild am Gürtel ¹⁾. Der allgemeine Name für Fetisch ist Enquizi und der Fetischmann heißt Ganga Enquizi ²⁾. Nach Cavazzi ³⁾ wurde dem Oberpriester in Sonho stets ein Götzenbild auf einer Bahre vorgetragen, wenn er seine Berge verließ; in den Wüsten von Chibanga wurde ein Stein als Orakel verehrt. Cavazzi berichtet viele Einzelheiten über die Künste der Ganga bzw. ihrer Fetische. Die Npindi stellten ihre Wetterbeschwörungen auf Kreuzwegen an. Die Regenmacher von Mapongo schossen mit Pfeilen nach dem Himmel. Der Ganga Amaloko schützte die Kinder eines vom Blitz Erschlagenen gegen denselben. Der Molonga prognostizierte den Ausgang einer Krankheit aus kochendem Wasser, der Neoni aus den Mitteilungen seines Götzen durch den Mund des Nzazi; trafen Prophezeiungen nicht ein, so entschuldigte sich der Priester mit der Unzuverlässigkeit seines Spiritus familiaris und schaffte sich wohl auch einen neuen an. Der Mutinu-a-maja (Herr des Wassers) wahr sagte aus einer in den Fluß geworfenen Kalabasse. Der Ngodi besprach die Stummen, um ihnen die Sprache wiederzugeben. Der Amabundu besaß die Fähigkeit, das gesäte Korn in der Erde vor Schaden zu bewahren. Der Ganga Mnene mußte um Hilfe angesprochen werden, damit die

1) Bastian, San Salvador, S. 80.

2) Ebd., S. 95. In den meisten Dörfern leben nach Bastian (S. 84) ein oder zwei Fetischpriester, von Schülern umgeben; bei der Weihe eines neuen Fetisches, um den man den Priester gebeten, legt er denselben inmitten der anderen und versetzt sich durch eine Trommel in Ekstase.

3) Ebd., S. 201 ff., wo auch die folgenden Mitteilungen aus Cavazzi. Bastian (S. 117) sah einen Regenzauberer den Wolken drohen, damit es nicht regne.

bösen Geister nicht das geerntete Getreide aus den Hülsen ausäßen. Der Ganga Embugula vermochte durch Pfeifen sich seiner Feinde zu bemächtigen. Der Npungu, Kabanzo und Issaen bildeten eine Gesellschaft, um die Soldaten vor Verwundungen zu schützen, und ersetzten einander, wenn sie selbst solche erhielten. Das Krähen des Hahns galt im Krieg als ungünstiges Zeichen. Die Sekte der Nquti versammelte sich zu nächtlichen Tänzen in den Wäldern und ließen den Einzuweihenden über einen geweihten Strick schreiten, um ihn nach seinem Tode wieder erwecken zu können. Reiche brachten ihre verstorbenen Verwandten zum Ganga Matombola, der durch seine magischen Figuren die Leiche sich von der Bahre erheben, Bewegungen machen und umhergehen ließ. Die Makusa-Matamba und Ngulungu-Nbazi waren zwei ärztliche Kollegien, die, da sie nach verschiedenen ärztlichen Systemen kurierten, sich beständig in den Haaren lagen. Ein anderer Priesterarzt hatte fünf Frauen in seinem Etablissement für die verschiedenen Krankheiten. Alle diese Ärzte wendeten nur wenig Medizin, desto mehr Zauberformeln an. Auch Pungu, ein weiblicher Krankheitsdämon, ward beschworen. Havier und Cassumba rief man in der Provinz, wo sie am Aussatz gestorben, als Schutzgötter gegen denselben an ¹⁾. Der Ngurianambua konnte Elefanten, der Nbakassu verlaufene Kühe, der Npombolo wilde Tiere ins Netz locken. Der Ganga Nzi entband eines geschworenen Eides, indem er die Zunge mit Palmfrüchten rieb ²⁾. Besessene Frauen prophezeiten zu Cavazzis Zeit überall, ein Prophet Ngosai hatte sich mit elf derselben umgeben. Der Missionar Merolla hatte die größte Not, an der Küste sich eine junge Hexe, die ihm unter Murmeln von Inkantationen mit stierem Anblick sein Grab grub, vom Leibe zu halten, bis er sie anblies und dadurch

1) Die von Besessenen ausgetriebenen Geister werden von jenen oft auf Befehl des Priesters in dazu errichteten Hütten verehrt. Bastian, San Salvador, S. 101.

2) Die Fetische bestrafen den Meineid gegen Fremde nicht. Wuttke, S. 126.

in die Flucht jagte ¹⁾. Von abgeschiedenen Geistern glaubte man auch die Zauberpriester (Singili) besessen, die nach Cavazzi durch betäubende Musik sich in Ekstase versetzten und dann unter die sie umtanzende Menge sprangen, mordeten, wen sie mit dem Messer trafen und ihr Blut tranken zur Nahrung für die Toten, ihr Fleisch zum Fraß unter die Anwesenden verteilten ²⁾. Die „Vuimbonder“ genannten Fetische tranken das Blut der Opfer ³⁾. Verschiedenartige Gottesgerichte finden sich auch hier ⁴⁾. Im Kongo-Reich war jeder vierte Tag dem Kultus der Götter gewidmet ⁵⁾. Der Oberpriester war ebendasselbst unverletzlich und stand in höchsten Ehren; er unterhielt in seinem Hause ein ewiges Feuer, von dem er den Statthaltern der Provinzen mitteilte, wenn sie ihr Amt antraten, um ihnen zu dessen Verwaltung Vollmacht und Segen zu geben ⁶⁾. Auch der König hatte übernatürliche Kraft. Es galt in Kongo als Staatsunglück, das durch vermehrte Schatzung gut gemacht werden mußte, wenn dem König seine aus einem Palmenbast geflochtene weiße Mütze abgeweht wurde ⁷⁾. Diejenigen, die einen falschen Eid auf das Wohl des Königs geschworen, verfielen dem Tode, wenn der König sie nicht dadurch reinigte, daß er sie mit seinem linken Arm in die Luft zog und so böse Folgen abwendete ⁸⁾. Nach dem Tod eines Herrschers tritt stets ein Interregnum von zwölf Monaten ein, während welcher Zeit seine Leiche über der Erde bleiben muß und eine Schwester des verstorbenen Königs provisorisch regiert, bis der Sohn der ältesten Schwester

1) Bastian, San Salvador, S. 87 ff.

2) Hegel, Philosophie der Religion I, 241.

3) Cavazzi bei Bastian, Deutsche Expedition II, 240. Lippert, Seelenkult, S. 78.

4) Bastian, San Salvador, S. 84f. 90f.

5) Cavazzi, S. 31. Waitz, S. 201.

6) Cavazzi, S. 90. Waitz, S. 199.

7) Bastian, S. 11. 258. Ein Zebraschweif war außerdem Zeichen der Königswürde (S. 11).

8) Ebd., S. 203.

folgt¹⁾. Menschenopfer wurden in früherer Zeit nach einigen Berichterstatlern auch nach dem Tode des Königs von Kongo ihm ins Jenseits nachgesandt; einmal sollen sich zwölf Jungfrauen freiwillig geopfert haben²⁾. Sobald der Herrscher von Kongo seinen letzten Seufzer ausgehaucht, verbreitet sich eine allgemeine Trauer über das Land in Form eines unverbrüchlichen Gebots des Schweigens und Fastens, obwohl keine Leichenklage angestimmt, kein Totenfest für ihn gefeiert wird; aber selbst die Haustiere werden eingesperrt, der Neger sitzt in seiner Hütte ungewaschen und ungekämmt; die Felder liegen brach, da niemand sie für den nächsten Monat bebauen darf. Seit den Zeiten des christlichen Einflusses haben sich viele dieser Einschränkungen gemildert, aber die Einbalsamierung geht noch auf dieselbe Weise vor sich. Dem Verstorbenen werden Arme und Schienbeine zerbrochen und die Glieder dicht an den Leib zusammengelegt. Man wäscht den Leichnam in einem adstringierenden Manioka-Dekokte und setzt ihn in einer bestimmt vorgeschriebenen Position über ein Strohfeder, wo er vom Feuer gedörft wird. Während dessen repräsentiert eine im Palast aufgestellte Figur den Herrscher und wird täglich mit Speise und Trank versehen. Nach Beendigung der Austrocknung wird die Mumie mit einer Schicht roter Lehmerde überzogen, in ein seidenes Gewand mit Silberfransen gehüllt und in den Sarg gelegt, über den man eine Hütte baut. In bestimmten Zwischenräumen nimmt man neue Umwickelungen vor, und jeder, der kommt, um in der Hütte zu beten, bringt mehrere Ellen Tuch, die hinzugefügt werden, wodurch der Umfang so anschwillt,

1) Bastian, San Salvador, S. 119. In Kongo waren die Fürsten von Batta, Bunda und Sonho die drei Wahlherren, zu denen zur Zeit des portugiesischen Einflusses noch der Bischof von San Salvador kam (S. 59). Vgl. Waitz, S. 152. Zu den Gottesgerichten gehörte auch das Trinken des Wassers, in dem sich der Mani Sonho die Füße gewaschen (S. 203).

2) Ebd., S. 258. Auch mit den Großen Weiber und Sklaven begraben. Waitz, S. 193.

dafs oft ein neues Haus gebaut werden mufs und am Ende der zwölf Monate, während welcher der Leichnam über der Erde bleibt, derselbe die Thür nicht zu passieren vermag. Er wird im Fußboden der Hütte begraben und zuweilen; nachdem diese zusammengefallen, nach den Ruinen einer der drei Begräbniskirchen gebracht. Der Trauerzug darf nicht von der geraden Linie abweichen; Häuser, die im Wege stehen, werden niedergerissen ¹⁾. Bastian besuchte die Grabstätte des verstorbenen Königs, die sich dem alten Wohnhause desselben gegenüber befand; nur gebückt konnte man in die niedrige Thür eintreten. Das Innere ward fast ganz von dem großen hölzernen Sarkophage eingenommen, der auf vier mächtigen Pfosten ruhte. Die Beamten des königlichen Haushalts bildeten in zwei Reihen Spalier einander gegenüber knieend, von der Thür zu dem Sarg, um den herum kleine Lampen brannten. Die Mumie war ganz mit Tüchern bedeckt und, obwohl sich die Form des Kopfes unterscheiden liefs, doch nichts von diesem zu sehen. Schon seit acht Monaten stand sie dort ²⁾.

Was das sittliche Leben betrifft, so ist erwähnenswert, dafs in Kongo bei Heiraten ein Fetischpriester zugezogen wird, der dem zu vereinigenden Paare zwei Hühner giebt, die von dem einen für den andern bereitet werden, so dafs der Mann das Huhn der Frau, diese das des Mannes geniefs; die früher in der „casa de costumbre“ getriebenen Mißbräuche des „lumbamento“ und „quicumbe“ sind jetzt meist beseitigt ³⁾. Der Mann kauft die Frauen; sie müssen für ihn arbeiten; die erste (Enganainene), unterstützt von der zweiten (Sambegilla) führt die Aufsicht über die übrigen (Mugagi) ⁴⁾. Frauen, die lange unfruchtbar gewesen oder deren Kinder gestorben sind, pflegen oft die Frucht im Mutterleib dem Dienst eines Fetisches zu weihen und überliefern das neugeborene Kind dem Priester ihres Dorfs,

1) Bastian, San Salvador, S. 163ff.

2) Ebd., S. 163.

3) Ebd., S. 88.

4) Ebd., S. 71f. Cavazzi, S. 157. Leichte Scheidung: S. 159.

der es schon in seiner Jugend in den wilden Tänzen und Künsten übt, durch die er sich unter Trommelschall in Ekstase versetzt, um die Stimme des Fetisches zu vernehmen und den Fragen gemäß zu erklären¹⁾. Höchst sonderbar ist die hier, wie bei den alten Iberern²⁾ und sogar den jetzigen Basken³⁾, den alten Korsen⁴⁾ und selbst auch bis jetzt auf Sardinien⁵⁾, außerdem noch bei vielen anderen Volksstämmen alter und neuer Zeit und aller Weltteile im Verlauf dieses Buchs zu erwähnende Sitte der *Couvade*, des männlichen Wochenbetts. Sie wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von dem Missionar Zucchelli⁶⁾ bei Negern in Kassange angetroffen. Hier legt sich der Mann bei einer Geburt ins Bett und läßt sich von seiner Frau bedienen⁷⁾. Ploß⁸⁾ führt diese Sitte darauf zurück, daß nach den Anschauungen der Naturvölker das Kind noch direkter vom Vater als von der Mutter abhängt, v. Hellwald im Gegenteil darauf, daß der Vater erst an die Stelle der Mutter sich versetzen mußte, um die Herrschaft in der Familie zu erlangen, die ursprünglich der Gebärerin zustand, woraus sich auch das Neffenerbrecht erkläre, das auch hier am Kongo herrscht⁹⁾. Bastian¹⁰⁾ vermutet, daß diese Sitte Krankheit als einen bösen Zauber von der Wöchnerin fernhalten solle, dann aber auch auf dem Gedanken

1) Bastian, San Salvador, S. 100.

2) Strabo III, c. 4.

3) Lubbock, Prehistorie Times, p. 580. Peschel, S. 26. Cordier, Le droit de famille aux Pyrenées (Revue hist. de droit 1859). v. Hellwald, Kulturgeschichte, S. 37.

4) Diodor V, 14.

5) H. v. Maltzan, Reise auf Sardinien (1869). Vgl. „Globus“ XV, 152f.; Hellwald a. a. O.

6) Missione di Congo (Venezia 1712) VII, 15, p. 118. Peschel, a. a. O.

7) Bastian, San Salvador, S. 194.

8) Über das Männerkindbett: Jahresbericht des Leipziger Vereins für Erdkunde (1871) X, 33ff.

9) Bastian, San Salvador, S. 70. 119.

10) Ebd., S. 195ff.

beruhe, daß das Befinden des Neugeborenen von der Diät des zu seinem Besten bettlägerigen Vaters abhängig sei. Dies letzte ist offenbar die allein zutreffende Erklärung, die sich auch schon bei dem alten Dobrizhoffer ¹⁾ und Peschel ²⁾ findet. Unzüchtige Tänze sah Bastian ³⁾ in Inpambu; früher tanzte bei Festlichkeiten eine als Pelikan maskierte Figur mit einem Ithyphallus, der sich durch eine Feder in Bewegung setzen liefs; der Tanz, der am Hof des Königs von Kongo eingeführt war, hiefs Macquina Mosuoto. Die Kleidung beschränkt sich auf die einfachste Bedeckung; zwar tragen die Frauen der Küste und besonders in den portugiesischen Kolonien meist ein über die Brüste zusammengehaltenes, bis über die Kniee herabfallendes Gewand, dagegen im Innern selten eine andere Bedeckung als das Lententuch, das bei Mädchen noch kleiner ist, während Kinder bis zur Pubertät nackt gehen; die Flusssanwohner halten sich wenigstens reinlich; besondere Sorgfalt verwendet man auf die Haartracht ⁴⁾. Arm- und Beinringe werden bisweilen von solcher Schwere getragen, daß der Gang dadurch schleppend wird ⁵⁾. Die Wohnung besteht gewöhnlich aus einem leichten, mit Lehm bedeckten Fachgerüst; bevor sie bezogen wird, muß sie erst ein Priester eine Zeit lang bewohnen, durch Räucherungen reinigen und einem schützenden Fetisch weihen ⁶⁾. Bastian sah rohe Wandzeichnungen mit grellen Farben ⁷⁾. Der letzte Kenner der Zeichen auf einem Fetischfels (Blitzfels) am Zaire, der gegen Vergütung Unterricht erteilte, war schon damals längst gestorben ⁸⁾. Das Schmiedehand-

1) Geschichte der Abiponer II, 273.

2) Völkerkunde, S. 27.

3) Bastian, San Salvador, S. 227f.

4) Ebd., S. 73—76. Prostitution. Waitz, S. 112. 114.

5) Bastian, S. 189.

6) Ebd., S. 78.

7) Ebd., S. 160.

8) Ebd.

werk wurde in Kongo als königlicher Abkunft hoch in Ehren gehalten ¹⁾.

Wir kommen zu den Bunda-Völkern (Kimbunda) Angolas, welches im weiteren Sinne das ganze Land zwischen dem Königreich Kongo und dem 16. Grad südlicher Breite umfaßt, im engeren Sinn allerdings nur die portugiesischen Ansiedelungen Loanda und Benguela ²⁾, im engsten auch von Benguela als besonderem Reiche des Volks der Nano oder Ba-nguela ³⁾ unterschieden wird, wenngleich die Portugiesen noch jetzt die Herrschaft über beide Reiche haben als letzten Rest ihrer früheren Besitzungen auf dem afrikanischen Festland und eine Zeit lang sie auch über die inneren Stämme bis zu einer Entfernung von 44 deutschen Meilen landeinwärts ausdehnten ⁴⁾. Ursprünglich hieß das Reich Angola, das man ehemals in 17 Provinzen teilte, unter denen sich auch Benguela befand, Dongo; vor Ankunft der Portugiesen hatte jede Ortschaft ihren Häuptling; zu dem mächtigsten standen die übrigen in einer Art Lehnsverhältnis; sein Titel Ngola = König hat dem Reich den bekannteren Namen gegeben ⁵⁾. Der Name der mit der von Kongo nahe verwandten Bunda-Sprache (ki-m' Bunda) d. h. Sprache der Eroberer, die in Kassange ihren Ursprung gehabt haben soll, weist auf ein Eroberer-volk zurück; nach Lopez und Merolla war Angola und Matamba ebenso wie Loango einst dem Kongo-Reich unterworfen; erst im 16. Jahrhundert hat sich nach Dapper Angola unabhängig gemacht, indem die Macht des Kongo-Reichs durch den Einfluß der Europäer und die Einfälle

1) Bastian, San Salvador, S. 161.

2) Wilson, S. 258.

3) Oberländer, S. 259. Nach Pogge (Im Reich des Muata Jamwo, S. 26) bewohnt der Stamm Bangela das Talla-Mongongo-Gebirge.

4) Wilson, S. 259.

5) Pufendorf-Martinière VII, 391sq. Bastian, San Salvador, S. 232.

der wilden Dschagga-Horden geschwächt wurde ¹⁾. Mussuri, ein Schmied, der als solcher wohl auch religiöse Funktionen hatte und von der Sage als Kulturbringer verherrlicht wird, wurde wegen seiner Mildthätigkeit in Hungersnot zuerst vom Volk zur Würde eines Ngola erhoben, aber nach friedlicher Regierung in hohem Alter von einem durch ihn zum Statthalter erhobenen fremden Sklaven ermordet; nach dem Tod des Usurpators folgten zunächst Mussuris Töchter, aber in den Grausamkeiten ihrer Gatten, den Menschenopfern und verheerenden Kriegen zeigt sich das Eindringen der Dschagga, mit denen sich die Ngola bald gegen Kongo verbanden, bald wieder entzweiten ²⁾. Der Ngola Aarii verband sich endlich mit den Portugiesen, sein Sohn wurde unter dem Namen Johann I. der erste christliche König Angolas ³⁾; durch den Apostaten Dom Pascal wurde aber 1657 das Heidentum restituiert ⁴⁾. Eine Religionsänderung fand schon nach dem Sturze des ersten Ngola Mussuri statt; die Verehrung der Meeresgottheit, die dem Küstenvolk nahe lag, tritt zurück nach Bastians ⁵⁾ Ausdruck vor dem eindringenden Kultus des Nzambu und Kaballo; doch ist jener gewiß der Urgott aller Bundavölker nur mit dem Zerfall ihres einheitlichen Reichs hier zeitweise weniger beachtet. Chilvani, der siebente Ngola, stellte sich den höchsten Göttern des Landes gleich und beanspruchte für sich denselben Kult ⁶⁾. Die Kimbunda sind nach Ladisl. Magyar ⁷⁾, der 1849—1857 die südlichen Stämme

1) Waitz, S. 369; vgl. Hartmann, S. 238. 311.

2) Pufendorf, p. 392sq. Bastian, S. 232f. Die große Zahl der Menschenopfer beim Begräbnis des sechsten Ngola des tyrannischen Dambi wird besonders hervorgehoben. Pufendorf, p. 398.

3) Pufendorf, p. 407.

4) Bastian, S. 234.

5) Ebd., S. 232.

6) Pufendorf, p. 399. Bastian, S. 204. In Nsanga wurde die Mutter des Herrschers als Quingari-anza (Mutter der Welt) angebetet. Ebd.

7) Reisen in Südafrika, aus dem Ungarischen von Hunfalvy (1859). Hartmann, S. 220f.

besuchte und dann nach Osten in das nachher zu besprechende Reich Muata Jamwos ging, Fetischdiener, welche namentlich Tiere verehren, kennen aber auch ein höchstes Wesen Suku-Wanange¹⁾, welches jedoch am Schicksal der Menschen wenig Anteil nimmt; aufer ihm existieren Kilulu-sande oder gute und Kiluluyangolo-apersere oder böse Geister. Die Seele ist unsterblich und kommt nach dem Tode in eine unterirdische Welt, Kalunga, wo es Tag ist, wenn es oben Nacht ist und wo es lauter Sinnengenüsse giebt. Je nachdem ein Lebender gehandelt hat, wird er unter die guten oder die bösen Geister versetzt; letztere sind zahlreicher als erstere und quälen die Menschheit entsetzlich. Indessen erschreckt Suku-Wanange von Zeit zu Zeit die bösen Geister mit dem Donner und schlägt die bösesten zugleich mit dem Donnerkeil. Man bringt den bösen Geistern häufige Opfer; die Vermittelung mit ihnen übernehmen Hausgötzen, deren hölzerne oder thönerne Abbilder in der Hauskapelle aufgestellt und mit Antilopenhörnern umpflanzt werden; diese Hörner sind voll Kohle und Fett. Man entzündet nun dieses Gemisch und beräuchert damit sich und die Götzenbilder; letzteren dürfen sich nur der Hausherr und der Opferpriester oder Kimbanda²⁾ nähern. Zu Beginn der trockenen und der Regen-Zeit setzt man öffentliche Prozessionen zu Ehren der guten Geister in Gang. Man verfertigt eine Zeugguppe in Lebensgröße und trägt sie unter einem Baldachin mit Musik und Gesang von Ort zu Ort; festlich gekleidete Männer umtanzen das Idol und preisen es in ihren Gesängen. Die den Zug begleitenden Kimbanda betteln Gold von den Hausherren. Letztere hoffen durch solche Gaben die Gunst der guten Geister zu gewinnen, namentlich für ihre Handelsunternehmungen. Gewöhnlich opfert man Tiere, Menschen nur bei Einsetzung der

1) Der Name erinnert nach Hartmann (S. 221) an den Waka der Gala.

2) Portugiesisch Quimbanda.

Fürsten oder bei Regenmangel. Gottesgerichte existieren auch hier. Den Dualismus eines guten und bösen Prinzips hat Magyar ¹⁾ bei den Munganeka am Kuneneffuß, der die Grenze gegen die Kaffern bildet ²⁾, gefunden; aber nur dem bösen Geist als dem mächtigeren opfern sie, meist Kinder; auch sie haben zahlreiche Kimbanda, Wahrsager; ihre Häuptlinge werden beschnitten. Je höher der Rang des Verstorbenen, desto länger wird auch in diesen Gegenden mit dem Begräbnis gewartet; ein Häuptling kommt nach Magyar ³⁾ oft erst ein Jahr nach seinem Tode unter die Erde. Verbrennung der Toten kommt in Benguela vor und zwar immer um Sonnenuntergang durch einen dazu besonders bestimmten Mann ⁴⁾. Im Dorf Ipambu hinter Ambriz wurde Bastian ⁵⁾ von einer Gesellschaft gelb und rot bemalter Fetizeros (Zauberer) mit Tigerfellen um die Lenden eingeholt; in den Bergschluchten hinter dem portugiesischen Fort von Quinballa sah er ⁶⁾ an einer gelichteten Stelle ein Fetischhaus; seine schwarzen Träger waren nicht zu bewegen, ihn dahin zu bringen, suchten ihn, als er ausstieg, mit Gewalt zurückzuhalten und betrachteten ihn nach seiner Rückkehr als dem Tode verfallen; der Tempel war ein von Strohmatten gebildetes Rechteck, dessen lange Front durch ein drei Thürlogen enthaltendes Holzgestell gebildet wurde. Auf jede der beiden seitlichen Thüren war eine Pyramide, auf der mittleren eine mit zwei Querbalken überlegte Kuppel aufgesetzt, die Pfosten mit halb schwarzen, halb grünen

1) In Petermanns Mitteilungen 1857. Grube, Bilder aus Afrika, S. 124.

2) Hartmann, S. 54.

3) In Petermanns Mitteilungen 1857, S. 186.

4) Waitz (S. 196), der an die nach Cruickshank auf der Goldküste sich findende Vorstellung erinnert, daß die Berührung einer Leiche verunreinige; sie bringt vielmehr mit dem Geiste in Kontakt.

5) San Salvador, S. 47.

6) Ebd., S. 50.

Figuren bemalt. Das Innere enthielt einen einfachen Erdhügel, aus dem drei mit roten und weißen Streifen bemalte Holzgabeln hervorsteckten. Er bezeichnet wohl ein Grab; Bastian denkt an die Mysterien des Grofsfetisches von Dembuhier auf der Grenze von Bamba. Bei Kinsembo sah Bastian ¹⁾ ein Götzenbild, das mit langem Phallus an einer Tamarinda lehnte und mit roter Sandelholzschminke bestrichen war, sowie einen Albino oder Dondo, wie solche vielfach von den Fürsten als ein ihnen Einfluß über die Europäer gewährender Fetisch gehalten werden; sie können sich aneignen, was ihnen beliebt; der Eigentümer fühlt sich dadurch geehrt. Die Kabender, besonders wenn sie ihre Heimat verlassen, führen nach Bastian ²⁾ kleine Götzen (*manipancha*) mit sich, mit denen sie sich in einem Zustand nervöser Aufregung in Rapport setzen, um von denselben Nachrichten über ihre Familie zu erhalten; aus Erkenntlichkeit bespeien sie sie bei jeder Mahlzeit mit dem ersten Mund voll vorgekauften Essens und waschen sie erst nach Aufhebung der Tafel ab. Eingehende Mitteilungen über das Heidentum der Bunda-Völker macht der jetzt mit Wismann bis zum Lualaba vorgedrungene Dr. Pogge ³⁾. Die Neger in Angola begraben ihre Toten in liegender Stellung; je nach dem Reichtum der Verwandten wird die in eine Strohmatten oder Zeug gehüllte Leiche beerdigt. Sobald ein Neger gestorben ist, versammeln sich seine Verwandten um die Leiche und singen wechselweise mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag und fast die ganze Nacht Klagelieder. Für die von auferhalb kommenden Verwandten werden Interimswohnungen gebaut, Lebensmittel, Palmwein und Hirsebier herbeigeschleppt. Nach frühestens 24 Stunden wird die Leiche in ein flaches Grab gelegt, Erde darüber gedeckt und mit Steinhaufen oder Erdstücken von Ameisen-

1) San Salvador, S. 34f.

2) Ebd., S. 81. Vgl. Tams in: Südafrika (3. Ausg., Leipzig 1874), S. 221f.

3) Im Reiche des Muata Jamwo (1880), S. 1—59 („von Loanda bis Kimbundo“).

der wilden Dschagga-Horden geschwächt wurde ¹⁾. Mussuri, ein Schmied, der als solcher wohl auch religiöse Funktionen hatte und von der Sage als Kulturbringer verherrlicht wird, wurde wegen seiner Mildthätigkeit in Hungersnot zuerst vom Volk zur Würde eines Ngola erhoben, aber nach friedlicher Regierung in hohem Alter von einem durch ihn zum Statthalter erhobenen fremden Sklaven ermordet; nach dem Tod des Usurpators folgten zunächst Mussuris Töchter, aber in den Grausamkeiten ihrer Gatten, den Menschenopfern und verheerenden Kriegen zeigt sich das Eindringen der Dschagga, mit denen sich die Ngola bald gegen Kongo verbanden, bald wieder entzweiten ²⁾. Der Ngola Aarii verband sich endlich mit den Portugiesen, sein Sohn wurde unter dem Namen Johann I. der erste christliche König Angolas ³⁾; durch den Apostaten Döm Pascal wurde aber 1657 das Heidentum restituiert ⁴⁾. Eine Religionsänderung fand schon nach dem Sturze des ersten Ngola Mussuri statt; die Verehrung der Meeresgottheit, die dem Küstenvolk nahe lag, tritt zurück nach Bastians ⁵⁾ Ausdruck vor dem eindringenden Kultus des Nzambu und Kaballo; doch ist jener gewiss der Urgott aller Bundavölker nur mit dem Zerfall ihres einheitlichen Reichs hier zeitweise weniger beachtet. Chilvani, der siebente Ngola, stellte sich den höchsten Göttern des Landes gleich und beanspruchte für sich denselben Kult ⁶⁾. Die Kimbunda sind nach Ladisl. Magyar ⁷⁾, der 1849—1857 die südlichen Stämme

1) Waitz, S. 369; vgl. Hartmann, S. 238. 311.

2) Pufendorf, p. 392sq. Bastian, S. 232f. Die große Zahl der Menschenopfer beim Begräbnis des sechsten Ngola des tyrannischen Dambi wird besonders hervorgehoben. Pufendorf, p. 398.

3) Pufendorf, p. 407.

4) Bastian, S. 234.

5) Ebd., S. 232.

6) Pufendorf, p. 399. Bastian, S. 204. In Nsanga wurde die Mutter des Herrschers als Quingari-anza (Mutter der Welt) angebetet. Ebd.

7) Reisen in Südafrika, aus dem Ungarischen von Hunfalvy (1859). Hartmann, S. 220f.

besuchte und dann nach Osten in das nachher zu besprechende Reich Muata Jamwos ging, Fetischdiener, welche namentlich Tiere verehren, kennen aber auch ein höchstes Wesen Suku - Wanange¹⁾, welches jedoch am Schicksal der Menschen wenig Anteil nimmt; aufer ihm existieren Kilulu-sande oder gute und Kiluluyangolo-apessere oder böse Geister. Die Seele ist unsterblich und kommt nach dem Tode in eine unterirdische Welt, Kalunga, wo es Tag ist, wenn es oben Nacht ist und wo es lauter Sinnengenüsse giebt. Je nachdem ein Lebender gehandelt hat, wird er unter die guten oder die bösen Geister versetzt; letztere sind zahlreicher als erstere und quälen die Menschheit entsetzlich. Indessen erschreckt Suku - Wanange von Zeit zu Zeit die bösen Geister mit dem Donner und schlägt die bösesten zugleich mit dem Donnerkeil. Man bringt den bösen Geistern häufige Opfer; die Vermittelung mit ihnen übernehmen Hausgötzen, deren hölzerne oder thönerne Abbilder in der Hauskapelle aufgestellt und mit Antilopenhörnern umpflanzt werden; diese Hörner sind voll Kohle und Fett. Man entzündet nun dieses Gemisch und beräuchert damit sich und die Götzenbilder; letzteren dürfen sich nur der Hausherr und der Opferpriester oder Kimbanda²⁾ nähern. Zu Beginn der trockenen und der Regen-Zeit setzt man öffentliche Prozessionen zu Ehren der guten Geister in Gang. Man verfertigt eine Zeugpuppe in Lebensgröße und trägt sie unter einem Baldachin mit Musik und Gesang von Ort zu Ort; festlich gekleidete Männer umtanzen das Idol und preisen es in ihren Gesängen. Die den Zug begleitenden Kimbanda betteln Gold von den Hausherrn. Letztere hoffen durch solche Gaben die Gunst der guten Geister zu gewinnen, namentlich für ihre Handelsunternehmungen. Gewöhnlich opfert man Tiere, Menschen nur bei Einsetzung der

1) Der Name erinnert nach Hartmann (S. 221) an den Waka der Gala.

2) Portugiesisch Quimbanda.

Fürsten oder bei Regenmangel. Gottesgerichte existieren auch hier. Den Dualismus eines guten und bösen Prinzips hat Magyar ¹⁾ bei den Munganeka am Kunenefluß, der die Grenze gegen die Kaffern bildet ²⁾, gefunden; aber nur dem bösen Geist als dem mächtigeren opfern sie, meist Kinder; auch sie haben zahlreiche Kimbanda, Wahrsager; ihre Häuptlinge werden beschnitten. Je höher der Rang des Verstorbenen, desto länger wird auch in diesen Gegenden mit dem Begräbnis gewartet; ein Häuptling kommt nach Magyar ³⁾ oft erst ein Jahr nach seinem Tode unter die Erde. Verbrennung der Toten kommt in Benguela vor und zwar immer um Sonnenuntergang durch einen dazu besonders bestimmten Mann ⁴⁾. Im Dorf Ipambu hinter Ambriz wurde Bastian ⁵⁾ von einer Gesellschaft gelb und rot bemalter Fetizeros (Zauberer) mit Tigerfellen um die Lenden eingeholt; in den Bergschluchten hinter dem portugiesischen Fort von Quinballa sah er ⁶⁾ an einer gelichteten Stelle ein Fetischhaus; seine schwarzen Träger waren nicht zu bewegen, ihn dahin zu bringen, suchten ihn, als er ausstieg, mit Gewalt zurückzuhalten und betrachteten ihn nach seiner Rückkehr als dem Tode verfallen; der Tempel war ein von Strohmatte gebildetes Rechteck, dessen lange Front durch ein drei Thürlogen enthaltendes Holzgestell gebildet wurde. Auf jede der beiden seitlichen Thüren war eine Pyramide, auf der mittleren eine mit zwei Querbalken überlegte Kuppel aufgesetzt, die Pfosten mit halb schwarzen, halb grünen

1) In Petermanns Mitteilungen 1857. Grube, Bilder aus Afrika, S. 124.

2) Hartmann, S. 54.

3) In Petermanns Mitteilungen 1857, S. 186.

4) Waitz (S. 196), der an die nach Cruickshank auf der Goldküste sich findende Vorstellung erinnert, daß die Berührung einer Leiche verunreinige; sie bringt vielmehr mit dem Geiste in Kontakt.

5) San Salvador, S. 47.

6) Ebd., S. 50.

Figuren bemalt. Das Innere enthielt einen einfachen Erdhügel, aus dem drei mit roten und weißen Streifen bemalte Holzgabeln hervorsteckten. Er bezeichnet wohl ein Grab; Bastian denkt an die Mysterien des Großfetisches von Dembuhier auf der Grenze von Bamba. Bei Kinsembo sah Bastian ¹⁾ ein Götzenbild, das mit langem Phallus an einer Tamarinda lehnte und mit roter Sandelholzschminke bestrichen war, sowie einen Albino oder Dondo, wie solche vielfach von den Fürsten als ein ihnen Einfluß über die Europäer gewährender Fetisch gehalten werden; sie können sich aneignen, was ihnen beliebt; der Eigentümer fühlt sich dadurch geehrt. Die Kabender, besonders wenn sie ihre Heimat verlassen, führen nach Bastian ²⁾ kleine Götzen (*manipancha*) mit sich, mit denen sie sich in einem Zustand nervöser Aufregung in Rapport setzen, um von denselben Nachrichten über ihre Familie zu erhalten; aus Erkenntlichkeit bespeien sie sie bei jeder Mahlzeit mit dem ersten Mund voll vorgekauhten Essens und waschen sie erst nach Aufhebung der Tafel ab. Eingehende Mitteilungen über das Heidentum der Bunda-Völker macht der jetzt mit Wisfmann bis zum Lualaba vorgedrungene Dr. Pogge ³⁾. Die Neger in Angola begraben ihre Toten in liegender Stellung; je nach dem Reichtum der Verwandten wird die in eine Strohmatte oder Zeug gehüllte Leiche beerdigt. Sobald ein Neger gestorben ist, versammeln sich seine Verwandten um die Leiche und singen wechselweise mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag und fast die ganze Nacht Klagelieder. Für die von außerhalb kommenden Verwandten werden Interimswohnungen gebaut, Lebensmittel, Palmwein und Hirsebier herbeigeschleppt. Nach frühestens 24 Stunden wird die Leiche in ein flaches Grab gelegt, Erde darüber gedeckt und mit Steinhäufen oder Erdstücken von Ameisen-

1) San Salvador, S. 34f.

2) Ebd., S. 81. Vgl. Tams in: Südafrika (3. Ausg., Leipzig 1874), S. 221f.

3) Im Reiche des Muata Jamwo (1880), S. 1—59 („von Loanda bis Kimbundo“).

haufen befestigt. Außerdem schmückt man diese Gräber mit Tierschädeln, alten Töpfen, Glasscherben und anderen Dingen. Nach dem Begräbnis pflegen die Leidtragenden noch acht Tage am Todesort zu wohnen; Trauergesänge hört man dann seltener am Tage, nachts dagegen den Dreitakt der Trommel. Gewöhnlich wird ein großes Feuer angezündet, um welches die Gesellschaft ihren Batuk tanzt. Man liebt es, die Toten vereinzelt beizusetzen, namentlich gern dicht an den Wegen; doch haben in Dondo, Pungo Adongo und Malange die Eingeborenen förmlich Kirchhöfe ¹⁾. Die Hörner von Antilopen werden als Mittel gegen Fetisch (Zauber) verwendet ²⁾. Die Neger haben ihre eigenen Doktoren, die meist mit guten vegetabilischen Mitteln und Blutentziehungen kurieren; die Verwandten des Kranken stecken vor allem Antilopenhörner, manchmal auch bunte Lappen, Tigerklauen u. s. w. vor den Eingang der Hütte oder auf das Dach derselben als Mittel gegen Fetisch. Der Arzt, womöglich mit Hörnern dekoriert, kauert in ihrer Mitte, in den Händen eine Strohbüchse oder einen Holzbecher mit Holzstücken oder Steinchen, und ruft die Namen der verschiedenen Krankheiten einzeln auf, welche die Anwesenden laut schreiend im Chor wiederholen. Dann schüttelt der Arzt die Strohbüchse oder würfelt mit dem Becher; danach wird die Diagnose gestellt und die Wahl des Mittels getroffen. Dem kranken Küstenneger wird regelmäsig eine runde Stelle, so groß wie ein Zweithalerstück auf dem Kopf geschoren und ihm dann meist ein Tuch stirnbandartig um den Kopf gebunden. Stirbt der Kranke, so ist es Fetisch ³⁾. Der Songo-Neger ist wie alle seine Verwandten abergläubisch; passiert einer Familie Unglück, Todesfälle an Menschen oder Vieh, deren Ursachen er sich nicht erklären kann, da es keinem Neger klar ist, daß jemand natürlichen Todes sterben kann, so wird der Wahr-

1) Pogge, S. 7f.

2) Ebd., S. 11.

3) Ebd., S. 19f. Vgl. Livingstone in: Südafrika, S. 237.

sager requiriert. Letzterer geht beim Neumond womöglich an ein fließendes Gewässer in Begleitung der Konsultierenden. Er nimmt hier eine Pfeife oder irgendeinen anderen Gegenstand, der vorher mit weißem, schwarzem oder rotem Thon bemalt ist. Unter Chorgesang der Anwesenden reibt er das Ding hin und her, indem er fragt: Ist es Fetisch? Wenn der Gegenstand nach Meinung des Wahrsagers alsdann stehen bleibt und nicht mehr gehen will, so ist es Fetisch. Der Wahrsager ruft nun die Namen ihm verdächtiger Individuen auf, die im Chorgesang wiederholt werden, bespuckt den Gegenstand vorher, da er Kraftmedizin im Munde führt, und bewegt ihn reibend weiter. Derjenige, bei dessen Namensaufruf der Kraftgegenstand stille steht, ist der Zauberer ¹⁾. Dieser muß auf Verlangen des Beschädigten Gift trinken, zum Erweise, ob er schuldig sei oder nicht; die meisten Neger sind im Bewußtsein ihrer Unschuld zum Gifttrinken sofort bereit; selten entzieht sich ihm jemand durch Flucht. An der Küste überläßt man den Zauberer, an dem die Wirkungen des Gifttrankes sich zeigen, seinem Schicksal; er kann sich von denselben auch wieder erholen; im Innern, wenigstens in Lunda, wird er sofort niedergestochen. Der Beklagte gilt nur dann als unschuldig, wenn er den Trank alsbald wieder von sich giebt. Für den Fall, daß er die Giftprobe besteht, ist der Kläger oder dessen Familie verpflichtet, demselben eine Entschädigung an Sklaven oder Vieh zu zahlen, was sich regelmäsig nach dem Wohlstand beider Parteien richtet. Mit dem für schuldig Befundenen wird seine ganze Familie ausgerottet, indem die Mitglieder als Sklaven unter den Häuptling des Orts und die Beschädigten verteilt werden, ebenso das Vieh; Haus und Pflanzungen werden demoliert. Im allgemeinen kommt die Anklage wegen Fetisch im Innern in den gewöhnlichen kleinen Dörfern nur sehr selten vor ²⁾. Die Wahrsager über-

1) Pogge, S. 37.

2) Ebd., S. 39. Vgl. Magyar in Petermanns Mitteilungen 1857, S. 197. Um sich von einem vorgeworfenen Verbrechen zu rei-

tragen ihre Kunst auf Schüler, die sich diesem Fache widmen. Der Arzt ist verschieden vom Wahrsager. Eine andere Art zu wahrsagen besteht darin: Der Wahrsager nimmt einen aus Thon gebrannten Kochtopf; derselbe wird bespuckt und mit weißem oder rotem Thon bemalt, dann mit Wasser gefüllt, in welches einzelne kleine grüne Zweige geworfen werden. Auf diese Art macht der Wahrsager es meist ausfindig, ob die Lebenden von den Geistern ihrer verstorbenen Verwandten geplagt werden. Die Neger fürchten die Geister ihrer Verstorbenen; diese haben sogar die Macht, in einen Menschen oder in ein Haustier überzugehen und es zu töten oder krank zu machen. Es ist deshalb nötig, den Geistern ab und zu Feste zu geben, welche mit Tanz und Speisung gefeiert werden. Die Lebenden essen dabei Ziegen oder Hühner und trinken dazu Wein für die Toten. Wenn man Ursache hat, wegen irgendeines Leidwesens den Verdacht zu schöpfen, daß die Seelen der Verstorbenen nicht zufrieden und vielleicht hungrig sind, so wird der Wahrsager geholt. Derselbe setzt sich mit seinem oben beschriebenen Topf, auch wohl noch mit anderen Fetischsachen, als geschnitzten Köpfen u. s. w., in die Mitte der Anwesenden. Während er sich mit dem Wasser aus dem Topfe wäscht, treibt er allerlei Hokus-pokus, indem er bald kriecht, bald die Glieder verrenkt. Plötzlich springt er auf und stößt zum Zeichen, daß die Seele des Verstorbenen in ihn übergegangen ist, unartikulierte bestialische Töne aus. Jetzt beginnt einer aus dem Kreise der Anwesenden die in den Wahrsager übergegangene Seele zu fragen, was sie wünsche, ob sie hungrig sei u. s. w. Die Anwesenden wiederholen dieselbe

nigen, pilgern manche Neger nach Kassange (wie die Yoruba nach Ife) und erklimmen früher den steilen Berg Chisala bei Kassange, wobei sie sich eiserner Haken u. s. w. bedienen. Bastian, San Salvador, S. 307.

Frage im Chor und der Wahrsager antwortet, daß die Seele ein Fest oder Ähnliches verlange. Jene Töpfe werden von der Familie oft im Freien, vor den Häusern oder an den Wegen aufgestellt oder auch auf die Gräber der Verstorbenen gelegt¹⁾. Das Wasser wird von der Familie aufbewahrt und besitzt Heilkraft. Für den Jäger giebt es auch Geheimmittel, die von einem Fetischmann herkommen müssen. Hörner, rote Lappen, Klauen und Zähne der wilden Tiere werden meist unter einer kleinen Strohütte vor dem Hause aufgesteckt, wo der Jäger zu längeren Jagdexkursionen, fern von seinem Heimatort, in einer jagdreichen Gegend sich angesiedelt hat, oder wenn die Männer in der Trockenzeit das Gras anstecken, einen großen Ort umzingeln und sich so das Wild zutreiben. Vor den Hütten der Jäger in ihrem Dorfe, namentlich in Lunda, sieht man oft auf trockenen Bäumen oder auf Pfählen die Schädel des erlegten Wildes aufgesteckt; sie bringen diese Trophäen ihrem Gott, dem Geist, der ihnen Gutes zuführt²⁾. Pogge³⁾ hat nicht erfahren, ob die Beschneidung an der Küste üblich ist, dagegen sie in Songo gefunden. Die zu beschneidenden Knaben von acht bis zehn Jahren ziehen mit dem Arzt und seinen Assistenten an einen fern vom Dorf gelegenen Ort, bauen sich hier Hütten und friedigen dieselben mit einem hohen Zaun aus Flechtwerk ein. Sie verbringen hier meist viele Wochen und beschäftigen sich hauptsächlich mit zereemoniellen Gesängen. Niemand hat Zutritt zu diesem heiligen Ort. Die Mütter bringen Lebensmittel, jedoch kein Fleisch, weil der Genuß desselben in diesem Fall verboten ist, und dürfen auch nicht in den geheiligten Raum eintreten, um ihre Söhne zu sehen. Sobald die Operation vollendet ist,

1) Dies ist jedenfalls das ursprüngliche; der Geist soll aus dem Grab in den Topf schlüpfen.

2) Pogge, S. 38. Vgl. über die Jagden der Kimbunda: Hartmann, S. 286.

3) a. a. O., S. 39f.

zieht der Arzt mit seinen Pflegebefohlenen auf die Jagd; sie dürfen nun wieder Fleisch essen und bringen erlegtes Wild mit ins Elternhaus, in das sie nunmehr zurückkehren, wo sie neue Bekleidung erhalten und ein fröhliches Fest stattfindet. Die Eltern bezahlen den Arzt mit einer Ziege, Zeug u. s. w.; stirbt dem Arzt aber im Exil einer seiner Schützlinge, hat er dafür Ersatz zu leisten durch Zahlung in Vieh oder einem Sklaven. In Angola sieht man nach Bastian¹⁾ besonders bei Frauen vielförmige Tätowierungen der Schulter und des Rückens, die wulstig hervorstehen und Sterne, Kreuze, Halbkreise u. s. w. darstellen. Die östlich aus dem Innern kommenden kannibalischen Avombo haben das ganze Gesicht mit kleinen Streifen durchzogen, weshalb sie „scratch face“ genannt werden. Andere zeigen drei lange Linien auf jeder Backe. In manchen Gegenden wird jedes Kind unmittelbar nach der Geburt auf dem Unterleib tätowiert, um es dadurch einem bestimmten Fetische zu weihen.

Um noch die sittlichen Verhältnisse der Kimbunda zu besprechen, soweit sie nicht, wie die alte Ngolawürde in Angola, schon erwähnt sind, so ist nach Pogge²⁾ der Kulturzustand Angolas früher ein blühenderer gewesen, zu dessen Abnahme gerade die Europäer beigetragen hätten; die Kaufleute in Angola machten der portugiesischen Kolonialregierung Vorwürfe, daß sie nicht genug für das Land thäte. Der Afrikaner rotte die Gummibäume aus, um den Kautschuksaft aufs leichteste zu gewinnen; er denke nicht an die Zukunft. Ebenso sei der Elefant um des Elfenbeins willen total ausgerottet. Der Schmied gilt in den Kimbunda-Ländern als der vornehmste Handwerker³⁾.

1) San Salvador, S. 76. 210f., wo auch über die Avombo.

2) Im Reich des Muata Jamwo, S. 27f.; vgl. über den Ackerbau der Küstenneger, S. 8ff. Freilich ist das Klima für die Europäer höchst ungesund. Bastian, S. 237. 241.

3) Geistbeck, S. 143.

Gesang zur Trommel, Zither und einer Art Gitarre ist beliebt¹⁾. Der Mann bedeckt nur Taille und Lenden, das Weib den ganzen Körper, der Songo-Neger sehr bescheiden mit Fazenda; der Küstenneger schmückt sich weniger, als der des Innern²⁾. Der Eingeborene lebt in Polygamie³⁾; die Weiber werden gekauft⁴⁾, müssen aber dafür auf dem Felde arbeiten, was von den Männern nur die ärmeren thun⁵⁾. Die Mutter verrichtet die meiste Arbeit mit dem Kind auf dem Rücken. Die Liebe der Mutter zum Kind ist oft eine äffische, sie straft es fast niemals. Nach alten Traditionen, die allerdings durch die portugiesische Regierung unterdrückt werden, stellenweise aber noch zu Recht bestehen, gehört in Angola, wie jetzt noch in Songo, Minungo, Kioko (Quioko) das Kind dem ältesten Bruder, resp. den Brüdern der Mutter. Stirbt das Kind, selbst ohne Schuld der Eltern, so ist der Vater oder dessen Familie verpflichtet, dem gesetzlichen Eigentümer den Schaden mit Sklaven oder Vieh zu ersetzen⁶⁾. Konsequent sind eines jeden Angola-Negers rechtmäßige Erben der Bruder oder die Schwesterkinder; der Oheim bestimmt den Stamm des Kindes; er wird vom Kinde als Tata (Vater) angedet und hat die Gewalt über dasselbe; vom Vater kann das Kind nichts erben, sondern es bleibt ihm von diesem nur, was er ihm bei Lebzeiten schenkte; bei Scheidung folgen die Kinder der Mutter⁷⁾. Angolas

1) Hartmann, S. 199. Pogge, S. 12. Maskentanz: ebd., S. 43.

2) Ebd., S. 4f. 35.

3) Ebd., S. 4.

4) Bastian, S. 69. In Songo wirbt der Mann beim ältesten Bruder um die Frau und giebt hierfür kleine Geschenke; die Frau ist aber frei und hält neben der Wirtschaft des Mannes ihre eigene. Pogge, S. 40.

5) Pogge, S. 4.

6) Ebd., S. 5. 40.

7) Bosmann bei Bastian, Deutsche Expedition I, 153. 166. Lippert, Seelenkult, S. 68.

größtes Verderben ist seine Beteiligung an dem fremden Sklavenhandel gewesen; kein anderer Hafenplatz an der ganzen Küste hat länger und mehr Opfer geliefert, als Loanda; 100 Meilen weit aus dem Innern führte man Sklavenkarawanen hierher; jeder Sklave womöglich mußte einen Elefantenzahn tragen; erst durch den in neuerer Zeit mit der britischen Regierung abgeschlossenen Vertrag haben sich die Portugiesen verpflichtet, dem Sklavenhandel Einhalt zu thun ¹⁾. Häusliche Sklaverei blieb jedoch gestattet, wenigstens auf 20 Jahre. Die Sklaven werden meist aus den entfernteren Provinzen des Innern gebracht oder auch jenseit des Koanza von den schön gebauten Quissames, die in einer Hungersnot scharenweis die portugiesische Grenze überschritten und ihre Kinder und Geschwister zur Fristung des Lebens ausboten; Bastian sah verschiedene Knaben und Mädchen, die für wenige Lebensmittel, zuweilen für eine Hand voll Mehl oder Mais gekauft worden, und sah täglich, wie ein langer Kettengang Männer und ein anderer mit Frauen zur Arbeit außerhalb der Stadt geführt wurde und erst spät abends zurückkehrte. Das Züchtigungsrecht war bis zu einem gewissen Grad den Herrn noch gelassen; in bedeutenderen Fällen aber mußten sie den Neger der Regierung zur Bestrafung einsenden ²⁾. Tams ³⁾ rühmt die Treue der Sklaven in Benguela, die man von der Küste aus mit Waren ins Innere schickt, um selbständig Handel zu treiben. Die Hütten der Neger sind einem Bienenkorb ähnlich, die Vorrathshütten bei den Songo auf Pfählen gebaut ⁴⁾. Die Verwandten einer Songo-Familie halten eng zusammen. Hat ein Mitglied der Verwandtschaft von jemand etwas zu fordern, so hat jeder der ganzen Familie Recht und Pflicht, sich am Eigentum des

1) Wilson, S. 260.

2) Bastian, S. 236.

3) Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika (1845), S. 81. Waitz, S. 215.

4) Pogge, S. 3. 36.

Schuldners oder an dem seiner Verwandtschaft schadlos zu halten und Selbsthilfe zu üben. Totschlag wird durch Bezahlung von Sklaven und Vieh gesühnt; wo nicht, so gilt Blutrache. Kleine Prozesse um das Mein und Dein werden vor den Soba (Häuptling) gebracht und von diesem entschieden, jedoch nur dann endgültig, wenn beide Parteien mit seiner Entscheidung einverstanden sind. Sonst wird eine Giftprobe angestellt, meist an Kindern oder Hunden; Leichen bleiben hier fast nie auf dem Platz, weil der Bambuthee zu schwach gemacht ist; die siegende Partei feiert ihren Sieg durch ein Fest mit Tanz und Garapa (Bier)¹⁾. Pogge²⁾ rühmt die Verträglichkeit der Angola-Neger; er habe auf seinen Reisen selten Schlägereien unter den Mitgliedern der Karawane erlebt; etwaige Streitigkeiten endeten meist mit vielem Lärm, jedoch ohne weitere Folgen oder mit einer Fetischerklärung; alle Vergehen und Verbrechen, selbst des Totschlags und Mordes, mit Ausnahme des Fetisch (böser Zauberei), der als gemeingefährlich gilt, werden durch Loskaufen bestraft, indem der Delinquent je nach Umständen an die Beschädigten den doppelten oder vierfachen Wert an Sklaven, Vieh oder gangbaren Tauschartikeln zu zahlen hat; ein solches gewohnheitsrechtliches Strafgesetz fand Pogge bei allen Völkern, zu denen er kam, nur das Strafmaß bei verschiedenen Stämmen verschieden. In Loanda kommen nach Bastian³⁾ vielfach Diebstähle und selbst Einbrüche vor, bei denen man meist die Kabender in Verdacht hat. Die südlichen Kimbunda sind nach Magyar⁴⁾ sehr zum Prozessieren geneigt; die zahlreichen Olombango (Rechtsanwälte) und die gleisnerischen Kimbunda zehren am Fleisch des streitsüchtigen Volks. Man behandelt hier Dieb-

1) Pogge, S. 36f. Die Blutrache erwähnt auch Bastian, S. 91.

2) Ebd., S. 7.

3) San Salvador, S. 237.

4) Hartmann, S. 263.

stahl, Injurien, Ehebruch, geheimen Umgang mit Geistern und Zauberei in recht umständlichem Verfahren, aber doch nach gewissen, zum Teil auch bei uns gebräuchlichen juristischen Prinzipien. Die dabei aufzuwendenden Sporteln, teils durch den Brauch festgestellte freiwillige, teils gezwungene, sind beträchtlich und von mannigfaltiger Quantität. Auch hier im Süden, z. B. in Kamba, ist es nach Magyar ¹⁾ sehr gewöhnlich, alle Verbrechen mit Geld zu sühnen. Im 16. Jahrhundert entstand unter den Kimbunda-Völkern ein Geheimbund, welcher der von blutdürstigen Priestern und ihren barbarischen Quixilles genährten, von den erobernden Dschagga eingeführten Sittenverwilderung, namentlich der Menschenfresserei Einhalt thun sollte. Dieser Bund hieß der der Empacasseiros; jedes Mitglied suchte sich durch Tötung eines Büffels, (em)pacasso, hervorzuthun. Die Mitglieder des Ordens, der ihnen unverbrüchliches Schweigen auferlegte, wurden aus den tapfersten Kriegerern ausgewählt; sie wurden nur nach und nach in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht und durften erst nach Ablegung dreier schwerer Proben aufgenommen werden. Dem Kannibalismus wurde entsagt und die wilden Jäger- und Hirtensitten mit den mildereren selbshafter Landbauer vertauscht. Der Bund wuchs mächtig, verwickelte sich aber in heisse Kämpfe mit den Dschagga und deren Anhängern. Die dem Bunde ergebenen Mitglieder wanderten endlich unter Führung eines Soba nach Südwesten aus, gingen über den Koanza, unterwarfen sich eine Menge Völkerschaften und besetzten auch unter einem gewissen Bihe das jetzt so genannte Land. Der Empacasseiro-Bund scheint auch jetzt noch in Angola, Benguela und manchen Gegenden des Innern fortzubestehen ²⁾; wenigstens bilden die Portugiesen nach Tams und Bastian ³⁾ aus schwarzen Truppen das Corps der Empacasseiros. Einen

1) In Petermanns Mitteilungen 1857, S. 198. Waitz, S. 153.

2) Hartmann, S. 264.

3) San Salvador, S. 237.

anderen Bund bildet der von Bastian beschriebene der Sindungo; derselbe ist über verschiedene Ortschaften in Angoy, Mekono (Tumbe) und Chinsasa verbreitet. Die Mitgliedschaft erbt vom Vater auf den Sohn. Ein Novize wird nur unter sehr umständlichen Zeremonien aufgenommen. Oberhaupt des Bundes ist der Kuwukuta-Kanga-Asabi, ein Staatsbeamter, der die Mitglieder in den Wald zur Versammlung einberuft und an sie die zur Vermummung dienenden bemalten Holzmasken und Blättergewänder austheilt. Ist letzteres geschehen, so wird das Ordenshaupt mit Schlägen in den Ort zurückgetrieben, zum Zeichen, daß nunmehr das gemeine Gesetz für eine Zeit lang aufgehoben sei, damit der Bund in sein geheimes Wirken eintrete. Bis zur Unkenntlichkeit maskiert und verhüllt, laufen die Sindungo durch das Dorf, nehmen alles ihnen Passende fort und suchen nachts auf einem freien Platze unter Mitwirkung eines Fetisches Regen zu machen. Die Bewohner pflegen bei solchen Gelegenheiten das Dorf zu verlassen; denn sollte einer von ihnen durch Husten oder einen anderen Laut die nächtliche Stille stören, so würde er von den das Haus stürmenden Sindungo zu Tode getreten werden. Wünscht jemand Schulden einzuziehen, so wendet er sich an den Kuwukuta-Kanga-Asabi, der seine vermummten Sindungo auf Exekution aussendet¹⁾. Bei den auch das Bunda re-

1) Hartmann, S. 265. Es sei hierbei zugleich noch erwähnt das weithin gefürchtete Femgericht der Belli-Paaro im alten Quoja-Reich, das nur alle 25 Jahre neue Mitglieder zuließ. Die vor dasselbe Citierten wurden dicht verschleiert eingeführt; denn ein schrecklicher Tod würde die Folge gewesen sein, sollten ihre uneingeweihten Augen die Geister geschaut haben, von denen sie dort umgeben waren. Wenn nach drei Jahren langer Vorbereitungen, über deren Natur die schreckbarsten Gerüchte im Volke umliefen, der Neugeborene zum erstenmal wieder aus dem dunkeln Walde zum Sonnenlicht emporstieg und sich in den symbolischen Figuren des Belli-Tanzes den Meistern als Bruder kundgegeben hatte, so durfte er fortan bei der Rache des Bundes schwören, und niemand würde je gewagt haben, die von ihm aufgestellten Zeichen zu verletzen. Bastian, San Salvador, S. 294f.

denden Balonda (Bailunda) im Süden existieren nach Magyar zwei verschiedene Adelsklassen, die erste der Erombe ya Soma aus fürstlichen Personen, die zweite der Erombe ya Sekula aus den Volksältesten bestehend. Die erste Klasse bildet einen Erb-, die zweite einen Wahladel. Aus ersterer gehen die Anführer des Heeres, sowie die ersten Ratgeber und sonstigen Beamten des Fürsten (Soba) hervor. Der zu Magyars Zeit regierende Soba mit Namen Kajaja-Kajangola, der „wütende Löwe“ von Bihe, in der verpalissadierten Residenz Kombala-n'Bihe, hatte das Wahlrecht des Volks an sich gerissen und erhob nach Willkür seine Günstlinge zu Sekula. Übrigens ragt deren Klasse durch Reichtum, Land- und Viehbesitz hervor, verteidigt das Volk gegen die Willkür des Fürsten, auch gegen seinen kriegerischen Anhang, ahndet zuweilen die Mißbräuche der Soba, die meist eines gewaltsamen Todes sterben, und findet im Lande Liebe und Achtung. Jeder erwachsene, waffenfähige freie Mann ist Herr über seine Person, seine Familie und seinen Besitz. Die zu einem Dorfe oder Kreise gehörenden Familienhäupter schließen sich zu wechselseitigem Schutz und Trutz eng aneinander. Beschützung des persönlichen Eigentums, sowie Abwehr und Bestrafung von persönlichen Beleidigungen sind eine Privatangelegenheit der betreffenden Familienhäupter und ihrer Angehörigen. Vor die Gemeinde kommen nur Dinge, die die Gesamtheit derselben betreffen. Die Kimbanda sind Priester, Wahrsager, Ärzte und Richter. Die Soldaten gehen aus der allgemeinen Wehrpflicht hervor. Aus den Kriegsgefangenen wählt man die Menschenopfer, die hier bei der Einsetzung der Fürsten mit kannibalischen Gastmählern stattfinden¹⁾. Der beim Krönungsfest zu opfernde Kriegsgefangene wird in Unkenntnis erhalten über das bevorstehende Geschick und erhält den Todesstreich im Taumel fröhlichen Tanzes, da-

1) Hartmann, S. 237f.; über die systematische Erziehung des Volks zum Krieg S. 268.

mit seine Seele in Fixierung ihrer freudigen Stimmung fortan als anhänglicher Schutzgeist den Fürsten umschwebe ¹⁾. Interessante Mitteilungen giebt Magyar auch über den Handel in diesen Ländern. Unter den Karawanen (ambakka), die Waren aus Innerafrika nach den Küsten bringen, zeichnen sich die von Bihe aus; eine solche besteht oft aus 3000 Köpfen, von denen wenigstens die Hälfte bewaffnet ist, unter einem eigenen Chef (Som ambakka); da es keine Saumtiere hier giebt, werden alle Waren, sowie die Lebensmittel und Tauschartikel von Menschen transportiert; ein Träger von Bihe ist gewöhnlich mit einer Last von etwa 90 Pfund beladen ²⁾.

Wir folgen nunmehr noch Dr. Pogge nach Osten in die Lunda-Staaten, die das Reich Muata Jamwos bilden. Auf seiner Reise von Kimbunda nach der Residenz Mussumba beim Übergang über den Tschikapa-Fluß zog eine Gewitterwolke vorbei, die durch einen alten Häuptling verscheucht wurde, indem er aufstand und mit einem Wedel so lange nach einer anderen Himmelsgegend winkte, bis die Wolke, ohne sich zu entladen, vorübergezogen war ³⁾. Bei den Kioko erwähnt Pogge ⁴⁾ Tätowierung sowie kleine Fetische, die die Jäger an den Handgriff des Gewehrs binden, z. B. Klauen von Raubtieren, Felle kleiner Nagetiere, oder bunte Zeuglappen u. dgl. Von den Kalunda, speciell Molua, wie sich dieser Volksstamm in Mussumba und Umgegend zu nennen pflegt, berichtet Pogge ⁵⁾: Sie verehren einen Geist des Guten, den Zambi, der ihnen Glück zuführt und dem sie dann und wann Feste darbringen. Die Furcht vor Zauberei, dem Fetisch ist jedem unter ihnen eigen. Er hat seine Geheim-

1) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 41.

2) Hartmann, S. 170f.

3) Im Reich des Muata Jamwo, S. 65. In Mussumba suchten bei einem Gewitter viele Neger es zu inhibieren mit Wedeln, Schreien, Pfeifen (S. 144).

4) Ebd., S. 74f.

5) Ebd., S. 236.

mittel, und seine Fetischfiguren, besonders aus Antilopenhörnern bestehend, trägt er meist öffentlich zur Schau. Beim Fetisch spielt in Mussumba eine Hauptrolle der Kupongo d. h. der Wahrsager, der beim Fetischverdacht wahrsagt, resp. die Missethäter entlarvt. Auch hier in Mussumba haben die Neger eine besondere Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, den Mahamba. Die Mahamba besitzt die Kraft der Zauberei. Sehr oft giebt der Kupongo bei Konsultationen wegen Fetischverdacht der Mahamba die Schuld, wodurch manchem unschuldigen Menschen das Leben gerettet wird. Der Mahamba werden, um sie bei guter Laune zu erhalten, oder um die gefährliche, böse Mahamba zu besänftigen, Feste gebracht. Zauberer trifft hier die Todesstrafe ¹⁾. Auch Giftprobe kommt vor ²⁾. Ein Blitzschlag, der einen Baum auf einer Pflanzung Muata Jamwo getroffen, wurde von ihm als Fetisch, Zauberei gedeutet; er ließ einen Ministerrat deshalb abhalten und wollte den Kupongo konsultieren lassen, um den Missethäter festzustellen, was aber auf Veranlassung der Königin (Lukokescha) unterblieb, da es nach ihrer Ansicht nichts Ungewöhnliches sei, wenn der Blitz in einen Baum fahre ³⁾. An den Thorgerüsten der Dörfer östlich vom Kalangi sah Pogge ⁴⁾ oben ein Bündel Reisig oder irgendetwas anderes als Fetisch aufgehängt. In Mulemba, wo der jetzige Muata Jamwo früher als Ortschaftshauptling gewohnt, wurde Pogge ⁵⁾ auf die umherliegenden verwitterten Menschenschädel aufmerksam gemacht; auch sein Nachfolger, der mit ihm, seinem Lehnsherrn, in Fehde lebt und, gegen die Gewohnheit aller anderen großen Häuptlinge im Lundaland, Todesstrafen vollstrecken läßt, schmückt auch gegen die Landessitten seine Behausung mit Schädeln, wie der Muata Jamwo in Mussumba selbst. Auch

1) Im Reich des Muata Jamwo, S. 191 f.

2) Ebd., S. 157. 199. 220.

3) Ebd., S. 186 f.

4) Ebd., S. 184 f.

5) Ebd., S. 94.

an dem Zaun zu beiden Seiten des Eingangs der Wohnung der Königin in Mussumba waren 20 bis 30 Schädel angebracht. Auf einem freien Platz in der Mitte stand innerhalb einer auf einem niedrigen Gerüst ruhenden Schale ein Fetischbild, bestehend aus einem plump aus Holz geschnitzten menschlichen Oberkörper ¹⁾. Zwei ähnliche Fetischbilder stehen auf den Vorplätzen in der Kipanga (Umzäunung) der Wohnungen Muata Jamwos ²⁾. Der Muata Jamwo hat seine eigenen Fetischdoktoren ³⁾. Die jüngere Schwester der Lukokescha vertritt bei dieser das Amt eines Leibarztes und trägt zum Zeichen ihrer Kunst eine Unzahl kleiner Wunderhörner und andere Fetischheiligtümer um den Hals ⁴⁾. Bei der Hochzeitfeier einer Tochter Muata Jamwos zeigte sich eine Blindschleiche, wohl absichtlich hierher gebracht; auf das Stroh, unter das sie kroch, streute ein Mann vom Gefolge des Bräutigams weissen pulverisierten Thon. Eine Schlange gilt in Mussumba als gutes Omen, dagegen an der Küste und in Songo als schlechtes. Eingehend schildert Pogge ⁵⁾ die Vorgänge beim Tode und der Neuwahl eines Königs. Liegt ein Muata Jamwo in den letzten Zügen, so versammeln sich die vier obersten Räte in der Kipanga, während das Volk aufgefordert wird, durch Fetischzeremonieen die bösen Geister vom Lager des kranken Herrschers zu verscheuchen. Dann begiebt sich der designierte Nachfolger, über dessen Person die Lukokescha und der Kronrat oft schon mehrere Jahre früher sich geeinigt haben, in Gesellschaft der Räte in die Wohnung der Lukokescha, um ihre endgültige Zustimmung einzuholen. Ist der Tod erfolgt, so ertönt die Mullanque, zwei eiserne Glocken, die gegen einander geschlagen werden. Am folgenden

1) Im Reich des Muata Jamwo, S. 154f. (mit Bild).

2) Ebd., S. 155. 229f.

3) Ebd., S. 231.

4) Ebd., S. 139.

5) Ebd., S. 234f.

Morgen wird die von den Kannapumba (besonderen Ministern des Königs) reich geschmückte Leiche in sitzender Stellung, als wäre noch Leben in ihr, gehalten von einem neben ihr sitzenden Kannapumba, nach dem Ostufer des Kalangi, dem Ort, wo der erste der Dynastie einst gewohnt, geschafft. Der Zug verläßt die Kipanga durch eine geheime Thür. Inzwischen wird der neue Herrscher feierlich mit den Insignien des Staates angethan, die im Besitz der Muata Jamwo und der Lukokescha sich vererben. Dieselben bestehen aus dem Lukano (einem Armband aus Eléfantenzähnen, das als Orden vom Muata Jamwo an große Häuptlinge verliehen wird und außerdem nur von der Lukokescha getragen werden darf), der Krinda-Tschinga (Brustschmuck aus Perlen und Metall), der Salo-Kalongo (großem Federbusch aus roten Papageienfedern), der Lubembo (sichelartigem Scepter von Eisen) und der Lukonso (einem Teppich). Sobald die Leiche auf die Straße gelangt ist, wird sie, umgeben von einem großen Gefolge, an dessen Spitze der neue Herrscher und seine Räte sich befinden, an den Fluß Kalangi gebracht und bleibt dort einige Zeit, während das Gefolge allerlei Zeremonien verrichtet und die Fetischpriester thätig sind. Erst dann wird sie nach Enzai gebracht, wo sämtliche zwölf bis jetzt verstorbene Muata Jamwo in der Peripherie eines Kreises neben einander begraben sind; in sitzender Stellung wird die Leiche in eine schmale viereckige Grube gelegt, mit einem Deckel aus Palmenzweigen und Erde bedeckt; während der Beisetzung wird am Eingang des Heiligtums je ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen mit dem Schwert hingerichtet. Der neue Herrscher ist indes mit einem Kannapumba und seinen Sklaven am Kalangi zurückgeblieben, muß hier eine Nacht im Freien kampieren und läßt sich erst am nächsten Tag Hütten bauen, um acht Tage in der Abgeschiedenheit seinen Vorgänger zu betrauern und mancherlei Gebräuche zu beobachten. So entzündet er durch Reiben von Holzstücken neues Feuer, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Am neunten Tage wird er von der

Lukokescha und dem Rat nach Mussumba abgeholt, wo inzwischen die alte königliche Kipanga niedergebrannt und eine neue interimistische errichtet worden ist.

Was weiter die sittlichen, zunächst die politischen Verhältnisse des Reichs des Muata Jamwo betrifft, so ist für dieselben auch charakteristisch, was Pogge über die Entstehung des Reichs erfuhr¹⁾: Östlich von Mussumba, zwischen den Flüssen Lubilasch und Lualaba, wohnte der große Häuptling Tombo-Mokulo; er hatte vier Söhne, Kanjika, Kassongò-Nomvimbo, Kibinda-Illunga und Maju; der erste hatte die Würde eines Ministers und hieß als solcher Mona Auta d. h. erster Sohn des Staats; der zweite hatte den Beinamen Chana-Mulopo d. h. zweiter Sohn des Staats; der vierte hieß Mona-Kallala d. h. Sohn der Waffen; der dritte hatte weder Titel noch Würden, sondern führte ein freies, ungebundenes Jägerleben. Da der Vater lange lebte, gingen Kanjika und Maju nach Norden, eroberten dort Land und gründeten das jetzige Reich des großen Häuptlings Kanjika; zu Maju steht wohl das Land Maju nördlich von Kimbundo in Beziehung. In Lunda am Kalangi wohnte damals der Häuptling Jamwo mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sein Volk war schwach und ungeschickt; er selbst aber verstand Palmwein zu bereiten und Kikanga (Strohmatte) zu flechten. Erstere Kunst trieb er zum Ärger der Söhne geheim. Als er nun einst eine Kikanga flocht, hatte er einen Topf mit Wasser vor sich, das zum Flechten nötig ist. Die Söhne glaubten, es sei Wein, und der Vater ließ sie auf ihren Wunsch trinken. Getäuscht entzweiten sie sich so mit dem Vater, daß sie aus Furcht vor Strafe flohen. Der Vater aber übergab der Tochter zum Zeichen, daß sie nach ihm regieren sollte, das Lukano-Armband, und sie folgte ihm nach seinem Tode in der Regierung. Als aber einst zwischen dem Kalangi und Lubilasch eine Jagdexpedition dieser Fürstin mit dem dritten Sohn Tombo Mo-

1) Im Reich des Muata Jamwo, S. 224 f.

kulos, dem Kibinda-(Jäger) Illunga zusammentraf und dieser wegen seiner Gewandtheit als Jäger den Lunda-Leuten gefiel, überredeten sie ihn, mit zur Königin zu kommen, worauf er sie heiratete und unter dem Namen Jamwo die Leitung des Staats übernahm; er führte viele glückliche Kriege mit anderen Häuptlingen im Lunda-Land, eroberte deren Gebiete und wurde jetzt von seinen Leuten Muata d. h. großer Vater genannt (mit Jamwo kontrahiert: Matiamwo). Häuptling Kinguri, der sich nicht fügen wollte, floh mit seinen Leuten in das Gebiet der Portugiesen und erhielt von diesen das jetzige Kassange-Land zur Niederlassung. Das östliche Kasembe-Reich wurde von einem Sklaven eines Muata Jamwo erobert, der nach einer Expedition nach Salz, das im Lunda-Reich fehlte, seinem Herrn den dort gemachten, aber von den Kilolo (Großen), damit der Matiamwo sein Lager nicht ändere, verschwiegenen Salzfund verriet; doch hatte er und seine Nachfolger an den Matiamwo Tribut zu senden; als dieser einige Jahre unterlassen war und ein Raubtier in Kasembe Schaden anrichtete und Menschen zerrifs, erklärten die Wahrsager des Orts dies als Strafe, und es wurde deshalb 1875 wieder eine Karawane mit Sklaven, Salz und Kupfer nach Mussumba gesendet.

Die Verfassung des Lunda-Reichs ist folgende ¹⁾: Es zerfällt in mehrere große und kleine Gebiete, mit eigenen Häuptlingen (Muata, Mona oder Muene), die zum Muata Jamwo in Lehnsabhängigkeit stehen; er ist Alleinherrscher und hat das Recht, jene Gebiete nach Belieben zu verleihen und Häuptlinge ab- und einzusetzen. Diese müssen ihm gewöhnlich alljährlich Tributkarawanen nach Mussumba schicken, Produkte ihres Landes, bei Kriegen Hilfstruppen stellen und jeder Aufforderung ihres Lehns Herrn sofort Folge leisten, während sie selbst wieder auf die Abgaben ihrer Unterhäuptlinge angewiesen sind. Die Dorfgemeinde hilft auch ihrem Häuptling beim Bau seiner

1) Poggé, Im Reich des Muata Jamwo, S. 226 ff.

Häuser und bei Pflanzungen. Die Insassen eines Dorfs nennen sich die Kinder ihres Häuptlings; das gegenseitige Verhältnis ist durchaus ein patriarchalisches. Die Angelegenheiten des Landes eines lehenstreuen Häuptlings werden diesem vom Muata Jamwo überlassen. So haben die verschiedenen Volksstämme des Lunda-Reichs verschiedene Sitten und Gebräuche, und die Besetzung der Unterhäuptlingsstellen findet nach Gewohnheitsrecht ohne Einmischung des Landesherrn statt. In einem Kioko-Distrikt z. B. folgt der Sohn der älteren Schwester des verstorbenen Häuptlings, in einem Kalunda-Distrikt der älteste Sohn seinem Vater. Der Muata Jamwo ist von den höchsten Würdenträgern des Staats und einer Anzahl reicher, freier Neger, den sogenannten Kilolo, umgeben. Die oberste Würdenträgerin ist die jedesmalige Lukokescha, die, so lange das Lunda-Reich schon besteht, unumschränkt und tributfrei neben dem Muata Jamwo regiert. Sie gilt, obwohl unverheiratet, als Mutter aller Muata Jamwo und deren Familien und hat bei der Neuwahl eines solchen zu entscheiden ¹⁾. Auch hat sie ihren besonderen Hof und regiert über einzelne Dörfer und Distrikte, die nur ihr tributär sind. Ihr am Rang zunächst stehen die Kannapumba d. h. diejenigen Kilolo, welche Räte des Königs sind; vier von ihnen haben mit Vorbehalt der Bestätigung durch die Lukokescha den neuen König, der stets der Sohn eines Muata Jamwo von einer seiner beiden Hauptweiber sein muß, sowie eine entsprechende Tochter zur neuen Lukokescha zu wählen; sie führen die Titel: erster und zweiter Sohn des Staats, Sohn der Waffen, Koch des Staats; auch sie sind vom König mit Distrikten belehnt; die Zahl dieser vier Räte ergänzt der König aus

1) Obwohl unverheiratet, hat sie doch einem ihrer Sklaven besondere Vorrechte eingeräumt, behandelt ihn als ihren Mann und fragt ihn vielfach um Rat; zwei von ihr geborene Kinder wurden gleich nach der Geburt getötet, da sie keine leiblichen Kinder haben darf (S. 156f.).

den Söhnen der Kannapumba und ihrer freien Frauen. Die Haupt- und Residenzstadt von Lumba ist Mussumba d. h. großes Lager, wechselt aber ihre Lage bei jeder neuen Thronbesteigung, bleibt jedoch immer in der fruchtbaren Ebene am Kalangi als heiligem Ursitz der Jamwo. Die Kipanga des Königs ist ein wahres Labyrinth von Gehöften, sowie größeren und kleinen Fundo, backofenförmigen Hütten ¹⁾ des Herrschers, seiner Weiber, der Kilolo, Wächter, Sklaven; östlich davon liegt die Wohnung der Lukokescha; das Volk wohnt im Umkreis einer Viertelmeile um die Kipanga des Herrschers, über 8000 Seelen. Der Muata Jamwo ist Autokrat und Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen, mit Ausnahme der Lukokescha; er ist stets von Kilolo zu seinem Schutz umgeben, die auch darauf zu achten haben, daß er sich nicht beerausche und nicht rauche. Aber niemand darf bei Todesstrafe dem Essen oder Trinken des Herrschers beiwohnen. Er hat seine eigenen Köchinnen, Fetischdoktoren, Schmiede ²⁾, Haarkünstler ³⁾, Musiker ⁴⁾, seine bestimmten Adjutanten und Diener, seinen bestimmten Scharfrichter, der allein in Mussumba einen Schnurrbart trägt und sich oft im Gefolge des Herrschers befindet, um eventuellen Befehlen sofort Folge zu leisten. Oft erhalten Anführer (Kaquata) einer kleinen Schar den Auftrag, einen in weiter Entfernung wohnenden Häuptling hinzurichten, was sie auch gewöhnlich ausführen, da der Nimbus des Muato Jamwo sie umgiebt. Wenn dieser seine Kipanga verläßt, wird er in einer Tipoya getragen oder reitet auf dem Nacken eines Sklaven ⁵⁾. Bei

1) Solche sind bei den Kalunda überhaupt üblich (S. 242).

2) Aus den Kioko, S. 187. 238.

3) Sie bereiten aus abgeschnittenem Sklavenhaar kunstvolle Perücken (a. a. O., S. 240. 193).

4) Musikinstrumente beschreibt Pogge, S. 241.

5) Alle werfen sich, Brust und Arme mit Staub reibend, vor dem Herrscher nieder (a. a. O., S. 193). Auch die Lukokescha und ihre Schwester reiten auf den Schultern von Sklaven (S. 138). Ebenso die Kilolo, wie das Bild zu S. 131 zeigt, zugleich mit dem Haarschmuck eines solchen.

wichtigen Ereignissen oder Plänen fragt er gewohnheitsrechtlich die Lukokescha und die obersten vier Räte, sonst zwei untergeordnete Kannapumba. Bei Volksversammlungen darf jeder Kilolo seine Ansicht aussprechen. Diese Formen werden vom Könige meist mit großer Pietät festgehalten, weil ihm im Interesse seiner Popularität daran liegt, das alte heilige Herkommen zu wahren. Die Staatsgeschäfte betreffen das Wohl und Wehe von Mussumba, Verhütungen von Zauberei, Aufsicht über die guten Sitten der verheirateten Frauen, Bestrafung von Diebstählen¹⁾ u. s. w., weiter Krieg, Raubzüge und Sklavenjagden, die namentlich im Land der kannelischen Kauanda stattfinden, Schutz von Handelskarawanen und Absendung solcher nach Kimbundo und Kassange behufs Eintausch von Waren. Die Hälfte der Kriegsgefangenen und geraubten Sklaven gehört dem Herrscher. Der jetzige Muata Jamwo, der statt des beim Volk beliebten ältesten Sohns des Vorgängers von Rat und Lukokescha 1874 gewählt wurde, liefs jenen und seine Mutter sofort bei seiner Ankunft in Mussumba hinrichten, glaubt aber an deren Flucht, da ihm deren Köpfe nicht gezeigt wurden, weil er mit den Krönungszeremonieen am Kalangi beschäftigt war, und ist überhaupt sehr mißtrauisch. Der Vorgänger wurde Pogge²⁾ als ungleich menschenfreundlicher und intelligenter geschildert. Was die Sitten der Kalunda im allgemeinen betrifft, so rechnet Pogge³⁾ zu ihren schlechten Eigenschaften Faulheit, Feigheit, Eitelkeit; ihre Hauptbeschäftigung ist Handel; Kautschuk verstehen sie nicht zu gewinnen. Die Kleidung der Vornehmen ist Fazenda und reicht bei den Männern von der Taille bis unter das Knie, bei den Weibern noch be-

1) Von Hinrichtungen wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit erzählt Pogge, S. 172; von Verzehrung Hingerichteter durch in Mussumba anwesende Kauanda, S. 190.

2) Pogge, S. 136.

3) Ebd., S. 236 ff.

scheidener, obgleich sie sich mitunter von einer Sklavin eine Schleppe tragen lassen; auch lassen sie sich die zwei oberen Schneidezähne feilen, die zwei unteren ausbrechen und auf Brust, Armen und Bauch tätowieren; ihre Haare sind wie die der Sklaven kurz geschoren, ja eine kahle Stelle schmückt den Kopf der Weiber, während künstliche Haarfrisuren nur von vornehmen Männern getragen werden. Arm- und Fußspangen aus Kupfer und Eisen gehören besonders zum weiblichen Schmuck. Holz- und Elfenbeinschnitzerei wird in Mussumba geübt. Die Toten begräbt man in einem Fundo, Sklavenleichen wirft man ins Wasser. Die Molua leben in Polygamie. Die Kinder gehören dem Vater, wenn derselbe nicht Sklave ist, sind aber eine große Ehre für die Mutter, die die kleinen auf dem Rücken trägt. Zur Zeit der Menstruation bewohnen die Frauen abge sonderte Fundo ¹⁾. Feldarbeit geschieht durch ärmere Frauen und Sklaven. An Haustieren finden sich in Mussumba Ziegen, Hühner, Hund; seltener Schweine und Schafe, kein Rindvieh; dasjenige des vorigen Herrschers wurde nach seinem Tod vom Volk erschlagen. Die Kioko treiben Bienenzucht und sind geschickte tüchtige Schmiede ²⁾.

Das Reich [des] Kasembe (Kazembe) wurde schon 1796 durch den portugiesischen Goldhändler Pereira, dann durch Monteiro und Livingstone näher bekannt ³⁾. Pereira wurde mit seinen Begleitern vom Kasembe mit großer Auszeichnung empfangen und für unantastbar erklärt, auch ausdrücklich von den landesüblichen Strafen ausgenommen, die im Abschneiden der Hände, Ohren oder

1) Wie auf der Goldküste. Waitz, S. 121.

2) Pogge, Im Reich des Muata Jamwo, S. 46f. Siehe auch oben S. 354, Anm. 6.

3) Bowdich, Account of the discoveries of the Portuguese in Angola and Mozambique, p. 90 sqq. „Ausland“ 1858, S. 334. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde VI, 374 ff. Waitz, S. 420f. Livingstone, Missionsreisen I, 356; Südafrika (3. Ausg., 1874, Verlag von Senf in Leipzig), S. 4 ff. 170. 285 f.

anderer Glieder bestehen. Der Kasembe war mit barbarischer Negerpracht umgeben, trug einen seidnen Mantel, eine mit Federn verzierte Mütze und liefs sich nur selten vor seinem Volk sehen, befand sich auch bei der Audienz, die er den Portugiesen gab, hinter einem Vorhang. Elfenbeinhandel und der Bergwerksertrag war sein Monopol, auch Sklavenverkauf. Er schrieb seinen Unterthanen sogar vor, wann sie ruhen und wann sie lustig sein sollten; ein eigener Beamter bestrafte Betrunkene. Die Lanzen und Messer der Soldaten waren einheimisches Fabrikat. Es giebt besondere Intendanten der Wege, der Bauten, der Fremden u. s. w. Doch ist die Kultur des Reichs wenigstens jetzt nicht mehr so bedeutend wie nach dem Bericht Pereiras. Die Verehrung der Ahnen ist auch hier das Hauptelement der Religion, obwohl es an dem Glauben an einen höchsten Gott und Schöpfer nicht fehlt. Vor dem Grab des Herrschers liegt ein Schädelhaufe, und, mag auch Pereira übertrieben haben, daß täglich 20 Menschen in der Stadt geschlachtet werden, so finden sich doch solche Menschenopfer, die die Seele des Häuptlings ins Jenseits begleiten sollen, überall in diesen Ländern; auch werden Menschenopfer gebracht, um Körperteile als Zaubermittel zu benutzen. Die Weiber, die der Herrscher erwählt, wurden gefoltert, um ihren früheren Umgang zu bekennen; die Männer aber, deren Namen sie nannten, erlitten den Tod. Wer einem Weib des Kasembe begegnete, wurde durch grausame Verstümmelung bestraft. Livingstone kam 1867 in die Residenz des Kasembe; er fand den Thorweg mit 60 Menschenschädeln geschmückt. Viele Leute liefen mit zur Strafe für irgendein Vergehen verstümmelten Ohren oder abgehauenen Händen herum. Wenn der König dreimal von einem Mann träumt, so muß derselbe sterben, weil er geheime Anschläge gegen ihn habe. Kleine Kinder, die sich im Schlaf von einer Seite auf die andere legen, werden getötet, da sie sonst der Familie Unheil brächten. Polygamie herrscht auch hier.

Zu den Bunda-Völkern gehören endlich noch auf der

Südgrenze gegen die Kaffern auch sprachlich die Barotse, Bayeiye u. a., die Livingstone schon 1853 besuchte und die unter der Gesamtbenennung Makalaka begriffen werden ¹⁾. Sie haben eine klare Vorstellung von einem höchsten Wesen, das alle Dinge geschaffen und regiere; bei den Barotse heisst es Nyampi, offenbar identisch mit dem Zampi der Balonda ²⁾. Bei den Barotse, wo sich auch Frauen in Besitz der Häuptlingswürde finden, wurden Livingstone in einem kleinen Hain eiserne Werkzeuge, die Hinterlassenschaft des verstorbenen Häuptlings Santuru, gezeigt, an welche Opfertgaben befestigt werden, wenn der Boden gelockert oder ein Gefecht unternommen werden soll; der Häuptling unterhielt Männer zur Aufsicht über diese Gegenstände, gewissermassen Priester; als Livingstone fragte, ob man ihm nicht einige dieser Heiligtümer ablassen wolle, antworteten sie, dass der Verstorbene es verweigere. Als Livingstone mit Hinweis auf einen Hof um die Sonne einen Barotse fragte, ob er nicht auch meine, dass es regnen werde, antwortete dieser: „O nein, es sind die Barimo (Götter, abgeschiedene Geister), die ein Picho zusammenberufen; siehst du nicht, dass sie den Herrn (die Sonne) in der Mitte haben?“ ³⁾ Auch die Barotse schicken einem verstorbenen Häuptling Sklaven ins Jenseits nach ⁴⁾. Auch in Sescheke am Liambye sind die Mehrzahl der Bewohner Makalaka, stehen aber unter Herrschaft der Makololo, deren Despotismus jedoch durch mancherlei Bräuche und Gesetze gemildert wird. Missethäter werden im Strom ertränkt. Als Ruhetag gilt der Tag nach dem Neumond; die Schwarzen erwarten mit Spannung das erste Wiedererscheinen des Mondes, schreien dann oftmals „Kua“ und beten zu ihm ⁵⁾. Die Barotse scheinen den Alligator zu verehren, essen jedoch sein

1) Livingstone, Südafrika, S. 133.

2) Ebd., S. 304.

3) Ebd., S. 134.

4) Ebd., S. 174.

5) Ebd., S. 141.

Fleisch ¹⁾). Livingstone ging dann 1854 den Liba, den Grenzstrom des Reichs Muata Jamwos, hinauf unter die südöstlichen Balonda. Er erwähnt ihre spitz gefeilten Zähne und Tätowierungen, besonders auf dem Unterleib, sowie die Nacktheit der Frauen, die sich nur mit rotem Ocker beschmieren, auch weibliche Häuptlinge; diese Balonda waren in besonderem Mafß abergläubisch; bevor ein Dorf fertig wurde, hatten sie zwei Hüttchen aufgeschlagen für zwei mit Zauber, „Medizin für die Barimo“ gefüllte Töpfe; einen roh aus einem Klotz geschnitzten Menschenkopf bestrichen sie mit rotem Ocker und weißem Thee, und, wo ein Holzschnitzer fehlt, genügt ihnen schon ein krummer Stecken zum Götzenbild ²⁾). Livingstone traf dann weiter in den Wäldern künstliche Bienenstöcke, vor Dieben geschützt durch Anbringung eines Zaubers an dem Baumstamme ³⁾). In der Nähe jedes Dorfes stand ein Götzenbild; auf die Bemerkung Livingstones, daß diese Bilder wohl Ohren hätten, aber doch nicht hören könnten, sagte man ihm, es gäbe Zaubermittel, durch welche sie nicht nur Gehör erhalten, sondern auch Antwort geben könnten; auch seien diese Klötze und Bilder im Stande zu zaubern und gäben Nachricht, wenn ein Feind nahe. Doch lieben die Balonda ihre Idole nicht, sondern fürchten sich vor ihnen und wenden sich an sie nur in Not und Gefahr ⁴⁾). Diese Götterbilder haben oft die Gestalt eines Menschenhaupts, manchmal aber auch die eines Löwenkopfs; im dichtesten Wald findet man das Bild eines menschlichen Antlitzes in die Baumrinde geschnitzt; die Pfade entlang gewahrt man an den Bäumen manche Einschnitte; an den Zweigen hängen Opfergaben von Maniokwurzeln und Maisähren. Hin und wieder liegen in Zwischenräumen von einigen Meilen Haufen von Stecken, zu denen jeder Vorüber-

1) Livingstone, Südafrika, S. 146.

2) Ebd., S. 154 ff.

3) Ebd., S. 160.

4) Ebd., S. 161.

gehende seinen Beitrag liefert; manchmal befindet sich ein Stecken mitten auf dem Pfad, dem der Balonda ausweicht, statt darüberhin zu schreiten ¹⁾. Die Frau, die für den Häuptling von Schinte (Kubongo) Wasser holt, läutet mit einer Glocke, damit jeder ihr aus dem Wege gehe; das Getränk würde sonst einem bösen Einfluß unterliegen ²⁾. Diese Neger wohnen nicht an einer Stelle, wo ihre Lieblingsfrau gestorben ist, und betreten sie nur dann wieder, wenn sie dort beten oder Opfer darbringen; dieser Brauch macht permanente Dörfer unmöglich ³⁾. Bei einem Begräbnis findet Trommel- und Paukenlärm statt, um die Geister in Schlaf zu bringen; deshalb ist in jedem Dorf eine Trommelpauke, die manchmal vom Abend bis zum Morgen nicht ruht. Die Abgeschiedenen gelten für rachlustige Wesen ⁴⁾. Sie weilen stets in der Nähe des Grabes ⁵⁾. Der Häuptling von Katima führt ein aus Schwanzbüschelhaaren von Gnus verfertigtes Scepter, dem Zauberkraft beiwohnt ⁶⁾. Über den Ursprung des Dilolo-Sees erfuhr Livingstone folgende Sage, in der er mit Unrecht eine Reminiszenz der Sintflut vermutet. Der weibliche Häuptling Moëne (d. h. Herr) Monenga bat um Speise, die ihr von den geizigen Leuten verweigert ward; da begann sie in langsamem Takt ihren Namen zu singen, zog die letzte Silbe immer länger, und das Dorf verschwand mit allen Bewohnern; der See trat an seine Stelle ⁷⁾. Um Mitglieder einer Familie in die Sklaverei zu verkaufen, werden die älteren Mitglieder getötet, weil sie sonst durch Zauber dem Häuptling schaden könnten; doch hält anderseits die Furcht vor Zauber vor manchen Verbrechen

1) Livingstone, Südafrika, S. 169.

2) Ebd., S. 166.

3) Ebd., S. 172.

4) Ebd., S. 173.

5) Ebd., S. 175.

6) Ebd.

7) Ebd., S. 179f.

zurück und zügelt auch den Despotismus ¹⁾. Gottesurteile sind in der ganzen Region nördlich vom Zambesi üblich. Alle Stämme glauben, daß die Seelen der Abgeschiedenen noch unter den Lebenden verweilen und in gewisser Weise von der Nahrung derselben mitgenießen. Bei Krankheiten opfert man Hühner und Ziegen, um die Geister zu besänftigen; man nimmt an, sie trachten dahin, die Lebenden von der Erde hinwegzunehmen. Ein Mann, der einen anderen getötet, bringt ein Opfer, um den Geist desselben zu beruhigen, und es soll eine Sekte geben, die Menschen erschlägt, um ihnen ihr Herz zu nehmen und den Barimo zu opfern ²⁾.

Es ist nun noch von den schrecklichen Horden zu sprechen, die im 16. Jahrhundert unter dem Namen Dschagga (Djagga, Gaga, Giaki, Agagi) einen großen Teil Inner- und Westafrikas in Schrecken gesetzt und mit Strömen Blutes überflutet haben; wie sie in den älteren Berichten der Portugiesen und Engländer geschildert werden, gleichen sie nach Hartmann ³⁾ am meisten den Zulu und Matabelen; er läßt sie daher aus dem fernen Winkel Südostafrikas stammen, aber auf ihren Wegen nach dem Inneren durch fremden Zuzug lawinenartig anschwellen. Tschaka war der Name eines Zulu-Fürsten; das Wort bedeutet „Rächer, Feuerbrand“, zusammenhängend mit jaka „wütend sein, rasen“ ⁴⁾. Nach Cooley ⁵⁾ bezeichnet der Name jener Horden gar nicht ein bestimmtes Volk, sondern ist Sammelname von unbestimmtem Umfang. Von den Dschagga, die gleichzeitig im 16. Jahrhundert im Verein mit Galahorden Abessinien und die portugiesischen Ansiedlungen im Osten verheerten und sich noch jetzt in Ostafrika finden, werden wir später zu sprechen haben; sie

1) Livingstone, Südafrika, S. 181.

2) Ebd., S. 237f.

3) Völker Afrikas, S. 60.

4) Döhne, Zulu-Kafir Dictionary, p. 146.

5) Waitz, S. 370.

dürften schon ihres Namens wegen mit noch größerem Recht als jene Kaffernstämme für das Stammvolk der gleichnamigen Eroberer Westafrikas gelten ¹⁾; jedoch müssen diese letzteren schon längst, bevor sie Kongo und Dongo bedrohten, wenn auch wohl unter fortdauernden Zuzügen aus der ostafrikanischen Heimat, aus dieser in das Innere bis an die Grenze der Bunda-Völker gezogen sein und sich hier schon teilweise mit ihnen vermischt haben, oder die Kimbunda d. h. Eroberer waren selbst nur eine frühere Abzweigung ihres Stammes ²⁾; denn trotz der unterscheidenden Wildheit der Dschagga-Horden zeigen diese in ihren religiösen Anschauungen mehrfache Übereinstimmung mit denen der Westabantu; auch nannten sie ihre Obersten Muta-a-ita „Haupt des Kriegs“ ³⁾, ein Name, dessen erster Teil an das Bunda-Wort Muata = König ⁴⁾ und den Muata Jamwo erinnert ⁵⁾. Der erste Einfall der Dschagga in das Kongo-Reich 1491 scheint vom Gebiet der Anziko aus gemacht worden zu sein, ihrer zweiten Station in Südafrika, auf den Inseln des vielfach als Ursprung

1) Vgl. oben S. 239 und Ritter, Erdkunde I, 229 ff. Waitz, S. 371f. Bastian, San Salvador, S. 13f. Dapper und Barrenius (1606, bei Bastian, S. 364f.) konfundieren Dschagga und Gala. Vgl. Adelung, S. 251ff. Nur das Kidschagga, auch das ostafrikanische (Krapf, Reisen II, 39) gehört zu den Bantusprachen.

2) Bastian (S. 12) erwähnt eine arabische Sage von periodischen Auswanderungen der Zinghi. Der Fürstename Zimbo, Zinga (Bastian, S. 14) bei den Dschagga, die Cavazzi (bei Waitz, S. 359. 372) mit dem ostafrikanischen Mazimba (Musimba, Vazumba = Suaheli) identifiziert, ist nach Waitz (S. 361) identisch mit dem ostafrikanischen Königstitel Zumba, woher jene Volksbezeichnung. Auch der Vater des ersten Kongo-Königs Luqueni hieß Eminia-n-Zimba (Cavazzi, S. 298). Nach Canneattim redeten die Dschagga die Bundasprache. Waitz (S. 370) bezieht dies auf ihren späteren Hauptsitz Kassange.

3) Cavazzi, S. 241.

4) Douville, Voy. au Congo (1832) III, 93.

5) Waitz, S. 372.

des Zaire beschriebenen Sees, wo sie Mundequetes genannt wurden ¹⁾. Nach Mitteilungen bei Cavazzi ²⁾ kamen die Dschagga von entfernten Ländern, um sich in Kongo und Matamba niederzulassen, entweder vom Kaiserreich Monomugi (an den Quellen des Nil und Zaire) als Giakasi oder Engagagiaghi (Volk der zwei Quellen) oder von Sierra Leone. Ihren Aufbruch von Sierra Leone, wo ihre Könige in voller Waffenrüstung aus dem Himmel niedergestiegen sein sollten, hat man mit den damals dort aus dem Innern Afrikas eingebrochenen, von den Portugiesen für Stammverwandte der Dschagga gehaltenen menschenfressenden Kumba-Manes verknüpft ³⁾. Es stand zu dieser Zeit ganz Innerafrika in Kriegsbrand; Bastian ⁴⁾ erinnert an die von Barth erschlossene ältere Geschichte Senegambiens, die Eroberungen des Sonrhai-Sultans Mohammed ben Abu Bakr (1492—1529), die Ausbreitung der Fulbe, die Eroberung Sennars (1504) durch die Fungi oder Funje.

Unmenschlich grausam, immer gierig nach Menschenfleisch und Menschenblut, fast keines ihrer Kinder erziehend, sondern aus geraubten Knaben und Mädchen, von welchen jene nicht eher einen Platz unter ihnen erhielten, bis sie sich ihn durch Grausamkeit und Tapferkeit erworben, sich immer von neuem zusammensetzend, verdienen die Dschagga schließlichs kaum den Namen einer für sich bestehenden Nation ⁵⁾. Ihr Oberhaupt — das Battel kennen lernte — hatte langes Haar. Aber eine genau abgemessene, eng verbindende Verfassung mit Einrichtungen und Gerätschaften, die eine gewisse Kultur voraus-

1) Bastian, S. 12.

2) Ebd., S. 364. Lopez bei Waitz, S. 372.

3) Battel und Barbot bei Adelung, S. 252 f. Bastian, S. 12.

4) Bastian, S. 12f.

5) Adelung, S. 251. Bastian, S. 96. Auch die Gala setzen bei ihren Kriegszügen bisweilen die Kinder aus. Adelung, S. 253.

setzen, hatten diese Horden schon, als Battel ¹⁾ im Anfang des 16. Jahrhunderts unter ihnen lebte. Auf Quixilles genannten Gesetzen, gegeben von einer unmenschlichen Anführerin ²⁾, die ihre Gesetzgebung und den Charakter derselben durch eine unerhörte Grausamkeit gegen ihren eigenen Sohn besiegelt haben soll, beruht jene kriegerische Verfassung; doch sollen noch vor dieser Gesetzgebung Abteilungen der Dschagga unter einzelnen Anführern sich niedergelassen und besondere Reiche, zum Teil in Benguela, gestiftet haben ³⁾.

Von den barbarischen Gebräuchen der Dschagga sind manche in den von ihnen durchzogenen, durch ihre Überlegenheit im Bogenschießen unterjochten Ländern hängen geblieben und fanden in ihrem späteren Hauptsitz Kasange noch lange ihre öffentliche Ausübung, wie Bastian ⁴⁾ davon ausführliche Mitteilungen macht. Sobald die Kunde von dem Tod des dort in besonderem Sinn Dschagga (Jaga) ⁵⁾ genannten Oberhaupts durch das Land erscholl, versammelte sich das Volk und die Makota (Häupter der Adelsfamilien) vor seiner mit dem fürstlichen Federschmuck angethanen Leiche, die, das Rilunga in der Hand, auf einem erhöhten Throne saß, und baten den Verstorbenen, seinen Nachfolger zu bestimmen. Unter dem Getöse rauschender Musik senkte sich sein Geist auf den Vertreter des Tendalla-Geschlechts ⁶⁾, der in gerader Linie vom Bruder des Reichsstifters abstammte, und lenkte im Taumel

1) Ein Auszug aus seinem Werk befindet sich an Proyart, Geschichte von Loango, Kakongo u. s. w. (französisch 1776).

2) Als sich später unter den Dschagga die Anforderungen des Familienlebens geltend machten, hatten auch die Frauen unter ihren Königinnen oft das Übergewicht. Bastian, S. 180.

3) Adelung, S. 252.

4) San Salvador, S. 150 ff.

5) Ein neuerer Sprachgebrauch unterscheidet zuweilen zwischen Sova als ansässigen und Jaga als wandernden Häuptlingen. Bastian, S. 14.

6) Golambola, tendala, lumbo, illunda, mani kurio waren Namen der Anführerwürden. Adelung, S. 254.

wilder Inspiration seine Hand, um den Auserwählten aus der Menge herauszugreifen. Diesen umringte sogleich die Schar der Priester und riß ihn aus der Versammlung mit sich fort in die Finsternis eines abgelegenen Waldgrundes, dessen Betretung jedem Laien sicheren Tod brachte. Während die Großen die Beerdigung vorbereiteten und die Leiche nach Ausbrechung eines Zahnes, der heilig gehalten wurde, in einem durch das Blut eines Knaben und eines Mädchens getränkten Grabe mit zwei der Lieblingsfrauen einmauerten, wurde der Thronerbe von den Katondo in ihren furchtbaren Mysterien unterrichtet, wurde ausgeführt zu nächtlichen Mordanfällen, damit sein Herz nicht zittere vor dem Tod, und bekannt gemacht mit den Kräften der zu Medizin oder Gift zu verwendenden Kräuter. Am Ende des Jahres wurde er beschnitten nach der Sitte der aus dem Lunda-Land stammenden Herrscher, damit die Zambider Voreltern ihn in ihre Mitte aufnahmen und in seinen Unternehmungen schützten. Dann begiebt er sich an das Ufer des Flusses, den er zu seiner künftigen Residenz ausersehen, wo ihn der interimistische Staatsrat empfängt und sich nach Übertragung seiner Vollmacht auflöst. Ehe der Bau des Palastes begonnen wird, bedarf es eines Menschenopfers, um den Grundstein zu befestigen; dasselbe wird herbeigeführt, Augen und Mund sorgsam verbunden, damit kein Blick, kein Laut das Mitleid des Herrschers erwecken möge; denn jede Regung der Menschlichkeit würde den Zauber brechen und den Zorn der Ahnen auf ihn herabrufen. Das abgeschlagene Haupt rollt in den Strom, und viermal durchschreitet jener das warme aus der Wunde strömende Blut, mit dem er Körper und Füße wäscht. Dann pflanzt er sein Banner an die Stelle, wo künftig sein Thron sich erheben soll, und das Werk der Bauleute beginnt. Das Quilombo des Herrschers enthielt sämtliche Staatsgebäude; in der Mitte erhob sich die Kazo, wo sich Quingure-kabanguella, der Stifter des Reichs, in der Person des Mukage-a-quiringure, durch die

vor dem beständig unterhaltenen Feuer gemurmelten Gebete (durch die Kochinguella genannte Zeremonie) verkörpern liefs und in der dem Verständnis des Volks entschwundenen Sprache der Vorzeit seine Orakel verkündete. Daneben stand die Kasa de Manuna, in der ein starker Wachtposten die Staatsreliquien hütete, und in den übrigen fünf Kreisen die Häuser der Hofbedienten, der Staatsräte und der Makota. Dies Quilombo war nur dem Dienst des jedesmaligen Herrschers aufgerichtet; drei Monate nach seinem Tod wurde es zerbrochen und blieb in seinen Trümmern liegen; an diesen weiten Quilinda eilt der Neger rasch vorüber; denn er weiß, daß dort ein Herrscher ruht. Sobald die Quilomba vollendet ist, zeigt sich der neue Herrscher dem Volk, das ihn mit lauten Acclamationen empfängt. Eine geräuschvolle Zeit der Festgelage, Tänze und Gesänge beginnt. Am Abend des dritten Tags bescheidet der Fürst die Großen des Reichs in seine Wohnung. Dort setzen sie sich nieder zu einem Bankett, dessen Zusammensetzung jeder kennt, dem aber keiner seine Teilnahme weigert. Ein Sproß jenes verfluchten Geschlechtes, das einst Quingure das benötigte Opfer verweigerte, ist geschlachtet, mit ihm ein Stier, ein Hammel, eine Ziege und ein roter Hahn, alles gemischt in einem klein zerhackten Gericht. Am Ende des Mahls nähert sich jeder Makota knieend dem Fürsten, der ihm mit eigenen Händen einen Bissen reservierter Stücke des Menschenfleisches in den Mund steckt, damit der gemeinsame Genuß alle durch einen unauflöslichen Fetisch verbinde. Der Besetzung Kassanges durch die Portugiesen folgte die Taufe des Fürsten.

Auch bei den Dschagga fungierten die Ganga oder Evanga als eine über den Singili ¹⁾ oder Regen-

¹⁾ Nach Adelung (S. 234) ein eigenes Wort der Dschagga, das Priester oder Zauberer bedeutet, doch aber offenbar mit dem Bunda-Wort Zinga, Zambi zusammenhängt.

machern stehende Priesterklasse, und es war ihr Geschäft, vor einem Kriegauszug den auf die Begeisterung des Mokisso wartenden Groß-Dschagga unter dem Schall des Gongo rot und weiß zu bemalen und ihm, nach dem Genuß des Kindopfers, die Schlachtaxt ¹⁾ zu reichen. Nach dem Sieg empfangen die Ganga die Trophäen der Erschlagenen, die die noch jetzt in Abessinien üblichen waren. Am Neumond schlachteten sie die fünfzähligen Opfer, die, nachdem das Feuer mit dem Blut besprengt war, von dem ganzen Stamm bei lärmenden Gelagen genossen wurden, die Knochen für ihre Bezauberungen sorgfältig aufbewahrend. Auch hatten sie die Reinerhaltung der Quilumbos, in deren innere Abteilungen keine Frauen zugelassen wurden, zu überwachen und die neugeborenen Kinder in den Wäldern auszusetzen ²⁾. Den Gebrauch der Dschagga, ihren Gefangenen die Vorderzähne auszubrechen, leitet Cavazzi sonderbar genug von den Peruanern ab ³⁾. Über die skrupulöse Beobachtung der traditionellen Gesetze durch die Dschagga führt Bastian ⁴⁾ aus Cavazzi vielfache Beispiele an: Sie legten sich harte Entbehrungen auf, um sich erst durch strenge Buße zu würdigen Streitern der heiligen Quixilles zu machen, und glaubten erst dann mutig in die Schlacht eilen zu können, nachdem der erste Gefangene als Sühnopfer der von den Soldaten des Heeres begangenen Verbrechen gefallen war. So hatte, wie Bastian mit Recht sagt, auch diese Menschenklasse, die das Gehirn aus den Köpfen ihrer noch lebenden Feinde saugte, die durch öffentlichen Beischlaf, durch Menschenfresserei und Kindermord gegen alle Gesetze der Moral wütete, doch ein Ideal, das sie Tugend nannten; auch sie starben für dieses begeistert den Tod des Märtyrers. Die Reinhaltung der Quilombo wurde so streng gehalten, daß, als einst ein getauftes Kind durch

1) Kasengala. Adelung, S. 234.

2) Bastian, S. 95f.

3) Ebd., S. 204.

4) Ebd., S. 205ff.

die Mutter innerhalb seiner Einzäunung gebracht war, der Fürst (Jaga) die Niederreißung aller Gebäude, ihre Verbrennung und Nivellierung mit dem Boden befahl, da nach einer solchen Entweihung ein neuer Palast gebaut werden mußte. Vor Bearbeitung der Felder wurden dieselben mit Menschenblut getränkt, und der Fürst selbst that den ersten Spatenstich. Ungünstige Jahreszeiten wurden dem Zorn der Götter über die Sünden des Volks d. h. den Bruch der Quixilles zugeschrieben. Die Gebeine der Vorfahren wurden in einer Arche (musotti) bewahrt und mit herumgeführt. Bei dem zu Ehren der Häuptlinge angestellten Opfer (quiluvia) wurden Hekatomben von Gefangenen geschlachtet, dem jene ihre Namen gaben. Man sah es indes lieber, wenn sich Freiwillige selbst opferten, und der Todeskandidat wurde an dem seiner Opferung vorhergehenden Tage umhergeführt und als Gott verehrt. Der Ganga Yayita verteilte Gürtel an die Häuptlinge, als Zeichen ihrer Wiedergeburt, wenn das Feuer, das zu bestimmten Perioden verlöscht wurde, erneuert worden war. Frauen konnten nur hoffen, eine leichte Geburt zu haben, wenn sie vorher eine vollständige Beichte früherer Fehlritte abgelegt. Das Fleisch des Schweines, Elefanten und der Schlange war den Dschagga verboten. Als das Gesetz der Knabentötung gemildert war, wurden dieselben vor ihrer Einführung in den Quilombo mit Pfeilen geritzt. Bei dem Tode des Ganga Yachibanda, der sich bei seinen Orakeln das Gesicht weiß, den Körper bunt bemalte, bewahrte der Priester seinen Magen als Reliquie ¹⁾. Um den Schrecken ihres Anblicks zu erhöhen, pflegten die Dschagga ²⁾ die Augenlider nach außen zu schlagen, um das Weiße desto mehr gegen die schwarze Haut hervortreten zu lassen. Der Yanga Ya Zumbi legte die Träume aus, die der

1) Auch die Kru-Neger sagen, daß beim Sterben der Magen zum Himmel steigt, nach Dr. Madden bei Bastian, S. 207.

2) Wie die Neuseeländer.

Kranke auf den Gräbern durch die Erscheinungen der Verstorbenen hatte. Die Singili teilten ihre Orakel oft durch Bauchreden mit ¹⁾ oder hantierten mit Schlangen nach Art der Psyllen. Andere hatten eine Ziege abgerichtet, die, mit ihren vier Füßen auf einem kleinen Stein stehend, als Gegenstand der Verehrung galt. Die Stimme ihres Gottes Quibondo hörten die Dschagga bei Nacht. Die Dschagga glaubten, kein Mensch sterbe eines natürlichen Todes, und eben darum töteten sie die Kranken ²⁾, jedenfalls auch, um sie zu einer höheren göttlichen Existenz zu befördern, wenn nicht ein Zauberer ihnen helfen konnte durch Beschwörung eines verstorbenen Verwandten, der dem Kranken zürne; letzterer mußte dann von dem Leichnam des Verwandten etwas Feuchtigkeit und dadurch dessen Geist in sich aufnehmen oder, falls die Leiche nicht mehr vorhanden, von einem Affen oder Vogel essen, in dem der zürnende Geist sich bereits inkorporiert haben sollte ³⁾.

Die Pangwe, die erst neuerdings von der Sierra del Crystal nach den Quellen des Gabun herabgestiegen, hält Wilson ⁴⁾ für Abkömmlinge der Dschagga. Sie stehen jedenfalls im Zusammenhang mit den Fan ⁵⁾ am rechten Ufer des Ogowe, die, obgleich sie sich durch Eisenindustrie auszeichnen ⁶⁾ und die Ehe bei der geringsten Blutnähe als Frevel betrachten ⁷⁾, Anthropophagen sind mit dem Kult

1) Wie der Braffoo-Fetisch der Fanti. Bastian, S. 208.

2) Hegel, Philos. der Rel. I, 226.

3) Ebd., S. 242; damit hat der zürnende Geist nach Hegel alles Recht zu sein verloren; er lebt allerdings fort in dem genesenden Verwandten, aber ihm assimiliert, wie der Geist eines verzehrten Menschen; diese Beschränkung der individuellen Unsterblichkeit kommt aber nur auf einem Umweg zustande. Es sei hierbei noch der ausgestopften Tierfetische im alten Kongo-Reich gedacht. Bastian, S. 301.

4) S. 178.

5) Siehe oben S. 237. Geistbeck, S. 143.

6) Peschel, S. 167.

7) Ebd., S. 234.

eines bösen Geistes oder Teufels; der Häuptling ist zugleich Priester ¹⁾). Sie stehen nach Lenz ²⁾ in Verwandtschaft mit den Kannibalen, die Stanley am Kongo fand, von denen noch kurz zu handeln ist.

Wir folgen bei Besprechung der Binnenstämme am Kongo naturgemäß dem Lauf des Stromes und seines kühnen Erforschers Stanley von Osten nach Westen. Das Grenzdorf von Manyema, welches Riba-Riba heißt, hebt sich nach Stanley ³⁾ schon äußerlich ab von den Dörfern des weiter östlichen von ihm vorher durchwanderten Gebiets als der Ausgangspunkt eines anderen Baustils. An Stelle der kegelförmigen Hütten treten hier viereckige mit schrägem Dach. Auch eine andere Ziegenabart wird hier gehalten. Den Häuptling dieses Dorfs, Mwana (Herr) Goy, schildert Stanley ⁴⁾ als sehr eitel, mit einem Stab als Scepter in der Hand im Dorf einherstolzierend, in eine große Masse feinen, aus Gras geflochtenen Zeugs gekleidet, das in doppelten Falten um seine Taille geschürzt ist, alles besetzt mit Nestelstiften, Troddeln und Fransen, seine Haut mit verschiedenen Farben bemalt, auf seinem Kopf einen Aufsatz mit Federn. Livingstone war hier noch in gutem Andenken; auf Stanleys Erzählung, daß er gestorben und gen Himmel gegangen, fragte der Häuptling, ob er auch von dort herabgekommen sei ⁵⁾. Die Bewohner von Manyema im allgemeinen ⁶⁾ führen gute Speere und kurze Schwerter in Holzscheiden, an welchen metallene Glöckchen hängen; ihr Anzug ist ein schmales Schurzfell von Antilopenleder oder feingeflochtenes Graszeug; sie heften sich Knöpfe, kleine Kegel und Massen von Schlamm an Bart und Kopfhaar. Durch die Dörfer führen breite Straßen; am Ende der einen steht das zu Beratungen dienende Haus.

1) Lenz, Skizzen aus Westafrika, S. 72. 87.

2) Ebd., S. 263.

3) Durch den dunkeln Erdteil (1881) II, 85.

4) Ebd., S. 89.

5) Ebd., S. 88.

6) Ebd., S. 90 ff.

Die Einwohner sind gastfrei und gestatten Fremden den freien Gebrauch ihrer reinlichen, in mehrere Zimmer getheilten Wohnungen, ziehen auch in Gärten Kassaiva, Erdnüsse und Mais. Die Häuptlinge erlassen strenge Verordnungen und verlangen, obgleich sie nur wenig auf Reichtum und Gefolge fußende Macht besitzen, die äußerste Ehrerbietung und sind sehr zeremoniös; stets folgt ihnen ein Trommler. Ein wegen eines Mordes drohender Krieg zwischen zwei Stämmen verlief in Wortgefechten. Auch hier gilt das Kaurigeld. In Tubanda hörte Stanley ¹⁾ von dem Land der Zwerge (Wakwa) jenseit des Stromes, die alle samt ihrem König nackt gingen, Elfenbein verkauften, aber auch mit giftigen Rohrpfählen schossen. Nyangwe ist der westlichste Handelsplatz arabischer, von Zanzibar kommender Kaufleute; hier ist alles zu haben, vom irdenen Topf bis zur Sklavin; Tausende Eingeborener strömen hier zum Markt zusammen ²⁾. Im Waldland Uregga, in den Häusern der Waregga sah Stanley ³⁾ Bänke, Sessel, irdenes Geschirr, hübsche Löffel, Tierfelle, gepulvertes Rotholz, außerdem seltsam geschnittene Holzstückchen, wahrscheinlich Talismane, und über der Thür Hörner von Ziegen und Hirschen; an recht in die Augen fallenden Stellen ist der Kriegskopfschmuck aus Papageienfedern aufgestellt. Die erwachsenen Männer tragen Mützen und Kleidung aus Ziegen- oder Affenfell, die Häuptlinge und Ältesten aus Leopardfell mit herabhängendem Schweif; die Weiber waren mit Eisen- und Kupferingen an Armen und Beinen belastet, tragen aber nur vier Quadratzoll große Schürzchen aus Rinden- oder Graszeug, mit Schnüren aus Palmfasern befestigt ⁴⁾. In Wane-Kirumbu sah Stanley ⁵⁾ einen großen Schmelzofen und etwa ein Dutzend eingeborener Schmiede bei

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 110ff.

2) Ebd., S. 128 ff.

3) Ebd., S. 147f.

4) Ebd., S. 149. 160.

5) Ebd., S. 155f.

der Arbeit. Die Männer in diesen Waldgemeinden legen beim Tode ihrer Weiber Zeichen ihrer Trauer an; sie überschmieren nämlich ihre Gesichter mit einem Holzkohlenteig, den sie fünf Jahre (d. h. $2\frac{1}{2}$ unserer Jahre) lang darauf liegen lassen; Witwen trauern um ihre Gatten ebenso lange durch dieselbe Gesichtsentstellung, fügen aber noch um die Stirn gewundene Bänder aus dünnen Bananenblättern hinzu; in Uzimba und Manyema beschränkt sich diese Trauer auf zwei (ein europäisches) Jahr ¹⁾. Im Dorf Kampunzu des Distrikts Uvinza, wo die echten Urbewohner dieses Waldlandes hausen, fielen Stanley ²⁾ zwei, drei Meter von einander entfernte Reihen von Schädeln auf, die an der gesamten Länge des Dorfs hinliefen; die Schädel — er zählte 186 — waren etwa fünf Centimeter tief in den Boden eingesenkt; seine Begleiter und der Häuptling erklärten sie für Schädel von Affen, deren Fleisch gegessen werde, Huxley aber, dem Stanley zwei mitbrachte, für Menschenschädel. Seine Begleiter Franz Pocock und der Häuptling schlossen durch Blutmischung Brüderschaft als Unterpfand freundlichen, friedlichen Verkehrs und tauschten Geschenke aus ³⁾. Auch die Wenya versprachen zuerst Frieden zu halten, wenn der weise Führer und zehn seiner Leute mit zehn der ihrigen und ihrem Häuptling Blutsbrüderschaft auf einer Insel schiefen würden, nahmen aber dann eine so drohende Haltung an, daß Stanley nur mit Mühe sie beschwichtigen konnte ⁴⁾; am folgenden Morgen waren sie verschwunden; ebenso waren aus den nächsten Dörfern am Flusse die Bewohner entflohen, lauerten aber im Gebüsch und ließen ihr Kriegsgeschrei hören; jede Dorfstraße hatte ihre zwei Reihen gebleichter Trophäen aufgegebener Menschen; auch Versuche einer gräßlichen Art von Verzierung, die künstlichen Felsgrotten ähnelte, kamen dabei vor ⁵⁾. Stanley passierte dann

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 155.

2) Ebd., S. 157.

3) Ebd., S. 160. Siehe oben S. 339.

4) Ebd., S. 169 ff.

5) Ebd., S. 172 f. 178.

mehrere Marktplätze (Usako Ngongo, Ukongeh) die als neutraler Boden gelten, den kein Häuptling beanspruchen darf; an Markttagen frühmorgens strömen hier die Eingeborenen aus den Wäldern, Inseln und dem offenen Land der gleichfalls menschenfressenden Bakusu zusammen, mit ihren Kassavakörben, Matten aus Palmfasern und Schilf, Kürbissen voll Palmwein, Bohnen, Mais, Hirse, Zuckerrohr, Bananen, Pisangfrüchten, Tabak, Töpferwaren, Kupfer-, Eisen- und Holzarbeiten, Fischnetzen, Fischen, und ein lebhafter Tauschhandel wird bis Mittag getrieben¹⁾. Sodann gelangte Stanley in die gleichfalls von ihren Bewohnern verlassene Stadt Ikondú, eigentlich eine Reihe von Dörfern, die, 50 bis 90 Meter von einander gebaut, eine lange Straße bildeten; die Hütten, aus Panicumgras zierlich verfertigt, oben durch ein gemeinsames Dach verbunden, vergleicht er Vogelkäfigen; zwischen je zwei Dörfern befand sich der Begräbnisplatz oder das Grabgewölbe ihrer vorigen Könige, mit Blättern des *Phrynium ramosissimum* überdacht²⁾. Hier erfuhr Stanley von einem zwerghaften Eingeborenen, der im Gebüsch mit vergifteten Pfeilen gefunden und festgenommen wurde, den hier einheimischen Namen des Stroms Ruárowa, (von den Ostafrikanern Luálawa gesprochen), sowie, daß unterhalb Ikondú die Insel Maturu liege, deren Bewohner der Kirembó-rembo (Blitz) getötet habe; auf die Frage Stanleys, wer diesen sandte, antwortete jener: „Vielleicht Firi Niambi“, die Gottheit, wie Stanley erklärt; wohl = Zambí, der Himmelsgott³⁾. Bei Unya-Nsingé wurde Stanley von 14 Kanoes trotz seiner Erklärung, nicht in kriegerischer Absicht gekommen zu sein, angegriffen; an den benachbarten Flüssen gewinnen die Eingeborenen Salz aus der Asche der spargelähnlichen *Pistia stratiotes*⁴⁾. Durch

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 184f. (mit Bildern von Geräten).

2) Ebd., S. 186f.

3) Ebd., S. 189ff. Im Marungu, Urungu, Uemba und Ufipa, sowie Ki-Bisa heißt Himmel „mavimbi“. Ebd., S. 539.

4) Ebd., S. 192f.

Vermittlung einiger Gefangener gelang es, den kriegerischen Demonstrationen (Hörnerklang, Trommeln) der Mpika-insulaner Einhalt zu thun und sie zum Schliesen von Blutsbrüderschaft zu überreden ¹⁾. Bei der Weiterfahrt folgten die schwersten Kämpfe mit den nach dem Fleisch der Fremden lüsternen Kannibalen von Vinya Ndschara ²⁾, mit deren Häuptling aber schliesslich gegen Rückgabe eines Gefangenen und erbeuteter Kanoes alle Formen des Blutsbrüderschaftschliesens mitten auf dem Strom durchgemacht wurden ³⁾. Auch unterhalb der Insel Kaimba im bevölkerten Distrikt Luavala liessen die grossen, aus riesigen Bäumen ausgehöhlten Trommeln das Signal ertönen, dass Fremde gekommen; von beiden Ufern fuhren die Eingeborenen, mit prunkenden Federaufsätzen auf den Köpfen, breiten Holzschilden und langen Speeren auf sie los und forderten sie, die Begrüssung durch die Dolmetscher nicht achtend, zur Umkehr auf, da der Strom der ihre wäre, und man sie sonst fressen würde; unter dem Jauchzen: „Fleisch! wir werden Fleisch in Menge haben“, schossen sie ihre Speere ⁴⁾. Nach weiteren heissen Kämpfen traf Stanley Neujahr 1877 auf den freundlichen Stamm des Landes Kankore unter dem Häuptling Sangarika; sie waren in Anzug und Tätowierung den Waregga ähnlich und verabscheuten die Menschenfresserei, warnten aber vor den hellfarbigem kannibalen Bakumu, die aus Nordosten gekommen und einen grossen Teil Ureggas erobert ⁵⁾. Unweit des ersten Katarakts erfolgte ein Angriff der Mwana Ntaba in voller Kriegsbemalung, die eine Hälfte des Körpers mit weisser Farbe beschmiert, die andere rot mit schwarzen Streifen; ihre Kanoes hatten Krokodile auf ihren Seitenflächen ausgeschnitzt ⁶⁾. Auf der sehr bevölkerten Tscheandoah-

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 195.

2) Ebd., S. 197 ff.

3) Ebd., S. 208.

4) Ebd., S. 219 ff. (mit Bildern von Kriegstrommeln).

5) Ebd., S. 236 ff.

6) Ebd., S. 242f. (mit Bild eines Kanoes, S. 301).

Insel beim zweiten Katarakt sah Stanley eine Menge Speere und Eisenwaren jeder Art, Körbe aus Palmfasern, auch Fetische oder Götzenbilder aus Holz, plump und roh geschnittene Figuren menschlicher Wesen, die abwechselnd mit Scharlachrot und Schwarz bemalt waren ¹⁾. Auch mit den Kannibalen der Insel Asama kam, nachdem Stanley durch Kriegslist zwei Dörfer besetzt und deren Einwohner samt ihren Ziegen und Schafen gefangen genommen, ein Friedensvertrag zustande, den ein Häuptling und fünf Mann dadurch besiegelten, daß sie sich mit dem Blut der Leute Stanleys in kleine in ihre Arme gemachte Einschnitte inokulieren ließen; Menschenschädel verzierten die Dorfstraßen auf der Insel, und eine große Menge Schenkelknochen, Rippen und Rückenwirbel lagen in einem Winkel von Unrat als Zeugen ihres gräßlichen Appetits nach Menschenfleisch; auch sie trugen Mützen von Fellen mit Schwänzen, hatten hölzerne und eiserne Speere, Fischnetze, Körbe und beluden auf Befehl ihres Häuptlings Stanleys Kanoes reich mit Bananen ²⁾. Nach kurzer Weiterfahrt fingen Stanleys Leute acht Wane-Mpungu, die Netze gestellt und, wie sie selbst gestanden, auf Menschenfleisch gelauert; sie sagten ferner aus, daß ihr Dorf eine Stunde weit entfernt sei, daß sie die alten Männer und Weiber äßen, sowie jeden Fremden, den sie im Walde gefangen nähmen; die obere Zahnreihe war bei allen spitz gefeilt; auf ihren Stirnen befanden sich zwei gekrümmte Linien von Tätowierungen; auch auf den Schläfen hatten sie Punkte tätowiert ³⁾. An einer Höhle in der Nähe der Kabombo-Inseln haben Eingeborene auf die glatte Oberfläche des Felsens phantastische Zeichnungen, Quadrate und Kegel, gekritzelt ⁴⁾. Es folgten neue Kämpfe mit den Wenya des

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 251f. (mit Bildern von Geräten).

2) Ebd., S. 261 ff.

3) Ebd., S. 266 f.

4) Ebd., S. 268.

siebenten Katarakts, die Stanley nicht bloß industrieller als die ursprünglich hier wohnenden Baswas, sondern auch erfindungsreicher als alle bisherigen Stämme nennt; sie haben meisterhaft gearbeitete Ruder, große Palmölkrüge und Palmweinkühler, elfenbeinerne Kriegshörner und elfenbeinerne Mörserkeulen zum Zermalmen von Kassava zu Mehl¹⁾. In Usimbi hinter der Insel Ukioba, das Stanley wieder verlassen vorfand, besaß jedes Haus einen mit einem Zaun sauber umgebenen Hof; in der Mitte der Hauptstraße befand sich eine rohe Holzfigur eines bärtigen Mannes unter einem kleinen kegelförmigen Dache, das von neun Elefantenzähnen getragen wurde; der kleine Götzentempel stand auf einer etwas erhöhten Platte von festgestampftem Lehm, die reinlich gekehrt war; die Dorfbewohner scheinen auch mit einer weißen Tünche von Kassava-Mehl einen starken Aberglauben zu verbinden; denn sie hatten mit derselben die Zäune, Pfosten und Thürstürze, selbst die Stämme der hier und da gepflanzten Feigenbäume besprengt; große Trommeln standen auch auf den Plätzen²⁾. Auch die Stanley vor dem Dorf Ituka (0 Grad 22 Min. 29 Sek. nördlicher Breite) angreifenden Wilden hatten den Körper zur Hälfte weiß, zur Hälfte ockerfarben bemalt; ihre Schilde waren in Form länglicher Rechtecke schön aus Palmried verfertigt, leicht, zähe und für Speere und Pfeile undurchdringlich³⁾. Die Bevölkerung von Yavunga, Irende, Ugandscha rief wieder nach dem Fleisch der Fremden⁴⁾. Am 1. Februar hatte Stanley unterhalb des Zusammenflusses des Aruwimi und Kongo ein schweres Gefecht mit einer Flotte riesiger Kanoes der Aruwimi-Kannibalen, die er in Flucht schlug und am Ufer auch aus den Dörfern bis in die Wälder verjagte. Im Hauptdorf sah er einen

1) Stanley, *Durch den dunkeln Erdteil II*, 280f. (mit Abbildung der Krüge).

2) Ebd., S. 286f.

3) Ebd., S. 288f.

4) Ebd., S. 293.

Elfenbeintempel, der in einem großen runden Dach bestand, das, von 33 Elefantenzähnen getragen, über einem $1\frac{1}{4}$ Meter hohen Götzenbild errichtet war; dies war mit Gabanholzfarbe, einem glänzenden Scharlach, bemalt und hatte schwarze Augen, Bart und Haare; die Figur war sehr roh gearbeitet, hatte aber doch Ähnlichkeit mit einem Menschen. Es fanden sich im Dorf noch verschiedene aus Holz geschnittene große und kleine Götzenbilder vor, ferner schön geschnittene Ruder, Sessel, Bänke, Spazierstöcke, Speere, eiserne Waffen, Geräte, Ringe, elfenbeinerne Mörserkeulen, Bänder, Kugeln, Armbänder, breite Gürtel aus rotem Büffel- und Antilopenfell, so daß das Volk sehr begabt und kunstfertig ist ¹⁾. Es ist nach Stanley mit den nachher zu besprechenden Monbuttu verwandt, auch in seinen Götzenbildern; der Aruwimi ist nach ihm der Uëlle Schweinfurths ²⁾. Beim Dorf Rubunga fand endlich Stanley wieder freundliche Aufnahme ³⁾. Die Bewohner tragen ihre Haare in einem Busch auf dem Hinterkopf, mit zierlichen eisernen Nadeln festgesteckt. Das Tätowieren übertreiben sie so, daß jede Stelle der Haut von den Haarwurzeln bis zu den Knien eingestochene Zeichen (Quadrate, Kreise, Wellenlinien, Rosetten u. s. w.) trägt, doch ohne Farbstoff. Die Halsbänder bestehen aus Menschen-, Gorilla- und Krokodilzähnen. Die wellenförmigen Messer sind Meisterstücke der Schmiedekunst. Das Blutbrüderschaftschließen bei diesen Leuten nennt Stanley eine viehisch-kannibalische Zeremonie, die aber doch sehr eifrig begehrt wurde, sei es, um ihren Blutdurst zu befriedigen, oder weil damit ein Austausch von Geschenken verbunden war; nachdem ein Einschnitt in jeden der beiden Arme gemacht war, beugten beide Brüder ihre Köpfe nieder, und der Eingeborene sog mit größter Gier das Blut ein ⁴⁾. Auch im benachbarten Urangi wurde

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 297 ff.

2) Ebd., S. 303f.

3) Ebd., S. 312f.

4) Ebd., S. 316f. (mit Bild der Messer).

Stanley freundlich bewillkommt, und er hegt Zweifel, ob die Bewohner beider Ortschaften den Kannibalen beizuzählen seien ¹⁾, trotz des auch in Urangi üblichen Halsschmucks von Menschenzähnen; freilich wurden den Reisenden verschiedene Sachen gestohlen. Das Nahen des Häuptlings von Urangi wurde durch eiserne Doppelglocken angekündigt; auch jeder seiner Leute war abscheulich tätowiert und kunstvoll frisiert, die Zähne spitz gefeilt; die Männer bedeckten sich die Lenden mit Graszeug, die Weiber gingen ganz nackt; schliesslich fand nach freundschaftlichem Abschied noch ein verräterischer Überfall durch Kanoes von Urangi aus statt, den Stanley durch sein Gewehrfeuer glücklich zurückschlug ²⁾; ebenso entkam er den Marundscha, die schon aus ihren Kanoes mit Flinten schossen, aber doch den Weissen als ein Wunder anstauten ³⁾. Ebenso hatten die räuberischen Bangala bereits Flinten ⁴⁾, desgleichen die Fischer bei Bwena und Inguba; in Ikengo waren die Wilden freundlich und schlossen Blutsbrüderschaft ⁵⁾, wogegen die Wilden von Irebu wieder unbarmherzig auf die Fremden wie eine herrenlose Sache schossen ⁶⁾. Sehr freundschaftlich zeigte sich zuerst der arglistige König von Tschumbiri im Land Uyanzi, der einen hohen Hut, über die Schulter aufrecht emporragende Borsten eines Elefantenschwanzes ⁷⁾ und an seinem Handgelenk allerlei kleine Gegenstände trug, die zu tragen ihn die abergläubischen Gebräuche zwangen, z. B. kleine Zauberkürbisse, Zauberpulver, in roten und schwarzen Flanell gewickelt, eine Sammlung hölzerner Antiquitäten und Tabak; er rühmte sich des Besitzes von 40 Weibern, deren jedes

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 319.

2) Ebd., S. 320 ff.

3) Ebd., S. 328 f.

4) Ebd., S. 330 ff.

5) Ebd., S. 339.

6) Ebd., S. 345.

7) Auch Zeichen königlicher Würde in Aschanti. Waitz, S. 146.

auf Lebenszeit einen zwei bis drei Zoll dicken Messingring um den Hals trug. Das Haar der Krieger und jungen Leute wird in vier besondere Flechten gewunden, von denen zwei über die Stirn herabhängen. Der König gab den Fremden eine Eskorte von 45 Mann und 3 Kanoes unter Führung seines ältesten Sohnes mit; in der Nacht flehten die Wy-yanzi (Bewohner von Uyanzi) mit Inbrunst ihre Fetische an, sie unverletzt von Lager zu Lager zu führen, verließen dann aber Stanley und seine Schar, die sich plötzlich an einem Hain unterhalb der Einmündung des Nkutu in den Kongo von Wilden mit Flinten angegriffen sahen, mit denen sie ihr zweiunddreißigstes und letztes Gefecht bestanden; es war offenbar Verrat, und Stanley nennt den König von Tschumbiri den ärgsten Schelm in ganz Afrika. Noch wilder als die Wy-yanzi sind die gegenüberwohnenden Bateke; einige östlicher wohnenden Mitglieder dieses Stammes sind Kannibalen, und sogar von diesen Stämmen gefürchtet seiner besonderen Wildheit wegen ist der nördliche Kannibalenstamm der Wanfuninga ¹⁾; doch schloß Stanley beim ersten Katarakt der Livingstonefälle einen feierlichen Vertrag mit dem Bateke-Häuptling Itsi, der ihm als Schutzmittel einen kleinen, mit salzig schmeckendem Pulver gefüllten Zauberkürbis schenkte; das Blut aus einem kleinen Ritz in Pockets und Itsis Arm besiegelte den Bruderbund ²⁾. Itsi berichtete von drei Katarakten, die er das Kind, die Mutter und den Vater nannte ³⁾, was vielleicht auf Geisterglauben deutet. Nachdem Stanley dann die Inkisi (Zauber) genannten Fälle durch den schwierigen Transport seiner Kanoes über einen Berg umgangen, ohne daß die einheimischen Häuptlinge der Babwende oder ihr Vieh durch eine übernatürliche Erscheinung und ungünstige Vorzeichen erschreckt worden waren, waren sie voll Bewunderung des kühnen Reisenden

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil, S. 351 ff.

2) Ebd., S. 369.

3) Ebd., S. 372.

und halfen gegen Geschenke ihm treulich weiter über die Felsen ¹⁾. Die Babwende hatten schon viel europäische Fabrikate; an verschiedenen Tagen findet in verschiedenen Orten ein Markt statt, zu dem die Eingeborenen über den Strom setzen; auf diese Weise vermittelt sich der Handel längs des Stromes ²⁾. Als von einem Schmied bei der Nzabibucht eine Axt ausgebessert wurde und ein Stück glühendes Eisen gegen sein Kind flog, erklärte jener die Axt für verzaubert und schlug die Kriegstrommel; doch schlichtete der Häuptling den Streit dadurch, daß dem Vater 15 Kauri extra zu zahlen seien; beim Palmwein wurden dann noch viele schreckliche Geschichten von Fetischwundern erzählt ³⁾. Als Stanley in Mova sich bei dem freundlichen Benehmen der Einwohner ganz sicher fühlte und Aufzeichnungen in seine Vokabularien machte, sah er plötzlich die Eingeborenen bewaffnet auf sein Lager stürmen, infolge ihres Aberglaubens, sein Schreiben bringe dem Lande Unglück, und er mußte zu ihrer Beruhigung wenigstens eins seiner Bücher, einen Shakespeare, verbrennen ⁴⁾. Stanley berichtet noch von mancherlei Aberglauben der Babwenda. Ihr Mut zu Handelsunternehmungen war gelähmt worden durch das Dahinsterven einer vor wenigen Jahren von ihnen ausgesandten Karawane. Die Basundi westnordwestlich von Mova wagen sich selten bis an den Rand der Livingstonekluft; führt der Wind das Geräusch der Wasserfälle ihren Ohren zu, wenn sie auf dem Zandu oder Markt sind, so legen sie die Hände auf die Ohren und ziehen sich sogleich zurück; kommen sie zufällig in die Nähe des Stroms und erblicken ihn, so bedecken sie sich sofort die Augen und laufen davon. Gewiß fürchten sie sich vor in ihm hausenden Geistern. Ihre Trauer um Verstorbene verkündigen Musketenschüsse,

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 394ff.

2) Ebd., S. 398.

3) Ebd., S. 411f.

4) Ebd., S. 426f.

sechs beim Tod eines Kindes, zehn bei dem einer Frau, funfzehn bei dem eines Mannes. Man zielt dabei auf Bananen und Palmen in der Meinung nach Stanley, daß der Tod durch schlechte Bananen oder einen Fehler im Palm-saft verursacht werde; man denkt wohl aber die Bäume von bösen Geistern bewohnt. Die Fischer der Mova-Bucht scheinen zu glauben, durch Pfeifen die Fische zu bezauern. Ein Reisender schwebt bei dem Aberglauben der Bevölkerung jeden Augenblick in Gefahr, ein Opfer der Volkswut zu werden und erscheint, wenn irgendein unvorhergesehener Unfall, besonders Todesfall eintritt, als Ursache desselben ¹⁾. Als der treue Francis Pocock bei Massassa vor dem Katarakt von Zinga ertrunken, sagte der Zinga-Häuptling Ndala, der in Begleitung seiner Frauen zu Stanley kam und mit Zartgefühl die neugierigen Eingeborenen fernhielt, daß der Fetisch des Massassa-Volks an dem Unglück schuld sei, und schlug vor, daß die vier Könige von Zinga und die drei Könige von Mbelo sich mit einander verbinden und das Volk von Massassa wegen seiner teuflischen Handlung (Zauberei) vernichten sollten; es sei auch nicht der erste Unfall in Massassa, vor zwei Monaten sei einer der Ihrigen vom Felsen in den Strom gestürzt, auch einer von Movas Leuten auf gleiche Weise umgekommen. Stanley, der diese abergläubischen Vorstellungen aus der Dämonenfurcht der Eingeborenen erklärt, suchte sie zu belehren, daß keinen Menschen die Schuld treffe und er seinen Freund im Himmel wiedersehen werde, worauf Ndala sagte: „Wir haben gehört, daß die weißen Menschen an der See von oben gekommen seien“ ²⁾. Stanley bezeugt dann auch ausdrücklich den Glauben der Eingeborenen von Mova an die Geister der Wasserfälle ³⁾. Der Kongo heißt in Zinga: Mwana Kilunga, „der Herr des Ozeans“; Stanley vergleicht dazu den fabelhaften König Mikoko,

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 430f.

2) Ebd., S. 447f.

3) Ebd., S. 453.

den er auf einen Fluß gleichen Namens in der Bundasprache deutet¹⁾. Im Thale von Mbinda, nahe bei der am weitesten vorgeschobenen englischen Kolonie Embomma hebt Stanley²⁾ noch hervor, daß der Fetischdienst hier eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, so daß man wohl von einer Abnahme oder Beschränkung desselben nach Osten auch am Kongo sprechen darf; die vielen ziemlich gutgeschnitzten hölzernen Götzenbilder, die Stanley im Thal von Mbinda sah, sind allerdings auch noch kein grober Fetischismus, sondern jedenfalls Bilder der Ahnen; der Begräbnisplatz im Dorf in Mbinda³⁾ war zugleich ein Verwahrungsort aller der Gegenstände, die den Toten angehört; jedes Grab war dicht besetzt mit verschiedenen Kannen, Krügen, Kesseln, Gläsern, Flaschen, und über dem so seltsam geschmückten Grabhügel waren an den Zweigen eines Baumes die verschiedenen Netsachen aus Palmfasern aufgehängt, in denen der Verstorbene seine Erdnüsse, sein Kassavabrot und überhaupt seine Efswaren bei sich zu tragen pflegte; auch die noch nutzbaren Gegenstände waren absichtlich unbrauchbar gemacht. Mit Beschreibung der bei diesem Volk üblichen Zeremonieen könnte man nach Stanley einen ganzen Band füllen. Er sah Leute herumwanken, die sich den ganzen Körper mit Kreide eingerieben und Schürzen von Palmblättern oder langem Grase trugen; sie waren nach Mitteilung des Häuptlings von Nsanda vor kurzem beschnitten worden. Die ganze Zahl der Dörfer des Thales von Mbinda steht unter drei Häuptlingen, die den Königstitel führen und in ihrer pomphaften Prahlerei sehr albern sind. Die Bevölkerung ist freundlich, aber habgierig.

Über die neueste Pogge-Wifsmannsche Expedition durch die Südhälfte des Kongo-Beckens

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 459.

2) Ebd., S. 501f.

3) Abgebildet: ebd., S. 502. In der abgesonderten Erziehung von Knaben in (Em)bomma sieht Geistbeck (S. 110) eine Schule für Fetischpriester.

liegen nur erst die kurzen Berichte Pogges vom 27. November 1881 und Wisfmanns vom 5. Januar 1883 in den „Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ III, 216 ff. 248 ff. vor, wozu noch ein Vortrag kommt, den Wisfmann am 24. März 1883 in der Geographischen Gesellschaft zu Wien gehalten hat. Die Reisenden zogen Juli 1881 infolge Krieges zwischen den Kioko und dem Muata Jamwo von Kimbundo nordwärts in das Gebiet zwischen den Flüssen Kassai und Lulua, wo Kingenge und Mukenge, die mächtigsten rivalisierenden Häuptlinge der über und über tätowierten Tuschilange, ihnen die günstigste Aufnahme gewährten. Die Tuschilange glauben nämlich an die Seelenwanderung und hielten die beiden Weisen für die veränderten Gestalten der verstorbenen Könige; die Mutter des einen von diesen bot ihrem vermeintlichen Sohne sogar die Schätze an, seine 30 Frauen und etliche Elefantenzähne, was er aber dankend ablehnte. Beide Häuptlinge versprachen den Reisenden ihr Geleit nach Osten, welches Mukenge als der ältere dann auch wirklich mit 200 Tuschilange ihnen gab. Sie kamen durch weite, stark bevölkerte Prairien, zuerst durch das Land der prachtvoll wild bemalten Baschilange (Singular: Muschilange), die zur großen Familie der Luba gehören, wie alle Völker vom Kassai bis weit östlich vom Sankuru, am 5. Januar 1882 an den Lubi, Nebenfluß des Lubiläsch, jenseit des Lubi in reinliche, schöne Dörfer, deren geräumige Häuser, von eingezäunten Gärtchen umgeben, in schnurgeraden Straßen sich aneinander reihen, bewohnt von den schönen kräftigen Bassonge (Singular: Mussonge), die, unberührt von jedem Einfluß von aussen, reich an allen Bedürfnissen des Lebens, die die üppige Natur spendet, hochstehend in kunstfertiger Bearbeitung des Eisens, Kupfers, Thons, Holzes, der Mabele-Kleiderstoffe und Korbflechtereien, nominell dem alten blinden König Katschitsch des Reiches Kotto unterthan sind, dessen Residenz am linken Ufer des Lubiläsch (5 Grad 7 Min. 18 Sek. südlicher Breite) liegt und dessen Macht besonders auf seinem Ruf als Zauberer beruht. Er

wollte die Expedition zurückhalten zur Teilnahme an einem Rachezug gegen die von Norden in sein Gebiet einfallenden Bakuba (Luquengos); doch machten Pogge und Wisfmann durch nächtliches Schiessen und Feuerwerk dem Alten ihre Nachbarschaft unheimlich, sicherten sich auch durch ihre Energie das weitere Geleit der entmutigten Tuschilange und zogen über den Lubilasch = Sankuru, Nebenfluß des Kongo, durch die Prairien der kriegerischen Bassonge, der bis 17 Kilometer lange Dörfer bewohnenden Benécki (Singular: Munecki) und der meist flüchtig die Dörfer räumenden Kalebue (schon bis hierher haben sich die Raubzüge der Araber ausgedehnt) zum Lomámi, den sie am 8. März erreichten. Die Dörfer auf dieser ganzen Tour stehen unter einander in beständigen Feindseligkeiten, und fast alle diese Völker, ja schon die Baschilange, sind zum größten Teil Kannibalen. Vom Lubi bis zum Tanganika fand Wisfmann auch Überreste der zwerghaften, mit den Watwa Stanleys identischen Bátua, die mit einer besonderen Sprache, von den Lubastämmen verachtet, nur in einzelnen Gehöften oder kleineren Dörfern in kleinen liederlichen Strohütten wohnend, nur von Jagd und wilden Früchten leben, jedoch Jagdhunde und Hühner ziehen; ihre Waffen und Werkzeuge stehen auf tiefer Stufe; doch sieht man hier und da eiserne Pfeilspitzen. Am 16. April erreichten die Reisenden den Lualaba (Kongo), am 17ten Nyangwe, von wo Pogge mit der Karawane umkehrte, während Wisfmann über den Tanganika nach der Ostküste ging.

b. Den Übergang von den Kongo-Völkern zu dem ostafrikanischen bilden zunächst die nördlich am Uelle wohnenden Niam-Niam, die sich selbst Sande nennen ¹⁾, während die nördlichen Nachbarvölker ihnen den ersteren

1) Siehe oben S. 238. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (2 Bände, 1874); Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Zentralafrika, S. 36—53 (Sprache der Sande). Hartmann, S. 41. 54. 137. 196 (mit Bild eines Sande und ihrer Geräte). 212. 234. Oberländer, S. 244ff. (mit Bild der Stammeszeichen und Musiker).

Namen gegeben, der in der Dinka-Sprache Vielfresser, vielleicht in Beziehung auf ihren Kannibalismus bedeutet. Die Fabeln, die sie halb Mensch halb Tier mit Schwanz darstellten, sind erst in den letzten Decennien einer genaueren Kenntnis dieses Volks gewichen, die wir Karlo Piaggia, v. Heuglin und Schweinfurth verdanken. Die Hautfarbe wird mit dem matten Glanz der Tafelchokolade verglichen. Lange Haarflechten und Zöpfe, die oft bis über die Schultern herabhängen, bedecken den runden, breiten Kopf; auf den Haarputz wird besondere Sorgfalt und Kunst verwendet. Als Stammesmerkmale haben alle Sande drei bis vier in Punkten ausgefüllte Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tätowiert (igbeke), sowie eine kreuzförmige Figur unter den Brusthöhlen über dem Nabel. Bei festlichen Anlässen wird der Körper mit pulverisiertem Rotholz bestreut, und es werden mit schwarzem Pflanzensaft unregelmäßig markierte Muster auf denselben gezeichnet. Um die Hüften tragen sie Felle, ein größeres in der Regenzeit. Am Körper werden Tiger-, Hunde- und Menschenzähne getragen, wohl nicht bloß als Zier- rat, sondern als Amulette. Die Hauptwaffen sind Lanze und ein mehrschenkeliges gezacktes Wurfeisen (mobba). Jagd und Ackerbau gehen Hand in Hand. Die einzigen Haustiere sind Hühner und Hunde. Die Hütten sind kegelförmig; kleinere werden für die vornehmen Knaben errichtet, die getrennt von den Erwachsenen hier schlafen. Die Sande stehen nach Schweinfurth unter verschiedenen unabhängigen Fürsten (bien), die, obwohl alles königlichen Prunks entbehrend, über Krieg und Frieden verfügen, den waffenfähigen Männern, darunter einer Leibgarde, gebieten, eigenhändig die von ihnen gefällten Todesurteile vollstrecken und außer dem Ertrag ihrer eigenen Ländereien, die sie durch ihre Sklaven und Weiber bebauen lassen, die Hälfte der Jagdbeute, in einigen westlichen Gegenden auch Sklaven als Abgabe erheben, sowie das Elfenbein monopolisieren. Manche dieser Fürsten sollen an Wutanfällen leiden, solche auch absichtlich erkünsteln, aus der Volksmasse beliebige

Opfer auswählen und dieselben abschlachten, um dadurch der Menge Schrecken einzuflößen. Ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil, an einem Baumast am Wege des Feindes aufgehängt, bedeuten die Kriegserklärung. Bei jedem Weiler, namentlich bei dem Mbanga (Fürstenhof) des Distrikts- und Ortshäuptlings (Borrumbarga d. h. Herr des Hofes) ist eine große Holzpauke, aus einem hohlen Baumstamm mit vier Füßen; sie giebt drei Signale zu Krieg, Jagd und Festversammlung. Die Kunstfertigkeit erstreckt sich auf Eisenarbeit, Töpferei, Holzschnitzerei und Korbflechterei. Sie lieben Musik und spielen oft Tag und Nacht eine Art Mandoline. Auch findet man bei ihnen Musiker von Profession, die in abenteuerlichem Federputz und Behängen mit wunderwirkenden Wurzeln und Hölzern, Tierklauen, Knochen, Schnäbeln, Zähnen u. s. w. dem Fremden entgegentreten, seine Erlebnisse und weiten Wanderungen in schwungvollem Recitativ feiernd und schliesslich seine Freigebigkeit besonders betonend: „Ringe, Kupfer und Perlen sind mein Lohn.“ Das Wort für Gott ist nach Schweinfurth *gumba*, nach anderen *bongbóttunu*, welches letztere aber nach Schweinfurth vielleicht nur einen Propheten bedeutet (*mbóttunu* heisst Gesandter). Die aus Holz geschnitzten Götzenbilder wurden schon oben bei den Aruwimi erwähnt. Das Wort für Gebet und Augurium ist *borru*. Besonders heisst so folgendes Orakel: Bei Vornahme wichtiger Handlungen fahren sie mit einem in Wasser angefeuchteten Holzpflöck über die glatte Fläche eines Holzschemels; gleitet der Pflöck leicht hin und her, so bedeutet dies etwas Gutes; adhären aber die feuchten Holzflächen an einander, so giebt dies eine schlimme Vorbedeutung. Außerdem haben sie noch andere Augurien. Sie geben z. B. einem Huhn Fetischgetränk (von rotem Holz, Bengje genannt); stirbt dies daran, so steht Unglück bevor. Oder man taucht den Kopf eines lebenden Hahnes eine Zeit lang unter Wasser; kommt das Tier dann wieder zu sich, so ist alles gut. Uando, König der Sande, unternahm nur deshalb keinen Angriff auf Schweinfurth und

seine Karawane, weil der Trank ein Huhn getötet hatte. Auch der Glaube an Hexen (mango) fehlt nicht den Sande. Vornehme Verstorbene werden bald sitzend auf ihren Bänken, bald in einem ausgehöhlten Baumstamm beigesetzt im Hohlraum eines unterirdischen Holzverschlages, über den Thonerde gestampft und eine Hütte errichtet wird, die sich in nichts von denen der Lebenden unterscheidet, aber als Wohnung des Geistes vereinsamt bald verfällt oder bei einem für Jagdzwecke entzündeten Steppenbrand verbrennt. Verspeist werden im Kriege Leute jedes Alters, sonst auch die, welche eines plötzlichen Todes sterben und ohne Anhang einer Familie sind.

Die benachbarten helleren, doch immerhin kaffeebraunen, graublonden Monbuttu¹⁾, deren Idiom sich dem Berberinischen zu nähern scheint, konnten hinsichtlich ihrer religiösen Vorstellungen von Schweinfurth nicht genauer erforscht werden. Das Wort Allah, Gott, übersetzte man mit Noro; Nor bedeutet im berberinischen Mahas-Dialekt gleichfalls Gott. Sie üben die Beschneidung, opfern Menschen bei fast jedem Begräbnis und sind ebenfalls Kannibalen. Sie haben geordnete staatliche Einrichtungen; das Leben am Hof des Königs Munsa hat Schweinfurth eingehend geschildert. Er hat alle Frauen seines verstorbenen Vaters geerbt mit Ausnahme seiner leiblichen Mutter. Schweinfurth hat ihn abgebildet auf einem Stuhl sitzend, ein sichelähnliches Messer in der Rechten, einen getürmten Kopfschmuck mit Hörnern

1) Siehe oben S. 238. Schweinfurths Werk. Dr. Junker in Petermanns Mitteilungen 1881, Heft 7. Reinisch, Zeitschr. für Ethnol. V, 16 (der die Sprache der nubisch-libyschen Gruppe zuzählt). Peschel, S. 97. 504. Hartmann, S. 39. 43 (Bild des Königs Munsa). 44. 109. 114. 120. 127. 133. 151. 196. 212. 227. 311. Geistbeck, S. 39. 45. 100. Oberländer, S. 247ff. 249 das Bild des tanzenden Königs, wobei noch nachträglich bemerkt sei, daß der König von Dahome auch vor einem Fremden, den er ehren will, eine Probe seiner Tanzkunst ablegt und im Recitativ sein Lob singt, wie auch Bastian (San Salvador, S. 55f.) vom König von Schemba-Schemba besungen wurde.

und Federn tragend. Beim Tanz hatte er die Arme mit Genettschwänzen geziert, an den Handgelenken groſſe Bündel von Schweinsschwänzen, die Hüften umgürtet mit einem dichten Schurz von verschiedenen Tierschwänzen. Die Musik, die ihm zum Solotanz aufspielt, wird von Gesang der Monbuttu-Frauen begleitet. Unbekannt mit Weberei, bedecken die Männer den Unterleib mit der Rinde eines Feigenbaums, während die Frauen fast ganz nackt gehen, dafür aber Vorder- und Rückseite ihres Oberkörpers mit regelmässigen Mustern tätowieren und bei festlichen Gelegenheiten sich mit dem Saft der Blippo in verschiedensten Mustern bemalen.

Wir kommen zu den Völkern am Weissen oder Viktoria-Nil (Bahr-el-Abiad), der in seiner Verbindung mit dem Ukerewe- (Viktoria-Nyanza) und dem Mwutan- (Albert-)See jetzt als Ursprung des Nil feststeht. Es fehlt diesen Völkern bereits der eigentliche Fetischismus¹⁾, weshalb sie Baker sogar als ganz religionslos erschienen, was jedoch nur auf oberflächlicher Kenntnis beruhte und durch die Forschungen anderer Reisender seine Widerlegung findet²⁾, mögen auch einzelne Stämme in ihren Morästen immerhin auf einer sehr niedrigen Entwicklungsstufe stehen. Vom elften Breitengrade angefangen gegen Süden wohnen die Schilluk, die Nuer, die Dinka, weiter westwärts von diesen die Luoh (von den Dinka Djur genannt, die aber nur wie die Bellanda ausgeschwärmte Schillukstämme sind) und die Bongo (in der Dinka-Sprache Dohr), welche letzten als den Sande nächst benachbart³⁾ wir zuerst besprechen. Die Bongo-

1) Oberländer, S. 242. Vgl. Speke, Entdeckung der Nilquellen (2 Teile, 1864); Stanley, Durch den dunkeln Weltteil I, 16 ff.

2) Tylor, Anfänge der Kultur I, 413 ff. Zöckler, Kreuz Christi, S. 420.

3) Peschel, S. 504; er folgt in der Aufzählung dieser Völker der Sprachenkarte von Schweinfurth und seinen Bemerkungen im „Globus“ XXII, Nr. 5, S. 75.

Sprache soll teils Verwandtschaft mit dem Maba in Wadai und dem Bagrimma, teils mit dem Nuba zeigen ¹⁾. Schweinfurth ²⁾ nennt sie eine in hohem Grade vokalisierte und vermutet auch aus Anklängen in den Sitten verwandtschaftliche Beziehungen zu den Stämmen am Tsad-See, weist aber wenigstens inbezug auf die südlichen Bongo die Behauptung Th. v. Heuglins ³⁾ zurück, daß die Sprache dieses Stammes wie die der meisten Negervölker im Gebiet des Abiad mit darum unverständlich sei für unser Ohr, weil den Schwarzen gewöhnlich die unteren Schneidezähne fehlen. Die südlichen den Sande benachbarten Bongo wissen nichts von solcher Verunstaltung; nur die nördlichsten, die die Sitte der benachbarten Djur und Dinka angenommen, brechen sich die unteren Schneidezähne aus ⁴⁾. Von der Religion der Bongo berichtet Schweinfurth, sie betrieben so wenig wie die anderen Schwarzen des von ihm betretenen Gebiets einen eigentlichen religiösen Kult. Loma bedeute sowohl das Geschick, Glück oder Unglück, wie auch das von den mit ihnen verkehrenden Mohammedanern angerufene höchste Wesen. Sie fürchten sehr die Geister, Bitobo, die ihnen nur als böse erscheinen, namentlich die Waldgeister, Ronga. Letztere treten in Gestalt zwar wunderlich gebildeter, doch harmloser Tiere auf, wie z. B. gewisser Fledermäuse, eines Halbaffen (*Otolienus*), der Eulen u. s. w. Sie suchen sich gegen sie durch zauberkräftige Wurzeln zu schützen. Zauberdoktoren heißen bei diesem Volk Beloma. Zur Besprechung von Krankheiten u. s. w. lassen sie gewiegte Kodjuren der Dinka kommen. In den Verdacht der Hexerei kommen hier leicht alte Leute, deren Existenz dadurch gefährdet wird ⁵⁾.

1) Hartmann, Nilländer, S. 210.

2) Linguistische Ergebnisse, S. 3.

3) Reise in das Gebiet des Weißen Nils, S. 381 f.

4) Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse, S. 2.

5) Hartmann, Völker Afrikas, S. 211. Vgl. Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse, S. 9. 11 f.

Auch die Hexe heisst Bitobo¹⁾. Auch Beschneidung (ngerr) und Tätowierung (mongo) ist nicht unbekannt²⁾. Sobald das Bongo-Mädchen verheiratet ist, beginnt es die anfänglich nur in geringem Mafß durchlöchernte Unterlippe durch Holzpflocke nach und nach zu erweitern, so daß dieselbe schliesslich das Fünf- und Sechsfache ihrer ursprünglichen Gröfse erreicht und in horizontaler Richtung weit über die obere hinausragt, die nur mit einem kupfernen Nagel versehen ist; kokette Bongo-Frauen fügen noch kupferne Klammern in die Mundwinkel³⁾. Auch hängen sie aus Baumwollenfäden u. s. w. imitierte Tierschwänze hinten an die Gürtelschnur⁴⁾. Dieses ärmliche Volk nimmt mit Amphibien und Insekten zur Nahrung vorlieb⁵⁾. Doch haben sie wie die Balonda grofse thönerne Schmelzöfen von zum Teil ingeniöser Konstruktion⁶⁾, furchtbar gezackte und gezahnte Lanzen⁷⁾ und eisernes Geld⁸⁾. Der Häuptling oder Ortsvorstand heisst Nere⁹⁾. Bongo und Dinka geleiten oft als Soldaten die Karawanen¹⁰⁾.

Die Dinka (Denka, eigentlich Dzyen-ke) huldigen dem Deng-det oder Den-did¹¹⁾ als dem Erschaffer der Welt und Vertreter des Guten; ihre Zauberer, die Ti(i)t¹²⁾ oder Kodjur machen nicht blofs Regen (deng), sondern beschwören auch die Dijok oder bösen Geister der Verstorbenen unter Anwendung der Bauchred-

1) Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse, S. 8.

2) Ebd., S. 6. 11.

3) Geistbeck, S. 44 (auch über den monströsen Lippenschmuck der Luba- oder Mittu-Frauen). Hartmann, S. 111.

4) Geistbeck, S. 45.

5) Hartmann, S. 146.

6) Ebd., S. 156 (mit Bild).

7) Ebd., S. 117 (mit Bild).

8) Geistbeck, S. 71 (mit Bild).

9) Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse, S. 8. 10.

10) Hartmann, S. 168.

11) Mitterutzner, Die Dinkasprache (1866), S. 79. Fr. Müller, Sprachwissenschaft I, 2. S. 57.

12) Sing. tyet. Müller a. a. O.

nerci¹⁾. Als Zeichen der Trauer trägt der Dinka, nach auch sonst in Afrika verbreiteter Sitte, einen Strick um den Hals²⁾. Um Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine portugiesische Karawane aus Zanzibar von den Dinka niedergemacht; als bald darauf hellhäutige Sklavenjäger einfielen, hielt man deren Führer für jene als höhere Wesen wiedererstandene Erschlagene, begrüßte sie als „Himmelsöhne“ und unterwarf sich ihnen willig. Seitdem heißen nicht bloß alle Weissen, sondern auch alle ägyptischen Abenteurer, die am oberen Nil zu Macht und Besitz gelangen und besonders den schmachvollen Sklavenhandel betreiben, Himmelssöhne³⁾. Der Reichtum der Dinka besteht in Rindern; mit diesen Tieren wird ein förmlicher Kult getrieben, und alles, was vom Rind kommt, gilt für rein und edel; nie wird ein Rind geschlachtet; kranke Tiere pflegt man in eigens dazu errichteten großen Hütten; nur die gefallenen und verunglückten Tiere werden verspeist⁴⁾. Fällt dem Dinka seine Kuh, so trauert seine ganze Familie um sie⁵⁾. Die Schmiede sind bei den Dinka ganz ausgestoßen und verachtet und wohnen das ganze Jahr hindurch im Walde⁶⁾. Die Dinka gehen wie die Schilluk, Bari und noch andere Stämme ganz nackt; höchstens nehmen die verheirateten Weiber einen Lederschurz um⁷⁾. Die Ehe schließt der Dinka im Beginn der zwanziger Jahre

1) Hartmann, S. 209 ff., wonach auch der Kodjur, wenn Regen eintrifft, sehr geehrt, bei lange anhaltender Dürre aber getötet, ja dem lebenden der Bauch aufgerissen und nach dem versteckt gehaltenen Regen gesucht wird. Nach Mitterutzner bei Müller, S. 81 heißt Geist, Gespenst adzyek, dzåk Satan; letzteres Wort ist offenbar mit dem ersteren eines Stammes und ursprünglich auch eines Sinnes; es bezeichnete dann wohl nur den Urahn als Todesgott.

2) Oberländer, S. 243. Geistbeck, S. 116.

3) Karl v. Vincenti in Westermanns Monatsheften (April 1883), S. 121.

4) Oberländer a. a. O.

5) Hartmann, S. 144; vgl. S. 139.

6) Geistbeck, S. 143.

7) Hartmann, S. 108.

mit dem Mädchen von 16—18 Jahren; für ein begütertes bietet man 20—30 Rinder ¹⁾ Die Ehe ist bei den Dinka sehr leicht lösbar; die Verstößene behält jedoch ihr Haus, bleibt daselbst mit ihren Kindern und wird von dem geschiedenen Mann mit Nahrung, namentlich aber mit Milch versehen ²⁾. Statt der Beschneidung dient das Ausreißsen der mittleren unteren Schneidezähne als auszeichnender Akt während des Austritts aus dem Knabenalter ³⁾ und hatte wohl ursprünglich die Bedeutung eines Opfers. Die Gemeindegewalt haben nur geringes Ansehen und geringe Befugnisse; man hört aber ihren Rat und läßt sich im Krieg von ihnen beföhlen ⁴⁾.

Den schwarzbraunen, gelockten Nu(w)er wird zwar von Baker ebenso wie den Dinka Religionslosigkeit, von Brun-Rollet ⁵⁾ dagegen sogar Monotheismus zugeschrieben; ihr Gott heiße Near. Nach Ernst Marno ⁶⁾ glauben sie an den bösen Geist Nyeledit, mit welchem Namen sie sowohl das höchste Wesen, als auch ihren Lieblingsstier bezeichnen; derselbe berichtet weiter über ihre Zauberei, Regenmacherei und die bei ihnen übliche Beschneidung. Auch hier findet sich der scheußliche Lippenschmuck der Frauen ⁷⁾. Der Mann hilft hier wie bei den Bari, Schilluk und Funje (am Blauen Nil) in anerkannter Weise beim Felddbau und auf der Viehweide; auch werden die Frauen im Gebiet des Weißen Nils zur Kriegszeit geschont ⁸⁾. Die Häuptlinge (Bengdid) der Nuer behaupten eine ähnliche Stellung wie

1) Hartmann, S. 180.

2) Ebd., S. 184.

3) Ebd., S. 178.

4) Ebd., S. 249.

5) *Le Nil blanc et le Soudan* (1855), p. 223. Waitz, S. 75.

6) *Reisen im Gebiet des Weißen und Blauen Nil* (1874), S. 343 ff. Zöckler, S. 422.

7) Hartmann, S. 111 (Bild: Nuer im Putz).

8) Ebd., S. 183.

die der Dinka ¹⁾. Der leibliche Typus der Nuer, die Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit ihrer Wohnungen und Geräte, die Ähnlichkeit ihrer Bogen und Köcher mit den auf altägyptischen Denkmälern abgebildeten, die Hauben der Krieger von altägyptischer Form, die ihnen mit den benachbarten Kek gemeinsame Sitte, das sie kein Tier schlachten, führten Werne ²⁾ auf den Gedanken, das eine fremde, höher stehende Rasse sich mit ihnen gemischt haben möge, bestätigen aber vielmehr die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der afrikanischen Völker und widerlegen die Behauptung, das die Anwohner des Weissen Nils die niedrigste Kulturstufe repräsentieren. Jomard ³⁾ erklärt diejenigen Eingeborenen vom Weissen Nil, die er kennen lernte, für weit begabter als die eigentlichen Neger. Auch bei den Nuer, wie bei den riesigen Kek und Elliab, die nach Süden an jene grenzen, sind es hauptsächlich die grossen Rinderherden, auf denen neben dem Anbau von mancherlei Früchten ihre Subsistenz beruht ⁴⁾. Die Kek zählt d'Arnaud ⁵⁾ zu den Dinka, ebenso die Bundurial und Bohr, dagegen die Elliab und gutmütigen Tschier zu den Bari. Auch die Kek tragen wie alle Völker am Weissen Nil eigentümliche Hautnarben als Stammeszeichen; ihr Haar ist ebenfalls nicht wollig ⁶⁾. Nur die sechs bis sieben Fufs hohen Bari

1) Hartmann, S. 249.

2) Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weissen Nil (1848), S. 161. 433. 439 f. Brun-Rollet leitet auch die monotheistische Religionstendenz der Völker am Weissen Nil von altäthiopischen Traditionen ab, die sich bei ihnen erhalten hätten. Waitz (S. 75) erinnert zugleich an das alljährliche Fest der neuen Paukenbespannung bei ihnen; dies findet sich auch in Darfur, mit Menschenopfern verbunden. Browne, Reisen in Afrika (1800), S. 357. Mohammed el-Tounsy, Voyage au Darfour, p. p. Jomard (1845), p. 166. Waitz, S. 198.

3) Notice sur les Gallas (1839), p. 5.

4) Waitz, S. 74.

5) Berghaus, Zeitschrift für Erdkunde VIII, -209. Waitz a. a. O.

6) Werne, S. 188. 200. 212. Waitz, S. 75.

machen sich keine Hautnarben und brechen sich auch keine Vorderzähne aus; ihre Gesichtsbildung ist edel, den alten Ägyptern ähnlich, die Stirn breit und gewölbt, mehr als bei vielen Individuen von Weisser Rasse¹⁾; sie gelten unter allen Völkern am weissen Nil für die intelligentesten, machen große Reisen zum Zweck des Handels, verstehen Kupfer und Eisen dem Boden abzugewinnen und zu bearbeiten, daher die nördlicheren Völker von ihnen ihre eisernen Waffen beziehen²⁾. Das Reich ihres Herrschers, dessen Hauptstadt Bellenia genannt wird, soll sich von vier Grad nördlicher Breite noch sieben Tagereisen weit nach Süden erstreckt haben.³⁾ Doch hat sich dann die monarchische Verfassung der nördlichen Bari in eine Art Kommune aufgelöst. Jeder wohlhabende Grundbesitzer wurde Matat (Plural: Kimak) d. h. Häuptling und konnte auch zugleich Regenmacher sein; im Kriegsfall vereinigten sich mehrere Kimak zu einem Bund, Ulibari d. h. verbündete Bari genannt. Die durch Baker bekannt gewordenen Kimak, Lege oder Loge in Elliria und Komro in Latuka besaßen mehr Macht und Einfluss als die Kimak zu Gondokoro und Libo. Seit das Bari-Land von den Ägyptern in Besitz genommen worden, hängen die Kimak von dem zu Lado residierenden Bei ab⁴⁾. Die Bari sollen die Vorstellung von einem unsichtbaren höchsten Wesen haben, Abgötterei ihnen völlig fremd sein, aber nicht minder aller religiöse Kult überhaupt⁵⁾. Gott heisst in der Bari-Sprache Nun; doch fehlt auch nicht der Glaube an Geister (Gespenster), Adzok und einen obersten bösen Geist, Dzuek⁶⁾; auch bei den Bari herrscht wie bei den anderen Völkern am Weissen Nil

1) Werne, S. 283. 292. 298. 316. Waitz, S. 76.

2) Brun-Rollet, S. 116. Werne, S. 360. Waitz a. a. O.

3) Werne, S. 307. Waitz, S. 76.

4) Hartmann, S. 249f.

5) Werne, S. 293 und Knoblecher bei Waitz, S. 75.

6) Fr. Müller, Sprachwissenschaft I, 2. S. 60. 66. 80. 81; nach Mitterutzner, Sprache der Bari (1867).

der Glaube an eine Rückkehr der Toten aus der Unter- auf die Oberwelt, daher die ersten Weissen, die zu den Bari kamen, auch von diesen für Revenants gehalten wurden ¹⁾. Auch spielen die Regenmacher, Bunit (Plural: Bunek), welche Würde auch Weibern zugänglich ist, bei den Bari eine hervorragende Rolle ²⁾. Die Bari bauen Durra, Sesam und Tabak, bedienen sich aber vergifteter Pfeile, leben in Polygamie, die Männer gehen ganz nackt und die Weiber tragen nur einen Schurz ³⁾. Der Bari ist nach Kaufmann noch mehr auf Vielweiberei erpicht, als der Dinka; solche Bari, die recht groß thun wollen, nehmen sich alle Jahre ein neues Weib. Der Häuptling Nigilla zu Gondokoro besaß über 20 Frauen. Manche haben in der Hungerzeit wenige, nehmen aber nach der Ernte die früheren Weiber und gar noch ein neues zu sich ⁴⁾. Vater und Großvater benetzen den Scheitel der Kinder und Enkel mit Speichel als Zeichen ihres Segens ⁵⁾, eigentlich der Geistesmitteilung. Die Sprache der Bari ist der der Dinka verwandt, zeigt aber einen Fortschritt in grammatischer Formbildung mit Geschlechtsunterscheidung ⁶⁾.

Auch den Schilluk schreibt Brun-Rollet ⁷⁾ den Glauben an einen unsichtbaren Schöpfer der Welt zu. Nach Seetzen ⁸⁾ nennen sie Gott Kelge (= kálge in Darfur, kaláh der Mobbaspache), sind jedoch Heiden, wenn auch ohne Götzenbilder und erweisen teils Bäumen, teils rohen aufgerichteten Steinen göttliche Ehre, was wohl

1) Brun-Rollet, S. 234. Waitz, S. 74.

2) Hartmann, S. 209.

3) Werne, S. 303. Waitz, S. 76. Vgl. Hartmann, S. 41. 86. 108. 115. 121. 137. 149. 174. 271. 311.

4) Ebd., S. 181. Nächtlicher Tanz der Bari abgebildet S. 198.

5) Mitterutzner, S. 108. Fr. Müller, S. 80.

6) Fr. Müller, S. 72. 81–84.

7) Le Nil blanc, p. 100. Waitz, S. 75.

8) Monatliche Korrespondenz (Februar 1810), S. 137ff. Adellung III, 1. S. 237f. 243.

auch hier in Ahnenkult wurzelt. Nach Hartmann ¹⁾ verehren sie Nyekomm als Stammvater ihres Volks; er soll manchmal in Gestalt eines beliebigen kleineren Tiers auf einem Baume sichtbar werden; man bittet Nyekomm um Regen und gesegnete Ernte; auch der Nil ist dem Volke heilig; die Geister der Verstorbenen werden als in der Nähe der Lebenden weilend gedacht. Nach Werne ²⁾ identifizieren die Schilluk den von ihnen in jedem ihrer Dörfer verehrten Baum mit ihrem Stammvater, während die südlich von ihnen wohnenden Jengäh (Denka?) den Mond verehren ³⁾. Zu Denab residierte der despotische Herrscher der Schilluk, dessen Würde zwar erblich war, der aber nie zwei aufeinanderfolgende Nächte in demselben Gemach seiner einem Labyrinth ähnlich gebauten Wohnung zuzubringen wagte, nach Brun-Rollet ⁴⁾. Nach dem belgischen Reisenden Baron Pruyssenaere de la Wostyne ⁵⁾ verließ der König seinen Weiler, der aus den Togule seiner Weiber, Kinder und Sklaven bestand, niemals, um sich dem Volk zu zeigen. Er bemalte sich nicht, trug an Armen und Beinen silberne und goldene Ringe, auf der Brust Perlenschmuck und hielt stets ein oder zwei Lanzen in der Hand. Er hatte in seinem Weiler ungefähr 150 seiner Söhne und ebenso viele Sklaven, alle bewaffnet, die für seine Sicherheit zu wachen hatten. Die Söhne, die noch zu jung waren, um Waffen zu tragen, wurden außerhalb des königlichen Dorfs erzogen. Der Fürst hatte auswärts

1) Völker Afrikas, S. 210.

2) Expedition zum Weißen Nil, S. 135. 496. Waitz, S. 73.

3) Es seien hier noch aus der Sprache des von den Dinka als Djur (Wilde) bezeichneten ausgewanderten Schilluk-Stamms der Luoh folgende Worte angeführt: Róngo, böser Geist; gött, Waldgeist; marriyuók, Zauberer; ruótt, Häuptling; yuómm, Beschneidung; guèht, tätowieren; unguaía, beten (der Mohammedaner). Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse, S. 61 ff.

4) Le Nil blanc, p. 93. Waitz, S. 73. Seetzen nennt die große Stadt Tembélé als Residenz. Adelung, S. 237.

5) Petermanns Mitteilungen, Nr. 51. Hartmann, S. 231.

noch eine bedeutende Anzahl Sklaven als Hüter seiner Herden. Alle Tage zeigte er sich von fern den bedeutendsten Häuptlingen, die ihn, in respektvoller Stellung niedergekauert, betrachteten. Er empfing gern den Besuch von Bedja und Berabra, weil sie ihm ein Geschenk gaben, das dann erwidert wurde; Weisse zu empfangen verweigerte er 1859 noch hartnäckig. Seine Einkünfte bestanden in Durra, die ihm die ackerbauenden Dörfer lieferten, zwei Drittel alles Elfenbeins, das seine Unterthanen auf der Jagd erbeuteten, dem Moschus der erlegten Krokodile und den als Negerschmuck im Handel gut bezahlten Schwänzen aller getöteten Giraffen, endlich den Geschenken von Händlern. Wer unerlaubten Umgang mit einem Mädchen pflegte, mußte Strafe an ihn zahlen. Er hatte drei Minister um sich, von denen der eine die, übrigens seltenen, Kriegszüge befehligte, an denen sich das Oberhaupt nie persönlich beteiligte. Derselbe ernannte außerdem in jedem Dorf ein oder zwei höhere Häuptlinge, die unter sich wieder andere von geringerem Rang hatten. Die Regelmäßigkeit und Gerechtigkeit der Verwaltung wurde im allgemeinen sehr gelobt. Die Ägypter haben schliesslich den letzten alten Schilluk-König Katkor mediatisiert. Pallme ¹⁾ hat, wie die Dinka, so auch die Schilluk als sehr faul, geistig stumpf und diebisch geschildert; doch besitzen die Schilluk Schaf-, Rinder- und Ziegenherden und treiben aufser Jagd und Fischerei auch Getreidebau in ihrem dicht bevölkerten Lande; den Fluß befahren sie bis zur Spitze der Halbinsel Sennar mit Kähnen, die 20 bis 30 Menschen fassen ²⁾. Ihr Reichtum besteht in ihrem Vieh, und Weiber werden bei ihnen für Kühe gekauft ³⁾.

1) Beschreibung von Kordofan (1843).

2) Werne, S. 106 ff. 491. 489. Waitz, S. 73. Die Pflege der Palmen erwähnt Hartmann, S. 133; die guten Boote und die Nacktheit der Schilluk schon Seetzen bei Adelung, S. 237.

3) Brun-Rollet bei Waitz, S. 74.

Nach Hartmann ¹⁾ haben alle Stämme des Weissen Nil einen gemeinsamen Typus mit den Musgu (Musgo) im Süden Bornus; ein Verbindungsglied sind die nach Russegger ²⁾ von den Nuba-Negern zu unterscheidenden Kred(y), die Neger von Dar (Reich) Fertit, südlich vom Bahr el Arab, der die Grenze gegen Darfur bildet. Aus Schweinfurths ³⁾ Vokabular der Kredy-Sprache seien hier angeführt die Worte: ngróa, Gott; von ngróo, hoch — vgl. ngére, Häuptling —; makauá, Teufel; gokágba, tätowieren. Die Nuba oder Nobah in Kordofan sind den Funje (Fundj, Fungi, Fundschi) der vom Weissen und Blauen Nil umflossenen Halbinsel Sennar ⁴⁾ nahe verwandt, zwar als Dolichocephalen mit stark gekräuseltem Haar noch negerhafter ⁵⁾, doch ohne Fetischismus, wenn auch ihr Glaube an einen unsichtbaren Gott mit allerlei Aberglauben noch vermengt ist, wie Tutschek ⁶⁾ von einem durch Heiligen- und Dämonenglauben verunreinigten Monotheismus der durch eigentümliche religiöse Institutionen und strenge Monogamie ausgezeichneten Yumale (Tumale) in Kordofan berichtet; auch hier findet sich der Glaube an eine

1) Völker Afrikas, S. 41f. Es sei hierbei noch bemerkt, daß nach Nachtigal II, 530. 680 der Name Masa, der seit Barth (siehe oben S. 236) eine Völkergruppe bezeichnete, eigentlich nur den Musgo in der Bagirmi-Sprache eignet.

2) Reisen (1843) bei Waitz, S. 72.

3) Linguistische Ergebnisse, S. 53—61. Vielleicht ist ngróa mit dem Bagirmi-Wort rah „Gott“ (Adelung, S. 125) identisch. In dem Vokabular der Sprache der Golo (Schweinfurth, S. 72ff.), eines durch den Sklavenhandel decimierten Volksrestes im östlichsten Teil von Dar-Fertit, finde ich keinen religiösen Ausdruck; nur das Wort luvio „Himmel“ ist bemerkenswert wegen seiner Übereinstimmung mit Loba, dem Himmelsgott des Kamerun-Gebirges; hieraus erklärt sich auch vielleicht der Gottesname loma der Bongo, wengleich sie für Himmel jetzt das Wort hetorro haben.

4) Siehe oben S. 238f.

5) Ruppell, Reisen in Nubien (1829), S. 141f. 153. Hartmann, Nilländer, S. 291. Peschel, S. 505. Waitz, S. 72.

6) Münchener Gel. Anz. 1848, Nr. 91.

Rückkehr der Toten auf die Oberwelt¹⁾; die Eingeborenen von Kordofan gehen vollkommen nackt und machen sich Hautnarben²⁾. In Sennar wird nach Caillioud³⁾ ein von Westen gekommenes Negervolk, das die Berge von Bertat bewohnt, Nuba genannt; erst infolge des Sklavenhandels hat sich der Name Nubier erweitert und auf alle von Süden kommenden Sklaven übertragen, während die Bewohner des an Ägypten grenzenden sogenannten Nubiens sich Berabra (Barabra) nennen⁴⁾. Die Funje gleichen ihren körperlichen Merkmalen nach völlig den Dinka und Schilluk⁵⁾ und sind geradezu als ein Teil der letzteren bezeichnet worden, der nach Eroberung der Halbinsel Sennar zu Anfang des 16. Jahrhunderts und Annahme des Islam auch den arabischen Namen Funge, d. h. Überwinder, angenommen⁶⁾. Der Name des von den Funje am Blauen Nil gegründeten Sennar wird „Feuerzahn“ erklärt, weil sie dort ein Weib mit glühenden Zähnen gefunden⁷⁾, — eine Sage, die wohl auf falscher Etymologie beruht; Hartmann⁸⁾ erklärt den Namen vom Berberwort Se(n)na und Arti, Insel. Nach der Überwältigung

1) Waitz, S. 74.

2) Russegger II, 198 ff. Waitz, S. 72.

3) Voyage à Méroë ou Fleuve blanc etc. (1826) II, 274. Waitz, S. 72.

4) Siehe oben S. 215. Adelung III, 1. S. 128 ff.; IV, 434 f. Russegger II, 2. S. 173. Burkhardt, Reisen in Nubien (1820), S. 422. Lepsius, Monatsbericht der Preuss. Akademie 1844, S. 382. Waitz, S. 476. Das Berabra-Wort nurrka „Gott“ heisst auch „Schatten“. Adelung, S. 130.

5) Peschel, S. 504.

6) Adelung, S. 257. Bruce, Reise zur Entdeckung der Quellen des Nil (1790) IV, 460. Waitz, S. 477 f. Vor Konfundierung der Funje mit den westafrikanischen Fulbe warnt Peschel, S. 505. Fulbe (Sing.: Pulo) heisst „die Gelben, Braunen“. Kölle, Polyglotta Africana, p. 18. Waitz, S. 447. Doch statuiert auch Oberländer (S. 379) eine Nuba-Fulah-Rasse als Mittelglied von den Negern zur mittelländischen.

7) Vincenti a. a. O., S. 120.

8) Völker Afrikas, S. 34.

des Bedja-Staats Aloa erlangten die Funje auch die Hegemonie über eine Anzahl entfernter wohnenden Stämme von Nubien, Taka und Kordofan, führten häufige Kriege mit den Abessi- niern noch im vorigen Jahrhundert, wurden aber endlich, durch innere Zwistigkeiten an Macht verlierend, im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eine Beute Ägyptens ¹⁾, dessen Generalgouvernement Beled Sudan jetzt Darfur, die Schilluk-, Denka- und Bari-Territorien bis zum Belenian und die Berta-Länder bis Fordassi (Fadesi am Blauen Nil, 10 Grad nördlicher Breite) umfaßt ²⁾. Obwohl die in Sennar nomadisierenden, dem Islam besonders eifrig ergebenden Djaalin nach ihrem ursprünglichen physischen Bedja- charakter treugeblieben sind, so haben doch die am unteren Blauen Nil und am oberen Nil wohnenden Angehörigen dieses Volksstammes durch Vermischung mit Berabra, Schil- luk, Funje u. s. w. jenen eingebüßt ³⁾. Die Berta(t)- Neger schliessen sich durch körperliche Merkmale, Sprache und Sitten unmittelbar den Funje an ⁴⁾; zu letzteren gehören die Berun oder Burun, die an den gleichnamigen Berber- stamm erinnern, die Ingissana des Tabi-Gebirges und die Hammedj der Länder Roseres und Fasogl (Fozoglo, Fa- sokli, am Blauen Nil). Trotz des herrschenden Islam finden sich in Sennar noch Reste des Heidentums. So erlebte Baron Pruyssenaere am Guleberg Festlichkeiten, bei denen phallische Holzgebilde und ein thönerner Altar be- nutzt wurden; beim Erntefest stellt man ein geschnitztes hölzernes, eine Menschenfigur bildendes Götzenbild aus, auch benutzt man das Amulett des schon den alten Ägyp- tern heiligen Scarabäus, das auch bei den Berta beliebt ist. Die Hammedj in Roseres und die Djebelauin in Fasogl haben sonderbare Erntegebräuche; zur Zeit der

1) Hartmann, Völker Afrikas, S. 35.

2) Ebd., S. 227. Über den Sklavenhandel: Vincenti a. a. O., S. 120—129.

3) Ebd., S. 36. 323f.

4) Hartmann, Nilländer, S. 283. Peschel, S. 505.

Durrareife wird nämlich der Fürst des Landes von vier Ministern oder Räten auf einem Angareb (Ruhebett) vor das Dorf getragen; es wird an einem Bein des Angareb ein Hund angebunden, und dieser erhält von jedem Bewohner einen Rutenstreich; Buchère glaubt, diese Sitte verrate noch dunkle Anklänge an einen etwa im grauen Altertum stattgehabten Kult einer im Hunde inkarnierten Gottheit. Die Berta umtanzen zur Zeit des Neumondes die von ihnen für heilig gehaltenen großen Bäume, feiern dabei wüste Gelage und vermischen sich unter einander wie die Tiere ¹⁾. Besonders die Urostigmenbäume gelten im Berta-Land für heilig ²⁾. Anbeter des Mondes waren auch die Dahera-Neger, die dem Herrscher von Sennar ein Heer bildeten und auf der großen Ebene zwischen dem Nil und dem Dender wohnten; sie wurden gekauft oder mit Gewalt aus Fezuelo und den südlichen Provinzen Dyre und Tegla geholt ³⁾. In Fasogl fand sich auch Sonnenkult ⁴⁾, der an den der alten Äthiopen erinnert, während die von ihnen nach Diodor beim Begräbnis ihrer Fürsten geschlachteten Menschenopfer durch das frühzeitige Vordringen des Christentums und dann des Islam aufgehört haben. Wir können hier nicht auf die altnubische Kultur von Napet und Meroë (Bedjeraue ⁵⁾ im Nilthal zwischen Ägypten und Abessinien eingehen, da sie, von der altägyptischen abhängig, nur im Zusammenhang mit dieser behandelt werden kann. Die mit den Keschi von Meroë bereits oben ⁶⁾ identifizierten Bischari oder Bedja erscheinen bereits auf der dem Ptolemäos Euergetes zugeschriebenen Inschrift von Adulis; der Araber

1) Hartmann, Völker Afrikas, S. 208.

2) Ebd., S. 129.

3) Adelung, S. 238.

4) Waitz, S. 74.

5) Hartmann, S. 154 f.

6) § 19, S. 203.

Makrizi hat dies Volk schon trefflich geschildert; in dem blühenden Aloa spielten christliche Bedja eine Hauptrolle; manche alte Kandake (Kentaki) oder Königin Äthiopiens scheint dem Bedjavolk entsprossen zu sein; mit der erwähnten Zertrümmerung Aloas durch die Funje ging die Bedjamacht zugrunde; wie die Sieger nahmen auch die Besiegten schliesslich den Islam an¹⁾. Übrigens behängen sich noch jetzt die Bedja wie die Funje, die Neger in Bornu, die westafrikanischen Mohammedaner und Heiden mit Amuletten (Hedjab, Grigri), die in Lederkapseln getragen werden²⁾. Im Bedja-Land fand nach Makrizi ebenso die Vererbung der Regierung auf den Schwestersohn statt, wie das in Nubien in alter Zeit der Fall war³⁾. Die Bedja haben ihre Häuptlinge (Schekh, Scheich), die den kleineren, und die Grossschekh, die den grösseren Stammesabteilungen vorstehen; sie sind der ägyptischen Regierung seit 1820 tributpflichtig⁴⁾. Ihrer grösseren Zahl nach sind die Bedja nomadisierende Viehzüchter⁵⁾. Sie tragen wie die Funje die Furdah, ein grosses Stück meist weissen Baumwollzeugs in malerischen Lagen und Falten um den Körper gewunden⁶⁾, auch künstliche Haarfrisuren, wie sie auch bei den Berabra, Abessiniern und alten Ägyptern sich finden⁷⁾, und brachen sich früher einige Vor-

1) Hartmann, S. 14f. Vgl. Erman: „Die Aloa-Inschriften“, in der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 1881, 4. S. 112ff.

2) Hartmann, S. 112f. In Sennar, Abessinien und bis tief nach Zentral- und Südafrika hinein glaubt man auch an Sachar, Budda (Buda, eigentlich Geister) oder Marafilna d. h. Menschen, die sich nachts in Hyänen oder andere Tiere verwandeln können. Hartmann, S. 211. Russegger II, 2. S. 460. Waitz, S. 504.

3) Quatremère, Mém. géogr. et hist. sur l'Égypte, p. 38. 136. Waitz, S. 131.

4) Hartmann, S. 15. 250.

5) Ebd., S. 13. Mit Unrecht bestreitet deshalb Waitz (S. 489) gegen Lepsius ihre Abkunft von dem alten Kulturvolk.

6) Hartmann, S. 16. 107f. (mit Bildern).

7) Ebd., S. 114.

derzähne aus ¹⁾. Sie sind nach Burkhardt ²⁾ räuberisch und treulos, nach Hartmann ³⁾ fanatische Mohammedaner, die sich selbst vielfach Araber nennen. Bei den Hasanie, einem Bedja-Stamm der südwestlichen nubischen Steppe, darf die Gattin für sich den dritten Tag jeder Woche in Anspruch nehmen und alsdann ihre Gunst einem anderen, z. B. einem durchreisenden Fremden, gewähren ⁴⁾, was an die Prostitution der Neuvermählten bei den Nasamonen u. s. w. ⁵⁾ erinnert.

Abessinien (Habesch), dessen verschiedene Stämme schon § 19 (S. 239) genannt wurden, zerfiel in die drei Königreiche Tigre, Amhara und Schoa, bis sich Theodorus, Vasall des Königs von Amhara, ihrer bemächtigte und 1855 zum Negus (Oberkönig) krönen liefs; nach seinem Selbstmord in der von den Engländern eroberten Festung Magdala und heftigen Thronstreitigkeiten liefs sich 1872 der Regent von Tigre zu Aksum unter dem Namen Johannes zum Kaiser von Athiopien krönen. Die eigentlichen braunen Abessinier sind schon seit 1500 Jahren Christen und stehen unter einem zu Amhara oder Gondar residierenden Kirchenoberhaupt (Abuna d. h. unser Vater), der seine Weihe in der Regel vom Patriarchen zu Alexandria erhält und die Kaiser und Könige krönt. Politische und religiöse Streitigkeiten haben seinen Einfluß und die Macht des Negus sehr geschwächt und seit dem 16. Jahrhundert das Eindringen der kriegerischen Gala erleichtert, die theils das Christentum, theils den Islam angenommen ⁶⁾. Die Abessi-

1) Quatremère II, 142. Waitz, S. 490.

2) Reise in Nubien, S. 214 ff. und öfter. Waitz, S. 489 f.

3) Völker Afrikas, S. 15.

4) Ebd., S. 183. Waitz, S. 488.

5) Siehe oben S. 261.

6) v. Seydlitz, S. 65. Waitz, S. 490 ff. Burkhardt, Missionsbibliothek II, 3, § 3. Ludolf, *Historia aethiopica mit Commentarius* (1681—1694). Gobat, *Journal d'un séjour en Abyssinie* (1835). Biographie Gobats im „Kaiserswerther Kalender“ 1882. Krapf, *Reisen in Ostafrika* (1858) I, 36 ff. 62 ff. 481 ff.; II, 350 ff. Waldmeyer, *Erlebnisse in Abessinien* (1869). Lüttke, Artikel

nier haben eine verhältnismässig reiche Litteratur in äthiopischer (Geez) und amharischer Sprache¹⁾; sie sind Monophysiten (wie die Kopten) und lieben theologische Disputationen; ein grosser Streitpunkt war seit Anfang dieses Jahrhunderts die Lehre eines Mönchs in Gondar von der dritten Geburt Christi bei seiner Taufe; bei der Äusserlichkeit jedoch des abessinischen Christentums, dem Heiligen- und Bilderkult und der fetischistischen Vorstellung physisch-magischer Wirksamkeit heiliger Schriften und Handlungen²⁾ hat sich mancher Rest heidnischen Aberglaubens in Abessinien erhalten, wie die grosse Steinkirche in Aksum wohl ursprünglich ein Götzentempel war; die Opferschalen an den Obeliskten daselbst sind noch kenntlich³⁾. Das kommt zwar mit auf Rechnung der Sprache, wenn die christlichen Bogos Gott und den Himmel mit demselben Namen bezeichnen⁴⁾; weiter aber gilt in Abessi-

„Abessinische Kirche“ in Herzogs Realencyklopädie I, 69 ff. (2. Aufl.). G. Rohlf's, Meine Mission nach Abessinien (1883, im Erscheinen). Über die abessinischen Sprachen: Adelung I, 401—411; III, 1. S. 109—126; IV, 429—434. F. Müller I, 1. S. 95. Ludolfs Grammatiken und Wörterbücher der äthiopischen (Geez) und der amharischen Sprache. Salt, Voyage, Append. I. Dillmann, Grammatik der äthiopischen Sprache (1857). Isenberg, Grammatik und Wörterbuch der amharischen Sprache (1841 f.). Prätorius, Grammatik der Tigrina-Sprache (1871). Prätorius und Pott in Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. XXIII. XXIV, über sonstige Sprachen in Abessinien.

1) Krapf I, 477 ff.

2) Lüttke, S. 70 ff. Krapf I, 66 f. Eine Frau läst vor der Geburt, um sie zu befördern, das Buch Gadela Georgis aus der Kirche holen und legt es auf den Leib; ein Priester bat Krapf um ein Neues Testament, das, auf dem Kopf getragen, ihn vor den Gala schütze. Ebd., S. 70 f. Vgl. II, 343. Als Kyrillos in Gondar Abuna war, sollen Priester vom Reich Susa (südlich von Kaffa) gekommen sein mit einem Ledersack, den sie vom Abuna mit Luft füllen liessen, damit sie in ihrem Lande Priester ordinieren könnten. Ebd. I, 75.

3) Ebd. II, 339. Die Christen tragen ein blauseidenes Halsband (Mateb).

4) Munzinger, Sitten und Recht der Bogos (1859), S. 88 ff. Waitz, S. 500.

nien eine Mondfinsternis als Vorzeichen eines grossen Unglücks; man fürchtet, daß der Mond sterbe ¹⁾, und feiert den Eintritt seines neuen Lichts auf festliche Weise ²⁾. An heidnischen Ahnenkult erinnern auch hier die reichen Spenden bei Begräbnissen, wenn ihr Zweck auch dahin ge- deutet wird, die Seele des Verstorbenen von der Hölle zu erlösen; bei den Begräbnisfeierlichkeiten (teskar) wird auch viel Bier und Honigwein getrunken ³⁾ wie bei den heid- nischen Opfermahlzeiten. An den Gestorbenen stellen die Klageweiber die Frage, warum er die Seinigen verlassen habe, und schelten ihn darüber aus ⁴⁾. Das Buch Lefafa Zedek, enthaltend Gebete und Beschwörungen gegen böse Geister, wird oft mit den Toten begraben; außerdem nennt Krapf ⁵⁾ drei Bücher mit Gebeten gegen böse Geister und ein in Schoa verbotenes Zauberbuch Auda Negest. Als Gobat in Gondar krank war, wollte man ihm, besorgt um sein Leben, einreden, er sei behext und müsse die bösen Geister (Buda), die ihn innerlich auffressen wollten, durch Zaubermittel bannen; man steckte auch ver- stolnen Amulette in sein Bett und wollte sie ihm mit Ge- walt um den Hals hängen ⁶⁾. Auch nach sonstigen Zeug- nissen ⁷⁾ werden Krankheiten von Bezauberung oder Besessenheit abgeleitet und durch Amulette abzu- wenden, durch Opfer zu heilen oder mit grossem Lärm auszutreiben versucht. Namentlich die Eisenarbeiter stehen in dem Ruf, sich nachts in reisende Tiere

1) Harris, The Highlands of Ethiopia (ed. 2, 1844) II, 262.

2) Combes et Tamisier, Voyage en Abyssinie (1838) I, 253.
Waitz, S. 503.

3) Krapf I, 69.

4) Waitz, S. 504.

5) Krapf I, 479 ff. Geisterwohnung in einer Erdspalte S. 111.

6) „Kaiserswerther Kalender“ 1882, S. 32f.

7) Salt, Voy. to Abyssinia (1814), p. 422. Harris II, 157.
290. Johnston, Travels in Abyssinia (1844) II, 328. Waitz, S. 503 f. Der Geistliche spuckt nach Verlesung von Gebeten in Wasser und besprengt damit das Haus des Kranken, um die Buda zu vertreiben. Oberländer, S. 416.

verwandeln zu können und alsdann selbst Menschenfleisch zu fressen ¹⁾. Unter den Tieren werden besonders manche Schlangen heilig gehalten, und man erzählt, die ersten Könige von Abessinien seien Schlangen gewesen; ein Sando, d. h. eine ungeheuere Schlange, habe einst über Tigre und Hamassien geherrscht; die Abessinier behaupten auch, vor ihrer Bekehrung eine große Schlange angebetet zu haben ²⁾. Zwillinge zu gebären gilt für Sünde ³⁾. Vor jeder wichtigen Unternehmung, besonders vor jedem Kriegszuge werden die Priester um Vorzeichen befragt ⁴⁾. Wenn es beim Sonnenschein regnet, so glauben die Schoaner, es werde eine Hyäne oder ein Tiger geboren; wenn die Wolken buntfarbig aussehen, so entstehe der bunte Leopard; wenn eine Nachtule ein Haus umschwebt, so werde eine schwangere Frau bald gebären; die Fledermaus erzeuge Kopfweg; ein gewisser Vogel fliege ins Meer und bringe Regen ⁵⁾. Die hier streng nicht nur an Knaben, sondern auch an Mädchen vollzogene Beschneidung ⁶⁾ ist so

1) Pearce, *Life and adventures in Abyssinia* (1831) I, 287. Salt, p. 426. „Globus“ 1873, S. 169f. Böser Blick der Schmiede. Oberländer, S. 416.

2) Krapf I, 105; II, 339. Pearce I, 135. 169. Hartmann, S. 215. Eine Schlange soll eine heilige Quelle bewachen. Krapf I, 117.

3) Pearce II, 141.

4) Harris II, 265. Waitz, S. 504.

5) Krapf I, 70.

6) Ebd., S. 68f. Freilich wird auch der jüdische Sabbat neben dem christlichen Sonntag gefeiert (Lüttke, S. 72); doch war es in der orientalischen Kirche überhaupt im Unterschied von der römischen ein alter Gebrauch, auch den Sabbat, wie den Sonntag, durch Nichtfasten und Gebet in aufrechter Stellung auszuzeichnen. Neander, *Kirchengeschichte* I, 340. Die Menge von abessinischen Sitten, die den jüdischen gleichen (vgl. noch darüber Salt, p. 252. 306. 346; Gobat, p. 213; Harris III, 147ff.), das Zurückgehen der abessinischen Geschichtsüberlieferung bis auf die Königin Makada von Saba und Salomo (Hartmann, S. 246), die meist für Juden gehaltenen Falascha im Herzen Abessiniens haben zu der Annahme von alten jüdischen Einwanderungen geführt. Rüppell (*Reise in Abyssinien* [1840] II, 326) denkt an die von Alexander dem Großen gesendeten Kolonien von Syraen. Waitz (S. 493) läßt dies unent-

wenig judaistischen Ursprungs, als die Hautnarben, besonders im Gesicht ¹⁾ und die Tätowierung des Körpers mit ringförmigen und gezackten Figuren ²⁾. Die Ermittlung von Dieben geschieht durch einen Zauberer, Lebaschi genannt, der seinen Diener durch eine gewisse Arznei und Tabak in ekstatische Raserei versetzt und von diesem sich dann in das Haus des angeblichen oder wirklichen Diebes führen läßt ³⁾. Die von den Heiligen erzählten Wunder ⁴⁾ entsprechen diesen heidnischen. Der ärgste Widerspruch gegen das Christentum ist die zwar nicht de jure, aber de facto bestehende Polygamie oder doch Unsittlichkeit ⁵⁾, sowie die erst von Kaiser Theodorus beanstandete Sklaverei und die ostafrikanische, schon von Abulfeda, frei-

schieden, rechnet aber selbst die Abessinier zum semitischen Stamm, und jedenfalls ist ihre Verwandtschaft mit demselben derart, daß man nicht überall bloße Entlehnungen aus dem Judentum annehmen darf; auch arabische Einwanderer haben auf Sprache u. s. w. bedeutenden Einfluß geübt (s. oben S. 239); die Mohammedaner bilden ein Zehntel der Bevölkerung. Die nomadisierenden Zalanen sehen sich selbst für Israeliten an, werden aber als gute Christen geschildert. Die Ackerbau und Gewerbe treibenden, doch sehr unwissenden Falascha (d. h. Wanderer) scheinen wirklich Juden zu sein (Lüttke, S. 73; Flad, Die abessinischen Juden [1869]). Jedoch gehören nach Hartmann (Nigritier, S. 374; Völker Afrikas, S. 18. 81. 247) die Falascha ethnologisch zu den Agau, nächsten Verwandten der Bedja. Sie haben hiernach das Judentum höchstens äußerlich angenommen. Über ihre Religionsbücher berichten Ludolf und Bruce verschieden. Adellung (III, 1. S. 125) erinnert daran, daß auch in Arabien bis ins 6. Jahrhundert ein jüdischer Staat bestand, der von Habesch aus gestürzt wurde. Todkranke Falascha sterben verlassen in der „unreinen Hütte“ beim Dorf. Oberländer, S. 416. Vgl. „Globus“ 1869, S. 150 ff.

1) Purchas II, 1183f.

2) Parkyns, Life in Abyssinia (1853) II, 29. Waitz, S. 503.

3) Harris I, 366; II, 94. Gobat, p. 104. Waitz, S. 502.

Krapf I, 71.

4) Krapf I, 70. 483. Die Heiligen der Kopten haben geradezu die Funktionen der alten Götter übernommen. Ebd. II, 384.

5) Ebd. I, 69. Rüppell, Reise in Abyssinien (1840) II, 54. Pearce I, 282. 308 ff. Waitz, S. 503. Zunähen der Genitalien bei Mädchen, auch sonst in Ostafrika. Krapf II, 272. Waitz, S. 112.

lich sogar auch schon im Alten Testament erwähnte Sitte, im Kriege den Feinden, selbst den lebenden, die Genitalien abzuschneiden, die als Siegeszeichen von den Kriegerern getragen werden ¹⁾. Die Rechtspflege wird von den Fürsten persönlich nach eigenem Ermessen, dann von den Unterbeamten geübt; die Strafen sind meist sehr streng und grausam, doch Klöster und Kirchen unbedingte Freistätten ²⁾. Ein Mörder pflegt den Verwandten des Getöteten zu beliebiger Bestrafung übergeben zu werden; doch nehmen diese bisweilen ein Blutgeld an ³⁾. In Nordabessinien unter den fast republikanischen Agaugemeinden der Mensa, Bogos u. s. w. besteht doch der Unterschied der Adeligen (Schumaglie) und der durch Geburt oder Vertrag Botmäßigen (Tigrie, Gulfare); das ungeschriebene traditionelle Recht (Fatcha) wurzelt zunächst in der Familie; das Richteramt ruht in der Hand des Familienältesten, dann, wenn hier keine Einigung erreicht wird, im Ortsgemeinderat (Mohabber); zur Not ruft man den Schiedsspruch des ganzen Stammes, sogar eines fremden Häuptlings oder Fürsten an; die Blutrache herrscht auch hier allgemein ⁴⁾. Die wilden Hirtenstämme der Schoho oder Saho, welche zwischen dem Roten Meer und Abessinien nomadisch umherziehen und oft für die Reisenden eine große

1) Waitz, S. 502. Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika (1855) III, 234. Krapf I, 53. 70. Auch kommt es vor, daß man lebenden Tieren Fleisch ausschneidet, um es zu verzehren. Waitz, S. 502. Krapf II, 362. Oberländer, S. 412. „Globus“ 1873, S. 159.

2) Hartmann, S. 259f. Krapf II, 340. 355. Bruce, Reise zur Entdeckung der Quellen des Nil (1790) III, 284 ff. Waitz, S. 502. Der Gesetzescodex Fatha Negest (Gericht der Könige) soll zur Zeit Konstantins des Großen vom Himmel gefallen und von Petros Abd Essaid aus Tigre unter König Sara Jakob (1434—1468) ins Äthiopische übersetzt worden sein. Krapf I, 478. Der Codex Justinians liegt zugrunde. Burkhardt, S. 39.

3) Pearce I, 145. Waitz, S. 501f.

4) Hartmann, S. 260. Waitz, S. 500. Munzinger, Sitten und Recht der Bogos. Über den Agau (Agow) zugeschriebene Nilanbetung siehe Waitz, S. 499.

Plage, aber auch für angemessene Geschenke die Führer derselben sind, sind Mohammedaner¹⁾ und den Gala leiblich und sprachlich nahestehend²⁾. Das westliche Gebirgsland von Entschiet Amba bis an den Berg Waha haben die Kōmant (Kamanten) inne, die zwar getauft sind, aber noch heidnische Religionszeremonieen haben, die sie in ihren Wäldern verrichten, wo sie besonders der Kaktuspflanze Verehrung zollen, der sie eine vernünftige Seele beilegen, von der das Menschengeschlecht entsprossen sei; Gott nennen sie „die Herrlichkeit“; sie essen das Fleisch nicht, welches die Abessinier am Sabbat schlachten, und umgekehrt die Abessinier nicht das von den Kamanten geschlachtete Fleisch³⁾. Unter den Schankela (Schangala, Schankalla „schwarzen Wilden“) verstehen die Abessinier nach Krapf⁴⁾ alle schwarzen negerähnlichen Heiden, besonders am nördlichen und westlichen Fuß des Alpenlandes, die Todfeinde jener, die hier ihre Sklavenjagden veranstalteten; zu diesen heidnischen Schankela rechnet Krapf die Figen am Zanasee, die von den Abessiniern der Zauberei und Mordlust beschuldigt werden, und die nomadischen offenbar namensgleichen Fuga in Gurague, die in Gruben wohnen sollen, vergiftete Pfeile gebrauchen und alles essen, was den Christen zuwider ist, auch sonst abscheuliche Sitten haben, wie die Mutter der Braut das Glied des Bräutigams mißt, ehe sie ihm die Tochter übergibt.

Teils versprengt in Abessinien, teils geschlossen im öst-

1) Krapf I, 32.

2) Waitz, S. 496f.

3) Krapf II, 365f. Lüttke, S. 72. Flad, Die abessinischen Juden; Anhang über die heidnischen Kamanten.

4) Krapf II, 348f. Vgl. Adelung III, 1. S. 117; IV, 446 ff. (wonach von Schangalastämmen die Dizzela Gott *mussa-guzza*, die Tagazze *rabbi* nennen). Waitz, S. 67 ff. 495 (er zählt die Fuga zu den Gala). Seydlitz, S. 65. Die Kumana scheinen das höchste Wesen *anna d. h.* Häuptling zu nennen, ohne zu ihm zu beten, schwören auf Gräbern, glauben, daß die Seele (*aschilma*) nach Sennar wandere, das auch den Agau als Heimat gilt, und haben Regenmacher. „Globus“ 1869, S. 151.

lichen Binnenafrika vom 8. Grad nördlicher bis 3. Grad südlicher Breite wohnen die schönen, kräftigen, streitbaren Gala(1)a¹⁾ d. h. Nomaden²⁾ oder Einwanderer³⁾ von dem Wort ihrer Sprache gala, „heimgehen, die Heimat suchen“⁴⁾; sie selbst nennen sich Orma oder Oroma, „tapfere Männer“⁵⁾ oder Ilmorma „Menschenkinder“⁶⁾. Sie stehen in ihrer äußeren Erscheinung den Abessiniern sehr nahe⁷⁾; daher eine Sage dieser sie von einer abessinischen Prinzessin und einem Sklaven aus dem Süden von Gurague abstammen läßt⁸⁾; jedoch sollen sie nach ihrer eigenen Überlieferung schon vor ihrem Eindringen in Abessinien im 15. Jahrhundert sich tief im Inneren des Festlandes befunden haben⁹⁾; sie haben auch Sagen, daß sie von Bar-gáma d. h. von jenseits der See (bar) eingewandert seien oder über ein großes Wasser gekommen oder zweimal ein solches zu passieren gehabt und durch Mischung mit Negervölkern dunkel geworden; Waitz¹⁰⁾ deutet jenes bei ihrer Mittelstellung zwischen der weißen und schwarzen Rasse auf den arabischen Meerbusen, Krapf¹¹⁾ auf einen Binnensee; waren die inneren Seegebiete auch nicht ihre Heimat, so sind doch Stämme auch dorthin gezogen¹²⁾ und von dort auch wieder zurück. Die Sprache der Gala zerfällt in fünf Hauptdialekte¹³⁾. Die nördlichen Gala, die alle, Männer und Frauen, beritten sind, auch Ackerbau treiben, haben von Abessinien her einige Bildung erhalten,

1) Peschel, S. 520. Vgl. oben S. 239.

2) Bruce I, 448.

3) Harris III, 45. Krapf I, 94.

4) Tutschek, Lexikon der Galla-Sprache (1845) I, p. XLVII.

5) Krapf I, 94.

6) Isenberg bei Waitz, S. 507.

7) Waitz a. a. O.

8) Waitz, S. 506. Krapf I, 95. Oberländer, S. 408.

9) Bruce II, 214.

10) Waitz a. a. O.

11) Krapf I, 94.

12) Hartmann, S. 20.

13) Krapf I, 98. Tutschek, Grammar of the Galla language (1845).

die südlichen unter dem Äquator, die keine Pferde haben, stehen bedeutend hinter jenen zurück, zeigen aber einen reineren und ursprünglicheren Typus, auch in ihrer Religion ¹⁾. Die Stämme südlich von Schoa wollen von neun Söhnen des Wolab abstammen, der einem Boten Mohammeds die Annahme seiner Religion verweigert haben soll, woher der Name Galla (kal la, „sagte nein“) komme ²⁾; dabei heißt es von Wolab oder Wolal als erstem Stammvater, daß ihn der Himmelsgott Wak aus Thon gebildet, ihm dann eine lebende Seele gegeben und ihn am Hawasch angesiedelt ³⁾. Der alte König Ormo ⁴⁾ = Orma ⁵⁾ als Stammvater der Ilmorma bezeichnet auch den Urmenschen, obgleich die Gala eine einheitliche Abstammung der ganzen Menschheit nicht annehmen ⁶⁾. Limmu, der Urvater der Gala in Enarea, soll in Höhlen gewohnt haben, wie der von Kaffa ⁷⁾. Als Wak die Menschen schuf, rief er nach Sage der Süd-stämme: „Eh abba Lonni“ (d. h.: He! Kommt heraus, ihr Besitzer der Kühe); so entstanden die Gala. Dann rief er abermals aus: „Eh abba Schuffa“ (d. h.: Kommt hervor, ihr Besitzer der Kleider); so entstanden die Suaheli. Endlich rief er zum dritten: „Eh abba Jema!“ (d. h.: Kommt hervor, ihr Besitzer der Ackergeräte); das waren die Pokomo (Stämme am gleichnamigen Fluß der Suaheliküste) ⁸⁾. Wak(a), Iwak, auch Woka, bedeutet zugleich den Himmel ⁹⁾; doch denkt man Wak auch als Himmelsgeist und menschenähnlich, wenn man ihn als unsichtbar und schön bezeichnet ¹⁰⁾. Man

1) Krapf I, 96. 103f. 267. Wakefield, Footprints in Eastern Afr. (1866). Wakefield besuchte die südlichen Stämme 1865.

2) Krapf I, 94. Missionsbibl. II, 3. S. 13.

3) Isenberg and Krapf, Journals (1843), p. 203. Waitz, S. 517. Oberländer, S. 409.

4) Harris bei Waitz, S. 507.

5) Krapf I, 94.

6) Oberländer, S. 409.

7) Krapf I, 90.

8) Ebd. I, 267.

9) Adelung III, 1. S. 249 nach Ludolph. Krapf I, 104.

10) Krapf I, 103. Hartmann, S. 209.

betrachtet ihn, wie als Urheber aller Dinge, so als Geber alles Guten und richtet die Gebete, worin sich ein Fortschritt gegen Westafrika zeigt, besonders an ihn, glaubt, daß er sich den Priestern im Traum offenbare, rede im Donner, sich zeige im Blitz, über Krieg und Frieden, Fruchtbarkeit und Teuerung entscheide; der Sonntag ist ihm heilig¹⁾. Man hebt, wie Hartmann sich selbst überzeugt, beim Gebet zu Waka die Arme empor; die Imomatta flehen ihn, den sie auch Bana, Herr anreden, besonders um Regen an²⁾. Waka gilt auch als Richter nach dem Tode in der Unterwelt, wo die Orma, die Christen und die Mohammedaner an abgesonderte Örter kommen³⁾. Bei dem berühmten Workabaum (*Ficus sycomorus*) Woda Nabi am Fluß Hawasch verrichten die Gala der verschiedensten Stämme alle Jahre ein großes Opfer von Ochsen und Schafen an Waka, das mit Gebeten, aber auch Biertrinken und Tabakrauchen verbunden ist; in ihren Gebeten, die übrigens keine stehende Form haben, sagen sie: „O Wak, gib uns Kinder, Tabak, Korn, Kühe, Ochsen und Schafe; bewahre uns vor Krankheit und hilf uns, unsere Feinde, die Sidama (Christen, Södama?) und die Islama (Mohammedaner) töten, die uns bekriegen. O Wak, nimm uns zu dir, führe uns in den Garten (Paradies); führe uns nicht zu dem Setani (Satan) und nicht ins Feuer!“ Bei dieser Gelegenheit weissagen die Luba oder Priester, mit kupfernem Stirnband und flatternden Haaren, eine Schelle in der Hand, aus den Eingeweiden der Ziegen, ob das folgende Jahr den Gala Sieg oder Niederlage bringen werde; letztere wird gefürchtet, wenn die Eingeweide sehr rot sind⁴⁾. Bei

1) Oberländer, S. 408. Die nördlichen Gala arbeiten auch am Sonnabend nicht auf dem Feld, während die südlichen als Nomaden keiner Ruhetage bedürfen. Krapf I, 105 f.

2) Hartmann, S. 209.

3) Krapf I, 103.

4) Ebd., S. 99. Oberländer, S. 408 f. Die südlichen Gala beten bei Wassermangel und Seuchen mit entblößtem Oberkörper zu Waka, der sich beim Neumond, wo sie keinen Kriegszug unternehmen,

den Wollo-Gala, die fanatische Mohammedaner sind, zwischen dem nördlichen und südlichen Abessinien (bzw. Schoa) kommen die Großen mit ihren Priestern Mittwoch und Freitag früh zu einer Wodadscha (Vereinigung) zusammen, wobei sie um Kühe, Kleider, Macht des Häuptlings beten, Kaffee und Tschat (eine Art Thee) trinken und rauchen, aber auch göttliche Offenbarungen zu erhalten glauben in Beziehung auf Kriegszüge und andere Angelegenheiten ¹⁾. Auch die heidnischen Gala schwören bei ihrem Himmelsgott. Der Schwörende muß mit Zeddo- blättern seinen Stall reinigen und sagen: „Wie ich diesen Unrat entferne, so möge Waka meinen Namen, mein Haus reinigen d. h. vertilgen, wenn ich die Unwahrheit sage!“ Oder der Schwörende muß mit Milch ein Feuer auslöschen zum Zeichen, daß Waka ihn vertilgen möge, wie die Milch das Feuer vertilgt. Ein kleiner Stamm Abedscho soll deshalb zugrunde gegangen sein, weil dessen Stammvater falsch geschworen; deshalb wollen die Gala nicht in der Nähe von Gelan schwören, wo ein Rest jenes Stammes in großer Armut lebt ²⁾. Auch macht man bei Eidschwüren eine Grube, steckt Lanzen hinein und bedeckt sie mit einer Tierhaut, damit der Meineidige in eine solche Grube stürze, von den Lanzen durchbohrt werde und ungerächt und unbegraben bleibe ³⁾. Bei den nördlichen Gala hat Wak zwei Untergottheiten zu Gehilfen, eine männliche, Oglie (Oglia) und eine weibliche, Atetie (Atatia, Atete); beiden feiern sie Feste, an welchen sie ihnen Kühe und Schafe, Ziegen und Hühner opfern, sich ihre Gunst erbitten und ihren Willen durch Besichtigung der Eingeweide der Opfertiere zu erfahren suchen; die Feste des Oglie werden im Januar und April (nach Krapf zwischen Juni und Juli), das der Atetie im September gefeiert. Letztere ist Göttin

wegbegibt und mit der neuen Mondsichel wiederkehrt. Brenner (1867) bei Zöllner, Der schwarze Erdteil (1881), S. 187.

1) Krapf I, 106. 129.

2) Ebd., S. 102.

3) Oberländer, S. 409.

der Fruchtbarkeit, der sich besonders die Frauen empfehlen. Bei diesen Festen bittet man um viele Nachkommen, langes Leben, gute Ernte und Sieg über die Feinde, überläßt sich dabei übrigens ganz dem Sinnengenuss. Krapf sieht in diesen beiden Gottheiten die zeugende und gebärende Kraft der Natur ausgedrückt nach Analogie der altägyptischen Religion ¹⁾; es fragt sich jedoch, ob auch hier nicht Stammeseltern vergöttert sind. Es stehen nämlich unter diesen beiden noch die Zar (Sar), unsichtbare niedere Gottheiten, die ebenfalls doppelten Geschlechts sind, gute und böse Eigenschaften haben, auch Verehrung und Opfer erhalten ²⁾; dies sind jedenfalls die Ahnengeister. Bei den Gala von Limmu, deren Opferzeremonieen und Gebete Jomard ³⁾ mitgeteilt hat, verehren Männer, Weiber und Kinder ihre besonderen Götter ⁴⁾. New ⁵⁾ erwähnt eines Ekera genannten bösen Geistes der Gala, an den sich jedoch nur vage Vorstellungen knüpfen. Jede Krankheit wird einem bösen Geist, Sar, zugeschrieben; die Zahl derselben ist nach Krapf 88; sie stehen unter zwei Vorstehern, von denen jeder 44 unter seinem Befehl hat; diese beiden Vorsteher heißen Warrer und Mama ⁶⁾. Die Kalidscha, wie die Zauberer, Beschwörer und Ärzte der Gala heißen, treiben diese Geister aus von den Kranken, indem sie sich Ziegendärme umhängen, eine Schelle oder Peitsche in die Hand nehmen, der Schlange, die in den Häusern mit Milch gefüttert wird — die Schlange gilt manchen Stämmen als Mutter oder Vater der Menschheit d. h. als Inkarnation der Stammesahnen und wird besonders um Schoa verehrt ⁷⁾ —, ein Opfer darbringen, dann die Kranken

1) Krapf I, 105. Harris III, 49ff. Waitz, S. 518. Grundemann, S. 12f. Oberländer, S. 408f.

2) Waitz, S. 517f. Grundemann, S. 13. Oberländer, S. 409.

3) Notice sur les Gallas de Limmou (1839), p. 19.

4) Waitz, S. 518.

5) Hartmann, S. 209.

6) Krapf I, 99. 176. Die Zahl 44 gilt als runde.

7) Ebd., S. 105. Waitz, S. 518.

mit Schmalz einreiben, mit wohlriechenden Kräutern be-
räuchern und mit Beschwörungsformeln anschreien, mitunter
auch mit der Peitsche schlagen ¹⁾. Auch weibliche Ka-
lidscha treiben ihr Wesen ²⁾. Besonders gefürchtet als
Zauberer und für heilig gehalten werden die Wato auf
dem Berg Dalatscha am Hawaschfluß, die allein die echten
Gala zu sein behaupten und nur unter sich heiraten, aber
von einem Stamm zum andern ziehen, segnend und fluchend,
deshalb, obschon man sie nicht ins Haus läßt, mit Lebens-
mitteln reich beschenkt; daneben nähren sie sich von Nil-
pferden, die sie jagen ³⁾. Fische und Hühner essen die
Gala nicht, indem sie jene zu dem für heilig gehaltenen
Schlangen-, diese zum Geiergeschlecht rechnen; rote Hühner
und rote Ziegen opfern die Kalidscha bei Beschwörung von
Krankheiten ⁴⁾. Beim Tod des Vaters rasieren sich die
Kinder am ganzen Leibe, verbrennen einen Holzstofs auf
dem Grabe und schlachten eine Kuh, die sie mit den Ver-
wandten verzehren; auf dem inwendig in Zimmer geteilten,
mit Steinmosaik gepflasterten Grab wird eine Aloe gepflanzt;
wenn sie zu blühen beginnt, glaubt man den Toten in
Wakas Garten gelangt ⁵⁾. Auf Priestergräber pflanzt man
heilige Bäume bestimmter Arten, unter denen man opfert ⁶⁾.
Zum Teil haben die Gala auch Menschenopfer, beson-
ders die von Zingero (Sendschero) östlich von Enarea
zur Regulierung der Witterung und zwar von erstgeborenen

1) Krapf I, 99f.

2) Waitz, S. 518.

3) Krapf I, 100. Waitz, S. 518. Oberländer, S. 409.

4) Krapf I, 100. Auch in Sendschero verschmäht man das
Fleisch der Ziegen und Hühner. Nach dem Tod des Königs soll es
hier Sitte sein, daß die Großen des Reichs sich auf freiem Feld ver-
sammeln und warten, bis ein Geier oder Insekt sich auf einen der
Anwesenden setzt, der dann König wird. Ebd., S. 90.

5) Krapf I, 102f. Waitz, S. 519. Oberländer, S. 410.

6) Waitz, S. 518 nach Bruce, Harris, Isenberg, während
Tutschek (Lex., p. XLVIII) den Baumkult in Abrede stellt; nach Krapf
(I, 99) wohnt ein höherer Geist in dem heiligen Wodabaum, in
dessen Schatten Opfer und Gebete verrichtet werden.

Söhnen¹⁾. Steine und Holzklötze werden hier und da verehrt, doch fehlen Götterbilder²⁾. In Enarea gelten weifse Elefanten und weifse Büffel für Inkarnationen von Schutzgeistern (Adbar), erhalten religiöse Verehrung und sind unverletzlich³⁾. Die südlichen Gala scheinen nichts von Schlangendienst noch von Oglie und Atetie zu wissen, haben aber auch Priester und Beschwörer, Kalidscha und Wato, und übertreffen bei ihrem nomadischen Leben die nördlichen an Grausamkeit; kein Jüngling soll heiraten können, ehe er seiner Braut das Glied eines erschlagenen und emaskulierten Feindes gezeigt; mancher verstümmelt zu diesem Zweck wenigstens einen Sklaven; männliche Sklaven kaufen sie von den Suaheli und Wanika, da sie im Krieg nie Sklaven machen, sondern alle Männer töten⁴⁾. Tote werden in sitzender Stellung begraben, weil diese Gala glauben, der Mensch sterbe nicht, sondern träume nur. So wild sie sind, essen sie doch kein rohes Fleisch wie ihre Brüder im Norden und die Abessinier⁵⁾. Übrigens ermorden auch die nördlichen Gala, soweit sie Heiden sind, jeden Fremden, der nicht ein Mogasa d. h. Günstling ihres Häuptlings (Heiu) geworden ist. Der Heiu wechselt alle sieben oder acht Jahre durch Wahl eines oder mehrerer Stämme; er hat die Oberleitung im Krieg und ist Richter im Frieden⁶⁾. Erbliche Könige finden sich in Enarea, Kaffa u. s. w.⁷⁾. Während später fast jeder Stamm unabhängig für sich stand⁸⁾, soll früher eine stärkere Zentralisation bestanden und ein König für je sieben

1) Krapf I, 91f.

2) Rochet d'Héricourt, Voy. dans le royaume de Choa (1841), p. 167. Waitz, S. 518. Idole sind nach Krapf (I, 104) in ganz Ostafrika unbekannt.

3) Krapf I, 89.

4) Ebd., S. 175f. 274. Waitz, S. 515.

5) Krapf I, 267.

6) Ebd., S. 106. Waitz, S. 515. Oberländer, S. 410.

7) Krapf I, 80ff. Waitz, S. 514.

8) Salt, p. 299.

Stämme („Häuser“) gewählt worden sein ¹⁾, eine Einteilung, von der sich noch Reste bei den Wollo und im Süden finden ²⁾. Auf den erblichen oder gewählten despotischen Herrscher folgt im Rang der hohe Adel, aus dem die Ortsvorsteher gewählt werden, dann der Stand der Grundbesitzer ³⁾. Hier und da gelangt auch ein Weib zur Herrscherwürde, und die Weiber sind trotz der Polygamie nicht ohne Einfluß ⁴⁾, besorgen Vieh und Haus, während die Männer (im Norden) auf dem Feld arbeiten ⁵⁾. Der Vater giebt der Tochter einige Mitgift an Vieh und Pferden; die Heirat wird vor dem Abatula, dem Kriegsobersten, eines oder mehrerer Dörfer geschlossen; der überlebende Bruder muß die Witwe des verstorbenen heiraten ⁶⁾. Der älteste Sohn ist der einzige Erbe des Vaters ⁷⁾. Trotz ihrer grausamen Tapferkeit und Rachsucht werden die Gala als mäfsig, offen, teilnehmend und gastfreundlich geschildert ⁸⁾. Der Mörder eines Mannes muß 100 Ochsen, der einer Frau 50 bezahlen ⁹⁾. Lüge zieht allgemeine Verachtung und Verlust des Stimmrechts in den Versammlungen nach sich ¹⁰⁾. Nur die mohammedanischen Wollo sind sehr verdorben, lügnerisch und räuberisch ¹¹⁾. Über die Beschneidung differieren die Nach-

1) Bruce II, 216.

2) Waitz, S. 514f.

3) Tutschek, Lex., p. XLVII.

4) Waitz, S. 515. Zur Zeit Krapfs (S. 80f.) hatte die Königin-Witwe in Kaffa die Herrschaft an sich gerissen durch Gefangensetzung der widerstrebenden Grofsen; ihr Sohn führte Kriege; sie hielt zuhause Gericht und leitete die Staatsgeschäfte.

5) Krapf I, 97.

6) Ebd., S. 102. Waitz, S. 516. Erkaufte Weiber, die den aufgenötigten Gatten nicht liebten, nahmen sich öfter das Leben. Hartmann, S. 180.

7) Bruce II, 222. Die Kinder gehören dem Vater. Tutschek, p. XLIX. Waitz, S. 516.

8) Lefebvre, Voy. en Abyssinie (1845) III, 290.

9) Krapf I, 103.

10) Waitz, S. 516. Geistbeck, S. 151.

11) Krapf I, 106.

richten; sie wird wenigstens nicht allgemein geübt, nach Beke nur von den mohammedanischen Gala in Enarea und Schoa ¹⁾. Die Gala bedecken sich oft nur dürftig ²⁾, die Frauen tragen einen kurzen Lederrock, reiche aber auch ein großes Oberkleid ³⁾. Die Wohnungen sind rund und kegelförmig, mit einem Grasdach; eine kleine Steinmauer schützt sie gegen Überfälle ⁴⁾. Waffen sind Spiess, Schwert und Schild ⁵⁾. Die Galasklaven, besonders die Mädchen, sind wegen ihrer Schönheit und Gelehrigkeit sehr gesucht ⁶⁾. Gobat ⁷⁾ hielt die Christianisierung der Gala für nicht so schwierig; doch ist sie noch nicht ausreichend in Angriff genommen trotz der aner kennenswerten Versuche der Baseler Missionare; von dem abessinischen Christentum fürchten die Gala politische Unterdrückung ⁸⁾.

Über die zwerghaften Doko (d. h. „dumm“ in der Enarea-Sprache, „klein“ im Kisuaheli) südlich von Kaffa, die durch die Sklavenjäger der benachbarten Gala-Reiche decimiert worden, erfuhr Krapf ⁹⁾ von verschiedenen Seiten manches, das er zum Teil als fabelhaft bezeichnet, doch nicht ganz verworfen wissen will. Sie wären vier Fuß hoch, olivenfarbig, mit langem Haar und lebten in ihren feuchten, heißen Bambuswäldern auf Bäumen in einem völlig wilden Zustand von Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen, Honig; sie hätten weder Häuser noch Tempel noch heilige Bäume (wie die Gala), glaubten aber doch an ein höheres Wesen mit Namen Jer, zu dem sie in Trauer und Angst beteten, mit ihren Häuptern auf dem Boden, die Füße aufrecht an einen Baum oder Stein

1) Waitz a. a. O.

2) Hartmann, S. 108.

3) Krapf I, 96.

4) Ebd., S. 97.

5) Ebd., S. 96. Hartmann, S. 117. 122.

6) Krapf I, 97. Waitz, S. 517. Oberländer, S. 410.

7) Journal, p. 245. 325. 425.

8) Krapf I, 101.

9) Ebd. I, 76 ff.

gelehnt. Sie jagten nicht, bauten kein Feld, hätten keine Waffen, keine Gesetze, kein Oberhaupt und lebten in keiner regelmässigen Ehe. Diese letzten Züge namentlich sind mit grösster Vorsicht aufzunehmen, da Schweinfurth ¹⁾ von den verwandten Akka im Süden des Uëlle erfuhr, dafs sie unter neun Oberhäuptern ständen.

Nördlich von den Gala wohnen auf der Ostküste die Danakil (Singular: Dankali), östlich die Somal (Singular: Somali), jetzt durch die Gala getrennt, aber in Sprache, Lebensart und Sitte nahe verwandt ²⁾, nach Johnston ³⁾ früher ein Volk, das sich Affah [Avalit, Afer, nach Krapf ⁴⁾ = Ophir] nannte, bei den Abessiniern Adal, bei den Arabern Danakil hiefs ⁵⁾, von denen, nachdem zuerst die nördlichen den Islam angenommen, die südlichen als Somal d. h. Ungläubige unterschieden wurden, obwohl auch sie später Mohammedaner wurden. Nach ihren eigenen Traditionen sind sie aus Mischung von Arabern mit Gala nach Entstehung des Islam hervorgegangen ⁶⁾. Beide Stämme führen ein nomadisches Hirten- bzw. Räuberleben und treiben Sklavenhandel; manche verkaufen nach Johnston sogar ihre Kinder ⁷⁾; doch nennt derselbe ihre geistige Begabung ausgezeichnet ⁸⁾. In Dankali finden sich

1) Siehe oben S. 243. Hartmann, S. 252.

2) Waitz, S. 508 f. Vgl. die Sprachtafel: Stanley II, 548 nach Salt.

3) Travels in S. Abyssinia through Adal to Shoa (1849) I, 168. 240.

4) Reisen I, 44; II, 405 f.

5) Ebd., S. 45. Burton, First footsteps in East Afr. (1856), p. 74.

6) Waitz, S. 509. 511. Peschel, S. 521.

7) Waitz, S. 520.

8) Ebd., S. 524. Johnston I, 491. Ebenso Kaden in Westermanns Monatsheften LIII, 776, wonach auch die Somal, was bei anderen Negern selten, anhänglich und treu, doch leicht zu beleidigen sind; in Aden klagen sie in Liedern ihr Heimweh und bauen ihre heimischen Lederzelte, die die Regierung verboten, unter die vor-

Steinpyramiden, die als Gräber ausgezeichneter Männer bezeichnet werden ¹⁾. Auch die Gräber der Somal, die oft in kauender Stellung beigesetzt werden, sind mit hohen Steinhaufen bedeckt, denen jeder Vorübergehende einen Stein hinzufügt ²⁾. Bei den Somal haben sich noch manche heidnische Gebräuche erhalten: sie verehren gewisse Bäume, schwören bei gewissen heiligen Steinen, haben Seher, Seherinnen und Ordalien, hatten auch die Beschneidung schon vor Einführung des Islam; drei Monate des Jahres gelten für unglücklich ³⁾. Sie verschmähen aus Aberglauben Fische, manche essen keine Hasen und Antilopen; das Kochen der Kamelmilch würde dem Tier schaden ⁴⁾. Es herrscht bei ihnen ein ähnliches Kastenwesen wie in Yemen; ausgestoßene Kasten sind die Yebir oder Spafsmacher, die Tomal oder Handad, die Schmiede, die man als Zauberer betrachtet, endlich die Midgan, Bogenschützen mit vergifteten Pfeilen ⁵⁾. Nähere Verwandte heiraten einander nicht; nur Leviratsehe ist gewöhnlich ⁶⁾. Die Schwiegermutter darf das Haus des Schwiegersohnes nicht betreten ⁷⁾. Jedes Dorf hat einen Richter, Kadi; die Macht der erblichen Häuptlinge ist gering, noch mehr

geschriebenen Bambus- und Schilfhütten; ebenso fügen sich die wilden rachsüchtigen Danakil schwer dem Verbot, ohne Waffen einherzugehen.

1) Salt, p. 179. 408 (mit Abbildung). Johnston I, 153. 433. Harris I, 134. Waitz, S. 124.

2) Burton, p. 147sq. Waitz, S. 523. Grundemann, Miss.-Bibl. II, 3. S. 10.

3) Burton, p. 113. Waitz, S. 523. Lippert, Seelenkult, S. 59.

4) Burton, p. 154. Waitz, S. 520. Die Gala, Somal, Dschagga, Wakikuju, Wakamba und Wateita essen nach Hartmann (S. 225) weder Vögel noch Eier, auch mit Ausnahme der Küstenbewohner keine Fische.

5) Burton, p. 33. Waitz, S. 522.

6) Burton, p. 120. Waitz a. a. O.

7) Geistbeck, S. 93.

bei den Danakil ¹⁾. Neben dem Blutgeld findet bei beiden auch Blutrache statt ²⁾.

Auch die Wasuaheli, Bewohner von Suahel, „der niedrigen Küste“ ³⁾ haben sich mit arabischen Einwanderern gemischt ⁴⁾ und sind Mohammedaner ⁵⁾, doch gleichfalls nicht ohne Reste des Heidentums. So stellen sich ihre Karawanen unter den Schutz von Zauberern (Mganga) ⁶⁾; so legen sie einen Zauber (Uganga), aus Kohlen, Nägeln und anderen Dingen zusammengesetzt, auf die Reisfelder, um den krank zu machen, der Reis stehle ⁷⁾, und eine pilzartige Pflanze in ihre Häuser, um etwaige Verführer ihrer Ehefrauen zu strafen ⁸⁾; so bringen sie den Krankheitsdämonen Opfer in Lebensmitteln, die sie an einem Fußweg niedersetzen, damit ein Vorübergehender sie verzehre und dadurch die Seuche auf sich lade ⁹⁾. Sie leben unter kleinen Häuptlingen, die dem Sultan von Zanzi-

1) Waitz, S. 522.

2) Ebd., S. 521.

3) Ebd., S. 363.

4) Siehe oben S. 240.

5) Grundemann, S. 15. Auch die mohammedanischen Gelehrten auf Wasin, der „Insel der Scheichs“, bei Mombas verbreiten Aberglauben mit Schreiben von Amuletten, Teufelsbeschwörungen und Krankenheilungen. Krapf I, 183. Der mohammedanische Kapitän, der Krapf von Mombas nach Zanzibar fuhr, warf eine Kokosnuss, eine Ananas und etwas Mais in die See als Dankopfer, das er dem verstorbenen Scheih Mannamanna für den Schutz auf der See-reise darbrachte, und erzählte Krapf, die mohammedanischen Seeleute hätten überall die Gewohnheit, einem alten Scheich ein Opfer zu bringen; in Mocha werde der Scheich Schadali, in Aden der Scheich Aidoros verehrt, der, nachdem die Stadt siebenmal durch Erdbeben zerstört, von Hadramaut gekommen und sie beschützt, auch über die Juden, die ihn nicht aufnehmen wollten, Milch habe regnen lassen und sie bekehrt. Krapf I, 186.

6) Krapf I, 350. Plural: Waganga.

7) Ebd., S. 330.

8) Ebd., S. 434.

9) Peschel, S. 263.

bar unterworfen sind ¹⁾. Auf den Sklavenmarkt zu Zanzibar sollen früher nach Krapf jährlich 25 000 (nach Livingstone allein vom Nyassa-See 19 000) Sklaven aus dem Innern Afrikas geschleppt worden sein; für jeden erhielt der Sultan der Insel eine Abgabe von fünf Dollars ²⁾. Gegen ihre Sklaven sind die Suaheli oft sehr hart und grausam und im übrigen sehr gewinnsüchtig ³⁾. Die alten arabischen Geographen nennen das Volk der Küste Sendsch (Zing, Zang); ihr König wohnte schon nach El Bakui (um 1400) auf der Insel Bandguia (= Ungudscha oder Zanzibar), nach Ben Saïd (in der Mitte des 13. Jahrhunderts) und Edrisi (im 12. Jahrhundert) in der Stadt Mombas (Manisa) am Meeresufer ⁴⁾. Nach Masudi (im 10. Jahrhundert) war der Titel der Sendschkönige Uklimen, wahrscheinlich eine Korruption des Suaheliworts Mfal(u)me „König, Fürst“, und der Gottesname Tamkalandschalu, aus mkala dschu oder zulu d. h. „der welcher oben ist, der Obere, Gott, Himmel“; der König gelte als von ihm erwählt, um gerecht zu regieren, werde daher von den Sendsch getötet, und auch seine Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen, wenn er von der Gerechtigkeit abweiche oder eine tyrannische That begehe; seine Soldaten reiten auf Kühen; denn sie kennen weder Pferde noch Maultiere; auch gebe es unter den Sendsch einige Rassen, die geschärfte Zähne haben und sich unter einander aufzehren ⁵⁾. Nach Edrisi beten die Sendsch Steine an, die mit Fischöl bestrichen sind; ihre Zauberer, Elmoknefa, behaupten die Kunst zu besitzen, die giftigsten Schlangen zu bezaubern, auch Panther und Löwen unschädlich zu machen; er erwähnt auch die Eisenindustrie

1) Grundemann, S. 16.

2) Waitz, S. 364. Petri, S. 22. Krapf I, 193. Zöllner, S. 198. Vgl. „Globus“ XXI, 22 ff.; XXII, 120 f.; XXIII, 318.

3) Krapf I, 426.

4) Krapf II, 439. 444 f. Vgl. Waitz, S. 347. „Globus“ XXI, 22.

5) Krapf II, 434.

der Sendsch ¹⁾. Nach der von de Barros benutzten arabischen Chronik, die die Portugiesen nach der Eroberung von Kiloa auf dieser Insel fanden, ließen sich die aus Arabien flüchtigen Emosaiden oder Anhänger des Said um 740 in Ostafrika an verschiedenen Orten nieder, vermischten sich auch mit Kaffern; eine große Zahl von Arabern unter Führung von sieben Brüdern landete an der Küste von Ajan und gründete die Städte Madagascho (Mukdischu) und Barawa, jenes in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts; es wurde bald mächtig und beherrschte alle Araber der Küste, sendete auch Schiffe nach den Goldminen von Sofala. 70 Jahre später wurde Kiloa gegründet von Ali, dem Sohn des Sultans Chasen in Schiras (am persischen Golf) von einer abessinischen Sklavin; dieser herrschte später bis zur Insel Pemba im Norden und bis Sofala im Süden ²⁾. Nachdem Bartholomäus Diaz 1486 das Kap der guten Hoffnung umsegelt, erreichte Vasco de Gama 1498 die damals von Kiloa abhängige Stadt Mosambik und zwang 1502 den Scheich Ibrahim von Kiloa zur Unterwerfung unter Portugal; d'Almeida eroberte 1505 Mombas; Sofala bildete bereits einen Teil des großen Kaffernreichs Monomotapa ³⁾, auf das wir noch zurückkommen. 1588 und in den folgenden Jahren drang das wilde kannibalische Volk der Wasimba von Süden her aus dem Innern vom Fluß Kuama (Zambesi) aus erobernd an die Küste von Kiloa und Mombas vor; in Kiloa sollen sie 3000 Mohammedaner verzehrt haben; die Portugiesen wurden 1592 bei Sena geschlagen, aber schlugen dann im Verein mit dem Scheich von Malindi jene Horden vor dieser Stadt zurück ⁴⁾. Seit 1607 begannen auch in Ostafrika die Kämpfe der Portugiesen mit den Holländern und Engländern; und seit 1633

1) Krapf II, 438f.

2) Ebd., S. 431. 435ff.

3) Ebd., S. 451ff. Falkenstein, Geschichte der Entdeckungen II, 4ff.

4) Krapf II, 468ff. Waitz, S. 358f.

gewannen die Fürsten von Maskat in der arabischen Landschaft Oman den Portugiesen, die alle ihre Kraft in Indien gegen die europäischen Rivalen brauchten, eine Seestadt nach der andern ab, bis nach dem Fall von Mombas 1698 ihre Herrschaft in Ostafrika gänzlich aufhörte ¹⁾.

Das niedrige Küstenland der Wasuaheli dehnt sich einige Stunden vom Meer ins Innere aus, wo Bergreihen beginnen, die von heidnischen Stämmen besetzt sind; von Takaungu bis zu den Inseln Wasin und Tanga erstrecken sich die negerähnlichen Wan(y)ika (Singular: Mnika; Land: Unika, Sprache: Kinika), etwa 50000 Seelen, in 12 Stämme eingeteilt ²⁾. Da nika nach Krapf und Guillain „Wildnis, unbebautes Land“ heißt, hält Waitz ³⁾ den Volksnamen nur für einen unbestimmten Sammelnamen. Sprachlich sind sie den Wasuaheli, Wakamba, Pokomo, Dschagga nahe verwandt ⁴⁾; nach Krapf ⁵⁾ sind sie vor einem Jahrhundert aus dem Bergland Dschagga teils nach Süden zum Berg Dschembo, teils nach Norden an den Pokomonifluß, teils nach Rabbai gezogen, dagegen nach Guillain ⁶⁾ durch die Gala beunruhigt von Kirao und Angomba ausgewandert. Krapf hat bei seiner Missionsthätigkeit unter den Wanika ihr Heidentum sehr genau kennen gelernt und eingehend geschildert. Für Gott und Himmel haben sie und die nächsten verwandten Völker das Wort Mulungu ⁷⁾. Als Krapf Wanika fragte, was sie eigentlich unter Mulungu verstehen, sagte einer, es sei der Wolkenhimmel, ein anderer, es sei der Donner, andere, es sei das Wesen, welches Krankheiten verursache; einige hielten die schwache Idee eines höchsten Wesens unter Mulungu fest; einige glauben, jeder Mensch

1) Krapf I, 181; II, 470ff.

2) Ebd. I, 178ff. Waitz, S. 367. Grundemann, S. 16.

3) Waitz, S. 364.

4) Ebd.

5) Reisen I, 251. 359. 411.

6) Documents sur l'hist., la géogr. et le commerce de l'Afr. orient. (1856) II, 2. p. 245. Waitz, S. 367.

7) Krapf I, 104.

werde nach dem Tod ein Mulungu¹⁾. Als Krapfs Diener einen Esel an eins von den bei dem Palaverhaus (Moroni) in die Erde gesteckten Hölzern angebunden, sagten die Häuptlinge, er solle eine Strafe zahlen; diese Hölzer seien ihre Bücher; hier beteten sie zum Mulungu; so oft ein neues Haus im Dorf gebaut werde, so werde ein Sadaka (Opfer) gemacht und ein Stück Holz hier in die Erde gesteckt²⁾. Das erinnert an die Fetischpfähle im Sudan. Als Krapf das erste Thor von Alt-Rabbai passiert, sah er ein paar Hütten von drei bis vier Fuß Höhe und hörte, dies sei das Dschumba Dscha Mulungu (oder Niumba ja Mulungu), d. h. das Haus oder Häuschen Gottes, das vor jedem Dorfe stehe, wo die Wanika ihre gottesdienstlichen Gebräuche verrichten, wo sie opfern, die bösen Geister beschwören, wo sie auch Sachen niederlegen, die sie nicht ins Dorf bringen wollen, weil dieselben bei diesem Heiligtum sicher sind und nicht geraubt werden; auch befinden sich die Gräber der Wanika gewöhnlich in der Nähe desselben; dort wird auch geschmaust, getrunken und getanzt bei den Leichenbegängnissen und anderen Gelegenheiten³⁾. Wenn ein Mnika stirbt, so salben (sara) sie seinen Leib und sein Kleid mit einer Art Kastoröl und tragen ihn auf einer Luttara (Bettstelle aus dicken Stäben) nach dem Grab, das so tief ist, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann; während-

1) Krapf I, 323f.

2) Ebd., S. 389. Hier machen auch die Zauberer Regen und ihre Beschwörungen, wenn die Wanika in den Krieg ziehen. Burkhardt, Miss.-Bibl. II, 3. S. 13. Zauberstäbe, zwei Fuß lang und schwarz gebrannt, oben mit der Rinde eines Baums umwunden, fand Rebmann an der Seite des Weges, der von Endungu in die Wüste führt. Krapf II, 7. Das einzige Götzenbild, das Krapf in Ostafrika fand, war ein Heiligenbild, das die Portugiesen bei ihrer Vertreibung aus Mombas zurückgelassen und die Wanika als eine Art Kriegsgott in Groß-Rabbai verehrten und vor einem Krieg in Procession herumtrugen. Krapf I, 423.

3) Krapf I, 235f. 394.

dessen wird ein Uira (Tanz) aufgeführt und bei dem Grab entsetzlich geschrien und geheult. Nun wird eine Ziege oder Kuh geschlachtet, ein Stück von der Kopfhaut des Tieres in die Hand des Toten gelegt und sein Grab auf drei Seiten mit Blut besprengt. Zuletzt wird das Fleisch des Tieres unter die Verwandten und sonstigen Anwesenden verteilt; das Gelage dauert mehrere Tage; zur Abwechslung wird geschrien, geheult, getrommelt, getanzt. Ein solches Trauerfest heißt Mahanga. Früher wurden die Toten nur in der Kaya (Hauptstadt, Zentral-Versammlungsort) begraben, jetzt aber auch auf den Plantagen, die von der Kaya fern sind; dort wird nach einiger Zeit aber das Haupt, bzw. die Gebeine des Toten ausgegraben und in der Kaya beerdigt, damit der Regen nicht ausbleibe. Das Haupt wird im Grab gegen Südwesten gewendet, weil die Wanika glauben, ihre Stammväter seien von dort hergekommen. Früher mußten auch die Frauen in der Kaya gebären; jetzt aber dürfen sie auf den Plantagen bleiben; nur müssen sie nach der Geburt ein Sosonga machen d. h. eine Art Reinigungsopfer bringen, bestehend aus der Rinde eines Baumes, damit der Regen nicht verhindert werde¹⁾. Die Wanika schreiben den Koma oder Geistern (Schatten) der Verstorbenen eine höhere Natur und Kraft zu. Doch haben sie kein Bild oder Idol von denselben. Der Koma ist bald im Grab, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz; er kann aber nicht gesehen werden, obwohl er die dargebrachten Gaben annimmt und sich durch sie versöhnen und den Lebendigen geneigt machen läßt. Der Hauptaufenthalt der Koma ist in oder bei der Kaya.

1) Krapf I, 409f. 420. S. 372 erzählt er von Bestattung einer vor mehreren Jahren in Mombas verstorbenen Frau in Rabbai Mpia, deren Geist einer Träumerin erschienen war; eine Henne wurde dabei geschlachtet und, nachdem etwas Blut in das neue Grab gesprengt worden, verzehrt.

Dort ist ihm eine Hütte errichtet, wo er wohnen kann; hier ist alles niedergelegte Eigentum sicher, denn hier ist ein Kirapo (Eid, Zauber) aufgehängt, der die Diebe nicht zukommen läßt¹⁾. Die Wanika glauben auch, der Geist eines Sterbenden fahre in das Kind, das eine Mutter unter dem Herzen trägt, und so werde jener Mensch zum zweitenmal geboren; weil so ein verstorbener Vorfahr in ein Kind gefahren, sei dies ihm ähnlich (uzihalana)²⁾. Mit der Vorstellung einer Seelenwanderung hängt es gewiß auch zusammen, wenn die Wanika glauben, jeder Baum, besonders jeder Kokosbaum, habe seinen Koma. Die Zerstörung eines Kokosbaums betrachten sie gleich einem Muttermord, weil dieser Baum ihnen Leben und Nahrung gebe, wie eine Mutter dem Kinde³⁾. Auch jeder Quelle oder Sumpf, wo man Wasser findet, schreiben sie einen Schetani muzu (guten Satan = Geist) zu. Sie unterscheiden zwischen Schetani muzu und mui, guten und bösen Geist⁴⁾; Schetani ist der von den Arabern hergenommene Ausdruck, der vielleicht nur die heidnischen Götter im mohammedanischen Sinn als Teufel bezeichnet; sonst würde er darauf hinweisen, daß alle abgeschiedenen Geister zunächst als dem Leben feindlich und böse vorgestellt wurden, die Unterscheidung von guten und bösen erst sekundär und relativ war. Das eigentliche Kinika-Wort für die bösen Geister als böse, denen jegliches Übel zugeschrieben wird, ist Pepo⁵⁾. Die Wanika scheeren sich das Haupt bei jedem Begräbnis⁶⁾ und alljährlich in Furcht, daß die Unterlassung dieser jährlichen Observanz in betreff ihrer Verstorbenen Kopfweh, Hungersnot und Zerstörung ihrer Kokosbäume zur Folge haben werde;

1) Krapf I, 348.

2) Ebd., S. 417. Gleichwohl bestritten Wanika die Lehre des Missionars von der Auferstehung. Ebd., S. 248.

3) Ebd., S. 338. 409.

4) Ebd., S. 409.

5) Ebd., S. 338. 350. 434. Burkhardt, S. 13.

6) Ebd., S. 325, wonach sie sich auch das Gesicht zerritzen.

gewannen die Fürsten von Maskat in der arabischen Landschaft Oman den Portugiesen, die alle ihre Kraft in Indien gegen die europäischen Rivalen brauchten, eine Seestadt nach der andern ab, bis nach dem Fall von Mombas 1698 ihre Herrschaft in Ostafrika gänzlich aufhörte ¹⁾.

Das niedrige Küstenland der Wasuaheli dehnt sich einige Stunden vom Meer ins Innere aus, wo Bergreihen beginnen, die von heidnischen Stämmen besetzt sind; von Takaungu bis zu den Inseln Wasin und Tanga erstrecken sich die negerähnlichen Wan(y)ika (Singular: Mnika; Land: Unika, Sprache: Kinika), etwa 50 000 Seelen, in 12 Stämme eingeteilt ²⁾. Da nika nach Krapf und Guillain „Wildnis, unbebautes Land“ heißt, hält Waitz ³⁾ den Volksnamen nur für einen unbestimmten Sammelnamen. Sprachlich sind sie den Wasuaheli, Wakamba, Pokomo, Dschagga nahe verwandt ⁴⁾; nach Krapf ⁵⁾ sind sie vor einem Jahrhundert aus dem Bergland Dschagga teils nach Süden zum Berg Dschambo, teils nach Norden an den Pokomonifluß, teils nach Rabbai gezogen, dagegen nach Guillain ⁶⁾ durch die Gala beunruhigt von Kirao und Angomba ausgewandert. Krapf hat bei seiner Missionsthätigkeit unter den Wanika ihr Heidentum sehr genau kennen gelernt und eingehend geschildert. Für Gott und Himmel haben sie und die nächsten verwandten Völker das Wort Mulungu ⁷⁾. Als Krapf Wanika fragte, was sie eigentlich unter Mulungu verstehen, sagte einer, es sei der Wolkenhimmel, ein anderer, es sei der Donner, andere, es sei das Wesen, welches Krankheiten verursache; einige hielten die schwache Idee eines höchsten Wesens unter Mulungu fest; einige glauben, jeder Mensch

1) Krapf I, 181; II, 470ff.

2) Ebd. I, 178ff. Waitz, S. 367. Grundemann, S. 16.

3) Waitz, S. 364.

4) Ebd.

5) Reisen I, 251. 359. 411.

6) Documents sur l'hist., la géogr. et le commerce de l'Afr. orient. (1856) II, 2. p. 245. Waitz, S. 367.

7) Krapf I, 104.

werde nach dem Tod ein Mulungu¹⁾. Als Krapf Diener einen Esel an eins von den bei dem Palaverhaus (Moroni) in die Erde gesteckten Hölzern angebunden, sagten die Häuptlinge, er solle eine Strafe zahlen; diese Hölzer seien ihre Bücher; hier beteten sie zum Mulungu; so oft ein neues Haus im Dorf gebaut werde, so werde ein Sadaka (Opfer) gemacht und ein Stück Holz hier in die Erde gesteckt²⁾. Das erinnert an die Fetischpfähle im Sudan. Als Krapf das erste Thor von Alt-Rabbai passiert, sah er ein paar Hütten von drei bis vier Fuß Höhe und hörte, dies sei das Dschumba Dscha Mulungu (oder Niumba ja Mulungu), d. h. das Haus oder Häuschen Gottes, das vor jedem Dorfe stehe, wo die Wanika ihre gottesdienstlichen Gebräuche verrichten, wo sie opfern, die bösen Geister beschwören, wo sie auch Sachen niederlegen, die sie nicht ins Dorf bringen wollen, weil dieselben bei diesem Heiligtum sicher sind und nicht geraubt werden; auch befinden sich die Gräber der Wanika gewöhnlich in der Nähe desselben; dort wird auch geschmaust, getrunken und getanzt bei den Leichenbegängnissen und anderen Gelegenheiten³⁾. Wenn ein Mnika stirbt, so salben (sara) sie seinen Leib und sein Kleid mit einer Art Kastoröl und tragen ihn auf einer Luttara (Bettstelle aus dicken Stäben) nach dem Grab, das so tief ist, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann; während-

1) Krapf I, 323f.

2) Ebd., S. 389. Hier machen auch die Zauberer Regen und ihre Beschwörungen, wenn die Wanika in den Krieg ziehen. Burkhardt, Miss.-Bibl. II, 3. S. 13. Zauberstäbe, zwei Fuß lang und schwarz gebrannt, oben mit der Rinde eines Baums umwunden, fand Rebmann an der Seite des Weges, der von Endungu in die Wüste führt. Krapf II, 7. Das einzige Götzenbild, das Krapf in Ostafrika fand, war ein Heiligenbild, das die Portugiesen bei ihrer Vertreibung aus Mombas zurückgelassen und die Wanika als eine Art Kriegsgott in Groß-Rabbai verehrten und vor einem Krieg in Procession herumtrugen. Krapf I, 423.

3) Krapf I, 235f. 394.

dessen wird ein Uira (Tanz) aufgeführt und bei dem Grab entsetzlich geschrien und geheult. Nun wird eine Ziege oder Kuh geschlachtet, ein Stück von der Kopfhaut des Tieres in die Hand des Toten gelegt und sein Grab auf drei Seiten mit Blut besprengt. Zuletzt wird das Fleisch des Tieres unter die Verwandten und sonstigen Anwesenden verteilt; das Gelage dauert mehrere Tage; zur Abwechslung wird geschrien, geheult, getrommelt, getanzt. Ein solches Trauerfest heißt Mahanga. Früher wurden die Toten nur in der Kaya (Hauptstadt, Zentral-Versammlungsort) begraben, jetzt aber auch auf den Plantagen; die von der Kaya fern sind; dort wird nach einiger Zeit aber das Haupt, bzw. die Gebeine des Toten ausgegraben und in der Kaya beerdigt, damit der Regen nicht ausbleibe. Das Haupt wird im Grab gegen Südwesten gewendet, weil die Wanika glauben, ihre Stammväter seien von dort hergekommen. Früher mußten auch die Frauen in der Kaya gebären; jetzt aber dürfen sie auf den Plantagen bleiben; nur müssen sie nach der Geburt ein Sosonga machen d. h. eine Art Reinigungsopfer bringen, bestehend aus der Rinde eines Baumes, damit der Regen nicht verhindert werde¹⁾. Die Wanika schreiben den Koma oder Geistern (Schatten) der Verstorbenen eine höhere Natur und Kraft zu. Doch haben sie kein Bild oder Idol von denselben. Der Koma ist bald im Grab, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz; er kann aber nicht gesehen werden, obwohl er die dargebrachten Gaben annimmt und sich durch sie versöhnen und den Lebendigen geneigt machen läßt. Der Hauptaufenthalt der Koma ist in oder bei der Kaya.

1) Krapf I, 409f. 420. S. 372 erzählt er von Bestattung einer vor mehreren Jahren in Mombas verstorbenen Frau in Rabbai Mpia, deren Geist einer Träumerin erschienen war; eine Henne wurde dabei geschlachtet und, nachdem etwas Blut in das neue Grab gesprengt worden, verzehrt.

Dort ist ihm eine Hütte errichtet, wo er wohnen kann; hier ist alles niedergelegte Eigentum sicher, denn hier ist ein Kirapo (Eid, Zauber) aufgehängt, der die Diebe nicht zukommen läßt¹⁾. Die Wanika glauben auch, der Geist eines Sterbenden fahre in das Kind, das eine Mutter unter dem Herzen trägt, und so werde jener Mensch zum zweitenmal geboren; weil so ein verstorbener Vorfahr in ein Kind gefahren, sei dies ihm ähnlich (uzihalana)²⁾. Mit der Vorstellung einer Seelenwanderung hängt es gewiß auch zusammen, wenn die Wanika glauben, jeder Baum, besonders jeder Kokosbaum, habe seinen Koma. Die Zerstörung eines Kokosbaums betrachten sie gleich einem Muttermord, weil dieser Baum ihnen Leben und Nahrung gebe, wie eine Mutter dem Kinde³⁾. Auch jeder Quelle oder Sumpf, wo man Wasser findet, schreiben sie einen Schetani muzu (guten Satan = Geist) zu. Sie unterscheiden zwischen Schetani muzu und mui, guten und bösen Geist⁴⁾; Schetani ist der von den Arabern hergenommene Ausdruck, der vielleicht nur die heidnischen Götter im mohammedanischen Sinn als Teufel bezeichnet; sonst würde er darauf hinweisen, daß alle abgeschiedenen Geister zunächst als dem Leben feindlich und böse vorgestellt wurden, die Unterscheidung von guten und bösen erst sekundär und relativ war. Das eigentliche Kinika-Wort für die bösen Geister als böse, denen jegliches Übel zugeschrieben wird, ist Pepo⁵⁾. Die Wanika scheren sich das Haupt bei jedem Begräbnis⁶⁾ und alljährlich in Furcht, daß die Unterlassung dieser jährlichen Observanz in betreff ihrer Verstorbenen Kopfweh, Hungersnot und Zerstörung ihrer Kokosbäume zur Folge haben werde;

1) Krapf I, 348.

2) Ebd., S. 417. Gleichwohl bestritten Wanika die Lehre des Missionars von der Auferstehung. Ebd., S. 248.

3) Ebd., S. 338. 409.

4) Ebd., S. 409.

5) Ebd., S. 338. 350. 434. Burkhardt, S. 13.

6) Ebd., S. 325, wonach sie sich auch das Gesicht zerritzen.

durch Rasieren des Haupts glauben sie mit den Koma der Verstorbenen ausgesöhnt zu werden ¹⁾. Gerade deswegen bringen die Wanika ihre Opfer, um die erzürnten Mulungu, d. h. die Verstorbenen zu versöhnen ²⁾. Wenn Krapf darin einen Anknüpfungspunkt für die christliche Versöhnungslehre zu finden glaubte, so mußte er doch anderseits den Einwand der Wanika hören, wenn ihre jungen Leute die Ada (Sitte) der Europäer annähmen, so würden die Koma zürnen, keinen Regen mehr geben und Krankheiten senden ³⁾. Um Regen und Gesundheit von den zürnenden Toten zu erlangen, sucht man sie eben durch Sadaka (Opfer) zu beschwichtigen; ein schwarzes Schaf wird geschlachtet, das Blut auf das Grab gesprengt, und der Sprengende betet: „Möge bald Regen kommen, möge der Tote Ruhe haben, mögen die Kranken geheilt werden!“ ⁴⁾ Auf Rat eines Zauberers legte eine Frau eine Mfua genannte Mischung von Welschkorn, Hirse, Reis, Wasser auf das Grab eines Verwandten und betete: „O Koma, ich bringe dir diesen Mfua, damit du Regen und Wachstum des Samens gebest; denn ohne dich wird nichts wachsen!“ ⁵⁾ Ein Mnika besuchte Krapf und erzählte, er habe soeben ein gutes Werk gethan, nämlich Palmwein auf das Grab seines Vaters gegossen; als Krapf ihm entgegenhielt, daß der Tote doch den Wein nicht trinken könne, antwortete er, es sei eben ihre Sitte, Welschkorn und Palmwein auf das Grab der Verstorbenen zu legen, sobald das Korn eine gewisse Höhe des Wachstums erreicht habe; diese Gabe müsse den Verstorbenen auf ihren Gräbern gespendet werden, weil sie in der Luft oder in und am Grabe sich befinden und zornig werden und daher den Regen verhindern oder Krankheit

1) Krapf I, 347.

2) Ebd., S. 310.

3) Ebd., S. 369.

4) Ebd., S. 328.

5) Ebd., S. 347.

ins Land bringen würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit durch diese Gabe in guter Laune erhalten würden¹⁾. Ein Häuptling liefs (von einem Mohammedaner, als „Mann des Buchs“, dessen Handlung eine gröfsere Kraft habe) unter einem Kokosbaum eine Ziege und eine weifse Henne als Sadaka zugunsten seines Neffen schlachten, der neulich von dem Baum gefallen war; ein böser Geist sollte ihn herabgestürzt haben und durch das Opfer versöhnt werden; etwas Rinde des Baumes und etwas Sand, der an seinen Wurzeln lag, wurde mit dem Fleisch der Tiere vermischt und von dem Kranken gegessen unter mancherlei Wünschen und Gebeten²⁾. Als Krapf eine Ziege schlachtete, bat ein Mnika um das Blut des Tieres, das er aber nicht erhielt, weil er es zu abergläubischen Zwecken verlangte. Er und die Häuptlinge rieten Krapf, am folgenden Tage die Thür zu schliessen, weil der Muansa brummen werde, der sich auch mit Anbruch der Nacht hören liefs; er besteht in einem ausgehöhlten Kokosstamm, durch den ein Strick gezogen ist, mittels dessen die Töne erzeugt werden. Er wird immer im Walde zuerst gespielt, wo man ihn in einer besonders dazu erbauten Hütte aufbewahrt und dann unter Tanz, Gesang und Geschrei der älteren Männer und Häuptlinge, die allein ihn sehen dürfen, während sich alle andere in den Häusern bei hoher Strafe verstecken müssen, durch das Dorf gezogen, dessen Wege vorher von Gras gereinigt sind. Das Ganze schliesst mit einem Schmaus und geheim gehaltenen Vorgängen. Der Muansa bildet den Mittelpunkt des bürgerlichen und religiösen Lebens der Wanika. Wenn sie opfern und um Regen beten oder wenn sie ein mißgestaltetes Kind im Wald erdrosseln oder wenn sie neue Gesetze einführen oder Landesangelegenheiten beraten, so wird immer der Muansa in Be-

1) Krapf I, 308. Auf den Gräbern sieht man auch leere Kokoschalen, die von Zeit zu Zeit mit „Tembo“ gefüllt werden. Burkhardt, S. 12.

2) Krapf I, 364.

wegung gesetzt; dabei wird Fluch und Segen von den Zaubernern ausgesprochen. Aber nur einzelne sind in das Geheimnis des Muansa eingeweiht; die Einweihung kostet reiche Gaben an Fleisch, Reis, Palmwein. Der Muansa selbst wird von einem Mnika, der sich die Ausgabe machen will, für Reis und Kühe gekauft, oder er läßt ihn durch einen Zimmermann anfertigen. Der Besitzer des Muansa (Bora) hat dann den Vorteil, daß er Ansehen, Einfluß und bei allen Trinkgelagen seinen Anteil erhält; auch darf er ein mißgestaltetes Kind erdrosseln. Der Muansa soll von den südlichen Wanika, den sogenannten Wadigo eingeführt worden sein. Man macht die Leute glauben, er sei ein im Walde schreiendes Tier ¹⁾. Es ist aber jedenfalls ein Stammesahnengeist, der in diesem Tier verkörpert und in dem Baumstamm wohnen soll. Wird doch im Frühjahr ein besonderes Fest als Sterbetag des Muansa gefeiert. Zwar wird als Grund angegeben, daß er beim Beginn der Feldarbeit etwas in Ruhe gelassen wird; doch vernimmt man auch den Sommer über seine dumpfen Töne zuweilen aus den Wäldern ²⁾; so daß jene Erklärung doch nicht ausreicht. Übrigens haben auch die Frauen ihren Muansa, den sie in einem nächtlichen Fest spielen lassen unter Gesang und Tanz, wobei sie vor jedem Haus ein Geschenk fordern; zwar sollen Männer bei diesem Fest nicht zugegen sein, doch finden bei demselben Unsittlichkeiten im nahen Walde statt ³⁾. Schon Edrisi berichtet von den Einwohnern von El Banes, der letzten an Sofala grenzenden Provinz von Sendsch, daß sie eine Trommel ver-

1) Krapf I, 312f. 343. 410. Burkhardt, S. 13.

2) „Kalwer Missionsblatt“ 1858, S. 31.

3) Krapf I, 307f. Er bemerkt dabei, daß jedes Alter und Geschlecht unter den Wanika zu gewissen Zeiten gewisse Festlichkeiten hat, die mit Fressen und Saufen u. s. w. anfangen und enden. Zuerst haben die Häuptlinge ihre Feste, dann die jungen Männer, dann die Knaben; ebenso beim weiblichen Geschlecht; es darf bei Strafe einer Ziege oder Kuh niemand fehlen bei diesen festlichen Verbindungen, die große Bollwerke gegen die Mission sind.

ehren, Errahim genannt, die mit einer Haut überzogen ist auf einer Seite, woran ein Seil hängt, mittels dessen man ein schreckliches Geräusch hervorbringt, das man drei Meilen weit höre ¹⁾. Gegen die Einflüsse der bösen Pepo suchen sich die Wanika durch allerlei Zauber- mittel, Uganga zu sichern ²⁾. So werden Glasperlen nicht bloß als Schmuck, sondern zugleich als Amulett um den Hals getragen ³⁾. Krapf erfuhr aber auch, daß die Wanika auf Rat einer Träumerin alle Talismane sammelten und verbrannten, weil dadurch der Regen verhindert werde; die Besitzer derselben mußten noch überdies Hühner zum Opfer bringen; auch die Trommeln sollten verboten werden; so treiben sie, sagt Krapf, den Teufel an einem Ort hinaus und lassen ihn an einem andern wieder herein; man glaubte dabei wohl, daß die Regen spendenden Geister durch die Talismane und Trommeln verscheucht und erzürnt worden. Die Anordnung scheint zuerst auf Widerstand gestossen zu sein, da die Häuptlinge eine Frau nötigten, ihre Pudenda mit Wasser zu waschen, welches die Leute dann trinken mußten, damit sie sich fürchten sollten, die neue Anordnung zu übertreten ⁴⁾. Die Uganga bestehen auch vielfach in Zauberzeremonieen. Solche machte Mbawa, der Neffe des Häuptlings Dschindoa, vor seinem Hause; es waren viele Frauen und Kinder versammelt, welche trommelten, tanzten und schrieten, um den bösen Geist auszutreiben, der die junge Frau Mbawas unfruchtbar gemacht haben sollte ⁵⁾. Ebenso machte Krapfs Nachbar Uganga wegen seiner Tochter, die schmerzliche Geschwüre hatte, die von einem bösen Geist veranlaßt sein sollten; die Leute schlugen in die Hände, trommelten, tanzten im Kreise herum und arbeiteten

1) Krapf II, 440.

2) Burkhardt, S. 13.

3) Krapf I, 418. Die Mohammedaner machen die Wanika glauben, jeder Streifen von geschriebenem und gedrucktem Papier enthalte Zauberei. Ebd., S. 323.

4) Ebd., S. 444.

5) Ebd., S. 322.

sich in solche Aufregung hinein, daß sie wie Furien bald grunzten, bald lachten¹⁾. Auch Frauen machen Uganga, um Regen zu erhalten²⁾. Die Wanika schreiben zu lange anhaltendes Regenwetter dem vielen Zana zu, das bei dem Zengamachen zu stark geworden. Zenga ist ein Zaubermittel, das durch Rösten gewisser Holzarten bereitet wird, deren Rauch gen Himmel steigt, um den Regen zu hindern. Wenn das Zenga zu stark wirkt, so muß ein Zana gemacht, d. h. ein Schaf geopfert werden, dessen Mist, mit Wasser vermischt, in dem Hause, wo das Zenga gemacht wurde, umhergestreut wird. Wenn nun dies Zana das Zenga zu stark neutralisiert, so wird der Regen übermäßig stark. Das Zana wird auch angewendet, um die Erde (d. h. wohl darin wohnende Geister) zu beruhigen; wenn z. B. jemand durch Schläge verwundet worden, so wird Blut auf die Erde gegossen, um sie zu versöhnen. Krapf erwähnt dabei noch des Agulo Sadaka, damit der Wurm Dschikongomua die Wurzeln des Welschkorns nicht abfresse, und allerlei Uganga, die beim Kornstecken in den Acker gethan werden, auch der Daua ya ku simika (Medizin gegen männliche Impotenz)³⁾. Pulver aus einer Baumrinde, von der flachen Hand gegen das Gala-Land geblasen, gilt den Wanika (auch Wakamba) als schützendes Uganga gegen die Gala auf Reisen⁴⁾. Ein Mbiu (Opfer) hält Diebe vom Stehlen des Welschkorns ab⁵⁾. Krapf sah den kranken Sohn seines Nachbarn Dschuaha vor einem Baum stehen, in mohammedanischer Kleidung, damit der Pepo ihn nicht erkenne, eine Henne umherschwingend, der beinahe alle Federn ausgerissen waren; die Eltern standen neben ihm und neigten ehrfurchtsvoll ihr Haupt und Hände gegen die Erde. Die Henne ward getötet und ihr Blut an

1) Krapf I, 371.

2) Ebd., S. 419.

3) Ebd., S. 434.

4) Ebd., S. 350.

5) Ebd., S. 435 f.

den Baum gesprengt, um die Krankheit oder vielmehr den bösen Geist, der sie verursacht, in den Baum zu bannen¹⁾. Wer sich von einem bösen Geist besessen glaubt, entledigt sich desselben in der See durch ein Bad und ein am Ufer getötetes, in die Wellen geworfenes weißes Huhn; wer von diesem ist, wird von dem Geist besessen²⁾. Auch auf andere Weise sah Krapf eine Schar Wanika sich bemühen, einen bösen Geist von einem Kranken auszutreiben. In der Mitte der Versammlung stand ein hölzerner Mörser mit Wasser gefüllt, neben dem ein Stab, Moroi genannt, in den Boden gesteckt war, drei Fuß lang, einen Finger dick, schwarz angestrichen, mit weißen und blauen Glasperlen und einer Feder verziert. Die Wanika glauben, der böse Geist liebe diese Perlen, und seine Aufmerksamkeit werde nach und nach auf dieselben hingelenkt, bis er endlich den Kranken ganz verlasse und sich auf die Perlen setze. Ein Knabe tauchte von Zeit zu Zeit Zweige in das Wasser und besprengte das Haupt des Kranken, während die Versammlung ihn umtanzte, trommelte und schrie³⁾. Mißgestaltete Kinder, wie schon erwähnt, oder solche, die mit den Füßen zuerst geboren werden oder zuerst Oberzähne erhalten, werden als böse oder Unglück bringend ermordet⁴⁾; jedenfalls glaubt man auch in ihnen einen bösen abgeschiedenen Geist inkarniert, da die Geister der Toten bisweilen in Neugeborenen wieder erscheinen sollen; dagegen gilt es für ein großes Verbrechen, eine Hyäne zu töten, die die Wanika für ihren Stammvater (d. h. wohl Inkarnation eines Stammesahnen) halten⁵⁾. Auch auf Vogel-

1) Krapf I, 399f.

2) Ebd., S. 255. Burkhardt, S. 12.

3) Krapf I, 376. Nur zwei Männer in Rabbai hatten einen Zauberstab (Moroi); wenn ein Kranker denselben verlangte, mußte er ihn von jenen borgen gegen Entrichtung von Palmwein, einer Henne, Ziege oder eines Kleides u. s. w. Ebd., S. 418.

4) Krapf I, 390. 420. Burkhardt, S. 12.

5) Waitz, S. 424.

geschrei und Vogelflug achten die Wanika namentlich auf Reisen¹⁾. Sie haben Waganga (Singular: Mganga), Zauberer, die Anleitung zu den Uğanga und Opfern für die Koma geben, Regenmacher und Ärzte sind. In einzelnen Familien pflanzt sich das Geheimnis des Regenmachens vom Vater auf den Sohn fort. Diese sehr angesehenen erblichen Regenmacher beobachten genau den Stand der Witterung und wissen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wann der erste Regen fallen wird. Sogleich fordern sie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen; diese befehlen den Leuten, ein Zansi zu machen, d. h. einen Beitrag zu geben zum Ankauf einer Kuh oder eines Schafes zum Regenopfer. Kommt der Regen nicht, so fordert der Regenmacher abermals ein Opfer, bestimmt die Farbe des Opfertiers aber so, daß einige Zeit hingehet, bis das zum Opfer taugliche Tier gefunden ist; bis dahin kommt dann auch der Regen. Die Ärzte beobachten fleißig die Natur von Gräsern, Pflanzen u. s. w., hüllen aber ihre Heilkünste in abergläubische Zeremonieen. Auch heilige Frauen kommen vor, die, vielleicht hysterisch, eine Divinationsgabe haben sollen, Erscheinungen der Koma in Träumen haben, zu denen sie sich durch Fasten, ja Kotgenuß vorbereiten, und dann Opfer für jene verlangen²⁾, auch die Wanika, im Dienst der Politik ihrer Häuptlinge, vor diesem und jenem Unternehmen warnen u. s. w.³⁾. Auch an bösen Zauber

1) Krapf I, 239. 334; II, 5. 6. 37.

2) Ebd. I, 334 ff. Ein Häuptling Mamkamba von Alt-Rabbai hatte einen großen Teil seines Vermögens darauf verwandt, die Zauber- und Regenmacherkunst zu lernen, und meinte, die Europäer besäßen diese Kunst, Krapf wolle ihm die Geheimnisse nur nicht mitteilen (S. 419). Ein Heilverfahren heißt im Kisuaheli „Ku piga bau“, wörtlich: „Bretter schlagen“. Wenn ein Kranker zu einem Arzt kommt, schreibt derselbe zuerst eine Anzahl Figuren auf ein Brett (ubau) und empfiehlt dann besonders ein mit Indigo gefärbtes blaues Zeug (Känike), das, um den Leib gewickelt, den Pepo, der den Kranken beunruhigt, verscheucht (S. 338).

3) Ebd., S. 445.

glauben die Wanika, und wer dessen verdächtig ist, daß etwa durch seine Schuld kein Regen fiel, wird oft getötet, jeder Ort aber, an dem ihnen ein größeres Unglück zugestoßen, als bezaubert verlassen ¹⁾. Die Wanika haben vier Arten Ordeale: 1) Kirapo dscha Zoka d. h. Eid des Beiles. Der Zauberer nimmt die Hand des Angeklagten und läßt ihn also sprechen: „Wenn ich gestohlen (oder dies Verbrechen begangen), so möge Mulungu für mich sprechen; habe ich aber nichts Böses gethan, so möge er mich retten.“ Dann führt der Zauberer das glühende Beil oder Eisen viermal über die flache Hand des Angeklagten; ist er schuldig, wird seine Hand verbrannt werden; wo nicht, leidet sie keinen Schaden nach Vorstellung der Wanika; im ersteren Fall muß der Angeklagte eine Strafe für das Verbrechen leiden, mag er es eingestehen oder nicht. 2) Kirapo dscha dschungu dscha Gnanu, d. h. Eid des kupfernen Kessels. Der Zauberer nimmt einen leeren kupfernen Kessel, macht ihn glühend heiß und wirft dann in denselben einen Stein, Mango genannt, der Funken aussprüht. Zu dem Stein kommt ein gewisser Teil einer geschlachteten Ziege. Der Angeklagte spricht jetzt: „Möge Mulungu mir Gerechtigkeit widerfahren lassen“ und nimmt mit der Hand aus dem Kessel den heißen Stein; der Schuldige soll sich Hand und Gesicht verbrennen. 3) Kirapo dscha Sumba d. h. Eid der Nadel. Der Zauberer zieht eine dicke glühende Nadel durch die Lippen des Angeschuldigten; aus der Wunde des Schuldigen soll viel Blut fließen, keins aus der des Unschuldigen. 4) Kirapo dscha Kikahe d. h. Eid des kleinen Brots. Der Verklagte muß ein wenig vergiftetes Brot essen, das vom Unschuldigen ohne Mühe hinuntergeschluckt wird, dem Schuldigen aber im Hals stecken bleibt und von ihm ausgespien wird unter Schmerzen und Blutverlust. Statt des Brots wird auch manchmal Reis genommen. Der Zauberer erhält ein Stück Kleidung vom Verklagten und vom Kläger

1) Burkhardt, S. 14. Vgl. Krapf I, 330.

als Lohn ¹⁾. Soll eine Streitigkeit gründlich beigelegt werden, so wird die Handlung des Schafleckens vorgenommen. Ein Schaf wird um die im Kreise sitzenden Personen herumgeführt und dabei um das Aufhören der Beleidigung, alles Streitiges und Hasses gebeten. Dann wird dem Schaf schnell der Leib aufgeschnitten, das noch lebende Herz herausgenommen und mit dem Blut, den Exkrementen und einigen Kräutern vermischt. An dieser Mischung hat ein jeder zu lecken, und die Aussöhnung ist vollzogen ²⁾. Die Beschneidung ist ein halb religiöser Akt, der alle fünf bis sechs Jahre an den vorhandenen Jünglingen vollzogen wird ³⁾. Von Zeit zu Zeit feiern die jungen Leute, wenn sie eine gewisse Altersstufe erreicht haben, das Wagnaro. Sie bestreichen sich den Leib, vorzüglich das Gesicht mit weißer und grauer Erde und verweilen in fast nacktem Zustand in den Wäldern eine geraume Zeit, bis sie einen Menschen getötet haben, worauf sie sich waschen und nachhause gehen, fressen und saufen nach Herzenslust. Gewöhnlich lauern sie auf einsame Reisende, namentlich auf Sklaven, kaufen auch einen solchen für diesen Zweck. Die Wadigo, die überhaupt mehr Aberglauben und böse Sitten haben, sollen sich besonders dieses Menschenopfers schuldig machen, das bei den nördlichen Stämmen seltener stattzufinden scheint ⁴⁾. Es scheint einem Ahnen zu Ehren dargebracht zu werden, da die Wanika dabei singen: „Zu töten ist keine Schande, sich des Verwandten zu erinnern ist keine Schande; das ist es, was wir wollen.“ ⁵⁾ Am

1) Krapf I, 342f.

2) Burkhardt, S. 12.

3) Grundemann, S. 20.

4) Krapf I, 247. Burkhardt, S. 12.

5) Krapf I, 337, wonach ein solches Wagnaro stattfindet, wenn der Sohn eines Wanikahäuptlings mannbar wird. Grundemann (S. 20) erwähnt Geheimmorden, die unter Männern und Weibern bestehen, die scharenweis unter mysteriösen Zeremonieen in dieselben aufgenommen werden; vielleicht bezieht sich dies auch auf das Muansaspielen; Krapf (S. 410) spricht von den Gofu, die ein Stück

Fest Engori ritzen die Wanika-Jünglinge ihre Brüste mit Messern und lassen etwas Blut fließen, um, wie sie sagen, frisches statt des alten zu erhalten, stark und tapfer zu werden. Diese Zeremonie soll auch dazu dienen, daß die jungen Leute nichts Böses thun, z. B. keine Früchte stehlen ¹⁾. Ein Mann kann soviel Weiber nehmen, als er will ²⁾; die durch Handel mit Elfenbein, Kopal und Vieh reich gewordenen Kiriyama haben mehr Frauen, als die Wanika von Rabbai ³⁾. Die Wanika heiraten schon als Kinder, angeblich, damit diese vor Ausschweifung mit anderen bewahrt bleiben; bei der Hochzeit, die erst später gefeiert wird, muß jeder dem Paar Tembo, ein starkes aus Kokosnuß bereitetes Getränk, bringen, das die Wanika leidenschaftlich lieben. Die Frau muß am meisten arbeiten; das für sie bezahlte Kaufgeld fordert der Mann zurück, wenn er sie aus irgendeinem Grund, etwa wegen Krankheit, verstößt ⁴⁾. Die Kinder sind das Eigentum des Bruders der Mutter, der über sie nach Belieben verfügen kann. Man findet bei den Wanika große Liebe zur Familie und Heimat ⁵⁾; doch werden Kinder bei zwingender Hungersnot verkauft ⁶⁾. Es ist Sitte, daß die Verwandten, Freunde und überhaupt die Stammesgenossen selbst aus weiter Ferne kommen, um einen Kranken zu besuchen und ihm zu kondolieren ⁷⁾. Im allgemeinen haben die Wanika keine Sklaven; erst in neuerer Zeit haben Wohlhabendere angefangen, sich besonders Sklavinnen zu kaufen ⁸⁾. Viele Jünglinge und Mädchen binden Glöckchen an das Ende ihrer Kleider, um durch

Kuhhaut (Lumfo) um den Arm tragen, als höchstem Orden der Wanika, der mit Palmwein, Reis und Fleisch erkaufte wird.

1) Krapf I, 315.

2) Grundemann, S. 20.

3) Krapf I, 368.

4) Burkhardt, S. 11f.

5) Grundemann a. a. O.

6) Krapf I, 183.

7) Ebd., S. 353.

8) Ebd., S. 249.

das Läuten derselben bei jeder Bewegung die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen und sich in den Besitz einer oder eines Geliebten zu setzen. Die Waganga brauchen die Glöckchen (enzuga) zu den Tänzen, die bei ihren Krankenheilungsversuchen aufgeführt werden ¹⁾. Die Wanika haben Sinn für Musik und Beredsamkeit ²⁾. Jedes Dorf, das aus dicht aneinandergereihten, Heuschobern ähnlichen Hütten besteht und auf einem Hügel erbaut, von einem Zaun und Dornen umgeben ist, hat am Ende ein Rathaus zur Abhaltung von Versammlungen und Trinkgelagen und seinen eigenen Häuptling ³⁾. Wenngleich die Wanika kein gemeinsames Oberhaupt haben, so werden sie doch durch ihre Ada (Sitte) in allem so beherrscht, daß sogar niemand nach Belieben sein Feld besäen darf ⁴⁾. Nominell sind die Wanikastämme von Mombas abhängig und werden von vier Suaheli-Scheichen regiert, die in Mombas wohnen ⁵⁾. Die Wanika treiben etwas Ackerbau und Handel und sind den Fremden zugänglich ⁶⁾. Ein Europäer, der zuerst in eins ihrer Dörfer kommt, wird mit Tanz und Gesang geehrt ⁷⁾. Doch übertrugen sie die Abneigung gegen mohamedanische Missionare auch auf die christlichen und zeigten sich gegen das Evangelium infolge ihrer Trunk- und Gewinnsucht, Unehrllichkeit, Fleischeslust und dabei Selbstgerechtigkeit sehr abgestumpft ⁸⁾.

Während die Wanika die Berge bewohnen, haben das Flachland die Wakamba (Singular: Mkamba oder Enkamba; das Land derselben heißt Ukambani) inne, die teils mit den

1) Krapf I, 410 f.

2) Grundemann, S. 20.

3) „Baseler Miss.-M. 1850 IV, S. 44 ff.

4) Krapf II, 63.

5) Krapf I, 182. 230.

6) Burkhardt, S. 11. Krapf I, 178. Zeitrechnung; sie legen keine Vorräte an (S. 326 f.).

7) Krapf II, 13.

8) Ebd. I, 247. 411. Burkhardt, S. 14. Grundemann, S. 20. Erst 1863 taufte Rebmann sechs Wanika. Jetzt macht die sogenannte Universitätsmission von Zanzibar aus Fortschritte.

Wanika zusammenleben, ohne sich mit ihnen zu verheiraten, teils weiter ins Innere verbreitet sind; ihre Sprache gehört mit dem Kisuaheli und Kinika zu einer Gruppe; äußerlich stehen die Wakamba den Gala näher ¹⁾. Die Wakamba glauben nach Hildebrandt an einen Gott Mlungu, den Stifter des Guten, und an einen Teufel, den Veranstalter des Bösen; in der Not opfern sie dem Mlungu, spenden ihm auch aus Dank kleine Speise- und Trankgaben, sobald sie etwas genießen; dem Teufel treten sie mit Amuletten entgegen ²⁾. M(u)lungu dürfte freilich auch hier nicht bloß den Himmels-gott, sondern auch jeden Ahnengeist und der Teufel, wenn er nicht von den Mohammedanern herübergenommen ist, auch nur den obersten der lebensfeindlichen Geister als Todesgott bezeichnen ³⁾. Auch schon nach Krapf haben die Wakamba eine schwache Idee von einem höchsten Wesen, das sie Mulungu nennen, und fürchten böse Geister, denen sie Opfer bringen ⁴⁾; doch erwähnt er den Glauben an einen Teufel nicht. Der Führer einer kleinen Wakamba-Karawane, der sich an Krapf und seine Begleiter auf dessen erster Reise nach Ukambani angeschlossen, sang Lieder zu Ehren seiner Landsleute im Innern und bat den Mulungu um Schutz für seine Person, für seine Glasperlen und andere Habe, die er bei sich hatte. Die Wakamba sollen jeden Morgen vor dem Aufbruch singen, beten und Vogelschau anstellen, was den Gala oft Gelegenheit giebt, sie plötzlich zu überfallen ⁵⁾.

1) Burkhardt, S. 16. Waitz, S. 367. Krapf I, 231 ff.; II, 262 ff. Sie sollen von Südosten ausgewandert sein aus Abscheu vor dem Kannibalismus der Wadoe. Krapf II, 301.

2) Hartmann, S. 209.

3) Ebenso bedeutet Mitungu bei ostafrikanischen Stämmen sowohl Himmel und Sonne als Geist. Andree, Burtons und Spekes Wanderung, S. 362. Lippert, Seelenkult, S. 48.

4) Krapf II, 265.

5) Ebd., S. 139f. Krapfs Wanika wollten nicht vor den Wakamba gehen aus Furcht, krank zu werden von der Salbe, die diese um ihre Füße gewunden hätten.

Sie haben kleine, etwa vier Fuß hohe Strohütten, die sie Gotteshaus nennen, wo sie zaubern, schmausen und trinken ¹⁾. Auch die Wakamba essen nicht Vögel, Eier und Fische ²⁾. Die Regenmacher spielen auch bei den Wakamba eine hervorragende Rolle. Idole haben sie nicht, wohl aber Amulette, die gegen böse Geister, Krankheit, Schlangenbisse, Bezauberung und die feindlichen Gales schützen sollen; in Bockshörnern (Kilito) werden Schutzmittel (gepulverte Kräuter, kleine Hölzchen) gegen Feinde auf der Reise verwahrt; wenn jene Embingo (Himmel) genannt werden, so liegt darin eine Beziehung auf den schützenden Himmelsgott. Sehr gefürchtet wird böse Zauberei, wodurch einer dem andern schaden könne. Die Todesstrafe über Personen, die derselben verdächtig sind, wird durch das Kignóle, eine Art Femgericht, vollzogen, wobei mit dem geheim gehaltenen heiligen Instrument Mbawáni dumpfe Töne hervorgebracht werden ³⁾. Kindermord findet sich bei den Wakamba nicht ⁴⁾, wohl aber Blutrache ⁵⁾ und Entmannung besiegtter Feinde, ferner Beschneidung. Ihre Toten begraben sie nicht, sondern werfen sie, außer wo sie den Wanika nahe wohnen, aufs Feld oder in den Busch, wo sie sie mit Steinen und Gras zudecken. Ihre Verfassung ist patriarchalisch. Eine Verwandtschaft tritt zusammen und gründet ein aus 12 bis 15 runden Holzütten bestehendes Dorf. Jedes Familien- und Dorfoberhaupt regiert in Verbindung mit den Ältesten des Orts die ihm angehörigen Leute nach den alten Sitten und Gebräuchen des Landes. Reichtum, Beredsamkeit, eine imponierende Persönlichkeit und vorzüglich der Ruf der Zauberei und Regenmacherei bilden die Bedingungen, unter welchen ein Mkamba zu Macht und Ansehen gelangen kann. Die Wakamba heiraten erst in reiferem Alter. Der Bräutigam

1) Burkhardt, S. 16.

2) Hartmann, S. 225.

3) Ebd. Krapf II, 151f. 159. 168. 222. 241. 265.

4) Burkhardt, S. 12.

5) Krapf II, 244.

mufs den Eltern der Braut eine Anzahl Kühe geben und dann erst noch die Braut zum Schein rauben. Die Wakamba heiraten nach Vermögen mehrere Frauen, die Mehl zu mahlen, Holz zu holen, Land zu bauen, aber auch Fremde gastfrei zu bewirten haben. Die Wakamba gehen fast ganz nackt bis auf die Schambedeckung, beschmieren sich mit Butter und roter Farbe, haben künstlich gespitzte Zähne, das Haar entweder rasiert oder in Locken frisiert, mit Glasperlen verziert, die neben kupfernen Kettchen, die von Wakamba-Schmieden niedlich gemacht werden, auch Nacken, Lenden und Fufsknöchel schmücken. Die Wakamba treiben Viehzucht und etwas Ackerbau, besonders aber Handel nach dem Innern, wohin sie oft in Karawanen von 200 bis 300 Mann gehen, um Elfenbein zu holen. Kühe und Palmwein gehen auch ihnen leider über das Evangelium ¹⁾).

In das Gebiet der Wakamba, Wanika, Gala machen verwüstende Einfälle aus dem innern, bis zum Ukerewe-See sich erstreckenden Weideland Ostafrikas vom 2. Grad nördlich bis zum 4. Grad südlich vom Äquator die von den Küstenbewohnern Wakuafi und (Wa)Masai genannten Nomadenstämme, die sich selbst in ihrer der äthiopischen ähnlichen Sprache Elloikob (Singular: Orloikob) d. h. Besitzer des Landes nennen ²⁾. Die Masai haben die noch im vorigen Jahrhundert mächtigen Wakuafi zum Teil ausgerottet; beide Bruderstämme hassen sich tödlich, zum Glück für die schwächeren Nachbarn; sie sagen, ihr Gott Engai = Himmel, Regen, habe ihnen alles Vieh gegeben, kein anderes Volk dürfe solches besitzen, und halten sich für berufen, es den anderen zu rauben. In den die schneebedeckten Kenia- und Kilimandscharo-Gipfel umhüllenden Wolken sehen sie die Anwesenheit des Himmels-

1) Burkhardt, S. 15 ff. Krapf I, 231 ff.; II, 262 ff.

2) Burkhardt, S. 4 ff. Grundemann, S. 25 ff. Waitz, S. 367 f. Krapf im „Ausland“ 1857; Reisen I, 233. 359. 385. 413; II, 267 ff. Hartmann, S. 209. Seydlitz, S. 71.

gottes. Auf den Orldoinio eibor, „weißen Berg“ (Kenia von den Wakamba genannt), setzte derselbe nach der Sage der Elloikob in der Urzeit einen übermenschlichen Mann, Neiter(u)kob. Wie nach der Sage der Wanika die Gala, Wakamba und Wakuafi einen gemeinsamen Stammvater hatten, dessen Söhne sich entzweiten über die Teilung der einem anderen Stamm abgenommenen Viehbeute, so ist wohl Neiterkob Ahn eines älteren Stammes, aus dem sich erst durch Vermischung mit einem hinzugewanderten wilderen die Wakuafi und Masai herausgebildet. Es heißt nämlich weiter in der Sage der Elloikob, daß die Nachricht von diesem außerordentlichen Wesen, das auf dem weißen Berge wohnte, zu einem Mann Namens Ndschemasi Enauer gelangte, der mit seinem Weib Sambu auf dem hohen, doch nicht schneebedeckten Berg Sambu wohnte südwestlich von jenem. Durch die Fürbitte Neiterkobs wurde das Weib Sambu schwanger und gebar eine Anzahl von Kindern, die die Stammväter der Wakuafi und Masai wurden. Neiterkob lehrte den Ndschemasi Enauer unter anderem auch die Zähmung der wilden Rinder, die am Fuß des weißen Bergs in Unzahl umherschweiften. Dadurch wurde den Wakuafi das bis heute von ihnen bewahrte Hirten- und Nomadenleben eingepflanzt. Als Neiterkob auf dem weißen Berg plötzlich verschwunden war, kehrte Ndschemasi auf den Berg Sambu zurück, welcher von da an der Hauptsitz der Masai wurde, während die Wakuafi den weißen Berg als ihre ursprüngliche Heimat betrachten und sich heute noch aus weiter Ferne dahin begeben, um dem Engai zu opfern und von ihm — auch mit Tänzen — Regen, Gesundheit, Vieh u. s. w. zu erbitten, wobei sie sich immer zuerst an Neiterkob wenden, um durch seine Vermittelung von Engai erhört zu werden. Der Orleibon ist Zauberer, Arzt, Regenschmacher, Wahrsager, Schauer der Eingeweide. Auch bei diesen Stämmen findet sich Furcht vor bösen Geistern, Glaube an böse Zauberei, Gottesurteile, Beschneidung, doch kein Kindermord. Nur gestorbene Kinder werden gewöhnlich in der Wohnhütte der Familie

begraben, Erwachsene dagegen still unter Bäume gelegt und mit Gras und einem Steinhaufen bedeckt, dessen Höhe nach der Würde des Toten sich richtet. Die Verstorbenen werden fortan mit einem anderen Namen genannt, da sie sonst wieder erscheinen und die Lebenden beunruhigen würden, und es ist eine große Beleidigung, die ein Masai nie ungerächt läßt, wenn jemand in seiner Gegenwart den Namen seines verstorbenen Freundes ausspricht. Alten Leuten erweisen die Elloikob viel Respekt, sind auch freigebig gegen Blinde, Bettler und Reisende ihres Stammes, aber sehr argwöhnisch und feindlich gegen die Olmagnati d. h. Leute von anderen Stämmen. Die Masai und Wakuafi haben eine patriarchalische Regierungsform, wonach der Vater einer Familie oder das Haupt eines aus acht bis zehn Familien bestehenden Weilers seiner Umgebung vorsteht, Streit schlichtet u. s. w.; an der Spitze des Volks aber steht ein oberster Häuptling, Orkibroni, der die politischen Angelegenheiten leitet und durch Verstand, Beredsamkeit, Tapferkeit und Reichtum sich auszeichnen muß, besonders aber durch Wahrsagungsgabe und Zaubermacht; denn er ist zugleich oberster Orleibon, der mit seinen Zauberkünsten Regen macht und die Feinde im Kriege besiegt; wird er aber im Kriege dreimal hinter einander geschlagen, so wird er für unfähig erklärt, getötet und durch einen anderen ersetzt. Die Elloikob heiraten erst in reiferem Alter, gewöhnlich zwei Frauen, die sie um Kühe von deren Eltern kaufen. Jede Frau hat aber auch eigenen Viehbesitz. Die Kleidung besteht aus einem rotgefärbten Fell, die Frauen bedecken den ganzen Körper mit einem Lederrock. Einen der unteren Schneidezähne schlagen sie aus. Über die hölzernen Hütten werden Häute und Kuhmist gelegt. Die Milchgefäße werden mit Kuh-Urin gereinigt. Wo sie längere Zeit sich aufhalten, bauen die Elloikob eine größere Stadt (Orlmanaria) von Hütten, mit Dornen und Gruben umgeben, von den Elmoran, der jungen Kriegsmannschaft von 20 bis 25 Jahren, bewacht; nach vier bis fünf Monaten

wird eine solche Stadt wieder verlassen, und man wandert aus nach anderen gras- und wasserreichen Orten.

Südlich vom Kilimandscharo ist das Gebiet der ostafrikanischen (Wa)Dschagga, zu welchen Rebmann drei Missionsreisen gemacht hat. Sie bezeichnen Gott, Himmel und Sonne mit dem Worte Kruva ¹⁾, opfern den Geistern ihrer Vorfahren auf den Gräbern und tragen ihnen, vor dem Opfertier stehend, mit einem Bündel Kraut in der Hand, von dem jenes frisst, ihre Wünsche vor ²⁾, glauben aber auch an böse, gewiß auch abgeschiedene Geister, wie solche auf dem Kilimandscharo hausen und einst die Leute des Rungua, Königs von Madschame, die er auf denselben zur Untersuchung des Schnees gesandt, durch Kälte vernichtet haben sollen ³⁾. Muanga (Zauberer), deren der König viele hat, ist ein Ehrentitel in Udschagga, obgleich die Regenmacher am Kilimandscharo sehr leicht das Wetter vorherbestimmen können ⁴⁾. Wenn Dschagga auf ihren Zügen feindliches Gebiet berühren, legen sie an der Grenze Zaubermittel nieder, um sich dem Feind unsichtbar zu machen ⁵⁾. Die Dschagga leben in verschiedenen Reichen wie Sklaven (mit Ausnahme der Räte, Wandschama) unter despotischen Königen (Mangi), ohne deren Erlaubnis keine Heirat stattfinden darf; alle männlichen Kinder werden, sobald sie der mütterlichen Pflege entbehren können, gemeinsam erzogen für den Dienst des Mangi und des Landes ⁶⁾. Die kleineren Könige sind dem von Madschame unterworfen ⁷⁾, der sich gegen Rebmann

1) Krapf II, 22. 38.

2) Waitz, S. 424.

3) Krapf I, 385; II, 49. Von der Decken und Kersten (die 1862 den Kilimandscharo bestiegen) bei Zöllner, S. 218.

4) Krapf II, 65. 74. 82.

5) Ebd., S. 60.

6) Ebd., S. 44. 66.

7) Ebd., S. 42. 49. 57. Auf der portugiesischen Inschrift am Thor der Festung von Mombas wird schon ein von den Portugiesen besiegter König von Jaca erwähnt; doch ist fraglich, ob das Land im Innern gemeint sei. Ebd., S. 50. Waitz, S. 371.

sehr betrügerisch und räuberisch zeigte ¹⁾, befehlen sich aber doch auch unter einander, wobei sich der Sieger freut, die Zahl seiner Krieger durch männliche Gefangene vermehren zu können, die er mehr ehrt, als seine eigenen Leute, um sie von der Rückkehr in ihr Land abzuhalten, während er die erbeuteten Weiber nach der Meeresküste hin verkauft ²⁾. Der größte Teil der Arbeit, auch auf dem Feld, fällt auf das weibliche Geschlecht ³⁾. Obgleich nicht ganz ungekleidet, bedecken die Männer oft nicht einmal ihre Scham ⁴⁾. Die Hütten, für Licht und Luft unzugänglich, mit dürrer Gras bedeckt, teilt man mit dem Vieh. Jede Familie lebt in einem Hof mit mehreren Hütten auf kleine Zwischenräume getrennt von der anderen; eigentliche Dörfer und Städte giebt es nicht. In Verfertigung der nötigsten Geräte für Krieg und häusliche Arbeit zeigen die Dschagga einigen Kunstsinn; die Weiber besetzen ihre Lederkleider mit Glasperlen. Die Dschagga sind ein gesunder, kräftiger Volksstamm, wozu nicht bloß das Klima beiträgt, sondern auch die physische Reife bei Heiraten ⁵⁾. Guillaïn ⁶⁾ erfuhr von Eingeborenen, daß sie etwas Landbau treiben, Kupfer und Eisen bearbeiten, Götzen haben und beiden Geschlechtern zwei untere Schneidezähne ausschlagen; doch fragt sich, ob seine Tschaga identisch mit den Dschagga sind, die Rebmann besucht hat ⁷⁾.

Von der Wa-Teita am Kadiaro-Berg erfuhr Rebmann, daß ihre Voreltern dreißig Tagereisen weit von Norden gekommen, womit die runde abessinische Bauart ihrer Häuser übereinstimmt; die Sprache gehört zur Suaheli-Familie ⁸⁾; sie nennen auch Gott = Himmel Mu-

1) Krapf II, 80 f.

2) Ebd., S. 48 f.

3) Ebd., S. 47.

4) Ebd., S. 34. 43.

5) Ebd., S. 42. 47 ff.

6) Documents II, 2. p. 284 sqq.

7) Waitz, S. 425.

8) Krapf II, 15.

lungu¹⁾); auch bei ihnen findet sich der Glaube an Vorbedeutung durch Vogelflug und Zauberei²⁾. Die Verfassung ist hier ganz republikanisch; das Gutachten der Dorfältesten muß dem Rat der Jungen zur Entscheidung übergeben werden³⁾. Die Männer bekleiden sich mit einem umgeworfenen Stück Tuch, die Weiber mit Lederschürzen. Letztere umwinden den Hals mit dicken Schnüren von Glasperlen; mit Messingdraht schmücken auch die Männer Arm und Ohren⁴⁾. Die Teita, auf hohen Bergen wohnend, sind ernst und in sich gekehrt, aber auch stumpf⁵⁾.

Auch der südliche Pare-Stamm gehört sprachlich zu derselben Gruppe⁶⁾; er hat für Gott, Himmel und Sonne das Wort Thuva = Kruva im Kidschagga⁷⁾.

Östlich von den Pare bis an die Küste, südlich von Mombas, liegt das Reich Usambara, bewohnt von den gelbbraunen Waschinsi d. h. den Besiegten, was auf Eroberung des Landes durch die Herrscherfamilie hinweist⁸⁾. Der erbliche König (Kmeri, Zumbe, auch Simba wa muene „selbstständiger Löwe“) ist unumschränkter Monarch; ihm gehört selbst das Vieh, die Sklaven und die Weiber seiner Unterthanen; diese sagen selbst: „Wir sind alle Sklaven des Zumbe; er ist unser Mulungu (Gott)“⁹⁾. Er ist zugleich der Hauptzauberer¹⁰⁾. Vier Plätze, nämlich die Hauptstadt Fuga, Manga, Kirrci und Schierri, dürfen nicht von Fremden betreten werden, weil sonst die Geister (wasimu)¹¹⁾.

1) Krapf II, 22.

2) Ebd., S. 6. 9.

3) Ebd., S. 16.

4) Ebd., S. 15.

5) Ebd., S. 22.

6) Ebd., S. 15.

7) Ebd., S. 22.

8) Ebd., S. 111ff. Waitz, S. 422.

9) Krapf II, 277. 291.

10) Burkhardt, S. 10.

11) wasimu bezeichnet im Kisambara böse Geister; yuna wasimu „er hat böse Geister“ = er ist wahnsinnig. Krapf II, 286.

beunruhigt würden. Hier leben die großen Zauberer des Reichs. Selbst die Weiber sollen in Mangu kein Getreide mahlen, um die Geister nicht zu beunruhigen. Ein Mörder, der in diese Dörfer flieht, ist sicher vor dem Verfolger, ebenso, sobald er den König berührt hat¹⁾. Zauberärzte suchen durch allerlei Zeremonieen (Umganga), die sie morgens und abends über Kranke machen, diese zu heilen²⁾. So wohnte Krapf eines Abends der Zeremonie eines Kischinsi-Zauberers bei, der einige Kranke heilen wollte. Er hatte in seiner Hand ein Glöckchen, das an ein kleines Stück Holz gebunden war, mit dem er dasselbe in Bewegung setzte. Die Kranken saßen auf dem Boden vor dem Zauberer, der in einem singenden Ton beständig das Wort Dabre wiederholte, worauf die Kranken antworteten: „Eh“. Zwischen den Kranken und dem Zauberer stand eine Schale auf einem kleinen Stuhl, den vier Kuhwedel, die an vier Stücke Holz gebunden waren, umgaben. In der Schale war etwas Wasser und einige Beeren, die sich beständig nach dem Mittelpunkt des Wassers hinbewegten, ohne daß jemand die Schale oder das Wasser berührte³⁾. An der Küste haben die Waschinsi Sitten und Gebräuche der Mohammedaner angenommen⁴⁾; doch stellen auch diese dem Könige einflußreiche Zauberer⁵⁾. Tote begräbt man mit Geschrei und Trommeln⁶⁾. Sobald die Knaben in Usambara etwa neun Jahre alt sind, werden sie erzogen in der Kidara dscha wabuene, dem königlichen Hause für die Jugend, je zwanzig unter einem Zumba wabuene, König der Jugend, und treten mit dem vierzehnten oder funfzehnten Jahr in den Kriegsdienst. Der König hat

1) Krapf II, 126. 132, wonach auch ein flüchtiger Sklave sicher ist, sobald er in das Haus einer Frau oder eines Kindes des Königs gelangt.

2) Burkhardt, S. 10.

3) Krapf II, 116.

4) Ebd., S. 111.

5) Ebd., S. 278.

6) Ebd., S. 133f.

gegen 300 Weiber¹⁾; doch haben die gemeinen Leute gewöhnlich nicht mehr als eine Frau²⁾. Das Volk treibt Ackerbau und Viehzucht. Verbrecher strafft der König durch Verkauf mit der Familie in die Sklaverei. Es herrscht vollkommene Sicherheit der Person und des Eigentums im Lande, der Fremde wird fast nirgends angebettelt, braucht nur unbedeutende Geschenke zu geben und darf im Notfall sich selbst zueignen, wessen er bedarf³⁾.

Der südlich von der Pangani-Mündung beginnende Teil der Ostküste ist von folgenden Stämmen bewohnt: 1) den heidnischen Wasegu(r)a bis zum Suaheli-Dorf Sadan, Zanzibar gegenüber, 2) den wenigstens wohl früher nach der Wandersage der Wakamba kannibalischen Wadoie, 3) den Waseramo, 4) den Wakatoa, 5) den Watumbi, 6) den Wagnindo, 7) den Wamuera bei Kiloa Kibendsche, 8) den Makonde, 9) den Makua bis zur portugiesischen Küste⁴⁾. Die Araber auf der Insel Zanzibar versprechen den Wasegua-Häuptlingen eine Anzahl Flinten mit Pulver und Blei für eine bestimmte Anzahl Sklaven. Wenn ein Häuptling den Vertrag eingegangen, so überfällt er plötzlich ein ihm feindliches Dorf, verbrennt die Häuser und schleppt die Einwohner in die Sklaverei⁵⁾. Die Wasegua, die Stanley auf seiner ersten Reise sehr unverschämt ihre Waren zu selbstbestimmten Preisen aufdringen wollten, haben eine Königin in der Hauptstadt Simbamwenni. Bei den Wasegua und den westlich an sie grenzenden Wasagara ritzen sich die den Blutbund (Sare) schließenden Freunde die Haut gegenseitig unter der Magenhöhle, fangen das Blut mit einem Stück gerösteten Fleisches, gewöhnlich einem Schafherzen,

1) Burkhardt, S. 9.

2) Krapf II, 297.

3) Burkhardt, S. 9. Grundemann, S. 24. Waitz, S. 423.

4) Krapf II, 179f.

5) Ebd. I, 184. Die Namen der zwölf Stämme: S. 375.

auf, und jeder verspeist das des anderen¹⁾. Ähnlich die Wasseramo. Sie verdanken ihre Wohlhabenheit, die sich an ihrer reicheren Kleidung zeigt, dem Sklavenhandel und fordern von Reisenden die höchsten Durchgangszölle für ihre Dorfhäuptlinge; die Wasagara dagegen haben schwer von den Sklavenjägern zu leiden, sind daher sehr mißtrauisch gegen Fremde²⁾. Die Wagnindo oder Wangindo³⁾ hat Froberville⁴⁾ eingehend geschildert. Mulungu ist ihnen der Schöpfer aller Dinge, der im Himmel unter den guten Geistern und auf Erden in allem lebt, was gut, nützlich und schön ist⁵⁾, wogegen die bösen Geister, Mahoka, überall das Schädliche und Böse schaffen. Die Seelen der guten Menschen gehen zu jenem nach dem Tode, die der bösen verwandeln sich in schädliche Naturmächte und häßliche Tiere. Der Kultus beschränkt sich darauf, daß man Haufen von Reis aufschüttet, um Orakel zu erhalten, und Opfer von Arak in Prozession bringt, um Regen zu erbitten. Die erblichen Häuptlinge sind an einen Rat der Alten gebunden. Sie führen das Richteramt. Der Akitara ist eine Person ohne amtlichen Charakter, die Streitende zu versöhnen sich bemüht. Mißlingt der Versuch, so wird nach verweigerter Genugthuung die Familie und dann der ganze Stamm des Beleidigers verantwortlich gemacht, ja man hält sich, um sich Recht zu verschaffen, oft sogar an ein Individuum eines bei dem Handel ganz unbetheiligten Stammes, auf den

1) Burton bei Lippert, Seelenkult, S. 62.

2) Zöllner, Der schwarze Erdteil, S. 124f. Hexenverbrennung nach Willkür des Mganga bei den Wasseramo. Burton in H. v. Barth, Ostafrika (1876), S. 382.

3) Wangindo und Wamwera (Wanuera) wohnen nach Stanleys Karte parallel, jene westlich, nach dem Nyassa-See zu, diese östlich an der Küste.

4) Bull. soc. géogr. 1852 I, 431sqg. Waitz, S. 425.

5) Es stammt wohl aus dem Christentum der alten Portugiesen, daß Mulungu als großer Lehrer und Wohlthäter auch unter den Menschen erschien, die jedoch ihm mit Undank lohnten und ihn umbrachten.

die Fehde dadurch übergeht, wie dies auch auf der Goldküste gebräuchlich ist. Die Makonde verzieren sich mit guirlandenartigen Einschnitten ¹⁾. Die Makua, zu denen die ganz negerartigen Eingeborenen von Mozambique und Quillimane gehören ²⁾, haben als nationales Zeichen ein Hufeisen auf der Stirn, Beschneidung, Ordalien, Speiseverbote ³⁾; sie essen im Unterschied von den Gala, Wakamba, Dschagga, Wateita Fische ⁴⁾. Zu den Makua gehören wohl auch die Macquau und Mogange an der Küste zwischen Quillimane und Mozambique, welche die Oberlippe so stark durchbohren, daß oft drei Zähne dadurch sichtbar werden ⁵⁾. De Santos ⁶⁾ schildert die Eingeborenen des Landes nördlich von Sofala als so betriebsam, wie sie sich später nie gezeigt; sie bauten Zuckerrohr und Wein und trieben Handel nach Ostindien; die Großen kleideten sich in Baumwolle und Seide. Ihr höchstes Wesen hieß schon damals Molungu ⁷⁾.

Wir folgen nun der Reiseroute Stanleys ins Innere Ostafrikas zum Ukerewe-See nach Norden, von Ugogo, dem Land der gut beanlagten Wagogo ⁸⁾ aus, den Nachbarn der Wasagara, denen sie auch sprachlich am nächsten stehen; Himmel heißt bei beiden Vundeh ⁹⁾.

1) Hartmann, S. 115.

2) Boteler, Narr. of a voy. to Afr. and Arabia (1835) I, 253. Waitz S. 357. 418. Quillimane = Kilimane.

3) Froberville im Bull. soc. géogr. 1847 II, 314.

4) Hartmann, S. 225.

5) Boteler I, 254.

6) Hist. de l'Ethiopie (1684). Waitz, S. 376.

7) Boteler I, 359.

8) Ihre Ohrfläppchen hängen bis auf die Schultern. Ihre seltsamen Haartrachten abgebildet auch bei Geistbeck, S. 46. Auf seiner ersten Reise, um Livingstone zu suchen, ging Stanley über Ugogo nach Westen bis zum Tanganika-See, den Burton und Speke, in derselben Richtung von Zanzibar aus vordringend, 1858 entdeckt hatten, woran sich auf der Rückreise die Entdeckung des Ukerewe-Sees (während Burtons Krankheit) durch Speke, der ihn auch 1861 vom Tanganika aus mit Grant weiter erforschte, angeschlossen hatte.

9) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 537.

Bei Mwenna, wo er sich am 2. Januar 1875 nordwärts wandte, ersuchten ihn Wahumba-Häuptlinge um Schließung der Blutsbrüderschaft und der Sohn des Orshäuptlings, der ihm als Freundesgabe warme Milch gebracht und dafür reiche Gegengeschenke erhalten, sagte vermöge eines durch seine Sandalen von Kuhhaut befragten magischen Orakels seiner Reise Erfolg voraus, da die Sandale des rechten Fusses, dreimal emporgeschleudert, jedesmal mit der oberen Seite zu Boden fiel ¹⁾. An den nackten, kräftig-schönen Barimi, deren Weiber etwas heller als die Männer sind, bemerkte Stanley die Beschneidung; sie scheinen keine Häuptlinge zu haben, sondern ordnen sich der Leitung älterer Personen oder Familienhäupter unter, denen sie in Rechtsfällen die Entscheidung überlassen ²⁾. Die Bewohner von Ituru, deren Sprache vom Kigogo sehr verschieden ist, besitzen große Rinderherden ³⁾. Mit dem großen Zauberarzt (Mganga) von Vinyata machte Stanley die Zeremonieen der Verbrüderung durch und wechselte Geschenke, hatte jedoch einen mehrtägigen Kampf mit den Eingeborenen zu bestehen ⁴⁾. Durch die Gebiete Iramba und Usukuma gelangte er am 27. Februar an den an Umfang dem Königreich Bayern gleichen Viktoria-Nyanza- oder Ukerewe-See, dessen Ufer auf allen Seiten dicht bevölkert sind von zahlreichen Volksstämmen, die sich in ihrem Verhalten gegen den Reisenden sehr verschieden, bald feindlich, bald gastlich zeigten ⁵⁾, im allgemeinen aber wild und grausam sind, mit Mordlust auch gegen einander die Hände erheben; Seeräuberei ist das Gewerbe der Wavuma, die Wageyeya und Wasoga gehen nackt; König Mtesa von Uganda läßt seine Schlachtopfer pfählen, verbrennen und verstümmeln; die Wirigedi lauern jedem Fremden auf und

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 112.

2) Ebd., S. 121.

3) Ebd., S. 129.

4) Ebd., S. 131 ff.

5) Ebd., S. 197.

die Schleuderer auf den Inseln üben ihre Kunst an ihm; die Wakara vergiften beim Anblick eines Kanoes ihre Pfeile aufs neue, und jeder Volksstamm hält sich, Wut und Rachedurst im Herzen, vom anderen fern¹⁾. Am südlichen Speke-Golf wohnen die Wake-rewé, von denen der See seinen Namen hat. Die Ältesten, denen die Aufbewahrung der Traditionen des Landes anvertraut ist, zählen 15 Könige, die dasselbe nach einander beherrscht, von Ruhinda I. bis zum jetzigen Lukongeh. Der Begründer des Reichs, Ruhinda I., ist der König, dessen Andenken am meisten geehrt wird. Er brachte sein Volk in Kanoes von der Westküste des Sees, von Uzongora und Ihangiro, das in alten Zeiten unter dem Namen U-wyá bekannt war, hierher, führte auch die Pisang- und Bananenpflanzen in Ukerewe ein. Die Ureinwohner, die er besiegte, hießen Wa-kwya, ein anderer Name für die Bewohner des Madschita-Gebirges; ein Rest dieses Stammes lebt noch an der Südküste von Ukerewe²⁾. Die gewaltsam unterworfenen Wetaturu-Schäfer im Ostgebiet Lukongehs sind hellfarbig. Die königliche Grabstätte befindet sich in Kitari auf einem Hügel. Ein hochgestellter Häuptling in Ukerewe hat dafür Sorge zu tragen, daß sie unverletzt bleibt. Die Könige werden in sitzender Stellung begraben. Man hält den König für begabt mit übernatürlichen Kräften, und Lukongeh nimmt jede Gelegenheit wahr, das Volk in diesem Wahn zu bestärken. Man glaubt, daß er Dürre im Land nach Belieben hervorrufen und danach das Land wieder mit Regen bewässern könne. Da seit Lukongehs Thronbesteigung der Regen in seiner tropischen Jahreszeit stets regelmäsig und reichlich eintrat, unterließ der König nicht, auf diesen Vorteil stets hinzudeuten, den das Land durch seine Regierung gewonnen; er ist deshalb

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 244.

2) Ebd., S. 274. Usongara heißt auch eine östliche (Halb-)Insel des Muta Nzige.

sowohl beliebt als gefürchtet. Er strebte auch nach dem Ruf eines großen Wunderdoktors und beschwor Stanley, ihm einige der großen europäischen Geheimnisse mitzuteilen, z. B. wie man Menschen in Löwen oder Leoparden verwandeln könne, wie man den Regen eintreten oder aufhören lassen, wie man Winde zum Wehen bringen, den Weibern Fruchtbarkeit und den Männern Zeugungsfähigkeit erteilen könne¹⁾. Auch als Stanley dies ablehnte, beharrte der König beim Glauben an dessen Zaubermacht. Zur Begrüßung des Königs treten seine Unterthanen dicht an ihn heran, klatschen mit den Händen und knieen vor ihm nieder. Wenn der König mit ihnen zufrieden ist, schnäuzt er sich in ihre Hände und spuckt hinein, worauf sie sich mit den befeuchteten Händen Gesicht und Augen salben, in dem Glauben, daß der Speichel des Königs ein heilkräftiges Mittel sei. Auch vor einander knieen die Wakerewe nieder, klatschen in die Hände und rufen: Watsche sug! (guten Morgen), Mahoro! (guten Tag), Eg sura? (befindest du dich wohl?) Die in diesem Land kursierenden Geschichten über die von den Bewohnern der Insel Ukara ausgeübten Zaubereien beweisen, daß jene Insulaner sich viel Mühe gegeben haben, überallhin den Ruf zu verbreiten, daß sie in dergleichen Künsten erfahren sind. Die Macht, welche sie über Krokodile und Flufspferde ausüben, ist den Angaben der Wakerewe zufolge ganz wunderbar. Letztere glauben auch, daß ein Habicht, wenn er einen den Wakara gehörigen Fisch ergreift, im Augenblick des Ankrallens sterben muß²⁾. Von den Sitten der Wakerewe berichtet Stanley³⁾ Folgendes: Um ein Weib von ihren Eltern zu kaufen, sind zwölf Ziegen und drei Hacken erforderlich. Der Araber Sungoro mußte an Lukongeh 360 Pfund verschiedener Perlen und 300 Meter gutes Zeug zahlen, um eine

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 275.

2) Ebd., S. 276f.

3) Ebd., S. 278 (mit Bildern).

der Schwestern des Königs zur Ehe zu bekommen. Wenn der Liebhaber arm ist, daß er weder Ziegen noch Hacken besitzt, so ersetzt er dieselben durch Speere oder Bogen und Pfeile, kann aber das Weib nicht eher erlangen, bis er durch ein hinlängliches Brautgeschenk die Eltern befriedigt. Wenn diese oder die älteren Verwandten habsüchtig harte Bedingungen auferlegen, so ist die Lage eines Liebhabers recht drückend, da nach der Heirat noch häufig Rinder, Schafe, Ziegen u. s. w. verlangt werden, deren Verweigerung die Ehe ungültig macht. Erst die Geburt von Kindern erlöst den jungen Ehemann aus dieser Bedrängnis; denn nach derselben hören alle Beziehungen der Frau zu ihren Blutsverwandten auf. Ehebrecher, Diebe und Mörder werden enthauptet, können jedoch dem Tode entgehen, wenn sie Sklaven der Person oder der Genossen derjenigen werden, welchen sie das Unrecht zugefügt. Die Frauen tragen Messingdraht in zahlreichen Ringen um den Hals, Ringe von Kupfer, Messing, Eisen um Handgelenk und Fußknöchel; auch Armspangen von Elfenbein sind bei den Männern ein beliebter Schmuck. Der Anzug der Männer und Weiber besteht aus halbgegerbten Ochsenhäuten, aus Ziegenfellen oder einem Gürtel von Bananenblättern oder von roh aus Gras geflochtenem Zeug. Die Häuser sind heuschoberähnlich, die Kornspeicher auf großen Gerüsten erbaut. Familien, welche Trauer haben, zeichnen sich aus durch Kopfbinden von Pisangblättern und Bemalung mit einer aus gepulverter Holzkohle und Butter bestehenden Schminke.

Auf der Südwestküste des Sees mußte Stanley die Prozeduren des Bruderschaftschliefens mit dem König von Komeh und dem von Itawagumba vornehmen, das noch durch einen wild-phantastischen Zehentanz, an dem die Könige teilnahmen, gefeiert wurde¹⁾. Die ihm vom König von Komeh bei der Abfahrt von der Refuge-Insel mitgegebenen Führer suchten den Schutzgeist des

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 293f.

Sees mit Perlen, die sie ihm opferten, günstig zu stimmen und beschworen ihn mit dem Anruf: „Sei freundlich dem weisen Mkama, o Niandscha, ich ermahne dich! Verleih ihm eine sichere und glückliche Fahrt über deine weiten Gewässer!“¹⁾

Die reiche Uferebene und das dahinterliegende Plateau im Nordwesten und Norden des Sees bis weit über den östlichen Nilausfluß hinaus umfaßt das große Reich Uganda, dessen damals erst 25jähriger König Mtesa Speke 1862 unter großen Zeremonien aufnahm in seinem umfangreichen Palast jenseit des Flusses Mwerango, wo sich auch die meisten seiner 300 bis 400 Weiber befanden, deren Fettigkeit für Schönheit gilt. Der König war gut gekleidet; das Kopfhaar trug er kurz abgeschnitten, nur auf dem Scheitel wie eine Leiste aufgekämmt; den Hals und einen Arm zierte ein schön gemusterter Perlenschmuck; am anderen Arm war ein hölzernes Amulett mit einem von Schlangenhaut überzogenen Strick befestigt. Ein weißer Hund, ein Speer, ein Schild und eine Frau — die Ugandazeichen — waren an seiner Seite, desgleichen eine Gruppe von Stabs-offizieren und von Zauberfrauen. Man wälzte sich vor dem König auf dem Boden und bewarf sich mit Erde. Am Hofe wurde die strengste Etikette eingehalten; auf ganz unbedeutende Formfehler stand der Tod. Fast jeden Tag sah Speke eine, zwei oder drei der unglücklichen Palastfrauen zur Hinrichtung fortgeschleppt werden; bei einem Ausflug nach dem See pflückte eine derselben eine Frucht und bot sie dem König an, der darüber aber in rasende Wut geriet und ihre sofortige Hinrichtung befahl, die nur auf Spekes Bitte unterblieb. Die aus einem Kriege zurückgekehrten Krieger waren fast alle nackt; Ziegen- oder Katzenfelle hingen von ihren Gürteln; ihr Leib war mit Kriegsfarben je nach dem Geschmack jedes Individuums beschmiert; alle führten dieselben Waffen, zwei lange Speere und einen

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 295.

Schild¹⁾. Auch Stanley, der weifse Mann, von dem Mtesas Mutter geträumt, wurde feierlich empfangen²⁾ und gewann so großen Einfluß auf Mtesa, daß er ihn, der vorher bereits sich dem Islam zugewendet, sogar für das Christentum gewonnen zu haben meinte³⁾; von seinem späteren Rückfall in das Heidentum und wie dasselbe sich dann weiter kundthat, davon nachher; wir geben zuerst, was Stanley vom Heidentum in Uganda berichtet. Unzweifelhaft besteht Ahnenkult im ganzen Volke. Jeder Kopi (Bauer) hat innerhalb des äußeren Hofes, der seine kegelförmigen Hütten umgiebt, eine kleine viereckige Hütte, die dem Schutzgeist der Familie, dem Muzimu, geweiht ist; die Opfer und Spenden, die ihm dargebracht werden, um ihn zu besänftigen und geneigt zu machen, sind die einfachsten Gegenstände, z. B. Schneckenhäuser aus Lehm geformte Kugeln, eine gewisse Mischung von verschiedenen Kräutern, kleine Stückchen Wacholderholz und ein mit eiserner Spitze versehenes, in den Boden gestecktes Stück Hirschhorn⁴⁾. Auch der König schwört beim Grabe seines Vaters, in Uganda ein starker Eid⁵⁾. Die Waganda-Generale waren bereits zum Islam übergetreten, hielten aber doch an ihren kriegerischen Körperbemalungen (mit Ocker und Pfeifenthon) und ihrem nationalen Zauberwesen fest⁶⁾. Als Mtesa auf einem Feldzug gegen die Wavuma sich entschieden, denselben eine Schlacht zu liefern, kamen die Zauberpriester und Priesterinnen der Muzimu, mehr als 100 an der Zahl, heran und überreichten ihm die Zaubermittel eins nach dem anderen mit langen Zeremonieen. Der Hauptpriester war sehr phan-

1) Zöllner, S. 132 ff.

2) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 203 ff. Der Gebrauch, einen Spazierstock zur Begrüßung zu übersenden, findet sich auch in Dahome. Ebd., S. 328.

3) Ebd., S. 221.

4) Ebd., S. 418.

5) Ebd., S. 361. 366 f. 402. 486.

6) Ebd., S. 335.

tastisch gekleidet. Um die schrecklichen Muzimu oder bösen Geister zu besänftigen und geneigt zu machen, ist es gebräuchlich, alle die wirksamen Zaubertränke oder -Mittel Ugandas vor dem Monarchen zu bringen, damit er sie mit seinem Finger berühre oder wenigstens mit seinem Zeigefinger auf sie hinweise. Sie bestehen aus toten Eidechsen, Stückchen von Holz, Haut, Nägeln von Leichen, Tierklauen und Vogelschnäbeln, die mit einem geheimnisvollen Gemengsel von Kräutern und Blättern zusammengestellt und sorgsam in verschiedene, mit buntfarbigen Perlen verzierte Gefäße eingeschlossen sind. Während der Schlacht singen die Zauberer und Zauberinnen ihre Beschwörungsformeln ab und heben ihre Zaubermittel vor dem Feinde hoch empor, während die Träger der mit Kieselsteinen gefüllten Kürbisklappern einen furchtbaren Lärm machen ¹⁾. Über den Stammvater und die älteste Geschichte von Uganda erfuhr Stanley folgende Sagen ²⁾: Der Priesterkönig Kintu kam aus dem Norden in das noch ganz unbewohnte Land und ließ sich am Westufer des Mwerango in Magonga nieder. Er brachte eine Frau, eine Kuh, eine Ziege, ein Schaf, eine Bananenwurzel und eine süße Kartoffel mit sich. Sein Weib gebar jährlich auf einmal je zwei Knaben und zwei Mädchen, die sogleich in Jugendreife standen und wieder Söhne und Töchter gebaren, bis das Land bevölkert und bebaut wurde; auch die Banane und Kartoffel vermehrten sich unter den heiligen Händen Kintos im Boden von Uganda in gleicher Weise, ebenso die Haustiere Kintus. Als Kintus Nachkommen so zahlreich waren, daß Magonga von ihnen voll ward, schnitt er Teile von der ursprünglichen Bananenwurzel und Kartoffel ab, gab jeder Familie einen Teil und befahl ihnen, sich eine neue Heimat zu suchen. Diejenigen, welche die Banane erhielten, schlugen ihre Wohnung

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 356 f.

2) Ebd., S. 375 ff. Zu Spekes Zeit durfte über den Stammbaum des Königs nicht gesprochen werden. Stanley setzt Kintu um 1400.

südlich von Magonga auf, während die, welche die Kartoffel empfangen, nach dem Norden zogen in die Thäler von Unyoro (bis an den Mutanzige bzw. Albert-Nyanza). Daher ist bis jetzt dem Volk von Uganda die Banane die Lieblingsnahrung, den Wanyoro aber die süße Kartoffel. Infolge seines priesterlichen Standes hegte Kintu eine Abneigung gegen alles Blutvergießen; er tötete weder Menschen noch Tiere; doch verbot er seinen Nachkommen nicht das Vergießen von Tierblut; nur mußte, wenn ein Tier geschlachtet wurde der Nahrung wegen, dasselbe aus der Nachbarschaft seines Hauses weit weggebracht werden, und ebenso, wenn ein Mensch eines Mordes wegen hingerichtet werden sollte; wenn dieser aber auf seinem Wege Kintu begegnete und seine Füße und Kleider berührte, ward er begnadigt. Als aber der gute Patriarch alt wurde, vergaßen seine Kinder, seinem frommen Beispiel zu folgen; denn sie hatten die Kunst entdeckt, aus der Banane Wein und starke Getränke zu bereiten, durch die sie zu Schwelgern und Wüstlingen wurden, und da sie täglich berauscht waren, so begingen sie Unanständigkeiten, wurden heftig in ihrer Sprache und verhärtet in ihrer Gottlosigkeit, ja drohten, Kintu abzusetzen und zu töten. Dieser ertrug solches Betragen mit Sanftmut und Kummer lange Zeit, aber verkündete ihnen warnend, daß ihre Schlechtigkeit eines Tages bestraft werden würde; sie achteten jedoch nicht auf ihn. Da sagte er nach einiger Zeit zu seinem Weibe: „Siehe, meine Söhne sind gottlos und hartherzig geworden und drohen, ihren Vater fortzujagen oder zu töten. Ich lebe wie ein verhafster Fremdling unter meinen eigenen Kindern. Täglich vergießen sie das Blut ihrer Brüder. Es ist Zeit für uns, aus diesem Leben wegzukommen und anderswohin zu ziehen.“ In derselben Nacht gingen Kintu und sein Weib weg und nahmen mit sich die zuerst mitgebrachten Tiere und Pflanzen ¹⁾. Als

1) Einige Waganda glauben freilich, daß Kintu oder Ham, mit dem ihn Mtesa identifizierte, in Magonga begraben wurde.

dies am Morgen ruchbar wurde, wurden alle von Gram erfüllt, und großes Wehklagen erscholl durch das ganze Land; weit und breit wurde nach Kintu gesucht. Da nahm nach drei Tagen der älteste Sohn Tschwa seinen Speer und Schild in die Hand und sprach: „Ich bin der Erstgeborene, und es ist mein Recht, die Stelle meines Vaters einzunehmen. Ihr, meine Brüder, mögt nun gut sein und euch vor meinem Speer inacht nehmen.“ Da Tschwa stark war, fürchteten ihn seine Brüder und huldigten ihm als ihrem König. Tschwa aber gab nicht auf, nach seinem Vater zu forschen, hoffte, daß er in einem fernen Lande aufgefunden würde, und wollte ihn dann um Verzeihung bitten. Zwar entstand ein Gerücht, daß Kintu gesehen worden; aber keiner der von Tschwa abgeschickten Boten fand ihn, und Tschwa starb endlich ohne Erfüllung seiner Hoffnung. Ihm folgte sein Sohn Kamiera — ein Name, der noch heute von den Mitgliedern der königlichen Familie beibehalten wird —; auch er suchte Kintu vergeblich bis an seinen Tod. Ihm folgte sein riesengroßer Sohn Kimera, dessen Fußstapfen im Felsen Ulagalla bei der Hauptstadt eingedrückt sind, ein Jäger, dessen Liebe zu den Hunden sich auf seine Nachfolger vererbte, wie noch Mtesa zu Spekes Zeit einen Hund zärtlich liebte, später freilich verboten hat, daß ein Hund an seinem Hof gesehen werde ¹⁾. Auch Kimera durchsuchte nahe und ferne Länder vergeblich nach Kintu; ebenso sein Nachfolger Almass, dessen Name arabisch Diamant bedeutet, bei den Arabern besonders beliebt ist und Stanley als Beweis für den asiatischen Ursprung des Stammvaters gilt. Auch Almass hoffte Kintu zu finden; ihm folgte sein Sohn Tembo, dann Kigara, Wanpamba, Kaima und Nakivingi, der wegen seiner Tapferkeit und seiner vielen Eroberungen gerühmt wird; so unterwarf er die Wanyoro mit Hilfe eines seiner Helden, Namens Kibaga, der fliegen konnte, aus der Luft die Feinde

1) Vielleicht Einfluß des Islam gegen heidnischen Kult einer im Hunde inkarnierten Gottheit.

erspähnte und Felsblöcke auf sie fallen liefs, aber sein Geheimnis seiner im Krieg erbeuteten, vom König ihm geschenkten Gattin mittheilte, die den Wanyoro riet, nur auf das Schwirren seiner Flügel in der Luft zu horchen und ihre Pfeile in der Richtung dieses Geräusches abzuschiefsen, durch welche er dann niedergeschossen wurde. Auf Naki-vingi folgten sieben Könige, von denen nur die Namen bekannt sind, dann Dschuko, der seinen rebellischen Sohn Kyemba durch das Geschenk der Insel Uvuma besänftigen wollte, aber von diesem entthront und erschlagen wurde. Der fünfte Nachfolger Kyembas, Maanda, suchte wieder mit besonderem Eifer nach Kintu. Als er eben von einem dieser Züge in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, hörte im nahen Walde ein vom Holzhauen ermüdeteter Bauer im Traum dreimal eine Stimme: „Gehe nach einer Stelle in diesem Walde, wo die Bäume sehr dicht stehen rund um einen offenen Raum neben einem vorbeiströmenden Gewässer, und du wirst dort etwas sehen, das dich sehr reich und zu einem mächtigen Häuptling machen wird.“ Der Bauer folgte der Weisung, gelangte an die bezeichnete Stelle, heilige Scheu und Angst erfasste ihn; da sah er plötzlich in der Lichtung einen ehrwürdigen Greis mit langem gebleichten Bart auf einer Art von Thron ruhend, zu beiden Seiten viele Krieger auf Matten, Speere und Schilde in ihren Händen; die Hautfarbe aller dieser Männer war so hell, dafs sie der der Weifsen ähnelte. Alle waren in fleckenlose, weifse Gewänder gekleidet. Niemand sprach; aber alle schauten den Bauer mit ernsten Blicken an. Da fragte ihn der Greis nach dem Namen des Landes und seines ersten, sowie seines jetzigen Königs und befahl ihm, nachdem dieser die Namen genannt, den König Maanda, der so lange nach Kintu gesucht, zu ihm zu holen, ohne dafs noch jemand als seine (Maandas) Mutter ihn begleite; wenn der Bauer dies treu ausgerichtet, solle seine Belohnung grofs sein. Der Bauer wufste sich eiligst zum König Zutritt zu verschaffen; derselbe befahl sofort seinem ersten Beamten (Katekiro), niemand in den Palast zu lassen, und verlies selbst den-

selben durch eine geheime Pforte, ohne jemand mitzuteilen, wohin er gehe, nur von seiner Mutter und dem Bauer begleitet und mit Schwert und Schild bewaffnet. Doch wurde des Königs Entfernung bald bekannt, und der Katekiro fürchtete eine gegen jenen geplante Verrätere, eilte ihm deshalb mit Speer und Schild heimlich nach, um ihn nötigenfalls zu schützen, und war bald hinter ihm, ohne daß dieser oder seine Begleiter es merkten. An die Stelle des Waldes angekommen, sahen dieselben nun auch die wunderbare Versammlung, Kintu trat hervor und offenbarte sich dem König als seinen Stammvater, aber fragte ihn auch, warum er noch wider seinen Befehl einen Mann mitgebracht. Da blickte sich Maanda um, sah den Katekiro und schleuderte ihm voll Zornes seinen Speer ins Herz; in demselben Augenblick war Kintu und seine Versammlung verschwunden. Laut riefen die drei seinen Namen und erfüllten den Wald mit Klagen; aber Kintu erschien seitdem nie wieder in Uganda ¹⁾. Der dritte König nach Maanda war Tschabagu, der die Wasoga besiegte mit Hilfe des gefeierten Helden Wakinguru; der dritte Nachfolger Tschabagus war Kamanya, der Großvater des jetzigen Königs, der die wilden Wakedi im Norden von Usoga, die ihre Bluthunde gegen die Waganga hetzten, besiegte. Sein Sohn Suna II. war auch tapfer und kriegerisch, dehnte sein Reich weit aus, war aber despotisch und grausam; er ließ Tausende auch von Frauen und Kindern besieger Feinde in die Sklaverei führen; er ließ einst 60 Häuptlinge der Wasoga, die versprochen hatten, sich zu unterwerfen, verräterisch zu einem Fest einladen und dann buchstäblich in Stücke zerhacken, aber auch häufig seine Unterthanen zu Hunderten hinrichten, ließ Augen mit dem Daumen ausdrücken, Ohren, Nasen und Lippen aufschlitzen; jeder Bote mußte auf seinen Knien herumkriechen und in dieser Stellung seine Botschaft dem König ins Ohr flüstern, während er sich gegen Fremde, namentlich arabische Kaufleute,

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 390.

freigebig und gastfrei zeigte ¹⁾. Mtesa liefs sogleich nach seinem Regierungsantritt alle seine Brüder und die älteren Häuptlinge töten und wurde erst menschlicher, nachdem er durch den Araber Muley bin Salim ein eifriger Muselman geworden. Auch er hat Siege über die Wanyankori, Wanyoro, Wasui, Wazongora und Wasoga errungen; sein Katekiro hat seine siegreiche Flagge bis nach Ruanda und Uzongora am Muta Nzige getragen ²⁾. Infolge der Besiegung anderer Könige wurde Mtesas Titel M(u)kavya (König) in Kabaka (Kaiser) verwandelt, wie überhaupt alle Waganda bis zum Kopi herab ihre Titel und Namen verändern, je nach der Wertschätzung, die ihnen die öffentliche Meinung zuteil werden läfst. Der Titel Mkama (Herr) bezeichnet einen Vize- oder Unterkönig ³⁾, Mkungu einen Häuptling ⁴⁾; beim Tod eines Häuptlings pflegt Mtesa aus dessen Söhnen auf Vorschlag anderer Häuptlinge den Nachfolger zu wählen ⁵⁾. Wenn ein Mkungu den Rang eines Generals erhält, belehnt er ihn mit einem gröfseren Landstrich und unumschränkter Gewalt über dessen Bewohner und ihre Habe, unter der Bedingung, dafs er seinen Souverän, sobald dieser es verlangt, Dienste leistet ⁶⁾. Der erste Minister (Katekiro) hat bei den Launen des Herrschers keine beneidenswerte Stellung ⁷⁾. Auch Mtesa hat eine Amazonengarde ⁸⁾. Sein Hoflager auf einem mit hohen kegelförmigen Hütten bedeckten Berg ⁹⁾ ist noch, wie Speke es geschildert. Am glücklichsten leben die Kopi (Bauern) in ihren mit Höfen und Gärten umgebenen Hütten, gekleidet in einen lehmfarbenen langen Rock aus Rindenzeug vom

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 395 ff.

2) Ebd., S. 412.

3) Ebd., S. 444.

4) Ebd., S. 420.

5) Ebd., S. 432.

6) Ebd., S. 404.

7) Ebd., S. 428.

8) Ebd., S. 435 (mit Bild).

9) Ebd., S. 428.

Feigenbaum¹⁾. Der moralische Charakter des Volks steht tief. Die Waganda sind im ganzen listig, diebisch, lügenhaft, ohne Achtung vor Menschenrecht und Menschenleben; nur die Furcht vor der Macht des Kabaka hält sie im Zaume²⁾.

Stanley erlief noch 1875 aus Uganda im „Daily Telegraph“ und „New York Herald“ einen Aufruf zur Sendung christlicher Missionare an Mtesa³⁾; die dann auch durch die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft erfolgte⁴⁾. Trotz der Feindschaft der arabischen Händler und auch jesuitischer Missionare gegen die englischen (in der Hauptstadt Rubaga) blieb diesen die Gunst Mtesas bis gegen Ende des Jahres 1879; er selbst forderte seine Häuptlinge auf, sich von ihnen unterrichten zu lassen; von Tagesanbruch an waren sie von Lernbegierigen umdrängt; sie konnten nicht genug Alphabete und Lesetafeln drucken; auch die Gottesdienste wurden gut besucht. Da gab eine zweijährige Krankheit Mtesas der bis dahin unthätigen heidnischen Partei, zu der die Mutter des Königs, andere Glieder seines Hauses und einige ältere Häuptlinge gehörten, Veranlassung zu einer Reaktion. Der Missionsarzt Dr. Felkin war nach Europa gereist. Da rieten die genannten Personen dem König, ein altes Weib, Mukassa, die Priesterin des den See beherrschenden gleichnamigen Gottes (Lubari), von dem sie selbst besessen geglaubt wird, in den Palast kommen zu lassen, die ihn heilen werde. Im Hof des Palastes wurden drei Häuser zum Empfang der Mukassa und zweier Schutzgötter des Landes, Nende und Tschibuka, hergerichtet. Auf die Gegenvorstellungen des Missionars Mackay und seine Predigt gegen den Götzendienst erklärte Mtesa in einer Hofversammlung (23. Dezember 1879) den Lehrern: „Wir brauchen eure Lehre nicht; die Araber mögen ihre Religion behalten und ihr die eurige; wir aber wollen zur

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 416 ff.

2) Ebd., S. 445.

3) Ebd., S. 228 ff.

4) Petri, S. 126 f.

Religion unserer Väter zurückkehren.“ Am Tage darauf kam die Mukassa in feierlichem Zuge in den Palast, wo sie trank, tanzte, Beschwörungsformeln und wahrsagende Lieder sang. Reich beschenkt ging sie wieder fort, ohne das Leiden des Königs heben zu können. Die königlichen Gräber wurden dann restauriert und nach Beendigung dieser Arbeit 200 Menschen geopfert. Öfter wurden Menschen lebendig verbrannt¹⁾. Doch geschah den Missionaren nichts, und sie haben unverdrossen ausgehalten; auch Mtesa zeigte sich zeitweise ihnen wieder günstiger, jedoch immer wankelmütig und launenhaft, bevorzugte auch zeitweise wieder den Islam; zwei Eingeborene, die er nach einer Insel verbannte, weil sie sich für das Christentum erklärten, hat er wieder freigelassen; fünf Erstlinge aus Uganda konnten am 18. März 1882 getauft werden²⁾. Die Missionare haben gefunden, daß auch im alten Heidentum von Uganda, das auch keine Götzenbilder kannte, ein höchstes Wesen, Katonda (= Schöpfer), geglaubt, aber als zu erhaben nicht angebetet wurde. Neben dem Seegott Mukassa giebt es noch andere Lubari: Flußgötter, Kriegsgötter, die auf Bäumen wohnen, wohl identisch mit den Muzimu Stanleys; von dem Seegott glaubt man, daß er, wie in jenem Weib, das Mtesa Heilung versprach, auch sonst von Zeit zu Zeit Besitz nehme von einem Menschen, Mann oder Weib, ihn zu seinem Orakel mache und mit übernatürlichen Kräften ausrüste; Kranke zu heilen, Regen zurückzuhalten, Krieg, Teuerung, Seuchen hervorzubringen u. dgl.³⁾. Schon Speke besuchte mit Mtesa die Insel des Seegottes, dessen zwei alte Priester, Mann und Weib, mit Amuletten behängt, dem König wahrsagten und später einen vom Nil durchflossenen Distrikt, der mit seinen Priestern nicht wie die übrigen Bewohner dem König, sondern dem Lubari (Allmächtigen) gehörte.

1) „Neue Evangel. Kirchenzeitung“ 1880, S. 555f. „Missionsfreund“ 1880, S. 140f.; 1881, S. 43. Dr. Warneck im „Daheim“ 1882, S. 822.

2) „Missionsfreund“ 1882, S. 191f.

3) Warneck a. a. O.



BL
2400
.G55
v.1'

100267

Gloatz
Spekulative theologie

UNIVERSITY OF CHICAGO



44 754 212

BL
2400
.G55
v.1

Sloatz.
Spekulative theologie

100267

100267

BL
2400
.G55
v.1'

100267

Hoatz
Spekulative theologie

UNIVERSITY OF CHICAGO



44 754 212

BL
2400
G55
v.1'

Gloatz.
Spekulative theologie

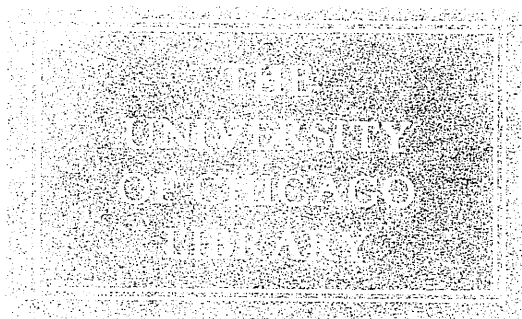
100267

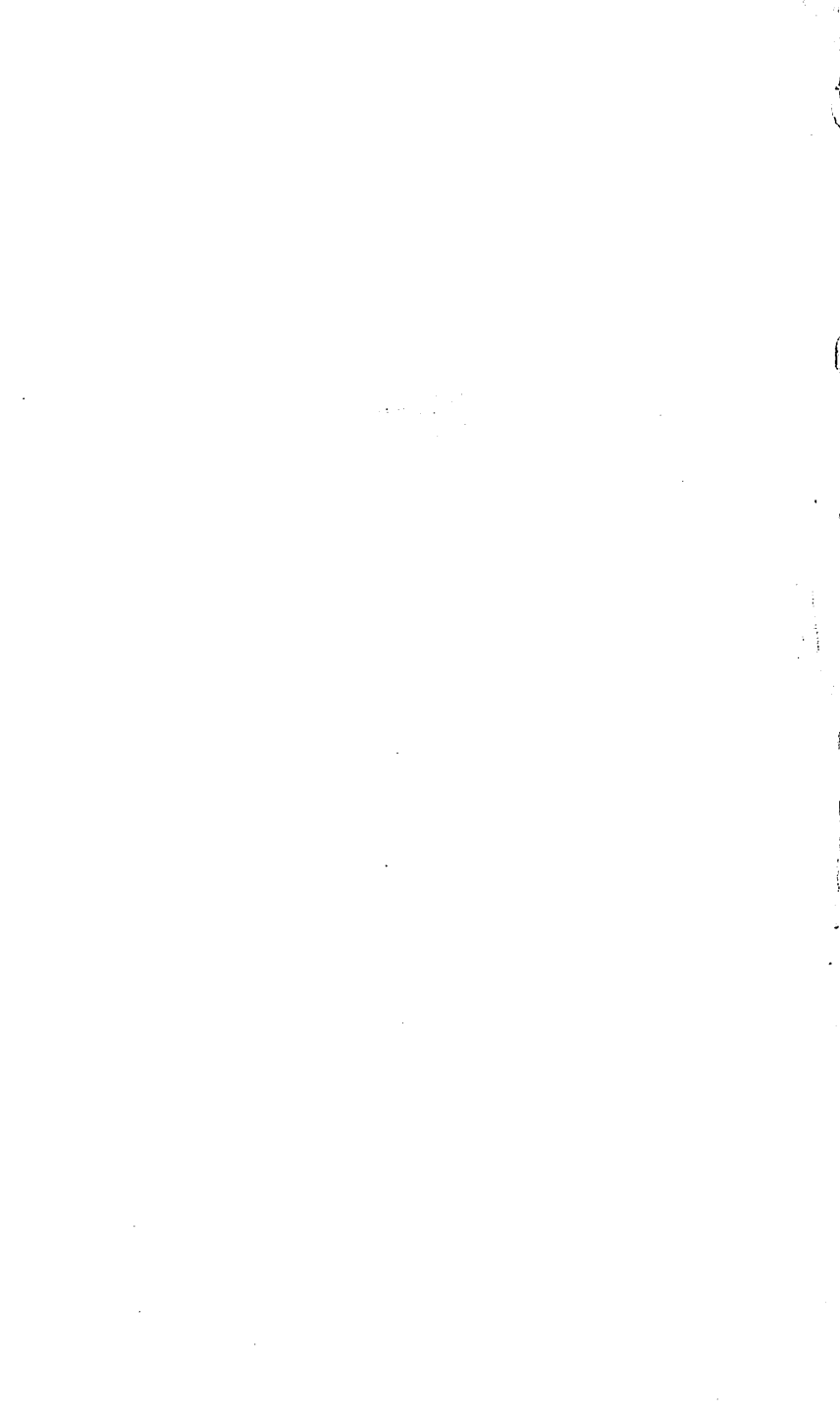
100267

UNIVERSITY OF CHICAGO



44 754 212





Spekulative Theologie

in Verbindung mit der

Religionsgeschichte.

Von

Paul Gloatz.

Erster Band.

Zweite Hälfte.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1884.

VIA
MAIL
08/01/00

HASKELL

BL 2400
G-55

V.1
Pt. 2

100268

Vorwort.

„Ähnlich, wie in Ansehung der Empirie und der Spekulation, können wir auch in Ansehung der Dogmatik und Philosophie ihre Einstimmigkeit voraussetzen und ihre innige Durchdringung als Ziel betrachten, ohne darum zuzugeben, daß die Elemente der einen und der anderen ihre Natur vertauschen und völlig in einander aufgelöst werden könnten.“

Twisten, Vorlesungen über Dogmatik I, 85.

Ein erneutes Forschen nach den spekulativen Prinzipien der Erfahrung ist ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit. Kant hatte den Humeschen Skepticismus, in den sich der Empirismus aufgelöst, durch Nachweis des Allgemeinen und Notwendigen im Apriorischen zu überwinden gesucht, aber für dieses selbst die Objektivität nicht gefunden; nur für eine formale Selbstgesetzgebung der reinen und praktischen Vernunft, wie der Urteilskraft, für unerkennbare, aber der Erscheinungswelt zugrunde liegende „Dinge an sich“ und im Interesse der Moralität für die transcendente Freiheit, für die Gottheit nur im Sinn einer ausgleichenden Gerechtigkeit beanspruchte Kant die Realität. Die Konsequenz war der spekulative Idealismus, der nur die Vernunft in ihrer Selbstthätigkeit als so zu sagen durch Selbstsetzung gegeben und somit als real anerkannte, zunächst nur das Ich als Setzen seiner selbst und darin des Nicht-Ich als des Mittels zur Verwirklichung des vollen Selbstbewußtseins, zur bewußten Bethätigung der Freiheit (Fichte der Ältere),

sodann, in Folge der Scheidung des absoluten und empirischen Ich und des diesem letzteren relativ selbständig gegenüberstehenden Nicht-Ich, ein zum menschlichen Selbstbewußtsein durch die ihm zustrebende, ebendeshalb von ihm konstruierbare Natur emporringendes, in den Evolutionen der Natur, wie in der menschlichen Selbstthätigkeit selbstthätiges Absolutes (der frühere Schelling), endlich ein reines Denken, das durch das Umschlagen eines jeden von ihm gesetzten Begriffs in sein Gegenteil und ihr Zusammenfließen zu einer höheren Einheit den Reichtum der ganzen Welt aus sich erzeugen sollte (Hegel). Aber diese einseitig idealistischen Konstruktionen, obenein mit manchen Willkürlichkeiten und logischen Fehlern behaftet, reichten nicht aus, die Thatfachen des empirischen Bewußtseins der Naturforschung sowohl wie des sittlichen und religiösen Lebens zu erklären, mußten sie umdeuten oder in Schein auflösen; ja der Idealismus schlug selbst um in sein Gegenteil, in feineren oder krasserem Materialismus (Feuerbach, Czolbe, D. F. Strauß, Moleschott, Vogt, Büchner); denn, wenn die menschliche Selbstthätigkeit nur pantheistisch durch die Natur vermittelte Evolution eines unpersönlichen Absoluten ist, so liegt es nahe genug, dies als bloße der Materie inhärierende, von ihr nur in der Abstraktion geschiedene Naturkraft zu denken, um auf diese Weise aus dem bloßen Idealismus herauszukommen und dem sinnlichen Bewußtsein, sowie der empirischen zunächst auf Erforschung des Naturmechanismus gerichteten Naturwissenschaft gerecht zu werden. Ein Mittelglied bildet der halb idealistische, halb materialistische Pessimismus Schopenhauers, der aus dem spekulativen Prinzip der Selbstthätigkeit nur die Abstraktion des reinen blinden Wollens übrig läßt, welches als Ding an sich das allein Reale in der Erscheinungswelt sei, während der Intellekt als ein sekundäres untergeordnetes Prinzip und Produkt animalischer Organisation nur hinzukomme, um schließlich die Thorheit und Unvernunft

des blinden Wollens einzusehen und zu einer praktischen Verneinung oder Quiescierung desselben zu treiben. Man kann sich nicht wundern, wenn bei solchen Ergebnissen der Spekulation diese selbst in allgemeineren Miskredit geriet und in den Fach-, namentlich den Naturwissenschaften das Fernhalten aller Spekulation zur Losung wurde. Wenn diese zunächst für die Naturwissenschaften heilsam war, so war sie dagegen bei der Natur der Geisteswissenschaften für diese von vornherein bedenklicher und führte teils zu naturalistischer Behandlung des Geisteslebens (in Moralstatistik, Kultur- und Religionsgeschichte), teils zu einseitigem Traditionalismus (in der Theologie), wobei freilich auch immer ein unbewusstes Überschreiten des bloß Empirischen, schon darin, daß es als alleiniges Prinzip proklamiert wurde, stattfand. In der Philosophie selbst setzte Herbart dem spekulativen Idealismus einen Realismus entgegen, der von der Erfahrung ausging und der Spekulation nur die Aufgabe zuwies, die in der Erfahrung sich darbietenden Widersprüche zu lösen; aber, indem er dem absoluten Werden des evolutionistischen Pantheismus ebenso einseitig ein absolutes starres Sein und zwar in einer Vielheit von einfachen unwandelbaren Realen entgegengesetzte und alle Bewegung in „objektiven Schein“ verwandelte, machte er die Erfahrung erst recht unbegreiflich. Beneke wollte die Philosophie schließlichschließlich nur auf Psychologie als empirische Naturwissenschaft zurückführen, aber verlor sich bei dieser doch in der Annahme ganz abstrakter Urvermögen und Angelegtheiten. Der Franzose Comte endlich reduzierte die Philosophie als „positive“ auf eine allgemeine Encyclopädie der empirischen Wissenschaften, die bei dem schnellen Fortschritt der letzteren trotz des Einflusses, den sie besonders in Frankreich und England ausgeübt, bereits veraltet ist, der Engländer Stuart Mill die Logik

auf eine Theorie der naturwissenschaftlichen Induktion, nachdem schon Kant und Herbart die Logik blofs als abstrakt formale behandelt hatten. Wie wenig aber auch in der Naturforschung bei dem blofsen Empirismus stehen zu bleiben möglich war, zeigte sich namentlich in den materialistischen Anwandlungen oder Neigungen so mancher Fachmänner, wie in deren Bekämpfung durch andere, von denen Liebig den Satz vertrat, dafs jedem Experiment ein Gedanke, der Induktion Deduktion vorhergehe; in der Darwinschen Entwicklungslehre, die, von Darwin selbst nur empirisch begründet, alsbald in Naturphilosophie umgebildet wurde, wobei die unter dem Namen empirischer Forschung unbewusst getriebene Spekulation gefährlicher für die Strenge der Wissenschaft war, als die früher offen ausgesprochene spekulative Methode; endlich aber drängten namentlich die Verhandlungen über die Atomen-, Molekülen- und Zellenlehre, das schon von Leibniz aufgestellte, von Mayer, Holtzmann, Helmholtz zum umfassenden naturwissenschaftlichen Prinzip erhobene Gesetz von der Erhaltung der Kraft in den verschiedensten Formen, die erneuten Diskussionen über die Gravitation und den Weltäther und die fortschreitende Physiologie der Sinneswerkzeuge zu Fragen, die die Empirie, wenn sie nicht wieder dem Humeschen Skeptizismus verfallen soll, nur mit Hilfe naturphilosophischer und erkenntnistheoretischer Spekulation lösen kann, wengleich auch gerade wieder vom Herbart'schen Realismus aus das Innere der Natur bei Lotze und Fechner ganz idealistisch oder spiritualistisch voll beseelter Monaden oder Geister gedacht ist. Den Materialismus hat F. A. Lange durch seine epochemachende Kritik desselben auf Grund des erneuten Kantianismus tief getroffen; aber doch hat er diesen in einem wesentlichen Punkte abgeschwächt und damit auch, wie ihm folgend verschiedene Vertreter des

Neukantianismus wieder dem Humeschen Skepticismus genähert, indem er die apriorische Vernunftthätigkeit nicht auf eine bloße psychische Anlage oder Organisation des Geistes (wie O. Liebmann sagt) zurückführt, weil eine solche transcendent sei, sondern auf die Organisation schlechthin oder physisch-psychische Organisation, von der er zwar einerseits hypothetisch annehmen möchte, daß die physische Organisation als Erscheinung zugleich die psychische ist (im Anschluß an die Äußerung Kants von der doppelten Anschauung in der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, S. 359f.), was freilich in seiner Konsequenz wieder zum spekulativen Idealismus führen würde, andererseits aber sich dahin bescheidet, daß die Organisation nur als Erscheinung gegeben sei und das einzige Gegebene sei, worin alle Eigentümlichkeiten des menschlichen Wesens, soweit wir von ihnen wissen, am Faden des Kausalzusammenhanges verlaufen; alles übrige, sowohl die Annahme des Materialismus, daß dieser Organisation weiter nichts, oder die des Leibnizschen Idealismus, daß ihr die Thätigkeit einer Monade, oder die des Kriticismus, daß ihr etwas schlechthin Unbekanntes zugrunde liege, seien zunächst Hirngespinnste ¹⁾. Hier stellt er sich auf den Standpunkt des bloßen Empirismus,

1) Geschichte des Materialismus (2. Aufl., 1874) II, 1. S. 45. 125—127. Gern hebe ich dabei hervor, wie auch bei F. A. Lange ein spekulativer Idealismus hervorbricht in der nach seinem Tode in „Nord und Süd“, Oktober 1879, S. 154ff. edierten Vorlesung aus dem Wintersemester 1873/74. „Bleibende Wahrheit“, sagt er hier, „hat das, worin zwei so verschiedene Geister wie Kant und Schelling übereinstimmen. Der philosophisch Gebildete soll teilhaben an dem göttlichen Funken der Produktion und über die Schranken eines jeden Systems hinausblicken in die Unendlichkeit des Prozesses einer Annäherung an das Urwissen (die Philosophie Gottes), von dem Schelling sagt, daß alles Wissen ein Streben nach Gemeinschaft mit dem göttlichen Wesen, eine Teilnahme an demjenigen Urwissen sei, dessen Bild das sichtbare Universum und dessen Geburtsstätte das Haupt der ewigen Macht ist“ (S. 158). Er hält S. 170 fest, daß Metaphysik wenigstens als Naturanlage wirklich und jeder Mensch durch Natur und Überlieferung Metaphysiker sei auf eigene Faust.

bezeichnet aber auch von diesem aus mit Recht die Organisation als bloße Erscheinung und löst damit die gesamte empirische Welt in bloße Phänomene des Bewußtseins auf, deren scheinbaren Kausalzusammenhang der konsequente Empiriker schließlicly auch auf bloße Associationen im Selbstbewußtsein zurückführen muß.

Auch das Selbstbewußtsein ist zunächst nur Phänomen, aber das allen anderen zugrunde liegende und zugleich Selbstthätigkeit, insofern empirisch und apriorisch zugleich; dies allein führt über den empirischen Skepticismus hinaus, wie der spekulative Idealismus mit Recht geltend gemacht hat. Aber er wurde dadurch einseitig, daß er, was allerdings schon von dem „Cogito, ergo sum“ des Cartesius gilt, über der Selbstthätigkeit im Denken und Wollen das naturhafte unmittelbare Selbstbewußtsein oder Gefühl, das sich erst im Denken objektiviert und das Wollen hervortreibt, nicht genügend würdigte; hier hat Schleiermacher eingesetzt und mit dem Gefühl der Spekulation eine neue feste Grundlage gegeben, während selbst Herbart wie Hegel, wenn auch in anderer Weise, Gefühl und Wollen in Denken auflöst; Unlust ist nach Herbart nur gehemmte Vorstellung, Begehren gegen Hindernisse sich aufarbeitende Vorstellung, Lust freiwerdende Vorstellung, eine deterministische Statik und Mechanik des Geistes, in der trotz des realistischen Gewandes idealistisch das Objekt, welches Unlust, Streben, Lust verursacht oder durch das Wollen verwirklicht werden soll, mit der Vorstellung dieses Objektes verwechselt und deshalb auch Fühlen und Wollen von den Modifikationen des Vorstellens nicht unterschieden ist, so wertvoll auch die Feststellung einzelner psychologischer Gesetze mit Zuhilfenahme der Mathematik durch Herbart und die an ihn sich anschließende Psychophysik Fechners und Webers war ¹⁾. Ist aber unser

1) Auch die Erweiterung der Psychologie zur ethnologischen ist schon von Herbart (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, 3. Ausgabe, 1834, § 136, S. 267) gefordert.

Selbstbewußtsein eine selbstthätige Entwicklung des unmittelbaren zum denkenden und wollenden, so erheben wir uns auch über das Gebiet bloßer psychologischer Associationen in unserer Selbstanschauung zu Kategorien, die zunächst auf unsere geistigen Funktionen Anwendung finden, und sind nun erst durch unsere eigene Selbstthätigkeit berechtigt, in unseren psychischen Vorgängen Kausalzusammenhang anzuerkennen. Speziell in der Anschauung unserer eigenen konstruktiven Selbstthätigkeit in der Mathematik gewinnen wir die Möglichkeit zur Erfassung einer außer uns im Raume befindlichen Körperwelt, wie Trendelenburg dargethan, der auch mit Schleiermacher gegen die von Kant behauptete bloße Subjektivität der apriorischen Formen geltend gemacht, daß die Dinge nie unter diesen Formen von uns angeschaut werden könnten, wenn sie denselben nicht homogen wären. Die Mathematik ist in der That das spekulative Element in aller Naturwissenschaft, durch dessen Anwendung auf die Natur sie selbst erst dieses ihres Stoffes mächtig wird, und wenn man die empirische Naturforschung die exakte nennt, so hat sie eben diese Exaktheit nur durch die Mathematik. Aber die Mathematik für sich giebt nur Möglichkeiten, Formen, nicht den physischen Stoff, dessen wir nur durch unsere äußeren Sinne inne werden. Die Objektivität der sinnlichen Wahrnehmung kann allerdings auch nur wissenschaftlich bewiesen werden mittels unserer apriorischen Selbstthätigkeit, aber durch den Nachweis, daß diese nicht imstande ist, jene rein aus sich hervorzubringen. Aus diesem Grunde erklärte sich schon Kant gegen den Fichteschen Idealismus ¹⁾, ebenso

1) Da keine Erkenntnis der Gegenstände der Sinne völlig a priori erkannt werden kann, obschon comparative a priori relativisch auf ein anderes schon gegebenes Dasein, so kann die Notwendigkeit der Existenz niemals aus Begriffen, sondern jederzeit nur aus der Verknüpfung mit demjenigen, was wahrgenommen wird, erkannt werden. Kritik der reinen Vernunft (5. Aufl., 1799), S. 279; vgl. Vorrede zur 2. Aufl., S. xxxix.

Herbart und Schleiermacher, der, indem er das selbstthätige Denken und Wollen auf das unmittelbare Bewusstsein oder Gefühl zurückführte, dieses gerade im Unterschied von der Selbstthätigkeit als Rezeptivität bestimmte, obschon ihm auch unmittelbar aus dem Gefühl des eigenen ergänzungsbedürftigen Daseins ein instinktives nach aufsen gehendes Streben der Seele, ein unbewusstes Empfindenwollen, Natur- und Menschheit-, ja Gottheitsuchen hervorgeht, womit auch der spekulative Faktor für das Zustandekommen sinnlicher Erfahrung gewahrt ist, deren Verständnis der Psychophysik noch große Aufgaben stellt. Auch der Kantianer Göring ¹⁾ erkennt an, daß nur unser intellektuelles und zugleich motorisches Zentrum uns aus dem Subjektivismus des kritischen Bewusstseins zur transcendentalen Realität der Dinge führen kann. Überweg ²⁾ widerlegt Berkeleys empirischen Idealismus nur indirekt daraus, daß ohne Vermittelung realer Naturkausalität ein gesetzlicher Zusammenhang zwischen den subjektiven „Ideen“ von den „Aufsendingen“ nicht vorhanden sei, gesteht jedoch ³⁾, daß einiges Unerklärte zurückbleibt. Obwohl er von Trendelenburg ausging, wurde ihm das Apriorische der mathematischen Erkenntnis zweifelhaft und er streifte schliesslich an Materialismus. Einen Anlaß dazu gab Trendelenburg insofern, als er die Kategorien nur aus der geometrischen Bewegung herleitete, dann zwar noch den Zweck hinzunahm und auch ethisch vertiefte, aber in der Polemik gegen das Hegelsche „reine Denken“ ein von den Kategorien der konstruktiven Bewegung unabhängiges Denken gar nicht zulassen wollte, obgleich er den Geist als bewusste Potenz der Bewegung definierte; so blieb ihm vor allem die Gottheit, obgleich als persönlich festgehalten, doch über alle Kategorien erhaben und unbegreiflich,

1) Raum und Stoff, Ideen zu einer Kritik der Sinne (1876).

2) v. Kirchmann, Philosophische Bibliothek, Heft 23.

3) Ebd., S. 120.

eine Transcendenz, mit der freilich auch schon Plato und Aristoteles, die traditionelle Kirchenlehre, Schleiermacher und Herbart abschließen, aber noch keineswegs wissenschaftlich der Pantheismus überwunden ist, der auch von der Idee des Absoluten aus die Realität der Welt in Frage stellt ¹⁾. Schelling ist in seiner Potenzenlehre, die er zunächst psychologisch aus der Analyse des Selbstbewusstseins gewinnt, aus dem Pantheismus heraus zu einer spekulativen Erkenntnis des persönlichen, seiner selbst mächtigen Gottes aufgestiegen, dessen freie Willensthat die Realität der Welt in letzter Instanz begründet. Ist diese Potenzenlehre auch noch mit manchen Mängeln behaftet, Schelling hat neben Hegel den kräftigsten Anstoß gegeben auch zur theologischen Spekulation, die, zumal in ihrer Verbindung mit dem unmittelbaren Gottesbewusstsein des geschichtlichen Christentums, trotz aller Kritik anderer Standpunkte, und beständig auch von ihr lernend und sich vervollkommend, schon Großes geleistet, aber auch noch große Aufgaben vor sich hat. Die größte Schwierigkeit ist die, die absolute Gottheit nicht bloß selbstbewusst und persönlich, sondern auch in ihren lebendigen, wirklichen Weltbeziehungen adäquater zu erfassen, ohne sie zu verendlichen. Der spekulativ so reich begabte Philosoph des „Unbewussten“ hat zwar, von Schopenhauer ausgehend, denselben in der Ausbildung eines originalen Systems schon so weit abgestreift, daß er jetzt an Stelle des Pantheismus den Panpneumatismus setzt, der auch den Panlogismus in sich schliesse; doch hält er noch fest an der Unvereinbarkeit selbstbewusster Persönlichkeit mit der absoluten Geistigkeit Gottes, dessen unbewusstes Hellsehen

1) Herbert Spencer (Die Grundlagen der philosophischen Wissenschaft, übersetzt von Vetter) behält bei der von ihm behaupteten Relativität aller Erkenntnis nur ein unbestimmtes Etwas als das Absolute, das, obwohl es in keiner Weise und in keinem Grade erkannt werden könne, doch die Grundlage des religiösen Glaubens sei.

doch schon sein unmittelbares Bewußtsein bezeichnet; möge es v. Hartmann gelingen, auch noch diesen letzten Rest des Schopenhauerianismus und damit auch den praktischen des Pessimismus zu überwinden, der allerdings ohne den Glauben an einen persönlichen, heiligen und gnädigen, als solchen sich auch geschichtlich offenbarenden Gott zu Recht besteht, ohne welchen die Hölle schon auf Erden ist, denn, wie Luther in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche sagt: „Alles ist eitel und eine Plage des Geistes, was aufser dem Glauben an den wahrhaftigen Gott wird gethan“. Um der lebendigen Weltbeziehungen Gottes willen geben aber auch andere überwiegend vom empirischen Standpunkt ganz seine Absolutheit preis, wie schon die Socinianer, neuerdings z. B. Stuart Mill¹⁾ und Caspari²⁾; Ritschl³⁾ nennt das Absolute als bloßes Für-sich-sein einen formalen Begriff ohne Inhalt, der die Beziehung auf anderes ausschliesse. Aber das trifft bloß einen abstrakten Begriff des Absoluten, während das Relative nur in dem Sinn ein Absolutes voraussetzt, daß dies eben der absolute Möglichkeitsgrund alles Relativen ist, wozu freilich im Absoluten selbst eine Relativität gesetzt werden muß, wie die Kirchenlehre eine solche in der Trinität behauptet, die, wenn wir sie mit Augustinus zugleich psychologisch fassen, sich sehr wohl mit der absoluten Allmacht als der sich fühlenden, wissenden und wollenden verträgt, deren Wille dann auch die Welt aus sich heraussetzt. Wenn Ritschl und seine Schüler den reinen, wahren Gottesglauben nach Kants Vorgang ganz auf die Ethik gründen, so wollen sie doch das Sittliche nicht mehr so abstrakt und formal fassen wie Kant; mit den Naturbeziehungen des Sittlichen ergeben sich auch, wenn man von diesem ausgeht,

1) Über Religion (1875), S. 147 ff.

2) Grundprobleme der Erkenntnisthätigkeit (1876) I, 182 f. 196.

3) Theologie und Metaphysik (1881), S. 17 f.

Naturbeziehungen Gottes, die, wenn man das Ethische wissenschaftlich gegenüber dem Skepticismus, Naturalismus, Pantheismus sicher stellen will, nicht dürfen ungewiss gelassen werden. Auch zur wissenschaftlichen Begründung des Sittlichen müssen alle Faktoren zusammenwirken; der apriorische, denn als bloß empirisches Faktum ist es nur Phänomen, nur relativ, nicht in sich unbedingt wertvoll und ethisch notwendig und verpflichtend; aber wäre das Sittliche nur apriorische Autonomie, so bedürfte es keines Gottes, wäre selbst das allein Göttliche; die sittliche Selbstgesetzgebung, sowie die freie sittliche Selbstbestimmung findet aber nur statt auf Grund einer ethischen Naturbasis, des sittlichen Gefühls oder Gewissens, im Zusammenhange mit der ganzen Naturanlage des Menschen und seiner Stellung in der Natur; damit ergibt sich die sittliche Autonomie als eine selbst erst von Gott gesetzte, was keine heteronome Pseudomoral begründet, wie E. v. Hartmann meint, da gerade die Theonomie eben die menschliche Autonomie erst begründet. Der ethische Gottesbegriff des Christentums ist allerdings der höchste, und ihn wissenschaftlich klar zu legen die höchste Aufgabe auch der theologischen Spekulation. Aber wäre das Christentum nur eine religiöse Ethik, so wäre es zum Teil doch arm gegen die sogenannten Naturreligionen und müßte immer wieder eine „Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands“ erzeugen. Gerade die Religionen der niedrigsten Naturvölker, wie die der afrikanischen, entbehren aller Kosmogonie und eigentlicher Naturgötter, dagegen keineswegs der ethischen Grundlage in nur übertriebener Pietät gegen die Vorfahren und Stammeshäupter. Freilich ist das Freiheitsbewußtsein da noch wenig entwickelt, auch das Ethische noch überwiegend naturhaft (*ἔθνη φύσει τὰ τοῦ νόμου ποιεῖ* Röm. 2, 14); aber erst mittels ernster Naturbearbeitung kommt es bei den Kulturvölkern zur Vertiefung des ethischen Bewußtseins, zur fortschreitenden Ethisierung auch des Gottesbewußtseins.

Wie sehr meine Spekulation der Empirie Rechnung trägt, zeigt meine ausführliche Behandlung der Religionsgeschichte. Ich konnte dieselbe nicht kürzer fassen, mußte vielmehr noch Nachträge geben, da eben nur das vollständige empirische Material, das selbst bei der ethnologischen Gliederung der Religionen auf die Verwandtschaftsverhältnisse der Völker und weiter auf ihren ganzen Kulturzustand ausgedehnt werden muß, uns in den Stand setzt, über die einzelnen Religionen und ihre Beziehungen zum gesamten geistigen Leben der Völker genügend zu urteilen; wenn man hier bloß einzelnes herausgreift, kann man aus jeder Religion machen, was man will. Eine ausführliche Religionsgeschichte als solche fehlte zur Zeit noch ganz und ist doch um so mehr ein dringendes Bedürfnis, da sonst das von den ausgedehntesten Detailforschungen angehäuften Material nur schwierig zu übersehen und für die Religionsphilosophie zu verwerten ist. Das ganze zunächst auf drei Bände berechnete Werk, dessen Grundriß in § 13 gegeben ist, ist eine Frucht angestrengtester, mehr als zehnjähriger Arbeit, und ist bereits in allen seinen Teilen im wesentlichen ausgearbeitet, so daß, wenn der erste Band nur Absatz findet, auch die übrigen bald folgen können.

Dahme, den 3. November 1883.

Gloatz, Diakonus.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

Die spekulative Theologie im Organismus der Wissenschaft.

Erstes Kapitel. Begriff der Theologie. § 1	3
Zweites Kapitel. Einteilung der Theologie in philosophische und geschichtliche. § 2—10	5
Erster Abschnitt. Die philosophische Theologie.	
§ 3—5	6
1. Philosophie. § 3	6
2. Spekulative Methode. § 4	10
3. Philosophische Theologie insbesondere. § 5	20
Zweiter Abschnitt. Die geschichtliche Theologie.	
§ 6—9	26
1. Historische Theologie. § 7	30
2. Systematische Theologie. § 8	34
3. Praktische Theologie. § 9	43
Dritter Abschnitt. Verknüpfung der geschichtlichen und philosophischen Theologie. § 10	46
Drittes Kapitel. Die spekulative Theologie. § 11—13	69
1. Aufgabe. § 11	69
2. Methode. § 12	76
3. Übersicht über die Gliederung der spekulativen Theologie. § 13	84

Erster Teil.

Seite

Philosophie der Mythologie oder heidnischen Religionsentwicklung.

Erstes Buch.

Religionsphilosophische Grundlegung der Religions-
geschichte.

Erstes Kapitel. Thatsächliche Allgemeinheit der Religion.	
§ 14	93
Zweites Kapitel. Die elementarsten Wesensmomente aller Religion. § 15—17	102
Erster Abschnitt. Vermittlung des Gottesbewusstseins durch die relative Abhängigkeit des Menschen vom Menschen. § 15	102
Zweiter Abschnitt. Vermittlung des Gottesbewusstseins durch die relative Abhängigkeit des Menschen von der äußern Natur. § 16	117
Dritter Abschnitt. Das Gottesbewusstsein als Resultat für sich betrachtet. § 17	133
Drittes Kapitel. Die elementarsten Lebensäußerungen aller Religion. § 18	174

Zweites Buch.

Das mit dem Bewusstsein überwiegender Abhängigkeit des Menschen vom Menschen in Ahnenkult versunkene Gottesbewusstsein der Natur- und mongolischen Kulturvölker.

Erstes Kapitel. Das zum Ahnenkult versunkene Gottesbewusstsein in seiner ausgedehntesten Versinnlichung bei den Naturvölkern Afrikas. § 19—22	199
Erster Abschnitt. Reste der alten Berberreligion und ausgedehntester Fetischismus der Nigritier Westafrikas. § 20	245

Zweiter Abschnitt. Der Ahnenkult der Bantu und Ostafrikaner mit fortschreitender Beschrän- kung des Fetischismus auf Baum- und Tierkult. § 21	331
--	-----

Dritter Abschnitt. Verschmelzung des Ahnen- und Gestirnkultes bei den Buschmännern und Hottentotten. Mischreligion der Madagassen. § 22	618
--	-----

Zweites Kapitel. Das zum Ahnenkult versunkene Gottes- bewußtsein in engerer Begrenzung seiner Versinn- lichung bei den Naturvölkern Australiens und Ost- indiens. § 23	769
--	-----

Erster Abschnitt. Das Gottesbewußtsein der Australneger und Papua mit Begrenzung seiner Versinnlichung im Kobong oder Mana. § 24. .	798
---	-----

Nachträge	1047
----------------------------	------



Aus Bakers Expedition zum Albert-Nyanza 1863¹⁾ sei hier der etwa zwei Grad nördlich von demselben in einer fruchtbaren, von Bergen umschlossenen Ebene östlich vom Weissen Nil in Nachbarschaft der Bari wohnenden Latuka gedacht, welche von Baker den Gala-Stämmen zugezählt werden, ein schönes und muskulöses, nacktes, kriegerisches Geschlecht, in glocken- und kegelförmigen Häusern wohnend, deren die Stadt Tarrangolle 3000 enthält; ihr Wohlstand besteht in Rindern, deren in jeder großen Stadt 10000 bis 12000 Stück stehen. „Kann ein toter Mensch aus seinem Grabe kommen, wenn man ihn nicht herauscharrt?“ äußerte des Häuptlings Moy Bruder Komoro, als ihn Baker vergeblich durch Kreuzfragen zur Anerkennung eines Fortlebens nach dem Tode nötigen wollte, sprach jedoch auch in seiner Behauptung, daß nur die schwachen Menschen gut seien, nur seine Privatansicht aus. Baker bemerkte, daß die Nähe jeder Stadt durch Haufen menschlicher Gebeine angekündigt wurde. Wird jemand in der Schlacht getötet, so läßt man den Leichnam liegen, wo er fiel, für Hyänen und Geier zum Fraß; stirbt jemand aber natürlichen Todes, so wird sein Körper wenige Fuß vom Eingang seiner Hütte verscharrt; dann werden ihm zu Ehren mehrere Wochen Leichentänze gehalten und nach Verlauf dieser Zeit der halbverweste Leichnam wieder ausgegraben. Die Gebeine werden gereinigt, in einen irdenen Krug gelegt und an einen Platz in der Nähe des Orts getragen, der als Gottesacker betrachtet wird. Zehn Meilen von Tarrangolle auf einer Hochebene des Madigebirges liegt Obbo, dessen Häuptling Baker Geschenke entgegenschickte und ihn sehr freundlich aufnahm, da er mit Verwunderung gehört, daß derselbe weder Elfenbein kaufe noch Sklaven raube. Zur Begrüßung wurde von mehreren hundert Männern und Frauen ein großer Tanz, der in einem Galopp endete, aus-

1) Baker, Der Albert-Nyanza (2 Teile; deutsch von Martin [1876]). Zöllner, S. 143f. 147f. Peschel, S. 271. Lippert, Seelenkult, S. 15. H. v. Barth, Ostafrika, S. 430 ff.

geführt, bei dem die Männer nur ein Fell über die Schultern, die Frauen einen kleinen Lederschurz trugen. Beide Geschlechter benahmen sich bescheiden und freundlich, der alte Häuptling Katschiba aber mehr wie ein Hanswurst, als wie ein König; trotzdem steht er bei seinem Volk in grossem Ansehen; denn er gilt für einen grossen Regenschmacher und Zauberer, und ohne seinen Segen begiebt sich kein Mensch von Obbo auf die Reise. Vor der Zauberei beugt sich das ganze Land, in dem man (nach Baker wenigstens) von einem höchsten Wesen keinen Begriff hat, und die ganze Regierungsweisheit des Häuptlings besteht in dem Kult des Aberglaubens. Als Baker nach Latukä zurückkehrte, gab ihm Katschiba seinen Bruder als Führer mit und diesem als Zaubermittel einen Ast, den er mit grosser Feierlichkeit von einem Baum gebrochen und an den Blättern mit seinem Speichel benetzt. Nach Obbo zurückgekehrt, litten Baker und seine Frau sehr am Gallenfieber, welches der Häuptling vergeblich durch Zauberformeln zu bannen suchte. Von hier begab sich Baker über den als Sprachgrenze wichtigen Ort Fatiko (Koki bei Speke), dessen männliche Bewohner völlig nackt gehen, zum König Kamrasi von Unyoro, der mit ihm Blutsbrüderschaft schloß, aber ihn, wie auch schon Speke und Grant, aufs unverschämteste auszuplündern versuchte, obgleich die Wanyoro, allerdings stumpfer als die Waganda, sich auszeichnen durch Kleidung, die sie aus der Rinde einer Feigenbaumart bereiten, Töpferwaren, Schmiedearbeiten; ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. In Süd-Unyoro fand Stanley ¹⁾ unterirdische Wohnungen. Das Volk von Gambaraga, einem zwischen Unyoro und Usongora am Muta Nzige liegenden Landstrich, dessen König Nyika mit seinen vornehmsten Häuptlingen und ihren Familien in Kriegszeiten auf dem hohen, oft mit Schnee bedeckten Berge

1) Durch den dunkeln Erdteil I, 470. Beim Nil-Übergang opferten die Wanyoro, den Muzimu der Stromschnellen zu versöhnen, zwei Zicklein, über deren Hälften Speke und Grant hinwegschreiten mußten.

Gordon-Bennet wohnt; ist merkwürdig durch seine hellere Hautfarbe; soll einst ganz weiß gewesen und aus dem nördlichen Unyoro ausgewandert sein; die dunkelfarbigem Individuen, die allerdings die Hälfte des Volks ausmachen, sollen infolge der vielen früheren Kriege und der Wechselheiraten zwischen den Siegern und ihren Gefangenen entstanden sein. Die Frauen von Gambaraga sollen durch Erbrecht das Privilegium von Priestern der Muzimu von Unyoro besitzen und ihnen die Obhut über die Zaubermittel des Königs Kabba Rega von Unyoro, die Nyika auf seinem Berg verwahrt, anvertraut sein ¹⁾. Südöstlich grenzt an den Muta Nzige das Reich Ruanda unter einer mächtigen Kaiserin, die gleichfalls wie die Mitglieder ihrer Familie von hellerer Farbe ist; ihr 18jähriger Sohn tötete sich durch Gift, weil sie ihm einige bittere Vorwürfe gemacht; sie gestattet keinem Araber, in ihrem Land Handel zu treiben, und hat Kischakka, Muvvari und Mpororo erobert ²⁾. Westlich vom Muta Nzige wohnen die kannibalischen Ukonju und Bwambu ³⁾, an die sich die Waregga schliessen, die wir als Nachbarn der Manyema westlich vom Tanganika bei Stanleys Kongo-Fahrt kennen gelernt ⁴⁾. Zwischen Ruanda (Muvvari) und den südwestlichen Küstenstämmen des Ukerewe-Sees liegt das Reich Karagwe, dessen freundlichen König Rumanika schon

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 465f. 511f. Der Eroberungszug, den Baker als ägyptischer Pascha 1870 angeblich, um die Sklaverei auszurotten, in die äquatorialen Nilländer unternahm, führte ihn nach grausamem Kampf mit den Bari wieder bis Unyoro, wo Väter und Mütter sogar ihre Kinder verkauften; bei Masindi besiegte er den Kabba Rega; doch mußte er, entblößt von Lebensmitteln, hier einen traurigen Rückzug antreten; doch dehnte dann der englische Oberst Gordon die ägyptische Herrschaft nach mehrjährigen Kämpfen bis an die großen Seen aus. Zöllner, S. 158ff.

2) Stanley, S. 494f.

3) Ebd., S. 510.

4) Siehe oben S. 403.

Speke und Grant, dann Stanley besuchten. Die ersteren fanden ihn in seiner von Vorhöfen umgebenen Strohütte mit gekreuzten Beinen auf der Erde sitzend, einfach in einen schwarzen Araberburnus gekleidet, ihm zur Seite seinen Bruder Wazezeru und Nnanaji, einen Zauberarzt von grossem Ruf, mit Talismanen bedeckt, hinter ihnen die jungen Söhnchen des Königs kauern, bekleidet mit kurzen Lederröcken und kleinen Amuletten am Hals; die Begrüssung erfolgte in diesem Land durch Handschlag; auf die Frage der Reisenden nach dem Zweck der vielen Milchkrüge sagte Wazezeru, das sie den Weibern von früher Jugend vor den Mund gehalten werden, damit sie fett werden, wodurch sich die Hofdamen auch wirklich auszeichneten, so das die eine einer Kugel glich und nur noch auf allen vieren kriechen konnte ¹⁾. Stanley sagt von Rumanika, das dieser ehrwürdige Heide mit seinem vornehm gütigen Wesen und heiteren friedlichen Antlitz der Eindruck eines alten christlichen Patriarchen oder Heiligen auf ihn machte und auch Mtesa ihn liebte trotz des Kontrastes ihrer Charaktere ²⁾. Rumanika führte Stanley in sein bienenkorb-förmiges Schatzhaus, wo sich Waffen, auch die von Speke und Grant geschenkte Flinte, und sonstige Gegenstände von Messing, Kupfer und Eisen befanden, darunter Enten, Hirsche und Kühe, roh aus Messing und Kupfer gearbeitet ³⁾; das sie oder andere Gegenstände eine religiöse Bedeutung hätten, sagt er nicht ⁴⁾.

Die Wasukima südlich vom Ukerewe-See haben

1) Zöllner, S. 130f. Auch in Unyoro findet solche Mästung statt. Geistbeck, S. 58.

2) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 497.

3) Ebd., S. 514f. (mit Bild).

4) Die Karagwe verhandeln an niemand Milch ihres Viehs, der verdächtig ist, Bohnen oder Salz zu geniessen, weil diese Kost eine Rückwirkung auf das Vieh haben könnte. Andree, Burtons und Spekes Wanderung, S. 289. Auch das Kochen der Milch soll nach ostafrikanischem Glauben schädlich zurückwirken auf die Kühe. Ebd., S. 245. Lippert, Seelenkult, S. 59f.

nach Speke den Gebrauch, beim Bruderbundschließen das Blut unter den Knien hervorzulocken¹⁾. Auf dieselbe Weise fand es statt zwischen Stanley und Mirambo, dem „Schrecken Afrikas“ (wegen seiner Raubzüge und Siege auch über die Araber), der sich jedoch jenem gegenüber, wenigstens nach seiner äußeren Erscheinung, gekleidet wie ein Araber, als ein vollkommener afrikanischer „Gentleman“ zeigte und ihm Führer mitgab durch das Land der räuberischen Watuta²⁾; seine Residenz Uyoweh, wo er einst einfacher Ortshauptling war, heißt jetzt Urambo nach dem Namen des Königs³⁾, der in der Folge durch eine glückliche Kur des Londoner Missionsarztes Dr. Southon († 26. Juli 1882) für die Mission gewonnen worden ist; es liegt in Unyamwezi (Unyamesi) „dem Land des Mondes“, das ehemals eins der größten afrikanischen Reiche gewesen sein soll, jetzt aber in eine große Anzahl von kleineren Staaten zerfällt⁴⁾ und in der Mitte zwischen Ugogo und den Stämmen der Ostküste des Tanganika liegt. Die Wanyamwezi, dunkler als die Nachbarn, stehen nach

1) Lippert, Seelenkult, S. 62.

2) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 529 ff. Als in Urangwa, dessen Bewohner Wanyamwezi sein wollen, obgleich Stanley sie für eine Mischung von Wahha und Wazindscha hält, ein Bote die Nähe Mirambos meldete, wurde sogleich alles zur Verteidigung eingerichtet; die Weiber beeilten sich, ihre Zaubermittel herzustellen, und die Waganga fragten ihre Dämonen um Rat. Die Watuta sind nach Stanley (S. 546) ein Seitenzweig der Maviti (Mafitte) oder Manitu, die unter Mani-Kus, dem General des Zulukönigs Tschaka, die Länder längs des Nyassa verheerten und sich schließlich nordwestlich von demselben, zwischen diesem und dem Tanganika, niederließen. Bild eines Mtuta mit Kopfschmuck: ebd., S. 543.

3) Ebd., S. 536.

4) Zöllner, S. 127. Mwezi heißt im Ki-Nyamwezi, Ki-Ganda und Ki-Suaheli „Mond“. Stanley II, 537. Vielleicht weist der Name auf alten Mondkult. Die Wanyamezi sind offenbar mit den Monomoezi der älteren Nachrichten (Waitz, S. 361) identisch. Mana, Mani, Mono, Moëni, Muini sind Präfixe, welche „Herr, Fürst“, bisweilen „Sohn“ bedeuten. Es ist auch das Präfix im alten südöstlichen Kaffernreich Monomotapa (matapa). Stanley I, 545.

Speke auf einer höheren Kulturstufe, bauen ihr fruchtbares, wasserreiches Land vortrefflich an, weben Baumwollenzeuge, errichten inmitten ihrer Felder viereckige Hütten (Tembe) und halten große Herden; ein Tuch, rund unter den Armen befestigt, ist das Nationalkostüm der Frauen, daneben ein Halsband von Perlen, große Messing- und Kupferdrahtarmringe und eine Unzahl aus Giraffenhaar gemachter, vom dünnsten Eisen- oder Kupferdraht umflochtener Ringe (Sambo); die Männer tragen zuhause ein Lendentuch; im Feld oder auf der Reise hängen sie nur ein Ziegenfell um die Schultern; Waffen sind Speer, Bogen und Pfeile ¹⁾. Nach Stanley ²⁾, der sie schon auf seiner ersten Reise näher kennen lernte, sind die Wanyamwezi auch fleißige Schmiede, aber leider im Aussterben begriffen; sie glauben an einen Himmelsgott Miringu, Mulungu oder Mienzi Mungu als Schöpfer und Austeiler alles Reichtums und flehen ihn um letzteren an; stirbt jemand, sagt man: „Es ist Gottes Werk, Miringu hat ihn genommen.“ Dem Verstorbenen schlachten sie nach Burton einen Stier oder ein Schaf, um es in Gemeinschaft mit der Seele festlich zu verspeisen. Freilich berichtet auch derselbe, daß sie mit einem verstorbenen „Sultan“ drei lebende Sklavinnen und eine Schale Bier (Pombe) begraben ³⁾. Beim Bruderschließen machen die Wanyamwezi und Wadschidschi die Einschnitte unter den linken Rippen oder über dem Knie, fangen das fremde Blut gegenseitig mit einem Blatte auf und reiben es in die eigene Wunde ⁴⁾. Speke erfuhr sowohl mit Burton, als mit Grant die Gastfreundschaft des Königs Musa in Unyanyembe (Unjanjembé, Tabora), welches auch ein Sammelplatz für die

1) Zöllner, S. 127f.

2) Wie ich Livingstone fand II, 169.

3) Andree, Burtons und Spekes Wanderung, S. 217. Bei der Erkrankung des Häuptlings Fundikira 1858 suchte ein Mganga den böser Zauberei Schuldigen aus der Beschaffenheit eines geopferten Huhns zu ermitteln.

4) Lippert, S. 62.

arabischen Händler aus Zanzibar ist ¹⁾). Über die Religion der Wanyamwezi berichtet Missionar Hutley Folgendes ²⁾): Mit dem Wort Muzimu, unter welchem Namen manche ostafrikanische Stämme das höchste Wesen verstehen, werden hier die abgeschiedenen Seelen bezeichnet. Wenn man in ein Dorf der Wanyamwezi kommt, so findet man weder Tempel noch Altäre, weder heilige Bäume noch Tiere; aber wohl bemerkt man in der Nähe der Thür einer jeden größeren Hütte kleine Hüttchen aus Gras, etwa zwei Fuß hoch. Auf Befragen nach der Bedeutung derselben erhält man folgende Antwort: Wenn ein Mensch stirbt, so wird er begraben, und damit ist es aus; aber von da an lebt er als muzimu und kommt gelegentlich in sein Geburtsdorf zurück; wenn er nun so sein Dorf besucht, so muß er eine Hütte haben, um darin auszuruhen, und dafür sind diese kleinen Hütten da. Wenn er keine Hütte hätte, so würde er den Zauberer plagen und machen, daß derselbe träumte; dann sagt der Zauberer den nächsten Verwandten des Verstorbenen, daß sie schnell ein solches Hüttchen bauen sollen. Dann wird die Hütte gemacht, und jedesmal, wenn wir irgendetwas nötig haben, gehen wir zu dieser Hütte und sagen: O Muzimu unsers Vaters oder Mutter oder wessen er ist, hilf uns jetzt pflanzen oder gieb uns eine gute Ernte, gieb Gesundheit und alles Gute, dessen wir bedürfen! Wenn wir dann das, um was wir gebeten haben, bekommen, so bringen wir dem Muzimu irgendein Geschenk (Dankopfer) dar, z. B. wir schlachten eine Ziege und lassen ihr Blut auf die Erde laufen neben der Hütte, essen auch dort das Fleisch davon und werfen dabei kleine Stückchen Fleisch in die Hütte; ein großes Stück bekommt der Zauberer. Wenn wir in den Krieg ziehen, so wird eine Gebetsmedizin gemacht, die heißt utimbo. So lange wir fort sind, gehen unsere Weiber jeden Morgen zu dieser Hütte, und jede von ihnen nimmt ein wenig von dieser Medizin in

1) Zöllner, S. 128.

2) „Barmer Missionsblatt“, Februar 1883, S. 15f.

den Mund, spritzt es in die Hütte und bittet den Geist zu gleicher Zeit, daß wir doch im Kriege möchten am Leben erhalten bleiben. Das große Wesen ist die Sonne; diese ist sehr böse; sie sieht es nicht gern, daß wir auf Erden leben und, wo sie nur kann, nimmt sie uns hinweg. Dies erinnert an den bösen Sonnengott der alten Ataranten ¹⁾. Im benachbarten Land Ugunda hat die „afrikanische Gesellschaft in Deutschland“ ihre Station Gonda; die verdienten Forscher Dr. Böhm und Reichard daselbst sind gegenwärtig schwer getroffen durch Verlust nicht bloß aller ihrer Habe infolge eines Grasbrandes, sondern auch ihres Mitarbeiters Dr. Kaiser, der bereits fieberkrank eine Forschungsreise nach Ufipa und dem Moëro-See angetreten und ein Opfer der Wissenschaft geworden ist, nachdem er in Ukalanga, einem Grenzort von Ugunda und Manyara, noch bestohlen worden, wohl im Einverständnis mit den Machthabern in Gonda, die dann erst auf höheren Befehl von Tabora Genugthuung und Entschädigung leisteten; doch fand Dr. Böhm nach dem Brande auch überraschende Zeichen von Teilnahme seitens der Eingeborenen, die aus eigenem Antrieb Lebensmittel aller Art überbrachten ²⁾. Wenn es in einem früheren Berichte von denselben heißt: „Religiöse Vorstellungen scheinen so gut wie ganz zu fehlen oder doch abhanden gekommen zu sein“, so erfährt das freilich eine Einschränkung durch das ebenda weiter Berichtete von dana, Amuletten jeder Art und Menschenopfern beim Begräbnis des Sultans ³⁾. Als der Sultan (Mtemi) Mlimangombe (18. Juli 1881) gestorben war, wurde in seinem Gehöft das Grab gegraben, der in bunte Tücher gehüllte Leichnam, sowie vier lebende gefesselte Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, hineingesenkt, letztere mit Speerstichen getötet, die Grube dann zugeschüttet und alle Spuren sorgsam verwischt. Sonst erfahren zwar nach Rei-

1) Siehe oben S. 260.

2) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft, Bd. III, Heft 4f.

3) Lippert, Priestertum, S. 76.

chard die Sklaven, wenn sie erst in festen Händen sind, eine milde Behandlung, während es bei den auf dem Transport befindlichen allerdings vorkommt, daß sie mißhandelt werden und dem Hungertod nahe kommen ¹⁾. Bei der Verbrüderung Reichards mit Madjiraguma, dem Häuptling (manangua) von Ugalla, wurden kleine Einschnitte auf der Brust gemacht und mit dem Blut eine gebratene Hammelleber bestrichen und gegessen; der Häuptling schenkte Reichard einen Sklaven, hielt sich aber zu den unverschämtesten Gegenforderungen berechtigt ²⁾. Nach dem Tod Mlimangombes ³⁾ wählten die Großen des Reichs im Einverständnis mit dem Gouverneur von Tabora Discha zur Sultanin von Uganda. Sie mußte sich nach der Sitte scheinbar der Wahl widersetzen, schlagen und bis zum Neumond gefangen setzen lassen, hatte auch die Blutsbrüderschaft mit ihrem Gemahl Manamiega zu lösen, da sie als Mtemi selbst wie ein Mann betrachtet wird; beide schlachteten zu diesem Zweck je eine Ziege unter den Worten: „Wir haben gesagt, nicht zu verlassen den Gefährten; jetzt heben wir auf die Brüderschaft“; wie das Blut aus der Ziege des einen fließt, so fließt es auch aus dem Körper seines Gefährten zurück. Nach dem Neumond fanden sich Zauberer (vafumu) ein, um ihre Zaubermittel (ufumu) behufs der bevorstehenden Feierlichkeit zu machen, was mehrere Tage in Anspruch nahm. Als diese Zauberei beendet war und Discha zu ihrem künftigen Wohnsitz übergeführt wurde, hielten die Zauberer durch ohrenbetäubendes Gerassel der sangu (Kürbisse, mit Hülsenfrüchten gefüllt) den bösen Geist (so sagt der Bericht) fern, dann folgte schrilles Geschrei der Weiber, Flintengeknall der Wanyamwezi und ein wilder Kriegstanz mit entsprechendem Gesang. Auch die Trommel

1) Mitteilungen der Afrik. Gesellschaft, Bd. III, Heft 1. 3.

2) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft III, 4. S. 262f.; vgl. S. 192.

3) Geschichte Ugandas: ebd., S. 267f.

wurde dann noch unaufhörlich geschlagen, um den bösen Geist fernzuhalten. Am folgenden Vormittag waren die Wafumu damit beschäftigt, wieder eine große Ufumu zu machen und der neuen Sultantin Weisheitslehren zu geben und sie in ihren künftigen Pflichten und Rechten zu unterweisen. Hauptsächlich wurde ihr vorgehalten (in Reichards Gegenwart) gerecht und weise zu regieren, sich nicht vom Zorn hinreißen zu lassen und nicht Menschen ohne Ursache zu töten; sie solle ihre Unterthanen als ihre Kinder betrachten, mildthätig gegen Arme sein, auch den Worten der deutschen Forscher, die ihr gleichberechtigt seien, folgen. Das Sultanszeichen, kivangua, die abgeschliffene Platte einer Konusschnecke, war ihr bereits mit Streifen von Löwen- und Pantherfell, die bedeuten sollten, daß sie von Löwen und Panther abstamme, über der Stirn befestigt. Der Stuhl, auf dem sie saß, war mit dem Fell eines eben geschlachteten Hammels überzogen; dieser Thronessel wird nur bei den wichtigsten Angelegenheiten, besonders Kriegsberatungen, benutzt. Durch eine neue Thür wurde Kumilua, wie der ihr von Unyanyambe ausgegebene neue Sultansname lautete, auf den Richtplatz vor das Volk geführt, wo sie, um ihre Kraft zu zeigen, einen Pfeil abschoss und eine alte eiserne Lanze erhielt zum Zeichen ihrer Gewalt über Leben und Tod. Inzwischen liefen einzelne Wafumu mit Schellen und Sangu lärmend umher. Die neue Zaubertrommel wurde ununterbrochen geschlagen. Sodann hielt man die unten trichterförmig zulaufende Trommel unter anfangs sehr kräftigen, allmählich abschwellenden Schlägen mit ihrem spitzen Ende der Discha zuerst an das rechte, dann an das linke Ohr und wiederholte die nicht symbolisch zu nehmende Prozedur an den Würdenträgern, womit ihnen Verstand eingetrommelt werden sollte. Dann zertrümmerte der Hauptmfumu mit einem Hammer einen Flaschenkürbis über Dischas Haupt mit den Worten, daß jeder, der ihr Kivangua berühre, ebenso wie der Kürbis mit seiner ganzen Familie zerschlagen werden solle. Danach stürzten sich

andere auf ihn und verjagten ihn mit einem Schimpfwort. Dann belehrte ein Redner Discha nochmals über ihre künftigen Pflichten, ermahnte ebenso die tanzende, schiefsende und Kriegsspiele aufführende Volksmenge zum Gehorsam gegen die Sultanin und Frieden unter einander, erklärte auch die Vazungu (Europäer) für gleichberechtigt der Sultanin und ihr verbündet. Sie nahm darauf die Huldigungen, Kniebeugungen und Geschenke ihrer Unterthanen mit Kopfnicken entgegen. Die Festlichkeiten mit Trommeln, Tanz und Gesang dauerten noch mehrere Tage ¹⁾.

In Udschischi am Ostufer des von Burton 1858 entdeckten Tangan(y)ika-Sees (500 Quadratmeilen) wurde Livingstone 1871 von Stanley aufgefunden. Die Wadschidschi sind ein tapferer Volksstamm, sehr unabhängigen Geistes, aber nicht streitsüchtig, und die gewandtesten und erfahrensten Kanoeführer unter allen Stämmen rings um den Tanganika. Ihr König (Mtemi) Magassa hat seine Residenz in einem Thal zwischen den an das östliche Uguru grenzenden Bergen. Er ist von einer abergläubischen Furcht vor dem See erfüllt und glaubt, daß er in der Stunde, wo er den See erblickt, sterben muß ²⁾. Die Seehandel und Fischfang treibenden Wadschidschi erzählen über den Ursprung des Tanganika zwei Legenden ³⁾: Vor langen Jahren war da, wo jetzt der See ist, eine weite Ebene (nika), von vielen Stämmen bewohnt, die große Rinder- und Ziegenherden besaßen, wie jetzt noch in Uhha, der nordöstlichen Landschaft am See. Auf dieser Ebene lag eine große, rings mit starken hohen Pfählen eingezäunte Stadt. Nach dem Brauch der damaligen Zeit umgaben die Stadtbewohner ihre Häuser mit hohen Rohr-

1) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft III, 4. S. 268—274.

2) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 6. In Udschidschi ist bereits durch den Einfluß der Londoner Missionare der öffentliche Sklavenmarkt aufgehoben. „Missionsfreund“ 1882, S. 42.

3) Stanley, S. 13 ff. Auf gewaltige Naturrevolutionen weisen die furchtbaren Felstrümmer an den Küsten des Sees. Ebd., S. 33. 35.

hecken, welche Höfe einschlossen, wo ihr Vieh nachts vor Dieben und wilden Tieren bewahrt wurde. In einem dieser Gehege wohnten ein Mann und eine Frau, die einen tiefen Brunnen besaßen; Wasser sprudelte aus demselben empor und floss als schöner Bach weiter, aus dem die Rinder ihrer Nachbarn ihren Durst löschten; dazu enthielt dieser Brunnen zahllose Fische, die dem Mann und Weib Lebensunterhalt in Überfluß lieferten, was aber niemand wußte, da der Besitz dieser Schätze von ihrer Verschwiegenheit abhängig war und eine alte Überlieferung in der Familie sich vererbt hatte, daß sie an dem Tage, wo sie den Brunnen Fremden zeigten, zugrunde gehen würden. Die Frau aber gewann, ohne daß es ihr Mann merkte, einen anderen Mann in der Stadt lieb und brachte ihm gelegentlich einige von den köstlichen Fischen, obgleich sie ihm noch verschwieg, woher sie dieselben habe, aus Furcht vor den Muzimu (Geistern) des Brunnens und dem Zorn ihres Gatten. Als dieser aber einst nach Uvinza (südlich von Udschidschi am See) verreist war, holte sie den Liebhaber ins Haus und zeigte ihm den Brunnen. Da wollte derselbe einen Fisch mit der Hand haschen, damit aber ging alles zu Ende; der Muzimu, der Brunnengeist (Stanley hat hier den Singular) wurde böse, die Welt krachte auseinander, die Ebene sank tiefer und tiefer, der Brunnen floss über und über und füllte die große Spalte, die das Erdbeben gerissen; alle Menschen, Herden, Häuser, Felder auf jener großen Ebene wurden von den Fluten verschlungen. Der Gatte aber kam auf seiner Rückkehr an ein großes Gebirge, das er zuvor nie gesehen, und erblickte von einem Gipfel den See; da erkannte er, daß sein Weib das Geheimnis des Brunnens offenbart und alles um ihrer Sünde willen zugrunde gegangen. Nach der anderen Überlieferung stießen der Luwegeri, der von Osten in den See mündet, mit dem Lukuga des Westufers zusammen und füllten das tiefe Becken des Tanganika aus. Nach einer dritten Tradition floss der

Luwegeri durch die Ebene Uguha in den Ruastrom, nach dem Einsinken der Ebene in den dadurch entstandenen Golf. Die Waguha an dem vom Lukuga durchflossenen Westufer erzählen, daß sich in sehr ferner Vorzeit ein kleiner Berg bei Urungu (an der Südspitze des Sees) befunden, der in seinem Innern eine tiefe, mit Wasser gefüllte Höhle gehabt und eines Tages barst, wobei sich der Boden vertiefte und das Wasser darüber ausbreitete; so sei der See entstanden. Stanley¹⁾ nennt die Wadschidschi sehr abergläubisch; ein an der Dorfpforte zu Niamtaga zum Schutz angebrachtes Götzenbild hat er abgebildet; sie glauben die Krokodile zu allem, was sie wünschen, zwingen zu können und fürchten die Höhlen von Kabogo am Ostufer des Sees; wenn sie hier vorüberziehen, vergessen sie nicht die erzürnte Gottheit des Sees dadurch zu besänftigen, daß sie Perlen und Tuch ins Wasser werfen. Von einer Verehrung des Himmels, idschuru im Kidschidschi²⁾, sagt Stanley nichts; dagegen erwähnt er noch, daß der Brechnußbaum (*Jatropha purgans*) bei den Wakerewe und Wadschidschi mit den Muzimu in nähere Verbindung gebracht wird³⁾. Die Blutsbrüderschaft wird wie bei den Wanyamwezi geschlossen⁴⁾. Weiter südlich auf der Ostküste, das Land Urimba von Tongwe scheidend, liegt das Kungwe-Gebirge, auf dessen höchsten, unzugänglichen Gipfeln der Rest eines Volkes wohnt, das in alten Zeiten, wie die Tradition berichtet, Uhha und Uvinza überwältigte. Sie bebauen die Abhänge der Bergfesten, die ihnen die Arbeit reichlich

1) Wie ich Livingstone fand II, 177.

2) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 539.

3) Ebd., S. 310. Als Stanley auf seiner zweiten Reise sich anschickte, den Tanganika zu umschiffen, hatten die arabischen Sklaven solche Gerüchte von Muzimu, Kobolden, Feuermeteoriten, schrecklichen Geistererscheinungen, wie z. B. Kabogo, Kateye und Wanpembe, ausgesprengt, daß Stanleys Wanyamwezi und Wangwana (aus Zanzibar) vor Furcht die Zähne klapperten. Ebd., S. 75.

4) Lippert, Seelenkult, S. 62.

lohnem. Ihre Ältesten bewahren noch die Traditionen ihres Volks; ihrer Obhut sind die Laren und Penaten (wie Stanley sagt, also wohl Ahnenbilder) des alten Kawendi, die Muzimu anvertraut ¹⁾. Räuberhorden von Ndereh sind die Geißel Kawendis, haben auch die Bewohner Kabogos zur Auswanderung in andere Distrikte veranlaßt ²⁾. Die Räuber sollen, wenn sie die Kanoes der Wadschidschi bei ihnen vorbeifahren sehen, den Muzimu der Landzunge Katavi anfehen, daß er doch die Msaga d. i. den stürmischen See, dazu bewegen möge, sie auf ihre Küste zu treiben. Der Muzimu von Katavi gilt als einer der mächtigsten Geister an den Gestaden des Tanganika. Obgleich er viel Unheil anzustiften imstande ist, so hat er bei seinem launenhaften Wesen auch manchmal huldvolle, mildthätige Anwandlungen. So tötet er z. B. aus freien Stücken Büffel und benachrichtigt dann die Einwohner, wo sie das Fleisch finden; er soll auch eine überaus heftige Abneigung gegen die Banditen von Ndereh haben und oft zu ihrem Verderben Fallen stellen. Ein kegelförmiger Berggipfel heißt diesem Geist zu Ehren der Katavi-Hügel ³⁾. Die Eingeborenen der Bai von Kirando (in Ufipa) fand Stanley zwar sehr freundlich, aber äußerst abergläubisch ⁴⁾. Östlich von der Südspitze an der Kawa-Bai, deren Abhänge und Höhen von Wäldern bedeckt sind, sind Hütten als Wohnplätze für die Muzimu in mehreren Einbiegungen der Berge erbaut worden ⁵⁾. Westlich von der Südspitze des Sees erheben sich, von einander gesondert, Türmen ähnlich drei Berge; der erste heißt Mtombwa, der zweite Kateye, der dritte Kapembwa, von drei gleichnamigen Geistern bewohnt, die eng mit einander verwandt sind und die Wogen und Winde beherrschen.

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil II, 26.

2) Ebd., S. 27.

3) Ebd., S. 31.

4) Ebd., S. 34.

5) Ebd., S. 38.

Stanley hält Kateye für den Sohn des Kapembwa = Jupiter und Mtombwa = Juno in dem überlieferten Tanganika-Mythos. Der Teil der Westküste vom Fluß Rufuvu bis M(om)bete ist in der Geheimlehre der alten Leute von Urungu geheiligter Boden. Jede Felsklippe und jeder Hain, jede Berghöhe und Schlucht mit ihrem Echo hat ihre geheimnisvollen Beziehungen zu Geistern von unbestimmtem unbeschreiblichem Wesen. Jeder Unfall, der jemandem zustößt, jedes widerwärtige oder tragische Ereignis, das sich zuträgt vor den heiligen, von den Geistern bewohnten Stätten, wird mit heiliger Scheu im Gedächtnis des Volkes aufbewahrt ¹⁾. Die Waguha an der nordwestlichen Küste sind ein ungewöhnlich zeremoniöses Volk; ihre Frisierkunst ist größer als in irgendeinem Teil Afrikas östlich vom Tanganika; eine hölzerne Unterlage schützt den Kopf beim Niederlegen vor Zerrüttung des Haarbaues. Die Art der Begrüßung ist folgende: Wenn jemand vor einer sitzenden Gesellschaft erscheint, bückt er sich, nimmt eine Handvoll Erde oder Sand mit seiner Rechten und wirft davon ein wenig in seine Linke; die Linke reibt damit oberhalb des rechten Ellenbogens und an der rechten Seite des Magens, während die Rechte dieselben Manipulationen an der linken Seite des Körpers ausführt; dazu plappert der Mund hastige Begrüßungsworte. Vor Leuten, die im Rang unter ihm stehen, schlägt der Ankommende mehrmals in seine Hand und klopft nach jedem Schlag sanft an seine Brust in der Herzgegend ²⁾. Die durch den Burton-Golf vom Westufer getrennte Halbinsel Ubwari unweit der Nordspitze des Sees heißt auch Muzimu- oder Geisterinsel; die Wabwari sind betriebsam wie die Wavira, Wagoma und Wabembe der Nordwestküste, letztere aber sind Kannibalen ³⁾. Die Wabudschwe westlich von den Wagoma

1) Stanley, S. 40.

2) Ebd., S. 58f. Bilder von Haarfrisuren: Geistbeck, S. 47.

3) Stanley, S. 63f.

teilen mit den Waguha die Vollkommenheit der Frisierkunst und Vorliebe für Holzschnitzerei, stellen geschnitzte Bildsäulen aus Holz in ihren Dörfern auf und verzieren Hausthüren und Waldbäume mit Schnitzereien, die Menschengesichtern sehr ähnlich sehen ¹⁾. Die Wahyeya nordwestlich von diesem stehen auf sehr tiefer Kulturstufe, leugneten aber gegen Stanley, der von ihnen weiter zum Lualaba vordrang, mit ihren spitz gefeilten Oberzähnen Menschen zu fressen ²⁾. In Uhombo, dem letzten Distrikt vor den bei Stanleys Kongo-Fahrt (oben S. 402) bereits geschilderten Manyema gingen Männer, Weiber und Kinder nackt, höchstens mit Lendenschurz, aber mit Ocker beschmiert, auch mit Kreisen, Quadraten und Kreuzen tätowiert; den Hals behängt mit Mäuseköpfen, Vipernbälgen, die Taille mit schmalen Streifen von Affenfell, Stückchen von Gorillaknochen, Ziegenhörnern, Muscheln; doch haben sie kultivierte Felder und Gärten; jedes aus einer Anzahl niedriger kegelförmiger Grashütten bestehende Dorf hat seinen Häuptling ³⁾.

Schon Cameron ⁴⁾ war, nachdem er, von Zanzibar aufgebrochen, Livingstone suchend, dessen von treuen Dienern transportierter Leiche (August 1873) in Unyanyembe begegnet, Mai 1874 vom Tanganika bis Nyangwe am Lualaba vorgedrungen zu den Manyema, die er übrigens, trotz Anerkennung ihrer verhältnismäßig hohen Kulturstufe, als die ekelhaftesten Menschenfresser schildert, die nicht nur die in der Schlacht getöteten Feinde, sondern auch die an einer Krankheit gestorbenen Leute, nachdem man die Leichen im Fluß hat faulen lassen, ohne weitere Zubereitung und auch sonst alles Aas verschlingen. Von hier wendete er sich nach Südwesten und gelangte Oktober 1874 in das

1) Stanley, S. 77.

2) Ebd., S. 78.

3) Ebd., S. 80 ff.

4) Cameron, Quer durch Afrika (2 Teile, 1877). Zöllner, S. 256 ff. Hartmann, S. 44. 121. 218 ff. (mit dem Bild der Waganga der Warua).

Land Urua das Reich des Königs Kasongo, das sich nordöstlich von Muata Jamwos Reich über den Lualaba ostwärts bis zum Moëro- und Bangweolo oder Bembas-See erstreckt. Kasongo, nach Camerons Bericht eine höchst niederträchtige Erscheinung, hielt ihn bis Juni 1875 zurück, um ihn möglichst auszupressen; sein Herz bebte vor allen den Scheufslichkeiten, die er hier mit ansehen mußte. Die Strafen, die Kasongo verhängte, bestanden nur in Tod oder Verstümmelung. Die Nase, ein Finger, eine Lippe, ein halbes oder ein ganzes Ohr wurden wegen eines leichten Fehltritts abgeschnitten, ernstere Vergehen mit dem Verlust der Hände, Zehen oder des Lebens geahndet. Kasongo maßte sich göttliche Macht und Ehren an und gab vor, viele Tage keine Speise zu sich zu nehmen, ohne daß er Hunger empfinde; ja er behauptete, als Gott sei er erhaben über das Bedürfnis zu essen, und er esse, trinke und rauche nur, weil es ihm Vergnügen mache. Neben den Frauen seines Harems nahm er jede Frau für sich in Anspruch, die ihm auf Reisen wohlgefiel. Wurde ihm ein Knabe geboren, so schenkte er der Mutter ein Affenfell, in dem sie dann das Kind trug, und damit besaß sie das Recht, Lebensmittel, Kleidung und alles, was sie zu ihrem Unterhalt brauchte, von jedem, der nicht aus königlichem Geblüt war, sich anzueignen. Bei einem Häuptlingsbegräbnis leitet man einen Fluß ab, gräbt eine breite und tiefe Grube in sein Bett und bedeckt den Boden mit lebenden Frauen. Auf deren Rücken wird der mit seinen Schätzen beladene tote Häuptling gesetzt und dann Erde darüber geschaufelt. Wenn dies geschehen ist, wird eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal 40 oder 50, geschlachtet und mit ihrem Blut das Grab besprengt; hierauf läßt man den Fluß wieder in sein Bett zurückströmen. Cameron schildert auch den Mganga oder Zauberpriester der Warua. Ein solcher steckte in einem weiten Zeugrock, hatte um den Hals eine Schnur von Kürbisstücken, Vogelschädeln und roh aus Holz geschnitzten Figuren; das Haar wurde von einem breiten, mit verschiedenfarbigen

Perlen besetzten Bande zusammengehalten, über dem ein hoher Federbusch wehte; Gesicht, Arme, Hände waren mit Pfeifenthon angeweißt; von seinem Rücken hing ein Bündel kegelförmiger eiserner Schellen herab, die beständig klingelten, während er mit gespreizten affektierten Schritten durch das Dorf stolzierte. Das Gefolge bestand aus einer Frau, die in einem ausgehöhlten Kürbis seinen Götzen trug, einer zweiten mit seiner Matte zum Niedersitzen und aus zwei kleinen Jungen mit seinen übrigen Habseligkeiten. Sowie er sich sehen liefs, stürzten alle Weiber aus ihren Wohnungen und liefen zu der Teufelshütte des Dorfes, vor welcher sie, wie es schien, Gebete verrichteten, indem sie den Kopf tief zur Erde neigten, in die Hände klatschten und seltsame unartikulierte Klagelaute ausstießen. Bald kamen noch fünf ähnliche Waganga dazu, ganz ähnlich ausgestattet und mit ähnlichem Gefolge; nun veranstalteten sie einen gemeinsamen Umzug und hielten dann auf einem freien Platz im Dorfe still. Hier breiteten sie ihre Matten aus, setzten sich in einer Reihe darauf nieder und holten ihre Götzenbilder und Zaubergegeräte hervor. Die Befragung der Waganga wurde durch die Häuptlingsfrau eröffnet, die ihnen als Opfergabe sechs Hühner verehrte; als sie sich wieder entfernte, sah sie sehr beglückt aus, denn der oberste Mganga hatte ihr die Ehre erwiesen, ihr ins Gesicht zu speien, und ihr einen Tiergötzen in Form einer Kugel als Talisman geschenkt; diesen trug sie eiligst in ihre Hütte, um den Schatz in Sicherheit zu bringen. Nun erklärten sich auch die Waganga für Anhörung und Beantwortung von Fragen aus dem Volk zugänglich; auf einige gaben sie sofort Bescheid; andere dagegen machten ihnen scheinbar große Schwierigkeiten, deren Lösung unter vielerlei Reden und Gesten gesucht wurde. Bekannten sie aber zuletzt, selbst keine Antwort finden zu können, so mußten die Götter befragt werden, und nun erteilte einer der Fetischpriester, der sich aufs Bauchreden verstand, den gewünschten Bescheid, während die armen Betrogenen des Glaubens waren, der Götze habe gesprochen. Je reicher

die Spende des Fragenden war, desto günstiger lautete das Orakel. So erzielten die Waganga einen außerordentlichen Ertrag ihres Wahrsagens, infolge dessen zwei von ihnen den folgenden Tag wiederkamen, aber da ging das Geschäft flau; wahrscheinlich mochte sich das Volk nicht alle Tage den Luxus der Orakelbefragung gestatten können. Einen interessanten Ausflug durfte Cameron von Urua nach dem Mohrya-See machen, in dem er drei Pfahldörfer fand, dessen Bewohner Hühner und Ziegen hatten und auf 25 Fuß langen Kähnen aus einem Baumstamm mit dem Lande verkehren ¹⁾. Schließlich mußte sich Cameron, um nach der Westküste Afrikas zu gelangen, für eine ungeheure Summe von Wecheln auf Benguela einem schwarzen portugiesischen Unterthanen Namens Alvez aus Bihe anschließen, der, von einer förmlichen Räuberbande umgeben, in Kasongos Land eine Sklavenkarawane auf die niederträchtigste Art zusammenbrachte und mit seiner Schar auf der Rückreise Dörfer stürmte und niederbrannte, die Eingeborenen mordete oder zu Sklaven machte und Schandthaten aller Art vollführte. Endlich erreichte Cameron im November 1876 die Küstenstadt Benguela ²⁾.

Livingstone ³⁾ drang 1867 vom Nyassa-See zum

1) Pfahlbauten fand auch G. Rohlfs („Globus“ XVIII, 358f.) bei den Bassa-Negern auf der zeitweilig überschwemmten Insel Loko im Benue (Nebenfluß des Niger), Livingstone am Zambesi und Nyassa.

2) Cameron erzählt in der Beschreibung dieser letzten Hälfte seiner Reise von „Scheinteufeln“, die das Amt haben, die in den Wäldern hausenden echten Teufel zu verscheuchen, und ganz eigentümlich mit Masken ausgestattet sind. Die Waldteufel der Schwarzen sind nämlich sehr eifersüchtig auf einander und, wenn sie einen feindlichen Dämon in ihrem Gebiet treffen, ärgern sie sich so, daß sie fortziehen und sich einen anderen Bezirk aussuchen. So erfand man die Scheinteufel, die, gewöhnlich Fetischpriester, für ihre Maskerade gut bezahlt werden.

3) „Globus“ XVI, 249 ff. Zöllner, S. 248 ff. Geschichte Livingstones im „Kaisersw. Kalender“ 1878, S. 53 ff. H. v. Barth, S. 329—378. 511—567. Waller, The last Journals of D. Livingstone (1874).

Tanganika vor, von hier zum Moëro-See, zum Kasembe (wo er in Südafrika die ersten Götzenbilder fand) und an den Bangweolo-(Bemba-)See zu dem gastlichen Häuptling Masantu. Bis hierher erstrecken sich vom Nyassa die Babisa (mit rundem Schädel, vorstehenden Backenknochen, schief geschlitzten Augen), die auf Stirn und Kinn Stammesmarken tragen. Hier traf er auf einen Transport Sklaven, die nicht wie gewöhnlich jammerten, sondern wildjubilende Lieder des Inhalts heulten: „Vom Joche werden wir frei im Sterben, und wie schön wird es sein, wenn wir nach dem Tode wiederkommen und alle die plagen und töten können, die uns verkauft oder gefangen haben.“ Auf dem Rückweg nach dem Tanganika kam er an das goldreiche Gebirge Katanga, dessen Bewohner sich jedoch fürchten, nach dem Gold zu graben, das dem Ngolu (dem Teufel) gehöre und von ihm in die Erde versteckt sei. Von Udschidschi ging er Juli 1869 über das Nordende des Sees zu den Manyema, die auch er als Menschenfresser schildert; ein Zwist zwischen Mann und Frau endete oft damit, daß diese von jenem erschlagen und gefressen werde; doch verurteilen sie den Ehebruch, der jeden hindere, einen Elefanten oder Büffel zu erlegen; wer dagegen seiner Frau treu sei, den könne auf der Jagd kein Unfall treffen. In Nyangwe sah Livingstone einen Schwarzen, der zehn menschliche Unterkiefer an einem Riemen auf der Schulter trug von Leuten, die er einst ermordet und gefressen, wie er selbst jenem sagte. Hier erlebte Livingstone einen Einfall der Araber, denen bald auch der Kasembe unterlag. Bei den Manyema fand Livingstone auch die Beschneidung allgemein, in den Moloniabergen Tätowierungen von Halb- und Vollmonden, Sternen, Krokodilen u. s. w. 1871 kam er zurück nach Udschidschi, wo Stanley ihn fand. Von hier drang er nochmals zum Bangweolo vor, an dessen Südufer im Dorfe Ilala er am 1. Mai 1873 starb.

Der Nyassa-(Njassa-)See, 12—15 Meilen breit, 50 Meilen lang, war zwar schon im 17. Jahrhundert von Portugiesen besucht worden, wurde jedoch erst von Living-

stone 16. September 1859 neu entdeckt, einen Monat früher, als ihn der junge Albert Roscher erreichte, der dann unweit seines nordöstlichen Ufers ermordet wurde. Doch sah Livingstone damals nicht mehr als die Südspitze, wo der Schire abfließt, brach dann aber 1861 nochmals mit Dr. Kirk nach dem Nyassa-See auf, den sie am 2. September erreichten ¹⁾. Nirgends hat Livingstone in dem von ihm durchwanderten Teil Afrikas eine so dichte Bevölkerung angetroffen, wie an der südlichen Hälfte dieses Sees, wenngleich sie durch den Sklavenhandel decimiert wird. An den Ufern ziehen sich die Dörfer in einer geschlossenen Kette hin und, als die Reisenden vorüberfuhren, drängte sich am Strande neugierig Mann und Weib, die Tschirombo d. h. wilden Bestien zu sehen, wie sie die Einwohner nannten, die sich jedoch im ganzen höflich und freundlich benahmen. Das Gesicht der Frauen entstellt das der durchlöcherten Oberlippe eingefügte Pelele (Elfenbeinring oder Zinnscheibe); den Mangel an Kleidung ersetzt die Tätowierung. Der See liefert Fische genug und auf dem angeschwemmten Uferland wächst Reis, Mais, Hirse so reich, daß die Faulheit der Schwarzen nicht befremden kann. Aus Mückenschwärmen bereiten sie Kuchen als Leckerbissen. Auf den Gräbern liegen zerbrochen die Geräte der Verstorbenen, deren Kopf nach Norden gerichtet ist. Ahnenkult fand Livingstone auch hier. Ein Häuptling am Nyassa-See beklagte sich ihm gegenüber über Kopfschmerz und sagte: „Mein verstorbener Vater zankt mich jetzt aus; ich fühle seine Kraft in meinem Kopfe“; dann ging er, ihm zu opfern. Den 8. August 1866 erreichte Livingstone nochmals den Nyassa, nachdem er den Rufumaffluß hinaufgezogen und überall die entsetzlichen Spuren des Sklavenhandels gefunden, auf dessen abstumpfende Einwirkung es wohl auch zurückzuführen ist, daß an der Nordwestküste des Sees im Gebiet des Häuptlings Marenga, als Livingstone vom zukünftigen Leben sprach, die Leute ihm antworteten, sie

1) Livingstone, Neue Missionsreisen (1874, Jena, Costenoble).

hätten von ihren Vätern nie etwas über die Seele gehört, sondern glaubten, daß der Mensch sich nach dem Tode in nichts auflöse; doch hörten sie ihm aufmerksam zu, als er ihnen die Liebe des himmlischen Vaters zu allen Menschen verkündigte; die Freischotten haben hier zu Bandawe eine Missionsstation errichtet. Als Livingstone 1866 von hier noch nördlicher auf der Westseite des Nyassa in das hohe Tafelland vordrang, das der räuberischen Zulukaffernstamm der Mazitu seit des Eroberers Tschaka Zeit besetzt hält, deren Verwüstungen an der Westküste Livingstone auch schon 1861 hatte kennen lernen, da verließen ihn aus feiger Furcht die zehn Männer, die er von der Komoro-Insel Johanna zu seiner Begleitung mitgenommen hatte, und verbreiteten die Lüge von Livingstones Ermordung durch die Mazitu, während derselbe zum Tanganika wanderte. Auf der südlichen Landzunge des Nyassa, unweit der Einmündung des Schire, haben die Freischotten, die seit 1875 am Nyassa missionieren, die Station Livingstonia errichtet und bereits einige Jünglinge des Mangandscha-Volkes getauft, das hier im Süden des Nyassa das Berg- und Marschland zwischen dem Schire und Zambesi bewohnt. Auch die Matumboka, die, von Livingstone 1863 besucht, sich südwestlich vom Nyassa ins Innere erstrecken, sprechen die Sprache der Mangandscha, unterscheiden sich aber von diesen durch die Tätowierung. Durch das Gebiet der Mangandscha gelangte Livingstone schon 1859 zum Nyassa. Die Mangandscha bilden den Übergang des Negertypus zu den Kaffern, mit denen sie auch in der Sprache Verwandtschaft zeigen. Die Mangandscha glauben an ein höchstes Wesen Mpambe, von dem alles Gute kommt, während die Mfiti, böse Geister, Unheil stiften. Sie glauben auch an eine Vergeltung nach dem Tode. Ein alter Häuptling sagte: „Hier leben wir nur wenige Tage, aber wir leben weiter nach dem Tode; wo und wie, das wissen wir nicht; denn die Toten kommen nicht wieder, und wenn sie uns hier und da erscheinen, so reden sie nicht mit uns.“ Das

Volk ist fleißig und intelligent, bearbeitet das Eisen, webt Baumwolle, treibt Ackerbau. Auch die Mangandscha-Frauen tragen in der durchbohrten Oberlippe das Pelele; Stirn und Wange werden tätowiert; die Zähne werden spitz gefeilt ¹⁾. Die friedlichen Mangandscha hatten 1861 von den benachbarten Adschawa wiederholt verheerende Einfälle zu erleiden, wodurch auch die von Livingstone und Makenzie hier gegründete Missionsstation zugrunde ging ²⁾. Die Adschawa unterscheiden von den bösen Mfiti Mulungu als guten Gott.

Westlich vom Schire, auf dem linken Ufer des Zambesi wohnt der Mangandscha-Stamm der von Monteiro ²⁾ geschilderten Maravi. Ihr Land ist gut angebaut und selbst mit Brücken von Bambusrohr über die Flüsse versehen; Viehzucht und Industrie sind freilich gering und die Bearbeitung des Eisens roh. Neben dem König (Unde) steht ein Rat der Ältesten, unter ihm die Gouverneure der Provinzen, unter diesen die Häuptlinge der einzelnen Dörfer. Die Würde des ersteren erbt auf den Schwestersohn ³⁾, nächst diesem auf den Bruder des Herrschers. Einem priesterlichen Oberhaupt

1) Nach Missionar Rowley (Barth, S. 179 ff.) betet man zu den „Schatten“ verstorbener Häuptlinge, bei deren Tod man Sklaven opfert, und glaubt an Hexerei, sowie an das Gottesgericht des Gifttranks, Muave; zwei von jungen Männern, die der Zauberpriester mit Beschwörungen und Tänzen in Ekstase versetzt, gedrehte Stäbe weisen ihnen den Weg zur Entdeckung eines Verbrechers. Die Häuptlinge verkaufen ihre Leute für kleine Vergehen. Freunde tauschen die Namen. Die Frauen sind sehr geachtet, werden auch Häuptlinge und Priesterinnen, wie die der Göttin Bona in der Einsamkeit des Berggipfels Choro, deren Orakel der König (Rundo) konsultiert.

2) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde VI, 260 ff. „Ausland“ 1858, S. 260. Waitz, S. 419. Letzterer erwähnt ebenda nach Froberville (Bullet. soc. géogr. [1849] I, 71 sqq.) der Wa-Niungue am rechten Zambesi-Ufer, bei denen es ungewiß sei, ob sie den Negern oder Kaffern zuzuzählen seien; sie verbrennen die Hütte des Toten, begraben aber die Leiche mit dem Gesicht nach Westen; die der vom Baum der Erkenntnis ähnliche Sage sei offenbar nicht einheimischen Ursprungs.

3) Neffenerbrecht fand auch Livingstone bei den Kebrabasa-Negern westlich von den Mangandscha, nördlich vom Zambesi.

(Chissumpe), das für unsichtbar gilt, zahlt selbst der König Tribut. Die Orakel, die es erteilt, stehen in hohen Ehren; Zaubereien und Ordalien spielen eine große Rolle, und die Häuptlinge selbst sind bemüht, ihre Macht durch Zauberkünste, die sie treiben, zu vermehren. Alle Unternehmungen werden von den Zauberern (Gaga) eingeleitet. Zwar herrscht der Glaube an ein höchstes unsichtbares Wesen, aber die abgeschiedenen Seelen (Muzimo), von denen man alles Gute wie alles Unglück ableitet, sind der Hauptgegenstand der Verehrung; diesen werden insbesondere die ersten Früchte beim Erntefest dargebracht. Die Seelen der guten Menschen gehen nach dem Tode in gewisse Schlangen über, die der bösen in Schakale. Der Eintritt des neuen Mondes wird gefeiert. Die Weiber, welche nur nach ihrer Fruchtbarkeit geschätzt und schon vor der Ehe aus Gewinnsucht vom Vater prostituiert werden, ohne daß dies Anstoß giebt, gehen als Eigentumsstücke auf den Erben über. Den Häuptlingen pflegten früher ihre Weiber ins Grab zu folgen, wie dies noch jetzt bei den Cheva, den nordwestlichen Nachbarn der Maravi, gebräuchlich ist, welche sich vor diesen durch Mäßigkeit und größeren Fleiß im Landbau auszeichnen. Die Familie ist bei den Maravi so streng patriarchalisch geordnet, daß das Haupt derselben alle Verantwortung für seine Untergebenen allein trägt; er hat sie überall zu verteidigen und alle Kosten, die entstehen, für sie zu bezahlen, aber darf sie auch nach eigenem Willen verheiraten, verkaufen und selbst töten. Nach des Vaters Tode stehen die Schwestern in der väterlichen Gewalt des Bruders und Geschwisterkinder in der des Oheims in den Fällen, wo dieser der Erbe ist.

Schon 1855 reiste Livingstone von Linyanti den Zambesi abwärts nach Kilimane an der Ostküste. Auf den Inseln, die der Zambesi bildet, nachdem er den Chobe aufgenommen, lebten früher Batoka-(Bakoba-)Neger, die von den Makololo, einem Stamm der Betschuana-Kaffern,

ausgerottet worden sind. Auf der Insel Kalai in der Nähe der Wasserfälle des Zambesi sah Livingstone noch des Sekote, des letzten Inselhäuptlings der Bakota, Kotla (Hütte) mit Menschenschädeln geziert, die auf Stangen hingen; das Grab dieses wilden Häuptlings war mit Elefantenzähnen geschmückt; es war unangetastet geblieben, weil das Volk glaubt, Sekote habe einen Zaubertopf vergraben, der Pest über das Land bringe, sobald man ihn öffne¹⁾. An drei Stellen unweit der grosartigen Katarrhakten (Donnerrauch, Mosioatunya oder Schongwe von den Eingeborenen, Viktoriafälle von Livingstone genannt) brachten Batoka-Häuptlinge den Göttern, Barimo Gebete und Opfer dar, im Anblick eines Regenbogens, des „Götterstabs“; den Fluß selbst betrachten sie mit heiliger Scheu²⁾. Im Dorfe des Batoka-Häuptlings Moyara, im Lekonethal, sah Livingstone abermals eine Schädel trophäe. Der Sohn des verstorbenen Häuptlings lebte mit seinem halben Dutzend Weibern und wenigen Hintersassen in dem verfallenen Ort, wo 54 Menschenschädel auf hohen Stangen bleichten. Die Köpfe waren die von Matebele-Kaffern, zum Teil Knaben, welche auf der Flucht vor dem Makololo Sebituane hier von den Batoka erschlagen worden waren. Früher wurden fast alle Fremden, die sich ins Land der Batoka wagten, von diesen erschlagen, wohl ein Grund, weshalb die Portugiesen hier keine Handelsverbindung unterhalten konnten und von den Viktoriafällen nichts wußten. Alle Batoka-Stämme schlagen ihren Jünglingen und Mädchen die oberen Vorderzähne aus zum Zeichen der Mannbarkeit; vergebens bemühten sich die siegreichen Makololo, diesen Brauch auszurotten; dafür fehlt die Beschneidung. Die Batoka pflanzen sogar Bäume, was bei anderen Stämmen nicht vorkommt. Sie sind von sehr dunkler Hautfarbe und ausgeprägtem Negertypus, nur die Bewohner des höher liegenden Landes nicht selten gelb-

1) Livingstone, Südafrika, S. 269.

2) Ebd., S. 271. Zöllner, S. 235. Barth, S. 122. Auch die Kariba-Stromschnellen des Zambesi, die Livingstone 1860 passierte, haben ihre Götter.

braun¹⁾. Sie sind durch leidenschaftliches Hanfrauchen körperlich und geistig sehr herabgekommen²⁾. Nur in den Grenz-dörfern zeigten sie sich gegen Livingstone widerwillig; je weiter er vordrang, desto freundlicher wurde ihre Gesinnung; sie nennen sich hier auch Batonga; sie begrüßten ihn, wenn er in einem ihrer Dörfer erschien, nach Landessitte, indem sie sich rücklings auf den Boden warfen, sich hin- und herwälzten, mit den Händen an die Schenkel schlugen und den Gruß „Kina bomba!“ brüllten. Die Männer haben gar keine Bekleidung, wohl aber eigentümlichen Haarputz. Sie baten ihn um Vermittelung des Friedens mit dem Makololo: „Gieb uns Ruhe, gieb uns Schlaf; wir sind des ewigen Fliehens müde“, ein Anknüpfungspunkt für Livingstone, ihnen den Frieden, der von oben kommt, zu verkündigen³⁾. Am 14. Januar 1856 kam Livingstone an die Mündung des Loangwa in den Zambesi; hier wohnten ehemals Basenga. Auch hatten die Portugiesen hier die Niederlassung Zumbo, deren Trümmer Livingstone vorfand; doch hatte das Christentum hier gar keinen Boden gewonnen. Die Bewohner bezeichneten die zerbrochene Glocke der Kirchenruine mit demselben Namen wie die Zaubertrommel ihrer Wahrsager. Der Häuptling Mpende zeigte sich zuerst feindlich; manche seiner Leute kamen nahe heran, schwenkten einen roten Gegenstand in der Luft und zündeten ein Feuer an, in welchem sie Zaubermittel verbrannten, um die Fremden machtlos zu machen und zu erschrecken; von allen Seiten strömten Bewaffnete herzu. Doch ließ Livingstone einen Ochsen schlachten und schickte dem Häuptling ein großes Stück Fleisch, und als dieser hörte, daß jener kein Portugiese und Sklavenhändler sei, sondern zu dem Stamm gehöre, der ein Herz für die Schwarzen hat, setzte er die Fremden auf kleinen Kähnen über den Zambesi und wies den Weg nach Tete, dem

1) Livingstone, Südafrika, S. 273.

2) Ebd., S. 276.

3) Ebd., S. 279 ff.

Hauptplatz der Portugiesen. Die Frauen haben auf der Strecke, die Livingstone hier durchwanderte, die Sitte, die Oberlippe mit einem kleinen Einschnitte zu bezeichnen und in derselben einen Knopf von Zinn zu tragen, das sie von den Portugiesen kaufen und nicht vom Silber unterscheiden können. Die Basenga im Norden sind gute Eisenarbeiter; jenseit derselben liegt die goldreiche Bergkette Maschinga und jenseit dieser die vielen Stämme der Maravi. Am Zambesi beginnt unterhalb Mpendes Gebiet eine Landstrecke, in der eigentümliche Jagdgesetze in Kraft stehen. Die Besitzungen eines jeden Häuptlings sind genau bestimmt, und gewöhnlich bildet einer der vielen Bäche, die sich in den Zambesi ergießen, die Grenze. Wenn ein Elefant auf dem einen Gebiet angeschossen wird, auf ein anderes hinüberläuft und dort verendet, dann gehört seine untere Hälfte dem Häuptling des letzteren. Dies Gesetz wird so streng beobachtet, daß der Jäger seine Beute nicht eher zerlegen darf, bevor ein Bevollmächtigter des betreffenden Häuptlings zugegen ist; geht er früher ans Werk, so verliert er allen Anspruch auf Zähne und Fleisch. Das Hinterbein eines Büffels fällt dem Manne zu, auf dessen Besitztum derselbe gegrast hat, und von der Elennantilope, deren Fleisch sehr geschätzt wird, erhält er noch mehr als das Hinterviertel. Oberhalb Zumbo kommt keine Spur derartiger Jagdgesetze vor, wohl aber weiter südlich im Land der Bamapela. Im inneren Afrika gilt die Regel, daß ein Stück Wild demjenigen gehört, der dasselbe zuerst, wenn auch noch so leicht verwundet hat, der zweite enthält ein Hinterviertel, der dritte ein Vorderbein. Auch muß dem Häuptling ein Stück abgegeben werden. Manche Jäger haben großen Einfluß, weil man sie für Inhaber einer „Elefantenmedizin“ hält; selbst Portugiesen glauben an derartigen Jagdzauber. In der Landschaft Chikova hat der Zambesi die Kebrabasa-Wasserfälle; die Landeseinwohner von Chikova nennen sich Bambiri; sie gehören zum Volk der Banyai. Der Häuptling Nyampungo war gegen Livingstone höflich und galt für einen Regenmacher; viele Stämme pflegten ihn des-

halb um Regen zu ersuchen, der in diesen Gegenden nicht so häufig ist. Sie beten zu ihren verstorbenen Häuptlingen und Verwandten; daß man zu Gott beten könne, war ihnen neu; sie hörten aber Livingstone andächtig zu. Die Häuptlingsseelen fahren in Raubtiere, besonders Löwen, selbst schon bei Lebzeiten. Rindvieh hat man der Tsetse-Fliege wegen nie halten können; doch glaubten die Leute, die Schuld läge daran, weil ihnen die geeignete Medizin dazu fehle. Als Livingstones Leute einen Elefanten erlegt, schüttete ein Banyai-Jäger bewundernd den ganzen Inhalt seiner Schnupftabaksdose an einen Baum als Dankopfer für die Barimo; alle übrigen tanzten wild um das erlegte Tier, das unangetastet liegen bleiben mußte, bis ein Mann, der dem Eigentümer des Grundes und Bodens von allem Kunde gegeben, mit dessen Bescheid zurückkam. Er schickte einen Korb voll Getreide, ein Huhn und Glasperlen und ließ sagen, daß er den Barimo für gutes Glück gedankt habe. Nun erst durfte von dem Fleische gegessen werden. Die Regierung der Banyai-Völker ist eine Art von Feudalrepublikanismus. Der Häuptling wird gewählt, und man zieht den Schwestersohn des verstorbenen Häuptlings dessen eigener Nachkommenschaft vor, und holt den Nachfolger auch wohl aus einem anderen Stamm, wenn in dem eigenen niemand den Wählern zusagt. Der Mann, dem die Übernahme der höchsten Würde angeboten wird, muß herkömmlich erklären, daß er solcher Ehre nicht würdig sei; dann aber nimmt er sie doch an, und damit fallen ihm alle Weiber, Kinder und die gesammte Habe des Verstorbenen zu. Einem Unterhäuptling, der Lust hat, sich unabhängiger zu machen, wird das Dorfingeäschert. Die Kinder des Häuptlings haben weniger Rechte als die Gemeinfreien, können aber nicht verkauft werden, was auch mit den Gemeinfreien nicht geschehen kann, die ihrerseits jedoch Sklaven haben, welche sich in sehr gedrückter Lage befinden. Die 12 bis 15 Jahre alten Söhne von Gemeinfreien aus verschiedenen Distrikten erhalten beim Häuptling Unterricht oder Banyai, d. h. werden an die nationalen Sitten gewöhnt. Auch hier herrscht der

Glaube an Gottesurteile. Unweit vom Dorf des Häuptlings Monina erschien ein Hexendoktor, und alle Frauen des Häuptlings kamen auf das freie Feld, um zu fasten. Sie sollten dort den Aufguss von der Pflanze Goho trinken, der die Unschuld an den Tag stellt. Wenn ein Mann sich von einem seiner Weiber behext glaubt, müssen alle seine Frauen fasten und den Trank genießen; wer ihn ausspeit, gilt für unschuldig; wer nach demselben purgiert, für schuldig und wird verbrannt. Die Unschuldigen opfern dann ihrem Schutzgeist einen Hahn. Diese Unschuldsprobe, Muavi, kommt bei allen Negervölkern im Norden des Zambesi vor; die Frauen besonders hielten sehr auf sie und sind begierig nach dem gefährlichen Tranke. Bei den Banyai haben übrigens die Frauen großen Einfluss auf die Männer und spielen im ganzen Leben eine wichtige Rolle. Ehen werden in folgender Weise geschlossen: Der junge Mann, dem ein Mädchen gefällt, setzt sich mit den Eltern desselben in gutes Einvernehmen und lebt in ihrem Dorfe, wo er für die zukünftige Schwiegermutter allerlei Dienste zu verrichten hat; er muß z. B. Brennholz herbeschaffen und vor ihr mit gebogenen Knien sitzen. Es kommt vor, daß diese Dienstbarkeit ihm nicht mehr gefällt und er zu seiner eigenen Familie zurückkehren will; das darf er thun, muß dann aber alle Kinder zurücklassen, die nach Landesbrauch der Frau gehören. Die Frau gehört dem Manne, der für sie den Eltern eine bestimmte Anzahl Rinder oder Ziegen gegeben; war aber das letztere nicht der Fall, so bleibt sie nebst ihren Kindern ihrer Eltern Familie angehörig; der Kauf scheidet dies Familienband ¹⁾.

Die Portugiesen trieben seit mehreren Jahrhunderten in Tete Sklavenhandel; die Jesuiten hatten auch eine Mission begründet; doch fand Livingstone nur traurige Trümmer ²⁾. Tete besteht aus etwa vierzig europäischen Häusern, roh

1) Livingstone, Südafrika, S. 285—298.

2) Geschichte Livingstones, S. 35.

aus Stein gebaut, mit Schilf gedeckt, und gegen 1200 afrikanischen Hütten; auſer der Garnison des Forts lebten kaum zwanzig Portugiesen hier ¹⁾. Von diesen war der weit ins Innere gereiste Candido Richter in allen Streitigkeiten der Eingeborenen und kannte ihre Sprache vollkommen. Er sagte, daſs in dieser Gegend alle Stämme eine klare Vorstellung von einem höchsten Wesen haben, welches alle Dinge geschaffen und regiert; sie nennen dasselbe, je nach den verschiedenen Stämmen, Morimo, Molungo, Reza, Moambe. Sie glauben auch an eine Fortdauer der vom Leibe abgeschiedenen Seele und besuchen die Gräber ihrer Verwandten, bei welchen sie Opfer von Bier, Nahrungsmitteln u. s. w. darbringen. Bei der Unschuldprobe halten sie zum Zeichen ihrer Reinheit die Hand gen Himmel. Nach überstandener Gefahr oder Krankheit opfern sie ein Huhn oder Schaf, dessen Blut als Libation für die Seele eines abgeschiedenen Verwandten ausgegossen wird. Auch glauben sie an eine Seelenwanderung und stehen in dem Wahne, daſs noch lebende Menschen sich in Löwen oder Alligatoren verwandeln und auch wieder ihre wahre Gestalt annehmen können ²⁾. Die portugiesische Niederlassung Sen(n)a am Einfluſs des Schire in den Zambesi fand Livingstone in noch größerem Verfall als Tete; die Landin-Kaffern suchen von Zeit zu Zeit den Ort heim und erheben von den dortigen Bewohnern Tribut ³⁾. Den 20. Mai 1856 erreichte Livingstone Kilimane an der Ostküste, den 20. Dezember England.

Die neue Expedition 1858 führte Livingstone abermals in das Gebiet des Zambesi von Kilimane aufwärts. Oberhalb Senna traf er auf den Inseln des Stromes Ansiedelungen von schwarzen Fluſspferdjägern (Akombwi oder

1) Zöllner, S. 237. Livingstone, Südafrika, S. 300.

2) Livingstone, Südafrika, S. 304. Moambe = Mavimbi (Himmel) im Ki-Bisa, Ki-Rungu, Ki-Fipa u. s. w. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil II, 539.

3) Livingstone, Südafrika, S. 307.

Mapodzo), die eine eigene Kaste bilden und unter einander heiraten, da die Eingeborenen den Genuß des Nilpferd-fleisches verabscheuen¹⁾. In Tete fand Livingstone, daß unter dem Gemisch zusammengelaufenen Volks die reinen Eingeborenen an einen großen Geist und Schöpfer Morungo glaubten, den sie aber um nichts baten, da er ihnen zu fern stehe, im übrigen lediglich die Seelen ihrer Ahnen verehrten, während die anderen heidnischen Einwohner Erde, Luft und Wasser voll böser Geister dachten, die aber durch Bier und Speise versöhnt würden²⁾. Die Bewohner des Zambesi-Gebiets ehren die Geister der Abgeschiedenen als Wazimó durch Gaben von Bier und Mehl³⁾ und stoßen den Ruf nach ihren Eltern als Ausdruck plötzlichen Schrecks oder Staunens in derselben Weise aus, wie wir den Namen Gottes⁴⁾. Die abgeschiedenen Geister inkarnieren sich aber auch nach dem Glauben nördlich vom Zambesi in Schlangen⁵⁾, nach demjenigen im Kebrabasa-Gebirge am Zambesi in Affen, diejenigen verstorbener Häuptlinge in Löwen, die dadurch unverletzlich werden⁶⁾. Häuptling Katosá, der nie vordem einen Weissen gesehen, hielt Livingstone und seine Begleiter für seine Bazimo d. h. Ahnengeister⁷⁾. Dem Häuptling

1) Ebenso sind die Woito als Flusspferdjäger in Abessinien verachtet.

2) Livingstone, Neue Missionsreisen, S. 50. Lippert, Seelenkult, S. 45 (vgl. Priestertum, S. 77) faßt den „großen Geist“ als einen früheren Oberhäuptling, der aber, wie sich die Erinnerung an ihn erhalten, auch Gegenstand des Kultus sein würde. Schon der Name Morungo = Mulungu weist auf den ursprünglichen Himmelsgott. Die Götzenbilder in Tete sind sicher nicht einheimischen Ursprungs.

3) Livingstone, Neue Missionsreisen, S. 241. Lippert, Seelenkult, S. 56.

4) Livingstone, Neue Missionsreisen, S. 277. Lippert, Seelenkult, S. 28f.

5) Livingstone, S. 50. Lippert, S. 39.

6) Livingstone, S. 176. 211. Lippert, S. 42f.

7) Livingstone, S. 212. Lippert, S. 37.

Chibisa wurde so große Macht von seinen Untergebenen zugeschrieben, daß sie sich ohne Furcht vor Krokodilen im Schirefluß badeten, da jener eine kräftige Arznei hineingethan ¹⁾. Auf dem von den Portugiesen für unbeschiffbar erklärten Schire, dessen Bewohner, mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, sich bald freundlich zeigten, als sie sich überzeugt, daß Livingstone und seine Begleiter keine portugiesischen Sklavenhändler ²⁾, fuhren diese bis zum Schirwa-See (18. April 1859), von da zurück nach Tete, um bald darauf (August 1859) vom Schire zu den Mangandscha und dem Nyassa vorzudringen ³⁾. Ich schliesse mit Livingstones Selbstcharakteristik seiner „Neuen Missionsreisen“: „Wenn wir mit irgendeinem Volk in Verkehr traten, bezogen wir uns fast immer auf den ihm meist schon bekannten Abscheu der Engländer gegen die Sklaverei, und da wir darauf hinarbeiteten, daß sie, anstatt ihre Mitbrüder zu fangen und zu verkaufen, Baumwolle bauen und verkaufen möchten, so erschien unsere Botschaft ganz natürlich, und da der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Regierer aller Dinge und an die Fortdauer der Seele nach dem Tode allgemein ist, so eignet er sich ganz zu der Erklärung, daß wir ein Buch besitzen, worin das höchste Wesen seinen Willen kundgethan hat. Die Thatsache, daß sein Sohn unter den Menschen erschien und seine Worte in jenem Buche stehen, erweckt stets Aufmerksamkeit; aber es ist schwer, das Gefühl in ihnen zu erwecken, daß sie in einer Verwandtschaft zu ihm stehen und er Teilnahme für sie empfindet.“

c. Die zahlreichen Stämme der Kaffern Südafrikas haben so viel Gemeinsames, daß eine gesonderte Behandlung derselben nicht nötig ist. Es war zuerst Lichtenstein ⁴⁾,

1) Livingstone, S. 86. Lippert, S. 83f.

2) Wie der berühmte Mariano, Mischling aus Portugiesen- und Negerblut, der 1861 hier grauenvolle Verwüstung anrichtete.

3) Livingstone nennt auch einen weiblichen Häuptling am Schire.

4) Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika (1811) I, 393f.

der die Überzeugung aussprach, „dafs alle Völkerstämme südlich von Kiloa und östlich von der Kapkolonie als eine grofse Nation gedacht werden müssen, die sich auf der einen Seite ebenso scharf von den Negern und Mohammedanern, als auf der anderen Seite von den Hottentotten unterscheidet“, und die er mit dem gemeinsamen Namen Kaffern bezeichnet. Bis dahin kannte man diesen grofsen Völkerstamm nur unvollkommen von zwei ganz verschiedenen Endpunkten seines Vorkommens, einerseits den Niederlassungen holländischer Kolonisten (Buhren) vom Kap der guten Hoffnung aus ¹⁾, anderseits von der Ostküste, wo die bis Sofala erobernd vorgedrungenen Araber zwar wenig über die südlichen Völkerstämme erfahren haben, dagegen die Portugiesen mehr über Reiche wie Monomotapa, Torroa, Butua, obgleich auch ihre Berichte noch sehr unbestimmt sind ²⁾. 1560 beehrte der Kaiser von Monomotapa ein Bündnis mit den Portugiesen ³⁾, liefs sich dann sogar mit seiner Familie und 300 Edlen taufen; aber aus Furcht, von jenen abhängig zu werden, beeinflusst von Mohammedanern, verfolgte er schliesslich wieder die Christen ⁴⁾. 1600 soll eine Expedition unter Franz Baretto die Hauptstadt des Goldlandes erreicht haben, aber verlor viel Leute und erlangte nur gegen hohen Tribut Eingang für Händler. Gleichzeitig wurden die Portugiesen am Zambesi von den Monga geschlagen, 200 in Tete ermordet ⁵⁾. 1604 beehrte der Kaiser wieder Hilfe von den Portugiesen für seine Kriege und versprach, sie durch die Goldminen seines

1) 1652 schickte die holländisch-ostindische Compagnie Jan vom Riebek mit drei Schiffen nach dem Kap, um von demselben Besitz zu nehmen; er erbaute ein Fort an Stelle der heutigen Kapstadt und erwarb durch Vertrag mit den Eingeborenen drei Meilen im Umkreis; dies war der Anfang der Kapkolonie. Merensky, Beiträge, S. 144. Petri, Sandili und Cetschwayo (1879), S. 5. Wangemann, Südafrika und seine Bewohner (1881) I, 2.

2) Adelung III, 1. S. 271.

3) Pufendorf-Martinière VII, 383.

4) Ebd., S. 387. Merensky, Beiträge, S. 52.

5) Pufendorf, p. 388sq. Merensky, S. 51.

Landes zu entschädigen; die Portugiesen beschlossen, Truppen zu senden; zwei Jesuiten sollten diese begleiten, doch fehlen weitere Nachrichten; sie hatten seitdem nur die zwei großen Handelsstationen zu Teta und Sena ¹⁾. Zimbaoa, die Hauptstadt von Monomotapa, soll funfzehn Tagereisen weit westlich von Sofala, vierzig von Sena entfernt gelegen haben ²⁾; die von Mauch aufgefundenen Ruinen wurden als Reste einer früheren Kultur der Kaffern bereits erwähnt ³⁾. Sie sind nicht ohne Analogie mit andern, wenn auch kleineren Bauüberresten von Kafferstämmen ⁴⁾ und passen zur Beschreibung der Gebäude von Zymbaoa (Symbaoë d. i. Hoflager) bei dem Portugiesen de Barros ⁵⁾; sie wurden von den Barotse, die früher hier vorübergehend wohnten, für heilig gehalten und von den Amatonga als Aufenthaltsort böser Geister gefürchtet; ein alter Barotse-Priester, den Mauch noch hier fand, nannte einen Turm das Haus der Königin ⁶⁾. Nach Salt hat sich in die Berichte über Monomotapa eine verwirrende Unklarheit dadurch eingeschlichen, daß verschiedene Schriftsteller die Namen der Distrikte des Landes mit den Titeln der Herrscher verwechselt haben, indem sie dieselben, ohne den gehörigen Unterschied zu machen, Quiteve, Mono-Matapa, Bene-Motapa, Bene Motascha, Tschikanga, Manika, Bokaranga, Mokaranga nannten; es scheine thatsächlich der Titel des Souveräns Quiteve und der Name des Landes Motapa gewesen zu sein, welchem Mono vorgesetzt wurde, wie in Monomugi und vielen andern Namen an der Küste; jenseits dieses Landes scheine ein Distrikt Namens Tschikanga gelegen zu haben, der die Minen von Manika enthielt, und die

1) Pufendorf, p. 390sq.

2) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 545.

3) Siehe oben S. 240.

4) Campbell, Zweite Reise in Südafrika (1823), S. 98. Moffat, Missionary labours in S. Afr. (1842), p. 524. Waitz, S. 360. Merensky, S. 58.

5) Waitz, S. 360. Merensky, S. 57. Die unlesbare Thorinschrift, von der de Barros berichtet, ist nicht zu finden.

6) Merensky, S. 53ff.

anderen Namen nur sehr kleine damals unter Herrschaft des Quiteve stehende Distrikte zu bezeichnen. Stanley faßt das Ergebnis der verschiedenen neueren Forschungen dahin zusammen, daß das alte Mono-Matapa denjenigen Teil des südöstlichen Afrika einnahm; den jetzt die Matebelen inne haben, und alle die verschiedenen Stämme umfaßte, die gegenwärtig unter der populären Bezeichnung Kaffern oder Zulu bekannt sind¹⁾. Wann die Kaffern in ihre jetzigen Sitze eingewandert sind, ist nach Merensky²⁾ schwer zu sagen; doch giebt er folgende lichtvolle Übersicht über ihre allmähliche Ausbreitung in Südafrika: Dasselbe war früher in größerer Ausdehnung von den Hottentotten bewohnt gewesen, die aber, soweit als es sich zum Anbau von Mais und Kaffer-Korn geeignet erwiesen, von den dunkelfarbigem Stämmen, besonders seit 200 Jahren, zurückgedrängt wurden³⁾. Im Tiefland westlich von Sofala zwischen dem Zambesi und Limpopo haben jedenfalls schon vor 300 Jahren die noch heute dort sitzenden Knopneuzen, Batonga oder Amatonga, die schon de Barros als Goldsammler der Portugiesen nennt, gewohnt; sie haben schon etwas Negerartiges und sind wahrscheinlich mit den Basele oder Vaalpensen die Urbewohner des betreffenden Landstriches gewesen. Die kräftigen Küsten-Kaffern sind nach ihrer Tradition in kleineren Haufen eingewandert, wie es scheint, schon vor Jahrhunderten, und lebten mit den Hottentotten in so regem, friedlichem Verkehr, daß sie zum großen Teil (mit alleiniger

1) Stanley a. a. O., S. 544f.

2) Beiträge, S. 92f.

3) Noch heute nennen die Bapedi (Basutho) die Himmelsgegend nach Westen und Süden Boroa d. h. Hottentottengegend, während dort längst schwarze Stämme sitzen; noch im 17. Jahrhundert erzählten die Hottentotten den Weisen von einem goldhaltigen Lande im Innern mit großen steinernen Häusern und Reisbau. In Natal fand Vasco di Gama schon Ende des 15. Jahrhunderts Kaffern; doch gerade hier haben die Heikoms-Hottentotten noch längere Zeit sich gehalten. Merensky, S. 77f.

Ausnahme der Amaswazi) einige der denselben eigentümlichen Schnalzlaute in ihre Sprache aufnahmen ¹⁾. Im heutigen Transvaalgebiet ²⁾ sind nach den Hottentotten die ersten dunkelfarbigen Einwanderer keineswegs die Betschuanen und Basutho (Bassuto) gewesen, sondern kleine Häuflein eines den Zulu nahe verwandten Stammes, von den Basutho Matebelen ³⁾ genannt; sie nahmen das Transvaalgebiet zum größten Teil in Besitz, und die später, etwa vor 200 oder 300 Jahren, einwandernden Basutho kamen deshalb hier und da in Abhängigkeit von ihnen. Das Vordringen der Basutho wurde wahrscheinlich durch die Bewegung, die Ende des 16. Jahrhunderts in die Völkermassen Südafrikas durch den Aufbruch und die Wanderung der Wazimba ⁴⁾ aus ihren Sitzen am Zambesi kam, mitverursacht. Das weitere Vordringen der Xosa (Kosa, Hosa) ⁵⁾ und anderer Küstenstämme nach der Kapkolonie (1670 erreichten sie die Kai, 1750 etwa fingen sie diesseits an vorzugehen) ist nicht durch Nachdrängen anderer Stämme, sondern durch Vermehrung jener Stämme selbst veranlaßt worden. Diejenige der Ama-Xosa läßt sich genau seit Ende des vorigen Jahrhunderts verfolgen ⁶⁾. Die Xosa-Nation war damals vereinigt unter König U-Palo; derselbe hatte zwei Söhne, U-Galeka und U-Chachabe. Von des ersteren Sohn U-Kauba zweigten sich in seinen zwei Söhnen U-Hintza und

1) Von den Betschuanen und Basutho fingen nur einige wenige Abteilungen an, sich Schnalzlaut aneignen. Merensky, S. 78. Doch vergleiche oben S. 232.

2) Jetzt bilden die Hauptmasse der Bevölkerung verschiedene Basutho-Stämme. Petri, Die Bassutho (1881), S. 79.

3) d. h. Leute, die sich verstecken, nämlich hinter ihren großen breiten Kriegsschilden. Petri, Sandili, S. 153.

4) Siehe oben S. 455.

5) X bezeichnet einen Schnalzlaut. Petri, Sandili, S. 15.

6) Petri, Sandili, S. 23f. Das Präfix Ama = Leute, Volk. Die Amaxosa können als besonderer Stamm nur zehn bis zwölf Generationen zurückverfolgt werden (Döhne, Zulu-Kafir Dictionary, p. XII); nach ihren historischen Traditionen setzt Kay (Travels and researches in Caffraria [1833], p. 108) ihre Einwanderung etwa um 1670. Waitz, S. 349.

U-Buru verschiedene Völker ab; Hintzas Sohn U-Sarili (Chrili), eigentlich Zacharias) blieb der Oberherr des mächtigen Galeka-Volks, des zahlreichsten unter allen Xosa-Stämmen, das nach allen furchtbaren Niederlagen und Schwächungen, die es im Lauf dieses Jahrhunderts erlitt, doch noch 10 000 Bewaffnete in den jüngsten Krieg gegen die Engländer stellte. Burus Sohn, U-Mapsissa, stiftete ein kleineres, doch immerhin nicht unbedeutendes Reich, während kleinere Nebensprossen unter kleineren Häuptlingen sich sammelten. Dies war der eine große Zweig der Xosa-Nation. Chachabe hatte drei Söhne, U-Ulan, Um-Chlambe und U-Nukwa, die wiederum neue Völkerschaften repräsentierten. Von U-Ulan stammten Um-Gaika und Um-Timba, die Häuptlinge des mächtigen Gaika-Volks und der Ama-Tembu; Gaikas Sohn war König Sandili, der, nachdem er in zwei großen Kriegen die Engländer mehrfach bis an den Rand des Untergangs gebracht, 1878 nach heldenmütigem Kampfe seinen Wunden erlag. Das Haupt der Chlambe wurde Umhala, und als dieser durch die Engländer entthront und die Königswürde seinem Bruder Duschani übergeben war, spaltete sich die Chlambe-Nation wieder in zwei Völker, die Imi-Duschani, jetzt unter König Siwane, Duschanis Sohn, und die eigentlichen Chlambe unter Umhala und einige abgezweigte Stämme, während U-Nukwas Nachkommen, etwa 6000 Seelen stark, von dem Häuptling Tois, Nukwas Enkel, regiert wurden, der vor einigen Jahren gestorben ist. Nördlich von den Ama-Xosa wohnen die Tembu (Tambuki), noch weiter nördlich die Ama-Pondo, dann die Ama-Zulu¹⁾. Die Ama-Pondo, „das gehörnte Volk“²⁾ sind der Sage nach den übrigen

1) Petri, Sandili, S. 15. Waitz, S. 348 f. Ein holländischer Bericht 1687 (bei Holden, Hist. of the colony of Natal [1855], p. 38) nennt als Küstenkafferstämmen die Magoses (Amaxosa), Makriggas (verschollen), Matimbas (Amatembu), Mapontes (Amapondo) und Emboas (wohl die zu den Xosa gehörigen Amambombo in Süd-Natal). Waitz, S. 349.

2) Döhne, p. 279.

drei Hauptvölkern der Küsten-Kaffern, die sich nach Döhne erst kurz vor Ankunft der Portugiesen in Ostafrika von einander trennten, auf ihrem Zug nach Süden vorausgegangen¹⁾; ein großer Teil der Pondo wurde durch die Eroberungen der Zulu aufgerieben²⁾. Der Name Zulu oder nach der Aussprache Sulu bedeutet Himmel, als Volksname die Himmlischen³⁾. Sie waren noch im vorigen Jahrhundert ein kleiner Stamm ohne Bedeutung⁴⁾; im Anfang dieses Jahrhunderts haben sie bereits das Küstenland zwischen St. Johnsfluß, Delagoa-Bai und Draken-Gebirge bewohnt und beherrscht. Ihr König Tschaka (1810—1828) bildete sie zu einem Volk von Kriegerern und Eroberern heran, unterjochte die Nachbarvölker und vertilgte oder vereinigte sie mit seinem Volk; das fruchtbare Natal verwandelte er in eine Wüste⁵⁾. Mani-Kus, der General Tschakas, griff die Portugiesen in der Delagoa-Bai, in Sofala und Inhambane an und zwang sie, ihm Tribut zu zahlen; sein Heer setzte darauf oberhalb Tete über den Zambesi, verheerte die Länder längs des Nyassa und liefs sich schließlich, wie erwähnt, zwischen ihm und dem Tanganika nieder⁶⁾. Einen den Zulu verwandten Stamm der sogenannten Matebelen unter Häuptling Moselekazzi zwang Tschaka zur Auswanderung aus seinem Reich in das Betschuanenland und fiel, nachdem jener sich dies unterworfen, ihn von neuem an, so daß derselbe sich schließlich nordwärts nach den Quellen des Limpopo zurückziehen mußte. Natürlich

1) Döhne, p. XIII.

2) Waitz, S. 349.

3) Dr. med. Kranz (vgl. englischer Distriktsarzt in Südafrika), Natur- und Kulturleben der Zulus (1880), S. 353. Nach Kay (S. 403) nannten sich die Zulu nach einem ihrer mächtigen Herrscher; damit meinten sie wohl den Himmels Gott. Waitz (S. 349) zieht die Erklärung des Volksnamens „die Heimatlosen, Herumschweifenden“ vor.

4) Holden, p. 55. Waitz, S. 350.

5) Petri, S. 151. Kranz, S. 5ff. Wangemann I, 10f.

6) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 546.

geriet Tschaka auch mit den in Natal angesiedelten Engländern und Holländern in Streit, noch mehr sein Bruder, Mörder und Nachfolger Dinga¹⁾, der wieder 1840 von seinem Bruder Um-Panda mit Hilfe der Buhren von Natal vertrieben wurde, während gegen diesen sein Sohn und Brudermörder Ketschwayo sich auflehnte, der ihm 1872 folgte und von den Engländern, nachdem er sie den 15. Januar 1879 bei Isandula geschlagen, doch schliesslich besiegt worden²⁾ und, obgleich wieder eingesetzt, neustens von zwei Häuptlingen Niederlagen erlitten hat. Die Zulu gehören nach dem Urteil des englischen Distriktsarztes Kranz zu den grössten und kräftigsten aller Volksstämme; ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, zuweilen heller bis rötlich-braun, je näher dem Äquator, desto dunkler; im Winter wird die sammetartige dunkle Haut ein wenig rauher und heller; die Physiognomie ist nach Kranz fast eine orientalisch-abessinische³⁾. Nördlich an die Zulu schliessen sich die Swazi und jenseit der Delagoa-Bai die schon erwähnten Tonga, Knopneuzen, Makoapa⁴⁾. Das mittlere Südafrika vom Draken-Gebirge östlich bis zum Zambesi nördlich, bis an die Kalahari-Wüste westlich, bis zum Orangeffluss als Südgrenze bewohnen die Be-Tschuana d. h. „die Gleichen“⁵⁾, nach Moffat⁶⁾ „die Hellfarbigen“; auch sie gleichen nach Merensky⁷⁾ auffallend den Abessiniern, auch im Häuserbau. Unter den zwölf östlichen Stämmen sind die Ba-Sutho (Sotho) und Bakoni (nördlich) die bedeutendsten⁸⁾. Unter den Nord-

1) Stanley, Durch den dunkeln Erdteil I, 545. Waitz, S. 350. Petri, S. 152f. Wangemann I, 12f.

2) Petri, S. 156. 201f. Wangemann, S. 13f.

3) Kranz, S. 53ff.

4) Petri, S. 151.

5) Livingstone, Südafrika, S. 120. Singular: Mo-Tschuana. Das Land: Le-Tschuana; die Sprache: Se-Tschuana. Petri, Die Bafutho, S. 3.

6) Waitz, S. 351.

7) Beiträge, S. 91f.

8) Waitz a. a. O. Livingstone, S. 121f. Singular: Mo-Sutho. Land: Le-Sutho; Sprache: Se-Sutho. Petri a. a. O.

Basutho in Transvaal nehmen die Bapedi oder Bapeli, deren Häuptling Sekukuni war, die hervorragendste Stellung ein ¹⁾. Die Süd-Basutho (130 000 Seelen), im Gebiet zwischen dem Kaledon, Orangefluß und den Maluti-Bergen, wohnten früher gleichfalls nördlicher, wurden aber durch nach Süden dringende Kafferstämme in ihr jetziges Gebiet getrieben, wo sich ihnen auch noch von Südwesten aus der Hottentottenstamm der Koranna entgegenstellte; infolge dieser mehr als ein Jahrhundert dauernden Kämpfe mit Kaffern und Koranna waren sie sehr heruntergekommen; infolge einer Hungersnot bildeten sich in den Maluti-Bergen sogar Menschenfresserhorden; da gelang es dem Häuptling Moschesch (Mosoese d. h. Barbier), die Feinde von dem so lange verwüsteten Lande hinwegzurasieren, die kleineren Häuptlinge des Volkes sich zu Vasallen zu machen und, das Christentum begünstigend, sein Volk früher als andere Betschuanen-Stämme zu einer gewissen Kultur zu erheben ²⁾. Doch die Buhren zwangen ihn 1864, zwei Drittel des Landes ihnen abzutreten, den Rest unter den Schutz Englands zu stellen, der nach seinem Tod 1870 mit der englischen Kapkolonie vereinigt wurde, von deren Regierung sie auch der jüngste Aufstand 1880 bis 1881 nicht hat befreien können ³⁾. Zu den westlichen Stämmen, die gewöhnlich allein Betschuana heißen ⁴⁾, auch Bakalahari, gehören die Barolong, Bahurutse, Bakuene, Bangwaketse, Bakaa, Bamangwato, Bakuretse, Batauana, Bannatlaro, Batlopi ⁵⁾. Die Makololo sind unter allen Betschuana die nördlichsten; noch jenseit des 18. Grades südlicher Breite haben sie bis zum 14. Grad Eroberungen gemacht, obgleich diese Gegend bereits vorzugsweise von schwarzen Neger-

1) Petri, Die Bassutho, S. 2.

2) Ebd., S. 14 ff.

3) Ebd., S. 245 ff.

4) Waitz, S. 351.

5) Livingstone, S. 122.

stämmen, den Makalaka bewohnt ist ¹⁾). Das Kapland und die regenlose Kalahari-Wüste im Westen blieb im Besitz von Buschleuten und Hottentotten; wo aber an der Westküste regenreichere Striche unter dem 18. Grad sich finden, finden wir auch wieder kornbauende Kaffern-Stämme im Besitz derselben; bis dorthin drangen diese vor ²⁾). Von der Walfisch-Bai nördlich wohnen die Ova-Herero, fälschlich Damara genannt, ein kriegerisches Hirtenvolk, von einigen ³⁾ schon den Bundavölkern zugezählt, doch in Lebensweise und Sprache den Betschuanen verwandt ⁴⁾); nach ihrer dunkeln, doch nicht ganz schwarzen Hautfarbe unterscheiden sie selbst unter sich die Ovathorondo oder schwarzen und Ovatherando oder roten ⁵⁾); ihren Stammesgenossen im Innern geben die an der Küste den Namen Ovampantieru, Mbangeru, „Betrüger“ ⁶⁾). Ihrer Sage nach sind sie von Norden gekommen, wohnten früher in Kaoko und vertrieben aus ihrem gegenwärtigen Lande die Buschmänner ⁷⁾). Nach Andersson ⁸⁾ und Hahn ⁹⁾ wären sie erst vor höchstens 100 Jahren von Osten oder Nordosten her eingewandert. Die sogenannten Bergdamara oder Ghudamup auf dem hohen Tafelberg Erongo reden die Sprache der Hottentotten ¹⁰⁾ und sind wohl Mischlinge ¹¹⁾). Nördlich von den Herero bis zum Kunene-Fluß wohnen die Ovambo, die in ihrem fruchtbaren Lande auf jene zwar mit Verachtung herabblicken und sich nicht mit ihnen vermischen ¹²⁾),

1) Livingstone, Südafrika, S. 120. Siehe oben S. 390.

2) Merensky, S. 79.

3) Peschel, S. 499.

4) Livingstone, S. 318. 338f.

5) Ebd., S. 333.

6) Ebd., S. 334. Galton, Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika (1854), S. 108.

7) Ebd., S. 142. „Rheinische Missionsberichte“ 1852, S. 231.

8) Reisen in Südwestafrika (1858) I, 233.

9) Waitz, S. 356.

10) Livingstone, S. 320.

11) Waitz, S. 356.

12) Livingstone, S. 219. 339ff.

gleichwohl aber auch sprachlich ihnen nahe stehen ¹⁾ und in ihren Traditionen und Sitten die meiste Ähnlichkeit mit den Betschuanen haben ²⁾.

Die Kaffern stehen auch in religiöser Hinsicht, abgesehen von ihrer größeren Empfänglichkeit für das Christentum, höher als die westafrikanischen Nigritier mit ihrem krassen Fetischismus, dessen Zurücktreten freilich gerade sie früher manchem als religionslos erscheinen liefs. Selbst Missionar Döhne erklärte noch 1837 ³⁾: „Von einer Religion findet man eigentlich gar nichts“, und Missionsinspektor Wallmann ⁴⁾: „Bei allen diesen Völkern (Kaffern, Hottentotten, Buschmännern) sieht man nur sehr wenig von einer Religion, keine Götzenbilder, keine Fetische, keine Tempel, keine Priester.“ Der Glaube an einen Gott als Schöpfer und Regierer der Welt ist den Kaffervölkern nach Alberti ⁵⁾, le Vaillant ⁶⁾ u. a. ursprünglich fremd, obgleich sie mehrere Wörter besitzen, die den Begriff Bildner, Schöpfer bezeichnen ⁷⁾; doch sind Umdali „Schöpfer“ und Umenzi „Macher“ nach Waitz ⁸⁾ erst durch die Missionare in Gebrauch gekommen. Indes schon der Portugiese de Barros im 16. Jahrhundert bezeugt von den Eingeborenen des Reichs Monomotapa: „Sie glauben an einen Gott, den sie Modimo nennen.“ ⁹⁾ Wallmann schränkt doch selbst seine angeführte allgemein gehaltene Aussage ein durch das Zugeständnis: „Die Kaffern haben von ihren Vorfahren einen Namen des höchsten Wesens überkommen, nämlich Modimo, Morimo oder Molimo, d. h. „der da oben“, gedenken sein aber nur, wenn der Blitz einschlägt

1) Galton, S. 104.

2) Andersson, S. 236. Waitz, S. 356.

3) Petri, Sandili, S. 18.

4) Die Missionen der evangelischen Kirche (2. Aufl. 1848).

5) Description physique et historique des Cafres (1811), p. 93.

6) Erste Reise (1790), S. 365; den Betschuana nach Fritsch.

7) Kay, p. 339.

8) Anthropologie II, 409 f.

9) Merensky, S. 121.

oder jemand stirbt. Das sehen sie als einen Zorn Gottes an. Dann wird ein Ochse oder ein paar Kühe geschlachtet, ein Feuer angemacht, Knochen und Fett des Tiers unter Tanzen und Singen hineingeworfen, das übrige verzehrt. Auf die Frage: Wohin gehen die Menschen? antwortet der Betschuane: Nach Barimo d. h. nach oben. Aber sie reden und wissen nicht, was sie reden; ihre Vorfahren, die das Wort machten, mögen es gewußt haben; aber jetzt bedeutet es weiter nichts als Tod, vor dem sie sich fürchten, und von einem ewigen Lande da oben wissen sie nichts.“ Der Begriff der Basutho von einem höchsten Wesen, Molimo, ist allerdings noch sehr unklar und geht vielfach in den eines Urahnens über. Molimo (Plural: Valimo) ist überhaupt Gattungsname für höhere Wesen, Dämonen in gutem und bösem Sinne, zu denen die Verstorbenen gehören, die auch als Gespenster erscheinen. Ebenso nennt sich der lebende Häuptling Molimo. Es giebt auch unpersönliche Molimo (Plural: Melimo), das sind Orte und Gegenstände, welche unter dem Einfluß der Valimo stehen, wo letztere hausen oder sich offenbaren. Die Zauberdoktoren rufen bei vielen ihrer Akte Molimo an ¹⁾. Die Valimo wohnen freilich nach Vorstellung der Basutho unter der Erde nach Sonnenuntergang zu ²⁾, und das Wort weist vielmehr zunächst nach oben, die Einheit Molimo auf einen ursprünglichen Himmelsgott, der allerdings zugleich als Stammvater des Volks gedacht wurde. Auch Livingstone ³⁾ bezeugt von den Betschuanen, daß sie den Namen Gottes häufig gebrauchen in Ausdrücken wie: „Gott hat ihn getötet, er ist zu den Göttern gegangen, wie wunderbar hat Gott das gemacht.“ Merensky ⁴⁾ sagt: Der Glaube an einen persönlichen Gott ist bei den Basutho und Betschuanen lebendiger als bei den Zulu und anderen Küstenstämmen.

1) Petri, Die Bassutho, S. 10f.

2) Ebd., S. 12.

3) Missionsreisen I, 192. Waitz, S. 411.

4) Beiträge, S. 121.

Modimo, Morimo, Molimo ist der noch heute unter allen Betschuanen und Basutho lebende Name Gottes, der so viel als höchstes Wesen bedeutet. Mit diesem Gott verbindet den Heiden allerdings kein Glaube, der unserem Christenglauben ähnlich wäre; zu ihm hat er keine Liebe, die man irgendwie erkennen könnte; Modimo ist das alles bestimmende Schicksal. Er hat die Welt geschaffen, giebt Leben und sendet den Tod, auch Glück und Wohlergehen kommt von ihm. Zu diesem Gott aber betet das Volk nicht mehr, er ist kein Richter und Vergelter. „Wir ziehen in den Krieg, Gott möge Glück geben“, „wir suchen wohl Regen durch unsere Zauberei herbeizurufen, aber Gott giebt ihn“, das kann man allenfalls von Heiden hören; nur der heidnische Zauberer betet wohl, indem er seine Medizinen bei einem neugeborenen Kindlein anwendet: „Modimo, gieb uns dies Kindlein; mache es stark!“ oder sagt zu den Angehörigen eines Sterbenden, dessen Leiden seine Kunst zuschanden macht: „Modimo oa bitsa mothu e“, d. h. „Gott ruft diesen Menschen.“ Von Modimo wird weiter erzählt, er wohne in einer Höhle in dem nach Nordosten gelegenen Lande; aus dieser sei aber einst er und alle Tiere hervorgegangen, deren Fußstapfen noch dort zu sehen seien, da die Berge damals noch weich waren ¹⁾. Das weist auf einen nordöstlichen Ursitz der Kaffern; die Höhle freilich bezeichnet nicht das Himmelsgewölbe, sondern vielmehr die Unterwelt, aus der die oberen erst hervorgestiegen, wie Modimo zugleich Himmelsgott und Urahn geworden ist, als solcher auch Herrscher der Toten in der Unterwelt und Todesgott. So heißt es auch von Modimo: „Er wohnt unter der Erde und hat nur ein Bein.“ ²⁾ Dies ist offenbar ein Ausdruck für die einheitliche Kraft, die alles aus ihrer unergründlichen Tiefe hervorgebracht und trägt. So bildet aber auch Himmel und Unterwelt eine

1) Merensky, Beiträge, S. 123. Burkhardt, Missionsbibl. II, 2. S. 122.

2) Merensky a. a. O.

ursprüngliche Einheit, wie sie sich in der sinnlichen Anschauung im Horizont berühren; wird doch auch im Setschuana „die Sonne geht unter“ ausgedrückt durch: „die Sonne stirbt“¹⁾. Daher sind auch die Verstorbenen, obwohl in der Unterwelt, doch zugleich „die oben“, Valimo oder Vadimo²⁾, Barimo³⁾. Nach seiner Funktion als Todesgott wird Morimo von den Zauberern auch als böswilliger Selo dargestellt, der dann und wann aus seinem Loche herauskommt, Krankheiten bei Menschen und Vieh und den Tod verursacht⁴⁾. Die Regenmacher dürfen sich ihm in tiefen Höhlen nahen, weil sie es verstehen, ihn durch Zauberkünste zu fesseln und zu verhindern, daß er Böses thut, und so grauenhaft war Morimo den Basutho geworden, daß, als ein Missionar von Gottes Barmherzigkeit sprach und sich dieses Gottesnamens bediente, der älteste Sohn des Häuptlings Moschesch zu ihm sprach: Wenn ihr von einem guten Gott sprecht, so gebt ihm einen Namen aus eurer Sprache, sagt aber niemals, daß unser Gott Morimo gut ist⁵⁾. Gleichwohl hat man mit Recht den alten Gottesnamen, der immerhin eine Anknüpfung darbot, auch im christlichen Gottesdienst beibehalten. Mit Morimo ist auch der Mulümo identisch, den der Kafferstamm der Bachapin nach Burchell⁶⁾ als bösen Geist mit kindischen Gebräuchen verehrte, ohne daß sie einen guten Gott anbeteten, wobei doch Burchell ihnen den Glauben zuschreibt, daß ein oberstes Wesen die Welt regiere, wobei aber ihre Moralität gar nicht beteiligt werde. Nach Missionar Beuster⁷⁾ wird der oberste Gott der Vawenda, Ralowimba ge-

1) Pott in Kuhns Zeitschrift II, 109. M. Müller, Essays II, 77.

2) Merensky a. a. O.

3) Burkhardt, S. 122.

4) Ebd.

5) Hübner, Finsternis und Licht, S. 361.

6) Reisen in das Innere von Südafrika (1822). Roskoff, Religion der Naturvölker, S. 106.

7) Berliner Missionsberichte 1879, S. 441.

nannt d. h. Vater der Weihe, fälschlich von manchen im Volk mit dem Satan identifiziert; es sei vielmehr der alles schaffende und erhaltende Gott, identisch mit Modimo, da er auch Moadimokulo (Modimo unkulu, großer Gott) heisst; seine Beinamen sind „Elefantenübertreffer“, „Unsterblicher“, „gleich dem Fels“; er wohnt (als Himmelsgott) auf dem Berg Mowumela, wo die Wallfahrer viele wunderbare Töne hören, hält aber auch Umzug im Lande. Beuster berichtet aber auch von Kozane, Vater des Ralowimba, der alles Gute in der Welt geschaffen, den Menschen edle Künste gelehrt, dann aber sich zurückzogen; doch werde dem auch widersprochen, daß er der Vater Ralowimbas sei. Dies erklärt sich so, daß der Schöpfer und der Urahn des Volks bald unterschieden werden, bald ineinander fließen, wenn es sich nicht etwa bloß um verschiedene Namen desselben Gottes handelt, die bei verschiedenen Stammesabteilungen zu verschiedenen Göttern wurden. Der Gott Thowele, den Beuster weiter nennt, ist offenbar nur der Name eines alten Königs; auch die regierenden Könige tragen diesen Namen von ihrem Stammesahnen. Alle übrigen Götter der Vawenda sind Geister der Abgeschiedenen (Isidodonun), die mit einem halben (feineren) Leib umherstreifen, besonders in den Wäldern an den Begräbnisstätten. Auch Döhne¹⁾ erfuhr später von mehreren der ältesten Ampakati (d. h. Räten der Häuptlinge) bei den Küstenkaffern Gottesnamen, die von ihren Großvätern auf sie gekommen wären: Inkosi enkulu „der große Herr“ und Umfo omkulu „der große Mann“; er töte mit seinem Blitze Menschen und Vieh; der Platz, wo es einschlägt, sein Zorn sich entladet, wird unrein, eine Kuh ihm dann geopfert, ihr Fleisch gegessen, die Knochen verbrannt, früher sogar die ganze Kuh, wobei man sagte: „Der Himmel (Pezzulu) hat sie gegessen.“ Döhne hörte aber auch reden von einem bösen Geist Ischologu, dem alle

1) Das Kafferland und seine Bewohner (1843), S. 55. Waitz, S. 410. Burkhardt, S. 168.

Unglücksfälle zugeschrieben werden. Auch von den Zulu sollen nach Arbousset und Daumas ¹⁾ manche an ein gutes und ein böses Prinzip der Welt und an ein zweites Leben in einer Schattenwelt glauben. Nach Isaacs ²⁾ wufste freilich Tschaka nichts vom Glauben an einen Gott, und Gardiner ³⁾ berichtet dasselbe von den Amapondo, versichert aber von den Zulu das Gegenteil und fügt hinzu, daß dieser Glaube in früherer Zeit mit mancherlei Sagen und sogar mit gewissen Kultushandlungen, Opfern an Vieh u. dgl. in Verbindung gestanden zu haben scheine. Jedenfalls war der Himmel, i zulu, von dem sich die Amazulu nennen, ihr Urgott. Nach Kranz ⁴⁾ glauben sie an einen gewissen Schöpfer, einen Herrn des Donners und der Blitze, nach Dr. Callaway ⁵⁾ an den König, der im Himmel thront, der spielt, wenn es donnert, und das Vieh ißt, wenn der Blitz es trifft, den Schöpfer der Welt (Quell des Seins, Umdabuko), welcher alles gemacht hat, auch die Fürsten auf Erden. Sie nennen ihn auch Itongo, Geist, und damit meinen sie nach ihren eigenen Erklärungen nicht einen Menschen, der gestorben und wieder erstanden ist, sondern den, der die Erde stützt, Menschen und Vieh trägt ⁶⁾. Wie die Zulu reden auch nach Merensky ⁷⁾ die

1) Rel. d'un voy. d'explor. au NE. de la colonie du Cap (1842), p. 471sq. Waitz, S. 411.

2) Travels I, 349.

3) Narr. of a journey to the Zoolu Country (1836), p. 152. 178. 283 sq.

4) Natur- und Kulturleben der Zulus, S. 104.

5) Unkulunkulu, p. 19. 50. 53. 59sq.

6) Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionsw., S. 232ff. Wird in einem Dorf eine Kuh vom Blitz erschlagen, sagt man nach Callaway: „Das Dorf wird Glück haben“, dagegen, wenn ein Mann vom Blitz getötet worden: „Der König war unzufrieden mit ihm.“ Doch soll auch der vom Blitz Erschlagene bei den Kaffern nicht betrauert werden dürfen, weil vom großen Häuptling gerufen. Bastian, Völkerstämme am Brahmaputra, S. 75.

7) Beiträge, S. 122.

Swazi und andere Küstenstämme von Itongo als höchstem Wesen. Nach Colenso ¹⁾ erkennen alle Kafferstämme von den Grenzen der Kapkolonie bis in den Norden von Natal ein höchstes Wesen unter dem Namen i Tongo an. Nach Kranz ²⁾ bezeichnen freilich bei den Zulu itongu, imischologu, izituta verschiedene Klassen der Geister der Verstorbenen. Ein anderer Ausdruck für Gott bei den Küstenkaffern ist: u Tixo, u Tiklo; nach Döhne ³⁾ soll er freilich ursprünglich von einem ihrer Häuptlinge herkommen; er ist aber vielmehr ein aus der Hottentottensprache entlehnter Gottesname ⁴⁾, der sich jedoch schon frühzeitig so eingebürgert, daß ein alter Zulu dem Dr. Callaway ⁵⁾ sagte: „Das Wort Utixo haben wir nicht von den Engländern gelernt; es ist eins unserer eigenen alten Worte; wenn jemand nieste, pflegte man zu sagen: „Möge Utixo dir stets gnädig sein!“ Nach Callaway ⁶⁾ glauben alle Zulu nicht bloß an einen Ahnengeist von jeder Familie und von jedem Stamm, sondern auch an einen Ahnen des ganzen menschlichen Geschlechts, welcher gewöhnlich Unkulunkulu d. h. Urgroßvater heißt. Die meisten Zulu lassen ihn aus einem Schilfbett kommen oder von einem Rohr abstammen. Da das Wort uthlanga in der

1) Ten weeks in Natal (1855), p. 57. Waitz, S. 409.

2) Natur- und Kulturleben der Zulus, S. 104. Zu Gardiner sagte ein Zulu: „Wenn wir kein Glück im Krieg haben, meinen wir, daß unser Vater (Itongo) nicht auf uns geblickt; wir glauben, daß die Geister unserer Vorfahren (Amatongo) auf uns blicken, wenn wir in den Krieg ziehen.“ Auf die Frage Gardiners, ob die Amatongo die Welt gemacht, antwortete der Zulu: „Nein“, erklärte auch nichts zu wissen von einem Wesen, das alles gemacht und regiert; die Dinge seien von selbst so, wie sie sind. Vgl. dazu Max Müller, S. 52 ff.

3) Petri, Sandili, S. 18.

4) Adelung, S. 299. Merensky, S. 122. Hartmann, S. 227. Tiele, Compendium, S. 22.

5) Unkulunkulu, p. 64. Müller, S. 236.

6) Unkulunkulu, p. 48.

Sprache der Zulu ein Rohr bedeutet, das viele Schößlinge treiben kann und ein Vater *uthlanga* seiner Kinder genannt wird, so erklärt Max Müller ¹⁾ die Legende von Unkulunkulus Abstammung von einem Rohre so, daß die Zulu ursprünglich sich Sprößlinge desselben Rohrs d. h. Kinder eines Ahnherrn genannt; daraus sei dann bei Leuten, die keine Vorstellung von metaphorischer Sprechweise gehabt, die Sage entstanden, daß die Menschen aus einem Rohr entstanden oder aus einem Schilfbett geholt seien, während andere, denen diese Sprache zu unverständlich geschienen, *Uthlanga* zu einem Nomen proprium und somit zum Stammvater des menschlichen Geschlechts gemacht, wie bei einigen Zulustämmen Unkulunkulu der erste Mann, *Uthlanga* das erste Weib heißt. Nach Bleek ²⁾ hat Unkulunkulu Menschen, Tiere und alle Dinge aus dem Rohr (*ohlanga*) geschaffen und alle Einrichtungen, Sitten und Gebräuche geordnet; doch bedeute *ohlanga* ursprünglich „Anfang“. Indefs wohnt nach Colenso Unkulunkulu in einer eigenen Art Schilfwurm, was Lippert ³⁾ mit Recht in Analogie stellt zum Glauben an die Inkarnation von Ahnengeistern in Schlangen, und wie die Kongesen ⁴⁾ von Bäumen stammen wollen und bei den Basutho heilige Bäume Wohnsitz der *Badimō* sind ⁵⁾, so konnte auch das Schilfrohr als ursprünglicher Seelensitz vorgestellt, ja der Urgott in ihm selbst gegenwärtig gedacht werden, wie *Ohlanga* nach Brownlee ⁶⁾ sogar Name des höchsten

1) Einleitung, S. 54 ff.

2) Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XI, 328. Waitz, S. 410. Im „*Reynard the Fox*“ (p. 74) übersetzt Bleek: „*God (Unk.) arose from beneath (the seat of the spiritual world, according to the Zulu idea) and created in the beginning (ohlangeni, vide Colenso, Zulu-English Dictionary, p. 179) men, animals and all things.*“

3) Seelenkult, S. 41.

4) Siehe oben S. 353 und unten S. 552 die Herero.

5) Merensky, S. 132.

6) Thompson, *Travels and adventures in South Africa* (1827) II, 352.

Wesens, des Donnerers selbst und nach Moffat ¹⁾ Uhlanga der höchste Gott der Kaffern ist, der als ein Heros und großer Krieger gedacht werde, der Schmerz und Tod sendet. Nach Merensky ²⁾ unterscheiden die Zulu von dem höchsten Wesen Itongo den Ukulunkulu d. h. Größesten; dieser hat die Menschen aus dem umhlanga d. h. Morast erschaffen, wie er selbst aus dem Morast kam und zwar im Anfang (kugala). Er rief: „Es kommen hervor Menschen!“ Da kamen auch hervor alle Dinge, Hunde und Vieh, Heuschrecken und Bäume, Gras und Korn. Er gab den Menschen Schutzgeister, Doktoren und Arzneien, gebot, daß Geschwister einander nicht heiraten sollten, setzte auch Könige ein. Doch habe der Gedanke an Ukulunkulu nichts Erhebendes oder das Gemüt Vertiefendes mehr für das Volk; man denke an ihn etwa, wie das schlesische Volk von Rübezahl spricht. Wollen die Erwachsenen im Kraal die Kinder los sein, so sagen sie zu ihnen: „Geht und ruft den Ukulunkulu und bittet ihn, daß er euch schöne Sachen gebe!“ Dann gehen die Kinder hinaus und schreien und rufen, so laut sie können, aber niemand antwortet ihnen. Es ist eine bemerkenswerte Erinnerung, wohl nicht an die Verdrängung des Hottentottengotts durch Unkulunkulu, da jener mit dem eigenen Urgott identifiziert wurde, sondern an die ursprüngliche Verschiedenheit Unkulunkulus von diesem und erst spätere Verschmelzung mit ihm, was man Callaway ³⁾ sagte, „daß Utixo von Unkulunkulu versteckt worden und daher von niemand gesehen werde; man sah den Unkulunkulu und sagte, er sei der Schöpfer aller Dinge (umveliqangi); man sagte dies, weil man nicht sah, wer den Unkulunkulu gemacht; man sagte also, Unkulunkulu sei Gott.“ Nach Colenso ⁴⁾ heißt freilich Umve-

1) Missionary labours, p. 258. Waitz, S. 410.

2) Beiträge, S. 123. Hartmann, S. 224.

3) Unkulunkulu, p. 67. Müller, S. 236.

4) Ten weeks in Natal, p. 59. 99. 129. 215.

linguange „der zuerst Herausgekommene“, was auch auf einen mehr menschlichen Charakter dieses Wesens hindeutet, obwohl manche ihn anrufen beim Feste der ersten Früchte, in Krankheit u. s. w. ¹⁾ Nach Döhne ²⁾ bedeutet Kulu „Geist“; doch erklärt auch er Unkulunkulu nur für einen „Stammvater“ oder „ersten Menschen“. Nach Kranz ³⁾ verbinden die Zulu mit dem Worte un Kulunkulu keinen religiösen Begriff, sondern die rein materialistische (physische) Idee eines Altvaters der Menschen und Dinge, eines ursprünglichen Mannes, wie diejenigen, welche die Bibel lesen lernen, auf Adam als Kulunkulu hindeuten. An Unkulunkulu als Schöpfer knüpft sich noch bei den Zulu die Erzählung, daß er die Menschen habe unsterblich machen wollen und das Chamäleon, eines der langsamsten Tiere, an sie abgeschickt mit der Botschaft, sie sollten ewig leben; dann aber habe er sich anders besonnen und eine schnelle Eidechse (oder Salamander) ihm nachgesandt mit der Botschaft, sie sollten sterben; diese sei eher angekommen als das Chamäleon, das sich noch unterwegs beim Genuß einer Baumfrucht aufgehalten; deshalb sterben die Leute; die Zulu aber töten dafür die Eidechse ⁴⁾. Sie galt wohl als Inkarnation eines bösen lebensfeindlichen Geistes, das Chamäleon als die eines guten oder beide Tiere als Inkarnationen des Urahnen selbst nach seinen zwei verschiedenen Seiten als des lebenspendenden Stammvaters und als des seine Nachkommen in die Unterwelt nach sich ziehenden Todesgottes. Zwar ist diese Sage von dem Ursprung des Todes derjenigen der Hottentotten so ähnlich, daß sie vielen ganz von diesen entlehnt scheint; doch ist diesen der Hase Todesbote; die Sitte, die Eidechse zu töten,

1) Waitz, S. 410.

2) Lippert, Seelenkult, S. 41f.; vgl. Priestertum, S. 77.

3) Natur- und Kulturleben der Zulus, S. 109f.

4) Waitz a. a. O. Bleek, Reynard the Fox, p. 74. Mernsky, S. 124. Callaway, p. 4. Müller, S. 341. Kranz, S. 172f.

wurzelt in einer eigenartigen, wenngleich verwandten Vorstellung der südlichen Kaffern, deren andere Abteilung, die Basutho, diese Sage, sowie andere über die Urzeit gemeinsam hat¹⁾. Auch nach der Tradition der Basutho sind die Menschen aus dem mo(c)hlaka, Sumpf, hervorgegangen²⁾. Auch sie erzählen von einer Verdrängung des Urgottes durch den Stammesahnen Chu-boane (Chuveane, Hubeane), der, nachdem sein Vater die Erde und die Tiere darauf gemacht, beim Viehhüten Menschen machte, eben aus dem Sumpfwasser³⁾, und sie abends heimbrachte mit der Frage an den Vater, wer diese gemacht, womit er sich ihm als den Mächtigeren zeigen wollte, und auf die Antwort des Alten: „Ich weiß es nicht“ (cha re itze, Antwort der Verlegenheit oder, wenn man nicht bestimmt antworten will) den Vater verjagte, um die Herrschaft einzunehmen⁴⁾. Von den vielen Sagen, die von der Urzeit des Menschen handeln, erzählt Merensky⁵⁾ noch folgende, die sich bei allen Kaffernstämmen zu finden scheine: Die Menschen kannten zuerst die Amabele (Durra, Kafferkorn) nicht. Da wollte ein Weib ihre Nebenbuhlerin vergiften und suchte in einer Gebirgskluft nach Giftpflanzen; hier fand sie die Amabele, nahm die Körner, mahlte sie und gab der Frau den aus dem Mehl hergestellten Brei. Das that sie täglich, sah aber zu ihrer Verwunderung, wie die Frau, anstatt zu sterben, immer fetter wurde. So lernten die Menschen das Getreide kennen und dann bauen. Bei den Basutho findet sich folgende Sage⁶⁾. Ein großes Ungeheuer verschlang einst alle Menschen bis auf ein Weib, welches sich verborgen hatte. Dieses Weib gebar einen Sohn, der auch Chuveane heißt und mit dem erwähnten wohl identisch

1) Merensky, S. 124. Petri, Die Bassutho, S. 13.

2) Merensky, S. 123. Petri, S. 12.

3) Hartmann, S. 224.

4) Merensky, S. 124. Petri, S. 12.

5) Beiträge, S. 124.

6) Petri, S. 12f. Merensky, S. 124.

ist; darauf geht sie hinaus, um Holz aufzulesen. Zurückgekehrt findet sie zu ihrem Erstaunen den Sohn zum jungen Mann herangewachsen. Er geht hinaus und wundert sich, daß alles so still ist. „Wo sind die Menschen?“ spricht er zu seiner Mutter. „Das Ungeheuer hat sie verschlungen“, erwidert sie; „doch still; ich höre sein Schnauben in der Nähe.“ Chuveane ergreift ein Messer und stürzt, den Bitten seiner Mutter ungeachtet, dem Ungeheuer entgegen. Dasselbe verschlingt auch ihn. Er aber, im Bauch desselben angekommen, beginnt mit seinem Messer sich einen Ausweg zu suchen; plötzlich hört er Stimmen, die ihm zurufen: „Nimm dich inacht, du tötest uns.“ Es waren die verschlungenen Menschen. Behutsam macht nun Chuveane ein Loch, durch das er selbst hinausgeht und alle Menschen mit ihm. Das Ungeheuer war tot. Die Menschen aber haben dem Chuveane ihre Rettung schlecht gedankt. Sie neideten ihm sein Ansehen und seine Klugheit und verfolgten ihn. Er jedoch wufste alle Nachstellungen stets zu vereiteln. Verschiedene Deutungen sind möglich; die Bapedi kannten auch die Sage von einer großen Wasserflut, die fast alle Menschen vertilgt habe¹⁾. Noch manche Spuren einer fast vergessenen Mythologie der Kaffern finden sich in ihren Tierfabeln, Volkssagen und Kindermärchen; Callaway vergleicht das Zulumärchen von den Reisen und Abenteuern des schlauen Knaben Uhlakanyana, der eine alte Hexe, die ihn kochen will, selbst zutode brüht, unseren Märchen vom Däumling und Hans dem Riesentöter (Hänsel und Gretel), deren mythologische Grundlage die Edda aufweist²⁾. Von dem Zauberer Umlandscheni, den Sandili zur Aufstachlung der Kaffern

1) Petri, S. 13. Merensky, S. 124.

2) Bleek, Reynard the Fox in South Africa (London, 1864). Callaway, Izinganekwane nensumansumane nezindaba zabantu, Nursery Tales, Traditions and Histories of the Zulus (Natal, 1866). Max Müller, Essays II, 7. Merensky, S. 108ff. 125. Kranz, S. 109.

gegen die Engländer 1850 benutzte, sagte man, daß er den Jezwa d. h. den Teufel, rufen könne und von ihm Dinge erfahre, die kein Mensch wisse; er betete auch die Sonne an ¹⁾. Indes nennt man auch jeden abgeschiedenen Geist, den ein Zauberer ruft, Jezwa ²⁾, und dieser Sonnenkult, in den allerdings der Himmelskult leicht übergehen konnte, war wohl nur einigen wenigen Stämmen eigen oder gar nur eine private künstliche Hinaufschraubung kafferischen Heidentums. Spuren von Gestirnkult finden sich nach Merensky ³⁾ nicht bei den Kaffern, wohl aber bei den Hottentotten und Sān. Sonne und Mond genießsen nach Waitz ⁴⁾ keine Art von Verehrung, und es knüpfen sich an sie überhaupt keine religiösen Vorstellungen, obwohl sie für lebendige Wesen gehalten werden: Die Sonne verfolgt den Mond und macht ihn kleiner; aber dieser ist listig und weiß immer wieder seine volle Kraft wiederzugewinnen; daher dienen Sonne und Mond als vielgebrauchte Bilder für menschliche Verhältnisse; wo z. B. einer den andern mit wechselndem Glück verfolgt oder mit ihm wetteifert, da heißen sie Sonne und Mond ⁵⁾. Feste und Tänze beim Eintritt des neuen Mondes haben nach Waitz entweder keine oder eine jetzt vergessene religiöse Bedeutung ⁶⁾; den Betschuanen ist ohnehin nach Livingstone ⁷⁾ diese Sitte fremd. Doch sieht es nach religiösem Gebrauch aus, daß bei den Basutho, wenn eine Mondfinsternis eingetreten, die man Verrottung des Mondes nennt, das ganze Volk am nächsten Morgen johlend zum Wasser läuft, um eine Waschung vor-

1) Petri, Sandili, S. 57. Die Sterne nannte er ihre Hunde.

2) Burkhardt, S. 164.

3) Beiträge, S. 65.

4) Anthropologie II, 411 f.

5) Döhne, Zulu-Kafir Dictionary, p. 190.

6) Campbell, Zweite Reise in Südafrika (1823), S. 242. Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr., Arabia and Madagascar (1833) II, 396.

7) Missionsreisen I, 274.

zunehmenen¹⁾. 1842 flößte den Betschuanavölkern ein Komet Furcht und Schrecken ein, denn zur Zeit des Kometen von 1816 waren ihre grausamsten Feinde, die Matebele oder Zulu, über sie hergefallen, und sie meinten nun, die Erscheinung des Schweifsternes werde auch jetzt großes Unglück bringen²⁾. Was nun noch das Gottesbewusstsein der an der Westküste wohnenden Kaffernstämme betrifft³⁾, so nennen die Herero ihr höchstes Wesen Amukuru, Umukuru oder Omakuru, d. h. der Alte, und schreiben ihm Schöpfung und Erhaltung aller Dinge zu, er giebt insonderheit den Regen; von einem bösen Geist scheinen sie nichts zu wissen⁴⁾. Omakuru wohnt im fernen Norden, was auf frühere nördliche Wohnsitze der Herero zurückweist; doch hat jeder Stamm seinen besonderen Omakuru, wie er auch in verschiedene Kasten, E(j)anda zerfällt. So sagt Andersson⁵⁾, während Galton⁶⁾ hervorhebt, daß der Stamm mit der Eanda nichts zu schaffen habe. Der erstere bemerkt: „Die Ovakunyuba sind die von der Sonne, die Ovakuenombura die vom Regen u. s. w., und jede Eanda hat besondere Gebräuche und eigenen Aberglauben (besonders Speiseverbote), die sich nicht vom Vater, sondern von der Mutter übertragen; Kinder aus der Ehe eines Ovakunyuba und einer Ovakuenombura folgen dem Aberglauben der letzteren, und umgekehrt. Sie wissen keinen Grund für das Vorhandensein dieser Kasten und sagen, sie seien vom Winde.“ Wahrscheinlich liegt ur-

1) Petri, Die Bassutho, S. 11.

2) Livingstone, Südafrika, S. 12.

3) Die Ovambo ließen sich Galton und Andersson gegenüber auf religiöse Erörterungen nicht ein und brachen sogleich das Gespräch ab. Livingstone, S. 348. Weiteres von ihrem Geisterglauben folgt weiter unten.

4) Neueste Nachrichten aus dem Reich Gottes 1846, S. 345 ff. Burkhardt, S. 80. Waitz, S. 417.

5) Reisen I, 237 f.

6) Bericht, S. 108 f.

sprünglich irgendeine religiöse Vorstellung zugrunde ¹⁾; eine Differenzierung des Himmelsgotts und seines Kult nach seinen verschiedenen Funktionen. Man glaubt, daß Sonne, Mond und Sterne aus dem Himmel, Vögel, Fische und Gewürm aus dem Regen geboren seien ²⁾. Omakuru ist aber zugleich (wie bei den Zulu Unkulunkulu) Stammesahn der Herero; Galton kam an seinem Grabe vorüber; die Herero warfen Steine auf den Hügel und riefen dabei in singendem Tone: Tati kuru, Tati kuru! „Vater Kuru“ ³⁾ = Kulu im Zulu; die Hererosprache hat *r*, wo die östlichen Kaffersprachen *l*; im Setschuana wechselt *r* und *l* ⁴⁾. Wie die Zulu vom Schilfrohr, glauben die Herero von einem Baum abzustammen. Als Menschen und Tiere aus demselben hervorkamen, war alles dunkel. Da zündete ein Herero Feuer an, worüber Zebra, Gnu, Giraffe und alle anderen Tiere dermaßen in Schreck gerieten, daß sie vor den Menschen flohen. Aber Kühe, Schafe (welche von einem großen Stein abstammen) und Hunde sammelten sich um das Feuer. Der Urbaum, dem Herero, Ochsen u. s. w. ihr Entstehen verdanken, soll noch an einer Stelle, Namens Omaruru, vorhanden sein. Doch giebt es mehrere solcher heiligen Bäume, für die dieselbe Ehre in Anspruch genommen wird ⁵⁾. Diese mögen aber vielmehr Wohnsitze verschiedener Ahnengeister sein, wie man letztere auch durch gewisse Stöcke repräsentiert, und wenn jener heilige Urbaum ebenso Opfer erhält wie diese Ahnen ⁶⁾, so dürfte er auch als Sitz des Urahnens Omakuru gelten. Auch die Herero haben noch folgende Sage aus der Urzeit. Einst ließen „die großen Alten“ im Himmel

1) Livingstone, Südafrika, S. 336.

2) „Rheinische Missionsberichte“ 1852, S. 235. Hugo Hahn, Grammatik des Hereró (1857), S. 152. Waitz, S. 416f.

3) Livingstone, S. 342.

4) Fr. Müller, Sprachwissenschaft I, 2. S. 240.

5) Galton und Andersson in: Livingstone, Südafrika, S. 335.

6) Hahn, S. 151. Waitz, S. 416.

diesen aus Zorn auf die Menschen fallen (d. h. stark regnen), so daß fast alle Menschen starben, die vordem, wo Himmel und Erde sich berühren, in denselben kommen konnten; erst nachdem die überlebenden Menschen ein schwarzes Schaf geopfert, zogen die Großen im Himmel denselben zurück und halten ihn seitdem fest¹⁾. Die Ghu Damup stammen ihrer eigenen Aussage zufolge von einem Affen ab. Ein bejahrter Mann sprach zu Galton: „Mein Urgroßvater war ein Pavian und lebte mit seiner übrigen Familie im besten Einvernehmen, trennte sich aber dann von ihr aus folgendem Anlaß: Mein Großvater hatte beim Spielen alle seine Zieraten verloren, wollte aber sein Glück weiter versuchen und bat den Pavian, seinen Bruder, zu meinem Urgroßvater zu gehen und von diesem Glaskorallen zu holen. Er ging auch fort und kam vor einem Kraal Hottentotten vorüber, in welchem viele böse, bissige Hunde waren, die man früher im Lande nicht gekannt. Die bellten ihn an, schnappten nach ihm, und er erschrak darüber so sehr, daß er auf die Berge lief und mit den Menschen ferner nichts zu thun haben wollte. Weshalb sollten wir und die Paviane nicht Brüder sein? Wir werden, wie sie, von jedermann verfolgt, wir beide leben auf denselben Bergen, essen dieselben Wurzeln und kratzen sie mit den Händen aus der Erde.“²⁾ Die Affen galten wohl aber auch diesem gesunkenen Mischvolk ursprünglich nur als Inkarnation ihrer Ahnengeister. Die aus dem Glauben an Seelenwanderung stammende Sage einer Abstammung von Tieren werden wir unten noch bei verschiedenen Kaffernstämmen aufweisen.

Der Ahnenkult als solcher, wie er sich bei den einzelnen Kaffernstämmen findet, ist zunächst noch eingehender zu schildern. Aus Furcht vor den abgeschiedenen Geistern erklären sich Gebräuche der Kaffern, zuerst

1) Hahn, S. 152. Heibert, Vom Paradies bis Schilfmeer, S. 17.

2) Livingstone, Südafrika, S. 332.

solche der Küstenkaffern, in denen man sogar das jüdische Reinigungszeremonial hat wiederfinden wollen. Wenn nämlich jemand im Kraal stirbt, so ist der ganze Kraal, besonders die Familie unrein (d. h. wohl im Kontakt mit dem abgeschiedenen Geist und deshalb von den anderen gemieden); die Hütte, ja der Kraal wird gewöhnlich, zumal wenn der Verstorbene Herr des Platzes war, zerstört, und die Familie muß eine Zeit lang im Busch bleiben und darf sich weder dem neuen Kraal noch einem Menschen nähern; dann muß sie sich im Fluß waschen, mit dem Fett eines frischgeschlachteten Tiers sich salben, ihre Kleidung erneuern und das Haar abschneiden. Um solchen Unannehmlichkeiten auszuweichen, sind sie sehr auf der Hut, daß niemand im Kraal stirbt; wird jemand krank, so daß sie glauben, er werde sterben, dann wird er in den Busch hinausgeworfen, und da mag er schreien und bitten, wie sehr er will, sie lassen ihn liegen; ja, wenn er viel Vieh hat und vielleicht schon alt ist, so schlagen sie ihn vor den Kopf oder werfen ihn mit Steinen tot¹⁾. Mit der abergläubischen Scheu vor Berührung einer Leiche hängt es auch zusammen, daß man sich mit einer solchen so wenig als möglich zu thun macht; daher überläßt man hier und da die Leichen gemeiner Leute den wilden Tieren, zugleich im Glauben, daß die abgeschiedenen Seelen sich in diesen inkarnieren; daher gelten die Hyänen für heilig oder werden wenigstens nicht getötet; begraben werden vorzugsweise nur die Vor-

1) Döhne bei Petri, Sandili, S. 19. Alberti, S. 200. Kay, S. 192. Isaacs II, 148. Campbell, Zweite Reise, S. 49. 245. Gardiner, p. 95. Waitz, S. 401. 414. Burkhardt, S. 164. Oberländer, S. 274. Doch erzählt Colenso, S. 260 (Waitz, S. 400) auch ein Beispiel von Mitgefühl: Ein im Zululand erkrankter Händler wurde durch den Befehl des Häuptlings von aller Hilfe abgeschnitten, aber trotz der damit verbundenen Lebensgefahr durch jede Nacht von unbekannter Hand mit Speise versorgt.

nehmen und Begüterten, und zwar mit ihren Kleidern, Waffen, Matten u. s. w., stets die Häuptlinge, deren Grab, in ihrem Viehkraal gelegen, ein Jahr von zwei dafür mit Vieh beschenken und für lebenslang unantastbar geltenden Kriegern bewacht, eine Freistätte für Straffällige ist ¹⁾). Speziell bei den Zulu, deren einige die Toten verbrennen, während andere sie begraben ²⁾), werden die obersten Häuptlinge in aufrechter Stellung in ihrer Hütte so beerdigt, daß der Kopf unbedeckt bleibt, und ein Jahr bewacht ³⁾). Bei den Zulu muß, wer einen Toten anrührt oder nur auf dessen Grabe sitzt, sich durch gewisse Opfer reinigen. Dies wird sogar so weit beobachtet, daß sie nicht gern von den Toten sprechen, und wenn sie einen solchen berührt oder auch nur einen Menschen verwundet haben, der nachher an den Wunden gestorben ist, so ist es Vorschrift, daß sie sich am Flusse ganz und gar waschen müssen, ehe sie ihre Wohnung betreten, essen oder trinken. Auch das Bespritzen mit Galle, welche einem lebenden jungen Kalbe aus dem Leibe geschnitten, soll als religiöses Reinigungsoffer gelten. Das Feuer wird an und für sich, schon der Blick in die Flamme, als Reinigung ohne Opfer angesehen. Könige und Häuptlinge besitzen gewöhnlich ein Horn, gefüllt mit der Asche gewisser von Zauberpriestern (Izanusi) gesammelter Heilpflanzen, welches statt aller Opfer die Reinigung bewirken soll ⁴⁾). Auch bei den Zulu lassen sich Kranke

1) Alberti, S. 200. Barrow, Reisen durch die inneren Gegenden des südlichen Afrika (1801) I, 217. Le Vaillant, Erste Reise, S. 368. Thompson II, 412. Döhne, Kafferland, S. 23. Waitz, S. 393. Burkhardt, S. 165. „Berliner Missionsbericht“ 1882, S. 472.

2) Arbousset, p. 277.

3) Isaacs II, 315. Waitz, S. 414f.

4) Kranz, S. 112f. Auf die Reinigungszeremonieen der Krieger kommen wir später zurück. Man fürchtet offenbar die Abgeschiedenen durch Nennung ihres Namens herbeizurufen. Max Müller, Essays II, 594f.: „Sowohl die Zulu als die Polynesier vermeiden in ihrer Sprache gewisse Wörter, die Teile von den Namen ihrer ver-

im Wahne, daß sie von abgeschiedenen Geistern bezaubert seien, hinaustragen, um fern von ihrer Wohnung in den Bergen zu gesunden oder zu sterben ¹⁾. Bei der Nachricht vom Tode eines Freundes oder Verwandten besprengt man sich mit dem Blut eines geopfertem Kalbes ²⁾. Beim Tod eines Häuptlings nehmen die Überlebenden Waschungen vor, und manchen von ihnen wird Vieh geraubt, um es zu schlachten ³⁾. Ist ein König von größerer Bedeutung gestorben, werden wohl bei allen Stämmen die ihm gehörigen Ochsen geschlachtet und verzehrt vom Volke, das dem neuen König neue Ochsen bringt; mit Recht führt Merensky diese Sitte auf ein großes Totenopfer zurück. Bei dem Tode der Mnande, Mutter des Zulufürsten Tschaka, wurden 15 000 Stück Vieh vom Volk zusammengebracht und an ihrem Grabe geschlachtet, zugleich als Speise für das Regiment, welches die Bewachung des Grabes versah; drei Monate

storbenen Häuptlinge oder Könige bilden; man nennt sie Ukuhlonipa in der einen, Tepi in der anderen Mundart. Wenn jemand, der eine Zeit lang verschwunden war und für tot gehalten wurde, unvermutet zu seinem Stamm zurückkehrt, so ist es bei den Zulu wie bei den Polynesiern üblich, ihn zuerst mit einer Totenklage zu begrüßen. In den Ammengeschichten der Zulu werden Gebräuche als früher bei ihnen vorhanden erwähnt, die jetzt vom afrikanischen Festland verschwunden, aber noch bei den Polynesiern im Schwange sind; so läßt Usikulumi, um ein Kalb zu braten, große Steine heiß machen.“ Max Müller denkt daher einen gemeinsamen Ursprung der Zulu und Polynesier. Auch die ostafrikanischen Masai, die Papua Neuguineas, die Eingeborenen Neuhollands, die Tasmanier vermeiden in ihrer Sprache die Namen von Toten, was für einen gemeinsamen Ursprung aller dieser Völker sprechen könnte. Doch findet sich derselbe Gebrauch auch bei den Samojedern und Feuerländern (Peschel, S. 106f.), ein analoger Ausschluss der den lebenden König bezeichnenden Wörter aus der Sprache in Anam. Die Ama-Mbalu nennen die Sonne nicht mit ihrem gewöhnlichen Zulunamen I-langa, sondern, weil ihr erster Häuptling Ulanga (siehe oben) gewesen, I-sota (Bastian, Sprachvergleichende Studien, S. 33).

1) Kranz, S. 106.

2) Isaacs I, 310.

3) Döhne bei Waitz, S. 414.

ruhte die Feldarbeit; ja Tschaka liefs zehn der schönsten Mädchen lebendig mit seiner Mutter und im Lauf des Jahres alle Schwangeren mit ihren Männern begraben¹⁾. Derselbe behauptete, mit dem Induna (Minister) seines Vaters Senzangakona zu verkehren und von ihm Rat zu erhalten²⁾. In Zeiten der Gefahr, in Hungersnot und Krieg, wenn alle menschlichen Mittel erschöpft sind, ist es ein Schutzgeist, der nach dem Glauben der Zulu ihnen aus der Not hilft³⁾. Wie erwähnt, unterscheiden sie verschiedene Klassen der Geister der Verstorbenen: itongo, imischologu, izituta⁴⁾. Die Geister verstorbener Häuptlinge werden zu Amatongo oder Göttern⁵⁾; aber auch den izituta d. h. den Geistern der Verstorbenen überhaupt wird grofse Verehrung zuteil⁶⁾. Die Zulu glauben, dafs der Mensch nach dem Tode denselben Charakter bewahrt, den er im Leben gezeigt; so wird ein gütiger Vater nach dem Tode stets von den Kindern verehrt und in Krankheitsfällen in Gebetsart angefleht, dafs er ihnen dieselbe Güte und Hilfe aus dem Jenseits bewahren möge; ebenso erwarten sie nur Schlimmes von den Geistern verstorbener zänkischer Menschen⁷⁾. Wird der Geist eines Verstorbenen beleidigt, so steht, wenn er nicht durch Opfer, gewöhnlich Schlachten eines oder mehrerer Ochsen, besänftigt wird, groses Unglück oder schwere Krankheit bevor⁸⁾. Die Zulustämme leiten ihr ganzes Wohl und Wehe im täglichen Leben von den

1) Fynn bei Colenso, p. 218. Waitz, S. 396. Merensky, S. 130.

2) Ebd., S. 131.

3) Döhne, Zulu-Kafir Dictionary, p. 353. Waitz, S. 411.

4) Kranz, S. 104.

5) Hartmann, S. 224.

6) Kranz, S. 110f.

7) Ebd., S. 108. Döhne bei Merensky, S. 128.

8) Merensky, S. 127. Kranz, S. 110.

Geistern der Toten, besonders verstorbener Häuptlinge her¹⁾. Die Geisterwelt denken sie sich in unermesslichen Räumen, die sich nie füllen und unter dem Himmel oder unter der Erde existieren, von wo die abgeschiedenen Geister aber auch wieder zu ihnen in die Nähe ihrer Wohnungen kommen, die deshalb lieber verlassen werden, und ihnen nachts im Schlaf oder auch im Wachen erscheinen²⁾. Die Träume sind die Vermittler zwischen Diesseits und Jenseits. Eine Hochzeit oder Festlichkeit im Traum bedeutet Trauer, ein Sterbefall dagegen etwas Lustiges, in Krankheiten ein Traumtod Genesung u. s. w., stets das Gegenteil. Die Zulu gehen oft meilenweit, um sich von der Erfüllung eines Traumes zu vergewissern. Oft sind ihnen Ereignisse aus dem Traum schon bekannt, wenn ihnen dieselben als Neuigkeiten berichtet werden³⁾. Wenn sie von Verstorbenen träumen, bringen sie diesen ein Opfer, um sie zu beruhigen⁴⁾. Die Verstorbenen sollen sogar die Macht haben, den Lebenden jederzeit sichtbar zu erscheinen; darum soll der grausame König Dingan nie abends auszugehen gewagt haben aus Furcht, seinem ermordeten Bruder zu begegnen. Im allgemeinen glauben die Zulu, der Mensch lebe nach dem Tode in Form eines Schattens fort⁵⁾. Daraus folgern sie auch, daß der tote Körper keinen Schatten werfe, weil die Seele aus ihm gewichen⁶⁾. Ein Zulu erklärte David Leslie die Bedeutung des von den Verstorbenen gebrauchten Wortes Amahlosi (Mahlozi, Singular: Ihlosi) als Leute, deren Atem von ihnen gewichen; der einzelne Ihlosi erscheint

1) Merensky, S. 125. Kranz, S. 107.

2) Kranz, S. 106. 110. 112.

3) Ebd., S. 108.

4) Ebd., S. 111. Döhne bei Merensky, S. 127.

5) Kranz, S. 111.

6) Callaway, Unkulunkulu, p. 91. Max Müller, Einleitung, S. 326.

als Hausgeist und nimmt Gaben entgegen¹⁾. Insbesondere heißen Mahlozi die den Hauptgegenstand der religiösen Verehrung bildenden Geister der verstorbenen Häuptlinge, die in Gestalt gewisser unschädlicher Schlangen erscheinen; sie werden bei vielen Gelegenheiten angerufen; man dankt ihnen und bringt ihnen Opfer, um sie zu versöhnen²⁾. Alles Unglück leiten die Zulu von ihrem „toten Bruder“ ab, der bisweilen als Boa python erscheint und durch ein Stieropfer versöhnt werden muß³⁾. Auch in Gestalt von Vögeln⁴⁾, Mäusen u. dgl. kehren die Toten, nach dem Glauben der Zulu, wieder⁵⁾, besonders aber in der von Schlangen, wozu deren Häutung besonders Anlaß gegeben haben mag; nicht allein bewegen sich die Zulu trotz der Schlangen ganz sorglos einher, sondern sehen auch, sobald sich eine Schlange in der Nähe der Wohnungen zeigt, darin den Geist eines ihrer Verstorbenen, versuchen durch herbeigebrachte Milch u. s. w. die Geistesschlange zu besänftigen und auf sanfte Weise sie allmählich zu vertreiben⁶⁾. Dem gewöhnlichen Volksglauben der Zulu nach wohnen die Geister in Schlangen, in einer Art Häuptlinge, in einer anderen gewöhnliches Volk, in einer noch anderen Weiber. Kommt eine Schlange in das Haus, so beobachtet man, ob sie wieder fortgeht oder nicht; im ersteren Fall ist es eine wilde Schlange, im anderen ist es der Gott (itongo) des Hauses. Es giebt

1) Lippert, Seelenkult, S. 30; Priestertum, S. 76. Vgl. Merensky, S. 125.

2) Bleek, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XI, 328. Isaacs I, 208. Cowper Rose, Four years in S. Afr. (1829), p. 145. Waitz, S. 411.

3) Delegorgue, Voyage dans l'Afr. australe (1847) II, 22. Waitz, S. 411.

4) Vgl. das „Milchvögelein“ in dem Kindermärchen bei Merensky, S. 110ff.

5) Kranz, S. 106.

6) Ebd., S. 111f. Arbousset, p. 277. Döhne, Zulu-Kafir Dict., p. 413. Waitz, S. 413. Hartmann, S. 216.

Zeichen, an denen man die Art der Schlangen und der darin wohnenden Geister erkennt. Wird eine Schlange getötet, weil sie giftig ist oder scheint, so erscheint der Geist, der in ihr wohnt, den Leuten im Traume. Wird eine Schlange getötet, die die Behausung eines Häuptlings war, so wird die Schlange begraben, später aber ihr Gerippe am Kraalthor aufgehängt; ihr Tod wird durch ein Opfer gesühnt¹⁾. Ist bei den Zulu jemand gestorben und eine Schlange auf seinem Grabe gesehen, so erwartet man sie zuhause. Kommt sie nicht und träumt man nicht von den Toten, so ist man verlegen, und der Zauberpriester (Izanusi) kommt mit Räucherwerk. Man schlachtet ein Opfertier, und je mehr es scheint, desto besser ist es; man sagt: „Ja, schrei nur, Tier des starken NN!“ Man betet: „Komm wieder nachhause, damit wir dich sehen mögen! Wir sind in Unruhe, wenn wir dich nicht sehen, und fragen, warum du uns zürnest; denn all unser Vieh ist noch immer das deine. Verlangst du nach Fleisch, so sag es nur, es wird dir gleich geschlachtet und nichts dir verweigert werden.“ Darauf legt der Doktor die Medizin auf das Dach und versichert, daß sie von nun an ihren Beschützer im Traum sehen werden²⁾. Am Umgeni-Fluss erkrankte ein Häuptling, und zur selben Zeit machte sich eine große Schlange in der äußeren Umgebung seines Kraals wohnlich. Diese Schlange wurde von der Familie nun verehrt, angebetet wie eine Gottheit und bekam sorgfältig ihre Nahrung. Es wurde beobachtet, wie dieselbe zwischen den Hütten des Kraals hindurchringelte und dann in ihr Nest zurückkehrte. Der Izanusi wurde gerufen und unter seinen Zaubersprüchen ein Opfertier geschlachtet, doch ohne Erfolg. Des Häuptlings Krankheit verschlimmerte sich, und es erkrankte sogar eines seiner Kinder. Der Zauberdoktor wurde wieder geholt und sagte, daß nicht nur der Geist des verstorbenen großen Häuptlings, der sich in der großen Schlange zeigte, sondern

1) Merensky, S. 125.

2) Ebd., S. 126 nach einer Mitteilung Döhnes an das Komitee.

auch eine große Anzahl von anderen Geistern erzürnt wären. Ein anderes größeres Opfertier wurde geschlachtet, und die Thränen der Familienmitglieder mengten sich mit des Izanusi Zaubermitteln und dem Blut des Opfertieres, — alles vergeblich. Das Kind starb und wurde nach dem Gebot des Izanusi mit dem Opfertier begraben. Kurz darauf starb auch der Mann.¹⁾ — Mit der Inkarnation von Geistern in Tieren hängt auch zusammen die Furcht beim Heulen der Hunde vor Unglück, die Amulette von Löwenklauen, Eidechsen u. s. w., die Kinder und Alte umhängen, die Kindergeschichten von Werwölfen u. dgl.²⁾ Es folge hier noch zur Charakteristik des Ahnenkult eine ausführliche Mitteilung Merenskys³⁾: Wenn Krankheit oder Tod eine Familie unter den Küstenkaffern heimsucht, dann sendet man zum Izanusi; dieser erkundigt sich genau nach etwaigen Zeichen oder Omina, nach den Verhältnissen der einzelnen Familienglieder, nach den näheren Umständen des Unglücksfalles; darauf erklärt er, daß der oder jener Abgeschiedene zürne und durch ein Opfer versöhnt werden müsse; meist bezeichnet er selbst die Farbe des Tieres oder das Tier selbst, welches zu diesem Zwecke tauglich ist; immer muß es fehlerfrei und ansehnlich sein. Ist das Opfertier zur Hand, so betet der Priester über demselben zu dem Abgeschiedenen; er bekennt die Vergehungen der Familie oder der Person, um deretwillen der Geist etwa zürnt, Gebete, in die die Sühnenden einstimmen. Nach Döhne geht der Platzzeigentümer in den Viehkraal mit Rauchwerk. Ist der Ochs zahm, so reibt er den Rücken desselben mit Rauchwerk ein und ruft dabei aus: „Ehre sei allen Geistern unseres Stammes!“ Alle Zuhörer verharren in tiefem Schweigen. Er sagt weiter: „Ist's recht, daß Geister, wie ihr von den unseren, fortwährend kommen sollten, um hier

1) Missionar Holden bei Kranz, S. 107.

2) Kranz, S. 109.

3) Beiträge, S. 126 ff. Hartmann, S. 224.

Essen zu finden, und doch allezeit fortfahren, mit Krankheit zu kommen? Ist das recht? Nein; seht ihr denn nicht, daß ihr heute zuschanden geworden seid, da euch der Doktor als die Ursache der Krankheit angiebt? Doch sollte es sich passen, wenn ihr Essen fordert, euch solches zu verweigern? Da habt ihr euer Opfer. Alle Geister der Unsern, ladet euch unter einander zum Essen ein! Ich werde keinen bei Namen nennen und sagen: „Du N. N., da ist dein Essen“; denn ihr seid zu eifersüchtig. Doch du N. N., der du diesen Mann krank machst, rufe du alle, daß sie kommen und das Opfermahl speisen. Ich weiß jetzt nichts weiter, was du noch fordern kannst. Ich habe dir es schon gegeben. Kommt alle zusammen, ihr Geister unseres Stammes, die dies und jenes Große gethan haben. Ich beschwöre dich, N. N., der solche große Dinge gethan hat und doch immer als ein Dieb kommt. Während deiner Lebenszeit warst du nicht so; da thatest du alles öffentlich. Gehet offen einher, damit ich euch sehe. Denn, was ihr fordert, würden wir euch nicht vorenthalten; denn ihr habt uns alles gegeben, das Vieh, das Korn, die Kinder. Ruft auch das alte Weib (isakulazana) unseres Hauses, auch den Säugling, der gestorben ist, daß sie zum Opfer kommen und essen.“ Dann wird das Tier geschlachtet nach einem gewissen Ritus, der auch bestimmt, daß jeder Tropfen des Blutes des Opfertiers aufgefangen wird. Inzwischen ist eine Hütte gereinigt; in diese wird das Fleisch und das Blut mit großer Feierlichkeit hineingetragen; dann wird die Hütte geschlossen und gut bewacht. Denn in der Nacht, so ist der Glaube, kommt der Geist und labt sich am Opfer. Fragt man, ob die Amahlosi essen, so heisst es: „Nein, aber sie beriechen und belecken das Fleisch.“ Des Morgens kommt der Priester, öffnet die Hütte, untersucht das Fleisch und erstattet Bericht; dann wird das Fleisch gekocht und von dem Priester, den Angehörigen und dem anderen Volk verzehrt; darauf wird das Fell des Thieres am Thore aufgehängt, der Schädel desselben

mit den daran haftenden Hörnern am Hause des Opfernden über der Thür angebracht. Unter einigen Stämmen werden die Knochen des Opfertieres verbrannt. Auch unter den Swazi findet sich die Vorstellung von einem Lande der Toten, einem Schattenreich unter der Erde, wo die Toten sich versammeln. Unter dem Häuptling Somkuba starb ein Mann des Swazi-Volks oder ward vielmehr für tot gehalten, kam aber wieder zum Leben und ward gesund. Er ging zum Häuptling und erzählte vor allem Volk, er sei im Totenreich gewesen und habe die Völker in ungeheueren Mengen in einem weiten Blachfeld im Dämmerlicht wohnen sehen; er sei zu den Swazi gekommen und habe mit ihnen gesungen, und er sang den Gesang, den er im Totenreich gehört haben wollte, zum Entsetzen alles Volks, bis ihm bei Todesstrafe das Wiederholen desselben verboten ward¹⁾. Bei den nördlichen Bagananoa finden sich alte Häuptlingsgräber, bei denen von oben eine für gewöhnlich verdeckte Öffnung bis gerade auf den Schädel des Toten führt, durch welche man Trankopfer, aus Bier bestehend, hinunterträuft²⁾.

Bei den Basutho und Betschuanen findet sich ein sehr ausgeprägter Opferkultus nicht. Nur bei den Gräbern der verstorbenen Häuptlinge, die als Schutzgeister der Familie und des Stammes, als Segen- oder Unglücksspender gelten und angerufen werden, wird bei Unglücksfällen, die das ganze Volk oder die königliche Familie betreffen, ein schwarzer Ochs geschlachtet; denn bei solchen Fällen denkt man immer, daß die erzürnten Abgeschiedenen die Ursache alles Leidens seien; Re amogioa ki badimo, „die Geister berauben uns“, sagt das Volk. Der Ochs wird nach des Häuptlings Grab geleitet; dort betet man: „Herr, wir sind gekommen, dich anzurufen, die wir deine Kinder sind, mach uns unsere Herzen nicht

1) Merensky, S. 131.

2) Ebd., S. 130.

betrübt; nimm nicht das Unsere, Herr!“ Der alte Häuptling wird durch Gesänge geehrt und gepriesen, bei allen seinen Ehrennamen angerufen, der Ochs geschlachtet, sein Fleisch gegessen, sein Blut aber und der Inhalt des Magens auf das Grab geschüttet, auf welches auch die Knochen des Opfertiers niedergelegt werden. Von einem Wahnsinnigen sagt man: O tsenoe ki badimo, „es sind Geister in ihn gefahren“. Von den Verstorbenen sagt der Mosutho, wenn sie nicht gebunden ins Grab gesetzt würden, so kämen sie wieder und beunruhigten die Lebenden¹⁾. Bei Todesfällen wird von den Basutho eine weithin schallende Totenklage erhoben. Als Trauerzeichen tragen Erwachsene eine etwa thalergroße runde Tonsur auf dem Kopfe; Kindern wird der Kopf kahl geschoren. Der Tote wird sobald als möglich beerdigt in hockender Stellung. Ab und zu sollen auch alte Leute, besonders Weiber, lebendig begraben werden, wenn sie ihren Kindern zu lange leben. Das Grab macht man in der Nähe des Hauses, damit der Tote von der Wärme der Feuer und der über ihm Schlafenden sein Teil abbekomme. Über dem Grabe des Häuptlings läßt man außerdem noch sein Vieh schlafen. Um im Totenreich ein mosamelo („Kopfkissen“) zu haben, läßt auch wohl ein großer Häuptling, ehe er stirbt, seinen ersten Diener töten²⁾, wie Merensky³⁾ von dem sterbenden Bapedi-König Sekoati berichtet. Zur Verehrung der Verstorbenen gehört der Brauch, daß jemand, wenn er niest,

1) Merensky, S. 125 f. 130. Nach Hartmann (S. 224) opfern auch die Basutho beim Tod eines Häuptlings dessen Vieh. Casalis (Les Bassoutos [1850], p. 260) teilt folgendes Gebet der Kaffern aus Natal an einen abgeschiedenen Häuptling mit, das noch hier Platz finde: „O Mosse, Sohn des Mothlanka, wirf deinen Blick auf uns! Du, dessen Hauch“ (fumée, Peschel [S. 272] macht hier ein Fragezeichen) „von jedermann gesehen wird“ (Kranz, S. 105: „dessen Name allen bekannt ist“), „richte heute deine Augen auf uns und beschütze uns!“

2) Petri, Die Bassutho, S. 10.

3) Beiträge, S. 131.

dazu sagt: „Danke“; man meint nämlich, wenn einer niest, dann denke ein verstorbener Angehöriger an ihn ¹⁾. Die abgeschiedenen Seelen werden von den Basutho als seriti d. h. Schatten bezeichnet ²⁾; sie glauben daher, ein Krokodil könne jemand beim Schatten fassen und hinabziehen ³⁾. Im Basutho- und Betschuanaland giebt es viele heilige von Badimo bewohnte Berge; das Gestrüpp, das sie bedeckt, darf nie angezündet werden; ja es giebt Berge, deren Spitze nie bestiegen werden darf. Auch heilige Quellen und heilige Flächen giebt es, die man durch-eilen muß, ohne hinter sich zu sehen; sonst sieht man Geister. Die Basutho des Stammes von Papo in Transvaal haben heilige Bäume, in denen die Badimo wohnen ⁴⁾. Die Badimo wohnen auch in Höhlen und abgelegenen Orten. Der Glaube an Inkarnation der Geister in Schlangen ist bei den Basutho nicht zu bemerken; nur einige Züge im Aberglauben des Volks erinnern auch bei ihnen und Betschuanen an Schlangendienst. So die Sage von Mamokebe, einer Schlange, die als Flußgott in den Strömen wohnt, so der Glaube, daß dem, der die Hloare, die Riesenschlange, sehe, großes Glück beschieden sei, und

1) Petri, S. 11.

2) Moriti, Schatten eines Dinges. Merensky, S. 131.

3) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 9f.

4) Merensky, S. 132. Der heilige Berg bei Matlale (Transvaal) abgebildet: Wangemann, Bilder aus Südafrika X, 16. Nach Leslie erzählen auch die Zulu von durch Seelen verzauberten Wäldern. Lippert, Seelenkult, S. 13. Die Bakgalaka und einige andere nördliche Basutho-Stämme verehren das saftreiche, auch in großer Dürre nicht vertrocknende Knollengewächs (Le)hoana, pflanzen es in den Höfen, beten zu ihm und schlachten ihm Opfer. Merensky, S. 134f. Petri, S. 11. Es gilt wohl auch um der genannten Eigenschaft willen als Inkarnation eines Ahnengeistes. Für das Gedeihen des überlebenden Zwillingsbruders pflanzen die Kaffern auf das Grab des verstorbenen einen Strauch. Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 21. Wenn der heilige Berg Modimulle abbrennt, muß auf ihm eine schwarze Kuh geschlachtet und das Blut umhergesprengt werden, sonst folge Dürre, sagte Sekukuni zu Winter. „Berliner Missionsberichte“ 1883, S. 150.

Sagen, nach denen weiße Schlangen die Wasserhüter oder Wasserspender in den Quellen sind. Auch bei den Zere-
monieen, die die Mädchen durchmachen müssen, um für
heiratsfähig erklärt zu werden, findet sich bei einigen Ba-
sutho der Gebrauch, daß aus Thon ein Schlangenbild
gemacht wird, welches man umtanzt¹⁾. Den Basutho ist
auch das Krokodil und der Ibis heilig, wohl als
Wohnung abgeschiedener Geister; letzterer darf nicht getötet
werden, das könnte den Regen verhindern; an der Stelle,
wo ersteres getötet ist, wird gleichsam als Sühnopfer ein
schwarzes Schaf von den Zauberern geschlachtet, das Blut
des Krokodils, mit Lehm zusammengeknetet, sein Fell, die
Zähne und Klauen gelten als Talismane. Hat ein Krokodil
jemand gebissen, so darf dieser sein heimatliches Dorf nicht
mehr betreten; Merensky ward die Sitte von einem Ein-
geborenen so ausgelegt, daß ein Mann, der so schlecht sei,
daß das Krokodil ihn beiße, nicht wert sei, in der Gemein-
schaft des Volks zu bleiben²⁾. Die Basutho tragen um den
Hals gern Amulette von Löwenklauen, Schlangenzähnen,
Knöchelchen, Wurzelstückchen³⁾. Die Tiere, welche die
Basutho- und Betschuanen-Stämme als ihre Stammes-
emblem e feiern, haben nach Merensky⁴⁾ kaum eine reli-

1) Merensky, S. 125f. Sekukuni warnte Winter, ein Kro-
kodil oder eine Riesenschlange zu töten; wer aber die Thuthubele-
Schlange töte, dem bringe sie Häuptlingswürde ins Haus.

2) Ebd., S. 132. Nach Petri (S. 11) werden auch Haut und
Zähne von Schlangen und die Haut des Pulomeetze, einer großen
Wassereidechse, als Zaubermittel gebraucht. Von den Betschuana
speien die Bakuena vor einem Alligator aus und sprechen: „Hier ist
Sünde“, die Bamangwato aber jagen einen vom Alligator Gebissenen
fort. Arbousset, p. 12. Livingstone, Missionsreisen I, 294. Die
Bakuena glauben vom Krokodil abzustammen. Nach Lichtenstein
(I, 419) ist auch der, der einen Löwen tötet, unrein. Waitz, S. 413f.
Auch Hyänen sind heilig. „Berliner Missionsberichte“ 1882, S. 414.

3) Petri, S. 3f.

4) Beiträge, S. 133. Basutho und Betschuanen nennen den
Häuptling tao etona d. h. Löwenmännchen; tlou, Elefant; se-
buta, wildes Tier. Ebd., S. 107. Auch der Elefant gilt nach
Alberti (S. 71) bei Wuttke (I, 63f.) den Kaffern als eine gött-

göse Bedeutung, obwohl das Volk sie besingt und sich nach ihnen nennt. So sind einige Babino tao (Besieger des Löwen), andere Babina phiri (Besieger der Hyäne), die Bapedi Babina noku (Besieger des Stachelschweins), weil sie, vor vielleicht 200 Jahren in das Land Pedi oder Biri einwandernd, beim Überschreiten eines Passes im Leolu-Gebirge die Stacheln des noku fanden. Jedenfalls gelten ihnen auch diese Tiere ursprünglich als Inkarnationen abgeschiedener Geister, ebenso die Fische, Hühner samt Eiern, Raubtiere und Vögel, Schweine, von denen zu essen die meisten Kaffern sich scheuen, wie Merensky gleichfalls hierbei erwähnt; nur die negerartigen Stämme östlich von Delagoa und Sofala essen nach ihm Fische; Hartmann¹⁾ nennt als solche die Swazi. Diese Speiseverbote erinnern an die westafrikanischen Quixilles. Auf die Tiere, nach denen sich die Betschuanen-Stämme nennen, kommen wir zurück, da zuerst noch der Ahnenkult der letzteren klarzulegen ist. Nach einer Äußerung Moffats zeigten nämlich die Betschuana keine Spur von Unsterblichkeitsglauben, womit doch schon die unmittelbar vorhergehende Angabe, das Setschuanawort für Schatten oder Manen der Toten sei liritj, kontrastiert²⁾. Die Toten werden bei den Betschuanen gewöhnlich begraben; die hierbei vorkommenden Zeremonieen, zu deren Überwachung, damit nicht das Land mit Dürre heimgesucht werde, der Häuptling eigens einen Mann anstellt, sind nach der Örtlichkeit,

liche Macht. Nach Oberländer (S. 274) werden tapfere Häuptlinge zu Löwen und Elefanten; nach demselben findet der Geist in der Unterwelt dieselben Dinge wie hier, doch viel kleiner; auch der Mensch sei dort eine Art Zwerg. Nach Kranz (S. 105) essen die Zulu kein Schweinefleisch.

1) Hartmann, S. 225.

2) Zöckler, Kreuz Christi, S. 420. Vgl. Burkhardt, S. 123: „Die Seele nennen die Betschuanen Muja, aber von einer Unsterblichkeit wissen sie nichts; auf die Frage, wohin die Menschen gehen, wenn sie sterben, ist die Antwort: ‚Nach Barimo d. h. zu denen da oben.‘ Aber sie denken sich nichts dabei; auch Wahnsinn und Behextsein bezeichnen sie damit.“ Vgl. oben S. 539.

sowie nach dem Range des Verstorbenen verschieden; in der Regel verlaufen sie folgendermaßen: Wenn die letzten Momente des Kranken herannahen, so bedeckt man den Körper mit einem Fell oder Netz und hält ihn in sitzender Stellung, die Kniee unter dem Kinn, bis das Leben erloschen ist ¹⁾. Dann wird sofort das Grab gemacht, oft gleich in der Viehhürde oder in der Hütte des Verstorbenen. Nachdem die Wände des Grabes mit einem gewissen Zwiebelgewächs abgerieben worden sind, wird die Leiche in sitzender Stellung, mit dem Gesicht nach Norden, hineingebracht und das Grab mit Erde aufgefüllt, welche zwei Männer festtreten. Sowie die Auffüllung vorschreitet, wird die Decke von der Leiche allmählich weggezogen. Einige Zweige, Wurzeln u. dgl. kommen mit in das Grab. Ist der Hügel fertig, so bücken sich die Umstehenden und streichen mit den Händen die umherliegenden Erdreste zusammen. Dann kommt ein großes Wassergefäß mit einer Zwiebelabkochung zur Reinigung, ohne die bei Menschen und Vieh Sterblichkeit entstehen würde; Männer und Weiber waschen sich die Hände und Füße und rufen dazu: Pula, Pula (Regen)! Eine alte Frau bringt dann die Waffen des Verstorbenen, Bogen, Pfeile, Streitaxt, Lanzen, auch verschiedene Gartensämereien und andere Dinge; die Anwesenden wenden sich nun zum Grabe und sagen: „Das sind alle deine Sachen!“ Schliesslich werden diese Dinge wieder hinweggebracht, Gefäße mit Wasser werden über das Grab ausgeleert, und alles zieht sich unter den Klage-tönen der Weiber zurück. Nach Livingstone benutzt man nicht selten die Höhle eines Ameisenfressers als Grabstätte, und jener hat es zweimal erlebt, daß der so eilig Begrabene in seinem Loche aus schwerer Ohnmacht erwachte und wieder nachhause kam ²⁾. Auch bei den Betschuanen heißen

1) Auch die alten Nasamonen durften nicht liegend sterben, offenbar, weil es schwer war, dem erstarrten Leichnam die sitzende Stellung zu geben.

2) H. v. Barth, S. 42f. (nach Livingstone). Burkhardt, S. 117f.

die Geister der Vorfahren Barimo¹⁾. Sie werden nach Livingstone durch aufgehängte Geschenke verehrt²⁾. Dafs die Ahnen der verschiedenen Stämme ursprünglich in Tieren inkorporiert gedacht wurden, ist die allein ausreichende Erklärung der Thatsache, dafs die einzelnen Betschuana-Stämme nach gewissen Tieren benannt werden. Der Name des Stammes der Bakatla bedeutet „die vom Affen“, Bakuene „die vom Alligator“, Batlapi „die vom Fische“. Bei jedem Stamm haftet sich ein Aberglaube an das betreffende Tier. Sie gebrauchen das Wort bina d. h. „tanzen“ inbezug auf jene Namensgebung, und wenn man einen fragen will, zu welchem Stamme er gehöre, dann sagt man zu ihm: „Was tanzest du?“ Nie geniefst ein Stamm das Fleisch des Tieres, nach welchem er genannt wird, und inbezug auf die Tötung eines solchen bedient er sich des Ausdrucks ila d. h. hassen oder fürchten. Man findet noch manche Spuren von nun nicht mehr vorhandenen Stämmen bei einzelnen Leuten, z. B. von den Batau, d. h. „die vom Löwen“, Banoga, „die von der Schlange“³⁾. Die Betschuana im Süden des Ngami-Sees essen keine Fische und mögen auch kein Schlangenfleisch; auf frühere Schlangenverehrung weist auch, dafs sie in die Hände klatschen, wenn sie Schlangen sehen, und sich weigern, dieselben zu töten⁴⁾. Als Amulette tragen die Betschuana vornehmlich am Halse bald eine heilkräftige Wurzel, bald einen durchsichtigen Stein (Quarz), der, wie sie sagen, vom Himmel

1) Arbousset, p. 77.

2) Waitz, S. 411.

3) Livingstone, Südafrika, S. 14. v. Barth (S. 44) führt dabei noch an, dafs manche Gebräuche auf gewisse Rangstufen unter diesen Stämmen hinweisen; z. B. verzehren die übrigen Stämme nie die ersten Kürbisse einer neuen Ernte eher, als bis die Bahurutse sie „angebissen“ haben, eine Gelegenheit, bei der eine öffentliche Feierlichkeit stattfindet, wobei der Sohn des Häuptlings zuerst von der Ernte kostet.

4) Livingstone, Südafrika, S. 137

gefallen ist, auch kleine Vogelknochen und Würfel aus Hammelfüßen (bola), deren sie sich zum Wahrsagen bedienen. Um den Kopf tragen manche Sperber- oder Pantherkrallen, Hasenschwänze, Vogelfedern (blofs Zierat?), sodann Schlangenhäute, um sich gegen Angriff des Feindes zu schützen, in den Haaren Käfer, welche Fruchtbarkeit verleihen sollen, und plattgedrückte Froschhäute gegen den Einfluß böser Zauberer. Aus gedörrten und zu Pulver gestoßenen Kröten macht man eine Salbe, die gegen jede Verwundung sichern soll, und ein Mensch, dessen Schweiß man bekommen kann, vermag nach ihrer Meinung nie zu schaden. Das Krokodil, eine Rieseneidechse und verschiedene Vögel dürfen nicht getödet werden; auch darf man, während das Getreide im Wachsen ist, keinen Stier schlachten; sonst schlägt die ganze Ernte fehl. Dabei sei noch bemerkt, daß sie glauben, der Donner werde durch einen geheimnisvollen Vogel, Tlari, hervorgebracht; um sich daher vor dem Einschlagen bei Gewittern zu sichern, stecken sie Dornzweige auf ihre Hütten, um den Donner abzuhalten, der sich nicht gern werde an den Dornen stechen wollen. Hat aber der Blitz einen Baum in der Nachbarschaft des Dorfes oder in den Gärten zerschmettert, so führt der Häuptling seine Leute dahin, um den Baum mit Eisen und Feuer auszugraben und zu vernichten¹⁾.

Wie schon erwähnt, besteht auch bei den Herero Ahnenkult. Die Toten werden auch von ihnen begraben, ähnlich wie bei den Betschuana. Man zerschlägt der Leiche das Rückgrat mit einem Stein, manchmal schon dann, bevor der Geist noch völlig entwichen ist, und bindet den Kopf auf die Kniee; darauf schlägt man eine Ochsenhaut um den Toten und legt ihn, mit dem Gesicht nach Norden, in eine Grube. Um den Verstorbenen wird entsetzlich geheult und gejammert. Der Sohn trauert gewöhnlich zwei Monate um seinen Vater. Arme Frauen, die ein Kind hinterlassen, werden gewöhnlich so begraben, daß man das lebendige

1) Burkhardt, S. 120f.

Kind mit ihnen einscharrt. Kranke Leute werden von ihren Verwandten aus der Hütte geworfen; diese thun überhaupt alles, um den Tod zu beschleunigen, insbesondere ersticken sie den Unglücklichen durch übergeworfene Ochsenhäute. Nach Galton sterben nur wenige Herero eines natürlichen Todes. Auf das Grab des Häuptlings legt man dessen Waffen, Kriegsschmuck u. s. w. nieder oder hängt sie an einen nahen Baum oder in Ermangelung desselben an eine Stange, die dann noch mit den Hörnern der Ochsen geziert wird, welche bei der Leichenfeier geschlachtet worden sind. Solch ein Häuptlingsgrab besteht aus einem mit Dornreisig eingehetzten Steinhaufen, damit die Hyänen den Toten nicht ausgraben. Manchmal erhält aber der Häuptling sein Grab in seiner eigenen Hütte. Bei den Herero finden sich — ein Übergang zu den Bunda-Völkern, wenn nicht bloß die von Hahn erwähnten Stöcke damit gemeint sind ¹⁾ — auch Bilder der Toten, die bei den Mahlzeiten in die Schüsseln eingetaucht und dann auf dem Platz aufgestellt werden, wo jene bei Lebzeiten zu opfern pflegten. Die Herero bitten auf den Gräbern die Verstorbenen um Ochsen und Schafe „von der richtigen Farbe“; auch bringen sie Speise und Trank auf das Grab und ersuchen den abgeschiedenen Geist, es sich wohl schmecken zu lassen. Sie hoffen, daß er dafür ihnen Glück gegen die Feinde, viele Weiber und viele Ochsen geben werde. Die Geister der Toten erscheinen wieder, aber selten in der eigentlichen Leibesgestalt, sondern gewöhnlich als Hunde mit Straußfüßen. Wer aber solchen Geist sieht, muß bald nachher sterben. Auch hier finden sich eigentümliche Speiseverbote, die auf dem Glauben an Inkarnation der Stammesahnen besonders in Rindern, die

1) Bei der später zu besprechenden Koma der Basutho werden auch Tier- und Menschenbilder verfertigt, den Knaben gezeigt und ausgerufen: Ki Koma, „das sind Götter“, wie Merensky (S. 134) nach dem Kinika übersetzt.

mit den Menschen ja aus demselben Urbaum stammen, beruhen mögen; denn gewisse Rinder von besonderer Gestalt, Farbe, eigentümlichem Wuchs der Hörner u. s. f. — was nach den Gesetzen einer jeden Eanda verschieden ist — werden von den Herero besungen und fast abgöttisch verehrt. Der eine Mann genießt nicht vor einem Ochsen, der schwarz, weiß oder rot gefleckt ist; andere verschmähen das Fleisch von ungehörnten Schafen, andere von solchen Ochsen, welche einmal im Joche gezogen haben. Jede Eanda hat in dieser Beziehung ihre eigenen Regeln. Manche gehen so weit, daß sie den Rauch eines Feuers vermeiden, bei welchem derartiges Fleisch gekocht wird, oder die Gefäße nicht anrühren, in welchen es liegt oder gelegen hat. Dem Fett gewisser Tiere schreibt man große Kräfte zu; der Häuptling salbt sich damit ein. Wenn im Werft eines Häuptlings ein Ochs fällt, so muß die Tochter, die seine Lieblingsfrau ihm geboren, einen Doppelknoten in ihren aus Strängen bestehenden Leder-schurz machen; ein Versäumnis würde eine große Plage nach sich ziehen. Sie legt ferner ein Stück Holz auf den Rücken dieses toten Ochsen und bittet dabei um langes Leben, viel Vieh u. dgl. m. Dieses Mädchen wird als Ondangere bezeichnet und ist eine Art Vestalin, die das heilige Feuer (Omurangere) zu unterhalten hat. Ein solches brennt vor der Hütte des Häuptlings, der zugleich eine Art von priesterlicher Autorität besitzt, wird aber bei Regen und Sturm in jene der Vestalin gebracht, die dasselbe auch trägt, falls ein anderer Ort für das Dorf gewählt wird. Sie ist sehr besorgt, dasselbe nicht verlöschen zu lassen; nach einem solchen Unglücksfall müssen Sühnopfer gebracht werden, und man entzündet durch Reibung ein neues Feuer. Von dem heiligen Feuer enthält jeder neu sich abzweigende und fortziehende Stamm einen Brand¹⁾.

1) Andersson I, 239. 242ff. Galton, S. 109. 112 (auch in Livingstone, Südafrika, S. 336f.) Hahn, S. 111. 113. 151. „Rheinische Missionsberichte“ 1850, S. 360; 1852, S. 216. Waitz, S. 416f. Burkhardt, S. 79f. Feueranmachen durch Reibung

Es hat sich hierin merkwürdigerweise bei den am weitesten nach Westen gezogenen Stämmen ein Rest aus dem alten Monomotapa erhalten, wo der Kaiser selbst ein heiliges Feuer unterhalten und jährlich erneuern liefs¹⁾ und nach Auffassung der Portugiesen Nonnenklöster bestanden, die einer jungfräulichen Göttin Peru geweiht waren²⁾. Wir werden noch mehrfach bei den am weitesten von der Urheimat verschlagenen Völkern die ursprüngliche Überlieferung am reinsten erhalten finden; so bei den Polynesiern und Isländern. Dafs auch bei den Zulu das Feuer reinigende Kraft hat, haben wir erwähnt, auch dafs vereinzelt Totenverbrennung vorkommt, so dafs man auch in dem Feuer Ahnengeister gegenwärtig sehen konnte, obwohl auch die Wirksamkeit des Himmelsgottes in dem Blitzfeuer eine Anknüpfung gewährt.

Auch bei den Ovambo besteht Ahnenkult, wiewohl sie sich fürchten, von den Toten zu sprechen³⁾; auch zu ihrem Geisterglauben stehen die Ochsen in Beziehung. Der finnische Missionar Rantanen⁴⁾ beschreibt das Ochsenopfer, obula yongombe: Wenn die anderen Arten des Opfers in Krankheitsfällen nichts geholfen haben, dann mufs der Patient dieses essen und im Blut gewaschen werden. Nachdem der Ochse oder die Kuh regelrecht geschlachtet und die Haut abgezogen ist, werden die Seiten in der Nähe des Herzens aufgeschnitten, und durch die Öffnung mufs der Patient hindurchkriechen, mitten durch das Blut und die Eingeweide. Dies nennt man das Waschen im Blut oder durch das Blut. Der Patient kann übrigens allein dies Durchkriechen durch das Opfer unmöglich bewerkstelligen; darum ist der Priester (Omutomisi) zur Hand, um ihn hin-

zweier Hölzer in einer Betschuanenhütte abgebildet: Wangemann, Bilder aus Südafrika LIV, 86. Vgl. „Globus“ XX, 146. Ebd. XIV, 124 über Zaubermittel, die die Herero in die Kalabassen thun.

1) Pufendorf-Martinière VII, 381 sq.

2) Bastian, San Salvador, S. 294.

3) Livingstone, Südafrika, S. 348.

4) „Barmer Missionsblatt“ 1883, Februar, S. 16.

durchzuziehen, indem er dabei sagt: „Komm, komm, du hast asisi“ (böse Geister)! An den tiefen See Otchikango oder Paviansquelle knüpfen sich viele Sagen, und die Ovambo waren sprachlos vor Staunen, als Galton und Andersson in demselben umherschwammen ¹⁾. Auch sonst bergen Flüsse nach dem Glauben der Kaffern böse Geister; man wirft Eingeweide, Tiere, Hirse hinein, um Krankheiten abzuwehren ²⁾. Nach Lichtenstein ³⁾ retten die Kaffern nie einen Ertrinkenden oder sonst in Lebensgefahr Befindlichen, sondern laufen eiligst davon und werfen allenfalls noch mit Steinen nach ihm, offenbar, um die bösen Geister von sich fernzuhalten, nicht aus Schicksalsglauben.

Bei den nördlichen Stämmen findet Merensky ⁴⁾ viele heilige Dinge, die an den Fetischglauben Zentralafrikas erinnern. Die Bakgatla pflanzen bei den Zeremonieen (Koma), durch die die Jünglinge unter die Männer aufgenommen werden, auf dem Hof (kgoro) des Häuptlingsdorfs einen langen hohen Pfahl ein, was an die Fetischpfähle des Sudan und ähnliche Sitten des Wanika und Wakamba erinnert, wenn auch denselben keine weitere Verehrung gezollt wird. Sonst ist jedes Ding ein pheku, ein Fetisch oder Talisman, welches durch phekola, das Würfeln der Zauberer, als heilbringend für ein Individuum erklärt wird. Es kann dazu eine Wurzel, ein Knochen, ein Zahn, kurz alles und jedes gemacht und erklärt werden, und gewöhnlich trägt jeder Kaffer Talismane der Art, oft in Menge, um den Hals ⁵⁾. Bei den Bagananoa ist der Häuptling im Besitz einiger eiserner Helme, Sturmhauben und einiger eiserner Stühle; das sind Fetische von grossem Wert für ihn und

1) Livingstone, S. 342.

2) Wuttke I, 59 (nach Alberti).

3) Reise I, 421.

4) Beiträge, S. 133f.

5) Bild eines Halsbandes mit Amuletten: Wangemann, Bilder aus Südafrika LV, 87. Amulette von Holz- und Hornstücken, Wurzeln, Zähnen und anderen Dingen nennt Oberländer, S. 268.

seinen Stamm; er hat sie von seinen Vätern ererbt, die sie auf irgendwelche Art von den Portugiesen der Ostküste erbeutet haben. Auch einen alten irdenen Trinknapf besitzt er, den Merensky sehen durfte, wohl eine europäische Arbeit aus dem 17. oder 18. Jahrhundert; die anderen genannten Heiligtümer aber blieben in der Tiefe der Höhle den Blicken Merenskys verborgen ¹⁾. Nach Lichtenstein ²⁾ hatte ein Häuptling der Amaxosa um 1786 von einem am Keiskammafluß gestrandeten Anker ein Stück abbrechen lassen; als bald darauf der Mann starb, der diesen Befehl ausgeführt, so schrieb man dies übernatürlichen Ursachen zu, und der verletzte Anker genoß von jener Zeit an stets die Ehrfurchtbezeugungen der Amaxosa; sie gaben ihm einen eigenen Namen, und kein Kaffer ging vorüber, ohne ihn mit demselben zu grüßen. Zwei Steingötzen, große Kugeln, Köpfen ähnlich auf die Spitze von Hügeln gesetzt, bei Cha Ratau im Lolu-Gebirge (Transvaal) hat Wangemann ³⁾ abgebildet. Immerhin ist dieser Fetischismus der Kaffern im Vergleich zur zahllosen Menge der eigentlichen Fetischgötter Westafrikas ein sehr beschränkter. Es sei hier auch der Steinhaufen gedacht, die sich hier und da in den Kaffernländern finden, bei denen niemand vorübergeht, ohne einen Stein darauf zu werfen. Nach Ed. Mohr ⁴⁾ sind diese Steinhaufen Wüstengräber. Nach Merensky ⁵⁾ sind es, da man sie im Gebirge auf felsigen Terrain findet, in dem kein Grab sich befinden kann, Grenzschutzwehren, von Zauberern zum Schutz und zur Abwehr feindlicher Einfälle errichtet. Doch gerade jenes Terrain konnte dazu nötigen, Verstorbene mit Steinen zu bedecken, und wohl weniger zum Schutz vor Raubtieren, als zu dem Zweck, das Wiederkommen des Abgeschiedenen

1) Merensky, Beiträge, S. 134.

2) Reisen I, 411. Peschel, S. 256. Burkhardt, S. 167 f.

3) Bilder aus Südafrika VIII, 13.

4) Nach den Viktoriafällen des Zambesi (1875) I, 207.

5) Beiträge, S. 132.

zu verhüten, weshalb auch immer wieder Steine hinzugeworfen werden ¹⁾. Der Muansa der Wanika ²⁾ findet sich wieder in dem Moroamogale, Koma tona, sehlagatsane der Batlokoa und Baroka im nordöstlichen Transvaal. Auf einem Instrument, bestehend aus zwei Elfenbeinplatten und einem mit Wasser gefülltem Zwischenraum, übt sich in einer Waldkluft ein Mann, bis er die schrillsten, lautesten Töne darauf hervorbringen kann. Bei einem Todesfall oder aus Anlaß der Koma ertönt das schrille Pfeifen beim Dorf, es heißt: „Modimo (hier als Ahnengott) ist ins Dorf gekommen“, alle Feuer werden ausgelöscht; die Menge eilt zusammen; der, welcher das Instrument spielt, ist unter ihr, bedeckt es aber mit seinem Mantel; die Häuptlinge benutzen die Erregung des Volks für ihre Zwecke ³⁾. Unmittelbar dagegen scheint den Himmelsgott, der unter Sturm und Regen die Erde mit neuem Grün bekleidet, zu bezeichnen der frühere Glaube der Küstenkaffern: ein Mann in einen grünen Rock gekleidet und seine Augen unverrückt auf den Boden senkend, erscheine bisweilen in ihren Kraalen, erhalte dann Geschenke aller Art angeboten und Einladungen in ihre Hütten, nehme diese aber nie an und lasse sich auch selten hören; einmal habe er in einem fürchterlichen Sturmgewitter gesagt: „Fürchtet euch nicht; ich spiele nur mit eurem Lande“; wenn dieser Mann in einem Kraal erschien, so lief alles eiligst davon; man schlachtete einige Tiere und legte neue Kleider an ⁴⁾. Möglicherweise haben freilich auch Priester in entsprechendem Kostüm den Umzug des Gottes dramatisch dargestellt.

Priester hat Wallmann ⁵⁾ den Kaffern mit Unrecht abgesprochen, man müßte denn die Zauberdoktoren

1) Aus diesem Zweck erklärt Kutzner (Naturbilder, S. 166) die Steinhäufen auf den Gräbern der Tibu. Vgl. oben S. 272.

2) Siehe oben S. 461.

3) Merensky, S. 135.

4) Burkhardt, S. 168.

5) Siehe oben S. 538.

jenes Namens für unwert erachten. Aber sie sind nach Merensky ¹⁾ die eigentlichen Träger des heidnischen Aberglaubens und bilden eine besondere Kaste, in welche nicht leicht jemand aufgenommen wird. Bei den Xosa und Zulu zeichnet sich der Aspirant durch Träume und Visionen aus und fängt an, von seinem Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen zu reden. Er gebärdet sich oft wie ein Rasender, hängt lebendige Schlangen und allerlei wunderliche Amulette an seinen Leib. Er tritt in Verkehr mit anderen Zauberern, erhält von diesen Instruktionen und Zaubermittel und gilt endlich als ein neuer Mensch, dessen Verkehr mit Geistern und dessen überirdische Kraft von allem Volke anerkannt ist. Für die Umwandlung, die dabei mit dem Menschen vorgeht, gebrauchen die Zulu das Wort ukut-wasa, welches auch für die Wandlung des Mondes gebraucht wird. Nach Döhne ²⁾ unterscheiden sich die Zauberer,

1) Beiträge, S. 135. Vgl. auch über die krampfhaftete Ekstase der Zauberpriester: Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas (1872), S. 99.

2) Zulu-Kafir Dictionary, p. 253; Kafferland, S. 42. Vgl. Kretschmar, Südafrikanische Skizzen (1853), S. 187ff. Waitz, S. 412. „Berliner Missionsberichte“ 1851, S. 222ff.; 1881, S. 347. Merensky, S. 136. Hartmann, S. 225f. Ist nach der ausführlichen Darstellung bei Burkhardt (S. 163f.) jemand krank bei den Küstenkaffern, und haben die Mittel der niederen Amaqira oder Doktoren nicht angeschlagen, wozu sie verschiedener Kräuter oder auf die schmerzhaftete Stelle gelegten Kuhmistes sich bedienen, auch die angeblich fressenden Dinge, ein Stück von einer Schlange, ein Insekt, ein Stückchen Holz, einen Stein u. dgl., was sie zuvor heimlich in den eigenen Mund gesteckt, aus dem Leibe des Kranken herauszaubern, so wendet man sich an den Amaqira abukali (scharfen Doktor) oder (I)zanuse, um den Umtakati herauszubekommen, der durch böse Zauberei die Krankheit veranlaßt hat. Der Zanuse, glaubt man, ahnt es schon vorher, wenn die Leute des Kraals den Verdächtigen zu ihm führen. Sind sie angekommen, fordert er sie zur Ukubula auf, d. i. mit ihren Stäben den Boden zu schlagen; während dieser Zeit ruft er den Jezwa (Geist) und fängt dann an zu sagen, wie und womit der Umtakati gezaubert habe, nennt dessen

Inyanga bei den Küstenkaffern in mehrere Grade. Wer den höchsten Grad erreichen will, muß alle niederen Stufen überwunden haben, wozu erforderlich ist, daß er in der Einsamkeit und an schauerlichen Orten lange gefastet, den Stimmen des Waldes gelauscht, getanzt und die ermüdendsten Übungen angestellt habe, um von den Geistern ergriffen zu werden, die ihn befähigen zu heilen, zu prophezeien, Verlorenes oder Gestohlenes zu entdecken u. dgl. Die untergeordnete Klasse der Inyanga umfaßt die Viehhärzte, Schmiede, Holzfäller; höher stehen die Ärzte der Menschen oder Izanusi, „die Riecher“, die den Zauber herausriechen und nicht allein die Geister, die den Kranken aufzufressen drohen, aus ihm herausschaffen, sondern auch denjenigen angeben, von welchem er bezaubert worden ist, damit dieser (umtakati genannt, Plural: amatakati) zur Verantwortung gezogen, allen möglichen Martern durch Feuer, Ameisen u. s. w. unterworfen und „aufgefressen“ d. h. mit Weib und Kind verjagt oder (besonders bei den Zulu) vertilgt und seiner Habe beraubt werde, die teils den durch die angebliche Zauberei Geschädigten, teils dem Izanusi, teils dem Häuptling zufällt, von dem der Izanusi meist abhängig ist, der ihm durch die Hexenprozesse oft großen Reichtum zuführt. Die Tyrannen der Zulu vernichteten auf diese Weise sogar fast die ganze Aristokratie ihres Stammes und bereicherten sich

Namen, Vater und Heimat. Zuweilen reicht aber die Ukubula nicht hin zur Entdeckung des Schuldigen. Dann sagt der Zanuse, der Geist (Jezwa) wolle ihm ohne den Tanz der Raserei nichts offenbaren. Man lagert sich im Kreise um ihn. Er nimmt Zauberstäbe und Assagaien in die Hände, Schwänze von Tieren hat er um den Leib gebunden; Federn von Raubvögeln sind rings um sein Haar befestigt, um seine Gelenke Felle von Schlangen gebunden; sein gräßlicher Anblick verscheucht die versammelte Jugend; er beginnt seine Zauberformel, seine Glieder fangen an zu zucken, er beginnt einen rasenden Tanz mit entsetzlichen Sprüngen; plötzlich steht er still und bezeichnet den Schuldigen aus der bebenden Menge.

durch die Herden der Verurteilten ¹⁾. Nach Kranz ²⁾ liegt das Leben der Zulu stets in den Händen der Izanusi; nicht allein, daß sie als Priester opfern, die Geister beschwören, Hexen, Zauberer und Übelthäter ausfindig machen, Gifte und Gegengifte ermitteln, den Kranken Arzneien geben, vor dem Kriege oder Treffen den Manen opfern, die Soldaten hieb-, stich- und schußfest machen; sondern sie sind es auch vorzugsweise, die die Strafen in den Hexenprozessen, sogar die Todesstrafe verhängen; sie regieren in der That und helfen dem grausamen Despoten das Volk nicht nur in Joch der Tyrannei halten, sondern sind auch durch ihren Beruf als Geisterbeschwörer und Zauberdoktoren ganz in der Stellung, stets in das Innerste der Kraale und Familiengeheimnisse einzudringen und die gemachten Erfahrungen in der Ausübung ihrer dunkeln Kunst zu verwerten. Sie werden auch zu weiteren politischen Zwecken benutzt, um Krieg zu verkündigen, in welchem dieser oder jener Nachbarstamm besiegt oder die verhassten Weisen in die See getrieben werden sollen. Auch bei den anderen Küstenkaffern

1) Bastian, San Salvador, S. 92. Kranz, S. 110f. Der letztere berichtet zugleich (auch S. 92), daß die getöteten Opfer der Hexenprozesse und sonstiger Justiz einen Felsen hinabgestürzt werden, den wilden Tieren zur Beute, während die an Krankheit Verstorbenen gewöhnlich in einer Höhle in sitzender Stellung begraben und eingemauert werden. Derselbe führt S. 46 die Worte an, welche der bekehrte Zulu Magema, der Buchdruckerei-Vorsteher Colensos, an die Generale und Minister Ketschwayos richtete: „Ich wünsche euch noch zu sagen, daß alle flüchtigen Zulu auf der anderen Seite des Tugela heute gern zurückkehren würden, indem sie dort so viele Abgaben an die englische Regierung und die weisen Landbesitzer zu zahlen haben und sehr kümmerlich leben. Allein ich versichere euch, daß auch nicht Einer zurückkommt, um sich wegen angeblicher Zauberei töten zu lassen; denn ihr werdet in Wahrheit von den Izanusi, den Zauberdoktoren, welche euch sagen, daß diese oder jene Person ein Zauberer, ein Ubelthäter sei, regiert.“

2) Natur- und Kulturleben der Zulus, S. 93. Auch Regenmacher fehlen nach Waitz (S. 413) den Zulu nicht trotz der gegenteiligen Behauptung Delegorgues II, 247. Siehe unten S. 583.

haben sie eine dämonische Gewalt über das Volk. Als Sandili, der Gaïka-Fürst, den großen Krieg gegen die Engländer, der von 1850—1853 gedauert, vorbereitete, benutzte er als das wirksamste Mittel zur Aufstachelung der Massen den schon erwähnten Zauberer Umlandscheni und ließ durch alle Stämme das Gerücht aussprengen, der alte „Prophet“ Unxele, der 1819 die Kaffern mit vielem Erfolg gegen die Weissen geführt und deshalb noch immer großes Ansehen in der ganzen Nation genoss, sei als 16jähriger Knabe im Sohne des Kaba vom Tode auferstanden; durch ein großes Erdbeben (Mai 1850) habe er seine prophetische Kraft wiedererhalten und verkündige, im Keiskamma-Flusse lebend, daher Umlandscheni d. h. Wassermann genannt, große Dinge. Wie ein Blitz ging diese Nachricht durch die Herzen der Kaffern. Sandili selbst sandte, um das Ansehen dieses neuen Propheten zu erhöhen, sofort eine Deputation seiner vornehmsten Räte zu ihm, die ihn mit Flintenschüssen feierlichst begrüßten, die größte Ehre, die man unter den Kaffern jemandem bezeigen kann. Schon als Knabe hatte Umlandscheni im Traume immer Löwen, Tiger und Schlangen gesehen, die ihm Geheimnisse offenbarten; an der Keiskamma erzählte er seine Träume unter Toben und Tanzen, ergriff lebendige Schlangen und behängte sich mit denselben, warf sich wie tot zur Erde und stand wieder auf, stürzte sich ins Wasser, als ob er ertrinken müßte, und kam doch lebendig wieder heraus. So als Zanusi beglaubigt und als Inkarnation des alten Propheten vom König anerkannt, gab er zunächst Reinigungsverordnungen für das ganze Volk, verlangte sämtliche Zauber mittel der Kaffern und erteilte statt ihrer seine eigenen in Gestalt von Stücklein Holz, die, als heilige Amulette verehrt, gegen alle Gefahren schützen sollten. Dann gebot er, die Kaffern sollten ihre Feuer nicht von den Dornbüschen, sondern vom Holz des Waldes anzünden d. h. nicht in der Ebene bleiben, sondern in die Wälder ziehen, sich hier zum Kriege zu rüsten. Auf die Frage der Gesandtschaft Sandilis, wie man denn gegen die große Macht der Engländer

aufkommen wolle, antwortete der Prophet: Die Engländer würden alle durch ein Wunder vernichtet werden; er selbst wolle dazu alle Büsche in Kaffern verwandeln, alle Festungen der Engländer und das Wasser im Büffelruss, an dem dieselben angelegt waren, mit Feuer verbrennen und bewirken, daß die Gewehre der Weissen fortan nur Wasser schössen, welches keinem Kaffer etwas zuleide thäte. Durch die große Beute, die man den Weissen abnehmen werde, sollten alle Kaffern, welche seinen Verordnungen gehorchten, reich entschädigt werden. Diejenigen aber, welche Christen geworden und beim Glauben der Weissen bleiben wollten, würden zur Strafe in Vögel oder Tiere des Feldes verwandelt werden. Wenn dies alles vollbracht sei, würden die Voreltern aus ihren Gräbern aufstehen und vereint mit den Kämpfern gegen die Weissen und ihre Sitten Siegesfeste feiern in großen Spielen und unaufhörlichen Gelagen — das Paradiesesleben nach kafferischem Geschmack ¹⁾. Nachdem Sandili gleichwohl 1853 den Engländern unterlegen ²⁾, auch Umlandscheni in demselben Jahr gestorben, begann der Galeka-König Chrili 1856 den Krieg gegen jene, zu dem die Kaffern in gleicher Weise durch die Zanusen angeregt wurden; die Amagogo (Propheten) verboten den Feldbau und weissagten die Auferstehung Umlandschenis und der alten Kaffernhelden und die Hilfe der Russen zur Besiegung der Feinde, und die Tochter eines angesehenen Galeka, des Umhla kazza erzählte demselben (Mai d. J.), sie habe in einer Höhle an der Mündung des Kai die auferstandenen Toten gesehen; er werde sie auch sehen, wenn er zuvor ein Opfer geschlachtet und verbrannt und sich drei Tage lang im Rauch desselben gereinigt. Er that dies, ging dann hin und fand seiner Angabe gemäfs

1) Petri, Sandili, S. 56 ff.

2) Als Sandili (9. April 1852) von Cathcart über den Kai zurückgeworfen wurde, soll Umlandscheni verlangt haben, daß Sutu, Sandilis Mutter, und eine seiner Frauen geopfert würden, weil sie dem Sieg der Kafferwaffen entgegenständen; doch blieb dies unausgeführt. Petri, S. 64.

wirklich die Auferstandenen, zuweilen in ganzer Gestalt, zuweilen mit dem Oberkörper in Nebel gehüllt; dieselben erzählten ihm, sie seien gekommen, um ihrem Volke gegen die Engländer zu helfen, brächten auch eine Menge Vieh mit, das er bereits unter der Erde brüllen und meckern hörte. Daraufhin machten ihn die Kaffern zum „Propheten“; er aber gab ihnen auf, all ihr Zaubergut von sich zu werfen und all ihr Vieh zu schlachten, weil nur unter dieser Bedingung die Toten wieder lebendig werden könnten; doch würden sie zehnmal mehr Vieh, das auch wieder lebendig werden würde, mit sich bringen. Chrili ließ diese Nachricht durch das ganze Land verbreiten; viele kamen, um die Auferstandenen zu sehen und das Vieh unter der Erde brüllen zu hören; dies wurde aber nur den „Reinen“ zuteil, unter ihnen dem König selbst, der mit seinem Reinigungsbeispiel dem Volk vorangegangen und nicht nur seinen berühmten Lieblings-Rennochsen, sondern noch hundert seiner schönsten Rinder geschlachtet und seinem Volk geheissen, ein Gleiches zu thun; bald schlachtete man überall nach Herzenslust. Als Termin der großen Auferstehung hatte der Prophet den 16. August, einen Vollmondstag, geweissagt; da sollten Sonne und Mond aneinanderstossen und eine große Finsternis entstehen; dann würde ein großer Wind kommen und alle Weissen ins Meer fegen. Als der Tag kam, ohne die Erfüllung zu bringen, erklärte Umhlakazza, es sei noch nicht genug geschlachtet worden, und so wurde darin fortgefahren; mancher schlachtete seine letzte Milchkuh, die einzige Nahrung für die hungernde Familie. Bald fing der Hunger an zu wüten; bis zur Verzweiflung steigerte sich die Aufregung des Volks. Der Prophet vertröstete es von einem Vollmond zum anderen, bis derselbe am 18. Februar blutrot aufging; das sollte das Zeichen sein, daß die Geister wieder gnädig wären; die Kaffern blieben den ganzen Tag in ihren Hütten, um nicht von dem geweissagten Sturm hinweggerissen zu werden. Für den folgenden Tag war verheissen, daß die Sonne am Himmel in zwei Hälften aufgehen und Krieg führen, der Himmel sich auf die Erde herablassen und alle

Ungläubigen zerquetschen, die dahingeschiedenen Geschlechter auf der Erde auferstehen sollten und das geschlachtete Vieh mit ihnen zu bleibender Herrlichkeit und tüppigstem Genußleben — bei allem Wahnwitz doch eine Eschatologie der Kaffern —; aber auch dieser Tag verging ohne Erfüllung, und es erhob sich am Abend ein allgemeiner Schrei der Verzweiflung, während Umhlakazza behauptete, die Schuld liege nur daran, daß kein allgemeiner Glaube an die Verheißung dagewesen. Nach Missionar Shepstone hatten die Kaffern auch in ihren Viehhürden große Kornhöhlen angelegt, die sich von unten her füllen sollten; denn selbst das vorrätige Korn hatte vernichtet werden müssen. Einem verzweifelten Einbruch der Kaffern in die Kapkolonie, auf den vielleicht das ganze Spiel berechnet war, wurde vorgebeugt durch das rechtzeitige Erscheinen des Gouverneurs Grey mit seinen Truppen, und nun unterlagen 37 000 Menschen dem Hunger und dem darauffolgenden harten Winter; 30 000 flüchteten in die Kolonie. Gleichwohl wußte Umhlakazza sich wenigstens noch einige Monate in Ansehen zu erhalten; er erklärte, unter der Erde seien zwei Häuptlinge, der eine ein Sohn der „großen Frau“, der andere ein Sohn „der rechten Hand“; dieselben stritten sich um die Ehre, wer zuerst auferstehen sollte, und verzögerten damit das gehoffte Glück ¹⁾.

Mit Unrecht ²⁾ hat Delegorgue ³⁾ behauptet, daß den Zulu die Regenmacher fehlen. Wenigstens ist ein solcher in Gegenden, wo bisweilen Dürren und Trockenheit wiederkehren, nach Kranz ⁴⁾ eine wichtige Person. Obgleich man temporäre und weit verbreitete Dürren nicht abschaffen kann, so glaubte man sie doch abkürzen zu können und

1) Petri, S. 74 ff. Hübner, S. 355 ff.

2) Waitz, S. 413.

3) Voy. dans l'Afr. australe II, 247.

4) Kranz, S. 113 f. Allgemein anerkannte, gleichsam dazu geborene Regenmacher sind die Häuptlinge der Küstenkaffern. Kratzenstein, Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika (1878), S. 72.

wählte dazu geeignete Personen, die „Regenpriester“. Gewissen gescheiten Izanusi, die an gewissen Zeichen die Annäherung des Regens erkennen, traut man die Kunst zu, durch Opfertiere und Zauberstücke Regen herbeiführen zu können. Es wird dabei großes Gewicht auf das spezielle Tier, seine Farbe, sein Alter, sein Geschlecht und andere Eigenschaften gelegt. Auf diese Kleinigkeiten kommt dann der Regendoktor, falls der Regen trotzdem nicht fallen will, zurück und verlangt, daß ein besseres Opfertier geschlachtet werde. Im schlimmsten Fall wird die Schuld auf die böse Zauberei der Umtakati geschoben. Übrigens ist mit der Zauberei sowohl der Izanusi als der Umtakati nach Kranz auch Giftmischerei verbunden; daher die Furcht, sie zu beleidigen, um nicht ihrem Gift zum Opfer zu fallen, und die Sitte, daß der, welcher einen Trunk Milch oder Bier offeriert, erst selbst den Ehrentrunke thun muß.

Bei den Basutho und Betschuanen heißen die Zauberpriester, die zugleich die Ärzte, Wahrsager und Zeichendeuter sind, Naka (Ngaka, Nyaka); das Wort bedeutet nach Fritsch einen Mann, dem übernatürliche Kräfte zugebote stehen ¹⁾. Doch wird nach Merensky ²⁾ bei diesen Stämmen der Verkehr der Naka mit Geistern nicht so betont; sie beschäftigen sich hier mehr mit Anwendung von allerlei Medizinen und Zaubermitteln, deren Gebrauch dem, der in die Zunft aufgenommen werden soll, für so und so viel Stück Vieh gelehrt wird. Auch haben die Aussprüche der Basutho-Zauberer nicht die dämonische Gewalt, wie die ihrer Kollegen unter den Küstenkaffern. Bei den Basutho und Betschuana ist das Medium, durch das der Naka seine Orakel erteilt, ein Säcklein mit Wür-

1) Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 167f. Petri, Die Bassutho, S. 12. Das Bild eines Basutho-Zauberers mit phantastischem Kopfputz und Schnüren, an denen die verschiedenartigsten Amulette aneinandergereiht sind, um Hals und Leib giebt Wangermann, Bilder aus Südafrika XLIX, 80.

2) Beiträge, S. 135 ff.

feln. Es werden diese dikgagare aus den Fußknöcheln des Rindes bereitet; zu ihnen gehören einige Hölzer, deren Form und Bedeutung immer dieselbe ist. Diese dikgagare sind das tägliche Orakel des Volks, werden über alles befragt und wissen über alles Auskunft zu geben: wohin die Ziege oder die schwarze Kuh sich verlaufen hat, wer das Korn gestohlen, welcher böse Zauberer den Regen aufhält, wann und wie der Feind angegriffen werden soll. Häuptlinge lassen sogar den augenscheinlich günstigeren Zeitpunkt oder Ort zum Angriff vorübergehen, wenn die Würfel anders entscheiden. Merensky erwähnt dabei, daß einige Stämme im Transvaalgebiet durch eine gräuliche Tierquälerei erforschen, ob sie oder ihre Feinde im Kampfe siegen werden. Man zieht einigen Ochsen als Repräsentanten verschiedener Stämme die Haut bei lebendigem Leibe ab; welches von den gequälten Tieren am längsten am Leben bleibt, dessen von ihm vorgestellter Stamm ist der Sieger. Wir werden die ähnliche Ukukufula, welche neuerdings auch bei Basutho-Stämmen Eingang gefunden, nachher bei den Kriegsgebräuchen der Zulu besprechen. Merensky erwähnt auch Haruspizien bei den Basutho. Ist unter ihnen jemand krank, ohne daß die gewöhnlichen Mittel Hilfe schaffen, so wird ein Ziegenbock durch Eingeben von Medizin zu einem Sedimo (d. h. Sprache der Barimo) gemacht, dann erstickt, indem man seine Nase in einen Topf mit Wasser drückt, und geschlachtet; aus seinen Eingeweiden weissagt der Zauberer, wo der Sitz der Krankheit bei dem Patienten ist. Überall muß der Zauberpriester eingreifen und durch seine Wundermacht reinigen, weihen und stärken; er stärkt ein Kindlein durch Medizin, einen Basutho-Häuptling durch das Blut eines jungen Krokodils, welches lebendig gefangen und nach der Prozedur wieder ins Wasser entlassen wird, einen Kraal durch das Hirn desselben Tiers, vermischt mit dem eines Erschlagenen, ein Heer durch Besprengung der Waffen mit Zauberwasser, einen Garten, damit er Frucht bringt. Zu den Zaubereien der Naka wird oft Menschenblut oder

ein Menschenkopf verlangt¹⁾. Es findet sich bei allen Kaffernstämmen der Glaube an Wirksamkeit von Teilen menschlicher Leichen. Der Schmied unter manchen Stämmen legt erst ein Stückchen Menschenfleisch in die Esse, ehe er die Arbeit beginnt, und der Giftmischer meint, in eben diesem ein Mittel zu haben, seinen Feind schnell und sicher aus der Welt zu schaffen²⁾. Da ein wenig abgeschnittenes Haar, abgelassenes Blut oder anderes dieser Art hinreichen würde, um als Zaubermittel gegen den Menschen gebraucht zu werden, von dem es herkommt, so stellt man einem jeden dergleichen Dinge wieder zu — sein Ungeziefer nicht ausgeschlossen —, damit er sie heimlich vernichte oder begrabe³⁾. Auch bei den Basutho existiert, wenigstens in ihrem Glauben, aufser der Zunft der Naka ein Geheimbund böserer Zauberer und Hexen, Baloi (Valloi) genannt, die sich nachts nackt an abgelegenen Orten versammeln, das Vieh behexen, Leichen ausgraben und zu Zaubereien und Vergiftungen benutzen, Schlafende forttragen und kahl scheren, Stäbe in Schlangen verwandeln, Feuer aus den Händen schlagen und für ihre schwarzen Künste dienstbare Geister, Thuri haben sollen, besonders in Gestalt von Affen, die sie tags in den Hütten unter großen Töpfen verbergen⁴⁾. Zum Regenschaffen haben die Basutho besondere Naka: Varoka va pula⁵⁾. Bei den Betschuana, deren Land wasserarm und oft von lange anhaltender Dürre heimgesucht ist, geniefsen die Regenschaffen, Pulagatu, das höchste An-

1) Petri, S. 12.

2) Merensky, S. 132. „Berliner Missionsberichte“ 1882, S. 379. 441. Schon die Kaiser von Monomotapa schmierten sich, um ihr Leben zu verlängern, mit der Flüssigkeit ein, die man aus den Leichen gehängter Verbrecher bei beginnender Fäulnis abdestilliert. Bastian, San Salvador, S. 293.

3) Steedmann, Wandering and adventures in the Interior of S. Africa (1835) I, 266. Auch in Tete werden aus gleichem Aberglauben nach Livingstone Haarabfälle sorgfältig vernichtet.

4) Merensky, S. 138f. Petri, S. 12.

5) Petri, S. 12.

sehen¹⁾. Zu ihren Zaubermitteln gegen die Dürre gehören z. B. zu Asche verbrannte Fledermäuse, Schakallebern, Affen- und Löwenherzen, Schlangenhäute, verschiedene Knollengewächse²⁾. Auch Propheten giebt es unter den Betschuana, Mamothobigi genannt, namentlich Frauen, die behaupten, sie hätten Morimo gesehen, womit sie sagen wollen, es sei ihnen etwas über die Zukunft eröffnet worden, ob Hungersnot oder Krieg entstehen, ob eine reichliche Ernte kommen werde u. dgl.; man bringt diesen Sehern Geschenke und ehrt sie dabei häufig durch einen Tanz³⁾. Auch die Betschuana glauben an böse Zauberei. Livingstone⁴⁾ erzählt, daß die Bakatla im Dorf Mabotsa, in ungewöhnlicher Weise arg von Löwen belästigt, meinten, ein benachbarter Stamm habe sie durch Hexerei in deren Gewalt gegeben.

Bei den Herero heißen die Zauberpriester Omundunganga oder Omunda-Onday; sie sind gesuchte Ärzte, die dem Kranken unter Zauberformeln Mund und Stirn mit Hyänenkot einreiben, der für außerordentlich heilkräftig gilt⁵⁾. Auch die Ovambo haben, wie schon bei ihrem Ochsenopfer erwähnt, ihre Zauberpriester. Die Ovambo sind sehr abergläubisch; besonders fürchten sie, daß ein Fremder das Leben eines Mannes, mit dem er gegessen hat, hinwegzaubert. Zum Abwenden des Unheils bedienen sie sich eines Gegenzaubers, der aber wechselt, je nachdem gerade die Mode ist. Der König Nangoro hatte einen solchen erfunden, der für sehr probat galt, gegen den aber der englische Reisende Galton doch Einwendungen zu machen hatte. Der Fremde muß sich niedersetzen, seine Augen schließen und den Kopf

1) Waitz, S. 413. Vgl. Oberländer, S. 273f.

2) Livingstone, Südafrika, S. 17f.

3) Burkhardt, S. 121. Sebituane ward durch den Propheten (Senoga) Tlapane bewogen, nach Westen zu ziehen. Livingstone, S. 50.

4) Südafrika, S. 12.

5) Ebd., S. 336.

so halten, daß das Gesicht dem Himmel zugekehrt ist. Dann tritt der Zauberpriester heran, füllt sich den Mund mit Wasser, gurgelt recht stark und speit dasselbe dem Fremden recht kräftig ins Gesicht. Am Ende traf man für die Weissen das Auskunftsmittel, daß man ihnen Butter zwischen beide Augen rieb; dies liefen sie sich gefallen. Nangoro blieb indes sehr argwöhnisch; Galton durfte zwar im Palast Bier trinken; der König entfernte sich aber dann ¹⁾).

Nicht bloß die verstorbenen, sondern auch die lebenden Könige und Häuptlinge werden von den Kaffern mehr oder weniger vergöttert. Schon der Kaiser von Monomotapa wurde verehrt wie eine Art Gott; seine Unterthanen sprachen mit ihm nur auf den Knien ²⁾); er hörte am liebsten den Beinamen: „Größter der Zauberer, König und Herr der listigsten Räuber ³⁾“. Der Zuluherrscher wird geradezu mit dem Himmelsgott identifiziert und hat u. a. den Titel „Schöpfer der Welt“ ⁴⁾). Die gewöhnliche Anrede an ihn lautet: „Majestät, Herr und Häuptling des Himmels und der Erde, du bist die Dunkelheit und gleich dem Abend, du bist gleich einem Berge, du verzehrst viele, du bist gewachsen, während andere klein geblieben sind“ u. s. w. ⁵⁾. Jeder König, sagt Wangemann ⁶⁾ von den Zulu, ist ihnen der verkörperte Gott, der noch nach seinem Tode mit göttlicher Macht weiter lebt und daher göttlich verehrt werden muß; mächtiger aber als alle diese dem Toten-

1) Livingstone, Südafrika, S. 345.

2) Pufendorf-Martinière VII, 381sq. Er hatte auch Amazonen unter seinen Truppen.

3) Falkenstein, Geschichte der Entdeckungsreisen IV, 93.

4) Bleek, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XI, 328. Waitz, S. 396.

5) Döhne, Zulu-Kafir Dictionary, p. 177.

6) Südafrika I, 11f. Dem rückkehrenden Ketschwayo wurden bei seinem Empfang die besseren Ernteaussichten zugeschrieben. „Neue Preussische Zeitung“ 15. Januar 1883.

reich angehörenden Götter ist der zur Zeitlebende König; derselbe vereinigt in seiner Person nicht blofs die Summe aller politischen Gewalt, sondern auch alle Naturkräfte und alle Zauber-
macht; er schafft den Regen, er macht das Land fruchtbar, er gebietet dem Donner und Blitz, er heilt die Krankheiten, er besiegt die Feinde; er ist alleiniger Herr und Besitzer nicht blofs des ganzen Landes, sondern auch des Eigentums seiner Unterthanen, die dasselbe nur so lange ihr eigen nennen dürfen, als der König ihnen dies gestattet; ja er ist der Herr ihrer Leiber und ihres Lebens, das ihnen zu nehmen er keines anderen Motivs und Rechtsgrundes bedarf, als seiner Willkür und Laune; jeder Zulu hat das Gefühl, der König sei in seinem vollen Rechte, wenn er, ohne irgendwelches vorhergegangene Rechtsverfahren, diesen oder jenen oder Tausende seiner Unterthanen hinschlachten läfst. Diese Machtstellung beutet der König nicht nur mit ausgesuchter Grausamkeit aus, sondern mordet oft planmäfsig unter seinen Unterthanen, aus keinem anderen Grunde, als damit sie nicht vergessen, er habe das Recht dazu; jeder, der geringste Ungehorsam wird mit dem Tode bestraft. Entsendet er einen Boten, so wirft er etwa seinen Speichel in seine Hand und befiehlt, er müsse zurück sein, bevor derselbe ausgetrocknet ist; gelingt ihm dies nicht, ist er ein Kind des Todes. Bisweilen läfst er Regimenter so gegen einander manövrieren, dafs wirklich eins das andere totschiägt; kehrt ein Regiment geschlagen von dem Feinde zurück, so hat es zu gewärtigen, dafs es von den übrigen bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wird. Nach Kranz ¹⁾ muß übrigens doch jedes Todesurteil des Königs begründet sein, und sein Despotismus erfährt doch gewisse Einschränkungen: Ohne Zustimmung seiner Minister,

1) Natur- und Kulturleben der Zulus, S. 88ff. Nach S. 60 bezeichnet Inkosi sowohl den Häuptling eines einzelnen Kraals bzw. Stammes, als auch den König. Nach Waitz (S. 396) besteht das Amt der Induna bei den Zulu nur noch dem Namen nach fort.

Induna, kann er kein Land verteilen, keinen Krieg unternehmen; erbeutetes Vieh fällt ihm nur zum Teil zu, zum anderen Teil den Häuptlingen und deren Untergebenen; das ganze Land ist eigentlich Nationaleigentum; persönlichen Landbesitz giebt es nicht, nur gewisse Rechte bezüglich der Lage des Kraals und der Weideplätze; der König ist eigentlich Nationaladministrator des Landes. Sein Regierungssystem wird dadurch sehr gestärkt, daß jeder Häuptling gesetzlich verpflichtet ist, einige Wochen oder Monate jährlich um den König zu sein; in dieser Zeit bilden sie einen königlichen „Volksrat“, und wenn ein Häuptling nachhause zurückkehrt, so wird er sogleich durch einen anderen ersetzt; sie leben dort auf Staatskosten (von den verhängten Strafen); der Titel der Räte ist Amapakati. Zu den öffentlichen Gerichtsverhandlungen in den Kraalen kommen je nach der Wichtigkeit des Falls die verschiedenen Häuptlinge, leiten und entscheiden dieselben, wobei die Anklagen und Verteidigungen hinsichtlich der Beweisführung, Eloquenz und Ausdauer (ein einziger Fall erfordert zuweilen acht bis zehn Tage) Bewunderung erregen müssen. Die beiden obersten Staatsminister ernennen alle Häuptlinge; untergeordnete Hauptleute vermitteln zwischen Volk und Regierung und erledigen kleinere Vergehen, größere die Minister, nur die ärgsten der König selbst. Vor diesen Gerichtsbehörden werden die Hauptredner und Zeugen auf Eid, bisweilen auf ihre verstorbenen Eltern oder Häuptlinge, bisweilen den lebenden König oder lebende Verwandte vernommen. In Familien- und Privatangelegenheiten ist die Entscheidung des Häuptlings ein- für allemal gültig; die Strafe besteht in körperlicher Züchtigung oder Lieferung von Vieh. Für jedes Verbrechen bestehen bestimmte Strafen nach dem jus talionis; die schlimmste ist das bereits erwähnte sogenannte Aufessen. Die Art der Todesstrafe durch Keulen, Steinigung, Strang, Pfählung, Verbrennung wird vom König, königlichen Gerichtshof oder Izanusi bestimmt; die Körper der so Hingerichteten werden den Raubtieren

überlassen. Mord und Diebstahl kommen infolge der strengen Strafen selten vor; nur Vergiftungsversuche sind häufig. Ketschwayo hat infolge englischen und christlichen Einflusses viele Strafen gemildert; Todesstrafe, meist durch Verlust eines oder beider Augen ersetzt, wird nur noch wegen Desertion, Zauberei und Vergiftung verhängt. Nach Isaacs und Gardiner wurden in früherer Zeit allerdings nicht blofs Majestätsbeleidigung, sondern auch Verstofs gegen Sitten und Gebräuche, ja das Lachen, Husten und Niesen bei des Königs Mahlzeiten je nach dessen Laune mit Todesstrafe geahndet, und mit der weiteren Entfernung vom Hofe war die Sicherheit des Lebens proportional. Gräfslich hat Ketschwayo seinen eigenen, von ihm am Tugela besiegten Brüder zutode martern ¹⁾ und dessen Anhang, mehr als 10 000 Menschen — Männer, Frauen und Kinder —, zu seinem Krönungsfest hinschlachten lassen ²⁾. Im Kriege wird überhaupt weder Weib noch Kind von den Zulu geschont ³⁾. Da das Zulu-Reich seine Ausdehnung und Macht der Organisation des Heeres, die ihm Tschaka gab, verdankt, so sei hier bemerkt, dafs die Regimenter vom Knabenalter auf in besonderen Kriegslagern aufgezogen wurden ⁴⁾. Nur die ältesten Krieger (amadoda) durften heiraten, Haar und Bart rasieren, Diener halten; sie bildeten die Reserve mit weifsen Kriegsschilden; die jüngeren Regimenter mit schwarzen und bunten Schilden hatten gewöhnlich die Ehre des ersten Angriffs. Anstatt der Wurf-Lanze (incusa) führte Tschaka den Stofsspeer (trua, gewöhnlich Assagai genannt) ein; die Waffen sind nicht vergiftet. Den Kriegern dient im Feldzug vornehmlich Fleisch zur Nahrung. Lange vorher wird jeder Krieger, um frei von Krankheit (und Sünde?) zu sein, von dem Arzt behandelt und zwar durch Brech- und Abführmittel, welche sorgfältig von verschiedenen

1) Wangemann, S. 13 (das Herz sollen die Krieger gefressen haben).

2) Kranz, S. 41 f.

3) Ebd. S. 94.

4) Wangemann, S. 12.

Pflanzen zubereitet werden, mit vielen mysteriösen Worten und Gesten. Nach dieser Reinigung erhalten die Krieger täglich Fleischnahrung und werden durch militärische und gymnastische Exerzitien gestählt. Schliesslich erfolgt die Ukukufula genannte Zeremonie in des Königs Gegenwart: Stücke Fleisch, einem lebenden Ochsen von der Schulter geschnitten, dann auf Kohlen mit Zauberkräutern und Wurzeln geröstet, endlich in dem Rauch desselben Feuers geräuchert, werden an jeden Mann verteilt, entweder durch einen Schnitt unter die Haut gesteckt oder in den Mund. So schlecht es schmeckt, darf doch niemand bei Todesstrafe es ausspeien; das verkündete die Niederlage des Heeres vorher; mit Unrecht hat man wohl dabei auch an Menschenfleisch gedacht, aus Mißverständnis der bildlichen Bezeichnung der Zulu als Menschenverschlinder. Für den zweiten Teil dieser Zeremonie bereitet der Izanusi noch eine flüssige Siegesarznei von Wurzeln u. s. w., taucht darein einen Ochschwanz und besprengt damit unter geheimnisvollen Zeichen und Worten jeden Krieger; dies soll alle unverwundbar machen oder, wenn sie fallen, doch als triumphierende Helden in die Geisterwelt führen ¹⁾.

Auch die Organisation der anderen Kafferstaaten ist grossenteils eine recht feste ²⁾; nur ist auch hier Erbfolgestreit häufig; so nach dem Tode des Eroberers Sebituane, Königs der Makololo, der in Ermangelung herangewachsener Söhne seine Tochter zur Nachfolgerin bestimmte ³⁾; auch Sekukuni, der einst so mächtige König der Bapedi, wurde, aus der englischen Gefangenschaft zurückgekehrt, von seinem Bruder Mampuru, der sich schon 1879 gegen ihn mit den Engländern verbunden, 1882 durch Meuchelmörder umgebracht. Bei den Küsten-

1) Kranz, S. 94 ff. Vgl. Waitz, S. 414. Merensky, S. 138. Kannibalismus beim Zulustamm der Immithlanga: Waitz I, 352. In vielen Kaffermärchen kommen Menschenfresser vor. „Globus“ XVIII, 103.

2) Hartmann, S. 241.

3) Livingstone, Südafrika, S. 52. 107.

kaffern pflanzt sich die Häuptlingsschaft auf einen Sohn der „grofsen“ d. h. vornehmsten, oft letzten Frau fort ¹⁾. Die Häuptlinge, Inkosi, stehen hier unter einem Ukumkani, Oberhäuptling eines Hauptstamms ²⁾, sind als Regenmacher zugleich religiös verehrt und würden über Besitz und Leben ihrer Unterthanen ganz willkürlich bestimmen können, wenn sie nicht eine gewisse, oft ziemlich starke Schranke an der Körperschaft der Amapakati, Räte, hätten; vor sie bzw. den Inkosi müssen alle Streitsachen gebracht werden ³⁾. Nach L'Aujardiere ⁴⁾, der 1687 an die Küste der Makossen (Amazosa) verschlagen und von einem Verwandten des Königs freundlich aufgenommen wurde, hingen die Strafen von der Willkür des Königs ab; er liefs nicht leicht ein Verbrechen ungestraft: Viehdiebstahl wurde mit

1) Kratzenstein, S. 71. Auf den erstgeborenen derselben nach Döhne (Petri, Sandili, S. 18), auf den jüngsten, wenn der Vater nicht anders bestimme, nach anderen Quellen bei Burkhardt, S. 166. Nach Kranz (S. 71) ist bei den Zulu die erste Frau die Grofsfrau, Inkosikasi.

2) Burkhardt, S. 165. Oberländer, S. 273.

3) Kratzenstein, S. 72. Nach Oberländer (a. a. O.) zeichnen sich die Am(a)pakati durch eine Messingplatte auf der linken Seite des Kopfes aus; auch tragen die obrigkeitlichen Personen Mäntel aus Leopardenfell.

4) „Reise und Abenteuer an der Küste der Kaffern“, aus einer neu aufgefundenen französischen Handschrift übersetzt in: „Auswahl der besten prosaischen Aufsätze der Ausländer für Deutsche“ II, 211 ff. Derselbe erzählt S. 209: „Wenn es regnet, stürmt oder donnert, so gehen sie aus ihren Häusern, schreien und fluchen gegen den Himmel, werfen Steine, Lanzen und Feuerbrände in die Luft, und, wenn der Sturm dann aufhört, so bilden sie sich ein, dafs ihre Drohungen ihm Einhalt gethan.“ S. 210 berichtet er von ihrer Furcht vor Leichnamen und Gräbern; das Haus eines Verstorbenen werde sogleich niedergerissen, der Tote krumm zusammengebunden in eine sieben bis acht Fufs tiefe Grube gelegt, die sie hernach mit Erde und Steinen bedecken und mit abgehauenen Bäumen umgeben. In ihren Kämpfen mit den benachbarten Makenossen machten die Makossen keinen Gefangenen, sondern hieben alles, auch Weiber und Kinder, nieder.

grausamem Tode bestraft, dagegen Diebstahl des seltenen hochgeschätzten Kupfers oder Eisens mit unwiderstehlicher Stärke der Versuchung entschuldigt; eine Frau, beschuldigt, jemand behext oder vergiftet zu haben, wurde durch Ameisen zutode gemartert. Nach Barrow ¹⁾ dagegen wird bei den südlichen Kaffern vom Diebe bisweilen nur Restitution des Gestohlenen, nach Kay ²⁾ aber auch zehnfacher Ersatz verlangt. Die Strafen beschränken sich bei ihnen nach Brownlee ³⁾ und Arbousset ⁴⁾ fast allgemein auf Busse an Vieh; Mord eines armen Weibes ohne Rang würde bei den Amapondo durch Lieferung eines Kalbes für hinlänglich gesühnt gelten nach Boyce ⁵⁾. Nach den neueren von Burkhardt ⁶⁾ benutzten Quellen ist jedoch bei den Küstenkaffern (wenigstens einem Teil derselben) Todesstrafe und zugleich Einziehung des Vermögens auf Mord gesetzt; sonst wird meist auf das erwähnte sogenannte „Aufgefressen-werden“ erkannt, fast unausbleiblich in den Fällen, wo der Inkosi der Beleidigte ist, der bei Armut des Verurteilten an das Vermögen der nächsten Anverwandten desselben sich zu halten pflegt; die Gerichtsverhandlungen werden oft wochenlang monatelang mit großer Gründlichkeit geführt. Wie auch der vor Tschaka in das Betschuana-Land ausweichende ihm ähnliche tapfere Matebelen-Häuptling Moselekazzi, Sohn des Matschobane, mit dem Himmelsgott selbst zusammengefaßt wurde, zeigt folgender Hymnus ⁷⁾: „O Himmel, König der Könige, König der Himmel, wer sollte dich nicht fürchten, den Sohn Matschobanes, mächtig in der Schlacht! Wo ist der Mächtige vor unserem großen

1) Reise I, 205.

2) Travels, p. 159.

3) Thompson II, 350.

4) Rel. d'un voy., p. 73.

5) Steedmann II, 290. Waitz, S. 397.

6) Missionsbibliothek II, 2. S. 167. Die Inkosi werden nach Burkhardt (S. 166) von ihren Unterthanen oft angebettelt und müssen sie dann mindestens gastlich aufnehmen, erhalten aber dafür aus den Strafzahlungen an Vieh reichen Ersatz.

7) Moffat, p. 544sq. Waitz, S. 394. 396.

Könige? Wo ist die Stärke des Waldes vor dem großen Elefanten? Der Rüssel zerbricht die Zweige des Waldes: es ist der Lärm der Schilde vor Matschobanes Sohn. Er haucht sie an; es ist wie Feuer im trockenen Gras. Seine Feinde sinken hin vor ihm, dem König der Könige. Der Vater des Feuers, steigt er zum blauen Himmel hinauf. Er sendet seine Blitze in die Wolken und läßt den Regen fallen. Ihr Berge, Wälder und Grasebenen, höret die Stimme von Matschobanes Sohn, dem König des Himmels.“ Auch bei den Basutho und Betschuanen hat der erbliche Häuptling (bei ersteren der Erstgeborene der „großen“ Frau) eine despotische, doch durch Volkssitte und Tradition beschränkte Macht über Leben und Besitz seiner Unterthanen und versammelt gelegentlich ein Pitscho d. h. Volksversammlung, um seine Leute zur Meinungsäußerung zu bewegen; er ist Oberpriester seines Volkes, das an seine übernatürliche Kraft glaubt; das Band aber, das sie als das stärkste an ihn kettet, ist religiöser Natur; er gilt ihm als Segenspender und sein wunderbarer Erhalter, regiert die Zauberer und sorgt durch sie und seine eigene Kraft für Regen, Frieden, gut Wetter, gute Ernte, fette Kälber und gefüllte Biertöpfe; sein Urteil bei Klagesachen und Streitigkeiten, obgleich meist nach der Seite geneigt, woher die meisten Geschenke kommen, ist immer recht und gut; sein Einkommen besteht in einigen geringen Abgaben der Jäger und Landbauer, in konfiscierten Gütern, im Hauptanteil an der Kriegsbeute, an Geschenken von Reisenden und besonders klagenden Parteien. Die richterliche Gewalt übt der Häuptling meist durch das Kollegium seiner Räte aus. Die Strafen sind oft grausam. Doch werden bei den Batlapi Verbrechen gegen einzelne ganz als Privatsache behandelt, und der Mörder kann sich bei den Basutho mit Vieh von der Strafe loskaufen. Sie bauen sich gern in grössere, oft Tausende von Einwohnern zählenden Ortschaften an, die oft nur nach dem dort wohnenden Häuptling genannt werden. Die Unterhäuptlinge sind

Vasallen der „grofsen“ Stammeshäuptlinge, erlauben sich aber bei den Betschuana (Batlapi) in den Pitscho oft scharfe Kritik gegen die Könige, die sie daher gern durch Heirat ihrer Töchter an sich zu fesseln suchen. Zur Heeresfolge ist jeder beschnittene Mann aufser den Greisen verpflichtet. Gegen den Häuptling, sowie im Umgang mit einander sind Basutho und Betschuana äufserst höflich und zeremoniell. Bei allen gröfseren Häuptlingen wird die Hofetikette streng beobachtet. Zur Begrüfsung des Häuptlings hockt man vor ihn hin, klatscht in die Hände und ruft ihm eine der üblichen Grufsformeln zu, wie: „Wildes Tier!“ „Männlicher Löwe!“ „Grofses Elefant!“ Bei strenger Handhabung der Etikette geschehen Unterredungen mit dem Häuptling nicht direkt, sondern durch den Mund des Motzeta, Vermittlers ¹⁾.

Die priesterliche Autorität der Herero-Häuptlinge und ihrer Töchter war bereits erwähnt; doch besitzen jene nur eine höchst eingeschränkte Gewalt über die Angehörigen ihres Stammes ²⁾; fast alle Häuptlinge lebten zu Galtons Zeit in alter Feindschaft und Stammesfehde ³⁾. Totschlag eines unbegüterten Menschen wird mit einer Buße von zwei Ochsen gesühnt ⁴⁾. Der Rassenkampf zwischen

1) Thompson I, 169. Moffat, p. 248 ff. Arbousset, p. 534. Livingstone, Missionsreisen I, 220; Südafrika, S. 15f. 109f. Waitz, S. 396f. Hübner, S. 364. Burkhardt, S. 116ff. Merensky, S. 106f. 116. Petri, Die Bassutho, S. 7. Vgl. die Beschreibung eines Pitscho auf Station Blauberg (Nordtransvaal) im „Berliner Missionsbericht“ 1881, S. 302 ff. Einen Fortschritt in der Rechtsentwicklung findet Peschel (S. 250) bei den Kaffern darin, dafs die Sühngelder für Erschlagene nicht den Angehörigen, sondern dem Häuptling als Repräsentanten des durch den Friedensbruch verletzten Gesellschaftsverbandes zufallen (Fritsch, S. 97); dafs jene leer ausgehen, rechtfertigen sie mit dem schönen Wort: Man könne sein eigen Blut nicht essen (Maclean, Kafir Laws and Customs [1858], p. 35).

2) Livingstone, Südafrika, S. 338.

3) Ebd., S. 329. Vgl. Burkhardt, S. 79.

4) Galton, S. 109. Waitz, S. 416.

Herero und Namahottentotten wird von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführt, weder Weiber noch Kinder geschont¹⁾; erst in neuester Zeit ist auch die Kriegführung durch Einfluß der Christen im Heere etwas humaner geworden, obgleich bei Ausbruch des Krieges 1880 der noch heidnische Herero-König Kamaherero zu Okahandya alle Nama, die unter den Herero wohnten, etwa 150, töten liefs²⁾. Die Ovambo dagegen hängen von den Befehlen ihres Königs gänzlich ab; seine Würde geht auf den Sohn über, in Ermangelung eines solchen auf die Tochter³⁾. Ihr König Nangoro hatte nicht weniger als 105 Frauen; sein Palast war wie ein Labyrinth, mit neun Fuß hohen Pfählen umgeben, die einen großen runden Platz einschlossen, der außer dem Viehkraal, Höfen und Dreschennen die Zimmer der Weiber und ihrer Diener, Getreideböden und andere Räume einschloß⁴⁾. Andersson und Galton schildern die Ovambo als ein streng rechtschaffenes Volk, dem Diebstahl ein Abscheu ist; ein Dieb wird vor den König gebracht und zutode gespeert, während bei den Herero Raub und Diebstahl an der Tagesordnung waren; in den verschiedenen Teilen des Ovambo-Reichs sorgen Beamte für Ordnung; bei den Ovambo giebt es keine armen Leute⁵⁾. Lüge und Betrug sind selten, auch die Alten und Kranken werden gut behandelt, nur die Weiber wie Handelsware und Lasttiere; auch führen sie vergiftete Pfeile⁶⁾.

Vielweiberei herrscht bei allen Kaffernstämmen, bei den Fürsten in großer Ausdehnung; die Töchter werden den Vätern von den Freiern abgekauft; ja neben diesen Ukulobola kommt das Ukulobolisa, der Verkauf von-

1) Th. Hahn im „Globus“ XIV, 202ff.

2) „Missionsfreund“ 1881, S. 85 ff.; 1882, S. 98.

3) Waitz, S. 417f. Livingstone, S. 348.

4) Galton, S. 118ff. Livingstone, S. 341. 345.

5) Livingstone, S. 347.

6) Galton, S. 103ff. 119. Andersson I, 211 ff. Waitz, S. 117.

seiten des Vaters vor; Töchter werden daher von den Eltern als einträglich sehr geschätzt ¹⁾. Doch schließt Döhne ²⁾ aus dem sprachlichen Ausdruck Uka-gana, daß in früherer Zeit die Ehe sich nach der Neigung des Mädchens richtete, und auch bei den Kaffern zeigt sich bisweilen der Eigensinn des Vaters ohnmächtig, wenn das Mädchen standhaft bleibt ³⁾, wiewohl auch Selbstmorde wider Willen vermählter Frauen vorkommen ⁴⁾ oder eine Tochter entläuft; bisweilen kauft ein Bewerber, um die Schöne sich günstig zu stimmen, von einem Hexenmeister einen Zauber, bestehend in einer Wurzel oder einem Knochen oder Stück Holz oder Zauberpulver, das von einem Freunde heimlich unter die Speise des Mädchens oder in ihren Lendenschurz gesteckt wird. Die Hochzeitszeremonieen sind bis ins kleinste geregelt, jedoch fast ohne religiöse Beziehungen; der Bräutigam spendet der Schwiegermutter einen Ochsen, Ukutu, was eigentlich die ledernen Stränge bezeichnet, die man als vermeintlichen Zauber den Kindern anhängt, und erhält nach der Hochzeit vom Schwiegervater einen „Zugabe-Ochsen“ zum Zeichen, daß er mit der ganzen Sache einverstanden sei und nach seinem Ableben seiner Tochter Hütte nicht durch Rückkehr seiner Seele beunruhigen und verhexen werde. Während der Hochzeitstänze ⁵⁾ wird zuerst die Braut, damit sie nicht übermütig werde, von den älteren Frauen schlecht gemacht, von den jüngeren freilich um so mehr

1) Isaacs II, 293. Waitz, S. 388. Kranz, S. 69ff. Kratzenstein, S. 72. „Berliner Missionsberichte“ 1833, S. 149 (Sekukunis Gespräch mit Winter). Petri, Sandili, S. 18f.; Die Bassutho, S. 10. Merensky, S. 103. Entwurf der Berliner Missionskirchenordnung, S. 33. Livingstone, S. 111. 337. Burkhardt, S. 79. 116. 163. „Globus“ XIX, 97ff. Oberländer, S. 274f.

2) Zulu-Kafir Dictionary, p. 93. Waitz, S. 388.

3) „Globus“ XIX, 99.

4) Merensky, S. 103.

5) Bei denselben, wie sie L'Aujardiere 1687 bei den Xosa sah, entließ die Braut dreimal dem Bräutigam. Der Franzose erinnert an den Brauch der alten Römer, die Bräute den Müttern mit Gewalt wegzunehmen (S. 203). Der König hatte zehn Frauen (S. 198).

gelobt und dem Bräutigam weiser Rat, seine Frau gut zu behandeln, gegeben, dieser aber auch schließlic von der Braut verhöhnt, zum Zeichen, daß er ihr bis jetzt noch nicht zu befehlen habe, was sich freilich schnell ändert; denn der Mann ist Herr sogar über das Leben seiner Frau als seines erkauften Eigentums, obwohl manchmal eine Frau wegen schlechter Behandlung zu ihrem Vater zurückkehrt, der sie mit ihren Kindern behalten kann, wenn er den Kaufpreis zurückerstattet. Unfruchtbarkeit ist ein vollgültiger Grund zur Scheidung; der Vater der Frau sucht dann die Geister der Vorfahren durch Opfern eines Ochsen gnädig zu stimmen, damit sie dem Übelstand abhelfen und er nicht den Kaufpreis zurückzuzahlen braucht. Die Ehe kann nur gelöst werden, wenn die vorgebrachten Scheidungsgründe von den Ratmännern des Stammes für ausreichend erklärt werden; das geschieht aber schon bei anhaltender Widerspenstigkeit und Trägheit. Kein Mann darf (schon nach L'Aujardiere) ein Mädchen aus seiner Blutsverwandtschaft heiraten, wohl aber zwei Schwestern aus einer anderen Familie, ebenso die Frauen eines verstorbenen Bruders¹⁾. Daß Weiber vertauscht und verliehen werden, ist nicht selten²⁾. Bei den Herero kam selbst Blutschande vor; öfter hatte Mann Mutter und Tochter zugleich zu Frauen; auch wurden die Frauen nach Belieben fortgeschickt und entliefen³⁾; aus Armut soll bei den Herero bisweilen Vielmännerei vorkommen⁴⁾. Stirbt ein Mann, ohne Kinder zu hinterlassen, so ist die Leviratsehe bei

1) „Globus“ XIX, 99ff. Oberländer, S. 275. Kranz, S. 70. Verschiedene Angaben über die Scheidung: Waitz, S. 388f.

2) Lichtenstein I, 480. Döhne, Kafferland, S. 33. Steedman II, 305. Waitz, S. 389. Nach „Globus“ XX, 147 kann ein Kaffer sein Weib auch verkaufen.

3) Burkhardt, S. 79. Campbell, Erste Reise, S. 393. Galton, S. 112. Waitz, S. 416. Livingstone, S. 341.

4) Fritsch, S. 227.

den Zulu, Basutho u. a. Gebot¹⁾. Unter den Zulu giebt es sogar Beispiele, wo der Herr und Gebieter sich durch wirkliche Liebe zu seiner ersten Frau auszeichnet und keine andere nimmt; solche Ausnahme wird von seinen Stammesgenossen allgemein hoch geachtet; oft aber dringt gerade die erste Frau darauf, daß eine zweite ihr die schweren Arbeiten zum Teil abnimmt, ähnlich wie Sarah dem Abraham die Hagar gab; die nachfolgenden Frauen sind der ersten (inkosikasi, Großfrau) untergeordnet²⁾. Jede Frau in den verschiedenen Stämmen hat ihre eigene Hütte³⁾. Das Los der Kaffernfrauen ist im allgemeinen nur ein schweres Joch ehelicher Sklaverei; bei den Zulu wurden sie nach Isaacs⁴⁾ oft schon für geringe Vergehen mit dem Tode bestraft; bei den Barolong tötete ein Mann seine Frau infolge eines unbedeutenden Streites, worüber die Häuptlinge lachten⁵⁾. Die schwersten Arbeiten der Frauen sind Feld- und Hausbau, wogegen den Männern Krieg, Jagd und Milchwirtschaft zufällt⁶⁾; nur die Zauberpriesterinnen, Isnyangas oder Hexensucherinnen und weiblichen Ärzte⁷⁾ nehmen eine Ausnahmestellung ein, besitzen alle Rechte des Mannes, tragen Waffen, gehen auf die Jagd und schmücken sich mit den Trophäen ihres Sieges, Schlangenhäuten, Leopardenfellen, Sakabutafedern⁸⁾.

1) Kranz, S. 105 (wonach auch der Witwer die Schwägerin heiraten muß). Merensky, S. 103. Vgl. Waitz, S. 390.

2) Kranz, S. 70f. Nach „Globus“ XIX, 98 behält die erste Frau bei den Küstenkaffern ihre hervorragende Stellung, bis sie wegen irgendeines dem Manne mißliebigen Verfahrens abgesetzt wird und eine andere an ihre Stelle tritt. Ebenda Beispiele von Eifersucht der Frauen bis zur Malträtierung und Ermordung der Rivalin.

3) Kranz, S. 71. „Globus“, S. 98. Merensky, S. 102. Livingstone, S. 337.

4) Travels II, 286. Waitz, S. 387.

5) Hübner, S. 364f.

6) Moffat, p. 251. Hübner, S. 358. „Globus“, S. 98.

7) Hartmann, S. 225.

8) Lady Barker, Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika.

Weniger sklavisch ist die Stellung des Weibes bei den Basutho, wo es sogar bisweilen den Mann tyrannisiert, z. B. durch Hunger¹⁾. Eigentümlich ist das Hlonipa, wörtlich „aus Schamgefühl (hloni) vermeiden“ der Küstenkaffern, insbesondere auch der Zulu: Der verheiratete Mann darf seine Schwiegermutter nicht einmal ansehen; hat er ja mit ihr zu reden, muß er aus der Entfernung ein lautes Geschrei erheben oder hinter einem hohen Zaune mit ihr sprechen, so daß sie einander nicht sehen können; ja er darf ihren Namen nicht über seine Lippen bringen und muß sich einer Umschreibung bedienen, wenn er von ihr spricht; umgekehrt darf die Frau den eigentlichen Namen ihres Mannes oder den seiner männlichen Verwandten, vor allem seiner Brüder, auch den des Häuptlings oder Königs nicht aussprechen, muß sogar andere Wörter und Silben denen substituieren, deren Laute an jenen Namen erinnern; es entsteht dadurch eine fast ganz andere Sprache, die die Zulu selbst ukuketa kwabafazi („Frauensprache“) nennen, je höher der Rang, desto schärfer die Ausübung dieser Sitte; die Frau, welche ihr zuwider handeln würde, würde durch einen Priester der Hexerei angeklagt und mit dem Tode bestraft werden²⁾. Die Zulu-Frauen haben auch den Viehhof zu meiden und einen Umweg zu machen, wenn sie in dessen Nähe vorübergehen müssen³⁾. Ein Mann darf bei den Küstenkaffern die Hütte nicht betreten, in welcher Frauen seines Sohnes sich befinden; will er es, so muß er ein Zeichen geben, damit sie hinausgehen können;

1) Petri, Die Bassutho, S. 10. Dies kommt nach Kutzner (Naturbilder, S. 157) mit Berufung auf Livingstone auch bei den Betschuanen vor; doch was er weiter über die Rechte ihrer Frauen sagt, bezieht sich nur auf die Banyaï. Siehe oben S. 525. Vgl. Waitz, S. 387.

2) „Globus“ XIX, 102; XX, 145f. Döhne, Zulu-Kafir Dict., p. 139; Kafferland, S. 22. Waitz, S. 388. Maclean, p. 95. Kranz, S. 114f. Oberländer, S. 275.

3) Kranz, S. 115.

wenn er hingegen in der Hütte ist, dürfen sie nicht hinein ¹⁾. Bei Festlichkeiten und Tänzen bilden Männer und Frauen abgesonderte Kreise ²⁾. Bei den Amaxosa traf wenigstens in früherer Zeit die Strafe des Ehebruchs hauptsächlich den dabei beteiligten Mann ³⁾. Der Verführer eines Mädchens hat Buße zu zahlen und darf es nicht heiraten ⁴⁾. Doch ist die bei den Xosa übliche Brautschau für ihre niedrige Auffassung der Ehe charakteristisch ⁵⁾. Nach Delegorgue ⁶⁾ fand bei den Zulu kein Mädchen, das sich vergangen, einen Mann. Die älteren Berichte ⁷⁾ lauten günstiger über die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts bei den Küstenkaffern und Betschuanen, als die späteren ⁸⁾, so daß bei den Heiden ein fortschreitender Sittenverfall sich zeigt ⁹⁾. Die Witwe trauert einen, der Witwer einen halben Monat in der Einsamkeit, d. h. sie sind während dieser Zeit unrein ¹⁰⁾ und enthalten sich aller nahrhafteren Speisen, namentlich der Milch ¹¹⁾.

1) „Globus“ XX, 146f.

2) Burkhardt, S. 165.

3) Alberti, p. 140. Waitz, S. 389.

4) Döhne, Kafferland, S. 20.

5) Ebd., S. 27.

6) Voy. dans l'Afr. australe II, 235.

7) Barrow I, 204. Alberti, p. 120. Lichtenstein I, 562. White, Journal (1800), p. 29. Burchell II, 549. Auch L'Aujardiere (S. 214) erkennt das Gefühl der Xosa für Wohlanständigkeit und gute Sitten an; auch die Frauen hätten den Schein großer Sittsamkeit und hüllten sich beim Anblick eines Mannes ganz in ihre Haut; doch sei die Züchtigkeit mehr vor anderen affektiert; als er unvorhergesehen die Töchter des Königs im Fluß badend gefunden, hätten sie ihn entkleidet, und nur mit Mühe hätte er sich ihren Liebkosungen entziehen können; der König habe ihm dann seine jüngste Tochter zur Ehe geben wollen.

8) Kay, p. 113. 157. Döhne, Kafferland, S. 33. Posselt bei Hübner, S. 346. Burkhardt, S. 165. Kratzenstein, S. 72.

9) Waitz, S. 389.

10) Lichtenstein I, 422.

11) Alberti, p. 202.

Das Los der ersteren ist oft ein höchst unglückliches; sie scheint geradezu als allgemeines Eigentum betrachtet zu werden ¹⁾, wenn sich nicht der älteste Sohn ihres verstorbenen Mannes ihrer annimmt, der ganz in dessen Stelle als alleiniger Erbe eintritt, seinen Brüdern Weiber kauft und seine Schwestern verkauft ²⁾. Bei den Betschuana werden ebenfalls die Weiber mitvererbt ³⁾. Jeder Vater ist Häuptling seiner Kinder ⁴⁾. Zwar behandeln die Eltern die Kinder im ganzen gut und liebevoll ⁵⁾. Doch bestrafen die Betschuanen Diebstähle bei Kindern so grausam, daß sie deren Hände über ein langsames Feuer halten, bis das rohe Fleisch heraussteht, so daß manche frühzeitig infolge wiederholter Dieberei den Gebrauch ihrer Hände einbüßen ⁶⁾. Kindermord kommt bei allen Stämmen vor. Ein christlicher Kaffer Burton rettete nur mit Mühe ein siebenjähriges Kind, das lebendig eingescharrt werden sollte, weil die Lebensmittel rar waren ⁷⁾. Ein Kind, das die Oberzähne zuerst bekommt (bei den Basutho: o tlo re fefa, „es wird uns Unheil bringen“) wird getötet, ebenso das Kind eines Unbeschnittenen oder ein blödsinniges Kind oder ein unheilbar Wahnsinniger als Besessener ⁸⁾. Von Zwillings-

1) Steedman I, 45 ff. Waitz, S. 390.

2) Döhne, Kafferland, S. 21. Burkhardt, S. 165.

3) Livingstone, Missionsreisen I, 222.

4) Livingstone, Südafrika, S. 15.

5) Merensky, S. 103. Die Betschuanen nennen sich oft nach ihren Kindern. Livingstone, Missionsreisen I, 157. Die kleinen Kinder werden von den Weibern bei Küstenkaffern und Basutho in einem Tragefell (abgebildet: „Globus“ XX, 149) auf dem Rücken getragen. Dies wird bei einem Stamm der nordöstlichen Batoa oder Batsoako, deren Weiber nackt gehen und einen Zink-Ring in der Oberlippe tragen, dadurch erleichtert, daß den Mädchen auf den Schultern ein Paar Achselklappen, an denen das Kind sich mit den Händen hält, und für dessen Füße an den Seiten ihres Körpers ein Paar Laschen geschnitten werden. Merensky, S. 105.

6) Burkhardt, S. 117.

7) Hübner, S. 347f.

8) Merensky, S. 134.

kindern muß bei den Basutho und Betschuana das eine, bei manchen Stämmen beide sterben; sonst werde das Land verunreinigt¹⁾. Auch bei den Zulu werden Kinder aus gleicher Veranlassung im geheimen getötet²⁾. Um so rührender scheint die Liebe zur Mutter, wie sie von den Herero gerühmt wird; sie schwören bei den Thränen ihrer Mutter³⁾; doch ist es oft dieselbe Mutter, die sie schließlic mit einem Ochsenfell erstickten⁴⁾. Achtung vor alten Leuten rühmt Livingstone⁵⁾ auch an den Betschuana.

Auch die Wöchnerinnen und Neugeborenen sind bei den Kaffern einer Reinigung unterworfen. Jene sehen bei den Küstenkaffern in ein Gefäß, in dem man über eine Wurzel Wasser gegossen, trinken daraus und waschen das Kind mit dem Wasser⁶⁾. Nach der Geburt wird ein Zauberpriester geholt, der sich übrigens um die Mutter so gut wie gar nicht bekümmert, sondern um das Kind, welches von ihm arg gepeinigt wird. Zunächst versetzt er demselben einige Stiche an verschiedenen Teilen des Körpers in der Art, wie bei uns die Schutzblattern eingepft werden. In die feinen Einschnitte reibt er „Medizin“ und geht dann fort. Am folgenden Tage vertieft er die Einschnitte und reibt noch mehr Medizin hinein. Hinterher wird das so gemarterte kleine Geschöpf abgewaschen und getrocknet, indem man es im Rauch über einem Holzfeuer hin- und herzieht. Hat das Kind diese Qualen überstanden, wird es über und über mit roter Farbe be-

1) Burkhardt, S. 117 (wonach, wenn eine Mutter in der Entbindung stirbt, die Leiche erst im Grabe geöffnet wird, weil man einen Baum mit seiner Furcht nicht beerdigen dürfe). Petri, Die Bassutho, S. 9. Livingstone, Missionsreisen II, 237.

2) Arbousset, p. 531. Waitz, S. 391.

3) Andersson I, 247. Peschel, S. 514.

4) Livingstone, Südafrika, S. 338.

5) Ebd., S. 88.

6) Döhne, Zulu-Kafir Dict., p. 124. 303. Arbousset, p. 561 ff. Waitz, S. 414.

schmiert und dies Bemalen, das wohl die Stelle des Tätowierens vertritt, mehrere Monate hindurch fortgesetzt ¹⁾). Auch bei den Basutho und Betschuanen muß der Zauberpriester, wenn ein Weib eines Kindleins genesen ist, jenes reinigen, ehe es wieder mit der Außenwelt verkehrt, und das Kindlein durch Zaubermedizin stark machen ²⁾). Schon gleich nach der Geburt, ehe die Mutter es an die Brust legt, wird es bei den Basutho durch Fütterung mit dürrer Durra-Brei, infolge deren viele Kinder sterben, zum Durra-Esser geweiht. Zur Reinigung der Wöchnerin und des Kindes macht der Naka aus Wasser und Medizinpulver durch Quirlen einen dicken Schaum, mit dem er des Kindes Kopf einseift, so daß der Schaum über Gesicht und Leib läuft, gleichsam die Heidentaufe. Außerdem wird dem Kinde ein Beutelchen mit „Medizin“ um die Lenden gebunden, um es gegen böse Einflüsse zu schützen. Den Namen erhält es von der Mutter bei irgendeiner ihr bedeutsamen Veranlassung. Beispiele solcher Namen sind: „M' motle“ = Hase, „Tschukulu“ Nashorn, „Nochanyane“ Schlänglein, „Nare“ Büffel, „Phache“ Wildkatze, „Tlali“ Donnerschlag. Manche Namen sind auch recht unsauber. Das Säugen dauert oft drei Jahre. Die Knaben werden, sobald sie dazu fähig sind, Hirten; die Mädchen müssen die Kleinen warten, auch Holz und Wasser holen ³⁾).

Um die Pubertätszeit tritt die Beschneidung ein, durch welche der junge Kaffer unter die Erwachsenen aufgenommen wird. Döhne schreibt 1837 von den Küstenkaffern ⁴⁾): „Sie haben die Beschneidung, können jedoch weder sagen, woher diese Gewohnheit entstanden, noch, wozu sie dienen soll. Sie vollziehen dieselbe an den jungen Leuten, wenn diese die männliche Größe und das Alter

1) „Globus“ XX, 149.

2) Merensky, S. 137 f.

3) Petri, Die Bassutho, S. 9.

4) Petri, Sandili, S. 18.

erreicht haben, wissen aber von keinen bestimmten Jahren. Durch die Beschneidung tritt ein solcher in ihre Gemeinschaft ein, erhält eine Frau und nimmt an anderen Vorrechten teil.“ Auch die Haare werden den mannbaren Knaben von Freunden bis auf einen ovalen Ring (Issikoko) geschoren, in den der Krieger zum Fest oder Kampf Federn steckt ¹⁾. Auch zur Mannbarerklärung der Mädchen wird eine Feier, Intonjane genannt, gehalten ²⁾. Bei den Makatisses (Betschuana) soll nach Delegorgue ³⁾ eine Beschneidung auch an Mädchen vollzogen werden, während diese bei den Zulu zum Zeichen der Reife nur mit roter Erde eingerieben werden ⁴⁾. Bei den Betschuana feiert man ein großes nationales Fest zu dieser Weihe beider Geschlechter, die dabei zugleich über ihre künftigen Pflichten belehrt werden ⁵⁾. Ähnliches geschieht bei den Amaxosa ⁶⁾; bis zu diesem Feste, bei welchem auch wie bei den Betschuana der Mut und die Standhaftigkeit der Knaben geprüft wird ⁷⁾, gelten die Kinder als un-

1) „Globe“ XX, 162.

2) Petri, Sandili, S. 74.

3) Voyage II, 561.

4) Döhne, Zulu-Kafir Dict., p. 352. Siehe unten S. 614.

5) Moffat, p. 250.

6) Thompson II, 354f.

7) Campbell, Zweite Reise, S. 239. Livingstone, Missionsreisen I, 180f.; Südafrika, S. 88. Livingstone bemerkt, daß alle Betschuana- und Kaffernvölker im Süden des Zambesi die Beschneidung (Boguera) haben, aber die Gebräuche, welche sie dabei beobachten, geheimhalten; nur der Eingeweihte darf dabei zugegen sein. Doch wurde es dem Reisenden gestattet, beim zweiten Teil der Feierlichkeit, dem Sechu, zugegen zu sein. Bei Tagesanbruch stand eine Reihe 14jähriger Knaben nackt in der Kotla; jeder hatte ein Paar Sandalen, in der Hand. Ihnen gegenüber standen, gleichfalls unbekleidet, die Männer des Dorfs, alle mit dünnen Stäben von der Marotla-Pflanze (*Grewia flava*) bewaffnet. Sie tanzten den Koka-Tanz und fragten dabei die Knaben: „Wollt ihr den Häuptling gut bewachen? Wollt ihr die Herden gut bewachen?“ was die Knaben bejahten, während die Männer jedem einen scharfen Schlag auf den Rücken gaben, den die Knaben durch Vorhalten der Sandalen abzu-

rein¹⁾; hiernach scheint die Beschneidung analog den Reinigungen ursprünglich ein Schutzmittel gegen böse Geister, ein Opfer zur Versöhnung der Vorfahren, zur Gewinnung ihrer Huld und ihres Schutzes für den neuen Lebensabschnitt und speziell für die Ehe gewesen zu sein. Nach Döhne (Kafferland, S. 58) bestände freilich diese Sitte erst seit einem Jahrhundert; bei den Amapondo und in Natal soll sie fehlen, die Zulu sie erst in noch neuerer Zeit kennen gelernt haben²⁾ und beschchnittene Völker sogar verachten³⁾; Waitz⁴⁾ vermutet deshalb, daß die übrigen Kaffern erst durch die Betschuana mit der Beschneidung bekannt geworden seien, und zieht sogar die bestimmte Nachricht Isaacs⁵⁾ in Zweifel, daß erst Tschaka sie bei den Zulu abgeschafft, was jedoch wohl glaublich ist, da sie die jungen Leute an den Kriegsübungen hinderte, auch die Disziplin durch die Gewalt der Izanusi gefährdete, bisweilen auch durch die Operation Krankheit und Tod folgte. Auch steht die Unterlassung

schwächen suchten; doch wird die Wunde gewöhnlich einen Fuß lang, und das Blut spritzt hervor. Der Rücken ist, wenn der Tanz zu Ende geht, mit offenen Wunden und Striemen völlig bedeckt, und die Spuren sind unvergänglich. Ein Knabe, der diese Feierlichkeit überstanden und dann ein Rhinoceros erlegt hat, darf sich ein Weib nehmen. Bei dem Koha-Tanz, wie bei manchen anderen Gebräuchen, wird auch dem Alter Achtung bezeigt. Ein jüngerer Mann, der etwa aus der Reihe hervortritt, um den Knaben Schläge zu geben, kann von einem älteren mit Streichen bedacht werden, und manchmal begegnet das sogar dem Stammeshäuptling. Dies Sechu ist nur bei drei Stämmen, die Beschneidung (nach Livingstone) wohl bei allen Kaffern und Betschuana, aber nicht bei den Negeren im Norden des 20. Breitengrades üblich. Nach Hartmann (S. 179) ist die Beschneidung allen Bantu gemeinsam.

1) Waitz, S. 390.

2) Backhouse, Narr. of a visit to Mauritius and S. Afr. (1844), p. 263. Kay, p. 406. Döhne, Zulu-Kafir Dictionary, p. 329.

3) Delegorgue II, 220.

4) Anthropologie II, 391.

5) Travels II, 306.

der Beschneidung mit dem von Tschaka den jungen Kriegern auferlegten Cölibat im Zusammenhang. Auch Kranz ¹⁾ hält die Abschaffung der Beschneidung durch Tschaka als historisch fest, und wir dürfen vielmehr folgern, daß dieses Nachahmung auch bei anderen Küstenstämmen fand, zumal schon L'Aujardiere 1687 die Beschneidung bei den Amaxosa vorfand. Er berichtet darüber ²⁾: „Ehe einer sich verheiraten kann, muß er beschnitten sein. Diese Beschneidung geschieht im 17. oder 18. Jahre, und gewöhnlich lassen sich ihrer zehn bis zwölf auf einmal beschneiden. Sie gehen dann zusammen bis an den Gürtel in einen Fluß, und einer von ihnen holt andere herbei, die sich nicht weit davon aufhalten und schon beschnitten, aber noch nicht verheiratet sind. Die Art, wie diese Operation verrichtet wird, ist noch grausamer als bei den Juden; auch sterben oft welche daran. Nachdem sie geschehen ist, führt man sie auf einen Berg, wo man ihnen ein kleines besonderes Haus gebaut hat. Hier müssen sie drei Monate bleiben, ohne Frauenspersonen zu sehen, und ihre Freunde bringen ihnen unterdessen täglich zu essen und zu trinken. Nach Verlauf der drei Monate machen sie sich einen Schurz von Binsen, den sie umbinden, und kehren so in ihre Wohnung zurück, wo sie die ganze Nacht tanzen. Die Neugier trieb mich einst, ihrer Beschneidung zuzusehen, es wäre mir aber bald teuer zu stehen gekommen. Zwei oder drei der stärksten von ihnen ergriffen mich und machten Anstalt, die Operation auch an mir zu vollziehen. Nur meine Drohung, daß ich die ganze Nation durch den König der Weissen, vor dem sie sich sehr fürchteten, ausrotten lassen wollte, bewog sie, mich gehen zu lassen.“ Bei den Basutho geschieht die Einführung in den Kreis der Erwachsenen durch das Pollo d. h. Auszug, da man dazu hinaus ins Feld zieht. Für das männliche Geschlecht

1) Natur- und Kulturleben der Zulus, S. 105. Vgl. Hartmann, S. 179.

2) „Auswahl“ u. s. w. II, 204f.

findet dabei die Beschneidung statt. Die Beschnittenen bleiben drei Monate draussen. Dort werden sie für den männlichen Beruf „geschult“; dabei sind sie den Quälereien und Mißhandlungen der Älteren ausgesetzt. Das Pollo der Mädchen hat mildere Formen¹⁾. Der ganze Prozeß, den Knaben und Mädchen bei dieser Mannbarkeitserklärung durchzumachen haben, heißt im Sesutho Koma, welches Wort Merensky²⁾ aus dem Kinika als „Geister, Götter“ erklärt, da auch dabei Menschen- und Tierbilder verfertigt, den Knaben gezeigt werden und ausgerufen wird: Ki Koma, „das sind Götter“. Dies würde die oben ausgesprochene Ansicht von der Beschneidung als eines Opfers an die Vorfahren bestätigen. Missionar Stech berichtet³⁾ von einem Pitscho der Basutho auf Station Blauberg (Nord-Transvaal), wo das gewöhnliche Volk nicht eher in die Ratssitzung (lapa, kchoro) der Großen kommen durfte, bis es gerufen wurde; die Zeit bis dahin wird vom Volk in der Weise benutzt, daß Jünglinge und Männer mehr und mehr in der „Schule“ der „Koma“ unterrichtet event. „befestigt“ werden. Dahin gehört für die auserlesene Schar der Jünglinge, daß sie die große Anzahl der Pauken und Zaubertrommeln — unter denen wieder vier über Eck aufgestellte besondere Wirkungen ausüben und besondere Namen haben — genau nach dem Takte der betreffenden Tänze schlagen lernen, welche von einer großen Anzahl Männer getanzt, gesungen, bzw. gebrummt werden. Alles wird von einem großen Zauberdoktor geleitet und der ganze Platz von aufgestellten Wachen aufs peinlichste behütet, damit kein Weib oder Unbeschnittener oder Uneingeweihter sich nahe. Fortwährend erschallt Gesang mit Tanz und Trommelschall. Jedem der „Großen“ steht es frei, aus der Lapa von Zeit zu Zeit hinüberzugehen, um

1) Petri, Die Bassutho, S. 9f. Hartmann, S. 179 (nach Endemann).

2) Beiträge, S. 133. Siehe oben S. 566. 571.

3) „Berliner Missionsberichte“ 1881, S. 306ff.

nach Belieben an allem teilzunehmen. Auch der Missionar wollte dies thun; da starrten ihn alle wild an, die Verhandlungen wurden abgebrochen, und alles, der Häuptling Sekete an der Spitze, schrie ihn an: „O Minheeri, geh doch ja nicht hinein, du wirst sterben; ihr dürft unsere Weisen nicht sehen; die Koma wird dich fressen.“ Der Eingang wurde ihm sogleich versperrt durch Männer und schäumende Jünglinge, voran den Tanzmeister oder Zauberer („Seputhi“); sie sagten ihm: „Du darfst nicht herein; denn du bist unbeschnitten und deshalb noch ein Junge in unseren Augen. Wirst du die Schläge und die Martern der Koma aushalten können? Nein, du wirst getötet werden; darum laß dich erst beschneiden, laß sehen, ob du die vielen dithupa (lange dicke Ruten zum Schlagen) wirst aushalten können auf deinem Rücken, dann bist du einer der Unseren und kannst herein und alles sehen und mitmachen. Wir lieben dich, denn du bist unser Freund und ein Großer gleich unserem König; aber du bist ein Großer nach eurer Weise, nicht nach der unseren.“ Wohl dachte Stech daran, daß er vor sechs Jahren, als er sich unbewußt der Koma zur Beschneidungszeit genähert, kaum der Steinigung und seine Begleiter nur mit blutigen Köpfen dem Tode entronnen waren; ebenso ein Bauer, der seinen Hirten gesucht, einen Kafferjüngling, der zur Zeit der Beschneidung einfach im Felde aufgegriffen und von dem Vieh zur Koma geschleppt worden war. Stech aber setzte der Heidengewalt Glaubensmut entgegen, riß aus dem Zaun einige Pfähle aus und drang in Gottes Namen ein. Niemand wagte die Hand an ihn zu legen; aber es verstummten sämtliche Trommeln und Tänze. Stech forderte auf, damit nur fortzufahren. Den Seputhi sah er aus einer kleinen Strohhütte herauskommen, aus der die wunderlichen Töne des Setadyane erschollen waren, die jener wahrscheinlich durch eine trockene Kälbergurgel hervorgebracht. Diese Töne werden als Orakelsprüche gedeutet; man glaubt, es seien unter- oder überirdische Töne von einem Gott Manakaschoe, jedenfalls einem Stammesahnen. Stech legte die Betrügerei klar und

hielt eine ergreifende Bußpredigt mit Hinweis auf das Geschick Sekukunis, den er im Gefängnis zu Pretoria besucht hatte. Es fehlte nicht an Beifallsbezeugungen; Sekete schenkte ihm einen Bock. Bei den Vawenda ¹⁾ erlaubte Häuptling Matzebandela Anfang Mai 1880 die Beschneidungsfeierlichkeiten abzuhalten. Sie währten bis zum 10. Juli. Die Hörner erschollen mit dem Kriegsgeschrei; mit großem Lärmen, lange Ruten in der Hand, zogen die Erwählten in das für sie besonders gebaute Lager. Alle, die sich nicht daran beteiligen wollten, flohen aus dem Lande in ein anderes, wo die Beschneidungsfeierlichkeiten bereits im vergangenen Jahr stattgefunden hatten. Vom Lager aus zogen starke Patrouillen durch das ganze Land, um jeden Unbeschnittenen aufzugreifen und ins Lager abzuführen. Die Missionsstation verbot Matzebandela, der seine selbständige Häuptlingswürde den Engländern verdankte, obgleich er Heide bleiben will, zu belästigen. Nachdem am 10. Juli die Beschneidung beendet war, zogen die Beschnittenen mit großem Lärmen, Singen und Blasen heim. Die Weiber erhoben bei ihrer Rückkehr ein großes Jubelgeschrei und sahen nach, ob ihre Männer und Söhne alle lebendig wiederkehrten, oder ob nicht etliche von der Koma gefressen worden seien. Die Rückkehrenden aber zogen alle vor den Häuptling, der sie ihren Angehörigen gegen Zahlung einer Picke für das Haupt wieder auslieferte. Diese Picke be-

1) „Berliner Missionsberichte“ 1881, S. 358 f. Die Vawenda, von den Basutho Batschoëtla genannt, wohnen im äußersten Norden von Transvaal auf den Zoutpans-Bergen (Salzpfannen-Bergen) bis zu den Niederungen des Limpopo in Nachbarschaft der ihnen feindlichen Knopneuzen. Auf Einladung des Häuptlings Schewasse haben 1872 die Missionare Beuster und Stech dort die erste Station errichtet. Beiblatt zum „Berliner Missionsfreund“ 1882, Nr. 3 u. 4. Beuster hat bereits ein Lesebuch in der Vawenda-Sprache abgefaßt. Von dem Gottesbewußtsein der Vawenda siehe oben S. 511 f. Über Station Medingen in dem aus Basutho, Vawenda, Knopneuzen bestehenden Reich der auf König Motyatye gefolgten Königin Mankhatene und das dort gefeierte Götzenfest der Komane zur Segnung des Feldes siehe „Berliner Missionsberichte“ 1882, S. 356 ff.

kommt der Häuptling und der Beschneidungsdoctor, daher — so sagt wenigstens der Bericht — der Eifer der Häuptlinge um die Einführung dieser Sitte, die noch vor wenigen Jahrzehnten dem Volk der Vawenda fremd (oder aufer Übung gekommen?) war. Die Neubeschnittenen zogen endlich zu einer Freijagd durch die Bevölkerung mit Singen und Blasen, um jedem, der ihnen begegnete, etwas abzunehmen, etwa eine Tabaksdose oder eine Assagai oder Messer u. dgl. Eine Bestätigung für die Ursprünglichkeit der Beschneidung bei den Zulu bietet ihre Ausübung bei den von ihnen ausgegangenen, allerdings mit Basutho vermischten Matebelen, bei denen sie zugleich mit Menschenopfern verknüpft ist, was auch für die Bedeutung der Beschneidung selbst als eines Opfers spricht. Nach Merensky ¹⁾ bestehen noch in der unmittelbaren Nähe seiner Station Botschabelo bei einem kleinen Matebelenstamm Menschenopfer in grauser Wirklichkeit; ein kleines Dörflein birgt die Priester des scheußlichen Kultus, wo die Reste jener Opfer dem schauernden Besucher sich zeigen. Durch Rauch, der von verbrannten Teilen solcher Opfer aufsteigt, muß die Schar der unter die Männer aufzunehmenden Knaben ziehen; wer von ihnen betäubt niedersinkt, vermehrt die Zahl der Opfer. Mit Fett von ihnen salbt der Häuptling dieses Völkchens seinen Leib und macht die Ländereien fruchtbar. Es giebt Leute unter den Matebelen, die von Kind an bestimmt sind, einst als Opfer geschlachtet zu werden; sie wissen es und leben in den Tag hinein wie andere Heiden, genießen aber einige Privilegien, so lange sie leben. Auch die Herero beschneiden die Knaben; eigentümlich ist ihnen aber die religiöse Sitte, daß sie beiden Geschlechtern um das 14. oder 16. Jahr ein dreieckiges Stück der oberen Schneidezähne ausschlagen und zwei oder nach Hahn sogar alle vier unteren Schneidezähne ausreißen ²⁾.

1) Beiträge, S. 131f. Hartmann, S. 225.

2) Andersson I, 241f. Livingstone, Südafrika, S. 337. Hahn, S. 106. Waitz, S. 415. Hartmann, S. 178.

Was sonst noch die Kultur der Kaffern betrifft, so ist dieselbe bei den verkommenen Stämmen des nordöstlichen ungesunden Tieflandes eine sehr niedrige; doch sind sie zum Teil Reste ehemals mächtiger, dann aber durch Krieg aufgeriebener Völker. Ein Teil dieser Stämme hat sogar früher Menschenfresserei und das Essen von rohem Fleisch getrieben. Schon Baretto berichtete von Kannibalenstämmen im Reich Monomotapa. Die Masele (Vaalpense) und Amatonga leben ohne Vieh und Besitz, scheu wie das Wild, oft auf Bäumen. Die Batoa oder Batsoako feilen die Zähne spitz, die Weiber gehen nackt und tragen einen Zink-Ring in der Oberlippe ¹⁾. Kapitän Elton traf 1870 an der Bubyemündung des Limpopo einen Knopneuzen (Knopfnasen), einen staunenswert elenden Menschen; er trug nicht eine Spur von Kleidung auf dem Leibe, und das einzige an seinem Körper sichtbare Kunstprodukt bestand in einer auch im Kongo-Reich vorkommenden Tätowierung, einer Reihe nufsähnlicher Knoten, die sich von der Haargrenze über das Gesicht herab bis zur Nasenspitze erstreckte. Dies Volk bewohnt kleine in unzugänglichem Gebüsch verborgene Hütten und lebt von der kärglichen Beute seiner Bogen und Pfeile oder von Wurzeln. Ihre Hautfarbe ist intensiv schwarz, die Glieder mager, Hände und Füße unverhältnismäßig groß. Klein von Statur und dickbäuchig, zeigen sie in ihrer äußeren Erscheinung alle Zeichen körperlicher wie geistiger Verkommenheit. Tag für Tag sehen sie dem Hungertod ins Angesicht, ihr Leben ist ein beständiger Kampf ums Dasein ²⁾. Auch Mauch fand unter den Völkerschaften an den Ufern des Buby die knopfnasigen Kaffern; er nennt sie Bahloekwa und giebt die Gegend zwischen dem Buby und dem Nuanezi als ihre Wohnsitze an. Erskine traf 1868 viel weiter im Süden am Mittellauf des Olifant-Flusses mit Knopfnasen zusammen.

1) Merensky, S. 97. 105. Siehe oben S. 603.

2) H. v. Barth, Ostafrika, S. 61.

Es scheint demnach diese Art der Tätowierung eine ziemlich weite geographische Verbreitung zu besitzen. Doch steht die Kunstfertigkeit dieser häßlichen Wilden nicht auf tiefster Stufe; sie verstehen Metalle zu bearbeiten und künstliche Flechtereien anzufertigen, mit denen sie nach dem Süden Handel treiben ¹⁾. Eine viel höhere Kulturstufe nehmen dagegen die kräftigen, wohlgestalteten und begabten, seifhaften und politisch mächtigen Kaffernstämme ein, die die gesunden Teile des Landes, die Hochflächen und den südlicheren Teil der Küste innehaben ²⁾. Als Kleidung ³⁾ trägt der Kaffer einen Lederschurz, an dem Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze wilder Katzen hängen,

1) H. v. Barth, S. 79 (westlich vom Bubyen sitzen die Banyai). Die den Vawenda benachbarten Knopneuzen zeigten sich diesen feindlich, den Engländern freundlich und triumphierten über die Gefangennahme Sekukunis. „Berliner Missionsberichte“ 1881, S. 357. Wangemanns Karte von Südafrika zeigt auch Makoapa oder Knopneuzen vom Olifant- bis zum Komati-Fluß an der Delagoa-Bai.

2) Merensky, S. 97. Nach Waitz (S. 382. 386) stehen die Betschuana in äußerer Kultur noch eine Stufe höher als die übrigen Kaffern. Vgl. Burkhardt, S. 116.

3) Oberländer, S. 267f. „Globus“ XX, 148ff. Kratzenstein, S. 73. Kranz, S. 55ff. (wonach die Einreibung mit Öl oder Fett, bisweilen mit Ocker vermischt, die Zulu vor Insektenstichen, wohl auch vor Erkältung und Hautkrankheiten schützt; die Zulu-Frauen tragen unter dem die ganze Gestalt verhüllenden Karofs noch einen Lederschurz, erwachsene Kinder nur einen einfachen Lederschurz. Es sei hierbei noch nachgetragen, daß nach Kranz beim Unterricht der jungen Mädchen zur Pubertätszeit der ganze Körper weiß bemalt und mit einem Hut, Mantel und Schurz von Schilf bekleidet wird; nach Beendigung des Unterrichts werden sie der Schilfanzüge entledigt, gebadet, mit Glasperlen und der Frauenkleidung geputzt und mit rotem Ocker bemalt; der Festakt schließt mit Tanzen, Singen und Verbrennung der Festanzüge). Petri, Sandili, S. 16; Bassutho, S. 3. Merensky, S. 104f. Burkhardt, S. 78. 116. 158. Waitz, S. 386. Livingstone, Missionsreisen I, 230; Südafrika, S. 64. 330. 333. 344 (wonach auch die Herero und Ovambo sich mit rotem Ocker einreiben und wie die anderen Kaffern sich kleiden).

bei ungünstigen Wetter einen Fellumhang (Karofs) oder eine wollene, meist braune Decke. Bei festlichen Gelegenheiten, Kriegstänzen und zum Kriege putzen sich die Männer mit grellen Farben und schmücken den Haarkranz mit Federn, die Brust mit Fellstreifen, Oberarm und Waden mit weißen Fellbüscheln. Verheiratete Frauen schlingen ein Stück weichgegerbten Leders oder eine bis über das Knie reichende wollene Decke um den Leib, die je nach dem Wohlstand mehr oder weniger mit Perlen behängt ist. Gleich dem Knaben geht das junge Mädchen bis auf ein Stück gefärbter und bemalter Haut, das kaum bis ans Knie reicht, oder bis auf einen aus herabhängenden schmalen Lederstreifen bestehenden Schurz unbekleidet. Dagegen wird der Körper reichlich mit Fett eingerieben und allerlei Schmuck, Ringe, Arm- und Beinspangen, Halsketten, Amulette getragen. Auch Sandalen sind bei den verschiedenen Stämmen im Gebrauch. Tätowierung fehlt; sie ersetzt der rote Ocker. Das Haar wird von beiden Geschlechtern an den Seiten kahl rasiert. Die Wohnung ¹⁾ der Kaffern ist bienenkorbartig, bei den Küstenstämmen mit einem niedrigen Eingang, der zugleich Thür, Fenster und Schornstein ist, und zur Auszeichnung mit einem Ochschädel verziert, während sie bei den Betschuana mit einem oben bedeckten, nach außen offenen Gang umgeben ist, in dem gekocht

1) Oberländer, S. 268f. Waitz, S. 386f. Burkhardt, S. 79. 116. 159. Kranz, S. 58f. (Nach S. 105 rühren die Zulu keine Nahrung, auch nicht die Kuh zum Melken an, ohne erst die Hände zu waschen, baden auch häufig.) „Globus“ XIX, 65 ff. (mit Bild eines Kraals und einer Hütte von außen und innen). Wagemann, Bilder aus Südafrika XXXIV, 50 und XXXV, 52 (Betschuanenstädte); XXXV, 51 (Küstenkaffern-Kraal); LIV, 86 (Inneres einer Betschuanenhütte); LV, 87 (Gerätschaften von Kaffern und Betschuanen). Merensky, S. 100 ff. Petri, Die Bassutho, S. 4. Livingstone, Südafrika, S. 238. 330 (wo Galton die Damara sehr unreinlich nennt). 331 (wo Galton das Häuptlingsdorf der Ghu Damup besser gebaut nennt als die der Herero; lebendige Bäume bilden bei jenen das Fachwerk und teilen die schneckenhausartige Hütte in mehrere Gemächer, die sonst das Kaffernhaus nicht hat).

wird, so daß das Innere von Rauch frei bleibt; das Haus des Häuptlings ist im Inneren mit Tiergestalten bemalt; reinlich ist das Innere bei den meisten Stämmen, mit geflochtenen Binsenmatten ausgelegt; Schüsseln und Töpfe aus Thon und Holz, Milchgefäße, aus Baumstämmen gehöhlt oder aus Binsen wasserdicht geflochten, stehen umher; Assagaien, Schilde aus Ochsenhaut, Wurfkeulen hängen an den Wänden. Eine Gruppe von Kaffernhütten heißt Kraal; die kreisrunde äußere Umzäunung mit engem Eingang ist im Süden des Landes ein Festungswerk aus Baumstämmen, im Norden eine Steinmauer; die innere Umzäunung (Isibaya) scheidet den inneren Kreisraum für das Vieh (am Tage ist es draußen) von den Hütten und darf bei manchen Stämmen von den Frauen nicht betreten werden (das Melken wird nur von Männern besorgt). Die Kraale der Häuptlinge (Könige) sind auch bei den Küstenkaffern von großem Umfang; die Betschuanen leben meist in größeren Städten mit reinlichen Straßen. Der Reichtum der Kaffern sind ihre Herden, besonders Rinder, die sie zum Reiten, Ziehen, Lasttragen abrichten; sie sind vortreffliche Viehzüchter: Rind, Schaf und Ziege waren seit alters Haustiere. Doch vernachlässigen sie auch den Ackerbau nicht, der freilich den Weibern überlassen wird und sich auf Bearbeitung des Bodens mit dem Spaten beschränkt¹⁾. Auch die Kaffern haben geschickte Schmiede, die von ihnen hoch geachtet und Eisendoktoren betitelt werden²⁾. Liebe zu Musik und Tanz findet sich bei allen Stämmen³⁾. Der Kaffer ist nach der allgemeinen Charakteristik Oberländers⁴⁾

1) L'Aujardiere, S. 200. „Globus“ XIX, 65. 82 ff. Kranz, S. 78 ff. (Erntefest, vor dem nichts von den neuen Früchten genossen werden darf, S. 86). Döhne, Dict., p. 74. Merensky, S. 98 f. Waitz, S. 382 ff. (wonach die Zulu als unruhiges Kriegervolk ihre Vorräte oft gleich nach der Ernte aufzehren). Das Land der Ovambo heißt Ondonga (Kornland). Livingstone, Südafrika, S. 343.

2) Kranz, S. 65 ff. Waitz, S. 385. Merensky, S. 106.

3) Oberländer, S. 275. Waitz, S. 387. Livingstone, Südafrika, S. 344 (Ovambo).

4) Fremde Völker, S. 266 f.

ein ehrlicher Mensch, der den Diebstahl innerhalb seines Stammes verabscheut, freilich Europäern gegenüber, die er als Eindringlinge betrachtet, es nicht so genau nimmt; sein Trachten ist überall vorzugsweise auf Vermehrung seines Viehstandes gerichtet. Scharfsinnigkeit bis zur Spitzfindigkeit, Geselligkeit, Gastfreundschaft, Tapferkeit zeichnen ihn aus; er ist von Haus aus nicht blutdürstig. Wenigstens ist nach Merensky ¹⁾ der Charakter der Betschuana und Basutho sanfter, weniger kriegerisch und wild, als der der Küstenkaffern; viel Treue, Wahrheitsliebe, Edelmut will er dem Volke allerdings nicht zusprechen; doch lobt er, daß es seine Gefühlsregungen, Zorn und aufgeregte Lustigkeit, im Zaume hält, über Ruhe und Gemessenheit gebietet; weiter nennt er das Volk geizig, geneigt zum Sammeln und Sparen, erkennt aber auch den hellen Verstand besonders bei den Basutho und Betschuanen in allen ihnen naheliegenden Verhältnissen an, sowie die Rednergabe aller Kaffern. Kannibalismus kam bei ihnen doch nur ganz vereinzelt vor, abgesehen von den tiefer stehenden Stämmen des nördlichen Tieflandes, und hat vielleicht nur durch versprengte Individuen dieser Stämme oder aus Elend und Hunger infolge der durch Tschaka und Moselekazze angerichteten Verwüstungen unter Betschuana- und Basutho-Stämme Eingang gefunden, wurde aber nach Zurückdrängung der Zulu vom Volke selbst unterdrückt ²⁾. Sittlich hoch stehen die Kaffern unter den afrikanischen Völkern besonders noch dadurch, daß sie keine Sklaven halten ³⁾. Sie haben im Kontakt mit den Europäern ihre physische Kraft nicht eingebüßt ⁴⁾, ihre geistige Begabung weiter ausgebildet und vor allem in allen Stämmen wenn auch zuerst etwas langsam, so doch um so nachhaltiger eine verhältnismäßig große Em-

1) Beiträge, S. 107.

2) Ebd., S. 114. Vgl. Peschel, S. 166. „Globus“ XV, 236f.

3) Moffat, p. 390. Livingstone, Missionsreisen I, 115. 217. Waitz, S. 391. 398.

4) Siehe oben S. 100.

pfänglichkeit für das Evangelium gezeigt; nach Dr. Warneck ¹⁾ beträgt die Zahl der Christen in Südafrika bereits 180 000.

§ 22.

III. Abschnitt.

Verschmelzung des Ahnen- und Gestirnkultus bei den Buschleuten (Sān) und Hottentotten (Koikoin); Mischreligion der Madagassen.

Inhalt: a. Buschleute; b. Hottentotten; c. Madagassen.

Wir haben schon in dem allgemeinen gruppierenden Überblick über die Völker Afrikas ²⁾ die in seinen südlichsten Teil zurückgedrängten und damit sehr heruntergekommenen Sān und Hottentotten, ohne eine voreilige abschließende Behauptung über den Grad ihrer jedenfalls vorhandenen Verwandtschaft zu wagen, zu einer Gruppe zusammengefaßt, zumal sich auch in religiöser Hinsicht bei beiden im Unterschied von den anderen afrikanischen Naturvölkern Spuren eines alten eigentümlichen Gestirnkultus finden, in dem sich Himmels- und Ahnenkult zusammenschloß und eine höhere Religionsstufe anzuerkennen ist als die fetischistische Verehrung der Geister in beliebigen Dingen oder doch bloß irdischen Pflanzen und Tieren, da die Verehrung von Ahnengeistern in Gestirnen sie doch mehr mit dem ursprünglichen Himmelsgott zusammenschließt und den religiösen Horizont nicht so verengt wie jener krassere oder feinere Fetischismus. Merensky ³⁾ schließt wenigstens aus dem Umstand, daß der Gottesname der Hottentotten in mehrere Kaffernsprachen übergegangen ist, auf ein klareres und bestimmteres Gottesbewußtsein jener. Von einer früheren Kultur der Buschleute zeugen ihre Felsbilder. Auch

1) Herzog, Realencyklopädie X, 99.

2) Siehe oben § 19, S. 240 ff.

3) Beiträge, S. 86.

auf Madagaskar findet sich Ahnen- und Gestirndienst, aber in Mischung verschiedenartiger afrikanischer, arabischer und vor allem malayischer Elemente.

a. Der Name Buschmänner rührt von den ersten Kolonisten her; in den ältesten Akten des Kaplandes heißen sie Bojesman, Bosmaneken, Bushman, auch Bos es land Stroopers d. h. Strolche oder Gaudiebe. Außerdem kommen aber auch dort schon die Namen Sunqua, Saunqua, Soanqua, Sonqua vor, die mit dem Namen Sän oder Sangua (Sing. masc.: Sab, fem.: Säs) identisch sind. Man erklärt diese Benennung verschieden; die Deutung „Verworfenene, Gehetzte“ entspricht der Thatsache; man kann das Wort aber auch von der Wurzel sau „folgen“ ableiten oder mit Wallmann von der Wurzel sä „ruhen“, was die Sän als „Sefshafte“ bezeichnen und auf eine ursprünglich höhere Kultur derselben hinweisen würde. Die Kaffern, die sich ausschließlich der Wurfkeule, des Speers und Schildes bedienen, nennen sie Abatoa (mundartlich Batoa, Basaroa, Baroa) d. h. die Bogenmänner von der ihnen charakteristischen Waffe mit den gefürchteten vergifteten Pfeilen. Besondere Buschmannsstämme sind die Khuai in der nördlichen Kapkolonie, die Nusa in der südwestlichen Kalahari-(Karri-Karri)-Wüste, in der westlichen die Nasenstockträger, die einen Holzpflock durch die Nase tragen, in den westlichen Ngami-Gebieten die Kasarere, Babomantsu u. a. ¹⁾. Nach Fritsch ²⁾ wird der Buschmann

1) Theophilus Hahn im „Globus“ XVIII, 66. Derselbe, Beiträge zur Kunde der Hottentotten (1870), S. 5. Oberländer, S. 250 f., wonach die Sän, gegenwärtig auf 10 000 bis 15 000 Köpfe geschätzt, von den Hottentotten Soaqua genannt, den Namen Buschmänner nicht etwa von den Gebüsch erhalten haben, die in den ihnen übrig gebliebenen Öden fehlen, sondern nach einem büschelförmigen Gras (Bojesman-Gras); die Hautfarbe ist ein ins Gelb-Braune stechendes Kupferrot; die Haut wird mit Fett und rotem Ocker eingerieben.

2) Drei Jahre in Südafrika (1868). Hahn, Beiträge, S. 6 f. Vgl. Kranz, S. 75 ff. über die Buschleute im Draken-Gebirge. Bei

gekennzeichnet, abgesehen von seiner kleinen Figur, durch den unförmlichen Kopf, der auf dem Scheitel deprimiert und stark nach hinten verlängert erscheint; die Backenknochen sind weniger hervortretend wie beim Hottentotten, indem sich der Kopf in der Schläfengegend verbreitert und der Unterkieferwinkel stärker hervortritt; die Nase ist flach, der untere Teil des Gesichts prognathisch; die großen unförmlichen Ohren und die kleinen unstäten, tief in den Höhlen liegenden Augen geben dem Gesicht einen affenartigen Ausdruck. „Es ist wahr“, sagt Fritsch weiter, „ihr Gesicht ist unschön, tierisch, ihre Gestalt eckig, abgemagert; aber in den schmal geschlitzten Augen lauert die List, die Züge verraten Entschlossenheit und Mut, der Körper ist aufgerichtet und die schlanken Glieder lassen auf Ausdauer schließen. Die Freiheit und Ungebundenheit des Lebens drückt ihrem ganzen Wesen einen gewissen edlen Stempel auf. In vielen Punkten sind sie höher begabt als die Hottentotten. In ihrem malerischen Talent können sich die ansässigen Stämme in keiner Weise mit diesen verachteten Kindern der Wüste messen. Ihre Felsgrotten und Höhlen sind bedeckt mit den geschickt ausgeführten Skizzen von Menschen und Tieren, welche richtiger aufgefaßt und korrekter gezeichnet sind als manche altägyptische und indische Malereien.“ Th. Hahn ¹⁾ giebt noch aus dem trefflichen Artikel (Wallmanns?) „Die Hottentottenstämme“ (Geogr. Mitteilungen 1858, Heft 2) folgende kürzere Charakteristik der Sän: „Überall ein und dasselbe Volk, zum Teil gezähmt und dann vereinzelt im Dienst der Kolonisten, zum Teil im Zustand vollständigster Wildheit auf unzugänglichen Gebirgen oder den ödesten Steppen, von so enormer Lebensfähigkeit, daß es die unablässigen und unerhörtesten Ver-

den Buschmanns-Frauen zieht sich wie bei den Hottentotten-Frauen das Fett in das Gesäß. „Globus“ XVIII, 85.

1) Beiträge, S. 7f. Die holländische Regierung beschloß 1774, alle Buschmänner auszurotten und nur Weiber und Kinder als Sklaven leben zu lassen. Burkhardt, S. 62.

folgungen der umwohnenden weissen, schwarzen und gelben Rassen jahrhundertlang überstanden hat, das Odium aller Nachbarn und doch bei aller Verkommenheit voller Talente, die geschicktesten Viehhirten der Kolonisten, tüchtige Häuptlinge von Hottentottenkraalen, Meister in Jagd und Krieg, in dem aller Plastik baren Südafrika der einzige Stamm, der Kirri (Keule) und Kalabasse nicht minder als die Höhlen seiner Berge mit Skulpturen bedeckt, voll stolzer Freiheitslust.“ Die Sän und Hottentotten bewohnten schon Südafrika vor Einwanderung der Kaffern ¹⁾. Diese werden noch nicht erwähnt in der von Bleek ²⁾ unter der Überschrift „Origin of the difference in modes of life between Hottentots and Bushmen“ mitgeteilten, von Hahn ³⁾ kosmogonisch genannten Sage: „Im Anfang waren zwei Menschen. Der eine war blind, der andere war ein Jäger. Dieser Jäger fand zuletzt eine Höhle in der Erde, aus welcher Wild hervorkam, und er tötete die Jungen. Der blinde Mann tastete umher, roch sie auch und sagte: ‚Das ist kein Wild, sondern Vieh.‘ Hinterher wurde der Blinde sehend, ging mit dem Jäger zu der Höhle und sah, daß es Kühe mit ihren Kälbern waren. Dann baute er schleunigst einen Kraal (Hütte aus Dornzweigen) darum und beschmierte sich selbst wie ein echter Hottentott (mit Diosma-Salbe). Jetzt hatte der andere große Not in der Aufspürung des Wildes, und als er sah, was er (der andere) that, wollte er sich auch beschmieren. ‚Sieh her‘, sagte der andere, ‚vor dem Gebrauch mußt du die Salbe ins Feuer werfen.‘ Er befolgte diesen Rat, die Flammen loderten auf und verbrannten sein Gesicht jämmerlich, so dass er froh war, davonzulaufen. Der andere aber rief ihm (spöttisch) nach: ‚Heda, du, nimm deinen Kirri (Keule) und lauf in

1) „Globus“ XVIII, 85. Merensky, S. 66.

2) Reynard the Fox, p. 83.

3) „Globus“ XVIII, 83f., wonach auch in einer Lokalsage kosmogonischen Inhalts aus dem nördlichen Namaland auf die schwarze Rasse keine Rücksicht genommen wird.

die Berge, wo du Honig suchen magst!‘ Dies ist der Ursprung der Buschmänner.“ In dieser Erzählung drückt sich auch nach Hahn der eingefleischte Haß des Hottentotten gegen den Buschmann aus. Mit Unrecht sprach Lichtenstein ¹⁾ den Sān die Vorstellung von einem höchsten Wesen ganz ab. Nach Arbousset ²⁾ glauben sie an einen unsichtbaren Mann im Himmel, der alles beherrsche, beten zu ihm in Hungersnot und führen ihm zu Ehren Tänze auf, ehe sie in den Krieg ziehen. Nach Campbell ³⁾ nehmen sie eine männliche Gottheit über und eine weibliche unter der Erde an; diese ist offenbar die Stammutter. Das Wort für Gott ist im Khuai-Dialekt Thoro, im Seroa 'Kaang und bezeichnet wohl ursprünglich auch den Himmel, da Hahn in seinem Wörterverzeichnis („Globus“ XVIII, 142) keinen Ausdruck für denselben gefunden hat; in dem abweichenden Dialekt des Bleek von Kleinhardt mitgeteilten Vokabulars ⁴⁾ befindet sich allerdings für Himmel das Wort /goaxu. Als der Engländer Orpen 1873 in das Draken-Gebirge vordrang, mietete er einen aus dem Gebirge stammenden Buschmann Namens Quing und befragte diesen nach der Bedeutung der Zeichnungen, die man hier und da an den Felsen sah. Besonders fielen Orpen Männer und Weiber mit Antilopenköpfen auf, die dort dargestellt waren. Auf die Frage, wer diese seien, erhielt er die Antwort, daß diese Leute einst zwar gelebt hätten, nun aber nur noch in den Flüssen lebten; sie seien vernichtet worden, da auch die

1) Reisen in Südafrika II, 328.

2) Rel. d'un voyage, p. 501. Waitz, S. 346. Roskoff, Religion der Naturvölker, S. 43.

3) Zweite Reise, S. 169.

4) F. Müller, Sprachwissenschaft I, 2. S. 28. Ebendanach heißt Mond /ka/kan, was möglicherweise mit dem Cagan Orpens identisch oder verwandt ist, ebenso wie das Wort //kwa, das sowohl Sterne als Regen bedeutet, wohl ursprünglich den Himmel bezeichnet = 'Kaang. Dem entspricht auch, daß im Seroa-Dialekt Stern koang heißt. „Globus“ XVIII, 142. / und // bezeichnen Schnalzlaut.

Elen-Antilopen vernichtet wurden, und zwar von den Leuten, die an den Felsen tanzend dargestellt waren. Da Quing bei seinen Erzählungen Cagan erwähnt hatte, fragte Orpen, wer Cagan sei. Die Antwort war: „Cagan machte alle Dinge; wir beten zu ihm. Wir beten: ‚Cagan, Cagan, wir sind deine Kinder, siehst du nicht unseren Hunger, gieb uns Essen.‘ Und er giebt uns beide Hände voll.“ „Wer ist Cagan“, frug Orpen weiter, und die Antwort Quings lautete: „Ich weiß nicht, aber die Elen-Antilope weiß es. Hast du nicht bei der Jagd seinen Schrei gehört, wenn die Elentiere schnell davon- und seinem Rufe nacheilen. Wo er ist, sind Elentiere in Haufen.“ Auf weitere Frage nannte Quing Coti als Cagans Weib; woher sie stamme, wisse er nicht, aber vielleicht sei sie mit den Leuten gekommen, welche die Sonne einst brachte. „Aber das sind Geheimnisse“, fügte er hinzu, „ich kenne sie nicht; nur jene Tänzer dort auf den Bildern kennen sie.“ Cagan ist derselbe Gottesname wie Kaang nach anderen Berichten. Die Sān reden in ihren Sagen von einer früheren Rasse von Menschen, die vor den jetzigen Erdbewohnern gelebt hätten. Von diesen Alten hätten viele Wunderthun können; andere seien an den Himmel als Sterne versetzt; die Milchstrafse ist Asche, die ein Mädchen der früheren Erdbewohner dort oben ausgeschüttet hat ¹⁾. Hier zeigt sich die besprochene eigentümliche Verknüpfung des Ahnen- mit Gestirnkult, der früher eine grössere Ausdehnung gehabt haben mag; ist doch auch die Stammutter Coti mit Leuten gekommen, die die Sonne brachte. Doch leben auch die abgeschiedenen Geister in Flüssen und wurden vielleicht in den Antilopen inkarniert gedacht, mit

1) Merensky, Beiträge, S. 73f. Er erinnert dabei an die von Barth in Nordafrika gefundenen Skulpturen, deren eine auch eine Gestalt mit Antilopenkopf zeigt. Siehe oben S. 256f.

deren Köpfen die früheren Menschen auf jenen Felszeichnungen dargestellt sind. Die Buschmänner im Herero-Lande bieten dem Wassergott Toosip, „einem großen roten Manne mit weißem Kopf“, einen Pfeil, ein Stück Haut oder Fleisch dar, wenn sie nach Wasser graben wollen; auch bitten sie ihn um Nahrung und glückliche Jagd ¹⁾. Nach Campbell ²⁾ glauben die Buschmänner auch an ein böses Prinzip. Doch ist damit vielleicht nur ein abgeschiedener Geist oder Stammesahn als Todesgott gemeint. Missionar Tindall berichtet, daß in der Nähe einer ehemaligen Missionsstation Blydeuitzig im Kaplande sich ein Ort befinde, „Teufelsnacken“ genannt. Dort soll „Se. schwarze Majestät“, d. h. der Teufel, begraben sein (wahrscheinlich, wie Hahn hinzufügt, ein alter Buschmannshäuptling von besonderem Ansehen). Damit er nicht wieder aufstehen könne, hat man um das Grab her noch eine Menge Steinhaufen errichtet. Der Buschmann, der den Missionar begleitete, ergriff beim Anblick dieser Steinhaufen sofort einen Stein und warf ihn darauf mit der Bemerkung: Bei Unterlassung dieser Handlung würde sein Nacken sofort verdreht werden, so daß er für immer rückwärts schauen müßte. „Zu diesen Gräbern“, sagte der Sab, „wallfahrten sie in Krankheitsfällen; sie flehen den Geist des Orts unter Reibung der kranken Körperteile um Heilung an und rufen dabei: ‚itse, itse‘, d. h. weh, weh.“ Auch bei besonderen Unternehmungen begeben sich die Sān dahin und erlehen des Geistes Beistand ³⁾.

Glaube an das Fortleben der Seelen nach dem Tode und Verehrung der Toten besteht bei den Sān unzweifelhaft nach den mannigfachsten Zeugnissen. Stirbt jemand, so wird sein Haupt mit „Buchu“ eingerieben, der Leichnam geräuchert, auf die Seite in einen Graben gelegt,

1) Alexander, An expedit. of discovery into the Interior of Afr. (1838) II, 125. Waitz, S. 346.

2) Roskoff, S. 4.

3) Th. Hahn im „Globus“ XVIII, 140 f.

und die Horde stimmt einen Klagegesang an. Mit seinen Waffen wird er ins Grab gesenkt, dies mit Erde gefüllt, dann die Hütte abgerissen und über demselben verbrannt, endlich ein großer Steinhaufen darüber aufgeworfen. Sind die Trauerzeremonieen zu Ende, verläßt der Stamm den Ort auf mehrere Jahre, und redet man während dieser Zeit von dem Toten, so geschieht es nur mit größter Ehrerbietung und stets unter Thränen¹⁾. Unter den Buschmännern in den Malutibergen ist das Sprichwort üblich: „Der Tod ist nur ein Schlaf.“ Am Suga kam Livingstone an das Grab eines Buschmanns; die ihn begleitenden Sän riefen den Toten an um Glück auf der Reise²⁾. Wenn sie den Toten bitten, daß er ihnen nicht böse sein möge³⁾, so denken sie ihn allerdings zunächst als lebensfeindlich, woraus sich erklärt, daß auch sie die Altersschwachen aussetzen⁴⁾. Alle Buschmänner tragen Amulette, um böse Geister abzuwehren und Glück bei Unternehmungen zu erlangen. Doch braucht man nicht mit Hahn⁵⁾ Einfluß der Hottentotten darin anzunehmen, daß die Sän ihre guten Geister um Regen, Gras, Honig, Wild anrufen. Die Abgeschiedenen sind eben durch Kult zu gewinnen und, je nachdem ihre Anrufung zunutzen scheint, auch freundlich. Bei Erkrankungen opfert man die vorderen Fingerglieder; mit dem Blut entferne sich die Krankheit⁶⁾. Um den Willen der Geister zu erfahren, würfelt man⁷⁾. Auf Glauben an Inkarnation der Geister in Tieren weist zurück die Abneigung der Sän z. B. am Suga

1) Arbousset, p. 503. Waitz, S. 346. Hahn a. a. O. Oberländer, S. 258.

2) Missionsreisen I, 200. Peschel, S. 150. Hahn, S. 141.

3) Livingstone, Südafrika, S. 97.

4) Hahn, S. 141. Nach S. 122 geschieht dies jedoch nur besonders in den Fällen, wenn die Horde auf der Wanderung begriffen oder Mangel an Nahrungsmitteln vorhanden ist.

5) Hahn, S. 140.

6) Barrow, Travels I, 289. Peschel, S. 496.

7) Livingstone, Südafrika, S. 100. Hahn, S. 140.

gegen das Essen von gewissen Tieren; so ißt ein Stamm kein Ziegenfleisch, obgleich die Ziege das einzige dort lebensfähige Haustier ist¹⁾; andere Stämme verehren (entsprechend unserer obigen Erklärung der Felsbilder) Antilopenarten wie den Blesbock (*Antilope pygarga*) oder Insektenarten z. B. Raupen, von ihnen N'go genannt; ein sterbender Buschmann gab nach Arbousset seinem Sohne folgende Weisung: „Mein Sohn, wenn du auf die Jagd gehst, so schaue dich sorgfältig nach dem N'go um und bitte es um Nahrung für dich und deine Kinder; beobachte, ob es mit dem Kopf einen Halbkreis beschreibt; dies ist ein Zeichen, daß es dich erhört hat und du noch am selben Abend in deinem Munde einen Bissen Wild davontragen wirst; biege aber dabei deinen Arm zurück und beschreibe auch also einen Halbkreis wie unser Gott.“ Wenn ein Buschmann auf der Jagd dies Insekt findet, so betet er: „O Herr, liebst du mich denn gar nicht? O Herr, führe mir ein Gnu in den Weg! Ich habe so gern meinen Leib recht voll, auch mein ältester Sohn und meine älteste Tochter. O Herr, führe mir ein Gnu in den Weg!“²⁾ Merkwürdig ist auch der Glaube an ein schlangenartiges Monstrum, das an den libyschen Basilisk erinnert, besonders bei den Sän von Ausin der nordwestlichen Kalahari. Man beschreibt es als eine Schlange von der Dicke eines Mannsarmes und einer Länge von 10—15 Fuß; der Kopf habe einen feuerroten Kamm, an den Seiten Bartlappen, die Haut sei glänzend bunt; es halte sich auf Bäumen auf, von wo es auf Menschen, die es durch sein dem Gackern einer Henne gleiches Geschrei irregeleitet, losstürzt. Eine Höhle auf dem rechten //Aubufer soll von solchen Drachen bewohnt werden; auch im //Karas-

1) Livingstone, S. 97. Nach Missionar Lutz (Neueste Nachrichten aus dem Reich Gottes 1846, S. 401) essen die Sän an den Karreebergen keine Fische, wohl aber Schlangen, Schildkröten, Ameisen, Antilopen, Spring- und Steinböcke.

2) Hahn, S. 140.

gebirge solche Drachenhöhlen sich finden ¹⁾. Auch die Buschmänner haben ihre Zauberer, die Regen, Wind, Gewitter hervorzubringen vorgeben und um die Kranken lärmern, um die bösen Geister von ihnen zu treiben ²⁾.

Die Sän zerfallen, mit Hahn ³⁾ zu reden, in zahlreiche Clans von 50 bis 600 Personen, teilweise unter Anführung des jedesmal tüchtigsten ihrer Leute oder auch ganz ohne solche. Doch spricht Livingstone ⁴⁾ von Häuptlingen, und solche haben jedenfalls den Stämmen, als sie noch nicht in die Gebirge und Wüsten verdrängt waren, nicht gefehlt. Mit ihrer politischen Zerspaltung hängt auch die bis auf die Wurzeln sich erstreckende Verschiedenheit ihrer Dialekte zusammen ⁵⁾, sowie die äußerst lockeren Familienbände, die Merensky ⁶⁾ scharfsinnig als Grund anführt für die unausgebildete Häuptlingsschaft und selbst mit der Armut des Buschmanns begründet, der kein Vieh hat, um ein Weib von dessen Eltern zu kaufen; er erwirbt es nur durch die Verpflichtung, die Schwiegereltern überallhin zu begleiten und mit Wildbret zu versehen. Ob besondere Zeremonien bei der Mannbarkeit üblich sind, ist ungewiß; in dies Alter aber eingetreten, sucht der Jüngling sich ein Weib; freilich kommt es vor, daß tüchtige, thatkräftige Männer, die zu-

1) Hahn, S. 141.

2) Lichtenstein II, 102. 324. Fritsch, S. 427. Peschel, S. 150. Burkhardt, S. 65.

3) Beiträge, S. 8. Vgl. Burkhardt, S. 64. Hartmann, S. 252 (wonach sie auch dem Rat eines älteren erfahrenen Stammesgenossen folgen).

4) Südafrika, S. 94. 97.

5) Hahn, Beiträge, S. 8 und im „Globus“ XVIII, 141, wonach die Sprachen der Buschmänner in fortwährender Metamorphose begriffen sind in noch erhöhtem Mafse, als dieselbe nach Moffat bei den Balala, verarmten Betschuanen, stattfindet, die oft wochenlang die Wildnisse weit von ihrem Lager durchsuchen müssen und die Kinder unter Aufsicht einiger alter schwacher Leute sich selbst überlassen, die sich eine eigene neue Sprache bilden.

6) Beiträge, S. 67f.

gleich der Hort ihres Stammes bei feindlichen Angriffen sind, von ihrer Überlegenheit Gebrauch machen und sich die schönsten Mädchen aussuchen, und die schwächeren jungen Leute müssen nicht selten mit alten Weibern vorlieb nehmen; häufig entsteht wegen der Weiber blutiger Streit; bei den Khuai muß ein Jüngling bei der Bewerbung Proben seiner Gewandtheit im Schiessen und durch Erlegung und Darbringung von Wild ablegen ¹⁾. Ein Buschmann bezeichnete einem Missionar als Beispiel einer bösen That, wenn ein anderer ihm sein Weib raube, als Beispiel einer guten, wenn er selbst das Weib eines anderen sich gewaltsam aneigne ²⁾. Gleichwohl erklärt es Peschel ³⁾ für unberechtigt, mit Lichtenstein ⁴⁾ aus dem Mangel einer sprachlichen Unterscheidung von Jungfrau und Frau auf Gleichgültigkeit gegen geschlechtliche Reinheit zu schliessen, da Chapman ⁵⁾ gerade ihre Sittsamkeit rühmt; trotz der Nacktheit herrsche unter ihnen strenge Keuschheit, und die Zartheit, wie sie um ein Mädchen freien, sowie, daß sie die Ehen nur aus Zuneigung schliessen, stelle sie hoch über unzählige andere Völkerschaften. Chapman erzählt auch gerührt, daß ihn

1) Hahn im „Globus“ XVIII, 122. Vgl. Burkhardt, S. 64 (wonach die Sän meist in Doppelehe leben).

2) Waitz I, 376. Peschel, S. 294. Bei Botlakari traf Livingstone (Südafrika, S. 94) einen alten Buschmann, der gar keinen Begriff von Moralität zu haben schien; mit Fleisch beschenkt, erzählte er, daß er fünf andere Buschleute (zwei Weibchen, ein Männchen, zwei Kälber, wie er sagte) erschlagen habe; auf die Frage: „Was wird Gott sagen, wenn du vor ihm erscheinst?“ antwortete er: „Er wird sagen, daß ich ein sehr geschickter Kerl bin.“ Es stellte sich aber heraus, daß er den Ausdruck Gott mit dem für seinen Häuptling verwechselte, auf dessen Befehl er gegen „rebellische Buschmänner“ ausgezogen war.

3) Völkerkunde, S. 149. 229.

4) Reisen II, 81. Hahn („Globus“ a. a. O.) läßt diese Behauptung des sonst zuverlässigen Lichtenstein dahingestellt; man kenne diese Dialekte noch zu wenig, um solche Behauptungen aufstellen zu dürfen.

5) Travels into the Interior of South Afr. (1868) I, 250.

Buschmänner eines Morgens mit einer Schale Wasser überraschten, der köstlichsten Gabe in jenem dürrn Erdstrich, weil er vorher mit ihnen seine Jagdbeute geteilt. Oberländer¹⁾ giebt folgende Darstellung der Brautwerbung: Nachdem der Buschmann bei den Eltern der Auserkorenen angefragt, ob er sich bewerben darf, und nachdem man über den Kaufpreis einig ist, wird er eingeladen, sich vorzustellen. Er schont weder Fell noch rotes Thonmehl, hängt ins Haar alle erlangbaren Hasenschwänze, bindet sich ans untere Ende des Rückens einen Schakalschwanz, hängt sich einen Riemen mit Flußpferdzähnen, Wallnüssen und einen Brotbeutel aus Eidechsenfell um den Hals, dicke Kupferringe und Gürtel aus Rindshaut um die Knöchel und macht sich auf den Weg. Vor der Wohnung der Braut kauert er nieder und raucht. Bald kriecht sie aus der Hütte, lacht und scherzt mit ihren Freundinnen und beachtet jenen nicht. Endlich verlangt sie, er solle aufstehen, damit sie sehe, wie er gewachsen ist. Er erhebt sich; das Mädchen verspottet ihn und kriecht wieder in die Hütte. Der Bewerber raucht wieder und geht dann ab, um am anderen Tag wieder zu erscheinen. Es wiederholt sich dasselbe Verhalten bei ihm und dem Mädchen; doch erhält er das Jawort, ist Stachelschwein mit den Schwiegereltern und die Braut wird nun Arbeitstier des Mannes, der über ihr Leben nach Belieben verfügen kann. Auch nach Hahn²⁾ ist das Weib bei den Sān ein Lasttier; nicht genug, daß sie sich den langen Tag in der Hitze mit ihrem Kinde abschleppt; sie muß auch auf Reisen die Vorräte tragen, von weither in Netzen die mit Wasser gefüllten Straufseierschalen holen u. dgl., ohne immer genügende Nahrung zu haben; dabei hat sie oft noch Mißhandlungen zu erdulden, die bisweilen den Tod zur Folge haben. Dagegen war es Galton auf seiner Wanderung vom Herero- ins Ovambo-Land auffallend, welche angesehene

1) Fremde Völker, S. 255.

2) „Globus“ XVIII, 122.

Rolle bei den dortigen Buschmännern die Frauen spielten; der Mann fragte sie bei jeder Gelegenheit um Rat, was bei den Herero nie der Fall war¹⁾. Hahn²⁾ teilt auch Thatsachen mit, die die zärtliche Liebe der Sab zu ihren Kindern beweisen. Zu seinem Vater kam ein Buschweib mit ihrem Kind im Arm, das von ihr einem Löwen abgerungen, aber doch von ihm getötet war, und jammerte, daß sich ein Stein darüber hätte erbarmen mögen. Es giebt Mütter genug, die dem Kinde zum Schutz gegen die Sonnenglut einen Schirm aus Straußenfedern machen; zahlreiche, die, wenn die Horde überfallen wird, dem Kinde ein Fingerglied abschneiden und es dem Feinde überlassen, in der Hoffnung, es später an dem abgeschnittenen Gliede wiederzuerkennen und zu entführen, eine Sitte, die sich auch bei den Negerweibern in Westafrika findet. Albern nennt Hahn die Behauptung, die Buschmänner hätten keine Namengebung; die Kinder der Nasenstockträger werden nach der Stelle benannt, wo sie geboren sind. Der Buschmann trägt vorn ein handbreites Schurzfellchen, das in der Regel aus Schakalsfell besteht³⁾. Der Buschmann hat meist keine eigentliche Wohnung, lagert überall, wo etwas Schutz zu finden ist, hinter einem Busch, einem Felsen oder Ameisenhaufen, oder in einer Felsspalte, dem Bau eines Stachelschweins oder Ameisenlöwen; hier kugelt er sich mit seiner Familie zusammen und breitet ein Schaffell über alle. Sonst baut er auch, wenn sich Gelegenheit dazu findet und die kalten Nächte ihn nötigen, oder er ein ergiebiges Jagdgebiet zu längerem Aufenthalt wählt, eine Hütte primitivster Art, indem er einige Stöcke in den Boden steckt und sie auf der Windseite mit Gras und Gestrüpp überwirft oder durchflicht⁴⁾ oder gar mit Matten und Fellen umgiebt; in felsigen Ge-

1) Livingstone, Südafrika, S. 340.

2) „Globus“ a. a. O.

3) Ebd., S. 121.

4) Oberländer, S. 252. Burkhardt, S. 63. Waitz, S. 344.

genden führt er rohe Mauern aus lose übereinandergelegten Steinen ringförmig auf, wie man deren noch jetzt in den südafrikanischen Bauernstaaten findet; da wendet er stets die Vorsicht an, seine Standquartiere mit sorgsam überdeckten Fallgruben gegen unvorhergesehene Angriffe von Menschen und wilden Tieren zu versehen; besonders werden solche Verschanzungen um größere Kraale gemacht ¹⁾. Gehetzt und verdrängt von den anderen Völkern, sind sie auch gegen diese vielfach feindlich, grausam und hinterlistig; ihre Viehdiebstähle, oft durch Hunger veranlaßt, haben um so grausamere Jagden der Buhren auf sie hervorgerufen ²⁾. Einige Buschleute haben angefangen, sich etwas Vieh zu halten ³⁾; doch sind die Sän im ganzen ein nomadisches Jägervolk ⁴⁾. Durch Trocknen des Fleisches an der Sonne, Sammeln von Zwiebelgewächsen u. dgl. sind die Sän darauf bedacht, für ungünstigere Zeiten Vorsorge zu treffen. Ihre Waffen und Geräte sind höchst primitiv, doch zweckentsprechend ⁵⁾: erstere sind Speer, Keule (Kiri) und Pfeile verschiedener Art für verschiedenen Gebrauch, zur Erlegung größerer Tiere und Feinde vergiftet; für das Gift haben sie aber auch ein Gegengift (kála, Freund). Die Strauße beschleichen sie in Strauismasken; das Wild jagen sie oft durch meilenweite Palisadenreihen in tiefe Gruben. Ein kurzer Stock, an den sie oben einen durchlöcherten Stein anbringen, ist ihr Spaten und Hacke; damit graben sie die Fallgruben, bohren Brunnen und scharren Zwiebeln hervor. Die Nasenstockträger und die Buschmänner von der Angra-Pequena-Bai verarbeiten Meteoreisen zu den dreieckigen Plättchen ihrer Pfeil-

1) Oberländer, S. 252. Hahn, S. 103. Waitz, S. 344. Burkhardt, S. 63. Lutz in „Neueste Nachrichten aus dem Reich Gottes“ 1846, S. 400f. Abbildung eines Buschmannskraals in Wangemann, Bilder aus Südafrika XXXV, 53.

2) Burkhardt, S. 62. Vgl. Hahn, S. 122. Lutz, S. 401f.

3) Waitz, S. 344.

4) Hahn, S. 102.

5) Hahn im „Globus“ XVIII, 120.

spitzen. An Gewässern verfertigen sie geschickt Fischreusen und Harpunen, doch nie Flöße oder Böte. Sie genießen alles Verdauliche, bei Hungersnot auch Unverdauliches, aber kein Menschenfleisch ¹⁾. Sie haben ein besonderes musikalisches Talent, spielen Melodien auf einem hohlen mit zwei Saiten überspannten Kürbis und der auch hottentottischen Gora, einer durch eine Federspule mittels Hauchens in Schwingung versetzten, an einem Stab befestigten Darmsaite, und lieben leidenschaftlich den Tanz ²⁾. Über ihre Höhlenmalereien schreibt G. W. Stow ³⁾: „In den letzten drei Jahren habe ich wiederholt Wanderungen nach den verschiedenen alten Buschmannshöhlen in dieser Gegend (Queenstown) der Kapkolonie und in Kaffraria unternommen. Da die Malereien in denselben so schnell dem Untergang entgegengehen, so versuchte ich Kopieen dieser interessanten Reliquien eines untergehenden Volkes aufzunehmen und Materialien zu einer Geschichte der Sitten und Gebräuche der Buschmänner zu sammeln, wie sie sich in ihren eigenen Gemälden darstellt. Ich bin so glücklich gewesen, mir eine Anzahl Kopieen von Jagdscenen, Tänzen, Gefechten u. s. w. zu verschaffen. An einigen Punkten ist es staunenerregend, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit die wilden Künstler gelangt sind. Ich fand drei verschiedene Arten von Malereien, eine über der andern, und, da die jüngste über 50 Jahre alt sein mußte, so war die unterste gewiß vergleichsweise sehr alt. Die Farben sind sehr dauerhaft und würden sicher Jahrhunderte überdauert haben, hätte man sie nicht mutwillig zerstört. Aber von den Kaffern werden sie beständig beschädigt. Die Farben, die man in diesen Höhlen benutzte, sind ockerhaltige Konkretionen, die

1) Hahn, S. 103 ff. Kein Kannibalismus. Peschel, S. 166.

2) Hahn, S. 120 ff. Oberländer, S. 285. Burkhardt, S. 65. Merensky, S. 74.

3) „Globus“ XIX, 207 f. Vgl. Waitz, S. 345. Nach Kranz (S. 77) hat Stow die von ihm gesammelten Malereien der Sān dem Britischen Museum überliefert.

in einigen Sandsteinen der Karuschichten, z. B. am Rhenosterberg, Stormberg u. a., vorkommen. Diese Konkretionen sind von gelber, brauner und roter Farbe. Die menschlichen Körper stellte man in den Höhlen schokoladenbraun dar. Nach Hahn ¹⁾ ist der Sab ein „verbummeltes Genie“. Die Sān haben nach Merensky ²⁾, der mehrere unterrichtet und getauft, gute Anlagen des Verstandes, sind auch als Diener sehr geschätzt, was auch schon Barrow ³⁾ bezeugt. Unter sich sind sie fröhlich und harmlos, freundlich und gutmütig, freigebig und mitteilend für ihre Freunde und Kinder, treu ihrem Versprechen und voll Dankbarkeit für erwiesene Güte ⁴⁾. Livingstone ⁵⁾ rühmt von ihnen, daß sie, obwohl lustig, doch nicht leichtsinnig lügen. So grausam der Sab seinen Feind martern kann, im nächsten Moment kann er dessen Kind warten und pflegen wie sein eigenes, und wenn er seinem eigenen Bruder, der aus Hunger früher wie er einen Bissen vom Hasen gegessen, die Hand in die Kohlen hält, so verteidigt er denselben doch nachher wieder ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben ⁶⁾.

b. Die gelb-braunen ⁷⁾ Hottentotten (d. h. Stotterer; so von den Holländern der schnalzenden Sprache wegen genannt) ⁸⁾ nennen sich selbst im Nama-Dialekt K(h)oi-koi (Plural: Koi-koin), d. h. Mensch der Menschen oder Freund der Freunde, auch kurzweg Koin, Menschen ⁹⁾, im Kora-Dialekt Tkuh-keub, im Kap-Dialekt Queuna oder

1) „Globus“ XVIII, 120.

2) Beiträge, S. 74.

3) Reisen I, 230.

4) Burchell II, 59sq. 214sq. Moffat, p. 59. Lichtenstein II, 92. 97. Waitz, S. 345. Burkhardt, S. 65f.

5) Südafrika, S. 97.

6) Hahn, S. 122.

7) Siehe oben S. 240f. Eine uralte hottentottische Feuerstelle: „Globus“ XVIII, 208.

8) Hahn, Beiträge, S. 25f. Peschel, S. 488. Oberländer, S. 276. Nach Merensky (S. 75) kommt der Name von einem Wort, das als Taktgesang bei den Tänzen üblich ist.

9) Hahn, S. 5. Daniel I, 510. Burkhardt, S. 73.

Quena¹⁾. In den alten Akten und Chroniken der holländischen Kapkolonie, ferner in alten Reisewerken von Dapper, Kolbe u. a. werden in nächster Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung die Goeringaigua (Goringhaiqua), Ankeysoa, Gorachouqua, Kochoqua, Charigurina, Grigriqua, Chairouna (Chainouqua), Anteniqua, Habobiqua, Hessaqua, Attaqua u. a. erwähnt; von allen diesen Stämmen ist auch kein einziger mehr übrig geblieben; die Kolonisten haben sie ausgerottet²⁾. Echte Hottentottenstämme sind nur noch die Nama(qua) zwischen dem Unterlauf des Orangefflusses oder !Garib (! bezeichnet einen zerebralen Schnalzlaut) und Tsoachoub; die !Kora(na) am Mittel-!Garib, die, allerdings mit den verschiedensten Elementen vereinigt, als Griqua zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Teil im Kaffernland unter ihrem Anführer Adam Kok sich festgesetzt; einige Dutzend echte !Gonaqua, die im Quatrevierselement mit einem Häuflein Sān zusammenwohnen; sogenannte Kap-Hottentotten, ein Sammelsurium aus den verschiedensten Trümmern untergegangener Stämme; schliesslich kleine Christenhäuflein auf und bei den Missionsstationen³⁾.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat Kolbe⁴⁾ bei den Hottentotten die Tradition gefunden, daß ihre ersten Eltern Noh und Hingnoh, durch eine Öffnung auf die Erde gekommen, ihre Nachkommen im Säen und Ernten des Getreides, auch im Hüten des Viehs unterwiesen hätten; später aber wären ihre Vorfahren aus dem Lande verjagt und vertrieben worden und hätten so den Ackerbau wieder vernachlässigt und vergessen. Bei jener Öffnung könnte man an die Höhle den-

1) Im Zulu Qwaka. Döhne, Dict., p. 305. Barrow (I, 215) schrieb Quaiquae. Waitz, S. 317. Merensky (S. 75) schreibt das Korawort Kuhkeul oder Thuhkeub.

2) Hahn, S. 1. 69f. Waitz, S. 317f. 332ff.

3) Hahn, S. 4. Waitz, S. 318ff. Burkhardt, S. 66ff. Kratzenstein, S. 8ff. Oberländer, S. 276f.

4) Reisen an das Vorgebirge der guten Hoffnung (3 Bde., 1719). Vgl. über Kolbe: Falkenstein, Geschichte der Entdeckungsreisen III, 101f.

ken, aus der nach der Kaffernsage ¹⁾ Modimo und alle Tiere hervorgegangen, deren Fußstapfen dort im Nordosten noch zu sehen seien, wie denn auch nach Andersson ²⁾ die Nama eine Sage haben von ihrer Herkunft aus Osten und von einem Felsen, auf dem Fußspuren aller im Lande lebenden Tiere vorkommen sollen; in uralter Zeit hätten Menschen und Tiere im freundlichen Einvernehmen gelebt, wären aber von einer höheren Gewalt aus unbekanntem Ursachen zerstreut worden; manche wollen jenen wunderbaren Felsen gesehen haben. Schwerlich dürften die Nama diese Sage sich bloß von den Kaffern angeeignet haben; zwar Merensky ³⁾ denkt vielmehr bei jener Nachricht Kolbes an eine Öffnung des Himmels, was in Analogie polynesischer Vorstellung auch auf die Tradition der Nama von der Einwanderung ihrer Vorfahren zu Schiff bezogen werden könnte; wahrscheinlich dachten aber auch die Hottentotten Erde und Himmel im Anfang ungeschieden. Darauf führen zwei ihrer Tierfabeln ⁴⁾, wonach die Sonne (suris, soris = Surya im Sanskrit) ⁵⁾ einst auf Erden war, als ein schönes kleines Mädchen zwar nicht von den vorbeikommenden Menschen, aber vom Schakal (wie sonst in das Tragfellchen, aba-khob) auf den Rücken genommen wurde, den es schwarz brannte, und nachher ebenso von dem Ochsen, während dem Pferd ⁶⁾ ihr Ge-

1) Siehe oben S. 540.

2) Livingstone, Südafrika, S. 324.

3) Beiträge, S. 77. Die Ankunft zu Schiff auch bei Burkhardt, S. 9.

4) Bleek, Reynard the Fox, p. 67sq. Hahn, S. 57. F. Müller, S. 23.

5) Hahn, S. 16, wo noch eine ganze Reihe hottentottischer an indogermanische oder semitische anklingender Wörter zusammengestellt ist z. B. a-bo-b, pater, hebr.: ab; !e-re-am, εἶρεν (Fut.: ἐρεῖν, Aor. εἰπεῖν); di-si, δέκα, decem, Sanskr. dasa; go-ra-b, νόραξ; //gōa-b, auch //khōa-b, γόνυ, Sanskr. ganu; gū, ΓΕΝ, Sanskr. GAN; ga-ma-s (gomas, gumas, gōs), Kuh, Sanskr. gaus, go; /on-s, νομα; sa, si, Wurzel der zweiten Person, σύ.

6) Das Kappferd ähnelt in mancher Beziehung dem vlämischen (Masius, Naturwissenschaft II, 558) und ist wohl erst von den Hol-

wicht zu schwer war, weshalb es ihr Fluch traf. Auch andere Tiermärchen der Hottentotten wollen gewisse charakteristische Eigentümlichkeiten der Tiere erklären und sind nach Hahn die embryonalen Teile einer Naturphilosophie, vielleicht sogar, wenn ich die Vermutung wagen darf, Fragmente einer umfassenden jetzt vergessenen Kosmogonie. Man hat vielfach den Hottentotten den Glauben an höhere Wesen, überhaupt jede religiöse Verehrung abgesprochen; wenn nicht eingehendere Untersuchungen das Gegenteil dargethan hätten, so würde schon das Wort /goreb oder /gores (Gebet), welches nur von der Anrufung höherer Mächte gebraucht wird, auf das Vorhandensein religiöser Anschauungen schliessen lassen ¹⁾. G. Schmidt, der erste Herrnhuter-Missionar der Hottentotten (1737), fragte sie, ob sie auch wüßten, daß es einen großen Meister gäbe, von dem sie ihr Vieh und alle ihre Habe erhalten hätten? Ein Hottentott sagte: „Ja!“ — „Wie nennt ihr ihn?“ — „Tui' qua“ ²⁾. Die Hottentotten haben, wie Schmidt weiter sagt ³⁾, weder Religion noch religiöse Gebräuche und glauben bloß, daß es einen Oberherrn über alles giebt, den sie Tui' qua nennen; sie glauben auch an einen Teufel, dem sie den Namen Gauna geben, aus dem sie sich aber nicht viel machen. Nach dem dänischen Missionar Böving ⁴⁾ „nennen sie, dieweil die Kapitänscharge bei ihnen die höchste Obrigkeit ist, Gott den großen Kapitän und in ihrer

ländern importiert, daher den Hottentotten ein von ihrer früheren Sonnengöttin verfluchtes Tier. Oken (Naturgeschichte VII, 2. S. 1127) kennt als afrikanisches Pferd nur das Zebra in fünf Arten oder Abarten. Dies ist aber in Bleeks „Reynard“ (p. 39) vom Pferd unterschieden.

1) Beiträge, S. 53, wonach erst durch Missionar Knudsen das hebräische Elohim zum namaischen Elob gestempelt, dagegen das echtnamaische !Khüb, „der Herr“, „der Reiche“, auch „Gott“ bezeichnet.

2) De Jong, Reisen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung (1803) I, 271.

3) Ebd., S. 274. Hahn, S. 62f. Waitz, S. 342.

4) Nachricht von den Hottentotten, S. 6.

Sprache Gounia“, nach Hahn ¹⁾ vom Verb gao (herrschen); damit ist offenbar jenes Gauna identisch und der Dualismus eines guten und bösen Gottes nicht ursprünglich, wenigstens nicht sprachlich angezeigt; die Bezeichnung Gottes als des großen Häuptlings könnte ihn allerdings mit einem verstorbenen mächtigen Häuptling oder dem Urahnem zusammenschließen und insofern auch einen lebensfeindlichen abgeschiedenen Geist oder Todesgott bedeuten. Nach Kolbe ²⁾ nennen sie zwar den Mond als ihren sichtbaren Gott den großen Kapitän; doch sei unfehlbar gewiß, daß alle Hottentotten einen unsichtbaren Gott glauben, erkennen und bekennen, dem sie nicht allein das Werk der Schöpfung zuschreiben, sondern auch, daß er noch alles regiere, allem Leben gebe und solche Eigenschaften an sich habe, die sie selbst nicht aussprechen könnten; diesen unsichtbaren Gott zeigen sie, wenn sie ihn recht bedeuten, mit den beiden Worten Gounia (Jouma) Tiquoa, d. i. Gott aller Götter, an; er sei ein guter Mann, der ihnen kein Böses thue, vor dem sie sich deshalb nicht zu fürchten hätten. Daß sie dem Mond als ihrem sichtbaren Gott Ehre anthun und gottesdienstig anbeten, damit verstehen sie, wie Kolbe ³⁾ nachher weiter ausführt, nichts anderes,

1) Beiträge, S. 62.

2) Reisen II, 354. 408. Hahn, S. 62. Roskoff, S. 46. Steude, S. 17. Merensky, S. 86. Hartmann, S. 226.

3) Reisen, S. 411. Hahn, S. 61. Nach demselben berichtet auch Wilhelm Vogel in seiner zehnjährigen ostindianischen Reise (S. 73): „Von Gott und seiner Erkenntnis wissen sie (die Hottentotten) wenig oder nichts; doch spüret man, daß sie eine Veneration gegen den Mond haben. Denn, wenn derselbe neu ist, kommen sie zusammen, schreien und rasen die ganze Nacht, tanzen in einem Kreise und klatschen unter solchen Tänzen mit den Händen. Zuweilen hat man sie auch in dunkeln finsternen Höhlen angetroffen, woselbst sie unter dem Klatschen der Hände etwas hergemurmelt; daneben haben sie sich wunderlich gebärdet, die Augen gen Himmel gerichtet und einer dem andern ein Kreuz vor die Stirn mit einem roten Stein gemalt, welches vielleicht eine Art ihres Gottesdienstes gewesen ist.“

als das unter diesem sichtbaren Gott der unsichtbare müsse verstanden und zugleich angerufen werden; beim Neu- und Vollmond singen und tanzen sie ganze Nächte hindurch, wie er viele Jahre beständig wahrgenommen; bald legen sie sich dabei mit bloßem Leib (wie sie allezeit gewohnt sind zu gehen) auf die Erde; bald richten sie sich wieder auf, sehen nach dem Monde und singen dabei die Worte: Mutschiatzé d. i. „Seid gegrüßt oder willkommen“; Senihar eatzé, „Mache, daß wir viel Honig bekommen“; Choraquakahá chori Ounqūa, „Mache, daß unser Vieh zu fressen bekomme und viel Milch gebe!“ Zugleich klopfen sie sehr stark in die Hände und tanzen darunter, wiederholen auch diese und andere Worte unzählig oft; endlich beschließen sie den Tanz mit dem Gesang: „Ho, ho, ho, ho“, welches mit daruntergemengtem Händeklopfen eine artige Musik ist. Auch nach Kolbe ¹⁾ hatten sie neben dem guten einen bösen Gott Tutuqua oder Tuiquav, ein Name, der aber wieder mit Tiquoa (auch Tequuva, Tuquua geschrieben) und dem des höchsten Gottes Tui' qua in Schmidts Bericht identisch ist, als u-Tixo in mehrere Kaffersprachen übergegangen ist ²⁾ und von Hahn ³⁾ auch mit dem Tsü-//goab, d. h. Wundknie, angeblich einem früheren berühmten Zauberarzt, der eine Verletzung am Knie gehabt, oder einem

1) Reisen II, 414f. Merensky, S. 86. Roskoff, S. 46. Hartmann, S. 226.

2) Merensky, S. 86.

3) Beiträge, S. 62f.: „This (Tshu 'koab) is the word from which the Kafirs have probably derived their u-Tixo, a term which have universally applied like the Hottentotts, to designate the Divine Being, since the introduction of Christianity. Its derivation is curious. It consists of two words, which together mean ‚the wounded knee‘. It is said to have been originally applied to a doctor or sorcerer of considerable notoriety and skill amongst the Hottentotts or Namaquas, some generations back, in consequence of having received some injury in his knee.“ Appleyard, Kafir language, p. 13. Nach einem Hahn von Wangemann brieflich mitgeteilten Koramythos war Tsü-//goab ein Häuptling, der seinen Nebenbuhler besiegte.

siegreichen mächtigen Häuptling, jedenfalls aber dem Mondgott, dessen Flecken als Wunden erschienen ¹⁾, identifiziert wird. Dieser Tsu-//goab (Cü koab) hatte, wie die Alten unter den Kora von ihren Großvätern gehört, zwei Menschen gemacht, einen Mann Kanima d. h. „Straußfeder“ und eine Frau Hau Na Maos, „gelber Messing“, und ihnen Kühe gegeben, deren Milch sie trinken sollten, einen Schakalchwanz zum Abtrocknen des Schweißes, einen Heisstock mit dickem Knopfe, Pfeil und Bogen, um Wild zu schießen, Keule und Schild, um sich zu schützen; von diesem Tsu-//goab erwarten sie alles Gute; er wohnt jenseit des blauen Himmels in einem weissen Himmel, und wenn er den Menschen zürnt und sie strafen will, so kommt der blaue Himmel dazwischen und wendet es ab; die Kora sprechen auch diesem Tsu-//goab gegenüber von einem Kau-naam, der böse ist, und fürchten sich vor ihm ²⁾. Kau-naam entspricht dem Gauna Schmidts, der weisse Himmel dem Glanz des Mondes, während der blaue Himmel sich mit dem Urgott deckt, der als Geist immerhin zugleich als unsichtbar bezeichnet werden konnte ³⁾. Der abnehmende Mond ⁴⁾ stirbt nach Vorstellung der Hottentotten, ist lebensfeindlich als abgeschiedener Geist und der blaue Himmel bedeckt ihn, dafs sein Zorn nicht schade; der Mond lebt dann aber wieder auf als zunehmender. Davon geht der Hottentotten-Mythos über den Ursprung des Todes ⁵⁾.

1) Hahn, S. 68.

2) Burkhardt, S. 71. Was dieser weiter sagt: „Er wohnt in einem Feuer und die Bösen kommen zu ihm“, ist nach Hahn (S. 63) wohl unecht.

3) Himmel heisst /homi (Hahn, S. 16); dies entspricht vielleicht dem Gottesnamen Jouma noch mehr als Gounia.

4) Der Mond legt die Hand an den Mond bei Kopfschmerz, durch den er immer kleiner wird. „Rheinischer Missionsbericht“ 1851, S. 380. Waitz, S. 342.

5) Bleek, Reynard, p. 69sq. Hahn, S. 61f. Burkhardt, S. 76. „Ausland“ 1856, S. 1008. Peschel, S. 495 (mit dem ähnlichen Viti-Mythos). F. Müller, S. 21. Andersson II, 64. Waitz, S. 342. Merensky, S. 86. M. Müller, Einleitung,

aus: Der Mond (//khāb) sandte einst ein Insekt (die Laus) an die Menschen mit dem Auftrag, ihnen zu sagen: „Wie ich sterbe und sterbend lebe, so sollt auch ihr sterben und sterbend leben.“ Auf dem Wege sprach der Hase zum Boten: „Da du ein schlechter Läufer bist, laß mich die Botschaft ausrichten“ (nach anderer Version war er selbst allein mit der Botschaft betraut; vielleicht hat der ähnliche Kaffern-Mythos die Voranschickung eines langsamen Tieres veranlaßt). Der Hase aber sagte den Menschen nur, daß sie wie der Mond sterben würden; deshalb sterben alle Menschen, und die Hottentotten essen sein Fleisch nicht; der Mond aber schleuderte einen Stock nach dem Hasen, der ihm die Lippen aufschlitzte; der Hase aber zerkratzte des Mondes Gesicht, wovon derselbe noch jetzt die Flecken hat, und flieht seitdem scheu über die Erde. Da ebenso die Entstehung der ersten Menschen, wie (durch Vermittelung des Hasen als Todesboten) ihr Tod vom Monde hergeleitet wird und dieser selbst als zuerst gestorben, wemngleich wiedererstanden erscheint, so ist er offenbar als Stammvater, als Urahn gedacht; als Nachtgott steht er auch in besonderer Beziehung zum Totenreich, obgleich er auch anderseits Lebenspender ist, da unter seinem Schein nach der Tageshitze wieder erquickende Kühlung folgt ¹⁾. Insofern der Mondgott selbst

S. 340f. Essays II, 586 mit Hinweis auf 3 Mos. 11, 6 und das Sanskrit-Epitheton des Mondes sasānka „das Zeichen eines Hasen habend“. Sundelin (Feuilleton der „Deutschen Romanzeitung“ von Janke 1882, S. 550f.) führt eine Fabel des Hitopadesa an, wo der Hase sich für einen Gesandten des Mondes ausgiebt, und weist die Verbindung von Mond und Hase auch in Siām, Japan, bei den Mongolen und sogar in unserem Osterhasen nach. Nach Kutzner (Naturbilder, S. 158) sehen die Hottentotten die Seelen der Verstorbenen in den Hasen und essen sie deshalb nicht; daraus erklärt sich sehr gut, weshalb gerade der Hase Todesbote ist.

1) Auch die Nama sehen Tsu-//goab als den Geber alles Guten an; ein hungriger Nama, von einem Missionar gesättigt, sagte: „Du bist wirklich Tsu-//goab, du hast mich gesättigt und froh gemacht; das kann nur Tsu-//goab.“ Hahn, Beiträge, S. 64. Darum braucht man aber nicht mit Langhans (Das Christentum und seine Mission im Licht der Weltgeschichte, S. 184 ff.) nach Benfeys u. a. Vor-

dem Schicksal des Todes und der Verfinsterung unterworfen ist, konnte dann auch ein böser feindlicher Geist ihm und dem guten Urgott dualistisch gegenübergestellt werden ¹⁾, wenngleich, wie gezeigt, sprachlich dieser Dualismus nicht streng fixiert ist; immerhin fürchten sich die Nama sehr bei Sonnen- und Mondfinsternissen, stimmen Klagelieder an, sehen darin Vorboten von Krankheiten unter dem Vieh, das sie an eine andere Stelle treiben, kehren um, wenn sie auf einer Expedition, Jagd u. s. w. sind, in der Überzeugung, kein Glück zu haben ²⁾. Der Mondgott Tsu-//goab erscheint aber bei den Nama auch noch unter anderen Namen als Heitsi-eibib oder Heitsi-kabib (= //Khāb), auch Heigeib ³⁾, in einer Weise, die seine Bedeutung als Urahn und Todesgott, der die Nachkommen nach sich in das nächtliche Totenreich zieht, noch mehr ins Licht setzt, da zugleich Gräber von ihm bzw. früheren Häuptlingen, die er zu sich geholt, gezeigt werden; übrigens ist auch Tsu-//goab nach Hahn ⁴⁾ oft begraben. Lichtenstein ⁵⁾ erzählt: „Der wohlunterrichtete

gang anzunehmen, daß überall dem Sonnenkult und seinem heiteren Tagedienst ein Mondkult mit Nachtdienst vorangegangen (vgl. Spiess, S. 200); bei den Hottentotten hat auch einst, wie wir gesehen, die Sonne in der Kosmogonie eine Rolle gespielt und galt da noch nicht als brennender Speck (Waitz, S. 342; Burkhardt, S. 75).

1) Nach Kutzner (S. 176) sehen die Neger Westafrikas, wie bei einer Mondfinsternis eine große schwarze Katze ihre Pfoten auf den Mond legt und ihn dadurch schwarz macht; um ihn von dem grimmigen Belagerer zu befreien, veranstaltet man mit allerlei Instrumenten und Menschenstimmen einen wahren „Heidenlärm“; die Hinterindier sehen den verfinsterten Mond in den Klauen eines schrecklichen Drachen, der ihn verschlingen will; mit Entsetzen warten sie den Verlauf des Kampfes ab, doch nicht ohne Hoffnung, da der Mond bisher immer Sieger geblieben; in Vorderindien breitet ein böser Geist seine rabenschwarzen Flügel über das milde Gestirn, in der Absicht, dasselbe vom Himmel herunterzureißen.

2) Burkhardt, S. 76. Hahn, S. 62.

3) Hahn, S. 64 ff.

4) Ebd., S. 68.

5) Reisen I, 351 f.

Rademeier zeigte uns auf dem fernen Wege nahe an der Strafe das Grabmal eines Hottentotten, der nach der allgemeinen Sage dieses Volkes, lange bevor Christen in diese Gegenden einwanderten, unter ihnen als Arzt und Weiser gegolten und dessen Andenken noch jetzt durch die Sitte geehrt ward, daß jeder vorübergehende Hottentott einen frischen Blumenzweig auf das Grab wirft. Wir fanden deren in der That mehrere, die kaum vor einigen Tagen hingestreu't zu sein schienen. Übrigens bestand das Grabmal aus einem roh aufgehäuften Hügel von mälsigen Kieseln, der aber wohl 20—30 Schritt im Umfang haben mochte. Wir fanden in der Folge noch oft solche Grabmäler gegen die Grenze des Kafferlandes hin.“ Auch Sparrmann berichtet von diesen Gräbern, die er auf seiner Reise in der südlichen Kolonie (1772) gefunden, weiß aber nichts Näheres über deren Zweck anzugeben. Hahn ¹⁾ hat diese Gräber wiederholt im Groß-Nama-Land gesehen; außerdem kommen sie nach ihm im Herero-Land, im Kaffernland, in Moselekazzis Reiche vor und beweisen die ehemalige Austreibung der Koikoin in diesen Gegenden; jeder Nama sage dem Reisenden dasselbe wie Lichtenstein über diese Gräber. James Alexander ²⁾ sagt: „Die Nama glauben, sie kämen von Osten. Im Lande findet man gewöhnlich große Steinhäufen, auf welche wenige Sträucher geworfen sind, und wenn die Nama gefragt werden, was diese Gräber bedeuten, so sagen sie, daß Heitsi-Eibib, ihr Großvater, unter dem Haufen sich befände; sie wissen nicht, wie er aussieht und was er thut; sie bilden sich nur ein, daß er auch von Osten kommt und viele Schafe und Ziegen hat, und wenn sie einen Stein oder Zweig auf den Haufen werfen, so murmeln sie: ‚Gieb uns viel Vieh!‘“ Nach Hahn ³⁾ kommt Heitsi-Eibib von Osten, weil der Mond im Osten aufgeht und das Siebengestirn, seine Herde, am östlichen Himmel erscheint;

1) Beiträge, S. 65.

2) Expedition of discovery (1838) I, 166.

3) Beiträge, S. 68.

wir kommen auf letzteres noch zurück und halten auch an einer östlichen Urheimat der Hottentotten fest, nichtsdestoweniger aber auch an einer Beziehung auf den Mond. Nach Andersson¹⁾ glauben die Nama an Hitschibib oder Hitschikobib, es sei noch nicht ausgemacht, ob er für eine Gottheit, einen Kobold oder irgendeinen vergötterten Hottentotten der Vorzeit gilt; daß er der Urahn, der die Nachkommen wieder nach sich zieht, sich mit ihnen vereinigt und zugleich in ihren Gräbern weilt und verehrt wird, erhellt aus dem, was Andersson weiter sagt: Sie nehmen an, er sei in jedem Grabe Verstorbenen; jeder, der an einem solchen vorbeikommt, wirft einen Stein, einen Zweig oder eine andere derartige Opfertgabe hin und spricht dabei das Wort Hitschibib aus; diese Grabhügel erhalten daher manchmal beträchtlichen Umfang, und man findet sie über das ganze Land zerstreut, auch im Gebiet der Damara, selbst in solchen Gegenden, wo weit und breit keine Steine liegen und wohin dergleichen aus ziemlich weiter Entfernung getragen werden müssen; nach Kapitän Harris sollen auch im Matebelenland dergleichen Tumuli vorkommen. Burkhardt²⁾ sagt: „Man hört unter den Nama von einem gewissen Heizi Eibib. Der soll gestorben, begraben und wieder auferstanden sein. Im ganzen Lande sieht man seine Steinhäufen oder Gräber, Heisaheirreip genannt; überall soll er begraben liegen. Die Alten warfen einen Stein oder Busch auf den Haufen und sagten: ‚Heizi Eibib, hilf mir!‘ oder ‚Das gebe ich dir; gib du mir Glück, Wild u. s. w.‘ Die Historie aber löst sich auf in allerlei Schmutz; er habe eine Frau und mehrere Kinder mit sehr schmutzigen Nasen gehabt u. s. w.“ Bleek³⁾ hat folgende Legenden über Heitsi-Eibib gesammelt: „Heitsi Eibip oder Kabip war ein großer und berühmter Zauberer unter den Nama. Er

1) Livingstone, Südafrika, S. 324.

2) Missionsbibliothek II, 2. S. 76.

3) Reynard the Fox, p. 75 sqq., No. 36—39. Hahn, Beiträge, S. 65 ff.

konnte geheime Dinge erzählen und prophezeien, was in Zukunft geschehen würde. Einst reiste er mit einer großen Anzahl Volks, und ein Feind verfolgte sie. Bei der Ankunft an ein Wasser sagte er: „Meines Großvaters Vater, öffne dich selbst, daß ich hindurchgehen kann, und schliesse dich hinterwärts.“ So geschah es, wie er gesagt hatte, und sie kamen glücklich hindurch. Dann versuchten ihre Feinde, auch durch die Öffnung zu gehen; aber sobald sie in der Mitte derselben waren, schloß sie sich über sie, und sie kamen um.“ Dieser von Bleek nach Knudsen mitgeteilten Erzählung liegt meiner Ansicht nach die Rettung der Nama vor verfolgenden Feinden durch einen nächtlichen Flußübergang zugrunde, welche auf den Beistand des von ihrem Zauberpriester angerufenen Mondgottes zurückgeführt wurde, der dann mit jenem Zauberer selbst identifiziert wurde; die Anrede des Zauberers: „meines Großvaters Vater“, könnte dem Bilde des Mondes im Wasser gegolten haben; sonst wäre auf einen Naturmythos, eine hottentottische Theogonie, eine Descendenz des Mondes vom Wasser zu schließen; um Regen wird allerdings nach Hahn sowohl der Mond, wie Heitsi-Eibib und Tsu-//goab angerufen. Daß Heitsi-Eibib Mondgott, folgert Hahn daraus, daß jener die Zukunft vorher verkündet, wie der Mond das Geschick des Menschen nach dem Tode, ferner aus dem, was Bleek nach Knudsen zu der angeführten Erzählung hinzufügt: „Heitsi Kabip starb zu wiederholten Malen und lebte wieder auf; wenn die Hottentotten an einem seiner Gräber vorüberkommen, werfen sie einen Stein für gutes Glück darauf. Heitsi Eibip konnte verschiedene Gestalten annehmen; zuweilen erschien er schön, sehr schön, oder sein Haar wuchs lang bis zu den Schultern; zu anderen Zeiten war es sehr kurz.“ Weil der Mond seine Gestalt wechselt, galt er nach Hahn als Zaubermeister. Die zweite Legende, die Bleek auch nach Knudsen mitteilt, ist überschrieben: „Der Sieg des Heitsi Eibip. Anfangs waren zwei. Der eine hatte eine große Höhle im Boden gemacht, setzte sich dabei und befahl den Vorübergehenden, einen Stein gegen

seine Stirn zu werfen. Der Stein jedoch sprang zurück und tötete den, der ihn geworfen, so daß er in die Grube fiel. Zuletzt wurde Heitsi Eibip benachrichtigt, daß viel Volks auf diese Weise starb. Da machte er sich auf und kam zu dem Manne, der ihn aufforderte, ihn zu werfen. Heitsi Eibip schlug es aus; denn er war zu klug; aber er richtete des Mannes Aufmerksamkeit auf etwas zur Seite Liegendes, und während dieser sich umwandte, darauf zu sehen, schlug Heitsi Eibip ihn hinter das Ohr, so daß er starb und in die eigene Grube fiel. Darauf war dort Frieden, und das Volk lebte sehr glücklich.“ J. Alexander ¹⁾ sah eine Höhle, in welcher Heitsi-Eibib gewohnt haben soll; sie weist vielleicht auf jene Urhöhle zurück, aus der alle Dinge hervorgingen. Bleek giebt noch eine andere Version derselben Legende nach Krönlein, in welcher Heitsi-Eibib auch mit dem anderen Namen Heigeip und der Feind Gã-gorip (mit palatalem Schnalzlaut vor beiden *g*) d. h. „der in die Grube stößt“ genannt wird. Wen bedeutet dieser Feind? Ich vermute, den hypostasierten bösen Todesgott, den der Mond durch seine Wiedererneuerung besiegt; ob dieser böse Geist, der dualistisch dem Ur- wie dem Mondgott gegenübertrat, obwohl er sich erst aus ihnen ausgeschieden, auch eine kosmogonische oder vielmehr dem kosmogonischen Hervorgang der Wesen aus der Urhöhle als ein hottentottischer Kronos widerstrebende Bedeutung gehabt, wage ich nicht zu entscheiden; vielleicht liegt die Vorstellung des dunkeln Nachthimmels zugrunde, der anfangs über der Urhöhle lag und durch die Steinwürfe eine Öffnung erhalten sollte, durch die dann, nachdem der Mond ihn überwältigt, Noh und Hingnoh herauskamen auf die Erde. Die dritte Legende, die Bleek nach Krönlein mitteilt, ist die vom Rosinenesser: „Man sagt, als Heitsi Eibip mit seiner Familie auf Reisen war, kamen sie in ein Thal, wo der Rosinenbaum reife Früchte hatte; dort wurde er von einer schweren Krankheit befallen. Da sprach sein junges (zweites) Weib:

1) Expedition of Discovery II, 250.

,Dieser Brave ist durch diese Rosinen (rötliche, angenehm schmeckende Beeren) krank geworden; Tod ist hier an diesem Ort.' Der alte Mann (Heitsi Eibip) jedoch sprach zu seinem Sohne !Urisip (dem Weifslichen): ,Ich werde nicht leben bleiben; ich fühle es; deshalb mußt du mich, wenn ich tot bin, mit sanften (leichten) Steinen zudecken.' Und er sprach weiter: ,Das befehle ich euch zu thun: Von den Rosinenbäumen dieses Thals sollt ihr nicht essen; denn, wenn ihr davon esset, werde ich es euch anthun, und ihr werdet sicher in ähnlicher Weise sterben.' Sein junges Weib sprach: ,Er ist erkrankt von den Rosinen dieses Thales. Laßt uns ihn beerdigen und gehen!' So starb er dort und wurde sogleich bedeckt mit sanften Steinen, wie er befohlen. Dann gingen sie von ihm fort. Als sie an einen anderen Ort gezogen waren und dort abpackten, hörten sie stets von der Seite, wo sie hergekommen waren, ein Geräusch, wie wenn jemand Rosinen äße und sänge:

,Ich Vater von !Urisip,
Vater dieses Unreinen (Schmutzigen, unclean),
Ich, welcher gegessen hatte diese Rosinen und starb
Und im Tode lebe.'

Das junge Weib hörte, dafs das Geräusch von der Seite kam, wo des alten Mannes Grab war, und sagte: ,!Urisip, geh und sieh!' Da ging der Sohn zu des alten Mannes Grab, wo er Spuren sah, welche er als des Vaters Fußstapfen erkannte, und kehrte heim. Da sprach das junge Weib: ,Er ist es allein, deshalb thue dies:

,Thue so dem Manne, welcher Rosinen ißt, auf der Windseite;
Beachte den Wind, so dafs du ihn von der Landseite beschleichst;
Dann fange ihn ab auf seinem Wege zum Grabe,
Und wenn du ihn gefangen hast, so laß ihn nicht gehen.'

Er that so, und sie kamen zwischen das Grab, und Heitsi Eibip, der, als er dies sah, vom Rosinenbaum sprang und schnell lief, wurde am Grabe gefangen. Da sprach er: ,Laßt mich gehen, denn ich bin ein Mann, der tot gewesen ist, damit ich euch nichts anthue.' Aber das junge Weib sprach: ,Haltet den Schelm fest!' So brachten sie ihn nach-

hause, und seit diesem Tage war er frisch und gesund.“ Auch dieser Mythos behandelt das Sterben und Fortleben des Gottes, aber wieder in eigentümlicher Weise, den Tod als Folge des Genusses einer Baumfrucht, die aber dem im Tode fortlebenden, zunächst in der Weise eines spukenden abgeschiedenen Geistes vorgestellten Gotte dann nicht mehr schadet. Liegt etwa eine Reminiscenz an die biblische Urgeschichte oder auch hier die Vorstellung eines Urbaums zugrunde, aus dem die Wesen hervorgewachsen, von dem sie selbst zuletzt als reife Früchte abfallen, um dann gleich dem Samenkorn zu neuem Leben zu erstehen? Oder bezeichnet das Essen des Gottes vom Baum seine Teilnahme an irdischen Genüssen, die Wanderung sein Herabsteigen zur Erde, um Stammvater der Menschen, damit aber auch selbst teilweise sterblich zu werden? Man könnte auch bei den rötlichen Früchten des Baumes an Sterne denken, von welchem der Mond bei seiner nächtlichen Wanderung ist, bei dem Weib an die in der Hottentotten-Sprache weibliche Sonne ¹⁾, die als Morgensonne sein zweites junges Weib genannt werden konnte, das ihn sucht während seines Unsichtbarseins; bei seinem Sohn !Urisip, „dem Weiflichen“, den der Vater unrein, schmutzig nennt, an die Dämmerung, den Nebel. Liegen wirklich Naturmythen zugrunde, so wird man sie freilich immer nach Analogie des Ahnenkult ausgebildet denken müssen; denn zunächst erscheint immer der Held dieser Legenden als ein wenn auch mit übernatürlichen Kräften begabter Mensch, und so hat sich nach Hartmann ²⁾ ein berühmter Mann Heitsi-Eibib oder Tsu-Koab Vergöttlichung erworben; auch Fritsch ³⁾ sieht in beiden wie in dem großen Kapitän, womit die Hottentotten Gott bezeichnen, den Geist eines früheren mächtigen Häuptlings; Peschel ⁴⁾

1) Ist sie vielleicht das Mädchen, welches das Meer gemacht, in der Erzählung eines Nama bei Burkhardt, S. 75.

2) Völker Afrikas, S. 226.

3) Eingeborene Südafrikas, S. 338. 341. 360. Roskoff, S. 48.

4) Völkerkunde, S. 494.

stimmt ihm in bezug auf Tsui-koab zu, wagt jedoch nicht zu entscheiden, ob Heitsi-Eibib ein geschichtlicher Held oder der Mondgott sei. Jener ist aber offenbar auch Schöpfer ¹⁾, und dieser hat auch unzweifelhaft eine universelle kosmische Bedeutung; er ist als Lebensspender zugleich pantheistisch in allem gedacht und wird durch die Natur hindurch immer von neuem Mensch in folgendem Hahn von Jakob de Vries mitgeteilten Mythos: „Es wuchs Gras, und eine Kuh fraß ihn, und die Kuh ward schwanger und kalbte ihn als Stier, und dieser Ochs ward ein großer Ochs. Und die Menschen machten sich eines Tages auf, um ihn zu schlachten, und der Ochs ging einen Hügel hinab, und als sie ihm folgten, um ihn umkehren zu lassen, saß da ein Mann, Milchgefäße zu verfertigen (aus Baumstämmen), und sie fragten ihn: ‚Wo ist der Ochs, der hier herabkam?‘ ‚Ich weiß nicht; er soll wohl vorbei sein!‘“ Da war er es, der wieder Mensch geworden war. de Vries erzählt noch eine Metamorphose: „Die Menschen schlachteten ein Rind. Er ward ein Topf, und sie kochten in diesem Topfe [das Fleisch], und der Topf sog alles, was Fett war, in sich, so daß sie kein Fett bekamen.“ Alles Außerordentliche, Auffallende scheint so auf Heitsi-Eibib zurückgeführt zu werden. Derselbe Berichterstatter fährt fort: „Was ich sagen hörte: alle Lappen von Kleidern und Fellen werden auf sein Grab geworfen, Zweige von Bäumen, Holzstücke, auf daß man auf dem Wege, den man geht, Glück hat; denn die Gräber mit hohen Steinhäufen sind in den Pforten der Wege (Engpässe). Es scheint mir, daß Heitsi-Eibib wohl für allmächtig und für ihren Gott galt und daß ihm in der alten Namaqua-Zeit gedient worden ist.“ ²⁾ Diese Gräber sind auf Grund der Idee einer fortgehenden Menschwerdung des Gottes sicherlich zugleich für alte Häuptlingsgräber zu halten; in

1) Tsoa-tsoas !na Tsū //goaba !hüba gye guru, „im Anfang schuf Tsu-//goab die Erde.“ Hahn, S. 40.

2) Hahn, S. 67.

den Abgeschiedenen wurde zugleich Heitsi-Eibib selbst verehrt, der kraft seiner Selbsterneuerung auch sie noch im Tode weiter leben liefs und zugleich selbst in ihnen fortlebte. Mit Recht bezeichnet ihn Hahn ¹⁾ als Emanation des höchsten Gottes. Er citiert noch eine briefliche Mitteilung des Missionars Eggert aus Groß-Nama-Land: „Der Heizi oder Heize Eibib ist ein Schutzgeist. //Eib gye xgui !gäi chuna di, er thut viele gute Dinge. Er rät den Leuten, die jungen Löwen zu töten und ihre Speise zu essen. Dasselbe sagt er auch inbezug auf die Mäuse (duruna). Doch Heitsi-Eibib ist zuweilen auch ein großer Schelm. Er macht sich zum Topf, und während das Fleisch in ihm kocht, isft er's; dafs er es gewesen, sieht man daran, dafs kein Fett herausgekocht ist. Dafs man Steine, Holz und Gras auf sein Grab wirft, geschieht ihm zur Ehre. Er soll sich darüber freuen, wenn er vom Felde, wo er Ointjes (Zwiebeln) gräbt, zurückkommt, und sieht, dafs man seiner nicht vergessen hat. Giebt man ihm nur wenig Honigwasser, so wird er böse und sagt: ‚Ihr seid nicht gut; volle Backen begehre ich.‘ Giebt man ihm, dann ist er froh und sagt: ‚Ihr seid gute Leute.‘“ Dafs Heitsi-Eibib der Mondgott ist ²⁾, dafür

1) Hahn, S. 68.

2) Mondkult haben wir in verschiedenen Teilen Afrikas nachgewiesen; aber nirgends hat er eine so zentrale Bedeutung wie bei den Hottentotten, bei denen er den gesamten Himmels- und Ahnenkult zu einer höheren Einheit zusammenschlofs. Du Chailly fand einen Neumondtanz bei den meisten Negerstämmen der äquatorialen Westküste, aber konnte von niemand etwas Genaueres über die damit verknüpften Vorstellungen erfahren; meist malten sich dabei die Neger mit Kreide weisse Flecken auf. Am ersten Abend nach dem Neumond vermied in Yungulapay jedermann Geräusch und sprach nur leise; sowie aber der erste schwache Streifen des jungen Mondes sich sehen liefs, trat der König aus seiner Hütte und hielt, über und über mit roten und weissen Flecken von der Gröfse einer Pflirsich bemalt, einen feierlichen Tanz die Strafsse entlang. Oberländer, Westafrika (1878), S. 334f. Ebenhier finde ich die Notiz, dafs du Chailly die oben S. 283 mitgeteilte Anrufung des Geistes Ilogo,

beruft sich Hahn noch auf die Verehrung des Siebengestirns, das die Herde Tsū-//goabs ist, wie auch Heitsi-

der den Mond bewohnt, bei dem Kamma-Volk in Gumbi am Rembo kennen lernte. Die Kamma oder Kommi, wie sie sich selbst nennen, bewohnen die Küstengegend zwischen Kap Lopez und Kap St. Katharina und haben die größte Ähnlichkeit mit den Mpongwe. So spielt aber auch keineswegs Ilogo bei ihnen die Hauptrolle, sondern die den oben S. 336 genannten Hauptgöttern der Mpongwe, Anyambia (bzw. Abambo) und Ombwiri entsprechenden Abambu und Mbuirri, die beide zu den todbringenden Göttern gehören und in der Stadt Aniambia besondere Tempel auf einem heiligen Platze haben; in der Bambushütte des besonders gefürchteten Abambu wurde vom Priester ein ewiges Feuer unterhalten und fortwährend für neue Speise für die Gottheit gesorgt; rote und weiße Farbe lag zum Anmalen für die Verehrer bereit. Außer dem Abambu treibt noch ein scheußliches Nachtgespenst Onenqua in den Wäldern sein Wesen und ermordet jeden Wanderer, dem es in der Finsternis begegnet. In bestimmten Walddistrikten schreibt man dergleichen Spuk auch alten Weibern als Hexen zu. Die verschiedenen Ortschaften haben natürlich auch ihre besonderen Götter. So fand du Chailly in Sangatana am Kap Lopez neben des Königs Wohnung drei Fetischhäuschen, die fünf Gottheiten enthielten. Die vornehmste der letzteren war Pangeo, verheiratet mit Aleka. Im zweiten Häuschen wohnte gleichfalls ein Götterpaar: Makumbi und Abiaba; letztere hatte die Herrschaft und zum Zeichen derselben ein geladenes Pistol in der Hand. Der dritte Gott, Numba, der Neptun der Kamma, war noch Junggesell und hat alle Neger zu bewachen, die im Schiff das Meer befahren. Die Götzenbilder sind roh aus Holz gearbeitet und plump verziert. Die Religion ist wesentlich Ahnenkult, Furcht vor den Abgeschiedenen, die Speisen fordern und mit Unheil drohen, wenn man sie nicht gebührend berücksichtigt; freilich sagen auch die Hinterbliebenen nach einiger Zeit: „Mit dem Tode ist alles vorbei, es ist aus mit ihm.“ Das ist aber gewiß nicht das Ursprüngliche. Der Leichnam wird zwar gewöhnlich oberflächlich in den Sand gescharrt, bei einigen Stämmen aber, z. B. auf Korisko, mit seinem besten Geschmeide behängt, auf einem Stuhl sitzend eingesenkt. Am Fetischplatz an der Mündung des Nazareth traf du Chaillu die Leichen der Vornehmen offen ausgestellt in Särgen, rings um sie die geweihten Kostbarkeiten, von denen niemand etwas anzurühren wagt, desgleichen die Leichen der beim Begräbnis geopferten Sklaven. Die Kranken werden von bösen Geistern besessen, Zauberpriester, rot und weiß bemalt, mit Zaubermitteln behängt, suchen mittels dieser, unter denen ein Ochsen-

Eibib viel Vieh zugeschrieben wird, und am östlichen Himmel erscheint, wie Heitsi-Eibib von Osten kommt und der Mond im Osten aufgeht. Bei Rückkehr des Siebengestirns feierten die Hottentotten ein Jahresfest; sobald es am östlichen Himmel sichtbar war, liefen die Mütter mit ihren Kindern auf einen Hügel, um ihnen die Sterne zu zeigen, damit sie ihre Händchen nach denselben ausstreckten; dann versammelten sich die Einwohner des Kraals zu Tanz und Gesang, wobei immer der Chor lärmend einfiel: „O Sista, du Vater über unserm Haupte, gieb uns Regen, damit unsere Frucht reife, schicke uns ein gutes Jahr!“¹⁾ Nach Hahn²⁾ flehen die Hottentotten bei Wiederkehr der Pleiaden Tsu-//goab um Regen, Gras u. s. w. an. Vor Sternschnuppen fürchten sie sich sehr³⁾. Auch sie gelten wohl für Erscheinungen abgeschiedener Geister, und die Verschmelzung von Himmels- und Ahnenkult in Gestirnkult hatte wohl in alten Zeiten noch eine gröfsere Ausdehnung. Darauf führt die Sage der Hottentotten, dafs dem Toten bei der Begegnung mit der ihr schreiendes Kind tragenden Altfrau auf dem Seelenwege eins seiner Augen ausgestofsen wird; es galt gewifs wie bei den Polynesiern als Seelensitz und wurde vielleicht wie bei den Maori als Stern an den Himmel versetzt⁴⁾. Dem widerstreitet nicht die Vorstellung, dafs das Siebengestirn die Herde des Mondgottes sei; der Glaube an die Inkarnation abgeschiedener Seelen in Tieren kommt auch bei den Hottentotten vor, liegt

horn gute Geister einschliesst, mittels Knochenrasselns, Klingelns, Schreiens u. s. w. die bösen Geister zu vertreiben, veranlassen auch, um ihnen zu entgehen, zur Verlegung eines Dorfes und zu Hexenprozessen (Oberländer, Westafrika, S. 350 ff.). Man wolle aus diesem Nachtrag über die Religion der Kommi an dieser Stelle sehen, dafs ihr den Mond bewohnender Geist Ilogo zwar eine Analogie bietet zum Mondgott der Hottentotten, aber keineswegs wie dieser eine so umfassende Rolle spielt.

1) Burkhardt, S. 8f.

2) „Globus“ XVIII, 140.

3) Burkhardt, S. 76.

4) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 21.

wohl auch manchen Tierfabeln zugrunde und steht beim Hasen als Todesboten in nächster Beziehung zum Mond. Besonders wurde ein Insekt verehrt, *mantis religiosa*, wohl seiner Fangarme wegen, die wie zum Gebet erhoben sind, damit aber auch zum Himmel weisen; man fürchtete sich, es zu töten, rief es an um Befriedigung der Bedürfnisse; wohin es kam, galt es als segenbringend; auf wen es sich setzte, der war Liebling der Gottheit¹⁾. Zur Zauberei der Hottentotten werden wir nachher auch Tiere in Beziehung finden. Ihre Wassernixen, halb Mensch, halb Krokodil, sind unter dem Namen Hilihili auch von den Kaffern gefürchtet²⁾. Die Abgeschiedenen werden zunächst als lebensfeindlich, als böse Geister, //gāu-āgu gedacht; so sagt man: //nāu a, //gāu-āta nĩ „nach meinem Tode (wenn ich ein solcher Geist bin) werde ich es hören“³⁾. Aus Furcht vor den Abgeschiedenen brechen auch die Hottentotten nach einem Todesfall ihren Kraal ab⁴⁾ und setzen die Alten und Kranken in Einöden aus⁵⁾. Die Sterbenden werden kräftig geschüttelt; man schreit ihnen Vorwürfe zu, daß sie die Ihrigen verlassen⁶⁾. Der Sohn bestreicht des Vaters Leiche mit dem Blut eines geschlachteten Bocks⁷⁾.

1) Lichtenstein II, 542. Arbousset, p. 504. Waitz, S. 343 (wonach auch Buschmänner und Betschuana die Bewegungen der Mantis als vorbedeutend beobachten). „Missionsblatt der Brüdergemeinde“ 1838, S. 30. Burkhardt, S. 8. Merensky, S. 86. Hartmann, S. 226.

2) Hahn im „Globus“ XVIII, 68. 82. 141.

3) Ebd. XVI, 247. In einem von Hahn (Beiträge, S. 59) mitgeteilten Spottlied heißt es: „Ihr guten Geister flieht, ihr bösen Geister kommt herbei, laßt dieses Gauners Zunge nichts Süßes zu schmecken bekommen!“

4) Peschel, S. 494.

5) Ebd., S. 493. Moffat, p. 132. Waitz, S. 341. Livingstone, Südafrika, S. 327. Th. Herbert (1626) bei Merensky, S. 86. Lippert, Seelenkult, S. 5; Priestertum, S. 83.

6) Sparrmann, Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung (1784), S. 273.

7) Oberländer, S. 284.

Den Toten werden die Arme auf der Brust gekreuzt, der Kopf zwischen sie gesteckt, die Beine zusammengelegt und an den Leib gezogen; in dieser Stellung wird die Leiche in ein Loch geschoben, das man seitlich im Grabe angebracht ¹⁾; es ist dieselbe Stellung, die sie einst als Embryo im Mutterchofs eingenommen, weil sie im Dunkel der Erde einer neuen Geburt entgegenreifen sollen ²⁾. Über dem Grab wird ein Steinhügel aufgeschüttet ³⁾, das Begräbnis mit einem Schmaus gefeiert, wozu die Tiere erstickt werden ⁴⁾. Auch das Fehlen der Menschenopfer charakterisiert eine höhere Religionsstufe.

Krankheit, Tod und Unglück aller Art werden von bösen Geistern und Verhexung abgeleitet, denen man durch Amulette, Austreibung und Beschwörung mit Hilfe von Zauberpriestern, Kaiaob (Fem.: Kaiaobs) zu begegnen sucht. Diese gelten auch als Regenmacher. Als Honorar für ärztliche Hilfe erhalten sie von einem Häuptling einen Ochsen, von einem ärmeren Mann wenigstens eine Ziege. Auch ehe sie ihre Kunst probieren, lassen sie ein Tier schlachten und essen sich tüchtig satt. Gewöhnlich erklärt ein solcher Wunderdoktor, die Krankheit komme daher, dafs eine große Schlange (Toros) einen Pfeil in den Magen des Kranken geschossen, preßt und drückt diesen Körperteil und sucht dadurch die Krankheitsursache zu entfernen; auch macht er an schmerzenden Leibesstellen kleine Einschnitte und läßt scheinbar eine kleine Schlange, Frosch oder Insekt hervorkriechen; er saugt auch die Wunde aus. Übrigens ist die Lehrlingsschaft eines Kaiaob nicht leicht; er muß Gifte verschlingen, sich einimpfen lassen und sich von giftigen Kriechtieren beißen lassen. Dafür gilt dann auch

1) „Rheinische Missionsberichte“ 1850, Nr. 9. Waitz, S. 343.

2) Kolbe, S. 578. Peschel, S. 494.

3) Oberländer, S. 284. Steingrab eines Hottentotten bei Pniel abgebildet in Wangemann, Bilder aus Südafrika XXXIX, 62.

4) Livingstone, Südafrika, S. 326.

eine Kappe oder irgendein Kleidungsstück, das er getragen, als Schutzmittel gegen alle Krankheiten, um so wirksamer, je schmutziger es ist; in schlimmen Fällen wird etwas von diesem Schmutz, mit Wasser verdünnt, von Menschen oder Vieh getrunken. Andersson fand beim Häuptling Amral eine Kappe, die unzählige Wunderkuren verrichtet. Auch Amulette sind äußerst wirksam, besonders Zähne und Krallen des Löwen, der Hyäne und anderer Raubtiere; auch Holzstückchen, getrocknetes Fleisch und gewisse Wurzeln gelten für heil- und wunderkräftig. Beim Tod eines Herrschers wird ein großes Festmahl veranstaltet; der Thronfolger mußte rohes Fett von den geschlachteten Tieren auf seinen Kopf legen und so lange tragen, bis es völlig zusammengetrocknet war; dann gelangte es in die Hände eines alten Weibes, das mit einem so köstlichen Amulett Wunder that. Auch schreibt man Zauberern die Macht zu, sich in wilde Tiere verwandeln zu können¹⁾. Beim Auszug in den Krieg schießt man eine Krähe, schneidet das Herz heraus und trocknet es an der Sonne; dann wird es unter bestimmten Zauberformeln und Künsten als Pulver präpariert; dies ladet der Zauberdoktor bzw. Anführer in das Gewehr und schießt nach der feindlichen Seite; man glaubt, daß dadurch die Zündlöcher der feindlichen Flinten verstopft werden und die Feinde ein feiges Krähenherz bekommen, daß sie wie Krähen beim ersten Angriff auseinander stieben. Ein solches Zauberstück vollführte 1865 der Häuptling und Oberzauberer !Nanib im Krieg mit den Herero, doch ohne den gewünschten Erfolg²⁾.

Die Hottentotten haben größere und kleinere Häuptlinge, deren Macht indes durch die Gemeindeältesten be-

1) Kolbe, S. 438. Sparrmann, S. 196. Andersson II, 68. Waitz, S. 343f. Livingstone, Südafrika, S. 325f. Burkhardt, S. 76. Peschel, S. 494. Merensky, S. 87. Hartmann, S. 227. Oberländer, S. 284. Auch Hahn (Beiträge, S. 18) erwähnt Tierverwandlungen sogen. Werwolfsgeschichten.

2) Hahn im „Globus“ XIV, 270.

deutend eingeschränkt wird. Bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen zeigen sich die Koikoin in allen forensischen Künsten bewandert; die Pflichten der Blutrache sind nicht völlig erloschen, doch begnügt man sich meist mit Entrichtung von Wehrgeldern¹⁾. In ihren Kriegen sind sie vielfach grausam, nicht bloß gegen die Herero, sondern auch gegen eigene feindliche Stämme²⁾. Ihre kleinen runden Hütten, bestehend aus einem Gerüst rundgebogener Stäbe, das mit Binsenmatten, Tierfellen oder nur Gestrüpp bedeckt ist, haben sie von jeher zu kreisförmigen Kraalen zusammengestellt, die leicht beim Weiterziehen auf eine andere Viehweide abgebrochen werden können; sie lebten schon bei Ankunft der ersten Kolonisten von Viehzucht und Jagd (auch mittels eingezäunter Fallgruben); Reitochsen richteten sie von altersher ab; als Hausgerät hatten sie schon in alter Zeit irdene Töpfe, Körbe, Holzgefäße und Löffel von Schildkrot; Schmucksachen und Waffen, Speere, Wurfstöcke (kiri), Pfeile (vergiftet) verfertigten sie aus selbstgeschmolzenem Eisen, ehe sie sich der Flinten bedienten; die Kleidung besteht in Lederschürzen, Mänteln, Fellmützen, Sandalen³⁾. Thomas Herbert, der 1626 mit einer englischen Handelsflotte nach Südafrika kam, schildert die Hottentotten also:

1) Kratzenstein, S. 9. Peschel, S. 493, der daraus, daß sich die Kei-chhous oder das „rote Volk“ noch jetzt einen königlichen Stamm nennen (Fritsch, Eingeborene, S. 361), vermutet, daß ehemals die Koikoin zu einer Nation unter einem Herrscher vereinigt waren. Vgl. das Loblied auf einen Häuptling in Hahns Beiträgen, S. 49 ff.

2) Hahn im „Globus“ XVI, 202 ff.; XVI, 236 ff.

3) Waitz, S. 339 ff. Burkhardt, S. 7. 74. Peschel, S. 492 f. Oberländer, S. 278 f. Merensky, S. 83. Bild eines Hottentottenkraals in Wangemann, Bilder aus Südafrika XXXV, 54; einer Hottentottenfrau in Nationalschmuck XXXVIII, 59. Feldbau findet sich nach Merensky nur bei den Hottentotten, die in der Kapkolonie auf Dörfern, auf Missionsstationen oder bei Farmern sich selbsthaft niedergelassen; die dünnen Gegenden am Großfluß und im Nama-Land ermöglichen Feldbau kaum für Europäer.

„Ihre Gesichter sind schmal und die Glieder wohlproportioniert, aber tätowiert in jeder Form, wie es ihnen einfällt. Einige rasieren den Kopf, andere haben einen Schopf auf demselben, andere tragen Sporenräder, kupferne Knöpfe, Stückchen Zinn u. dgl. in den Haaren, Dinge, die sie von Seeleuten für Vieh erhalten. Ihre Ohren sind durch kupferne Ringe, Steine, Stücke von Straußeneiern u. dgl. schweres Zeug ausgedehnt, Arme und Beine sind mit kupfernen Ringen beschwert; um den Hals sind Tierdärme gewunden. Einige gehen ganz nackt, andere binden ein Löwen- oder Pantherfell um den Leib. An den Füßen tragen sie mit Riemen festgebundene Sandalen, welche die Hottentotten, die bei uns waren, in der Hand hielten; denn sie stahlen geschickt mit den Zehen, während sie uns ansahen. Es waren Heuschrecken vom Winde herbeigetrieben, die aßen sie gern mit etwas Salz bestreut; aber in Wahrheit öffneten sie selbst Gräber von Leuten, die wir bestattet hatten, und aßen von deren Leichnamen. Ja diese Ungeheuer lassen oft Alte, Kranke und Hilflose allein auf Bergen umkommen, obwohl sie eine Menge von toten Walfischen, Seehunden und Pinguinen haben, die sie als Leckerbissen verzehrten, ohne sie erst zu braten. Man möchte sie für Abkömmlinge von Satyrn halten.“ Nach Merensky ¹⁾ hat man die Öffnung der Gräber durch Hyänen mit Unrecht den Hottentotten zugeschrieben, die auch heutzutage keine rohen Seehunde essen, nicht nackt gehen, nicht den Kopf rasieren noch sich tätowieren. Doch sagt noch Andersson ²⁾: „Sie tätowieren den Leib und reiben die Haut mit Fett ein, auf welches sie verschiedene Pulver (Buku), aus Pflanzen be-

1) Beiträge, S. 79f. Nach Peschel (S. 166) sind die Hottentotten nie des Kannibalismus verdächtigt worden.

2) Livingstone, Südafrika, S. 327. Der Hottentott wäscht sich nicht, streicht dagegen von Zeit zu Zeit den ganzen Körper mit Röteln an und reibt ihn darauf mit Fett ein, worunter wohlriechende Kräuter gemischt sind; der Alltagsanstrich ist rot; bei feierlichen Gelegenheiten trägt man Weiß auf, wozu man sich des Pfeifenthons bedient. Kutzner, Naturbilder, S. 157.

reitet, streuen.“ Nach demselben ¹⁾ findet keine Beschneidung der Kinder bei den Nama statt; dagegen bemerkt Merensky ²⁾: „Puerorum sive adolescentium, priusquam uxores duxissent Hottentotti, unum testiculum (sinistrum) extirpare solebant. Cujus moris monstruosi Tachard, pater societatis Jesu, Boeving et Kolde satis testes sunt. Bei den Weibern schnitten die Hottentotten früher zwei Gelenke am kleinen Finger ab.“ Nach Peschel ³⁾ kommt letztere auch schon von Kolbe ⁴⁾ erwähnte Verstümmelung vorzugsweise beim weiblichen, seltener beim männlichen Geschlecht vor und wird schon in der Jugend vollzogen, aber findet sich auch bei den Viti-Frauen bei der Trauer über Tote; mit Recht faßt sie daher Roskoff ⁵⁾ als Sühnopfer, um die übernatürlichen Mächte günstig zu stimmen; übrigens findet sie sich auch bei den San ⁶⁾, bei einigen der nördlicheren Kaffernstämme, die sie vielleicht von den Hottentotten angenommen ⁷⁾, auf Tonga ⁸⁾ und bei brasilianischen Stämmen ⁹⁾. Weniger Gewicht will Peschel darauf legen, daß bei den Hottentotten wie bei den Viti-Insulanern Männer und Frauen getrennt speisen, da dies auch anderwärts häufig ist. Daß der Zauberpriester die mannbar Gewordenen und gar das Brautpaar bei der Verheiratung mit seinem Urin besudelt, hat seine

1) Reisen II, 70. Livingstone, Südafrika, S. 326. Waitz, S. 341.

2) Beiträge, S. 76.

3) Völkerkunde, S. 495 f. Derselbe hebt namentlich noch das Zusammentreffen mit der Viti-Sage über den Ursprung des Todes hervor; doch will er hier die oben S. 241 auf Grund seiner Hypothese eines untergegangenen Festlandes, dem Madagaskar, Stücke von Ostafrika, die Malediven, Lakadiven, Ceylon, vielleicht sogar Celebes angehörten (S. 34), ausgesprochene Folgerung nicht ziehen.

4) Kolbe, S. 572.

5) Religion der Naturvölker, S. 48.

6) Siehe oben S. 625.

7) Döhne, Zulu-Kafir Diet., p. 406.

8) Waitz, S. 342.

9) D'Azara bei Roskoff, S. 80f.

Analogie bei der Thronbesteigung des Königs von Tahiti und dem Trinken von Rinderharn zur Reinigung von Sünden bei den brahmanischen Hindu ¹⁾. Bei den Nama zeigt sich nach Hahn ²⁾ eine gewisse Hochachtung des weiblichen Geschlechts. Die älteste Tochter darf den Bruder, der sich unritterlich gegen sie oder eine andere benommen, fesseln und schlagen lassen, ohne daß er es wagen dürfte, Einspruch zu erheben. Der geprügelte Sklave bittet den erzürnten Herrn bei seiner (des Herrn) Schwester, abzulassen; die Nichtgewährung dieser Bitte hat eine Buße an Vieh zur Folge, die der angerufenen Schwester zuteil wird. Bei der Mutter Schofs verflucht man den Feind (dieselbe Verwünschung kommt am Ural vor). Die Töchter werden stets nach dem Vater, die Söhne nach der Mutter genannt. Kolbe ³⁾ rühmt, daß nie eine Frau mißhandelt werde; doch wird das nicht von neueren Beobachtern bestätigt; es zeigt sich hier eine Verschlechterung der Sitten ⁴⁾. Die Syphilis wurde wie Pocken und Masern erst durch die Europäer eingeführt, eine Mitursache an des Volkes Dahinschwinden ⁵⁾. Vielweiberei war erlaubt, doch selten ⁶⁾; auf Blutschande stand Todesstrafe ⁷⁾. Doch ging die Gastfreiheit bis zur Darbietung von Weibern ⁸⁾. Kolbe ⁹⁾ fand Mütter schon von 13 Jahren. Kindermord kommt vor, doch aus Aberglauben; so, wenn die säugende Mutter

1) Kolbe, S. 453. Hahn, Beiträge, S. 9. Peschel, S. 493. Nach Thompson (II, 33) werden die Jünglinge mit „heiligem Wasser“ besprengt. Waitz, S. 342.

2) Beiträge, S. 51.

3) Kolbe, S. 552.

4) Peschel, S. 493. Auch Oberländer (S. 279) erzählt von grausamer Behandlung und beliebiger Entlassung der Frauen.

5) Hahn im „Globus“ XVIII, 82.

6) Waitz, S. 341. Peschel, S. 493. Nach Burkhardt (S. 75) freilich nimmt sich der Nama in der Regel erst eine Frau, die bald die alte genannt wird, darauf eine oder mehr junge Frauen.

7) Kolbe, S. 457.

8) Wuttke, S. 168.

9) Kolbe, S. 424.

gestorben ist; von Zwillingkindern wird eins umgebracht ¹⁾. Die Weiber müssen (anders als bei den Kaffern) für das Vieh sorgen ²⁾ und die Hütten bauen ³⁾. Unreinlichkeit, Hang zu berausenden Genußmitteln, Faulheit, die sie lieber langen Hunger ertragen läßt, und Rachsucht verunzieren den Charakter der Hottentotten, die Kolbe sonst als ehrlich, treu, keusch, gütig, barmherzig und als gute Dienstleute rühmt; auch nach Merensky stehlen sie in Verkehr unter einander selten, sind höflich und liebenswürdig, benehmen sich aber gegen die Weissen, die sie auch meist auszubeuten suchen, anders ⁴⁾. Eine eigentümliche Sitte ist es, sich einen Vater oder eine Mutter zu adoptieren; fast jeder, der mit verschiedenen Stämmen in Berührung kommt, muß sich dieser Sitte unterwerfen; der Europäer muß freilich die Väter und Mütter, die er dadurch in jedem Dorfe hat, reichlich beschenken, kann aber auch seinerseits verlangen, was ihm gefällt ⁵⁾. Die Hottentotten sind musikalisch und entlocken der Maultrommel, der !Gora und dem ähnlichen, nur von Weibern gespielten Dschumschum melodische Töne ⁶⁾. Auch den Tanz lieben sie sehr ⁷⁾. Sie haben nach Merensky von Natur einen hellen, klaren Verstand. Wie ihre Sprache, obwohl schwierig, doch hoch entwickelt ist ⁸⁾, so lernen sie auch sehr gut fremde Sprachen ⁹⁾. Als Beispiel von dem Reichtum ihrer Wort-

1) Sparrmann, S. 320. Le Vaillant, Erste Reise, S. 179. 234. „Rheinische Missionsberichte“ 1850, Nr. 9. Waitz, S. 340.

2) Waitz a. a. O.

3) Oberländer, S. 278.

4) Waitz, S. 340f. Andersson in Livingstone, Südafrika, S. 327. Burkhardt, S. 8. Peschel, S. 493. Merensky, S. 81f.

5) Oberländer, S. 284.

6) Ebd., S. 282.

7) Livingstone, Südafrika, S. 327.

8) Siehe oben S. 241.

9) Peschel, S. 494. Merensky, S. 82 ff.

bildung und zugleich ethischen Begriffsbildung seien angeführt die Ableitungen von der Wurzel k(h)oi: koib (Mann), kois (Männin), koi-i (Person), koi-gagu (Ehe schliessen, eig.: Menschen sein gegenseitig, gleichsam in ein menschliches Verhältnis treten), koi-ga-gu-s (Ehebund), koi-si (freundlich), koi-si-s (Menschlichkeit, Humanität ¹⁾). Gegenüber lieblosen Anthropologen, die altertümlichen Volksstämmen vorwerfen, daß sich in ihrer Sprache kein Wort für Gott oder Moral finde, mahnt Peschel ²⁾ daran, daß die Hottentotten, die man einst auf die tiefste Stufe gestellt, obiges Wort für Humanität besitzen. Die Hottentotten haben auch eine reiche Poesie mit Parallelismus der Glieder; man begegnet in ihr nach Hahn ³⁾ folgenden Gattungen: 1) Loblieder auf Häuptlinge, auf Jäger, die reiche Ausbeute von der Jagd bringen, überhaupt auf hervorragende und ausgezeichnete Männer; 2) Schimpf- und Spottlieder mit den beleidigendsten und gemeinsten Ausdrücken gegen den Feind; 3) didaktische Lieder, die Ermahnungen und Warnungen enthalten; 4) Wiegenlieder, die die Wärterin (Mutter, Schwester) zu improvisieren pflegt; 5) beschreibende Lieder, welche Tiere (Giraffe, Gazelle u. s. w.) besingen. Von Liebesliedern ist Hahn kein Beispiel bekannt geworden; doch fehlen sie nach ihm nicht, werden nur am meisten vor den Missionaren verborgen gehalten. Die Tierfabeln der Hottentotten seien auch hierbei noch einmal erwähnt. Merensky ⁴⁾ charakterisiert die Hottentotten als die Sanguiniker unter den Afrikanern; ihre Gefühle sind leicht zu erregen und äußern sich in lebhafter Weise; so sind sie auch den Eindrücken des Evangeliums zugänglich; sie sind empfindsam und schluchzen, weinen und beten; aber leider verfliegen diese Eindrücke oft ebenso schnell, als sie kamen. Immerhin

1) Hahn, Beiträge, S. 32.

2) Völkerkunde, S. 492.

3) Beiträge, S. 58f.

4) Beiträge, S. 82. Vgl. Kratzenstein, S. 35.

ist das Heidentum der Hottentotten bei einem großen Teil des Volks christlichem Einfluß gewichen ¹⁾).

c. Die Insel Madagaskar, das Großbritannien Afrikas, an Flächeninhalt Frankreich gleich, liegt 300 Meilen von Mozambique, dem nächsten Punkt des afrikanischen Kontinents ²⁾. Die Annahme, daß sie der Rest eines untergegangenen großen Festlandes (Lemuria) im indischen Ozean sei ³⁾, so vieles auch dafür zu sprechen scheint, hat an den Messungen seiner Seetiefen bis jetzt keinen Anhalt ⁴⁾. Schon Marco Polo kennt die Insel unter dem Namen Magaster ⁵⁾; 1506 besuchte sie der portugiesische Vizekönig von Indien, Lorenz Almeida ⁶⁾; 1642 machten Franzosen und Engländer ihre ersten Kolonisationsversuche ⁷⁾. Den

1) Merensky, S. 87.

2) Sibree, Madagascar and its people (1870), p. 17.

3) Ib., p. 94sqq. Sclater, Quarterly Journal of Science (April 1864). Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte (6. Aufl. 1875), S. 321. 619. Peschel, S. 34f. Siehe oben S. 657 Anm. 3.

4) Kirchhoff hat sie in seiner neuen Bearbeitung von Peschels Völkerkunde (5. Aufl. 1881) aufgegeben, zumal da das Vorkommen von Lemuren (Halbaffen) neuerdings auch im tropischen Teil des afrikanischen Festlandes nachgewiesen ist.

5) Sibree, p. 18. Falkenstein, Geschichte der Entdeckungsreisen I, 98. Nach Marco Polo hauste auf der Insel der ungeheure Vogel (Rak oder Rukh, der stark genug war, um mit seinen Krallen einen Elefanten (der auf Madagaskar aber gar nicht vorkommt, so wenig als Nashorn, Giraffe, Antilope, Zebra, Löwe, Leopard, Hyäne; Sibree, p. 94) wegzuführen. Ibn-al-Uardi versetzt gleichfalls diesen Vogel auf eine Insel des Ozeans (Notices et extraits II, 56). Sibree (p. 66. 543sqq.) sieht in ihm den ausgestorbenen Aepyornis maximus; vielleicht stellten sich aber auch die malayischen Madagassen den Urgott als einen Riesenvogel vor, der das Welteigebrütet, wie die Polynesier.

6) Sibree, p. 11. Vgl. Falkenstein II, 22f.

7) Sibree, p. 11. 18. Gegen die bis jetzt fortdauernden Eroberungsgelüste der Franzosen, die schon die blutigen Christenverfolgungen unter Ranavalona I. zur Folge hatten (Ellis, Madagaskar, S. 384ff., hinter Livingstone, Südafrika), bemerkt Sibree: „Their pretended rights have never had the questionable justification of conquest.“ Descartes (Hist. et géographie de Madagaskar

Arabern war sie schon längst vor den Europäern bekannt, wenigstens Küstenstriche, wo sie Handel trieben ¹⁾, sich niederließen, eingeborene Stämme mohammedanisierten und sich mit ihnen vermischten. So sollen sich in der Bembatoka-Bai Araber seit langer Zeit niedergelassen haben ²⁾; ferner werden als Araber auf der Nordwestküste genannt die Antalotches, „das Volk von jenseit des Meeres“ ³⁾, die Antalaots von Mondjangaie, die nach Guillain ⁴⁾ von arabischen Kolonisten der afrikanischen Küste stammen, nach Leguével ⁵⁾ aber Suaheli sind. Die Eingeborenen der Insel St. Marie an der Ostküste nennen sich Zafy Ibrahim, „Kinder Abrahams“ ⁶⁾; Waitz findet dieselbe Bezeichnung in den Zafferamini, die im 15. Jahrhundert eingewandert sind ⁷⁾, deren Namen Froberville ⁸⁾ als „Nachkommen der Imina“, einer Tochter Mohammeds,

[1846], p. 41 sq.) erzählt nach dem alten Chronisten Dubois, daß die Madagassen sich anfangs gegen die Franzosen im höchsten Grad dienstfertig, höflich und ehrerbietig zeigten; sie ließen sie beim Eintritt in ihre Häuser über ihre eigenen Leiber passieren und ehrten sie fast wie höhere Wesen; aber durch grobe Ausschweifungen, schreiende Ungerechtigkeit und empörende Willkür verscherzten die ersten Kolonisten in kurzer Zeit die gute Meinung der Eingeborenen; die von ihnen verübten Greuel sind zum Teil schaudererregend. Waitz, S. 442.

1) Sibree, p. 18. Siehe unten S. 673.

2) Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Africa, Arabia and Madagascar (1883) II, 100. Sibree, p. 276.

3) Rochon, Reise nach Madagaskar, im „Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen“ VIII, 18. Descartes, p. 270. D'Unienville, Statist. de l'île Maurice et ses dépendances (1838) III, 243. Waitz, S. 428.

4) Documents sur l'hist., la géogr. et le commerce de l'Afr. orient. (1856) II, 2. p. 415. Sibree nennt den Ort Majanga.

5) Voy. à Madagascar (1840) II, 57. Waitz, S. 429.

6) Lloyd im J. R. G. S. XX, 56. Waitz, S. 428. Sibree l. c.

7) Rochon, S. 17. Leguével II, 180. Nach demselben (I, 37) soll ihnen eine große, aus Arabien mitgebrachte Granitvase besonders heilig gewesen sein. Waitz, S. 440. Ellis (S. 371) nennt diese mit Eingeborenen vermischten Araber Zafindramina.

8) Bull. soc. géogr. (1839) I, 259.

deutet. Stark mohammedanisiert bzw. arabisiert sind auch die kupferfarbenen, teilweise wollhaarigen Antemori (Antaymours) von Matitanana (Matitane) auf der südlichen Hälfte der Ostküste; sie wenden beim Beten das Gesicht nach Osten, baden sich täglich, grüßen mit „Salama“ und haben als angebliche Auswanderer von Mekka ihre Überlegenheit über die Eingeborenen in so hohem Grade geltend zu machen gewußt, daß man ihnen eine besondere Macht über die Elemente und über die Krankheiten zuschreibt und von ihnen Amulette kauft¹⁾. Sie können lesen und schreiben, haben aber kein eigenes Alphabet, sondern das arabische²⁾ und in diesem geschrieben eine ältere Literatur. Flacourt³⁾ und Jacquet⁴⁾ führen 42 Bücher an, die sich in den Händen ihrer Priester (Ombiassen) befinden: 1) Fassiri (arabisch „Erklärer“), ein arabisch-madagassisches Wörterbuch. 2) 27 medizinische Traktate oder vielmehr Rituale aller bei Krankheiten üblicher abergläubischer Zeremonien, teils in arabischer, teils in madagassischer Sprache, als: Alimarini, Buch der Krankheiten; Aliouazeo, Buch der Wunden; Sadeo, von den Kopfkrankheiten; Lohamahe, vom Fieber u. s. w., — Bücher für alle einzelnen Krankheiten. 3) 13 kosmo- bzw. astrologische und magische Schriften: Alibihar, Buch des Meeres; Larouui, Buch der Erde; Samai, Buch des Himmels; Samoussi, Buch der Sonne; Alakamari, Buch des Mondes; Nozouma, Buch der Himmelszeichen; Zoma⁵⁾, Buch des Tages; Alimatari, Buch des Regens; Rehon, Buch der Winde; Sihabi, Buch der Wolken; Sarisari, Buch des Windes; Lahachimou, Buch des Wahrsagens mit der Feder oder Talisman;

1) Leguével I, 187 sqq. Waitz, S. 428. Grundemann II, 3. S. 84. Sibree, p. 276.

2) Leguével II, 57. Sibree, p. 558.

3) Histoire de Madagascar (1648).

4) Bibliothèque Malaye, p. 80 sqq.

5) z ist in Malagasi eine Verwandlung des alten y. F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 89.

Sarabo, Buch des Wahrsagens mit dem Sand; endlich ein Buch zur Beschwörung der Heuschrecken. Rochon ¹⁾ spricht auch von historischen Büchern. Sibree ²⁾ hat solche Bücher in Antananarivo, der gegenwärtigen Hauptstadt von Madagaskar, nicht gesehen, auch keine Bekanntschaft mit derartiger Litteratur oder arabischer Schrift in den von dem jetzt herrschenden Stamm der Hova bewohnten zentralen Provinzen gefunden; sie war nach ihm nur lokal für bestimmte Zwecke in Gebrauch; auch zeigt das Arabische nur geringen Einfluß auf die einheimische Sprache. Nach Waitz ³⁾ bedienten sich die Madagassen bis auf Radama des arabischen Alphabets. Dies kann sicherlich nicht von allen Stämmen gelten, am wenigsten von den Hova; um ihre Suprematie zu erhalten, mochte König Radama I. (1810—1828) allerdings die Ausbreitung arabisierender Kultur von schwächeren Stämmen nicht begünstigen, vielmehr suchte er Förderung seines Volkes durch die Engländer ⁴⁾. Auf diese Weise mögen freilich viele alte Überlieferungen und Stammessagen vergessen worden sein, die in jener Litteratur gewiß unter der arabischen Hülle aufbewahrt waren, wengleich der Islam anderseits dem Polytheismus als solchem feindlich war; doch zeigt jene Litteratur zur Genüge, wie er ihm unter anderen Namen Raum ließ. Jedenfalls, wenn nach Sibree die Madagassen keine Mythologie, Götterfabeln und Überlieferungen wie die Hindu und andere asiatische Heidenvölker haben, entspricht das wenig der reichen Mythologie und Kosmogonie, die wir gerade als ein Charakteristikum der malayo-polynesischen Rasse kennen lernen werden, und doch bildet ein Zweig dieser Rasse die Hauptbevölkerung von Madagaskar; mögen daher Missionare, Reisende und Sprachforscher ihren alten Sagen und Büchern noch gründlich nachspüren! Ohnedies

1) Reise, S. 17.

2) Madagascar, p. 558.

3) Anthropologie II, 428.

4) Ellis, S. 372.

stellt Madagaskar noch manches wichtige Problem für die Wissenschaft, das dringend Lösung fordert. So die Frage nach den Urbewohnern. Als solche werden in der Überlieferung der Madagassen die Wazimba genannt, deren Steingräber sogar als nationale Heiligtümer gelten¹⁾. Die Königin Ranavalona I. selbst sagte in ihrer gegen das Christentum gerichteten Proklamation am 1. März 1835: „Wer die alten Gräber der Vazimba zerstört, begeht ein Verbrechen“²⁾. Nach Sibree³⁾ befindet sich an vielen Plätzen der Nachbarschaft von Antananarivo eine Zahl alter Gräber, die der Vazimba genannt und mit heiliger Scheu, ja Furcht betrachtet, weil diese Vazimba für eine bald böse bald wohlwollende Art von Dämonen oder Halbgöttern gelten; eine Entweihung oder Mißachtung dieser Gräber würde sich nach der Meinung des heidnischen Teils der Bevölkerung schwer rächen. Er beschreibt sie als rohe, formlose (shapeless) Hügel von Erde und Steinen, häufig überschattet vom Fano-Baum, einer Art Mimose, die wohl deshalb eine gewisse Heiligkeit erhalten hat; der Same wird gebraucht für das Sikidy genannte Orakel. Nach Sibree⁴⁾ haben die Vazimba Imérina und die Zentralprovinzen inne gehabt, bis die Hova dieselben in Besitz nahmen und jene entweder ausrotteten oder doch in sich absorbierten; nach der Überlieferung waren sie ein Volk etwas unter Mittelstatur, mit dünner, flacher, zur Stirn sich verengenden Kopfbildung. Ein Rest dieses Volkes findet sich nach Sibree noch im Westen der Insel in einem Teil der von den Sakalava bewohnten Gegend zwischen zwei Flüssen, wo die Vazimba eine Kolonie ihres Namens gegründet haben sollen. Auch Descartes' Karte zeigt sie unter dem 19. Grad der West-

1) Waitz, S. 426f. Ellis, S. 340.

2) Descartes, p. 175. Ellis, S. 389.

3) Madagascar, p. 251sqq.

4) Ib., p. 272.

küste¹⁾. Sibree nimmt an, daß Malayenstämme zu verschiedenen Zeiten auf Madagaskar eingewandert sind, und hält die Wazimba für Einwanderer einer früheren Periode; doch werden sie nach Leguével²⁾ von den Madagassen als negerähnlich beschrieben und entsprechen in ihrem Namen so sehr den Wazimba, Wazumba (wie auch die Wasuaheli bei dem Wanika heißen), Mo-zambi-kern, Sendsch, Zing (schon bei Cosmas, p. 132), Zang der gegenüberliegenden afrikanischen Ostküste³⁾, daß sie mit diesen offenbar verwandt erscheinen⁴⁾, wenn sie auch in ihren Resten sich den malayischen Stämmen assimiliert und deren Sprache angenommen haben⁵⁾. Wie die Wazimba auf Madagaskar nach Leguével als Zauberer und Menschenfresser gefürchtet waren⁶⁾, was auch die Furcht vor ihren Geistern und Gräbern selbst bei ihren Besiegern, den Hova und den von diesen, um sie sich günstig zu stimmen, ihnen gewidmeten Kult erklärt, so waren auch die Sendsch der ostafrikanischen Küste, wie oben erwähnt, bei den Arabern berüchtigt als Zauberer und einige Stämme als Menschenfresser. Wie die Sendsch schon längst im Mittelalter auch auf der nach ihnen genannten Insel Zanzibar unter einem König selbst erscheinen, so können sie schon sehr früh auch nach der Westküste Madagaskars gekommen sein,

1) Drury (Adventures, 1728) fand sie schon im Westen in der Gegend von Menabe am Mani-Fluß und schreibt ihnen eine platte Stirn, plattes Hinterhaupt, weniger langes und weniger wolliges Haar als den übrigen Madagassen zu. Waitz, S. 426. Nach Descartes (p. 271) sind die Wazimba dunkle rote Menschen von langem Gesicht, platter Stirn, dicken hängenden Lippen und zugefeilten Zähnen. Waitz, S. 360.

2) Voy. à Madagascar II, 121.

3) Siehe oben S. 454f.

4) Waitz, S. 360. 426.

5) Adelung (S. 256) führt einige madagassische Wörter an, die an kafferische anklingen. Nach F. Müller (S. 97) hat der Einfluß der für den Auslaut sehr empfindlichen Kafirsprachen sich frühzeitig im Malagasi geltend gemacht.

6) Palacky, Die pelagischen Inseln von Afrika, S. 109.

während die Osthälfte der Insel von malayischen Stämmen besetzt wurde, die dann, durch neue Zuzüge aus der asiatischen Heimat verstärkt, allmählich auch nach Westen vorzudringen und die Vazimba zurückdrängten, bis diese endlich den Hova ganz unterlagen. Die Araber haben auch Sklaven von der Ostküste Afrikas auf Madagaskar eingeführt ¹⁾. Die früheren Schriftsteller über Madagaskar z. B. Rochon, erwähnen häufig eines Kimo (Quimo) genannten Zwergvolkes im Innern der Insel, an Höhe nicht über 3 Fufs 6 Zoll, aber von edler Haltung und Geschick in verschiedenen Handwerken. Doch weiß man nach Sibree ²⁾ im gegenwärtigen Jahrhundert nichts von demselben in der Hauptstadt. Ellis ³⁾ und Palacky ⁴⁾ identifizieren es mit den Vazimba ⁵⁾. Es folge noch eine auch für die Religion

1) Leguével I, 111. Waitz, S. 428.

2) Madagascar, p. 272. Isaacs (II, 369) nennt die Geuricas als ein wildes, den Buschmännern ähnliches Volk im Innern der Insel. Waitz, S. 427.

3) Madagascar, S. 370.

4) Die pelagischen Inseln, S. 109.

5) Ein großer Teil der Insel ist noch wenig erforscht (Sibree, p. 97). Waitz (S. 426) nennt noch als angebliche Aboriginer im Osten der Insel die Ompize und Ontesatrua; (die Tsavoai und Tsavati im Osten, unter 23½ Grad [bei Descartes] erklärt er als arabische Bezeichnung von Hirtenstämmen), Sibree in seinem Buch „The great African Island“ die Behosy auf der Westseite. Nach Rev. E. Coussins wohnen die Behosy oder Kalio etwa sieben Tagereisen westlich von der Hauptstadt in einem walddreichen Landstrich, der sich von Mojanga bis Mahabo erstreckt. Sie ernähren sich von Honig, Aalen und Makis; ihre Haut ist schwarz; ihren Namen Behosy haben sie von den Netzen, die sie anfertigen; gleich den Affen springen sie von Baum zu Baum, und da ihr Land sehr gebirgig ist, so kann man ihnen nur schwer ankommen; sie sind äußerst furchtsam und sterben vor Furcht, wenn man sie fängt. Nach einer Notiz in der „Antananarivo Amual“ bewohnen sie das Gebirge Bemaraha in dem östlichen Teil der großen Depression, die im Westen das hohe Zentralplateau von Madagaskar begrenzt, fast unter dem 19. Breitengrad (O. Jankes „Deutsche Romanzeitung“, Feuilleton 1882, S. 456). Auch Rev. W. Cowan hat sich durch geschichtliche Untersuchungen über die Völkerstämme Madagaskars ausgezeichnet;

der Vazimba und zugleich des malayischen Sakalavenstammes, der sie auf der Südwestküste verdrängte, höchst charakteristische von Leguével ¹⁾ aufbewahrte romantische Sage: Der Berg Tangoury unweit Menabe, der Hauptstadt der Sakalaven birgt in seinem Feuer-schlund den Palast „des Feindes der Menschen“, dem man beim Voll- und Neumond Stieropfer bringt; denn zu dieser Zeit hat er immer Durst nach Blut ²⁾. Er hat schon mehrere Geschlechter der Sakalaven verschlungen; doch liegt er jetzt seit Jahrhunderten eingeschlossen in seinem Palast auf großen Haufen Goldes gebettet. Der Sakalavenkönig Ramahiva hatte eine Tochter, Fihali („der Streit“), die der Schmuck des Landes war; ihre Schönheit fesselte alle Männer, und mehrere Fürsten stritten um ihren Besitz; aber Fihalis Herz schwieg, und ihr Vater wies ihr zuliebe Verbindungen zurück, die seine Macht und Reichtum vermehrt hätten. In dieser Zeit erhielten einige umherirrende Verstossene die Erlaubnis, sich im Gebiet von Menabe niederzulassen; es waren die Trümmer des alten Volks der Vazimba; sie wünschten nur zum Anbau, um zu leben, eine kleine Strecke Landes zu besitzen, wo sie geboren waren. Sie kennen die Eigenschaften aller nützlichen und schädlichen Pflanzen, und die Sakalaven, die ihre höhere Begabung wohl wissen, fragen sie stets um Rat, wenn sie sich im Unglück bedroht glauben. Ehe sich diese Fremde zwei Tagereisen weit von Menabe niederließen, wo noch jetzt einige ihrer Nachkommen leben, denen sich ihre Heilkünste hinterlassen haben, blieben sie einige Zeit in dieser Stadt. Ein junger

er war auf der Insel noch zusammen mit dem Naturforscher Johann Maria Hildebrandt, bis dieser 16. Mai 1881 am Fieber starb („Natur“ 1882, S. 72).

1) Voy. II, 120. Ein Araber erzählte sie ihm, als in der Gegend von Menabe allgemein verbreitet. Waitz, S. 444 ff.

2) Zeigt sich darin nicht ein Zusammenhang des Todesgottes mit dem sterbenden Mond, wie bei den Hottentotten? Doch sind Erdbeben- und Vulkangötter echt malayo-polynesisch.

Mann, Raafou („der Mann des Feuers“), stand an der Spitze dieser unglücklichen Kolonie, der Sohn eines mächtigen und verehrten Häuptlings, der kurz zuvor in einem Kampf gefallen war. Raafou hatte sich bei den Seinigen den Ruhm der Tapferkeit erworben, den die Ehrfurcht noch erhöhte, die die Vazimba vor seiner hohen Geburt und seinem Wissen hatten; dazu hatte er eine schöne Gestalt und kräftigen Körper. Die Tochter des Ramahiva hatte Mitleid mit diesem letzten der Vazimba und wollte selbst seine noch blutenden Wunden verbinden; sie wurde gerührt von der Erzählung seines Unglücks und seiner Kämpfe auf dem Gebirge Ambohitzmene und bald bemächtigte sich ihrer glühende Leidenschaft. Der junge Vazimba teilte sie, und Ramahiva, der das Glück seiner Tochter wollte, gab seine Einwilligung zu dieser Verbindung; doch der Tod wollte Zeuge ihrer Hochzeit sein, und ihr Hochzeittag wurde ein Grab. Der Riese des Berges, seit einiger Zeit aus seinem jahrhundertelangen Schlaf erwacht, hatte von der Schönheit Fihalis und ihrer Verlobung mit einem Manne gehört, auf den er eifersüchtig war; denn Raafou war von seinen Vorfahren in die Geheimnisse der Natur eingeweiht worden und konnte bisweilen die Menschen der Rache des Ungeheuers entziehen, das dem Feuer gebietet. Der Riese befahl einem seiner Diener, Sakare, eine Luftgestalt anzunehmen und zu dem jungen Mädchen zu gehen, um zu sehen, ob sie dem Bilde wirklich gleiche, das die Sakalaven von ihr machten. Seine Erzählung erregte die Begierde des Riesen, der seitdem dem Besitz Fihalis nachstrebte; er gab zuerst seinen Willen durch einen furchtbaren Sturm kund; die Sonne, von dicken Wolken bedeckt, verbarg sich den Sakalaven; Donner und Blitz zerschlug das Thor der Wohnung des Häuptlings; mehrere gewaltige Erdstöße zeigten, daß der Berg Tangoury von einem mächtigen Arm erschüttert wurde; Feuerströme bedrohten die Stadt und ihre Bewohner. Ramahiva eilte erschrocken zu den Wahrsagern, und der Sikidi (siehe oben) nannte

ihm bald das Opfer, das man von ihm verlangte. Doch Raafou blieb unerschütterlich, er fragte seine Oli (Schutzgötter) und faßte einen kühnen Entschluß, der ihm das Leben kosten sollte, um das seiner Geliebten zu retten. Der Kabar (Volksversammlung) hatte beschlossen, um das Volk zu retten, dem Willen des Ungeheuers nachzugeben, und der König mußte sich in die Auslieferung seiner Tochter am andern Tage fügen. Der Geruch von dem Blut der geopfertem Stiere war von dem Winde zur Höhle des Berges getragen worden; darum hörte mit Einbruch der Nacht die Erde auf zu zittern, die Wolken und die Asche, die den Himmel verdunkelten, zerstreuten sich, und man sah nur noch einige matte Flammen von Zeit zu Zeit aus dem Schlunde aufsteigen. Raafou mit Fanfudi (Amuletten) bedeckt und mit einem Bündel Assagaien bewaffnet, verließ um Mitternacht, während alles im Schlaf lag, Menabe, nachdem er den letzten Kuß auf die Lippe seiner Geliebten gedrückt, erreichte unbemerkt die Ebene und schritt dem Berg zu, um mit dem Riesen zu kämpfen; auf einer leichten Pirogue, die er im Schilfe fand, setzte er über das „schwarze Wasser“, rief die Geister seiner Ahnen an und ging mit festem Schritt der schrecklichen Höhle zu, seinem Feind entgegen. Die Geister aber, welche den Berg bewachten, hatten den Riesen aufgeweckt; in einem Augenblick verwandelte er den Verlobten der Fihali in Asche; seine Amulette, seine Waffen und seine Wut vermochten ihn nicht zu erretten. Ein neuer Erdstofs verkündete den Triumph seines schrecklichen Nebenbuhlers. Dieser Stofs, der die Häuser von Menabe erschütterte, ließ auch die Tochter Ramahivas erzittern. Eine traurige Vorbedeutung, ließ sich der häßliche Vurundul in diesem Augenblick am Fenster nieder und schien mit seinem unheilbringenden Geschrei den Tod ihres Geliebten zu verkünden. Sie ließ Raafou von ihren Frauen suchen; sie riefen ihn vergebens: er war für immer verschwunden. Am folgenden Tage

trugen vier junge Mädchen die Leiche Fihalis, von Gift entstellt, das sie genommen, zum Grabe ihrer Väter. Ihr Tod besänftigte den Riesen, der seitdem nur noch seine Wohnung verlassen hat, um tollkühne Menschen zu schlagen, die es wagen, sich ihm zu nähern. Die Wahrsager behaupten, daß er eines Tages von den Ombiassen (Zauberern) besiegt werden wird, die aus Osten kommen, und der Sakalavenkönig Ramitrah, Nachkomme Ramahivas, erwartet Gelehrte von Mekka, die ihn beschwören sollen; wenn sie ihn aus seinem Schlupfwinkel zu vertreiben möchten, würden die Sakalaven über die Schätze gebieten können, die im Berge verborgen liegen.

Schon der Name Madagaskar oder nach gewöhnlicher einheimischer Bezeichnung Malagas¹⁾, die freilich, als Cauche²⁾ 1638 die Insel bereiste, nur erst deren südlichen Teil bedeutete, und die Selbstbezeichnung ihrer Bewohner und Sprache als Malagasi (Madagasi, Madekassi) weist auf die Einwanderung von Malayen, vollends aber die ganze Beschaffenheit der Malagasi-Sprache, „die nach ihrem grammatischen Bau- und Wortschatz zu den malayischen Sprachen gehört³⁾. Daraus, daß diese Sprache gegenwärtig über die ganze Insel verbreitet ist mit verhältnismäßig nur geringen Dialektunterschieden⁴⁾, folgert Sibree⁵⁾ mit Recht, daß alle die Stämme, welche jetzt auf Madagaskar gefunden werden, es schon einen sehr langen Zeit-

1) Waitz, S. 426. 431. Über den Wechsel von *d* und *l* im Malayischen siehe F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 93f.

2) Relations de l'Isle de Madagascar (1651), p. 92. Cauche fand auf der Insel keine Städte und große Flecken, sondern nur kleine mit ärmlicher Umzäunung befestigte Dörfer und im ganzen wenig Spuren einer vorgerückteren Kultur; die Einwohner wurden von vielen kleinen Königen, die fast immer mit einander Krieg führten, regiert. Falkenstein III, 41.

3) Kefsler, Introduction to the language and literature of Madagascar (1870).

4) Vgl. Waitz, S. 430. Palacky, S. 109.

5) Madagascar, p. 270.

raum bewohnen müssen, da, wenn je von ihnen verschiedene Sprachen gesprochen worden sind, sie sich so amalgamiert haben mit einander, daß jetzt nur eine Sprache besteht. Schon Reland und Hervas fiel die Übereinstimmung mit einzelnen malayischen Wörtern auf ¹⁾. Valentyn ²⁾ hat darauf hingewiesen, daß Madagaskar in früher Zeit von Java aus (nach de Barros) besucht worden und die Sprache viele javanische Worte besitze; doch beziehen sich diese nach Crawford nur auf importierte Gegenstände; zugleich erinnerte er an die Korruption des Malayischen auf Java; er setzt die malayische Einwanderung nach Madagaskar in die Zeit vor Beginn des indischen Einflusses auf die Malayenvölker, der nach ihm ins zweite ³⁾, nach Raffles ⁴⁾ ins erste Jahrhundert n. Chr., nach Lassen ⁵⁾ noch ein Jahrhundert früher fällt. W. v. Humboldt ⁶⁾ hat das Malagasi als mit der Tagala-Sprache zu einer Gruppe der Malayen-Sprachen gehörig erkannt und die Sprachverwandtschaft auf eine Einwanderung entweder von den Philippinen oder von Java her gedeutet; in letzterem Falle gehöre sie einer Zeit an, wo indische Kultur sich noch nicht über Java verbreitet, weil das Malagasi verhältnismäßig nur wenig Sanskritwörter enthält. Nach Marsden ⁷⁾ wäre die Sprache von Madagaskar der der Niasinseln am meisten verwandt; nach Jacquet ⁸⁾ besitzt sie die meisten speziellen Analogien zu der von Magindano, zum Malayischen (im engeren Sinn), zum Lampung auf Sumatra und zum Tagala auf den Philippinen. Nach Dumont d'Urville ⁹⁾ besitzt das Malagasi Wörter, die sich noch in polynesischen Sprachen

1) Adelung, S. 255. Peschel, S. 378.

2) *Ond en Nieuw Oost-Indien* (1724) V, 65. Waitz V, I. S. 82. Vgl. Raffles, *Hist. of Java* (1817) I, p. xxii. Waitz II, 429.

3) *Hist. of the Ind. Archipelago* (1820) I, 29; III, 194.

4) *Hist. of Java* (1817) I, 474.

5) *Indische Altertumskunde* (1852) II, 1044. 1059.

6) *Kawisprache* (1836) II, 288. 335.

7) *Miscellaneous works* (1834), p. 31.

8) *N. Journ. As.* XI, 122. Waitz II, 430.

9) *Voyage de l'Astrolabe* (1830). *Philologie*, p. 275.

erhalten, aber gar nicht oder nur in verstümmelter Form im Malayischen. Doch finden sich diese Wörter möglicherweise auch noch in den Sprachen der Tagala-Gruppe. Friedrich Müller rechnet das Malagasi auch diesen zu ¹⁾, setzt dann aber die Verbreitung der Malayen bis nach Madagaskar in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, da das Malagasi den entwickelten Typus der malayischen Sprachen, speziell des Battak, zeige und einige Sanskritwörter enthalte ²⁾. Doch können diese durch späteren Zuzug oder Handelsverkehr hineingebracht sein. Schon nach Masudi (947) hatten sogar die Bewohner des Sendsch-Landes bedeutenden Handelsverkehr mit den Zabedsch-Inseln (Java) ³⁾. Nach Edrisi (1153) haben Javaner in alter Zeit Eisen von Zaquebar und Sofala geholt; nach demselben und Marco Polo sogar Chinesen, jedenfalls nicht ohne Vermittelung malayischer Stämme, wenn nicht mit diesen verwechselt, nach Madagaskar Handel getrieben ⁴⁾. Edrisi nennt Madagaskar die Komr- oder Malay-Insel; nach dem gleichzeitigen Albyruny ist Komayr (Diminutiv von Komr) der Name eines hellgefärbten Volks, das, klein von Gestalt, den Türken ähnelt, durchbohrte Ohren hat und sich zur Religion der Inder bekennt; von ihnen unterscheidet er schwarze Bewohner der zur Komayr-Gruppe gehörenden Wakwak-Insel, einer der jetzt sogenannten Komoren ⁵⁾. Ibn Said (stirbt 1286) nennt das Volk der Komr auf dem gleichfalls Komr genannten Madagaskar „Brüder der Chinesen“ und Malay als Name einer Stadt auf dieser Insel ⁶⁾; auch Peschel ⁷⁾ rechnet die Malayen zu den mongolenähnlichen Völkern. Doch gehört nach demselben ⁸⁾ die Einwanderung der Ma-

1) Sprachwissenschaft I, 1. S. 90.

2) Ebd. II, 2. S. 160.

3) v. Klöden, Afrikanische Inseln, S. 39.

4) Waitz II, 429.

5) Klöden, S. 39f.

6) Ebd. Waitz, S. 431. Vgl. unten über die Komoren.

7) Völkerkunde, S. 369.

8) Ebd., S. 378.

dagassen vielleicht einer viel näheren Vergangenheit an als die Abtrennung der Polynesier von ihren asiatischen Geschwistern. Nach Ellis ¹⁾ nämlich bedienen sich die Hova auf Madagaskar beim Ausschmelzen der Eisenerze eines Blasebalges aus zwei Bambusrohren, durch welche abwechselnd mit einer Pumpenbewegung Luft herausgedrückt wird, eine Erfindung, die sonst nur auf den malayischen Inseln vorkommt und auch Tylor ²⁾ schliesen läßt, daß die Besiedelung Madagaskars erst stattgefunden habe, nachdem die Eisengewerbe auf den Sunda-Inseln bekannt wurden. Aber, da eben späterer Handelsverkehr von diesen aus nach Madagaskar nachweisbar ist, so kann jener Blasebalg erst später durch denselben dorthin importiert worden sein. Peschel bemerkt dabei noch, daß die Hova das Zebu (den indischen Buckelochsen) züchten, während die einheimischen Rinder Madagaskars der afrikanischen Art gleichen ³⁾, und schließt daraus, daß der Südrand Ceylons und die Malediven malayisch sprechende Bevölkerungen besitzen, auf den Weg, auf dem die Vorfahren der Hova nach Madagaskar gelangten. Die nach ihrem Entdecker, dem Portugiesen Mascarenhas genannten Maskarenen ⁴⁾ östlich von Madagaskar wurden von den Europäern leer angetroffen ⁵⁾. Die Madagassen selbst haben wenigstens noch die Überlieferung, daß ihre Vorfahren vom Südosten in die Zentralprovinzen der Insel kamen ⁶⁾. Sibree ⁷⁾ beschreibt das Volk im allgemeinen als etwas unter der Durchschnittshöhe der Europäer, von anmutiger, ja

1) Three visits of Madagascar (1858), p. 265.

2) Urgeschichte der Menschheit, S. 215.

3) Oliver, Journal of Anthropol. Society (1868), p. cxxiv.

4) v. Seydlitz, S. 74. Burkhardt, S. 54.

5) Peschel, S. 378.

6) Sibree, p. 271. Die Hova nach Leguével von Osten. Palacky, S. 109.

7) Sibree, p. 273sq. Vgl. Rochon, S. 10ff. Adelong, S. 257. Ellis, Madagascar, S. 368. Flacourt fand das Haar der Insulaner nicht so kraus als auf dem Festland.

eleganter Figur, bei den Männern noch mehr als den Weibern, die mehr zur Korpulenz neigen; die größte Verschiedenheit besteht in der Farbe, die von allen Schattierungen der Helle durch Braun und Schokoladefarbe und in wenigen Fällen beinahe bis zum Schwarz variiert; das Haar der helleren Stämme ist gewöhnlich lang, schwarz und glänzend, das der dunkleren gekräuselt; doch ist dieser Unterschied auch nicht konstant. Die am meisten negerartigen Stämme, die Antakar (in der Nordprovinz Ankara) und Bezanozáno nehmen gerade den nördlichen und nordöstlichen Teil der Insel ein¹⁾; es fragt sich daher, ob afrikanisches Blut in ihnen vorherrscht oder heißeres Klima oder längeres Wohnen auf der Insel sie verändert, oder ob sie schon in der Urheimat variiert, bzw. sich mit Papua gekreuzt, die sich nach Dulaurier²⁾ sogar von Neuguinea bis nach Madagaskar verbreitet hätten. Doch erinnern sich die Bezanozano nach Leguével von Westen gekommen zu sein³⁾. Die Betaniména und Betsimisáraka der mittleren Ostküste, nach Ellis⁴⁾ im Grunde ein Volk, an Gestalt den Hova gleichend, doch von durchschnittlich dunklerer Farbe und oft wollig gekräuseltem Haar, werden von Descartes⁵⁾ auch zu den negerähnlichen Stämmen gerechnet. Nach ihm sind die Betsimisaraka ein aus vielen kleinen

1) Waitz, S. 434. Leguével (II, 70) nennt die Antakar im äußersten Nordosten den Kaffern ähnlich; Sibrees Karte zeigt im Nordosten die Vohimarina, dann die Ivongo; Ellis (S. 386; vgl. S. 365) nennt als nördlichsten Teil der Insel Ankara unter einem Sakalava-Häuptling und schildert (S. 370) die Bezanozano als schwarz mit meist wolligem, manchmal gekräuseltem Haar, die kräftigsten Lastträger, die auch Sibrees (S. 46) Palankin von der Küste (Tamatave) bis zur Hauptstadt trugen.

2) N. Ann. des voy. (1850) II, 145. Waitz, S. 427.

3) Palacky, S. 109.

4) Madagaskar, S. 371.

5) Waitz, S. 433f.

Völkern am Ende des 17. Jahrhunderts gebildeter Bund. Nach Sibree ¹⁾ sind die Stämme an der Ostküste mehr indolent und weniger moralisch in manchem Punkt als die übrigen. Nach ihm ²⁾ sind die Betsimisaraka wie die Betsileo in den südlichen Zentraldistrikten nicht viel dunkler als die Hova; die Weiber in einigen Dörfern schienen ihm sogar heller als die Hova-Frauen, die er nachher in Imérina sah; auch nach Leguével ³⁾, Descartes ⁴⁾, Ellis ⁵⁾ gleichen die Betsileo (d. h. die Unüberwindlichen) im Äußeren den Hova, sind jedoch nicht so energisch, mehr friedliebend und Ackerbau treibend, auch nach Sibree. Nördlich von den Hova und viel schwärzer sind die einen Mitteltypus repräsentierenden Antsianaka ⁶⁾; ebenso haben die Antankaya, östlich und nordöstlich von den Hova und die Affravarta östlich von den Bezanozano, dunkelbraune Haut bei schlichtem Haar ⁷⁾. Ein Mittelglied zwischen Bezanozano und Antsianaka sind nach Ellis ⁸⁾ die von ihm geradezu als schwarz bezeichneten Sakalava-Stämme, die den größten Teil der Westküste inne haben und, zumal wenn man jene beiden verwandten Stämme hinzurechnet, weit zahlreicher als die Hova sind, welche im vorigen Jahrhunderte ihnen

1) Madagascar, p. 276.

2) Ib., p. 274 sq.

3) Voy. II, 140.

4) Hist. et géogr. de Mad., p. 344.

5) Madagaskar, S. 371.

6) Descartes, p. 269. Waitz, S. 434. Ellis, S. 374. Sibree, p. 275.

7) Descartes, p. 336. Ellis (S. 372) nennt die Provinz Antankaya, S. 365 die Provinz Antavarasti.

8) Madagaskar, S. 369 ff. Auch nach Palacky (S. 109) sind die Sakalaven das schwärzere, negerhaftere Volk. Sibrees Karte zeigt als nördliche Sakalava-Stämme die Iboina und Ambongo, jenseit der Südsakalava auf der Südspitze der Insel die Fiarenana, Mahafaly, östlich die Anosy und Vangaidrano, letztere bereits im Antemori-Gebiet. Nach Ellis (S. 368) sind die Andraivula in der Landschaft Feeregne (Fiarenana) von den Sakalava ganz verschieden.

unterworfen waren, bis Radama den König von Menabe, Beherrscher der südlichen Sakalava, besiegte; bis dahin bildeten sie das mächtigste Volk der Insel; sie sind bei weitem die schönsten Madagassen, schlank und kräftig mit offenen Zügen, schwarzen, feurigen Augen, schwarzem, manchmal schlichtem, oft auch gekräuselttem oder wolligem Haar; sie sind träg in ihrem üppigen Lande, doch tapfer und unterhalten mit den Europäern gern freundlichen Verkehr. Sibree¹⁾ giebt fast dieselbe Charakteristik der Sakalava; doch seien sie, obwohl dunkel, nicht schwarz, ausgenommen einige wenige Fälle, die offenbar eine hier von ihm anerkannte Mischung mit Negerblut von der Mozambique-Küste zeigen; er rühmt auch ihre geistige Begabung; die Hova hätten sie nur mit Hilfe europäischer Waffen und Munition überwunden. Freilich sind die Sakalava räuberisch und plündern gern kleinere Schiffe und Reisende; namentlich die Südwestküste ist deshalb noch sehr unbekannt²⁾. Die Hova, die die Zentralprovinzen bewohnen, sind nach Sibree³⁾ das vorgeschrittenste aller madagassischen Völker, das hellste in der Färbung, einige wenige so hell als die Europäer, doch in der Mehrheit olivenfarbig von verschiedener Schattierung, bei einigen bis zum dunkeln Schokoladenbraun. Nach Ellis⁴⁾ ist die Hautfarbe vieler Hova heller als bei manchen Südeuropäern, das Gesicht ziemlich platt, die Lippe oft dick und vorstehend, oft aber auch fein und dünn wie bei der kaukasischen Rasse, das Haar schwarz, aber weich, fein, schlicht, oft gelockt, das Auge nufsbraun; die Glieder sind fein geformt, Gang und Bewegungen leicht, frei und anmutig; die Hova sind im allgemeinen unter Mittelstatur und stehen an Körperkraft den übrigen Stämmen

1) Madagascar, p. 275. Blaue Augen bisweilen bei Madagassinnen. Rochon, S. 24.

2) Grandidier im „Globus“ XXII, 268. Burkhardt, S. 51. Lindö (norwegischer Missionar) bei Grundemann, S. 146.

3) Madagascar, p. 274; cfr. p. 101.

4) Madagaskar, S. 370.

nach. Die Hauptprovinz der Hova ist Ankova¹⁾; aus den Bewohnern derselben bildete König Radama I. (1810—1828) gleich seinem Vater Andrian-impoin-imerina²⁾ das Heer, mit dem er einen großen Teil der Insel bezwang. Das Wort Hova wird oft auf alle olivenfarbigen Leute der Insel angewandt; doch leben in Ankova auch viele Schwarze, die als Bewohner der Provinz Ankova gleichfalls Hova genannt werden; diese bilden sogar die Mehrzahl, abgesehen vom Distrikt Imérina, in dem die Hauptstadt Antananarivo liegt³⁾. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor Andrian-impoin-imerina seine Eroberungen über einen großen Teil Madagaskars ausdehnte, zerfielen die Madagassen in mehr als 50 verschiedene Stämme, deren jeder unter seinem besonderen Häuptling stand und von allen übrigen unabhängig war; seitdem aber die Hova übermächtig wurden, fast alle Teile der Insel durchzogen und Kriegsposten anlegten, ist die Vermischung der Stämme in großer Ausdehnung vonstatten gegangen⁴⁾. Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts waren die Hova ein wenig bedeutender Volksstamm, der die Hochebene in der Mitte der Insel bewohnte. Sie galten für gute Schmiede und vorzügliche Weber, hatten sich aber noch nicht durch kriegerische Eigenschaften hervorgethan; auch waren sie den übrigen Stämmen nicht gefährlich, weil die vielen kleinen Häuptlinge, von denen jeder Herr eines Bezirks war, sich unter einander befehdeten. Dann erhob sich aber unter ihnen ein kühner Krieger, jener Andrian-impoin-imerina, der in Antananarivo herrschte, Sohn des Häuptlings Andriambelomásina⁵⁾, unterwarf nach

1) Ellis, S. 369. Sibree, p. 300. *k* tritt für *h* ein, wenn ein Konsonant vorhergeht. F. Müller, S. 92.

2) Sibree, p. 11. 279; bei Ellis (S. 368. 371. 389) lautet der Name Dianampuine.

3) Ellis, S. 369. Die zwei anderen Distrikte: Imámo, Vonizóngo.

4) Ebd., S. 368; vgl. Drury (1702) bei Sibree, p. 277 sqq.

5) Sibree, p. 11.

und nach seine Nebenbuhler und machte der Zersplitterung der Hova ein Ende. Er wurde ihr König und gewann durch sein kräftiges Auftreten und seine unparteiische Gerechtigkeitspflege großes Ansehen; selbst das Verbot des Tabaks und berauschender Getränke ließen sich die Hova gefallen; er hinterließ 1810 seinem Sohne Radama ein Reich, das außer Ankova einen großen Teil der Provinzen Antsianaka, Ankaya und Betsileo umfaßte¹⁾. Radama unterwarf dann mit Hilfe englischer Waffen die Sakalava, Betanimena u. s. w.²⁾. Aufstände dieser Stämme gegen die Königin Ranavalona I., blieben erfolglos, obgleich von den Franzosen unterstützt, die sich dafür von Sakalava-Häuptlingen bzw. der Sakalava-Königin Tsiumeka Land abtreten ließen (1840), aber diese dann doch schließlich im Stich ließen³⁾, während sie jetzt ihre Ansprüche erneuern.

Die heidnische Religion der Madagassen bildet auch insofern einen Übergang von den ost- und südafrikanischen zu den australisch-malayischen, als sie sich nach Sibree⁴⁾ durch vorherrschenden Mangel äußerer Zeichen eines heidnischen Kultus charakterisiert; es fehlen Tempel, Bilder, Priesterstand, und die wenigen Opfer, welche dargebracht werden, finden nur unregelmäßig und selten statt; gleichwohl besteht Götzendienst und religiöse Zeremonien und Observanzen, ja auch ein ursprüngliches höheres Gottesbewußtsein. Unsere Kenntnis des madagassischen Heidentums ist nach Sibree besonders beschränkt auf seine Entwicklung unter den Hova und anderen mit ihnen verbundenen Stämmen im Zentralteil der Insel, dagegen noch sehr unvollkommen für andere Teile

1) Ellis, S. 371f.

2) Ebd., S. 373. Waitz, S. 443.

3) Ellis, S. 356.

4) Madagascar, p. 374sq. Vgl. Waitz, S. 44).

des Innern infolge unvollkommener Kenntnis der Sprachen; doch ergibt sich aus dem, was bereits bekannt ist, auch eine allgemeine Ähnlichkeit der religiösen Gebräuche und Vorstellungen aller madagassischen Stämme. Am meisten wissen wir noch von der Religion der Sakalava ¹⁾. Adelson ²⁾ registriert einen dialektisch verschieden madagassischen Gottesnamen; Gott heisst nach Megiser ³⁾ Janga hary, nach einem alten Katechismus ⁴⁾ Zanhar, nach Hervas Vocab. Polygl. in zwei Dialekten: Janar, Zahanhare. Für „Himmel“ giebt Megiser das Wort atemco, der Katechismus danghitsi, langhitsi, Hervas lainch, langhits, F. Müller ⁵⁾ lanitra. Der Himmels-gott Langi, Rangi spielt in der malayisch-polynesischen Mythologie eine große Rolle, löst sich aber auch daselbst in eine Mehrheit henothetisch in einander verschwimmender höchster Götter auf; so dürfte auch Zanhar mit ihm ursprünglich identisch sein. Drury ⁶⁾ bezeugt im Anfang des vorigen Jahrhunderts: „Sie erkennen in der That und beten an den allein einen höchsten Gott, welchen sie nennen Dean Unghorray (nach Sibree: schlechte Schreibung des Malagasi-Worts Andrianahary), welches bedeutet: ‚der Herr oben‘. Außerdem haben sie vier andere souveräne Herren, deren jeder einem Viertel der Welt vorsteht; von ihnen teilt der Herr des Ostens Plagen und Unglück unter die Menschen aus auf Befehl oder Erlaubnis des großen Gottes, dessen Befehlen auch die anderen dienen, die aber hauptsächlich Verteiler von dessen Begünsti-

1) Grandidier im „Globus“ XXII, 268f. Lindö bei Grundemann, S. 146.

2) Mithridates III, 1. S. 263.

3) Beschreibung der Insel Madagaskar nebst Dictionario der madagaskarischen Sprache (1609).

4) Catéchisme abrégé en la langue de Madagascar pour instruire ces peuples, les inviter et disposer au baptême (1785).

5) Sprachwissenschaft II, 2. S. 94. 98.

6) Sibree, p. 396.

gungen und Segnungen sind. Man betrachtet diese vier als Mittler zwischen den Menschen und dem höchsten Wesen und empfiehlt sich ihrer Nachsicht und Beschützung in Gebeten und Opfern.“ Nach Burkhardt¹⁾ glauben die Madagassen von dem höchsten Weltregenten Ungorrä oder Sanhare (Jankar), daß er zu groß und mächtig sei, als daß er sich um die Angelegenheiten der Sterblichen bekümmern oder sich denselben offenbaren sollte; vielmehr habe er die Angelegenheiten der Welt vier untergeordneten Geistern, dem „Herrn des Nordens, des Südens, des Westens und des Ostens“ übertragen, von denen der letztere, Agakhik oder Bib, für den Urheber alles Übels gehalten wird. Burkhardt bemerkt zugleich, daß die Vorstellungen der Madagassen von der Schöpfungsgeschichte, obwohl mit mannigfachen Fabeln vermischt, große Ähnlichkeit mit den mosaïschen Urkunden haben und auch die Geschichte der Sintflut ihnen nicht unbekannt sei. Dies beides werden wir bei den Malayen (inkl. Polynesiern) wiederfinden, aber auch eine Vierzahl von Berggeistern bei den Cingalesen und Batta, von höchsten Göttern bei den Dayak, von Brüdern als Hauptgöttern auf den Tonga-Inseln, offenbar eine Vierheit verschiedener Formen des einen ursprünglichen Himmelsgottes, und wenn der Herr des Ostens auf Madagaskar der Todesgott ist, so weist das eben zurück auf die östliche Heimat des Volkes, auf den Sitz seiner Urahnen, der als solcher zugleich das Totenreich, das Reich des ersten abgeschiedenen Stammvaters ist, wie es die Polynesier umgekehrt nach Westen verlegten. Daß die Madagassen nicht ohne einen Glauben an Gott als Schöpfer sind, beweisen ihre Eidesformeln und Gelübde: „Du bist es, den wir anflehen, Gott, der du den Menschen geschaffen hast, den Himmel, die Sonne, den

1) Missionsbibliothek II, 3. S. 53.

Mond, die Sterne, den Regenbogen, die Winde, die Erde, das Meer, das süsse Wasser und alles, was atmet und sich bewegt unter dem Gewölbe des Himmels und auf der Erde. Und auch ihr Geister unserer Ahnen, unserer Väter und Mütter, seid uns gnädig!“¹⁾ Hier ist sogar der Schöpfer vom Himmel als erstem Geschöpf, desgleichen von Sonne, Mond und Sternen, die auch auf Madagaskar verehrt werden²⁾, schon klar geschieden, aber auch der Ahnenkult aufs klarste ausgesprochen, der sich auch hier, wie sich nachher zeigen wird, mit Gestirnkult verbunden hat. In einem von Roskoff³⁾ angeführten Hymnus werden Zamhor und Niang als Weltschöpfer angerufen, obgleich an Zamhor sonst keine Gebete gerichtet werden, da der gütige Gott deren nicht bedürfe. Niang ist aber vielleicht jener altmalayische Himmelsgott Langi, Rangi, den auch Bastian⁴⁾ in Rangoor wiederfindet, zu dem als Herrn des Landes vor der Jagd des Königs auf wilde Ochsen in Madagaskar gebetet wird. Nach Leguével⁵⁾ nennen die Madagassen nicht blofs das gute höchste Wesen, sondern auch alles Gute, Wunderbare oder Unbegreifliche überhaupt Zanaar oder Zannahar, nehmen aber auch nach demselben⁶⁾ und nach Rochon⁷⁾ ein böses Prinzip Angatch an, das mit jenem gleich grofse Macht haben

1) D'Unienville III, 260. Waitz, S. 439.

2) Burkhardt, S. 52 f. nach einem Brief bekehrter Madagassen; Sibree, p. 319; nach Seydlitz (S. 73) beten die Malayen im östlichen Madagaskar die Sonne an; sie heifst masso-anro, Auge des Tages (Adelung, S. 263), wie im Malayischen mata-hari (F. Müller, S. 100); der Mond, volan, bolan, woelau (Adelung), volona (F. Müller, S. 95) spielt auch in der malayischen Mythologie als bulan eine Rolle. Bei Sonnen- und Mondfinsternissen wird viel geschossen und gelärmt. D'Unienville III, 252. Waitz, S. 441.

3) Geschichte des Teufels I, 47.

4) Inselgruppen in Ozeanien (1883), S. 137.

5) Voy. I, 96.

6) Ib., p. 133.

7) Reise, S. 19. Waitz, S. 440.

soll und allein von ihnen Opfer erhält und Verehrung, aber offenbar eben jener erste abgesehiedene Stammvater ist; unter beiden stehen eine Menge von niederen Göttern, der Gott des Donners, des Regens, des Lebens (offenbar nur verschiedene Formen des Himmelsgottes), der Gott der Weisen, der Schwarzen, und es wird behauptet, daß sie selbst abstrakte Begriffe, wie Ruhe, Pracht, Liebe, Habsucht u. dgl. zu Göttern personifiziert; wir werden Analoges bei den Polynesiern besprechen. Ellis wagt freilich nicht abzusprechen, ob die Madagassen an einen Gott glauben; sie haben zwar mehrere Worte ähnlicher Bedeutung (Andriamanitra, Zana-hary, Andranahary), aber wissen nicht zu sagen, was sie sich darunter vorstellen; sie nennen so ihre Götzen, Geister, die Könige und ihre Ahnen, alles, was sie bewundern und was ihnen neu ist: den Reis, den Schatten, die Sterne, die Sonne, das Geld, den Donner, das Erdbeben, die Bücher; ja Seide ist Gott im Superlativ und Sammet der Sohn Gottes¹⁾. Nach Sibree²⁾ haben die Madagassen trotz ihres heidnischen Aberglaubens nicht die Idee des einen wahren Gottes verloren; diese eine Gottheit steht ihnen über allen ihren Göttern und wird mit zwei Namen bezeichnet: Andriamánitra und Andriananaháry oder Zana-háry. Der erste dieser Namen wird von einigen Forschern für eine Korruption von Andriandanitra „der himmlische Fürst“ erklärt, von Sibree dagegen als ein Kompositum von andriána „edel“ oder „fürstlich“, und mánitra „brennend“; doch ist es gekünstelt, wenn Sibree diese Benennung von früher bei einem Teil religiöser Zeremonieen gebrauchtem Weihrauch herleitet; besser denkt man an den Blitzgott; dann fällt auch die zweite Erklärung mit der ersten sachlich zusammen. Der zweite Name Andriananahary bedeutet

1) Palacky, S. 133.

2) Madagascar, p. 395.

„der schaffende Fürst“ und ist gewöhnlicher an der Küste, Andriamanitra dagegen das am meisten gebräuchliche Wort im Innern, beide werden aber auch häufig miteinander verbunden und so auch von den christlichen Eingeborenen im Gebet gebraucht¹⁾. Diese Gottesnamen sind allgemein beim Volk in beständigem Gebrauch; der gewöhnliche Gruss oder das Adieu lautet: Ho tahin Andriamanitra anie hianao „Mögt ihr gesegnet sein von Gott!“ Wenn dem Herrscher Tribut dargebracht wird, so werden beide Namen angerufen, die Gabe und den Empfänger zu heiligen, und in Proklamationen und öffentlichen Vorgängen werden die beiden Namen feierlich genannt als die Quelle von Macht und Segen. Es ist wahr, daß das Wort Andriamanitra auch gebraucht wird für manche geschaffenen Dinge, besonders für einen Gegenstand, der Züge von Erhabenheit oder Geheimnis besitzt; aber das ist nach Sibree nur eine Verderbnis der ursprünglich reineren Gottesidee, die sich im Lauf der Jahrhunderte mit dem abergläubischen Götzendienste allmählich eingeschlichen; jedenfalls liegt schon in den Worten selbst der Hinweis auf den ursprünglichen Himmelsgott. Sibree²⁾ beruft sich auch auf zahlreiche Sprichwörter und alte Sagen, welche verschiedene große Wahrheiten enthalten betreffend die Natur und Attribute Gottes. Eins der Sprichwörter lautet: „Aza ny lohasasa mangingina no heverina, fa Andriamanitra no ambony ny loha“, wörtlich: „Beschau nicht das stille (oder geheime) Thal; denn Gott ist darüber“. Der Sinn ist nach Sibree, daß man vor dem allwissenden Gott nichts Böses im geheimen thun kann. Derselbe Gedanke ist ausgesprochen in folgendem: „Gott schaut von der Höhe und sieht das, was verheimlicht wird“, während ein anderes sagt: „Gott ist nichts unbekannt“. Daß Gott der Regierer und Ord-

1) So beginnt die Übersetzung der zehn Gebote: Izahou Andriamanitra Toumpou nao „Ich bin der Herr, dein Gott“. „Baseler Missionmagazin“ 1830, 2, S. 253.

2) Madagascar, p. 397.

ner der Ereignisse ist, ist anerkannt in einem anderen Sprichwort: „Der Eigensinn der Menschen kann ertragen werden vom Schöpfer; denn Gott besitzt allein die Herrschaft.“ Weiter zeigt sich ein Bewußtsein von Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit, wenn män sagt: „Gott hafst Böses“, „Gott ist nicht zu tadeln“, „der Schöpfer ist nicht zu meistern“, „Besser für schuldig (gelten) bei Menschen, als schuldig sein vor Gott“. Gottvertrauen spricht sich aus in dem Spruch: „Obgleich Menschen nicht warten auf Gott, will ich doch warten auf ihn.“ Das Sprichwort: Ny atódy tsy misy, fa ny ataó mivérina „Es ist keine Vergeltung, schweig, das Vergangene kehrt wieder“ erklärt Sibree ¹⁾ als eine Widerlegung des ersten Satzes durch den zweiten, der die große Wahrheit enthalte, daß die Sünde sich selbst bestrafe. Er führt noch an, daß das Volk häufig von Gott sagt: „der uns geschaffen mit Händen und Füßen“, wo diese Glieder des Leibes zugleich alle natürlichen Kräfte und Fähigkeiten bezeichnen, mit denen wir begabt sind. Auch die Sakalaven beten nach Grandidier ²⁾ einen höchsten Gott an, wie alle Madagassen, den Drianahar (= Andriananahary), den allmächtigen Schöpfer der Welt; sie errichten ihm weder Tempel noch Bildsäulen, aber rufen ihn bei jeder feierlichen Gelegenheit zugleich mit dem Vaterlande (Tani) und den Vorfahren an. Tani ist der polynesischer Urmensch Tane und bezeichnet wohl zugleich sein Reich, vielleicht die östliche Urheimat und das Totenreich, wenn nicht der Name Tani etwa auch den Göttern der drei anderen Weltgegenden und damit der Insel selbst eignet, wie auch die Polynesier verschiedene Tane unterscheiden, oder der Erdmutter Papa entspricht, die mit dem Himmels-gott Rangî auf Neuseeland eine ursprüngliche Einheit bildete. Nach dem norwegischen Missionar Lindö kennen auch die räuberischen Sakalava

1) Madagascar, p. 398.

2) „Globus“ XXII, 268.

im Innern einen Gott Danganehari oder Andri-mangitse, der oben wohnt, und opfern ihm in Krieg und Krankheit, um seinen Zorn abzuwenden; Götzenbilder werden nicht angebetet; an einem Freitag in jedem Monat wird auch geopfert; man schlachtet einen Ochsen, legt etwas von jedem Glied unter einen Tamarindenbaum und glaubt, wenn alle sich entfernt haben, werde Danganehari sich einfinden und speisen; das übrige verzehrt der Opferer mit seinen Freunden ¹⁾).

Der Ahnenkult bestand unzweifelhaft vor Einführung des Christentums in ganz Madagaskar. Jeder Stamm, jede Provinz hatte daher ihre besonderen Gottheiten, jede Familie, jedes Haus seine Penaten ²⁾. Schon Drury bezeugt: „Die Verehrung, die sie haben für das Gedächtnis ihrer Vorfahren, und die Überzeugung, daß deren Geister ewig leben, zeigen sich in fast jedem Umstand ihrer wenigen religiösen Zeremonieen“ ³⁾. Wir haben bereits die Verehrung erwähnt, die die Gräber der Urbewohner geniefsen, sowie die von d'Unienville mitgeteilte Anrufung des Schöpfers mit dem Schluß: „Und auch ihr Geister unserer Ahnen, unserer Väter und Mütter, seid uns gnädig!“ Der silberne Faden, der nach d'Unienville ⁴⁾ den Seelen der Toten als Himmelsleiter dient, auf der aber auch

1) Grundemann, S. 146. Nach Grandidier (a. a. O.) begleiten die Sakalaven jedes Gebet und jede Danksagung mit dem Opfer eines Ochsen, mit dessen Blute sie zum Gedächtnis der Zeremonie (?) den Hasumanitre oder Gesetzesbaum bestrichen. Man bindet dem Tiere die Beine und legt es, den Kopf gegen Osten, auf die Erde. Vor ihm brennt in einer kleinen Thonschale Weihrauch. Das Familienhaupt spricht ein lautes Gebet und stößt dabei dem Opfer das heilige Messer in den Bauch. Dann wird ein Stück vom Fleische am Fusse des Hasumanitre gebraten und feierlich den Geistern der Voreltern dargebracht. Den Rest verzehren die Anwesenden.

2) Eppler, Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar, S. 26. Grundemann, S. 87. Palaky, S. 134.

3) Sibree, p. 393sq.

4) Statist. de l'île Maurice et de ses dépendances III, 261. Waitz, S. 440.

die Götter bisweilen wieder herabsteigen, wird uns auch in der polynesischen Mythologie wieder begegnen. Burkhardt ¹⁾ schreibt den Madagassen wenigstens eine Ahnung der Unsterblichkeit zu, doch ohne Glauben an ein künftiges Gericht, da sie die Gräber der Ahnen verehren und die Geister der Abgeschiedenen fürchten. Grundemann ²⁾ nennt den Ahnenkult ein Grundelement und die Furcht den Grundton in der Religion des sonst lebenslustigen madagassischen Volks; Geistererscheinungen spielen eine große Rolle. Auch Palacky ³⁾ erkennt an, daß die Madagassen an Geistererscheinungen und das Verweilen der Abgeschiedenen bei den Gräbern glauben und zu den Vorfahren beten; gleichwohl meint er, daß sie nur unsichere Vorstellungen von der Seele, nicht einmal ein eigenes Wort für dieselbe haben und schwerlich an deren Fortdauer glauben, da sie das Leben in die Lüfte schwinden lassen. Wir werden bei den Polynesiern die Vorstellung finden, daß das gemeine Volk keine Seele habe, doch auch dort nicht als die primitive und allgemeine Vorstellung; noch viel weniger war sie auf Madagaskar die herrschende und, was die sprachliche Bezeichnung der Seele betrifft, so tritt uns hier gerade eine überraschend feine und reiche psychologische Unterscheidung und Teilung der seelischen Funktionen entgegen. Zwar erkennt auch Sibree ⁴⁾ an, daß die Begriffe der Madagassen von dem geistigen Teil des Menschen und einem zukünftigen Zustand sehr unsicher und unbestimmt sind; doch enthält nach ihm die Psychologie des Volkes Folgendes: Sie unterscheidet eine dreifache Seele: 1) aina (Leben), Menschen und Tieren gemeinsam, beim Tode sich verlierend oder auflösend in die Luft; 2) saina (Verstand), der

1) Missionsbibliothek II, 3. S. 53.

2) Ebd. (2. Aufl.), S. 88.

3) Die pelagischen Inseln von Afrika, S. 134.

4) Madagascar, p. 243.

intellektuelle Teil der Menschennatur, der gleichfalls mit der Scheidung vom Leib untergeht; 3) fanáhy (Geist) der unsterbliche Teil, nach Sibree das Individualitätsprinzip, das Ich, von fan, Substantivform oder Präfix des Kausativs und ahy „ich“, also = Ichsetzung¹⁾; das Wort bezeichnet auch Temperament, Charakter. Wir werden auch bei den Polynesiern, besonders Neuseeländern, die Anfänge einer scharfsinnigen, zugleich spekulativ auf die Entwicklung des Makrokosmos übertragenen Psychologie finden. Das polynesische atua steckt in dem Malagasi-Wort matoatóa, das von dem beim Grabe zurückbleibenden Gespenst oder vielmehr dem dorthin zurückkehrenden Geist gebraucht wird; es soll auch Kranken erscheinen als Vorzeichen ihres Todes; da hätte sich der Geist dann in der Imagination des Kranken schon abgelöst vor Scheidung der übrigen Seelenkräfte vom Leibe, deren Untergang übrigens nicht viel auf sich hat, da sie überhaupt nicht für sich persönlich oder personbildend, sondern ganz naturhaft gedacht sind, und eigentlich auch nur ein Übergang in andere Formen makrokosmischen Daseins ist. Nach Ellis wird saina beim Tode levona (unsichtbar), aina zu rivotra (Wind), während fanahy (der Geist) übrig bleibt und matoatoa als Gespenst umherspukt²⁾. Auch

1) F. Müller (S. 120) schreibt das Personalpronomen der ersten Person Singular in Malagasi aho; das Präfix fan-, im Tagal., Form., Mal., Jav., Battak, Mank., Bugis, Dayak pan-; pa bildet nach ihm (S. 108f.) Nomina instrumenti, Nomina agentis, Nomina actionis und Nomina loci, z. B. Mal. pen-jurat „Schreiber“ und „das Schreiben“, von surat „schreiben“, pem-bunoh-an „das Töten“ von bunoh, malag. vono, fa-mono „Tötung“. Als Nomen instrumenti gefasst (wie malag. fan-dzaitra „Nadel“ von dzaitra „nähen“) würde fanahy den Geist als das die Ichsetzung vermittelnde Prinzip bezeichnen.

2) Bastian (Vorstellungen von der Seele, S. 19) erinnert dabei an westafrikanische Vorstellungen, wie bei den Eweeen die Gottheit Mawu aus der Seelenheimat Nodsie die Seele Dsogbe herabsendet, die sich jetzt als Luwo (Schatten) mit dem Körper vereint und ihn zugleich als Schutzgeist (Aklama) begleitet, während beim Tode der nicht als Noali oder Gespenst beim Körper, weil irdisch ver-

nach Sibree ¹⁾ findet sich bei den Madagassen fast gar nicht der Glaube an eine Vergeltung der irdischen Handlungsweise nach dem Tode; doch will er ihn nicht ganz ausschließen, citiert auch hier das Sprichwort: „Besser für schuldig gelten bei Menschen, als schuldig sein vor Gott“, besonders aber noch eine Fabel, genannt „Befragen der Toten“; diese erzählt von einem Mann Namens Andrian-arinarind-raini-si-reniny (wörtlich: „ein Gewarnter von seinem Vater und seiner Mutter“), der ein Weib nimmt Namens Ratsihitanandro (d. h. „nicht gesehen vom Tage“) und, von Krankheit befallen, sie sendet, von den Toten, die in einer Reihe von Familiengräbern liegen, zu forschen nach dem Zustand der Abgeschiedenen, ob er leicht oder peinvoll sei. Es waren fünf Gräber neben einander, und beginnend bei dem neuesten oder südlichsten ²⁾, stellte sie die Frage, wie ihr aufgetragen war. Der Tote in dieser Gruft antwortete: „Frage die nordwärts; denn sie haben dort gelegen zwei Jahre, während wir erst ein Jahr tot sind.“ Und so wurde sie verwiesen von einem zum andern, bis sie kam zum fünften und letzten Grab, und

unreinigt, zurückbleibende Teil nach Nodsie zurückkehrt, und wie die Odschi Gbesi und Kla als Sasuma (im Leben), Sisa und Bla unterscheiden (siehe oben S. 299 f.; vgl. 284. 288). Eine solche Teilung der Seelenkräfte, von denen die niederen als unpersönliche Teile des allgemeinen Naturlebens gedacht sind und sich in dasselbe beim Tode auflösen, ist vielleicht durch ganz Afrika verbreitet und könnte sehr wohl die neben dem Ahnenkult immer doch wieder hervortretende Leugnung des menschlichen Fortlebens erklären, wenn der unsterbliche Teil des Menschen nur, wozu gerade die Vergötterung der Verstorbenen führen konnte, als ein ihm im Grunde transcendentes göttliches, obwohl personbildendes, sich individualisierendes Prinzip gedacht wird.

1) Madagascar, p. 244 sq.

2) Dem Toten wird im Grabe der Kopf nach Norden gerichtet. Holman, A voy. round the world (1834). Waitz, S. 441. Sind vielleicht die ältesten Malayenstämme auf Madagaskar von Norden her eingewandert und haben sich von hier nach Sundanesen verbreitet, von dorthier dann aber neuen Zuzug nach Madagaskar gebracht?

sein Bewohner antwortete: „Schwer ist in der That der Ausgang aus dem Leben; aber wenn das Leben aufgehört hat, werden diejenigen, welche Gutes gethan haben, Gutes sehen, die Übelthäter dagegen Böses.“ Manche Ausdrücke von den Toten klingen nach Sibree¹⁾ pantheistisch, z. B. wenn man von Freunden spricht als lasan' ko Andriamanitra „gegangen Gott zu sein“, als ob eine Absorption in die göttliche Essenz Andriamanitras stattgefunden. Man möchte auf eine mit der Zeit zunehmende Göttlichkeit der Abgeschiedenen schließen nach jener Fabel und der weiteren Angabe Sibrees²⁾, daß die Verehrung der Toten mit Verlauf der Jahre nicht ab-, sondern zunimmt, während es sich auf dem afrikanischen Festland eher umgekehrt verhält. Auf geheimnisvolle Weise, glauben die Madagassen nach Sibree, wachen die Geister der Abgeschiedenen über ihre Hinterbliebenen und beschützen sie; man betet zu ihnen, ihr Beistand wird angefleht, gewisse Opfer werden an ihren Gräbern gebracht, und eines Befehls oder Wunsches der Verstorbenen gedenkt man und befolgt ihn mit ängstlicher Sorgfalt. Besonders wurden die verstorbenen Herrscher zu Halbgöttern, wie Sibree³⁾ sagt, erhoben und betrachtet als die Wächter des Reiches, über welches sie früher geherrscht. Bis auf die Königin Ranavalona II., die 1869 sich taufen ließ, wurden Gebete gerichtet an die früheren Könige von dem lebenden Herrscher bei allen wichtigen Gelegenheiten. Sibree findet es mit Recht sehr charakteristisch, daß Ranavalona I. in einem Armeebefehl von den Christen ihres Landes sagt: „Wir wollen sie töten, weil sie das abändern, was unsere Vorfahren befohlen und ge-

1) Madagascar, p. 245.

2) Ib., p. 393.

3) Ib., p. 394. Noch ist der Ort heilig, wo Andrianjaka, ein Vorfahr der jetzigen Königsfamilie, bei Eroberung der Hauptstadt fiel. Ib., p. 322.

than, und weil sie beten zu den Vorfahren der Ausländer“¹⁾. Jehova und Jesus galten ihr also als Ahnengötter der Europäer entsprechend den Ahnengöttern der Madagassen. Wie sie diesen fast göttliche Ehre erweisen, besonders den verstorbenen Fürsten, so verwenden sie weiter nach Sibree²⁾ folgerichtig große Mühe auf alles, was zu den Begräbnisgebräuchen gehört, und verwenden große Summen auf ihre Gräber. Ein Madagasse wendet mehr auf für sein Familiengrab als für sein Wohnhaus. Hier wohnt er in einem dürftigen Bau von Lehm oder gespaltenem Bambu; aber das Grab muß von festen Steinen gemacht sein; er trägt ein Kleid von grobem, billigem Stoff; aber seine toten Verwandten müssen gehüllt werden in seidene Lamba. Sobald ein Mann verheiratet ist und das Haupt eines Haushaltes wird, geht er an die Vorbereitung eines Familiengrabes, dessen Bau oft Monate, ja Jahre dauert und eins der Hauptereignisse seines Lebens ist; er spendet eine große Summe zu den Leichenfeierlichkeiten und Festen besonders für seine Eltern, wenn er auch selbst und seine Familie dadurch auf viele Jahre verarmt. In Imérina und andere Zentralprovinzen sind die Gräber, ausgenommen die der ärmsten Klasse, immer von Stein gemacht, gewöhnlich in Form eines Gewölbes, das teils unter die Oberfläche des Bodens eingesenkt ist, teils sich über dieselbe erhebt. Die Wände und Decke dieses Gemachs werden gebildet von breiten Platten harten blauen Basalts. Diese werden gesprengt von der Felsoberfläche durch Anwendung von Feuer und oft aus beträchtlicher Entfernung herbeigeschleppt, nicht auf Räderwagen; ihre Herführung ist oft ein schwieriges Unternehmen; gewöhnlich helfen Freunde und Nachbarn, und manchmal sieht man 100 und mehr Leute eine breite Platte schleppen zu dem Grab eines vornehmen Mannes oder hohen Offiziers. Bei Dorfhäuptlingen rückt die ganze Bevölkerung eines Distrikts aus, die nötigen

1) Ellis, S. 393.

2) Madagascar, p. 245 sqq.

Steine zu holen. Um die Seiten des Grabes sind eine Menge von Fächern gebildet durch ähnliche Platten; hier liegen die Leichen, gewickelt in eine Anzahl rotseidener Lamba. Ein Sarg im Grab ist nicht gebräuchlich. Doch wird eine Art Kasten manchmal gebraucht, um die Leiche von der Wohnung zu ihrer letzten Ruhestätte zu bringen. Das Äußere des Gewölbes endet in eine Menge von Wegen, die nach dem Umfang des Grundstücks sich richten, das der Eigentümer besitzt. Die, welche arm sind, bedecken häufig das Steinwerk mit einem viereckigen Erdhügel, der sich drei bis vier Fuß über die Erde erhebt; doch gewöhnlich wird Steinwerk mancher Art um den Erdhügel gebaut, der allgemein in drei Etagen besteht und mit jeder kleiner wird. Bei den älteren Gräbern sind sie eingefasst mit rohen Basaltstücken von verschiedener Form, während am Ostende des Grabes eine aufrecht gerichtete unbearbeitete Felsplatte befestigt ist ¹⁾. Seit langen Jahren ist ein kostbarer Grabstil eingeführt. In der Nachbarschaft von Antananarivo sieht man manche Gräber von weitem Umfang, auch in drei Etagen, aber bekleidet mit bearbeitetem Steinwerk; jede Stufe ist etwa fünf Fuß hoch und endet mit einem steil aufsteigenden Simswork von klassischem Umrisse. Die niedrigste Stufe ist manchmal 40 bis 50 Fuß lang und $\frac{2}{3}$ mal so breit. Treppenstufen führen auf die zweite Etage; der Eingang zum Grabe ist durch eine Platte verschlossen. Bisweilen ist ein ornamentaler Grabstein befestigt am oberen Teil des Grabes; in zwei oder drei Fällen sind Name und Ehren des Eigentümers auf der Oberfläche eingegraben; gelegentlich zeigen diese Grabsteine eine Art Blumenverzierung; das einzige Beispiel einer symbolähnlichen Skulptur ist an der Nordstraße von Antananarivo aus, wo ein Schild und Speer eingegraben sind auf der Seite eines obeliskartigen Monuments. Das schönste der Gegend ist das Familienbegräbnis des ersten Ministers, erbaut von seinem Vater Rainiháro, erstem Rat der Königin Ranaválona I.

1) Sibree, Madagascar, p. 247 sq. mit Bild eines alten Grabes.

Dieser Grabbau ist sehr ausgedehnt, umfaßt etwa 60 Quadratfuß und ist umgeben von einer Steinveranda, die getragen wird von Säulen, welche über ihrem Kapital durch Bögen verbunden sind. Dieser Teil des Baues ist 12 oder 14 Fuß hoch; Treppenstufen führen auf zum oberen Teil, auf dessen ebener Oberfläche eine offene Arkade ist, gleichfalls viereckig mit Bögen und elegant ausgehauenen Schlußsteinen. An jedem Winkel der Front ist ein graziöser, säulenähnlicher Bau, auf dem ein Blitzableiter angebracht ist; diese Säulen ruhen auf massiven viereckigen Piedestals und endigen mit einer eleganten Art Kapital. Die ganze Struktur hat nach Sibree ¹⁾ etwas vom Hindu-, teilweise vom assyrisch-persepolitischen Stil; alles ist aus mächtigen Granitblöcken gebildet und giebt das beste Beispiel einheimischer Baukunst auf der Insel. Der Bau dauerte zwölf Jahre. Dies Grab steht in einem weiten viereckigen Hofraum; um drei Seiten dieser Fläche befindet sich eine Anzahl von Holz gezimmerter Häuser, gedeckt mit Holzschindeln, an den Enden der Firste mit gehörnten Gabeln, bewohnt von den Dienern der Familie. Solch Arrangement ist überhaupt üblich für die Gräber der Vornehmen. Die Familiengruft ist allgemein gebaut im Hofraum des Landhauses, welches meist in der Nachbarschaft der Stadt liegt oder nur wenige Meilen von ihr. Oft wohnen Sklaven und Abhängige rund herum und bilden ein Dorf, das von hohen Lehmwällen eingeschlossen ist mit einem steinernen Thorweg. Die Madagassen haben wenig Neigung, die Erinnerung an den Tod soviel als möglich den Blicken zu entziehen. In vielen Gehöften außerhalb der eigentlichen Stadt zu Antananarivo sind die Gräber dicht bei den Häusern gebaut ²⁾, und so lagen sie in früheren Zeiten innerhalb der

1) Madagascar, p. 249 mit dem Bild des Grabmals. Übrigens leitete schon unter Radama I. der französische Künstler Le Gros verschiedene öffentliche Bauten. Sibree, p. 153.

2) So sieht man in der volkreichen Vorstadt Antananarivos um den Ambohijanahary („Gotteshügel“ oder, was Sibree vorzieht, „der geschaffene Berg“ im Unterschied von Menschenwerk) in den Hof-

Wälle, wo viele alte Grabstätten noch vorhanden sind, obgleich längst nicht mehr benutzt; auch ist es nicht gesetzlich, daß eine Leiche über einen Tag innerhalb der Wälle der Hauptstadt bleibt, ausgenommen die des Herrschers, die allein in der Hauptstadt bestattet werden kann. Die königlichen Gräber befinden sich im Hofraum der Paläste, einige zu Antananarivo, andere zu Ambohimanga, so daß die Häuser der toten und der lebenden Herrscher fast einander berühren. Der bewaldete Hügel von Iláfy, fünf Meilen nördlich von Antananarivo, ist der Begräbnisplatz des ermordeten Königs Radáma II. (1861—1863). In derselben Richtung, aber doppelten Entfernung liegt der lange, luftige, waldbedeckte und felsgekrönte Hügel, der Platz der alten Hauptstadt Ambohimanga, die Ruhestätte Ranavalonas und früherer Monarchen, einer der drei heiligen Plätze, von denen bis vor kurzem Europäer ausgeschlossen waren ¹⁾. Auch Andrian-impoin-imerina, der Begründer der Hova-Herrschaft, ist hier begraben, und die Königin kam jedes Jahr kurz nach der Neujahrsfeier hierher, um Opfer, Bitt- und Dankgebete an den Gräbern ihrer Vorfahren darzubringen ²⁾. Die eigentliche Nekropolis von Antananarivo liegt am Nordende des Ostteils der Stadt, etwa 150 Fuß über der Ebene; hier findet sich eine Anzahl jener umfangreichen viereckigen Grabstätten, und von hier bis zum höchsten Punkt von Faravóhitra ziehen sich diese alten Gräber den Fußweg entlang und sind zerstreut über den ganzen Hügelabhang; die Heerstraße, die zur Ebene hinabführt, läuft zwischen hohen Wällen von rotem Lehm, die die Felder einschließen, welche zu den Landhäusern gehören. In einem der Hof-

räumen der Häuser nicht allein die Wohnungen der Lebenden, sondern auch weite Familiengräber in derselben Umzäunung. Sibree, p. 132.

1) Sibree, Madagascar, p. 126.

2) Ib., p. 171 sq. Ambohimanga wird hier erklärt: „blaue Stadt“, von dem blaugrauen Basalt der Felspitze, die die Stadt überragt.

räume befindet sich das Grab mit dem erwähnten Ornament von Schild und Speer; an den Winkeln befinden sich konische Ornamente ¹⁾. Auch fünf Meilen weiter nach Norden liegen etwa dreißig große Familiengräber in einer Linie. Die Sitte, in einem öffentlichen Begräbnisplatz zu begraben, findet sich also wenigstens teilweise bei den Hova ²⁾. Unter den Stämmen der Ostküste werden die Gräber in Form eines langen, niedrigen, schmalen Oblongums von Lehm gemacht, oft bedeckt mit Gras und Laub und gewöhnlich mit Pfählen umzäunt. Sie bestatten auch die Toten in einer Art Sarg, der aus einem halben ausgehöhlten Baumstamm gemacht ist. Auf einer Exkursion nach Itasy, 50 Meilen westlich von der Hauptstadt, fand Sibree ³⁾ ein Grab, welches von den in Imérina üblichen verschieden war; die Seiten waren fensterähnlich mit dünnen Steinstückchen in Vierecke geformt, und die Spitze war dachähnlich ausgeschweift. Die königliche Familie und gewisse Rangklassen der Andrian (Edlen) haben das Recht, über ihre Gräber ein fest gezimmertes Haus zu bauen, genannt trano-manára oder tranomásina, ganz ähnlich einem kleinen Wohnhaus; nur fehlen die Fenster; das Dach ist bedeckt mit Schindeln, und die Giebelbretter endigen mit einem gebogenen Ornament. Es ist schwer nach Sibree zu sagen, wozu diese Häuser dienen; er betrachtet sie als ein Zeichen des Ranges, wie Holzhäuser ein solches für die Lebenden waren; man wollte wohl aber auch dem abgeschiedenen Geiste eine Wohnung über dem Grabe geben. Die Madagassen haben die Sitte mit den Griechen und Römern gemein, eine Art leeres Grab oder Kenotaphion für diejenigen zu errichten, die in der Ferne oder im Kriege sterben, damit ihr Fanahy einen Ruheplatz habe, auch wenn der Leichnam ⁴⁾ unbeerdigt bleiben sollte,

1) Sibree, p. 155.

2) Ib., p. 250sq.

3) Madagascar, p. 251.

4) Er sollte um jeden Preis den Feinden entrissen werden.

da jener sonst in wilden Katzen, Eulen und anderen Unheil bedeutenden Geschöpfen sich inkorporieren würde; solches Scheingrab besteht in einem niedrigen Erdwall oder flachen Felsstücken, die drei Seiten eines Quadrats oder Oblongums einschließen, mit einem Hauptstein ähnlich dem bei einem gewöhnlichen Grabe angebrachten; die gegenüberliegende Seite ist offen gelassen ¹⁾, ich vermute, für den Geist. Sibree bemerkt dabei noch, daß in manchen Teilen Imérinas und der Zentralprovinzen rohe Obeliskten aus Basalt, 12 bis 18 Fuß hoch, aufgestellt sind zum Gedächtnis großer Häuptlinge früherer Zeiten; man nennt sie fahatsiaróvana d. h. Erinnerungsmittel oder tsangam-bato d. h. aufgerichtete Steine. Wie in Kongo geht man schweigend an den Grabhügeln der Vazimba vorüber, um die Toten nicht zu wecken ²⁾. Kranke sucht man zu heilen, indem man die an der Öffnung des Grabes eines jüngst Verstorbenen ein- und aushuschende Seele desselben in einer Zaubermütze auffängt und diese dann dem Leidenden auf den Kopf stülpt ³⁾. Die Begräbnisriten werden (wie bei den Zulu) den Verbrechern verweigert, deren Leichen meist den Hunden zum Fraß überlassen werden, und es ist nur eine besondere Gunst, wenn ihre Verwandten Erlaubnis erhalten, sie zu bestatten. Aussätzige werden begraben ohne jede Zeremonie auf unzufriedigten Plätzen. In manchen Fällen werden nach

1) Sibree, Madagascar, p. 253. Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 34, wonach auch in China durch einen an hoher Stange emporgehobenen Stock unter taoistischen Zaubersprüchen der Geist aus der Fremde zurückgelockt wird.

2) Bastian, S. 31. Er führt noch an, daß in Ceylon die Heeresmusik schwieg, wenn der König an dem Monument des Eroberers Elu vorüberzog.

3) Bastian, S. 13. Er deutet dies als Seelenflickwerk, wie die Zauberpriester der Karen in Hinterindien die beschädigte Seele ihres Patienten dadurch reparieren, daß sie dem Seelenganzen eines anderen Menschen, der freilich dadurch krank wird, seine La entziehen. Eine Zaubermütze wird nach Bastian im ethnologischen Museum Berlins aufbewahrt und ist auch den Chinesen bekannt. Vgl. die Zauberkappe der Hottentotten oben S. 654.

einiger Zeit die Leichen ausgegraben und dann in den Familiengräbern mit den üblichen Gebräuchen beigesetzt ¹⁾, eine Sitte, die wir bei vielen malayischen Völkern finden werden. Der Totkranke wird soviel als möglich von seinen Freunden und Verwandten gemieden, bis es sich zeigt, daß die letzten Augenblicke nahen; dann werden die Eigentumsverhältnisse, wenn sie nicht vorher geordnet sind, festgestellt und der Erbe genannt. In früheren Zeiten, wenn der Tod eintrat während der Tageszeit, war es nicht erlaubt, der Trauer äußerlich Ausdruck zu geben bis nach Sonnenuntergang; dann ließen die Verwandten und Freunde ihrem Schmerz freien Raum mit durchdringendem Geschrei und leidenschaftlichen Anreden an den Verstorbenen: „Warum verläßt du mich? O komm zurück und hole mich zu dir!“ „O mein geliebter Verwandter, laß mich gehen mit dir! Wer kann mir sein, was du warst?“ u. s. w. Diese und ähnliche Ausdrücke einer mehr oder weniger aufrichtigen Trauer sind noch üblich. Die weitere Verwandtschaft und andere Freunde versammeln sich baldigst im Trauerhaus und vereinigen ihre Klagen mit denen der nächsten Angehörigen. Die Weiber lassen zum Zeichen der Trauer ihr langes Haar aufgelöst über die Schultern hängen; beide Geschlechter legen ihre dürftigsten und gröbsten Kleidungsstücke an und allen Schmuck ab. Trauerbotschaften werden an die ferneren Freunde gesandt und Kondolenzbesuche gemacht ²⁾. Ausgenommen bei den Ärmsten, wird ein junger Ochs getötet und verteilt unter die Anwesenden, auch Stücke an diejenigen gesendet, welche die Leidtragenden besucht haben. Dieser Ochs heißt hena-ratsy d. h. böses Fleisch, und nichts davon wird den Hunden gegeben ³⁾. Beim Begräbnis reicher oder vornehmer Personen wird oft eine sehr große Zahl Ochsen geschlachtet. Beim Tode Rainiharos, des ersten Ministers der Königin

1) Sibree, p. 253sq. Palacky, S. 113.

2) Sibree, p. 254. Nach Palacky erfordert Berührung der Leiche Reinigung.

3) Ib., p. 255.

Ranavalona I., wurden Ochsen geschlachtet immer wenige Schritte von einander die Landstraße entlang, welche von seinem Hause im oberen Teil der Stadt nach dem Grabe zu Isótry führt, eine Entfernung von mehr als einer Meile, und dies ward mehrere Tage fortgesetzt. Manchmal, wenn das Familiengrab noch nicht fertig ist, wird die Leiche zeitweilig in einem Teil des Hauses untergebracht; Sibree ¹⁾ erlebte solchen Fall und hörte Trauermusik und Klagen mit kurzen Unterbrechungen einen ganzen Tag und die Nacht hindurch und länger, während die Zeremonieen und Schmausereien fortgesetzt wurden. Die Bestattung findet gewöhnlich am zweiten Tag nach dem Tode statt. Wenn die Leiche von einem entfernten Ort gebracht werden muß, werden die nächsten Leidtragenden in Palankins getragen. Sibree ²⁾ sah einmal einen Leichenzug, bei dem eine Art Sarg gebraucht wurde, bedeckt mit dunkelblauem Tuch; darauf lag eine Kopfbedeckung und andere kleine Teile weiblicher Kleidung. Bei einem Offizier oder Beamten wird oft ein Uniformrock, Schärpe und Schwert auf die Bahre gelegt. Begleiter gehen zu beiden Seiten und tragen kleine Fächer von weißem und farbigem Papier, die Fliegen abzuwehren; diese Fächer werden in die Erde auf das Grab gesteckt. Nach Ankunft auf dem Begräbnisplatz wird ein Grablied von den Weibern gesungen, eine kurze Ansprache von einem Familienglied des Verstorbenen gehalten mit Dankesworten für das Beileid der Anwesenden, der Leichnam auf seinen Ruheplatz gelegt und mit Erde bedeckt, dann frischgeschlachtetes Fleisch verteilt, worauf sich die Versammlung ohne weitere Zeremonie zerstreut. Die Bahre wird an der Seite des Grabes gelassen und nicht mehr gebraucht; sie gilt als verunreinigt (in Kontakt mit dem Geiste stehend); niemand würde wagen, das Holz zu nehmen, auch nur zur Feuerung; man läßt sie verfallen durch die Witterung. Die Gräber sind heilig und erheischen

1) Madagascar, p. 257.

2) Ib., p. 258.

strenge Beschützung; sie enthalten oft beträchtliches Vermögen aufser den kostbaren seidenen Lamba. Man glaubt, daß die Besitzgegenstände des Lebenden ihm auch noch im Tode Dienste leisten. Sibree¹⁾ erzählt ein Beispiel schon aus der Zeit nach Errichtung der ersten Missionsschulen: Ein intelligenter Knabe, dessen Eltern von hohem Range waren, starb zu Antananarivo; ihm wurden ins Grab mitgegeben seine Schiefertafeln, Schreibstifte und Schulbücher mit anderen Lieblingssachen. Mit den Herrschern werden enorme Schätze an Münzen und anderen Wertsachen begraben. Die Trauerzeit dauert für Witwer und Witwen ein Jahr, sonst kürzere Zeit; während derselben wird eine gewisse Selbstverleugnung geübt, als Zurückgezogenheit von öffentlichen Vergnügungen, Enthaltung von Luxus in Kleidung und Leben; Öl und Parfums werden nicht gebraucht. Das Haar der Witwe bleibt ungeordnet; wenn sie sich wieder verheiraten wollte im ersten Jahre nach ihres Mannes Tode, würde man das schamlos finden und ihre Familie sie verabscheuen. Wenn das Haupt eines Haushaltes sein Familiengrab vollendet, führt er bisweilen in dasselbe die Leichen seiner Eltern in feierlichem Zuge aus ihrem früheren Grabe über; dies — *famadíham-páty*, wörtlich „Umdrehung der Leiche“ genannt — geschieht mehr mit Festlichkeit als Trauer; Lobreden auf die Toten und geschlachtete Ochsen fehlen auch hier nicht²⁾. Die Leichenfeierlichkeiten des am 27. Juli 1828 verstorbenen Königs Radáma I. wurden mit großartigem Pomp begangen, nachdem die neue Königin Ranavalona I. (Ellis schreibt Ranovaló), seine hinterlassene Gemahlin ersten Ranges, der er selbst die Krone übertragen, in einem besonderen Befehl die strenge Beobachtung der alten Bräuche eingeschärft hatte. Demgemäß mußte jeder, wes Alters oder Standes er auch war, die Haare vom Haupte scheren mit alleiniger Ausnahme der

1) Madagascar, p. 258 sq.

2) Sibree, p. 259 sqq.

Königin, einiger weniger Hofdiener, der Götzenbewahrer und der Europäer. Alle Weiber der Hauptstadt und Umgegend mußten Klagegeschrei (mitomany) anstimmen und weinen. Mit geschorenem Haupte fanden sie sich auf dem Platz vor dem Palaste ein, warfen sich nieder und erhoben Wehklagen, die immer wieder zu dem Ausruf zurückkehrten: „O warum hast du uns verlassen? Komm zurück und hole uns zu dir!“ Niemand durfte während der Trauerzeit sich schmücken, Haupt oder Leib salben, die Lamba (den Mantel) an der Erde schleifen lassen, einen Hut tragen oder in den Spiegel blicken. Doch war es untersagt, eine schmutzige Lamba zu tragen; denn der Verstorbene habe Reinlichkeit geliebt, und das Volk solle deshalb die Kleider waschen. Niemand durfte ein Pferd besteigen oder sich in einem Sessel tragen lassen. Keiner durfte Seide weben, Töpfe machen, Zucker bereiten, edle Metalle verarbeiten, zimmern, schreiben oder Hüte flechten. Keiner sollte den andern grüßen, irgendein Instrument spielen, tanzen, singen, mit andern eine Unterredung halten; alle Liebkosungen zwischen Verheirateten oder Unverheirateten waren bei Tage verboten; jeder sollte nicht im Bett, sondern auf der blossen Erde schlafen; es war verboten, auf einem Stuhle zu sitzen oder sich eines Tisches zu bedienen. Das Abscheren des Hauptes war in bestimmten Zwischenräumen viermal zu wiederholen. Auf den Reisfeldern durfte man während der Trauerzeit arbeiten, damit nicht Hungersnot entstände. Radámas Verbot berauschender Getränke wurde bestätigt; Übertreter desselben sollten enthauptet werden. Wer am Palast vorüberging, mußte seine Hand in Wasser tauchen, das sich in einem Kahn befand; das Wasser war geweiht durch hineingeworfene Erde von dem Grabe, in welchem Radámas Vater wohnte. Davon sollte jeder ein wenig auf sein Haupt legen und essen. Dies letztere ist bei den Hova gleichbedeutend mit dem Eid der Treue. Nachdem diese Gebote veröffentlicht waren, fand das Begräbnis statt. Radáma „Manjaka“ d. h. der große, regierende Häuptling, lag in einem hölzernen Sarge, der mit goldenen Franzen und Eicheln verziert war; getragen wurde

er von 60 höheren Offizieren. Sie hatten Trauerflor am Arme und stellten den Sarg in die große Halle von Bessakane, wo er bis zum anderen Tage stehen blieb. Am 13. August gab die Königin den Missionaren und anderen in Antananarivo befindlichen Europäern Erlaubnis, denselben nach dem Hauptpalast des Reiches, dem von Tranuvola, zu tragen. Im Hofe des Palastes hatte man ein großes Leichengerüst aufgeschlagen, zu welchem zwei Stiegen hinaufführten; es war mit einem Geländer umgeben, dessen Säulen vergoldet waren. In der Mitte stand ein Zelt und statt des Teppichs hatte man Scharlachtuch ausgebreitet. Prinz Koroller, der auf Mauritius bei einem Goldschmied in Lehre gewesen, zeigte bei allen diesen Verzierungen großen Geschmack; auch silberne Lampen, goldene Leuchter und Spiegel hatte er angebracht. Unweit des Leichengerüsts war das königliche Grab hergerichtet worden. Dasselbe bildete eine 30 Fuß hohe Terrasse, auf welcher eine Grabkammer stand. Diese war reich verziert; in der Mitte befanden sich ein Tisch, zwei Stühle, eine Flasche mit Wein, eine andere mit Wasser und zwei Becher, damit der Schatten des verstorbenen Königs, wenn er die Ruhestätte seines Leibes besuchte, den Schatten seines Vaters zu Gast laden und bewirken könnte. Nachmittags wurden, altem Brauche gemäß, alle kostbaren Geräte, deren sich Radáma bei Lebzeiten bedient, in das Grab gebracht und vermauert. Man legte silbernes Speisegeschirr aller Art hinein, wertvolles Porzellan aus China, mehrere Pulverhörner, auch eins von Gold von feiner gemeiselter Arbeit, Wurfspieße und Lanzen, Säbel und Schwerter, arabische und malayische Dolche, Taschen-, Stand- und Spieluhren, Tabaksdosen, goldene Ketten, Diamantringe, Edelsteine und Schmucksachen verschiedener Art, Kleider, Wäsche, Hüte und Sporen, Stiefeln, endlich auch Ölbilder, Porträts von Friedrich dem Großen, Napoleon, Ludwig XVIII. und dem König von England. Dazu kamen dann noch Tausende von spanischen Piastern. Auf dem Grabe wurden sechs herrliche Pferde geopfert, in der Hauptstadt und Umgegend 20 000 Ochsen geschlachtet.

Um 6 Uhr abends legte man den Leichnam in einen silbernen Sarg, zu dessen Anfertigung 14 000 Dollars eingeschmolzen worden waren. Er trägt die Inschrift: „Antananarivo, 1. August 1828. Radáma Manjaka, der unter den Fürsten seinesgleichen nicht hatte, Souverän der Insel.“ Als die Missionare Grissith und Bennet bald nach der Leichenfeier die Hauptstadt verlassen wollten, that die Königin ihnen kund, sie sei Gebieterin im Lande und werde den Tag bestimmen, an welchem sie abreisen dürften. Sie blieben dann noch lange genug, um zu sehen, in welcher barbarischen Weise die Königin ihre eigenen Unterthanen behandelte. Sehr viele wurden hingemordet, unter ihnen Radámas Mutter und Schwester. Der Sohn dieser letzteren, welcher eigentlich der legitime Thronerbe war, und Prinz Rateffi, sein Vater, Statthalter von Tamatave, sowie Radámas Schwester, die ein Kind unter dem Herzen trug, wurden auf Ranaválonas Befehl zu Tode gespeert. Eine Anzahl hoher Würdenträger erlitt dasselbe Schicksal; sie hatten angeblich nicht schnell genug Trauerkleider um den verstorbenen König angelegt und das Haupt nicht geschoren¹⁾. Von den Feierlichkeiten beim Begrábnis Ranaválonas I. (1861) fehlt Nachricht, weil wenig Europáer in der Hauptstadt waren. Kurz vor ihrem Tode wurden einige ungewöhnliche atmosphärische oder meteorische Phänomene gesehen, welche das Volk für Vorherverkündigungen ihres Todes hielt²⁾. Ellis³⁾, der damals auf Mauritius war, erhielt darüber folgenden für die Einbildungskraft der Madagassen und ihren Glauben an Vorzeichen charakteristischen Bericht: „Am 12. April 1861 war ein Feuerschein, der sich von Ankimiheny bis Ranofotsy und zu allen Bergen erstreckte. Als die Landleute rings

1) Tyermann and Bennet (Augenzeugen der Leichenfeier), *Journal of voy. and travels* (1831) II, 553. Waitz, S. 442. Ellis, S. 377ff. Sibree, p. 261. Lippert, *Seelenkult*, S. 30.

2) Sibree, p. 262.

3) *Madagascar revisited* (1867), p. 82sq.

das Feuer sahen, zündeten sie Feuer in der Nähe ihrer Wohnungen an; denn sie sagten: ‚Vielleicht hat die Königin wieder gebadet‘, weil dies Licht auf dem Lande aussah, als wäre es in der Hauptstadt, wogegen es den Leuten in der Hauptstadt auf dem Lande zu sein schien. Auch Töne oder Stimmen wurden gehört gleich Musik, kommend von Isotry (wo des ersten Ministers Grab) nach Andohálo (dem täglichen Markt, über eine Meile entfernt), und als die Leute den Ton hörten, kamen sie zu sehen. Aber es war nichts zu sehen; nur der Ton ward gehört, und es war ein angenehmer Ton, obgleich trübe stimmend, denn es war das Ende des Jahres. Es war im Herbst (fararáno) und um sieben Uhr abends, als das Feuer gesehen wurde, und es dauerte eine Stunde. Nächsten Morgen fragte die Königin: ‚Was war das für Feuer in der letzten Nacht. Zündet ihr wieder Feuer an vor dem Fest des neuen Jahres?‘ Die Diener antworteten: ‚Wir zündeten keine Feuer an.‘ Als die Königin das hörte, sagte sie zu den Häuptionern des Volks: ‚Was für Feuer ist dies?‘ Und sie antworteten: ‚Das ist nicht Feuer vom Menschen, sondern von Gott.‘ Und einige sagten: ‚Es ist für das Wachstum des Reichs der Herrscherin.‘ Da forschte die Königin wieder von den Richtern und Häuptionern des Volks und sprach: ‚Was ist doch das für Feuer?‘ Da sagten einige, die sie fragte: ‚Von Andrian-impoin-imerina (dem Ahnherrn der Dynastie) und Prinz Ramahátra, ähnlich einer Vorbedeutung von kommendem Tod, ähnlich, denn es war schwach, aber nicht ähnlich, denn es war über dem Wasser und den Reisfeldern und Thälern und Hügeln, obgleich es nicht hoch noch niedrig war.‘ Und von diesem Tage an betete die Königin ernstlich zu ihren Göttern, denn sie war erschrocken. Und ein Offizier sagte zum Prinzen: ‚Dies Feuer ist ein Jubelfest, zusammenzuführen die Zerstreuten und zu erlösen die Verlorenen.‘ Und die Herzen derer, die das hörten, wurden tief bewegt.“ — Der Prinz, ihr Sohn und Nachfolger, unter dem Namen Radáma II. (1861—1863), neigte sich bereits dem Christentum zu, liefs

sogleich nach seinem Regierungsantritt alle eingekerkerten Christen frei, rief alle Verbannten zurück und gestattete allen Christen den Gottesdienst ¹⁾. Infolge der Revolution, die ihm Krone und Leben kostete, wurde er heimlich und nachts bestattet, selbst ohne die beim Begräbnis privater Personen üblichen Ehren. Dagegen gab der Tod seiner gleichfalls dem Christentume freundlichen Witwe und Nachfolgerin Rasohérina (1863—1868) Anlaß zu einer prächtigen Leichenfeier, die wenig der von Radáma I. nachstand, neben dessen Grab das ihre unmittelbar nördlich im königlichen Hofraum eingerichtet wurde, ein Hügel, bekleidet mit Granit, auch auf der Spitze mit dem Holzhäuschen; sie wurde in einem silbernen Sarge begraben mit mehr als 200 Kleidern von Seide, Atlas und Sammet, einer Menge kostbarer Geräte und einer Lade mit Geld (§ 11 000), die 20 Männer trugen. Das ganze Volk mußte das Haar scheren und in einfachster Kleidung einhergehen. Nachdem das Grab geschlossen war, mußten noch einige zur Thür desselben gehen und Rasohérinas Geist bitten, nicht Krankheit oder Feinde zu senden. Mehrere Tage lang wurden gegen 3000 Ochsen geschlachtet und unter das Volk verteilt ²⁾. — Von dem Ahnenkult der Sakalaven hat Grandidier ³⁾ eingehende Mitteilungen gemacht: Sie rufen, wie erwähnt, den Schöpfer Drianahar bei jeder feierlichen Gelegenheit zugleich mit den Vorfahren an. Auch glauben sie, daß die Toten (Lulu) sich ganz besonders mit irdischen Dingen abgeben, und fürchten sie sehr. Kein Sakalave würde jemals ein Gelübde an die Seelen seiner Vorfahren verletzen. Man glaubt, daß dieselben alle ihre Handlungen überwachen und ihnen oft im Traume Befehl oder Ratschläge geben, denen sie willig Folge leisten. Beim Begräbnis eines Sakalaven schießt man Flinten ab und opfert Ochsen. —

1) Sibree, p. 263. Kypke, Missionsgeschichte (1875), S. 119.

2) Sibree, p. 264sqg.

3) „Globus“ XXII, 268ff.

Bei der Königsfamilie der Maruseranen wird der in eine Ochsenhaut genähte Leichnam an der einsamsten Stelle der umliegenden Wälder aufgehängt und seine Bewachung einer besonderen Familie anvertraut. Nach einigen Monaten versammeln sich die Häuptlinge und holen die Reliquien, nämlich einen Halswirbel, einen Nagel und ein Bündel Haare. Das übrige wird feierlich bestattet ¹⁾. Mitunter werden dabei Menschenopfer dargebracht, die Leichen derselben in Säрге gelegt und auf diese der königliche Katafalk gestellt; denn ein Herrscher darf nicht, wie seine niedrigen Unterthanen, auf bloßer Erde ruhen. Die Reliquien schließt man in einen Krokodilzahn und trägt sie in das heilige Haus, wo die Vorfahren hausen. Um sich diesen Zahn zu verschaffen, lockt man die Krokodile durch Eingeweide eines dazu geschlachteten Ochsen in einen engen Flusssarm, schließt die Ausgänge und sucht sich das größte Tier aus, das man mit Seilen umstrickt und ans Ufer zieht; dann wird ihm zwischen die Kinnbacken, da wo der größte Zahn sitzt, eine heiße Batate gelegt; nach einer Viertelstunde kann man den Zahn leicht herausziehen, worauf das Tier freigelassen wird. Der Besitz dieser Reliquien begründet das Recht auf die Königswürde. Ein legitimer Erbe, der dieser Zähne verlustig geht, würde jegliche Macht über sein Volk verlieren und der Usurpator ohne Widerrede den Thron besteigen. Die Hova, die diesen Aberglauben der Sakalaven kannten, haben seit ihrem Eindringen in den Süden von Menabe sich weniger um die Person des Königs, als um diese Reliquien gekümmert, welche sie stets unter dem Vorwande, ihnen die schuldigen Ehren zu bezeugen, aufs sorgfältigste bewachen. Die Sakalaven fürchten sich sehr vor dem Tode; so große Ehrfurcht sie vor den Gräbern haben, so hält sie doch die Furcht stets fern davon, und sie nähern

1) Nach D'Unienville III, 257 (Waitz, S. 349) vgl. Lippert (Seelenkult, S. 30) beerdigt man oft einen Häuptling erst ein Jahr nach seinem Tode. Analoges werden wir bei vielen malayischen bzw. australischen Völkern finden.

sich ihnen nur bei einem Begräbnis. Stets verlassen sie das Haus, oft selbst das Dorf, wo ein Verwandter von ihnen gestorben ist. Alle von ihm gebrauchten Gegenstände werden fortgeworfen und sein Name nie mehr ausgesprochen. Dieser Umstand, daß nicht nur der Name eines Toten, sondern selbst die Worte mit gleicher Endung nicht mehr gebraucht werden dürfen, hat auf die Sprache der Sakalava einen unverkennbaren Einfluß gehabt. Man ersetzt den Namen durch einen anderen. So hieß der König Ramitra nach seinem Tode Mahatenatenarivu d. i. der Fürst, welcher tausend Feinde besiegt hat. Jeder Sakalave, der den alten Namen wieder ausspräche, würde als der Mörder des Fürsten betrachtet werden und sich also der Plünderung seiner Habe, ja selbst dem Tode aussetzen. Daraus erklärt Grandidier, daß es jetzt zwischen den einzelnen Dialekten des Malagasi solche Verschiedenheiten giebt. In Menabe mußte seit dem Tode des Königs Winani an Stelle von wilani (Fleischtopf) das Wort fiketrehane (Kochgefäß) gebraucht werden, während im übrigen Madagaskar die alte Bezeichnung beibehalten wurde. Dies Sprachtabu, das nur für die Namen der Könige und großen Häuptlinge in seiner vollen Schärfe gilt, spielt auch auf den Inseln der Südsee eine große Rolle; wir haben es aber auch schon bei den Zulu gefunden. Aus der Furcht, den Abgeschiedenen durch Aussprechen seines Namens herbeizurufen, erklärt es sich auch, daß dem norwegischen Missionar Lindö ¹⁾ in Ranopasy gar keine Anbetung der Ahnen stattzufinden schien, während er dieselbe bei den nördlichen Sakalava anerkennt. Von Vergeltung im Jenseits scheinen nach ihm die Sakalava nichts zu wissen; gute und böse Menschen kommen hinauf in die Höhe.

Wenn, wie erwähnt, der Mangel an eigentlichen Götterbildern nach Sibree der madagassischen Religion charakteristisch ist, so verknüpft sich doch nach ihm auch hier

1) Grundemann, S. 146.

mit dem Ahnenkult ein gewisser Fetischismus. Doch hat derselbe keineswegs den Umfang wie in Westafrika, steht vielmehr dem sporadischen in Ostafrika näher, am nächsten freilich den Tabu-Heiligtümern der Polynesier, wengleich diese weit mehr ausgeführt anthropomorphe Götterbilder haben. An die Verschmelzung des Ahnen- mit dem Mondkult bei den Hottentotten erinnert die Symbolisierung der Familiennahmen durch ein halbmondförmig geschnittenes Stückchen Holz, das die madagassischen Familienhäupter als Schutzmittel auf der Brust trugen¹⁾. Drury erwähnt bereits diese Idole als Hauptobjekt des Kultus. Er nennt sie *owley*, nach Sibree²⁾ eine provinziale Korruption oder Variation des Hova-Worts *ody* „Zauber“. Drury sagt: „Die Einwohner haben in allen ihren Häusern ein kleines tragbares Utensil, welches zu religiösem Gebrauch geweiht eine Art Hausaltar ist, *Owley* genannt. Es ist gemacht von einem besonderen Holz, aus kleinen Stücken desselben sauber zusammengesetzt, meist in Form eines Halbmondes mit den Hörnern abwärts, zwischen denselben zwei Alligatorzähne. Es ist geschmückt mit verschiedenen Arten Perlen und mit einer Schärpe umwunden, wie sie ein Mann um seinen Leib knüpft, wenn er in den Krieg zieht. Ich beobachtete, daß sie zwei gabelförmige Hölzer aus dem Wald brachten und im Boden befestigten, darauf einen etwa sechs Fuß langen Balken legten, der an den Enden dünner war, mit zwei oder drei Nägeln darin; daran hingen sie das *Owley*. Dahinter war ein langer Pfahl, an den ein Ochs mit einem Strick gebunden wurde. Sie hatten eine Pfanne voll glühender Kohlen, auf welche sie ein aromatisches Gummi warfen, und setzten sie unter das *Owley*. Dann machte mein Herr³⁾ einige besondere Gesten mit einem

1) Burkhardt, S. 53.

2) Madagascar, p. 386 sq. „Mensch“ heißt nach Megiser *velun*, nach Hervas *ulun, olon, urun*. Adelung, S. 263.

3) Robert Drury erlitt Schiffbruch an der Südküste 1702. Die Schiffsmannschaft wurde gut behandelt von den Eingeborenen; aber

großen Messer in der Hand und sprach eine Gebetsformel, in die die Leute einstimmten. Weiter warfen sie den Ochsen zu Boden, und mein Herr durchschnitt seine Kehle; denn, da es keine Priester unter ihnen giebt, so verrichten die Häuptlinge der Landschaft, Stadt oder Familie allen religiösen Dienst selbst.“ Drury wäre beinahe getötet worden von seinem Herrn, weil er sich weigerte, an der Zeremonie teilzunehmen oder die Gebetsformel zu wiederholen, die einer heidnischen Gottheit galt; daß sein Leben geschont wurde, verdankte er nur der Verwendung des Bruders seines Herrn. Einige Zeit darauf in einem Gespräch mit einem seiner Herren sagte ihm der madagassische Häuptling: „Es ist nicht das Holz oder der Alligatorzahn, den wir verehren, sondern es sind gewisse Schutzgötter, welche sich kümmern um alle Völker, Familien und einzelne Personen, und solltest du besessen sein von einem dieser Owley und giebst ihm den Namen eines Schutzgeistes, so wird er unzweifelhaft auf dich acht haben“¹⁾. Nach Sibree²⁾, der vorzugsweise über die Hova berichtet, heißen die Haus- oder Familiengötter, die den Laren und Penaten der Römer entsprechen, Sampy; sie werden gefunden in den meisten heidnischen Häusern und sind oft nur ein Stück Holz oder Stein oder Gras oder ein anderes gleich wertloses Ding und werden oft

argwöhnend, daß diese sie zu Sklaven machen wollten, griffen die Engländer sie an und nahmen ihren Häuptling gefangen. Doch erhielten die Madagassen Verstärkung, und die Europäer, von Hunger, Durst und den häufigen Angriffen ermattet, wurden schließlichs bis auf zwei oder drei getötet. Drury, damals erst 14 Jahre alt, wurde geschont und zum Sklaven gemacht. Er blieb auf der Insel 15 Jahre trotz häufiger Fluchtversuche und wurde, obgleich er viele Beschwerden und auch einige Grausamkeit zu erdulden hatte, doch im ganzen von seinen Herren leidlich behandelt. Er drang nicht bis Antananarivo oder in die Distrikte von Ankova vor, ja scheint davon gar nicht gehört zu haben; die gegenwärtige Hauptstadt war damals noch ein unbedeutender Platz, eine von den vielen kleinen Städten in Imérina. Sibree, p. 277 sq.

1) Sibree, p. 387 sq.

2) Ib., p. 385 sq.; cfr. p. 177.

verwahrt in einer Art von geflochtenem Strohkorb, der an Gestalt einigermaßen einer kleinen Flasche gleicht und gewöhnlich an der Nordwand des Hauses aufgehängt wird, nahe der Schlafstelle, welche die nordöstliche Ecke einnimmt. Manchmal ist der Sampy eine kleine Figur von Silber, roh einem Ochsen ähnlich; in anderen Fällen besteht er aus einer kleinen Glasperle oder einer Sammlung von Perlen oder anderer Schmucksachen. In einigen der Dörfer auf dem Wege von der Ostküste ins Innere bemerkte Sibree ¹⁾ im Zentrum des Vierecks, um welches die Häuser gebaut waren, ein Stück Holz, acht oder neun Fuß hoch, gebildet von der Gabel eines Baumes; die Zweige nach einem Punkt spitz zulaufend, das tiefere Ende befestigt im Boden, beschmiert mit Blut und Fett und nach dem wenigen, was Sibree von den Leuten erfahren konnte, ein Objekt des Kultus oder doch besonderer Verehrung. In einigen Fällen waren Basaltstücke rund um dasselbe gelegt und über diese die Blutspende ausgegossen. In einem oder zwei Fällen waren die Schädel und Hörner von Ochsen befestigt an den Gabeln des Holzes. Mit dem Owley Drurys ist offenbar identisch das Ahuli bei den Sakalaven, das Grandidier ²⁾ als Talisman deutet. Niemand, weder Freier noch Sklave, ist nach ihm ohne einen solchen, den er oft sehr teuer gekauft. Derselbe besteht aus der Spitze eines Ochsenhorns, welches zwischen fettgetränktem Sande einige alte Nägel, kleine Stückchen Holz, Schrauben u. dgl. birgt, lauter Gegenstände, die ihr volles Vertrauen besitzen. Grandidier schreibt den Sakalaven die Ansicht zu, daß das höchste Wesen den verschiedenen Talismanen ihre besonderen Eigenschaften verleiht. Die einen machen ihren glücklichen Besitzer unverwundbar; andere sind kostbare Liebeszauber oder verschaffen Gesundheit, Reichtum u. s. w. Die Sakalaven tragen ihre Ahuli meist an einem Bande um den Hals; von

1) Sibree, p. 386. Vgl. p. 88.

2) „Globus“ a. a. O., S. 269; auch Waitz (S. 441) spricht von Amuletten der Madagassen.

Zeit zu Zeit richten sie Gebete an dieselben und opfern ihnen selbst einen Ochsen oder einige Tropfen Rum, um sie günstig zu stimmen. Nicht selten lassen die Wahrsager (Ombiassen) ihre Ahuli mit einander wetteifern. Jeder bittet den seinigen inbrünstig, daß er sein Gebet unterstütze, und derjenige, welcher im nächsten Monat krank wird oder sonst ein Unglück hat, erklärt sich für besiegt. Die Sakalaven haben einen solchen Glauben an die Macht der Ahuli, daß man ihnen selbst die Kraft, Feinde zu töten, zuschreibt, wenn man z. B. ein Ahuli auf das Bett des Feindes legt und es um Vernichtung desselben bittet.

Wie jede Familie ihre Hausgötter hat, so gelten auch einzelne Idole als Beschützer (Sampy) gewisser Ortschaften, Stämme und einige wenige als Nationalgötter¹⁾, wozu sie aber erst durch die Hova, nachdem diese sich die übrigen Stämme unterworfen, erhoben wurden²⁾. Diese Nationalgötzen sind nach Sibree³⁾ ursprünglich auch nur Familiengötter (Sampy), denen Umstände eine besondere Wichtigkeit gegeben haben. Zehn oder zwölf Idole wurden vorzugsweise verehrt in der Hauptstadt und den Zentralprovinzen und von diesen drei oder vier als Hauptgötter betrachtet. Man nahm an, daß jeder eine besondere Machtsphäre und Einfluß habe und für bestimmte Interessen Dienste leiste, vor besonderen Übeln schütze und seinen Verehrern besonderen Segen zuwendet⁴⁾. Den ersten Rang nahm ein Rakelimaláza, verehrt als Beschützer des Herrschers und Reiches. Sein Name besteht aus zwei Adjektiven mit dem Präfix ra-, das den Eigennamen anzeigt, und bedeutet: „klein, aber berühmt“. Er verschafft dem Herrscher Sieg, ja sollte ihn unsichtbar zu machen vermögen, schützt seine Verehrer vor Krokodilen und Zauberern und löscht Feuer, wenn sie

1) Palacky, S. 134.

2) Ebd. Grundemann, S. 87.

3) Madagascar, p. 385.

4) Ib., p. 375.

nur das Kleid über den Kopf ziehen ¹⁾). Er hatte seinen ursprünglichen Sitz in Amparafaraváto, der einen der drei heiligen, den Europäern noch im Vertrag der Königin Rasohérina mit Victoria (1865) verschlossenen Städte, wurde aber später der Hauptstadt näher gebracht nach Ambohimambóla, dem zweiten der verbotenen Plätze; bei Amparafaravato liegt ein Bau, der einzige im Zentralteil der Insel, der einem Götzentempel ähnlich ist ²⁾). Diesem Götzen zunächst stand in der Schätzung des Volks Ramahavály, der von einem Personalgott zum Äskulap Madagaskars avancierte und als solcher einen Kult erhielt, dessen Einführung noch alte Madagassen mit erlebt zu haben sich erinnern. Er heilt Krankheiten und vertreibt die Pest; ebendeshalb brachte man ihn 1826 nach der Hauptstadt. Bei epidemischen Krankheiten trug man ihn, mit einem roten Tuch verhüllt, in die Mitte einer feierlichen Volksversammlung, ebenso durch die Reihen der Soldaten, wenn sie in den Krieg zogen, um Erkrankungen vorzubeugen; von den Bewahrern und Wächtern des Idols wurde heiliges Honigwasser gesprengt über die rings umherknieende Menge. Er ist auch Patron der Schlangen, deren Häutung sie auch hier als Symbole der Heilkraft und Verkörperungen fortlebender abgeschiedener Seelen erscheinen läßt. Der Gott kann Leben geben, aber auch nehmen, wird heilig und allmächtig genannt; sein Name bezeichnet einen Orakelgott: „einer, der fähig ist zu antworten“ ³⁾). Der eigentliche Sitz dieses Idols ist das Dorf Ambohitany, in dessen Nachbarschaft sich zahlreiche Schlangen finden sollen. Gelegentlich, wenn man wünschte, dem Volk einen Eindruck von der Macht des Gottes zu geben, gingen seine Bewahrer und Diener in Prozession, jeder eine Schlange tragend in einer

1) Sibree, Madagascar, p. 375. Palacky, S. 134. Grundemann, S. 87.

2) Sibree, p. 171sq.

3) Ib., p. 375. 396. Palacky, S. 134. Grundemann, S. 87.

Hand voll trockenen Grases. 1829 nach der Thronbesteigung der Königin Ranavalona, als die Stellung der Europäer bedenklicher wurde, wurde der britische Resident Lyall grob insultiert wegen angeblicher Beleidigung des Idols. Es wurde eine Anzahl Schlangen von den Verehrern und Wächtern Ramahavalys bei der Wohnung Lyalls freigelassen; er wurde gezwungen, nach einem entfernten Dorfe zu gehen; ihm folgte als Wache der Bewahrer des Idols, das er auf einem Pfahl, mit Scharlachtuch bedeckt, trug, hinter ihm 50 starke Männer, je zwei einander gegenüber, die Leiber unbedeckt bis zu den Hüften, jeder in der Hand eine Schlange mit etwas Heu tragend, den von ihr umschlungenen Arm oft emporhebend und dem Volke zeigend, in tiefem Schweigen, um die Macht des Idols, dessen Strafwerkzeuge die freigelassenen Schlangen sein sollten, allen zu beweisen¹⁾. Die dritte den Fremden verschlossene, besonders heilige Stadt war Ambohimanga, die alte Hauptstadt, wo Andrian-impoin-imerina begraben lag und dann auch Ranavalona, die jedes Jahr kurz nach dem Neujahrsfest hierher gekommen war, um an den Gräbern ihrer Vorfahren zu opfern und zu beten; hier befand sich auch das Idol Fantáka²⁾, welches ein mehr spezieller Schutzgott des Herrschers und der königlichen Familie war, ebenso wie Manjáka-tsi-róa (d. h. „es sind nicht zwei Herrscher“), in der neuen Hauptstadt Antananarivo, dessen Name den Anspruch Radámas I. und seiner Nachfolger auf Alleinherrschaft ausdrückt³⁾. Ein anderes berühmtes Idol war Ranakandriána, der in einer Höhle des Berges Andringitra etwa 30 Meilen nordwestlich von der Hauptstadt wohnte und denen, die ihn begrüßten, Antworten erteilte, wozu ein Echo nach Sibree Anlaß gab; das Orakel brachte den Bewahrern des Götzen reichen Gewinn;

1) Sibree, p. 174. Ellis, S. 381f.; History of Madagascar (1838) II, 419.

2) Sibree, p. 171 sq.

3) Ib., p. 376.

Radáma I. jedoch, zu schlau, alle Lügenwunder zu glauben, mit denen sein Volk betrogen wurde, und eifersüchtig auf den Ruhm dieses Idols, besuchte seinen Altar, um die Wahrheit des Orakels zu prüfen. Als er eintrat in die finstere Höhle und die unsichtbare Gottheit begrüßte, antwortete eine leise, feierliche Stimme: Tsara hiány „Sehr gut!“ Als aber der König ein kleines Geldgeschenk opfern wollte, und eine Hand in der dunkeln Höhle sich nach demselben ausstreckte, packte er dieselbe und rief: „Das ist nicht Gott, das ist ein menschliches Wesen“, befahl sogleich seinem Gefolge, den Betrüger hervorzuziehen, und so war der Zauber wenigstens für viele gebrochen ¹⁾. Ein anderes Idol mit Namen Rakéli-manjáka-lánitra d. h. „klein, aber

1) Sibree, p. 376sq. Nach Palacky (S. 135) brachte Ranakandriána die Wahrsagerei nach Madagaskar. Nach Sibree (p. 175) war die Nachbarschaft von Antinanarivo die Wiege des Götzendienstes und der Sagen der Hova-Stämme. Hier lagen die drei heiligen Städte in kurzer Entfernung von einander, und wenige Meilen nordwestlich der Berg Andringitra, in Sicht von diesem auch die alte Stadt Ambohidrapéto, das Dorf des Rapéto, einer wunderbaren mythologischen Person, von der außerordentliche Geschichten erzählt werden. Er war ein Riese, ursprünglich von Ambohimangávo gekommen, einem der höchsten Berge in Imérina, etwa 50 Meilen westlich von der Hauptstadt, auf dessen Gipfel sein Grab noch gezeigt und Opfer und Gebete früher ihm zu Ehren dargebracht wurden. Vgl. Palacky, S. 135. Ellis (History of Madagascar I, 90) sagt: „Die Kräfte Rapéto's waren höchst wunderbarer Art. Er konnte, sagt man, irgendetwas von den fernsten Enden der Erde herholen und sogar bis zum Himmel reichen. Ein einzelner Schritt von ihm käme der Entfernung von sechs Tagereisen eines gewöhnlichen Mannes gleich. Wenn er von Fremden Besuch erhielt, streckte er, ohne seinen Sitz zu verlassen, nur seine Hand aus und schaffte Vögel, Schafe und Ochsen im Überflufs herbei. Im Wunsch nach einer kleinen Leckerei für seine Tafel brachte er den schönen großen See Itasy hervor, der bis jetzt an ausgezeichneten Fischen Überflufs hat. Einmal hatte er einen ernsten Streit mit dem Monde, mit dem er kämpfte; aber trotz seiner gigantischen Gröfse und Stärke wurde er geschlagen.“ Er entspricht wohl den malayo-polynesischen Vulkan- und Erdbeben-göttern; sein Kampf mit dem Monde erinnert aber auch wieder an den hottentottischen Mondmythos.

den Himmel beherrschend“ sollte die Reisernte vor Hagel beschützen und ihn in wohlthätigen Regen verwandeln¹⁾. Es giebt gewisse Dinge und Handlungen, die dem einen oder anderen Idol als mißliebige oder antipathisch galten und „fady“ hießen, ein Wort, das nach Sibree²⁾ dem Tabu der Südseeinsulaner entspricht, obgleich das Fady weniger drückend und störend sei. Es erinnert auch an die westafrikanischen Quixilles und bahnt eine strengere Scheidung zwischen Göttlichem und Ungöttlichem an. Rakelimalaza ist abhold Geschützen und Schießpulver, verbietet ferner in seinem Bezirk Zwiebeln, Ziegen, Pferde, Schweine, Katzen und Eulen; seine Träger und Verehrer dürfen in der Schlacht nicht sprechen, dürfen in kein Haus treten, wo ein Leichnam liegt u. s. w.³⁾. Schon die älteren Schriftsteller⁴⁾ berichten von einer Art religiöser Scheu der Madagassen vor gewissen Tieren, wie vor dem Chamäleon⁵⁾, Katzen und Schweinen⁶⁾, obgleich der Abscheu vor letzteren nicht allgemein war⁷⁾. Zur Zeit der Königin Ranavalona I. wurden alle Schweine einige Meilen von der Hauptstadt ferngehalten. Diese Beschränkung wurde zwar unter der kurzen Regierung Radamas I. nicht aufrechterhalten, aber nach dem Regierungsantritt seiner Nachfolgerin wieder erneuert. Katzen und Eulen gelten als Unglück bringende Tiere, und ein Eingeborener, der eine Katze hält, wird von manchen Leuten als ein Zauberer angesehen⁸⁾. Wir werden noch unten von der Inkarnation abgeschiedener Geister in Tieren sprechen. Ramahavaly verbietet das Töten von

1) Sibree, p. 377.

2) Ib.

3) Ib. Palacky, S. 134.

4) Waitz, S. 441.

5) Leguével I, 283.

6) Ib., p. 167.

7) Descartes, p. 292. Nur die Sakalava und Betsileo essen Schweine, auch wilde. Palacky, S. 112.

8) Sibree, p. 378.

Schlangen¹⁾. Auf Lyalls Frage, wodurch er den Gott erzürnt habe, entgegnete man: „Du bist an ein Dorf herangeritten, welches dem Gotte geheiligt ist, und hättest wissen sollen, daß weder ein Schwein noch ein Pferd dasselbe betreten darf. Auch sind deine Diener in einen geheiligten Wald gegangen, wo sie Schmetterlinge und Schlangen gesammelt haben.“²⁾ Auch Peschel³⁾ findet eine Spur von malayischen Tabu-Gebräuchen darin, daß die Fetischhüter durch ein kiady — eine Stange mit einem Grasbüschel an der Spitze (die übrigens auch bei den Wanyamwezi zu den Dana, Amuletten gehört) — das Betreten geheiligter Orte durch Ungeweihte abwehren. Auch bei den Sakalaven giebt es unreine Tiere und infolge davon Speiseverbote, die aber für die Einzelnen verschieden sind⁴⁾. Sibree⁵⁾ kam auf seiner Rückreise von der Hauptstadt nach Tamatave (Ostküste) abends in das Dorf Ambodinifódy und trat in ein Haus, um dort zu übernachten, wurde aber an der Thür vom Besitzer gefragt, ob er oder einer seiner Palankinträger ein Tavólo (Arrowroot) bei sich führte; denn dies sei fady oder anstößig seinem Hausgott; erst als Sibree versicherte, nichts davon bei sich zu haben, ebenso wenig als seine Begleiter, fanden sie Nachtquartier in der Wohnung. Ranaváloná I. begab sich bei ihrer Krönungsfeier (fisehána d. h. „das Zeigen“, Erscheinen vor dem Volk) nach dem Grabe Andrian-impoin-imerinas und schwenkte dort die Fahnen zweier Götzen, des Manjaka-tsi-roa, Gottes der Souveränität, und des Fantaka, des Eidesgötzen nach Ellis. Nachdem sie ein Gebet gesprochen, gab sie die Fahnen den Priestern zurück, liefs

1) Palacky, S. 135.

2) Ellis, S. 382.

3) Völkerkunde, S. 378. Nach Grundemann (S. 88) hält ein Strohwisch Unberufene von dem gewöhnlich von einem Hain umgebenen Haus des Götzen, in dem auch der Götzenhalter wohnt, fern.

4) Noel, Bull. soc. géogr. 1844 I, 389. Waitz, S. 441.

5) Madagascar, p. 378.

die Thüren des Grabes verschließen und bestieg ihren mit feinstem Scharlachtuch überzogenen, mit goldenen Spitzen verzierten Tragsessel. So gelangte die Königin auf den großen Platz, auf dem die Volksversammlung abgehalten wurde. Man trug sie bis zu einem geheiligten Steine, den sie von Süden her betrat, mit dem Gesicht gen Osten; auch fünf Generale mit Schwertern traten auf den Stein mit blanken Schwertern. Dann rief die Königin: „Masina, masina vaho?“ d. h. „Bin ich geweiht, geweiht?“ worauf die Generale dreimal antworteten: „Du bist geweiht“ und das Volk rief: „Mögest du lange leben, Ranávalona Manjaka!“ Die Königin stieg an der Ostseite vom Stein herab, nahm die Bilder der Götzen Manjaka-tsi-roa und Fantaka in die Hand und sprach zu ihnen: „Meine Vorgänger haben euch mir gegeben, ich setze Vertrauen in euch, deshalb verlaßt mich nicht.“ Nachdem sie die Idole in die Hände ihrer Hüter zurückgegeben, nahm sie auf dem etwa 100 Schritt entfernten Gerüst auf einem Throne Platz; an den Enden des Gerüsts wurden die beiden genannten Idole, mit prächtigem rotem Tuch umgeben, von ihren Hütern hoch emporgehalten. Hier empfing sie die Huldigungen der Beamten u. s. w., denen sie durch Zahlung der Hasina, eines Geldstücks, Ausdruck geben ¹⁾. Erst bei der Krönungsfeier Ranávalonas II. fehlten die Idole und heidnischen Zuthaten ²⁾. Auf die Frage nach der Form der Idole ist es nach Sibree ³⁾ schwierig, eine ganz zuverlässige Antwort zu geben; denn die Idole wurden nicht ausgestellt für die Anbetung des Volks, und es galt für frevelhaft, sie anzuschauen; wenige Madagassen können daher eine bestimmte Antwort auf jene Frage geben. Dies ist wieder in hohem Grade charakteristisch, unterscheidet den madagassischen Fetischismus vom westafrikanischen und bestätigt

1) Ellis, S. 382ff.; History of Madagascar II, 424sqq. Sibree, p. 365sqq.

2) Sibree, p. 370.

3) Ib., p. 378.

seinen Zusammenhang mit dem malayo-polynesischen Tabu. Wenigstens einige der Hauptidole waren jedenfalls Stücke von Holz, zu einer rohen Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt geschnitzt. Sie waren nicht groß, wohl nicht länger als einen Fuß, und wurden manchmal in Kasten verwahrt in einem eigens für das Idol errichteten Hause. Von dem Idol Rafanovela sagt man, es sei ein Insekt oder die Nachbildung eines solchen. Ein anderes soll ein Meteorstein sein. Jeder Schutzgott hat seinen Träger bei den öffentlichen Prozessionen, manchmal trägt ihn aber das ganze Dorf¹⁾. Wenn die Idole bei öffentlichen Gelegenheiten herausgebracht wurden, wurden sie befestigt an der Spitze eines Pfahls und waren gewöhnlich bedeckt mit Scharlachtuch oder Sammet. In einigen Fällen waren diese Bedeckungen geschmückt mit silbernen Ketten und kleinen Gegenständen in Gestalt von Krokodilzähnen. An der Spitze der Prozession ging ein Mann mit einem Speer, der dem Volk befahl aus dem Wege zu gehen, was man auch bis in die Neuzeit respektvoll mit unbedecktem Haupte befolgte, bis das Idol und seine Diener vorüber waren²⁾. Ellis³⁾ beschreibt die Erscheinung einiger Idole, welche in Prozession bei der Krönung Radámas II. getragen wurden: „Auf dem letzteren Teil des Weges war ich hinter den Idolen und einmal ganz von ihnen umgeben. Es waren etwa 13 an Zahl; sie wurden getragen auf dünnen, etwa zehn Fuß langen Pfählen. Die meisten hatten wenig Ähnlichkeit mit irgendetwas im Himmel oder auf Erden: schmutzige Stücke von Silberketten, Silberkugeln von verschiedener Größe, Korallen- oder Knochenstücke,

1) Palacky, S. 134. Sibree, p. 378.

2) Sibree, p. 379 mit dem Bild eines Idols, das wenig Menschenähnliches zeigt, vielleicht nur den umgebenden Schmuck mit den Krokodilzähnen und Silberketten.

3) Madagascar, its social and religious progress (1863). Sibree, p. 380.

oder silberne Ornamente, die Haifischzähne darstellen sollten, mit schmalen ein oder zwei Fuß langen Streifen von Scharlachtuch, — einige von ihnen halb versteckt unter einer roten (Zauber-) Mütze, andere in einen Beutel von einheimischem Tuch gebunden, oder in kleinen Binsenkörben. So beschaffen waren die Objekte, von denen man früher die Sicherheit und das Glück der Nation abhängig glaubte.“ Die Verbreitung des Christentums in der Hauptstadt und Umgegend selbst unter der noch heidnischen Königin Rasoharina brachte diesen Fetischkult in Vernachlässigung und Verachtung. Ein einziges Mal während seines ganzen Aufenthalts in Antananarivo sah Sibree ¹⁾ einen Versuch, diese Nationalgötter wieder in die Öffentlichkeit zu bringen, als die Kinderblattern große Sterblichkeit verursachten; da brachten die Götzenhalter den Rakelimalaza als nationalen Schutzgott in Prozession durch die Stadt; an den Thorwegen, welche sie passierten, waren Zaubermittel niedergelegt, in der Hoffnung, daß durch seinen Einfluß die Krankheit angehalten werden möchte. Alles, was Sibree sehen konnte, war eine kleine Rolle von beschmutztem scharlachrotem Sammet, befestigt an einem hellen Pfahl und getragen von einem Mann an der Spitze einer kleinen Schar Verehrer des Gottes, die einen leisen monotonen Gesang unterhielten. Die Königin Ranavalona II., die sich am 21. Februar 1869 taufen ließ, befahl alsbald, daß alle königlichen Götzen verbrannt, auch das Haus, in dem der große Landesgötze Rakelimalaza sich befand, niedergerissen und verbrannt würde. Als man anfang, die hölzerne Umgebung des Tempels niederzureißen, drohten die Götzenhalter, ihr Gott besäße eine Arznei, mit der er sich an der abtrünnigen Königin rächen würde, eilten (September 1869) zur Hauptstadt und beanspruchten Achtung ihrer Rechte ²⁾. Es wurde sofort ein

1) Madagascar, p. 381 sq.

2) Sie hatten das Recht, über Leben und Tod ihres Stammes zu entscheiden, ohne die Regierung zu fragen, wurden behandelt als

Ministerrat berufen und darin beschlossen, es solle der erste Minister mit anderen hohen Beamten sich nach dem Ort des Götzen begeben und die Verbrennung des Idols veranlassen noch vor Rückkehr der Bewahrer desselben. So wurde das Haus des Götzen besetzt und mit dem Holzmaterial, das dasselbe umgab, ein Feuer angezündet. Alles Tragbare wurde zuvor aus dem Tempel herausgebracht, um dann verbrannt zu werden: zuerst der große Rohrstock, genannt Tsotsonáraka, der bei feierlichen Umzügen gewöhnlich vor dem Götzen getragen wurde; sodann zwölf Ochsenhörner, aus denen man zu räuchern und heiliges Weihwasser zu sprengen pflegte; darauf drei scharlachrote Schirme und die seidenen Lamba oder Lappen, mit denen der Tempelwächter das Idol bei Umzügen zu verhüllen pflegte; dann folgte der Götzenkasten, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand und mit einem Deckel versehen war; zuletzt der Götze selbst. Sein Erscheinen erregte bei allen, die ihn bis dahin nicht gesehen, großes Aufsehen und Erstaunen. Er bestand aus zwei Stücken Scharlachseide von drei Fuß Länge und drei Fuß Breite, die durch ein kleines Stück Holz von der Dicke eines Daumens verbunden waren, so daß die niederhängende Seide so zu sagen zwei große Flügel zu einem ganz kleinen Körper bildete. Das versammelte Volk schrie: „Ihr könnt ihn nicht verbrennen.“ Der königliche Beamte erwiderte: „Wenn er ein Gott ist, so wird er nicht brennen; wir wollen es versuchen.“ Man hielt ihn mit einem Stab ins Feuer, und er verbrannte. Am nächsten Tage teilten vier andere Idole dasselbe Los. Des Herrschers Idol soll bestanden haben aus einem kleinen Beutel voll Sand (von den Ahnengräbern); Ratsimahaláhy bestand aus drei runden Stückchen Holz, etwa sechs Zoll lang, die durch eine silberne Kette mit einander ver-

Edle, durften einen Schirm tragen u. s. w. Cousins bei Sibree, p. 400.

bunden waren; dies Idol wurde jedes Jahr einmal, zu Anfang unseres September, mit dem Blut eines roten Hahns besprengt¹⁾. So schnell sind diese Nationalfetische gegenwärtig dem Bewußtsein des Volks entschwunden, daß sie überhaupt in demselben nicht tief gewurzelt zu haben scheinen²⁾.

Auf der Reise durch Imérina und die Nachbarprovinzen kam Sibree häufig an Dörfer, die nicht, wie die Mehrheit der madagassischen Landhäuser, aus Lehm, sondern aus Holz gebaut waren. In vielen Fällen sind sie Plätze, wo Idole aufbewahrt werden; innerhalb des innersten Grabens (hady) darf kein Lehmhaus errichtet werden. Ein Haus im Mittelpunkt des Dorfes gehört dem Idol; hier ist der Kasten niedergelegt, in dem es gewöhnlich verwahrt wird. Diese Häuser sind nicht Tempel für Opfer noch Kultusstätten; auch werden nicht bestimmte Zeiten beobachtet für religiöse Zeremonieen. Idole werden meist zu dem Volke herausgebracht, anstatt daß das Volk ihnen naht. Auch Opfer, wenn sie überhaupt dargebracht werden, finden nicht statt in oder bei dem Götzenhause, sondern eher auf gewissen Steinen, manchmal außerhalb des Dorfs oder auf einem der alten Gräber der Vazimba, der früheren Bewohner Ankovas. Sibree hörte, daß in manchen Fällen folgende Zeremonie beobachtet wird: Der Götzenhalter, nachdem er die Leute des Dorfs und der Nachbarschaft zusammengerufen, trat in das Haus, schloß sorgfältig die Thür und war sehr vorsichtig, daß nicht einer außer ihm selbst zugegen war. Nach gewissen Gebeten öffnete er den Kasten, nahm das Idol von seinem Platz und salbte es mit dem Öl der Kastorölpflanze, welche im Überflufs auf der Insel wächst. Nach weiteren Anrufungen wurde das Götzenbild wieder an

1) William Pool bei Sibree, p. 399sq. Kypke, Missionsgeschichte, S. 120f.

2) Sibree, p. 382.

seinen Ruheplatz gelegt und das Volk, welches um das Haus sich niedergelassen, benachrichtigt, daß die Gottheit gütig gestimmt oder versöhnt wäre und die erbetenen Segnungen gewiß gewähren würde¹⁾.

In ihrer ersten gegen das Christentum gerichteten Proklamation vom 1. März 1835 sagt Ranaváloná I.: „Wenn einer von euch die Bräuche der Vorfahren und der zwölf Gebieter verändern will, so verabscheue ich das. Ich verabscheue es auch, wenn jemand die Bilder unserer Götter schmäht, die Weissagung für eine Thorheit erklärt, die alten Gräber umkehrt. Das darf in meinem Reich nicht geschehen. Man sagt, die Bilder der Götter seien nichts. Aber sind nicht durch sie die zwölf Gebieter eingesetzt worden? Und jetzt sollen sie nichts sein? Die Weissagung, über welche man spottet, und die alten Gräber, sind sie nicht Zeugen ihrer Macht? Der Herrscher betrachtet sie als geheiligt und das Volk solle sie geringer achten? Wer die alten Gräber der Vazimba zerstört, begeht ein Verbrechen“ u. s. w.²⁾. In ihrem Armeebefehl, der alle 14 Tage den Soldaten während der großen Parade in der Hauptstadt eingeschärft wurde, sagt die Königin: „Wer einen andern tauft oder sich taufen läßt, den will ich töten lassen; denn sie ändern die Gebote der zwölf Könige ab. Wir wollen sie töten, weil sie das abändern, was unsere Vorfahren befohlen und gethan haben, und weil sie beten zu den Vorfahren der Ausländer, nicht zu Andrian-impoinimerina und Lehidama und zu den Göttern, die die zwölf Könige heiligten, und zu den zwölf Bergen, welche verehrt werden. Ich mache allem Volk bekannt, daß sterben muß, wer an diesem Herkommen etwas ändert.“³⁾ So wurden wiederholt in Proklamationen und Botschaften des Herrschers an das Volk die Götter des Landes im allgemeinen und die zwölf heiligen Berge erwähnt zusammen mit den Vorfahren der königlichen Familie; so auch beim Huldigungs-

1) Sibree, p. 381sq.

2) Ellis, S. 389.

3) Ebd., S. 393. Burkhardt, S. 76.

eid bei Truppenaushebungen und beim Nationalfest des neuen Jahres. Die heiligen Berge sind Hügel im Umkreis weniger Meilen von Antinanarivo, auf denen alte Städte erbaut sind, welche früher die Hauptstädte kleiner Staaten waren und von einer zugleich patriotischen und religiösen Ehrfurcht betrachtet wurden. Drei dieser heiligen Städte wurden bereits erwähnt; doch ist es schwer, den Namen einer jeden der übrigen genau festzustellen; wenigstens über die letzten zwei oder drei lauten die Antworten der Eingeborenen verschieden. Sibree hält die Zahl zwölf für eine runde, wie von den königlichen Vorfahren gesprochen wird als den zwölf Herrschern, ebenso von zwölf Weibern des Königs, während nur zwei oder drei einem Unterthanen erlaubt waren ¹⁾. Auch dies scheint wieder auf einen Zusammenhang des Ahnen- mit Mond- und Sonnenkult hinzuweisen. Denn die Heiligkeit der Zwölfzahl scheint mir begründet in der madagassischen Jahreseinteilung in zwölf Monate oder Monde (*vólana*) von je 28 Tagen mit 18 Schalttagen, wobei das Jahr freilich kürzer ist als das unsere und das Neujahr in jeden unserer Monate fällt. Die Namen der Monate sind: Alahamady, Adaoro, Adizaozy, Asorotany, Alahasaty, Asombola, Adimizana, Alakarabo, Alakaozy, Adijady, Adalo, Alahotsy. Mehreren dieser Monatsnamen scheint der arabische Artikel *al* vorgesetzt zu sein, und Sibree vermutet, daß sie alle von den Arabern stammen, zusammen mit einer Art von Astrologie, die den Madagassen bekannt ist und in einem System von glücklichen und unglücklichen Tagen besteht, das nach den verschiedenen Mondphasen berechnet wird; denn von den Sternen wird dabei kein Gebrauch gemacht seitens der *mpsikidy* und *mpanáandro*, der Wahrsager und Tagewähler ²⁾. Doch scheint mir gerade

1) Sibree, p. 150 sq.

2) Ib., p. 206 sq. „Verschiedene Namen“, bemerkt Sibree hier noch, „sind bei den Betsimisaraka und den Sakalava in Gebrauch;

dieser Umstand dafür zu sprechen, daß die Unterscheidung glücklicher und unglücklicher Tage, wie wir sie z. B. auch schon bei den Aschanti gefunden haben, nicht lediglich von den Arabern eingeführt, wenn auch im Zusammenhang mit ihrer Astrologie und Schicksalsglauben weiter ausgebildet worden ist. Auch der Glaube an Vorherbestimmung erfüllt wie der an Zauberei, Geister und Erscheinungen das Gemüt der Madagassen mit abergläubischer Furcht¹⁾. Die Madagassen haben ein einigermaßen ausgearbeitetes System von Regeln, um festzustellen, welches die glücklichen und unglücklichen Tage sein sollen. Die eröffnenden Teile des Asorotany und Alahasaty z. B. gelten als so unglücklich, daß Kinder, die in solchen Zeiten geboren werden, getötet werden, ebenso im Anfang des Alakaozy, wenn nicht ein Kind ein Ordeal, das sein Schicksal (vintana) offenbaren soll, glücklich besteht²⁾. Bei einigen Völkern im Osten wurde auch von Zwillingskindern das eine lebendig begraben; doch war solcher Kindermord nicht allgemeine Sitte auf der Insel; an unglücklichen Tagen durfte auch nicht ausgegangen und kein Geschäft getrieben werden; sie heißen fali³⁾ = fady, was wieder auf den Zusammenhang dieser Tagewählerei mit dem malayischen Tabu weist. Es gab Glück und Unglück bringende Götter; jeder hatte Glück oder Unglück nach den ihnen zukommenden Gottheiten⁴⁾, und diese beherrschten eben ihre besonderen Tage. In manchen Fällen konnte der böse Einfluss eines Tages abgewendet werden durch Dar-

aber es ist ein werkwürdiges Faktum, daß dieselben Worte auf der Ost- und Westküste für Monate zu verschiedenen Jahreszeiten in Gebrauch sind.“

1) Sibree, p. 382.

2) Ib., p. 207. Vgl. Palacky, S. 135.

3) Rochon, S. 68. Leguével I, 109. d'Unienville III, 265sqg. Waitz, S. 441.

4) Burkhardt, S. 52.

bringung gewisser stellvertretender oder versöhnender Opfer, genannt fáditra ¹⁾. Auch bei Sonnen- und Mondfinsternissen sind böse Geister geschäftig, und um sie zu vertreiben, wird mit Feuergewehren geschossen und gelärmt ²⁾, auch Feuer angezündet; bei Erdbeben schlägt man an die Wand ³⁾.

In einigen Teilen des Landes hält man noch an dem Glauben fest, daß abgeschiedene Seelen in Tierleiber übergehen, ja daß Böse bestraft werden durch Einkerkung in wilde Katzen, Eulen, Krokodile und andere Geschöpfe, welche vom Volk mit Furcht betrachtet werden ⁴⁾. Wird das Junge eines Wal-fisches getötet, so entschuldigt man sich bei dessen Mutter, bittet sie um Verzeihung und ersucht sie, sich zu entfernen ⁵⁾. Der Schlangenverehrung ⁶⁾ und des Insektgottes Rafanovela haben wir bereits gedacht, ebenso der unreinen Tiere und Krokodilzähne bei Fetischen und den Königsreliquien der Sakalaven. Ein Krokodilzahn gilt als Schutzgeist auf Reisen, und beim Überschreiten eines Flusses versicherte man den Krokodilen, sie nicht beleidigt zu haben ⁷⁾. Sie befinden sich im Überflus in den meisten Flüssen Madagaskars und sind in manchen Gegenden zu einer wahren Landplage geworden und fressen große Mengen von Schafen und Rindern, ja nicht selten Weiber und Kinder, welche unvorsichtig in oder an das Wasser gehen. Die Madagassen haben eine abergläubische Furcht vor diesen Ungeheuern, die, statt sie zu töten, sie lieber zu versöhnen suchen durch Gebete und ins Wasser geworfene Opfer. Zu Itásy, einem schönen See etwa

1) Sibree, p. 208.

2) d'Unienville III, 252.

3) Palacky, S. 135.

4) Sibree, p. 244.

5) Owen I, 170. Waitz, S. 441.

6) Vgl. „Barmer Missionsblatt“ 1871, S. 23.

7) Burkhardt, S. 53. W. Hoffmann, Missionsstunden, S. 412.

60 Meilen westlich von der Hauptstadt, glaubt das Volk in den umliegenden Dörfern, daß, wenn ein Krokodil getötet wird, ein Menschenleben in sehr kurzer Zeit von seinen Brüdern als Sühne für seinen Tod gefordert wird. Vor einigen Jahren schossen einige französische Reisende ein Krokodil in diesem See, und so groß war die Bestürzung und Furcht vor den Folgen bei der Bevölkerung, daß jene es für geraten hielten, so schleunig als möglich die Gegend zu verlassen. Wenn man Vieh nach der Küste bringt, wird manches Stück beim Durchwaten des Wassers ergriffen. Die mpánao-ódy (Zauberer) suchen es durch angeblich sehr wirksame Zaubermittel (ody) vor den Krokodilen zu schützen, die aber nur durch den damit verbundenen Lärm, das Schiessen und Schlagen ins Wasser verscheucht werden. Es giebt eine große Menge einheimischer Fabeln und Legenden vom Krokodil¹⁾.

Das Opferwesen der Madagassen²⁾ bedarf noch einer besonderen Besprechung. Es ist nach Sibree ein ausgeprägter Zug bei den gewöhnlich vom Volke dargebrachten Opfern, daß das Blut, zusammen mit dem Fett des Tieres dargebracht, eine Genugthuung für Sünde gewähren soll; jedenfalls soll es die Gottheit günstig stimmen. In der Mitte kleinerer Ströme sind oft Felsen mit Fett beschmiert als Versöhnungsoffer für den Schutzgeist des Flusses. Die zehäupten der Gräber befestigten aufrechten Steine werden oft mit Blut und Fett bestrichen zum Opfer für die Ahnengeister der Familie. Selbst in der Nachbarschaft der Hauptstadt werden viele Gräber noch auf diese Weise geehrt, ebenso Steine und Felsstücke, die als geheiligt gelten; ähnlich werden auch die Gräber der Vazimba verehrt. Bei den wenigen Opfern, die dargebracht wurden, scheint nur ein Teil des Opfertieres auf den rohen Steinen, die als Altar dienten, verbrannt worden zu sein. In fast allen

1) Sibree, p. 69.

2) Ib., p. 388sqq.

Fällen scheint ein Opferschmaus stattgefunden zu haben. Doch zeigt sich eine Ausnahme bei der Totenfeier, von der Drury berichtet. Vier Feuer wurden angezündet, eins an jeder Ecke der Außenseite der Familien-Begräbnisstätten und hier ein in vier Teile zerlegtes Rind, Ochs oder Kuh, ganz verbrannt; dann wurde Weihrauch auf die Kohlen gesprengt. Alle diese Opfer waren freiwillig, nicht durch ein Gesetz vorgeschrieben. Auf den freiwilligen Charakter dieses Kult deutet Sibree auch die einheimischen Worte, die unseren Bezeichnungen „Altar“, „Opfer“ am nächsten kommen: fivoadiana, d. h. „Mittel oder Platz des Gelobens“, und fanalamboády, d. h. „Wegnahme oder Genugthuung eines Gelübdes“; meist werden oder wurden früher Opfer dargebracht in Erfüllung eines Versprechens, gewisse Tiere oder andere Gaben darzubringen, wenn das vom Schutzgeist oder Idol Erbetene gewährt worden. Rev. David Jones beschreibt eine Zeremonie, von der er November 1818 Zeuge war, das Opfer eines jungen Ochsen beim Beginn des Reis-pflanzens: „Das Tier wurde in eine Ecke des Feldes getrieben, dann wurden seine Beine zusammengebunden. Ein Weib, Namens Senegala, fungierte als Opferin. Nachdem sie ein langes Gebet zu Zanahary, dem höchsten Wesen, gesprochen, besprengte sie den Ochsen mit heiligem Wasser aus einem Horn; dann ward seine Kehle durchschnitten von einem der Anwesenden und es zerlegt und verteilt unter sie zum Schmaus, so daß alles, mit Ausnahme des Blutes, aufgegessen ward; vor der Verteilung begannen die Leute den Reis zu pflanzen und die Priesterin nahm etwas Arak in einen von einem Blatt gemachten Becher zum Trankopfer und betete zu einem Schutzgeist Angatra, dem Reis Wachstum zu verleihen, und barg dann den Becher mit dem Arak an einem sicheren Platz des offenen Feldes, damit jener von Zeit zu Zeit trinken möchte; man glaubte, daß er dies thue, wenn das Getränk in der Sonne verdunstete und sich verminderte, und sah darin ein günstiges Zeichen. Es ist ein häufiger Gebrauch bei den Betsimi-

saraka, bevor sie Branntwein trinken, ein wenig auf den Boden zu schütten, um den Angatra günstig zu stimmen, damit er ihnen nicht Schaden zufüge. Man glaubte früher, daß Menschenopfer bei den Madagassen nicht vorkämen; doch wurden solche nach den Erkundigungen von Ellis ¹⁾ in der südöstlichen Provinz Vangraidano allerdings einst dargebracht, und zwar wöchentlich am Freitag als Unglückstag; und womöglich mußten es Häuptlinge und vornehme Männer sein, die geopfert wurden, damit das Opfer um so wertvoller wäre; es wurde aber nicht, nach Ellis, einem Idol im engern Sinn dargebracht, sondern die Opfer wurden unter Beschwörungen durch Speere getötet vor einem großen Pfahl, an dessen Spitze Zaubermittel (ody) aufgehängt waren, und den Tieren zum Fraß überlassen; auf diese Weise sollten Übel abgewendet und Gutes gewonnen werden. Nach Grandidier ²⁾ treten auch bei den Sakalaven in den königlichen Geschlechtern der Maruseranen und Andrewulen mitunter an Stelle der Tier- Menschenopfer; wenn die jungen Könige sich zum erstenmale rasieren, lassen sie einen als mutig bekannten alten Mann schlachten und bestreichen das Rasiermesser mit seinem Blute; er soll offenbar als Schutzgeist sie umschweben und vor Verwundungen schützen. Palacky ³⁾ teilt die von den Madagassen den Göttern gebrachten Opfer in Bittopfer, Sórona und Reinigungsopfer, Fáditra, welche letzteren man bringe, wenn man etwas sühnen oder verhüten wolle. Nach Sibree ⁴⁾ hängt beides mit dem madagassischen Opferwesen zusammen, faßt aber keineswegs das ganze in sich. Faditra (von fady) ist etwas, was nach Weisung der Wahrsager weggethan oder zerstört werden muß, um Böses abzuwenden; solch ein verwünschtes oder verfluchtes Ding kann sein eine Münze oder Asche oder eine Frucht oder

1) History of Madagascar I, 422. Vgl. Grundemann, S. 88.

2) „Globus“ a. a. O., S. 268.

3) Die pelagischen Inseln von Afrika, S. 135.

4) Madagascar, p. 391 sq.

ein Tier. Man glaubt, daß die Übel, die an dasselbe geknüpft und mit demselben verwünscht werden, durch die Zerstörung oder Beseitigung des Dinges beseitigt werden. Wenn das Faditra Asche ist, streut man sie in den Wind; wenn Geld, wirft man es ins Wasser; wenn eine Frucht, wirft man sie in Stücke auf dem Boden; wenn ein Tier, wird es auf den Schultern eines Mannes nach einem entfernten Ort getragen, wobei der Träger gleichzeitig die Übel auf das Haupt des Tieres hin beschwört; Sibree vergleicht damit den Sündenbock des jüdischen Versöhnungstages, auf den die Sünde des Volks gelegt wurde, und findet in der Ausübung des Faditra einen klaren Ausdruck der Stellvertretung, die bestimmt ausgesprochen sei in einer auf jene bezüglichen Formel, welche lautet: „Und wenn die Danksagung beendet ist, so ist dies (Faditra) auf der rechten Seite ausgetauscht für das Leben des kranken Menschen; ist ausgetauscht, daß es ausgetauscht sein mag, ist substituiert, daß es substituiert sein mag, ist verwünscht hundert- und tausendmal, abzuwenden alles Böse von der kranken Person.“ Das Sorona besteht hauptsächlich aus gewissen Gegenständen, welche getragen werden als Zaubermittel, um Glück zu erlangen, z. B. Perlen oder silberne Ketten; manchmal ist es aber auch einfach ein Opfer eines Ochsen oder Vogels oder einer Frucht oder selbst eines an sich wertlosen Objekts.

Zum früheren Heidentum der Madagassen gehört auch die Wahrsagung, Sikidy¹⁾, ein Wort, dessen Ursprung nach Sibree²⁾ unbekannt ist; sie besteht nach ihm in verschiedenen Anordnungen von Zahlen in Reihen und Kolumnen nach bestimmten Regeln, ähnlich denen beim Schach- und Damenspiel. Die Resultate dieser Kombinationen gelten als Antworten der Götter auf die an sie gestellten Fragen. Bei Krankheit, beim Beginn einer Reise oder irgendeines Unternehmens oder in Gefahr und Unglück wird das Orakel

1) Palacky, S. 134.

2) Madagascar, p. 392.

gefragt, um zu erfahren, was das Rechte zu thun sei. Es giebt verschiedene Arten dieser Wahrsagung; meist wird dabei, wie erwähnt, der Same des Fano gebraucht. Diese Wahrsagekunst soll unmittelbar vom höchsten Gott einem der ersten Könige mitgeteilt worden sein ¹⁾ und von ihm bis auf die Gegenwart überliefert ²⁾. Jedes Jahr, wenn die Königin die alte Hauptstadt besuchte, um an den Gräbern ihrer Vorfahren zu beten, wurden Tag und Stunde der Abreise, die Reiseroute und jeder Umstand für die Reise festgestellt durch die Mpsikidy, Wahrsager, deren Weisungen immer genau beachtet werden mußten. Diese Männer, in manchen Teilen der Insel Ombiasy genannt ³⁾, bilden nach Sibree ⁴⁾ nicht eine Kaste oder Ordnung privilegierter Personen. Nach Waitz ⁵⁾ übernehmen die Ombiaches die Vermittelung mit den Göttern und verrichten die Opfer. Nach Sibree ⁶⁾ dagegen hat es niemals auf Madagaskar eine eigentliche Priesterschaft, so wenig als einen organisierten Kultus gegeben; vielmehr ist das patriarchalische Element im madagassischen Heidentum schon in den frühesten Berichten bezeugt und durch die ersten protestantischen Missionare bestätigt. Drury bemerkt: „Da giebt es keine Leute, die behaupten, mehr Günstlinge des höchsten Wesens zu sein als andere Menschen, und einen besonderen Auftrag zu haben, seinen Willen zu erklären und auszulegen. Hier ist jeder, der arme Mann

1) Nach Palacky (S. 135) brachte Ranakandriana die Wahrsagerei nach Madagaskar.

2) Nach Grandidier („Globus“ a. a. O., S. 269) befragen auch die Sakalaven beim geringsten Anlaß das Sikili als ein Spiel mit Körnern, deren Kombinationen die Zukunft enthüllen, ganz so, wie unsere Wahrsagerinnen in den Karten Kenntnis des Kommenden suchen.

3) Adelung, S. 257. Burkhardt, S. 53.

4) Madagascar, p. 393. Siehe oben S. 722.

5) Anthropologie II, 440.

6) Madagascar, p. 388. Die Bewahrer der Nationalfetische sind ihm keine Priester; doch sind sie ein Übergang zum Priestertum. Vgl. S. 720.

sowohl als der reiche Herr, ein Priester für sich selbst und seine Familie.“ Seit die politische Macht der zahlreichen kleinen Häuptlinge in die eines Alleinherrschers von Madagaskar untergegangen ist, hat sich natürlich auf diesen ihre priesterliche Funktion übertragen, so daß seit Anfang unseres Jahrhunderts der König oder die Königin als nationaler Hoherpriester bei den Neujahrsfestlichkeiten (Fandroána) und anderen feierlichen Gelegenheiten galt, ja selbst als göttlich verehrt wurde, worauf wir noch zurückkommen.

Die Madagassen fürchten sich auch sehr vor böser Zauberei, *odymahéry*, die darin besteht, daß der Zauberer Böses auf die Person wünscht, die er schädigen will, und zugleich gewisse Dinge sich beschafft, wie Blätter von verschiedenen Pflanzen, denen eine magische Kraft zugeschrieben wird, oder selbst Abfälle oder Auswürfe (wohl von dem Körper jener Person oder ihrer Kleidung, Nahrung, Umgebung) und dann dies verbrennt nahe ihrer Wohnung. Bösgesinnte Menschen suchen andere, denen sie Böses wünschen, zu erschrecken, indem sie gewisse Dinge an die Thür ihres Hauses legen oder an einer Stelle der Wohnung befestigen. Sibree erzählt, daß Ellis ihm einige kleine Körbe zeigte, die, halb verbrannt, Stücke von Meteorsteinen, verkohltes Holz und andere wertlose Gegenstände, welche aber alle eine symbolische Bedeutung hatten, enthielten und angebracht waren bei seinem Hause von den Häuptern der reaktionären heidnischen Partei kurz vor der Revolution 1863. Seine eingeborenen Freunde versicherten ihm, daß dies Vorzeichen und Drohungen des Todes und anderer Unfälle wären, die sich sicher erfüllt haben würden ohne die Vorsichtsmaßregeln des ersten Ministers und seiner Anhänger. Bei dem abergläubischen Volk können solche Ankündigungen schon die gefürchteten Übel selbst verursachen durch die bloße Vorstellung, daß sie folgen würden¹⁾. Besonders gegen die der Zauberei, aber auch die politischer

1) Sibree, p. 385.

Verbrechen und Begünstigung des Christentums Verdächtigen wurde das Gottesurteil eines Gifttrankes von der Nufs des Tangena-Baums (*Tanghinia veneniflua*) angewandt, das schon seit den ältesten Zeiten üblich war, und so stark war der Glaube des Volks an die Unfehlbarkeit seines Zeugnisses über Schuld oder Unschuld, das unschuldige Leute nicht allein sich willig ihm unterwarfen, sondern sogar verlangten, das es ihnen gegeben würde, in Fällen, wo auch nur der leiseste Verdacht sich auf sie richten konnte. Man glaubte, das der Geist oder Schutzgott des Tangena eine Art Herzenskündiger wäre und mit dem Gift in den Magen des Angeklagten eindrange, um den Übelthäter zu bestrafen, den Unschuldigen zu retten. Die Tangena-Nufs ist ein sehr starkes Gift, aber wirkt nur als starkes Brechmittel, wenn sie in geringeren Dosen genommen wird. Die Unschuld hielt man für bewiesen bei dem Auswurf von drei kleinen Stücken der Haut eines Vogels, welche vorher verschluckt worden. Der Angeklagte als zuerst eine Quantität Reis; dann wurde ein Teil der Nufs in den Saft einer Banane geschabt. Der Verflucher, Mpanózon-dóha ¹⁾, legte darauf seine Hand auf das Haupt des Angeklagten und sprach folgendes Gebet zu dem Geist des Tangena: „Höre, höre, höre und horche wohl, o du Raimanamángo (Prüfer, Zeuge); du bist ein rundes Ei (Nufs) gemacht von Gott. Obgleich du nicht Augen hast, siehst du doch; obgleich du nicht Ohren hast, hörst du doch; obgleich du keinen Mund hast, antwortest du doch; deshalb höre und horche wohl, o Raimanamango!“ Das ganze Gebet ist zu lang zur Mitteilung; es ist voll von Wiederholungen und schrecklichen Verwünschungen; aber die Grundidee ist die Bitte, das, wenn Zauberei geübt worden, der Schuldige offenbart werden möge und, falls der Angeklagte unschuldig sei, das Gift, ohne ihn zu schädigen, den Aus-

1) Nach Waitz (S. 440) werden die Ombiaches besonders in Anspruch genommen, wenn es sich darum handelt, Zauberei zu entdecken, welche Krankheit oder einen Todesfall verursacht hat; alsdann wird zu einem Ordale geschritten.

wurf der drei Stücke bewirken möge. Indes hatte auch dabei Betrug ebensowohl wie Grausamkeit Spielraum. Der Verflucher konnte durch eine verschiedene Quantität des Giftes oder mittels der Zeit, die zwischen dem Reissessen, dem Trinken des Gifts und dem darauffolgenden von Reisswasser verstrich, wesentlich einwirken auf den Erfolg. Wurden die drei Hautstücke nicht gefunden in dem ausgespienen Reis, so wurde der für schuldig Gehaltene mit der Reiskeule zu Tode geschlagen und sein Leichnam in der erniedrigendsten Weise weggeschafft zu eiliger Bestattung, manchmal sogar den Hunden zum Fraß überlassen. Die Verwandten des Angeklagten hatten häufig noch eine Geldbusse zu bezahlen zu der Konfiskation alles seines Eigentums und wurden gezwungen, durch eine öffentliche Abschwörung sich von jeder Mitschuld an seinem Verbrechen loszusagen. Die ganze Probe war umgeben von großer Feierlichkeit und vielem Zeremoniell und darauf berechnet, ein abergläubisches Volk mit tiefer Furcht vor der Macht des Tangena-Geistes zu erfüllen. Doch geschah es oft, daß selbst, nachdem die angeklagte Person freigesprochen war, das Gift ernste Folgen hatte und gelegentlich den Tod herbeiführte. Man hat berechnet, daß vor seiner Abschaffung nach dem Tode Ranaválonas I. der Gifttrank den Tod des fünfzigsten Teils der ganzen Bevölkerung verursacht und jährlich etwa 3000 Personen zum Opfer gefordert hat. Auch wenn jemand irgendeines andern außerordentlichen Verbrechens bezichtigt wurde, wurde er zugleich der Zauberei beschuldigt, vermöge deren er unter einem mächtigen bösen Einfluß gehandelt. So wurde selbst die Standhaftigkeit und der Mut der christlichen Bekenner in den Verfolgungen unter Ranaválonas I. einem mächtigen Zauber zugeschrieben, der sie befähigte, standhaft den Gesetzen der Königin Widerstand zu leisten, und manche wurden deshalb zur Strafe des Zaubers verurteilt, zum Sturz von einem Felsen ¹⁾. Als eine Schwester des Königs Radáma krank wurde, mut-

1) Sibree, p. 58. 382sqq.

maßte man, daß ihr von einer ihrer vier Dienerinnen etwas angethan worden sei; sie wurden deshalb, so aufgeklärt sonst Radáma bereits war, der landesüblichen Probe unterworfen. Man sperrte jede einzelne in eine besondere Hütte, und sie bekamen in 24 Stunden nichts zu essen oder zu trinken. Nachher führte man sie ins Freie, wo sie drei Stücke Haut von einem schwarzen Huhn roh mit den Federn verschlingen, Gift- und warmes Reiswasser trinken mußten. Bald stellte sich Erbrechen ein. Wer nun alle drei Stücke wieder von sich gab und beim Hinauswürgen mit dem Kopfe nicht nach Süden fiel, galt für unschuldig; drei Dienerinnen wurden für schuldig erklärt und mußten sterben. Einem alten Brauch zufolge soll die Todesstrafe dann sofort vollzogen werden; diesmal fand ein Aufschub von einer Stunde statt, weil eine von den Verurteilten ein Liebling von der Mutter des Königs war. Diese bat Radáma um Gnade, aber vergeblich, und der Engländer Hastie, der die beiden Prinzen erzogen, mußte Zeuge eines Auftritts sein, der die damalige Barbarei der Hova kennzeichnet. Man führte die drei Mädchen nach einem Felsen, schnitt ihnen Finger, Zehen, Arme, Beine und Nase ab und stürzte sie dann in die Tiefe. Dort belustigte sich eine große Schar von Kindern damit, nach den verstümmelten Leichen mit Steinen zu werfen, und am eifrigsten beteiligten sich dabei beide Prinzen, die jahrelang auf Mauritius unter europäischer Aufsicht erzogen waren und nun mit einer Art Leidenschaft wieder in die Barbarei zurückstürzten, ohne daß Hasties Bemühungen sie zu zügeln vermochten ¹⁾. Nur um so höher ist die schließlichs doch erfolgte Christianisierung der Hova anzuschlagen, die auch alsbald die gänzliche Abschaffung der schrecklichen Giftprobe zur Folge hatte ²⁾. Waitz ³⁾ nimmt an, daß Radáma die Ordalien nicht sowohl, wie Tyermann und Bennet angeben, deshalb

1) Ellis, S. 373.

2) Sibree, p. 384.

3) Anthropologie II, 440.

fortbestehen liefs, weil durch ihre Abschaffung alle Begriffe von Recht und Gerechtigkeit beim Volke umgestossen sein würden, sondern vielmehr, weil sie eine unerschöpfliche Geldquelle für ihn selbst waren. Dem Kläger, wenn er Recht behielt, fiel das eine, dem Häuptling ein zweites Drittel des vom Schuldigen hinterlassenen Vermögens zu ¹⁾. Seltener fand die Probe des glühenden Eisens statt, bei den Antemori auch das Durchschwimmen eines Flusses, in dem viele Krokodile waren ²⁾. Auch andere Rechtsstreitigkeiten wurden durch die Giftprobe entschieden ³⁾. Auch die Sakalaven glauben nach Grandidier ⁴⁾ an die verderbliche Wirkung böser Zauberei, die sie Vergiftung nennen. Sie werfen auf das Bett ihres Feindes das schon erwähnte Ahuli und bitten um Vernichtung des Feindes. Sie sind fest davon überzeugt, daß ihre Bitte über lang oder kurz erfüllt werden wird. Wie oft wurde schon ein Madagasse, der zur Essenszeit bei einer Hütte vorbeiging, zum Mitessen eingeladen! Er nimmt an; am andern Tage wird der Wirt krank, stirbt vielleicht; in den Augen der Sakalaven ist er vergiftet, und zwar von seinem Gaste, wenn auch beide dieselbe Speise von derselben Schüssel gegessen haben. Die Söhne des Toten laden ihre Flinten, ziehen in die Finsternis hinaus und passen einen günstigen Augenblick ab, den angeblichen Mörder ihres Vaters zu ermorden. Grandidier hat blütigen Racheakten beigewohnt, deren Grund kein anderer war. Die Sakalaven glauben, daß ein großer Teil des Volks durch solche Vergiftungen stirbt. Für sie sterben nur die Greise eines natürlichen Todes.

Es sei noch im Anschluß hieran erwähnt, was Grandidier ⁵⁾ erzählt über die Feier des Sandotse oder

1) Leguével I, 117.

2) Ib., p. 233.

3) Waitz, S. 441.

4) „Globus“ a. a. O., S. 269.

5) Ebd.

Bili bei gewissen konvulsivischen Krankheiten, um die Gottheit um Heilung zu bitten. Mitten auf dem Felde wird eine kleine Rohrhütte errichtet, in welche der Kranke gelegt wird. Einige Verwandte, die für die ganze Zeit ihrer Zurückgezogenheit das Gelübde der Keuschheit abgelegt, pflegen ihn und bereiten ihm seine Nahrung. Jeden Abend werden Gesänge an das höchste Wesen gerichtet. Die Männer laufen bewaffnet um die Hütte, wirbeln mächtige Staubwolken auf und singen ein monotones Lied, das sie von Zeit zu Zeit mit Flintenschüssen begleiten (offenbar um die bösen Geister zu verscheuchen). Am letzten Tage der Zeremonie wird der Gottheit ein Ochse geschlachtet und der Kranke auf ein drei bis vier Meter hohes Gerüst gelegt, wo man öffentlich an seine Toilette geht und ihn zwingt, ein Stück Fleisch vom Opfertier zu verzehren. Hat er dazu die Kraft, so muß er unter dem Beifallsgeschrei der Menge tanzen und sich aus seiner Herde ein Dabara d. h. Liebling aussuchen, ein junges Kalb nämlich, dessen Leben bis zum Tode seines Herrn geschont wird (eine sympathetische Lebensverknüpfung?).

Auch die lebenden Herrscher waren auf Madagaskar Gegenstand religiöser Verehrung; so schon vor Unterwerfung unter die Hova bei den Antemori, wo sie aber auch wie an der Loango-Küste für das Gedeihen der Früchte und alles Unglück, von dem das Volk getroffen wurde, verantwortlich gemacht wurden ¹⁾. Die Madagassen schwören beim König und dessen Mutter, wie bei ihren eigenen Familiennahmen ²⁾. König Radáma nahm den englischen St. Patrik-Orden wegen des damit verbundenen Eides nicht an und liefs bei einem Gewitter aus Kanonen schiefsen, wobei er dem englischen Gesandten sagte: „Wir sind beide Götter und sprechen mit einander, er durch den Donner, ich durch das Geschütz“ ³⁾. Seine

1) Leguével I, 230. D'Unienville III, 285. Waitz, S. 439.

2) Palacky, S. 134.

3) Ebd., S. 133.

Unterthanen nannten ihn gleichfalls Gott ¹⁾. Mit dem außerordentlichen Zuwachs an Macht wuchs die abgöttische Verehrung des Königtums. Die Könige wurden als die Repräsentanten Gottes auf Erden betrachtet. Wenn sie öffentlich erschienen, was nur selten geschah, wurden sie begrüßt mit Zurufen wie: „Andriamanitra lehibé ny mpanjakanáy“, „Ein großer Gott ist unser Herrscher“, und eine gewöhnliche Bezeichnung des Königs oder der Königin war „Ny Andriamanitra hita máso“, „der mit dem Auge gesehene Gott“, während ein gewöhnlicher Spruch fragt: „Wer ist Gott unter dem Himmel? Ist es nicht der König?“ Ungehorsam gegen den Herrscher gilt daher zugleich als religiöses Verbrechen. Erst Rasoherina, obgleich noch Heidin, verbat sich die vergötternden Zurufe ²⁾. Die gewöhnliche Anrede an die Königin beginnt mit dem Wunsche, daß sie lange lebe und herrsche; dann folgt die Aufzählung aller ihrer Vorfahren zur Begründung ihres Thronrechts; Andriamanitra Andrianahary wird sodann angerufen um Segen, früher auch mit den zwölf Herrschern, den zwölf Städten Imérinas, Sonne, Mond und Sternen und den Hauptfetischen; was immer von der Königin gethan sein mag, wird für süß, für angenehm, für „hinuntergeschluckt“ erklärt von ihren Unterthanen, die nicht wagen, „die Sonne herauszufordern“. Bei den Volksversammlungen (kabáry) beginnt jeder Redner mit derartigen Sätzen und schließt mit einer Verneigung und Erhebung der Hände vom Boden gegen den Palast, auch wenn dieser weit entfernt liegt; bei seinem Anblick muß der Reisende seinen Sonnenschirm zumachen ³⁾. Wie bei den Polynesiern überträgt sich die der Königin gezollte Verehrung auf alles, was sie berührt oder ihr gebracht wird, selbst auf ihre Ochsen ⁴⁾. Fremde kommen beständig aus allen

1) Palacky, S. 113.

2) Sibree, p. 314sqq.

3) Ib., p. 319sq.

4) Ib., p. 321.

Teilen der Insel nach der Hauptstadt, um von den Häuptlingen der verschiedenen Stämme der Herrscherin Tribut und Geschenke zu bringen und den Huldigungseid abzulegen, der auf zweierlei Weise stattfindet. Die eine, *miléfon' ómby* „Speeren des Ochsen“ genannt, ist die feierlichste, üblich bei besonders wichtigen Veranlassungen, wie bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers, vonseiten hochgestellter Personen und Häuptlinge. Ein Kalb wird getötet, Kopf und Schwanz abgeschlagen und auf die entgegengesetzte Stelle gelegt, ebenso die Hinterbeine an Stelle der Vorderbeine und umgekehrt; dann wird der Leib des Tieres geöffnet und Speere in das noch warme Fleisch gesteckt, deren Schäfte die Schwörenden halten, während ein Richter den Eid spricht, welcher die üblichen Beziehungen auf alles, was dem Volk als heilig galt, enthielt, auf die zwölf Herrscher, die zwölf heiligen Berge, Himmel und Erde, die Götzen und *Andriamanitra*; die Eidesformel enthält weiter schreckliche Flüche über die, welche meineidig einen anderen Herrn anerkennen, daß sie werden mögen „wie dieser verstümmelte Ochs“; zahlreiche Wiederholungen sollen dem Eide bindende Kraft geben; zum Schluß drücken alle ihre Zustimmung aus durch heftiges Schütteln der Speere; etwas Wasser, gemischt mit Erde vom Grabe eines der früheren Könige, wird manchmal genommen als ein weiteres Pfand der Loyalität. Bei weniger feierlichen Gelegenheiten und von Leuten niederen Standes wird der Huldigungseid in der *mivély ráno* „Schlagen des Wassers“ genannten Form geleistet; früher diente dazu ein kleiner Pfuhl zu *Antsahatsiróa*, einer Höhle in dem Hügel unweit des Palastes, neuerdings ein Kanoe, halb mit Wasser gefüllt, aufgestellt an der Nordwestecke des Versammlungsplatzes *Andohálo*; mit diesem Wasser werden eine Menge Dinge vermischt, gewisse Arten von Gras, Heu, Ochsendung, Blätter eines Baumes, etwas Schiefswatte u. dgl., deren Wertlosigkeit nach *Sibree* das Schicksal des Meineidigen symbolisieren soll. Nachdem der Richter den Eid und die Flüche hergesagt, wie beim Ochsenspeeren, schlagen

die, denen der Eid abgenommen wird, das Wasser mit Zweigen oder mit einem Speer und schütteln manchmal das Boot zur Bestätigung ihrer Absicht, treu den Eid zu halten und keinen anderen Herrscher als den jetzt regierenden anzuerkennen. Beträchtliche Zeit nach dem Regierungsantritt eines neuen Königs oder Königin stand ein Kanoe an diesem Orte, gefüllt mit Wasser, in das Erde von einem königlichen Grab gemischt war; alle, welche zum erstenmal vorübergingen, tauchten ihren Finger in das Wasser und berührten damit ihre Zunge und Scheitel¹⁾. Mit der Thronbesteigung ist ein Namenswechsel verbunden; Rabódo nannte sich Ranaválona, Rakóto nach seinem Vater Radáma II., seine Witwe Rabódo Rasohérina, ihre Cousine Ramóma Ranaválona II. Das Malagasi-Wort *sohérina*, das die Seidenwolle bezeichnet, wurde als Name der Königin heilig und dafür in der gewöhnlichen Sprache substituiert: *zana' dandy* „Ursprung der Seide“²⁾. Als Hoherpriester fungiert der König bzw. Königin bei der Neujahrsfeier, *fandróana*, eig.: Bad. Zum Schluss des Jahres kommen Repräsentanten der verschiedenen Stämme zum Palast, um der Königin die Hasina-Münze zu überreichen; ebenso begeben sich die Häuptlinge in feierlichem Aufzug zum Statthalter, um demselben als dem Vertreter der Königin ihre Huldigungen darzubringen; auch das Volk legt die besten Kleider an und stellt auf mehrere Tage alle Arbeit ein, nachdem alle Häuser gescheuert worden. Es findet eine allgemeine Reinigung statt, indem sich die Fa-

1) Sibree, p. 322 sqq. Vgl. über die Krönungsfeier oben S. 715f.

2) Sibree (p. 325), welcher dies Sprachtabu (vgl. oben S. 706) auch bei seinem Besuch des Sees Itásy, 50 Meilen westlich von der Hauptstadt, 1866 in Beziehung auf den Lehnsherrn des Distriktes fand; derselbe hieß *Andriamámba*. *Mamba* ist das einheimische Wort für Krokodil; dies wurde dafür *voháy* genannt. Auch nach *Hastie* (*Tyermann and Bennet*, p. 276) haben aus gleichem Grund an der Westküste die Namen von Flüssen, Orten u. s. w. mannigfache Veränderungen erfahren.

milienglieder in einem Zimmer um einen Teller mit heißem Wasser setzen und der Hausherr jeden einzelnen schlägt und ihm Wasser auf den Kopf gießt; dann soll jeder um seine verstorbenen Vorfahren weinen. Bei Beginn des neuen Jahres am Abend muß jeder ein Bad nehmen; wenn die Königin gebadet, tritt sie in die Veranda ihres Palastes, eine brennende Fackel in der Hand, und giebt damit das Zeichen zu einer allgemeinen Illumination, die auch schon den Abend zuvor begonnen wurde und nach Sibree Rest eines alten Feuerkult, nach Grundemann eine Reinigung durch Feuer ist, wie wir eine solche auch bei den Kaffern gefunden. Am Neujahrstag besucht man familienweise seine Freunde und beschenkt einander mit kleinen Münzen, jaka, oder, wofür diese nur Substitut sind, mit Rindfleisch, das, ein Jahr alt, vom vorigen Feste aufgehegt, gleichfalls jaka heißt und das Hauptgericht an diesem Tage bildet neben dem Reis, der, mit Honig begossen, die ihn zusammen Genießenden, nachdem jeder zuvor um einen Segen auf sein Essen gebetet, zu ewiger Freundschaft vereinigt. Eine solche Menge Vieh wird geschlachtet (manchmal 10000 bis 12000 in der Hauptstadt und Umgebung), daß bisweilen Einhalt befohlen werden mußte; an verschiedenen Tagen vor und nach dem Feste darf nicht geschlachtet werden. Die Königin giebt einige hundert Ochsen für die Armen, erhält aber das Hinterviertel und Schwanz von jedem getötenen Tiere. Früher opferte der König oder die Königin einen roten Hahn am Vorabend; am Neujahrsmorgen wurde der erste Ochs für den königlichen Gebrauch geschlachtet; über seinem Körper sprach der Herrscher Gebete und Dank-sagungen vor den sieben alten Gräbern der Könige im Hofraum und erflehte von den Ahnen und Götzen Segen für das kommende Jahr. Freemann beschreibt, wie Radama I. 1828 vor jedem dieser Gräber opferte, indem er Teile vom Fett des eben geschlachteten Tieres verbrannte in einem gegenüber der Thür jedes Grabes angezündeten Feuer. Ein Teil von dem noch zuckenden Fleisch ward ausgeschnitten und dem König gereicht, welcher mit dem-

selben seine Stirn, seine Zungenspitze und sein rechtes Knie berührte unter den Worten: „Ich habe gekostet von den Segnungen des Jahres; mögen wir fortfahren, uns ihrer zu erfreuen und von denselben zu genießen bis zu seinem Ende!“ Teile des Fleisches werden gedörrt und aufbewahrt bis zum nächsten Jahr. Früher wurden große Mengen von Vieh durch den Palasthof getrieben, um vor ihrer Schlachtung den königlichen Segen zu empfangen. An die jüdische Passafeier erinnert die Sitte, einen Teil des Blutes auf die Riegel und Thürpfosten des Hauses zu sprengen, oder in manchen Fällen ein Bündel Heu oder Binsen, in das Blut getaucht, über dem Thorweg aufzuhängen. Etwa vier Wochen nach dem Fandroana begab sich die Königin in feierlichem Zuge nach Ambohimanga, der alten Hauptstadt, um an den Gräbern von Andrian-impoin-imerina und Ranavalona I. auf gleiche Weise wie an den alten Königsgräbern zu Antananarivo Opfer und Gebete darzubringen ¹⁾. Sibree ²⁾ erwähnt hierbei noch als einen Berührungspunkt mit dem jüdischen Reinigungsgesetz, daßs niemand, der einen Toten berührt oder einem Begräbnis beigewohnt, in den Palasthof treten oder dem Herrscher nahen durfte, bis ein Monat vergangen war. War jemand aus der königlichen Familie, mit Ausnahme des Herrschers selbst, krank, durften sie nicht im Palast oder dessen Hofraum bleiben, damit nicht ihr Tod den Ort verunreinige. Kein Glied des Königshauses darf einem Leichnam nahen außer dem eines Verwandten oder intimsten Freundes. Doch setzte sich Radama I. über diese Sitte hinweg, indem er die Leiche Hasties begleitete. Ferner ist es Sitte nach Ellis ³⁾, daßs ein Angeklagter vor oder nach seiner Verurteilung Verzeihung

1) Ellis, S. 400f. Grundemann, S. 161. Sibree, p. 316. 331 sqq.

2) Madagascar, p. 341 sq. Vgl. oben S. 697.

3) History of Madagascar I, 376.

erlangt, wenn er den Herrscher zu Gesicht bekommen kann, oder dieser eine von ihm gesendete Hasina-Münze annimmt. Ebenso wurde eine Ausnahme von der Bestrafung bei allen denen gemacht, die dem Herrscher oder dem Staat irgendeinen besonderen Dienst erwiesen; dies kam sogar ihrer Verwandtschaft zugute. Sonst ¹⁾ wenn jemand sich dem Herrscher verhasst gemacht oder des Verraths beschuldigt ward, wurden Beamte zu seinem Hause gesendet, die an dessen Thür einen langen Speer mit silbernem Blatt und Schaft und eingraviertem Namen der Königin und den Worten: tsi tia laingia „ruht hassend“ befestigten, und niemand durfte aus dem Hause oder in dasselbe, bis die Untersuchung stattfand. Das Tsi-tia-laingia wird auch getragen von den vadintány, den Polizeibeamten, wenn sie Botschaften von der Regierung dem Volke bringen, und symbolisiert und garantiert ihre Autorität. Beim Regierungsantritt eines neuen Herrschers wird ein Speer dieser Art den Gouverneuren der verschiedenen Städte des Landes gesendet zur Bestätigung ihres Amtes und ihrer Vollmacht. Die Herrscher befolgen nach Sibree ²⁾ die Sitte, wenige Monate nach ihrer Thronbesteigung sich ein Haus in ihrem Palastraum zu bauen. Der Hofraum (rova) der königlichen Häuser zu Antananarivo liegt auf dem Gipfel des Hügels, auf dem die Hauptstadt erbaut ist, ist etwa 380 Fufs lang und 200 Fufs breit, erhebt sich einige Fufs über den Felsengrund auf massiven Steinmauern und ist umschlossen von starken hölzernen Pfählen. Der Haupteingang ist auf der Nordseite durch einen steinernen Thorweg von beträchtlicher Gröfse, der nach Sibree den römischen Triumphbögen ähnelt; mitten über dem Bogen ist das Bild eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln angebracht, und ähnliche Figuren an den Dachfirsten der Hauptpaläste. Voro-mahéry d. h. „Adler“ oder wörtlich „starker Vogel“ ist der Name des Stammes,

1) Sibree, p. 324.

2) Madagascar, p. 343 sq.

der den Teil Imérimas bewohnt, in welchem die Hauptstadt liegt, und ist eine Art Wappen des Herrschers geworden, das Radáma II. auch in seinem Siegel führte¹⁾. Dem Eingang zunächst liegt der große Palast Manjáka Miadána (d. h. glücklich herrschend), ein wahrer Wunderbau für ein halbzivilisiertes Land wie Madagaskar. Er ist ganz aus Holz gebaut, aber sehr stark und fest, etwa 100 Fuß lang, 60 Fuß tief, 70 Fuß hoch, in seiner ganzen Höhe von einer breiten Veranda umgeben, die auf ungeheueren Pfosten ruht und aus drei Stockwerken besteht. Ein sehr spitzes, mit Schindeln gedecktes Dach bedeckt das Ganze; auf jeder Seite des Daches sind über einander drei Dachfenster angebracht. Der untere Teil des Innern zerfällt in zwei ungeheurere Räume. Die Decke und der obere Teil der Wände sind mit merkwürdigen Malereien bedeckt, die nach Sibree etwas vom ägyptischen oder Hindu-Charakter haben. In dem nördlichen Raum wurde der englische und der amerikanische Vertrag unterzeichnet. Das einzige Gerät, das Sibree sah, war der Thron der Königin, ein kleiner Tisch für die Krone, und Seitentische mit ungeheueren silbernen Vasen einheimischer Arbeit, obgleich nach europäischen Modellen²⁾. Bei Ellis' Audienz 1856 saß die Königin Ranavalona in der oberen Veranda unter einem Doppelschirm auf einem Sitz von grünem Damast und höher als ihre Umgebung, zur linken der Kronprinz, zur rechten dessen Gemahlin. Die Herrscherin trug Ohringe und Halsband von Gold und eine weiße mit Gold durchwirkte Lamba; an der vorderen Platte ihrer goldenen Krone war ein Zauber angebracht, allem Anschein nach ein vergoldeter Krokodilzahn. Der Hofstaat, der die Königin auf der Veranda umgab und eine sehr angemessene Haltung behauptete, bestand aus nahezu 100 Personen. Die Hofgarde hielt unter Musik einen Umzug und stellte sich nachher ordnungsmäßig auf. Als der Engländer in die Nähe der

1) Madagascar, p. 344sq. Ellis, S. 410.

2) Ellis, S. 410. Sibree, p. 345sq.

Veranda geführt wurde, um die Königin zu begrüßen, verbeugten sich alle und riefen: „Es ist gut, es ist gut, Königin.“ Sie verneigten sich nach Osten hin, vor dem Grabmal Radámas, ebenso nach Beendigung der Audienz, in der Ellis der Königin die freundschaftlichen Gesinnungen Englands bezeugte und die gleichen Versicherungen von ihr erhielt, nachdem seit 20 Jahren keinem Engländer gestattet worden war, in Antananarivo zu erscheinen ¹⁾. An der Südostecke des Hofes liegt der zweite Palast, genannt *Trano Vola* „Silberhaus“, nach einem kleineren durch ihn beseitigten Hause, in dem die Nagelköpfe und andere Befestigungen von Silber gemacht waren. Dieser Bau, obgleich von großem Umfang, ist ein Zwerg gegen seinen gigantischen westlichen Nachbar, hat nur eine Veranda von zwei Etagen, doch größere architektonische Feinheit in Simswerk, Kapitälern u. s. w. Das Dach hat dieselbe Form. Südlich von den zwei großen Palästen befindet sich eine Anzahl kleinerer und älterer Häuser. Die wichtigsten von diesen sind drei, eins westlich, mit Namen *Be-sákana* d. h. große Breite, ein anderes auf der Ostseite, Namens *Masoáandro* „die Sonne“, ein drittes nördlich, *Mahitsy* „gerade“ oder „aufrecht“, ein Wort, das auch in ethischem Sinn gebraucht wird. Diese Häuser stammen aus der Zeit der ersten Könige der jetzigen Dynastie und zeigen den alten madagassischen Typus, sind einfache Parallelogramme, nicht halb von der Größe des großen Palastes, aber mit enorm hohen Dächern, an deren Enden sich Hörner oder Gabeln 10 bis 12 Fufs lang befinden. Von diesen Häusern gilt *Besákana* als das erste Haus des Königreichs; es heißt auch *Lapa* „Thron“, und der neue Herrscher wird unmittelbar nach seinem Regierungsantritt hierher gebracht, die Huldigung von seinen Unterthanen zu empfangen. Auch der verstorbene Herrscher ist hier einen Tag und eine Nacht ausgestellt, während der ganze Bau mit Flor behängt ist. Die Höhe dieser Häuser ist 50 bis 60 Fufs. In *Mahitsy*

1) Ellis, S. 410f.

wurden die Götzen Manjaka-tsi-roa und Fantaka aufbewahrt. Die Königsgräber im Palastraum sind schon erwähnt. 1867 wurde der neue Palast eröffnet, welcher südlich vom Trano Vola und östlich vom Manjaka Miadana liegt und den Namen führt Manampy-sóa d. h. „hinzufügend, was gut ist“. Er ist 62 Fufs lang, 30 Fufs breit, 50 Fufs hoch, viel kleiner als die beiden großen Paläste, aber ihnen weit überlegen in der Architektur; den Bau leitete Cameron. Bei der Feier seiner Eröffnung zeigte sich bereits der Einfluß des Christentums ¹⁾).

Die Verwandtschaft des Herrscherhauses gliedert sich in sechs verschiedene Stämme oder Grade von Edlen, Andrian(a), entsprechend der näheren oder ferneren Verknüpfung mit der königlichen Familie, in folgender Ordnung: 1) die unmittelbaren Verwandten der Königin, 2) Zanak' Andriamásinavalona, 3) Zazamároláhy, 4) Zanak' ambóny, 5) Zafinandriandranándo, 6) Zánadralámbo. Die letzten von diesen sind die Nachkommen des Ralámbo, des Häuptlings von Ambóhitrabiby, der zuerst entdeckt haben soll, daß Rindfleisch gut schmecke. Der vierte Stamm stammt von denen, die Andrianjaka auf der Expedition, die mit der Einnahme Antananarivos endete, begleiteten; ihr Titel besagt: „Söhne des oben“ oder „Söhne von hohem Rang“; das Hauptdorf dieses Stammes ist Ambóhipiháinana, acht Meilen von der Hauptstadt. Die zweite Klasse stammt von dem berühmten Häuptling, der den größten Teil Imé-*rin*as sich unterwarf; sie können in die königliche Familie heiraten und besitzen außerdem einige andere Privilegien. Kein Andriana irgendeiner Klasse darf sich mit anderen Hova verheiraten, noch können Männer eines niederen Adels-ranges sich mit Frauen höheren Ranges vermählen ²⁾). Mit

1) Sibree, p. 348sq. Bild der königlichen Paläste und Häuser von Edlen. *Ib.*, p. 346.

2) Sibree, p. 313sq. Ein Andriana wird nach Ellis (S. 369f.) gar nicht als Hova bezeichnet; auch nach Sibree (p. 300) zerfällt das ganze Volk in den Zentralprovinzen in Andrian oder Edle und Hova oder Gemeine.

der Taufe der Königin (21. Februar 1869) entsagte auch der ganze madagassische Adel dem Heidentum; sie selbst vermählte sich an demselben Tag mit dem ersten Minister ¹⁾, obgleich er nicht adelig, sondern ein einfacher Hova ist ²⁾. Die Königin kann eben wählen, wen sie will ³⁾. Während sonst eine Heirat unter Blutsverwandten den Madagassen als verbrecherisch gilt ⁴⁾, machte nur die königliche Familie, wie namentlich auch auf den Sandwich-Inseln ⁵⁾, hiervon eine Ausnahme; Radámas erste Frau war seine Schwester; sonst ist es bei den Hova gebräuchlich, daß der König die Tochter seiner Schwester heiratet, um seinen eigenen Kindern, die sonst Gefahr laufen, aus dem Wege geräumt zu werden ⁶⁾, den Thron zu sichern, da der älteste Sohn seiner nächsten weiblichen Verwandten der rechtmäßige Thronerbe ist ⁷⁾. Die Mutter des Königs hat die nächste Würde nach ihm, dann seine Frauen nach ihrem Alter, dann die übrigen Verwandten ⁸⁾.

Die ursprüngliche Verfassung der verschiedenen Stämme auf Madagaskar war nach Drury und anderen Berichterstattern eine Mischung von patriarchalischen und feudalen Elementen. Ein Häuptling von Mut, Geschick und persönlicher Tapferkeit konnte um sich ein größeres Gefolge sammeln als andere von geringeren

1) Kypke, S. 121.

2) Sibree, p. 301.

3) Palacky, S. 110.

4) Leguével I, 116.

5) Waitz, S. 432.

6) Boteler II, 132. Holmann II, 459. Waitz, S. 439. Falsch: „von den Priestern“. Nach Palacky (S. 113) herrschte nach Radámas Tode vielmehr die Kriegeraristokratie; doch wählt der König selbst seinen Nachfolger aus seiner Familie. Nach Ellis (S. 377) wurde nach Radámas Tode ein feierlicher Kabar (Volksversammlung) abgehalten, um den Eid zu leisten, daß sie den als Nachfolger anerkennen wolle, den er selbst als solchen bestimmt, und so wurde dann Ranavalona als Königin anerkannt.

7) D'Unienville III, 286.

8) Palacky, S. 113.

Eigenschaften, während eine Ehrfurcht vor der Autorität durch ererbtes Recht allen Häuptlingen einen Anspruch auf die Dienste der Stammesgenossen gab. Dabei scheint nach Sibree ¹⁾ ein großer Umfang persönlicher Freiheit bestanden zu haben; jeder Krieger hatte das Recht, frei seine Meinung zu äußern, und ein Rest dieser früheren Freiheit lebt fort in den Kabáry, Volksversammlungen, die noch jetzt von den Herrschern zusammenberufen werden, wo das Recht freier Äußerung theoretisch wenigstens zugestanden ist, obgleich es in Wirklichkeit wenig Erfolg hat. Die Absorption der kleinen Staaten Imérimas in die Alleinherrschaft Andrianimpoin-imérimas und die weiteren Eroberungen seines Sohnes Radáma I. haben einen Übergangszustand herbeigeführt, in welchem alle Organisationen noch dem Namen nach fort-dauerten, in der That aber allen Einfluß verloren. Die Regierung wurde nahezu völliger Absolutismus, gegründet auf die machtvolle militärische Organisation ²⁾, die von Radáma seit 1816 nach europäischem Muster begründet wurde, mit 13 Rangstufen vom Gemeinen bis zum Feldmarschall, doch mit grausamen Strafen ³⁾. Die ganze Insel ist in 22 Provinzen geteilt, deren jede ein Gouverneur regiert ⁴⁾. Der König war bei den Sakalava wie bei den Hova alleiniger Eigentümer alles Landes, verlieh es an seine Vasallen, und diese gaben es wieder an die einzelnen Familien ab ⁵⁾. Indessen haben die Besitzverhältnisse der Grund-

1) Madagascar, p. 279. Nach Ellis (S. 368 f.) hatte jeder Häuptling über das Eigentum und die Dienste seiner Untergebenen unbedingte Verfügung.

2) Sibree, p. 279 sq.

3) Ib., p. 284 sqq. Palacky, S. 114.

4) Waitz, S. 439.

5) Ebd. nach Noel, p. 401; Léwis im J. R. G. S. V, 239. Nach Palacky (S. 114) wurden die früheren Aristokraten, die Masoseranen, selbständige Grundbesitzer und Stammhäuptlinge, durch Radáma teils ausgerottet, teils verschmolzen mit der herrschenden Militäraristokratie, den Massamboninhotren, die den Hof und Rat des Königs bildete.

eigentümer bei den Hova in neuerer Zeit durch willkürliche neue Verleihungen des Königs keine Störung erlitten; dieser begnügte sich vielmehr mit dem Zehnten, den er von den Produkten des Bodens, von jedem Verkauf auf dem Markt u. s. w. erhielt ¹⁾. Die Bestimmung der Abgaben ist aber oft verändert worden ²⁾. Der König bzw. Königin hat das Recht über Leben und Tod, befiehlt dem Heere, entscheidet über Krieg und Frieden, richtet die wichtigsten Prozesse, giebt Gesetze, ernennt Beamte ³⁾. Erst seit Rasohérina wurden Fortschritte gemacht zu einer mehr konstitutionellen Regierung. Vor Erhebung der Militärmacht unter Radáma I. hatten die höchste Autorität nach dem König und den Mitgliedern seiner Familie die Andriambaventy (d. h. große Edlen) oder Richter, die die Streitsachen hörten, an den König appellierten, den Huldigungseid abnahmen, die königlichen Befehle verkündigten; der König ernennt und setzt sie ab; doch folgt oft der Sohn dem Vater im Amt. In jeder Stadt giebt es wenigstens einen, in der Hauptstadt stets mehrere Richter. Einige haben dafür Güter in Ankova zu Lehen, die ihnen das Landvolk aus Frone bebauen muß. Obgleich einige ihrer Funktionen auf Militär-offiziere übertragen worden sind und ihre Stellung nicht mehr so hoch als früher ist, so sind sie doch noch sehr geehrte Respektspersonen. Unmittelbar unter ihnen stehen die Farántsa, die die königlichen Einkünfte erheben: Strafen, Steuern, Konfiskationen, und die Zivilpolizei des Landes bilden. Noch niedrigere Beamte sind die Vadin-

1) Leguével II, 39.

2) Descartes, p. 316. Nach Palacky (S. 114) besitzt der König viele liegende Güter und Sklaven, bekommt einen Anteil an der Kriegsbeute, ein Viertel des Viehs und vier Thaler von jedem kriegsgefangenen Sklaven, nimmt Geschenke (Hasina) bei jeder Gelegenheit (Landtage, Ankunft von Fremden), bezieht den Zehnten, eine Steuer von allen Sklaven, Häusern und Verkäufen, Zölle, Strafgelder, Laudemien und die Güter derer, die durch das Tangena-Gift sterben.

3) Palacky, S. 113.

tány, Boten des Königs und Gensdarmen, die seine Befehle theils selbst auf den Märkten verkünden, theils den Dorfrichtern, Ambónin-játo („über hundert“) mittheilen, die noch die Lohólona („Häupter des Volks“) als Wächter der Ordnung zur Seite haben ¹⁾. Vonseiten der Beamten und höheren Stände wurde das Volk schwer gedrückt ²⁾. Die Zivil- und Kriminal-Rechtspflege liegt in der Hand der Richter, die sie als Vertreter des Königs üben. Sie richteten sich früher dabei hauptsächlich nach Präcedenzfällen und den alten Sitten der Vorfahren. Erst Radáma ließ seine Gesetze geschrieben an die Palastthore anschlagen, und 1828 wurde ein Corpus von Gesetzen niedergeschrieben und die Strafen für mannigfache Übertretungen minutiös spezifiziert je nach der Größe derselben, aber alle streng und maßlos in Geldstrafen, doch immerhin durch Hasties Einfluß auf Radáma ein Fortschritt gegen früher, wo Tod fast auf jede Übertretung stand. Als Hauptverbrechen gelten Mord, Verrat, böse Zauberei, Diebstahl an Gräbern, Münzverfälschung, Betrug im Namen des Königs, Sklavenhandel ³⁾ und Diebstahl, bei Soldaten Desertion und Feigheit. Die Todesstrafe blieb allerdings auch in mancherlei Weise für zahlreiche Verbrechen; sie bestand am häufigsten im Enthaupten oder Speeren, bzw. Tangena-Gift, bisweilen in Kreuzigung und Verbrennung; Zauberer wurden von Felsen gestürzt. Kleinere Strafen sind: Hand- oder Fußabhacken, Schläge, Fesseln, Arbeiten an öffentlichen Straßen; gegen die Christen erfand man unter Ranaválonas Verfolgung selbst neue Qualen, die zur Abschreckung dienen sollten. Bei Adeligen zumal höheren Ranges durfte man kein Blut vergießen; für sie bestand als Todesstrafe Erstickung, Verbrennung, Ertränkung, Hunger-

1) Palacky, S. 114. Sibree, p. 289sqq.

2) Waitz, S. 439.

3) Der Sklavenhandel wurde von Radáma I. durch Einfluß der englischen Regierung abgeschafft (Ellis, S. 374f.; Sibree, p. 281. 558sq.), besteht jedoch nach neuesten Berichten (Grundemann, S. 161) selbst noch in manchen Gegenden ganz offen.

tod. König Radáma II. wurde beseitigt mit einem silbernen Strick. Unter Rasohérina wurde der Codex weiter verbessert und 1865 im Vertrag mit England das Giftordeal abgeschafft. Bis in die neue Zeit wurden Diebe, die auf frischer That ertappt waren, ohne weitere Untersuchung vom Volke gelyncht ¹⁾. Sonst wurde Diebstahl mit einer Busse von 15 Ochsen bzw. Sklaverei bestraft, während auf jede Verwundung mit Eisen der Tod stand ²⁾. In älterer Zeit verlor der Dieb und der Ehebrecher beide Hände ³⁾. Bei den Sakalaven wird Ehebruch mit Geld bestraft ⁴⁾. Falsche Ankläger trifft die Strafe des dem Verleumdeten zugeschriebenen Verbrechens, wenn beide demselben Stand angehören ⁵⁾. Den Armen trifft meist eine schwerere Strafe als den Reichen; insbesondere wird dies von den Sakalaven berichtet ⁶⁾.

Was das Familienleben betrifft, so ist zuerst hervorzuheben, daß die Stellung des Weibes eine bessere ist als bei den meisten Völkern Afrikas und Asiens; ist doch die Königswürde nicht auf das männliche Geschlecht beschränkt; ebenso giebt es weibliche Häuptlinge von großer Macht und Einfluß ⁷⁾. Schon Rochon ⁸⁾ fand die Macht der Weiber über ihre Männer oft bedeutend. Polygamie, *fampórafésana*, besteht freilich auch auf Madagaskar und ist auch hier, wie dies das Malagasi-Wort bedeutet, die Quelle vielen Zwistes, aber ist doch nicht allgemein. Männer der niederen Klassen haben in der Regel nur ein Weib; auch von den Vornehmen haben wenige mehr als zwei; der König allein hat das Privilegium, zwölf zu haben, ohne immer davon Gebrauch zu machen.

1) Palacky, S. 115. Sibree, p. 301sqq.

2) Leguével I, 147.

3) Cauche, p. 124. Rochon, S. 24.

4) „Gloбус“ XXII, 269.

5) Descartes, p. 306.

6) Ib., p. 304sqq. Waitz, S. 438.

7) Sibree, p. 188.

8) Reise nach Madagaskar, S. 23. Waitz, S. 438.

Wenn eine zweite Frau genommen wird, heißt sie vadykély „kleines Weib“, die erstere ramatóa „die ältere“ oder „Herrin“. Auch die zweite hat ihre Rechte an Eigentum u. s. w., so bestimmt, als die erste, und ihre Kinder erben; doch bleibt immer ein Unterschied zwischen diesen und denen der ersten Frau ¹⁾; diese bleibt die Hauptfrau ²⁾. Unkeuschheit der Mädchen vor der Ehe ist sehr allgemein wie bei den Polynesiern und giebt keinen Anstoß; nur der Umgang mit Sklaven ward ihnen als Verbrechen angerechnet ³⁾; ja es wird behauptet, daß der Ehebruch nur dann an der Frau gestraft worden sei, wenn sie denselben in Abwesenheit ihres Mannes vom Wohnort begangen ⁴⁾. Auf noch andere Laster, die bei den Antemorisogar in gewissen Fällen zur Sitte gehört haben sollen ⁵⁾, wird auch der besondere Stand der Tänzer und improvisierenden Sänger in Weiberkleidern gedeutet ⁶⁾. Nach Leguével sind wenigstens die Weiber bei den Sakalaven zurückhaltender als bei den Hova. Nach Grandidier ⁷⁾ sind die Sitten der Sakalaven ebenso zügellos wie die der anderen Madagassen: Ein junges Mädchen ist bis zum Tage ihrer Verheiratung Herrin ihrer Handlungen; aber von da ab schuldet sie ihrem Manne Treue. Die Ehe ist nach demselben Gewährsmann für die Sakalaven wie für alle Madagassen eine freie Übereinkunft zwischen beiden Teilen; sie beschränkt sich bis zur Geburt eines Kindes auf einfaches Zusammenwohnen, ohne eine Fusion der Interessen nach sich zu ziehen. Die Frau ist dem Manne gleichgestellt; was ihr als Eigentum gehört, wird dem Haupt

1) Sibree, p. 195sqq. Palacky, S. 110, nach dem sogar die erste Frau Erlaubnis geben muß zur Heirat einer zweiten.

2) Waitz a. a. O.

3) Leguével I, 232. Waitz, S. 433. 438. Sibree, p. 195. Grundemann, S. 161.

4) Leguével I, 143. 145.

5) Ib. I, 229.

6) Ib. II, 99.

7) „Globus“ a. a. O., S. 269.

ihrer Familie in Verwahrung gegeben, und jedes Geschenk ihres Mannes vergrößert ihren kleinen Schatz. Wird eine Frau zurückgeschickt, was bei der wenig entwickelten Eifersucht nicht häufig ist, so muß sie ihrem Mann die empfangenen Geschenke zurückgeben. Nach Sibree ¹⁾ hat der Madagasse das Recht, seine Frau um eines sehr geringfügigen Anstosses willen zu verstossen, in gewissen Fällen so, daß sie nicht wieder heiraten darf. Nach demselben ²⁾ ist es bezeichnend für den laxen Zustand der Moralität, daß auf die Abstammung der Herrscher und Edlen lieber nach der weiblichen als der männlichen Linie zurückgegangen wird, weil es oft unmöglich sei, die Vaterschaft des Kindes festzustellen. Doch ist das Prinzip der Mutterfolge, dem das erwähnte der Erbfolge des Schwesterkindes entspricht, altmalayisch ³⁾ und hat an sich noch nichts mit Immoralität zu thun. Es giebt viele Eheverbote, besonders bei Frauen, da der Mann davon Dispens erhalten kann, so für Verwandte bis ins sechste Glied, Adelige mit gemeinen Freien, Freie mit Sklaven, Hova-Sklaven mit fremden. Doch durfte der Freie seine Sklavin frei lassen, um sie zu ehelichen, die dann auch nach der Scheidung frei blieb ⁴⁾. Geschwisterkinder heiraten sich häufig, wenn sie nicht von Schwestern derselben Mutter stammen ⁵⁾. Häufig werden Kinder schon im frühesten Alter mit einander verlobt von ihren Eltern, um Eigentum zusammenzuhalten, oder aus anderen Nützlichkeitsgründen; eine Mitgift wird gewöhnlich von den Eltern der Braut gegeben und im Scheidungsfall zurückverlangt, aber der Bräutigam giebt auch manchmal so viel Geschenke, als vorher vereinbart worden sind. Oft wird die Verlobung durch einen Schmaus von Reis und Rindfleisch

1) Madagascar, p. 196. Vgl. Palacky, S. 110.

2) Sibree, p. 192.

3) Lippert, Seelenkult, S. 66f.

4) Palacky, S. 109. Sibree, p. 191.

5) Sibree, p. 192.

gefeiert, wozu die Familienglieder und andere Freunde eingeladen werden. Aufser den verbotenen Graden zieht man Heiraten in der Verwandtschaft vor, um Land und anderen Besitz bei der Familie zu erhalten ¹⁾. Auch die Ehen werden in sehr frühem Alter geschlossen ²⁾; 12 oder 14 Jahre ist keine ungewöhnliche Zeit für beide Geschlechter. Die Zeremonieen sind nicht zahlreich, nur einfach und eigentümlich, verschieden auch in einiger Ausdehnung nach der sozialen Stellung und dem Vermögen jedes Teils. Auch das christlich getraute Paar wird noch jetzt nach Landessitte zusammengesetzt, eine schöne seidene Lamba um beide geschlungen und eine Schüssel vor beide gesetzt, aus der sie gemeinsam Reis u. s. w. essen beim Festmahl im Haus des Vaters der Braut, der dann in einer Ansprache an die Anwesenden ihnen dankt für ihre Teilnahme und Segen erfleht über das junge Paar. Dieselben Zeremonieen wiederholen sich im Hause des Vaters des Bräutigams. Ein Geldstück wird einem Palastbeamten eingehändigt zur Überbringung an die Königin; dies wird betrachtet als der gesetzliche Abschluß der Ehe. In von der Hauptstadt entfernten Orten werden Braut und Bräutigam im Palankin nach dem Hause des Ortsvorstandes getragen, der den Herrscher vertritt und die Hasina-Münze entgegennimmt ³⁾. Insofern sagt Waitz ⁴⁾ mit Recht: „Die Ehe wird vor einem Magistrat geschlossen, der dabei eine Abgabe erhebt.“ Von den Sakalaven wird bei Ehen zwischen Verwandten der höchsten Gottheit und den Vorfahren ein Ochs geschlachtet und zum Gedächtnis (oder vielmehr symbolisch-mystischer Lebensverknüpfung) ein Hasumanitre (Gesetzesbaum) gepflanzt. Die Gatten verzehren

1) Sibree, p. 188sq. Palacky, S. 109.

2) Dies setzt wenigstens den Ausschweifungen der unverheirateten Jugend einige Schranken.

3) Sibree, p. 102sqq.

4) Anthropologie II, 438.

zusammen das Herz des Opfertieres, welches der Mann bezahlt. Im Fall eines Ehebruchs muß die Frau die Kosten des Tieres zurückerstatten ¹⁾. Kinderreiche Familien sind selten, kinderlose häufig, nicht bloß infolge der frühen Heiraten, sondern noch mehr der früheren Ausschweifungen; Kinder sind daher sehr geschätzt ²⁾, Knaben noch mehr als Mädchen ³⁾. Schwangeren Frauen baut man besondere Hütten; auch hat man besondere Hebammen. Ein Kind aber, welches an einem Unglückstag geboren wurde, warf man entweder vor dem Dorfeingang unter die Füße der Ochsen und erzog es nur, wenn es mit dem Leben davonkam, oder tötete es durch Untertauchen ins Wasser, worauf sich die Eltern von seiner Berührung reinigen mußten, alles nach dem Befehl des Wahrsagers ⁴⁾. Man glaubte eben, daß die an Unglückstagen geborenen Kinder jedweden Unglück verfallen wären, wenn sie am Leben blieben ⁵⁾. Eltern konnten auch ungehorsame Kinder verkaufen ⁶⁾. Sonst ist zärtliche Liebe zu den Kindern ein Charakterzug der Madagassen, insbesondere der Mütter, ebenso wie die Liebe der Kinder zu den Eltern, der Familienglieder überhaupt zu einander, auch Achtung vor den Alten und Pflege der Schwachen und Kranken ⁷⁾. Das Kind wird nach seiner Geburt mehrere Tage in einem selbst im heißen Sommer geheizten Gemach verwahrt; denn die Madagassen betrachten die Wärme als wesentliches Lebenselement. Die von dem frohen Ereignis benachrichtigten Verwandten und Freunde senden der Mutter Geldstücke, damit sie das kitáy-házo, das Holz zur Heizung der Kinderstube, kaufen könne, und kommen auch selbst zur Gratulation. Wünsche in ver-

1) „Globus“, S. 269.

2) Sibree, p. 195.

3) Leguével I, 108.

4) Palacky, S. 110.

5) Sibree, p. 187.

6) Leguével II, 51. Waitz, S. 437ff.

7) Ebd. Owen I, 173. Boteler I, 152. Sibree l. c.

schiedenen Formen sind üblich; in den meisten wird Gott als der Geber des Lebens anerkannt; die Mutter sitzt bei dieser Gelegenheit meist auf einer Matratze, während das Kind von der Großmutter oder einer näheren Verwandten gewartet wird. Es wird von der Mutter oft mehrere Jahre gesäugt. Die Väter tragen die Kinder gewöhnlich auf ihren Schultern. Herangewachsene Kinder schenken gelegentlich ihren Müttern ein Geldstück, genannt *fofon' damósina*, d. h. „Wohlgeruch des Rückens“, als dankbare Erinnerung an die Zeit, wo sie von den Eltern in den Falten ihrer Lamba getragen wurden¹⁾. Mit sechs bis sieben Jahren werden die Kinder zur Arbeit herangezogen. Die Namen pflegen zuerst generisch zu sein (ein Knabe heißt *Rakoto* „Knabe“, das letzte Mädchen *Lafaravavy*, der mittlere Knabe *Lohima* u. s. w.; auch sind besonders Tiernamen üblich) und öfter sich später zu ändern; der Vater nennt sich selbst nach seinem ältesten Sohne, dessen Namen das Wort *raini* „Vater von —“ vorgesetzt wird²⁾. Kinderlose Gatten adoptieren häufig Kinder, im allgemeinen von Verwandten, und betrachten sie in jeder Hinsicht als ihre eigenen³⁾. Bei den Sakalaven wird die Geburt eines Kindes meist mit zahlreichen Flintenschüssen gefeiert, vorausgesetzt, daß sie nicht an einem unglücklichen Tage, welche je nach den Familien wechseln, vor sich gegangen ist. Ist letzteres der Fall, so wird es trotz aller Liebe der Eltern ausgesetzt. Ein Vater aus der Familie der Wuruniuken, der seine Tochter an einem Donnerstag im Wochenbett verloren, schob die Schuld auf das hinterlassene Kind, und seitdem wurden alle Kinder, welche in dieser Familie an einem Donnerstag zur Welt kamen, ausgesetzt. Bei der Geburt des ersten Kindes muß der Vater der Gottheit einen Ochsen schlachten

1) Sibree, p. 184sq. Palacky (S. 110) erinnert daran, daß die Kinder auch in Australien auf dem Rücken getragen werden.

2) Sibree, p. 197sqq. Palacky, S. 110.

3) Sibree, p. 197.

und einen Hasumanitre pflanzen, zum Zeichen, daß er es als seinen Sohn anerkennt (und symbolisch-mystischer Lebensverknüpfung). Auch die Sakalaven lieben die Kinder sehr, und Adoptionen sind häufig, weil ein Mann um so mächtiger ist, je mehr Kinder, Klienten und Sklaven ihn umgeben ¹⁾. Die Beschneidung ist auf der ganzen Insel Sitte, obgleich mit geringen Unterschieden in den auf sie bezüglichen Zeremonieen ²⁾. Sie geschieht nicht gleich nach der Geburt; Knaben werden oft mehrere Jahre alt, bevor sie vollzogen wird, und zwar geschieht das auf königlichen Befehl immer für einen ganzen Bezirk auf einmal; so noch 1869 in Imérina. Mit Unrecht vermutet Palacky, sie sei arabischen Ursprungs, da sie nach Angabe der Eingeborenen nicht alt sei; Sibree bezeichnet gerade als Hauptgrund, den die Madagassen für sie angeben, daß sie schon von ihren Vorfahren geübt sei; auch wissen von ihr schon die ersten europäischen Besucher der Insel, und sie findet sich auch bei den Polynesiern; vielleicht bezieht sich Palackys Angabe nur auf einige Stämme. Dagegen stimmt er mit Sibree darin überein, daß sie nicht als eine religiöse, sondern politische Zeremonie der Aufnahme unter die Männer gelte ³⁾. Doch ist über der politischen die ursprünglich religiöse Bedeutung wohl vergessen worden. Nach Cauche ⁴⁾, der den Ritus ausführlich beschreibt, wurde er nur alle drei Jahre gefeiert und hatte zum Zweck die Austreibung eines bösen Geistes aus den jungen Leuten; ein achttägiges Fasten ging voraus. Auch hier dürfte die Beschneidung ursprünglich ein Opfer an die Ahnengeister gewesen sein, damit sie ihre Sprößlinge nicht nach sich zögen, sondern zur Vermehrung der Nachkommenschaft weiter Leben und Kraft verliehen. Nach Sibree dauert die Beschneidungszeit ge-

1) „Globus“, S. 268f.

2) Sibree, p. 186. Palacky, S. 110. Descartes, p. 292. Waitz, S. 439.

3) Palacky, S. 110. Sibree, p. 238.

4) Relations de l'Isle de Madagascar (1651), p. 49 sqq.

wöhnlich länger als einen Monat und giebt Gelegenheit zu vieler Ausgelassenheit und selbst Verbrechen. Hervorragend unter den Zeremonieen ist das Holen des Wassers, welches, was die religiöse Bedeutung bestätigt, zuerst „heiliges Wasser“ und bei einem späteren Fall „kräftiges Wasser“ genannt wird. Belustigungen aller Art werden für verschiedene Tage angesetzt; allerlei Schmuck in Kleidung und Edelsteinen wird angelegt. Zur Zeit der Vollziehung des Ritus werden Segnungen und Gebete für ihr Wohl über die Kinder gesprochen und in einer öffentlichen Ansprache sie ermahnt, mutig und dem Herrscher treu zu sein, während den Sklavenkindern geraten wird, fleißig und ihren Herren gehorsam zu sein. Schafe und Ochsen werden getötet, wie Sibree selbst hier sagt, in einer halb sakrifizialen Weise, wobei man dem Blut einen gewissen Grad von Heiligkeit zuschreibt, und man bringt ein Bananenopfer, um Unheil abzuwenden; die Bananen werden zuerst auf die Kinder gelegt und sollen die gefürchteten Unfälle von ihnen fortnehmen; sie werden außerhalb des Dorfes als verflucht fortgeworfen. Es folgen Feste, Tänze und Gesänge; viel Geld und Zeit wird auf die ganze Zeremonie verwendet¹⁾. Nach Grandidier²⁾ ist bei den Sakalaven die Beschneidung die erste religiöse Zeremonie, der sich die Kinder unterziehen müssen. Dieselbe geht jedoch ohne öffentliche Feierlichkeiten vor sich wegen der Ungewißheit hinsichtlich des Ausgangs der Operation, da das Kind öfter bei mangelnder Sorgfalt zugrunde geht. Das Dank-sagungsfest (Savatse) findet später statt mit zahllosen Flintenschüssen und auf Kosten der madagassischen Vernunft geleerten Rumflaschen. Bei diesem Feste wird ein Stier geopfert, auf dem das beschnittene Kind während des Gebetes sitzt. Bei der Ausführung der Beschneidung selbst

1) Sibree, p. 239.

2) „Globus“, S. 269.

umringen die nächsten Verwandten das junge Kind und verstecken es hinter ihren Lamba; der Vater hält es in seinen Armen, und der Operateur vollzieht sein Geschäft mit einem schlechten Rasiermesser. Das abgeschnittene Stück wird in eine Flinte geladen oder noch besser auf eine Lanze gespiess, und dann feuert man den Schufs oder wirft die Assagai über das Dach des Hauses des Vaters. Wenn die Lanze sich aufrecht in die Erde bohrt, so gilt dies für ein Zeichen, daß das Kind mutig sein wird. Bei den ältesten Söhnen der Sakalaven-Könige, deren ganzer Körper als heilig gilt, ist die Zeremonie eine ganz andere. Da fällt einem Oheim des zukünftigen Herrschers die Ehre zu, ein ebenso sonderbares, wie widerwärtiges Mahl zu halten. Übrigens giebt es viele Stämme auf Madagaskar nach Grandidier, wo dieser ekelhafte Gebrauch in allen Familien herrscht. Ich vermute, das abgeschnittene Stück wird, als in Besitz genommen von einem göttlichen Geist, unter die Speise gemischt¹⁾. Es sei hierbei noch erwähnt, daß die Kriegerkasten im Innern der Insel alle mit tätowierten Figuren geschmückt sind²⁾. Sibree³⁾ knüpft an die Beschneidung den Blutbund, der sich, wie in Afrika, auch auf Madagaskar findet. Zwei Freunde geloben sich dadurch einander zu helfen und beizustehen in jeder Not und Gefahr. Ein kleiner Teil Blut wird dabei aus dem Busen nahe dem Herzen gezogen, und jeder Teil schluckt etwas von dem

1) Rev. R. Baron erzählt von dem noch heidnischen Stamm der Bara auf Madagaskar, dessen Abteilungen in fortwährenden Kämpfen mit einander verwickelt sind, daß bei ihnen folgender Segenspruch über ein Kind, wenn es beschnitten wird, gesagt wird:

„O mögest du gut stehlen können,
 O mögest du gut kämpfen können!
 Wenn du stirbst, so stirb durch eine Kugel oder Speer,
 O du mein Kind!“

„Barmer Missionsblatt“, Nov. 1882, S. 88.

2) Leguével I, 159. Waitz, S. 432. Vgl. unten S. 761.

3) Madagascar, p. 239sq. Leguével II, 105. Noël, Bullet. soc. géogr. 1844 I, 386 (von den Sakalava). Waitz, S. 433. Palacky, S. 109. Lippert, Seelenkult, S. 30.

des andern. Eine lange Eidesformel wird hergesagt, sich einander zu helfen in allen Nöten, selbst mit Einsetzung des Lebens, und schreckliche Flüche auf das Haupt dessen ausgesprochen, der das Gelübde brechen würde. Auch die Dayak auf Borneo haben eine ähnliche Sitte. Ebenso bestand sie schon vor Jahrhunderten auf den Philip-pinen ¹⁾).

Sklaverei bestand auf Madagaskar schon seit den frühesten Zeiten. Die Sklaven haben verschiedenen Ursprung. Theils sind es Kriegsgefangene, theils Personen, die zur Strafe für Verbrechen oder politische Vergehen zur Sklaverei mit ihren Familien verurteilt wurden, theils zahlungs-unfähige Schuldner oder die Nachkommen von allen diesen Klassen. Manche Sklaven sind offenbar afrikanischen Ursprungs und werden gewöhnlich Mozambiquer genannt; manche stammen von Stämmen in verschiedenen Teilen der Insel und sind gewöhnlich schwärzer als die Bewohner Imérinas; andere dagegen sind so schön wie die hellsten Hova und sind Nachkommen von Leuten, die einst Freie waren und vielleicht von hohem Range; sie heißen Zaza-Hova, während Sklaven, deren Vorfahren schon Sklaven gewesen, Andévo genannt werden. Diese beiden Klassen dürfen nicht unter sich heiraten noch freie Weiber nehmen. Die Sklaverei auf Madagaskar hat nach Sibree nicht den zurückstoßenden Zug wie anderwärts, sondern einen mehr patriarchalischen Familiencharakter. Die älteren Sklaven und Sklavinnen werden Väter und Mütter, auch jüngere Freunde und Verwandte genannt und selbst geliebt und geschmeichelt, wenn sie etwas thun sollen. Beispiele von harter Behandlung sind verhältnismäßig selten, und das Los der Sklaven ist oft besser als das der ärmeren Freien. Sie können Eigentum erwerben, sind auch oft, als realer Geldeswert, von der Todesstrafe ausgenommen, der Freie in gleichem Fall verfallen wären. Trennung einer Sklavin von ihrem Gatten oder ihren Kindern ist sehr un-

1) Waitz, S. 433.

gewöhnlich. Manche politische Verbrecher freilich werden zum Tode verurteilt und ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft ¹⁾. Die Herren selbst haben nach madagassischem Gesetz kein Recht über Leben und Tod der Sklaven ²⁾.

In der Ausstattung des äußeren Lebens zeigen sich die Madagassen den Negern und Kaffern weit überlegen ³⁾, vor allem, wie schon die Gräber und Paläste gezeigt, in der Baukunst, in der die Hova besonders fortgeschritten sind ⁴⁾, aber auch schon, bevor sie von europäischer Architektur lernten; sie haben ausgezeichnete Tischler- und Zimmerarbeiten vollbracht mit Geräten, die für einen europäischen Handwerker unbrauchbar wären ⁵⁾; Werkzeuge wie Säge und Nägel kannten sie nicht ⁶⁾. Mit wenigen Ausnahmen wird Stein nicht gebraucht zu Wohnungen, Lehmhäuser finden sich meist auf dem Lande; aber gezimmerte Häuser von bedeutendem Umfang sind errichtet in Antananarivo und anderen Städten der Zentralprovinz; einige derselben sind wahrscheinlich schon zwei Jahrhunderte alt. Die Hauptstadt und die anderen alten und heiligen Städte von Imérina würden entweiht werden durch andere als Holzhäuser. Die typische Form der madagassischen Häuser von altem Stil ist ein einfaches Oblongum, 12 bis 40 Fufs lang, die Breite etwa $\frac{2}{3}$ der Länge. Die Wände sind bisweilen so hoch, als das Haus lang ist. Es ruht auf starken Pfählen; der Eingang ist manchmal, besonders bei den Betsileo, ein oder zwei Fufs über dem Boden — wie wir das bei den Malayen wiederfinden werden — und auf der Westseite vom Südende,

1) Sibree, p. 240sqq.

2) Palacky, S. 111. Die Aufhebung des Sklavenhandels durch Radáma I. wurde schon oben erwähnt.

3) Waitz, S. 435.

4) Leguével II, 264. Nur in der Skulptur stehen sie weit hinter den Malayen und Polynesiern zurück. Sibree, p. 225.

5) Sibree, p. 200.

6) Leguével II, 25sqq. Palacky, S. 125.

ebenso das Fenster (mehrere finden sich nur an großen Häusern) wegen des vorherrschenden Südostwindes. Die Dächer alter Form sind außerordentlich hoch, ohne Schornstein, die Enden des Dachrückens gewöhnlich (doch nur in Imérina) mit den „Haushörnern“, tandro' tráno, verziert. Das Hausgerät besteht meist nur aus Matten, Wasserkrügen, Kochtöpfen, Trinkhörnern, Körben, Messern und Speeren ¹⁾, auch hölzernen Tellern und Löffeln ²⁾. Am nördlichen Dachpfosten hängt häufig ein kleiner flaschenähnlicher Korb, der manchmal ein Stück Stein, manchmal ein bißchen Holz, ein Baumblatt oder eine Blüte von gewissen Pflanzen enthält, den Hausgötzen (sampy) oder Zaubermittel, worauf man vertraut oder wozu man betet um Schutz vor Übel ³⁾. Nachdem die Sonnenstrahlen die verschiedenen Teile des Hauses erreichten, wurde die Tageszeit bestimmt und genannt ⁴⁾. Die Reinlichkeit im Haus und am Leib läßt manches zu wünschen übrig; man badet nicht eben häufig ⁵⁾. Die Kleidung der Madagassen ist sehr einfach. Sie besteht bei der ärmeren Klasse aus einem langen Stück Zeug um die Lenden, saláka genannt, wozu manchmal eine grobe Jacke und immer ein Überwurf oder Mantel (lamba) von wohlfeilem Stoffe kommt; die feinere Lamba der höhergestellten Hova hat einen Rand mit fünf farbigen Streifen (akótso). Krieger und Beamte tragen einen Strohhut; nur die Richter, die Bürger und Frauen (außer den Betsimisaraka-Frauen) dürfen das Haupt nicht bedecken; das Haar wird lang gehalten und in eine Anzahl Knoten auf dem Kopf geflochten; bei den Frauen in gleicher Weise, die jedoch auch manchmal noch hinten eine Anzahl kleiner Zöpfe tragen; die Krieger haben das Haar kurz geschoren.

1) Sibree, p. 200sq., mit Bildern von Häusern. Palacky, S. 126.

2) Leguével II, 240. Waitz a. a. O. Die Töpferwaren zeigen weniger Geschick. Sibree, p. 227.

3) Sibree, p. 204.

4) Ib., p. 205sq.

5) Ib., p. 221sq.

Fußbekleidung wird nur selten von Vornehmen getragen. Frauen der ärmeren Klasse tragen ein langes Stück Zeug um den Leib, das bis zu den Fersen reicht, manchmal eine Jacke darüber und immer die Lamba, alle, mit Ausnahme der ganz armen, ein langes Kleid von hellem Zeug mit nettem kleinem Muster. Jetzt ist freilich auf Madagaskar ein Mischmasch von englischer und einheimischer Kleidung häufig zu sehen ¹⁾. Auch die Madagassen schmücken sich; die einheimischen Juweliere machen Silberketten von überraschender Feinheit, Arm- und Ohrringe, auch Amulette, die aus kleinem am Handgelenk getragenen Silberschmuck bestehen. Die Ärmeren behängen sich reichlich mit bunten Glasperlen, die Wohlhabenderen mit Schmucksachen aus roter Koralle ²⁾. Schon vor Ankunft der Europäer verstanden sich die Madagassen auf die Gewinnung und Bearbeitung der Metalle, insbesondere auch des Goldes, und bedienten sich der Wage zur Schätzung der Gewichte ³⁾. Die Münzen sind fremde ⁴⁾. Fast alle madagassischen Frauen, von der Königin abwärts, können spinnen und weben. Die Spindeln sind aus Knochen und Baumfarrenborke gemacht. Ein altes Malagasi-Wort für Mädchen ist: zaza-ampéla, „Kind der Spindel“. Die Frauen verfertigen feste und nette Zeuge von Hanf, Rófia und Bananenfäsern, Kattun und Seide. Die seidenen Lamba zeigen ein feines Gefühl für Harmonie der Farben und schöne Muster, die gewöhnlich in Streifen mit Blumen und Blättern von verschiedener Farbe und noch mehr aus-

1) Sibree, p. 216sq. Palacky, S. 125. Wie bei den Malayen spärlicher Bartwuchs, den man noch mit kleinen Zangen mindert. Sibree, p. 221.

2) Sibree, p. 219. Die Betsileo tätowieren Arme, Brust und manchmal auch den Hals. Sklaven, namentlich afrikanischen Ursprungs, haben oft Narben von ausgebrannten Hauteinschnitten auf der Stirn und an anderen Teilen des Körpers. Ib., p. 221.

3) Cauche, p. 103. Rochon, S. 127. Waitz, S. 435f. Sibree, p. 226. Schmiedekaste steuerfrei. „Globus“ XVII, 206.

4) Sibree, p. 229.

gearbeiteten Rändern bestehen, und haben manchmal einen Wert von 80 bis 100 Dollars ¹⁾. Die Seide liefert wenigstens zum Teil eine einheimische Seidenraupe. Die Madagassen bauen Reis (den sie künstlich bewässern und oft, nachdem die Aussaat sechs Zoll über der Erde ist, verpflanzen), Maniok, Arrowroot, Baumwolle. Rindvieh ist der größte Nationalreichtum; weniger zieht man Schafe und Ziegen, andere Tiere fast gar nicht. Pferde führten erst die Engländer ein; Leguévels Rofs hielten die Gebirgsbewohner für ein menschenfressendes Zaubertier. Reis und Rindfleisch ist die Hauptnahrung; man isst auch allerlei für uns Unappetitliches ²⁾. Zucker bereitet man aus dem Zuckerrohr ³⁾. Der Handel geht in Madagaskar sehr langsam vonstatten; der schlaue Verkäufer läßt in Zweifel, was er nehmen will; der Käufer bietet weit weniger, als er geben will, und nur mühsam einigt man sich ⁴⁾. Landstraßen fehlen, um einer feindlichen Invasion fremder Mächte Schwierigkeiten zu bereiten; statt des Wagens dient Reisenden der Palankin; die Bezanozono müssen alle Güter für die Regierung von der Küste nach der Hauptstadt tragen ⁵⁾. Die Madagassen haben drei verschiedene Arten von Fahrzeugen; die eine ist mit zwei Segeln versehen, und man hat im vorigen Jahrhundert bei ihnen eine Pirogue gefunden, die 160 Menschen faßte ⁶⁾. Die Kähne mit einem oder zwei Balanciers, die sich auf der Westküste finden, sollen von den Sakalava erst den Hova nachgebildet sein ⁷⁾. Mit den aus einem Baumstamm verfertigten langen

1) Sibree, p. 219sq. Waitz, S. 436.

2) Palacky, S. 111f. Waitz, S. 436f. Sibree, p. 155. 159. 167. 212sq. Grundemann, S. 161. Die Ableitung des Wortes Kaba(r), Volksversammlung, von der Kawawurzel, deren Saft von den Polynesiern getrunken wird (Owen II, 112; Waitz, S. 432), ist doch gewagt. Afrikanische Namen der Haustiere. „Globus“ XVII, 206.

3) Leguével I, 266; II, 33sq.

4) Sibree, p. 230sq.

5) Leguével II, 34. Sibree, p. 46sq.

6) Descartes, p. 299. Waitz, S. 436.

7) Leguével I, 30; II, 98. Waitz, S. 432.

Kähnen, tumba, wagt man sich freilich nur zum Fischfang auf die Flüsse und an die Seegestade ¹⁾. Das Volk ist musikalisch. Das Valiha genannte violinähnliche Instrument besteht aus einem vier bis fünf Fuß langen Bambustück mit über kleine Holzstücke gespannten Fasern. Ein anderes rohes Instrument, Lokánga, ein hartes Holzstück mit zwei oder drei Saiten, wird von Sklaven gespielt ²⁾. Wie in der Südsee vertreten Muscheln die Stelle von Trompeten ³⁾. Die Madagassen haben eine Art Tanz, der aber mehr in Stellungen und Bewegungen der Hände und Arme, als der Füße besteht; beide Geschlechter beteiligen sich dabei, tanzen aber nicht zusammen wie bei uns. Der Kriegstanz der Sakalava stellt die verschiedenen Momente im Kriege in Begleitung von Trommelschlag dar ⁴⁾. Mittels des ekstatischen Imakénjana-Tanzes, der oft epidemisch wird, treten die Lebenden in Verbindung mit den Abgeschiedenen ⁵⁾. Die Lieder der Madagassen bestehen meist aus abgerissenen Sätzen und sind sehr bilderreich. Wenn auch eigentlicher Rhythmus und Versmaß fehlt, so entbehren sie doch nicht eines gewissen Tonfalls, der sich teils nach der Zahl der zugelassenen Silben richtet, teils nach der Korrespondenz der Zeilen. Ein Chor und der Leiter desselben singen abwechselnd ⁶⁾. Die zahlreichen Fabeln und Legenden haben verschiedenen Wert ⁷⁾. Von den vielen Sprichwörtern haben wir einige Proben gegeben.

1) Burkhardt, S. 52.

2) Sibree, p. 81. 234.

3) Leguével I, 245.

4) Sibree, p. 231 und Titelbild; vgl. Burkhardt, S. 51f.

5) „Gäa“ XII, 1. S. 45. Sibree, p. 448. 561sqq.

6) Sibree, p. 235sq. mit einem vollständigen Gesang auf die Königin aus Baker, Outline of a grammar of the Madagascar language (1854). Ein schönes christliches Sonntagmorgenlied: Sibree, p. 511; vgl. auch p. 557sq. Auch Griffiths hat geschrieben: „A grammar of the Malagasy language in the Anková dialect“ (1845). Freemann-Johns, A Dictionary of the Malagasy language (1835).

7) Sibree, p. 554.

Auch die Leistungen der Madagassen in der Redekunst¹⁾ bestätigen ihre geistigen Fähigkeiten. Ihre Höflichkeit und Gastfreundschaft wird allgemein gerühmt²⁾, ebenso ihre Tapferkeit und Treue gegen ihren König³⁾, wengleich den Hova gegen Fremde nicht ohne deren Schuld⁴⁾ Verstellung und Lüge früher geboten schien⁵⁾ und ihnen auch Habsucht nachgesagt wird⁶⁾. Die Standhaftigkeit der christlichen Märtyrer unter Ranaválona I. stellt sie denen der ersten christlichen Jahrhunderte zur Seite, wenn jene Zahl auch nicht so groß ist, als man früher angegeben. Seit Übertritt der Königin Ranaválona II. zum Christentum 1869 ist die Bildung einer Volkskirche im Gange, die freilich auch noch die Schattenseiten, die mit plötzlichen Massenübertritten verbunden sind, an sich trägt. Durch viele Gesetze und Verordnungen hat die Regierung tief eingreifende soziale Reformen angebahnt⁷⁾.

Wir müssen schließlic noch von den Komoren sprechen⁸⁾. Die ersten Bewohner dieser Inseln sollen Idumäer oder Araber gewesen sein, welche sich bald nach Salomos Zeit hier niederliefsen. Später als diese kamen Schwarze aus Afrika herüber, Zendjes und Chambaras, wenn diese nicht mit den Komr Ibn Saids⁹⁾ identisch sind. Als nach Mohammed ganze arabische Stämme

1) Rochon, S. 82 ff. Leguével I, 176. Waitz, S. 437.

2) D'Unienville III, 259. Waitz a. a. O. Sibree, p. 59. 211 sq.

3) Owen II, 117.

4) Sibree, p. 59.

5) Palacky, S. 109. Waitz a. a. O. Den Antalotches wird eine größere Ehrlichkeit nachgerühmt. Leguével II, 57.

6) Descartes, p. 349.

7) Warneck in Herzog, Realencyklopädie X, 98. Grundemann, S. 161.

8) Gevrey, Essai sur les Comores (1870). A. de Horsey, On the Comoro Islands (1863) und einige andere Quellen bei v. Klöden, Afrikanische Inseln, S. 27.

9) Siehe oben S. 673.

auswanderten, gründete im Jahre 360 der Hedschra, nach Niederlassung der Buiden zu Schiras, eine große ausgewanderte Menge von Schirasiern den Staat Kilva, der bald eine bedeutende Entwicklung annahm und seine Herrschaft über Patta, Zanzibar, Sofala, die Komoren und einen Teil von Madagaskar ausdehnte. Zwischen 1500 und 1505 kamen die Portugiesen nach den Komoren, verließen sie aber bald wieder; 1506 ließen sich eine Menge Schirasier unter Führung des Mohammed-ben-Haïssa auf Groß-Komoro, Andjuan und Moheli nieder; von ihnen stammt die noch jetzt herrschende Rasse auf den Komoren ab. In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts langten auch Sakalaven aus Madagaskar an; einer der ersten Trupps war der unter Diva-Mamé, einem Häuptling von Bueni in Madagaskar, der sich auf Mayotte niederließ. Diese Einwanderungen der Sakalaven wurden während der folgenden Jahrhunderte häufig und waren wohl eine Folge der häufigen Kriege auf Madagaskar. Als Ergebnis der Eroberungskriege der Hova auf Madagaskar sind wohl 40 Jahre lang im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des jetzigen verwüstende Expeditionen der Sakalava, Antakara, Betsimisaraka u. s. w., die von Madagaskar flüchteten, über die Komoren hereingebrochen ¹⁾. Nach Moheli sind selbst Hova gekommen unter Führung von Ramanataka, dem Gouverneur von Musangaï, den Ranavalona I. nach ihrem Regierungsantritt töten lassen wollte ²⁾. Da zu alten Zeiten hier der Sklavenhandel bestanden hat, so sind zahlreiche Neger von den Küsten Madagaskars und Afrikas auf die Komoren übergeführt worden, die aber jetzt nicht mehr von den ursprünglich hierher gekommenen zu unterscheiden sind; es giebt Makua, Mutschawa, Chambara, Kaffern u. s. w. Auch das arabische Element hat sich im Lauf der Zeit durch Ankömmlinge aus Patta, Zanzibar, Maskat, Yemen u. s. w.

1) v. Klöden, S. 30.

2) Ebd., S. 43.

verstärkt. Der Handel hat etwa 200 indische Banjan hierhergezogen; außerdem haben sich 250 Europäer oder Kreolen hier niedergelassen. Alle diese Elemente haben sich mehr oder weniger unter einander vermischt und bilden die etwa 65 000 Seelen zählende Bewohnerschaft der vier Komoren. Die einzigen Eingeborenen sind die Antaloten, ein Zehntel der Bevölkerung, hervorgegangen aus einer Kreuzung der Semiten mit den ersten nach den Komoren gekommenen Afrikanern; man bezeichnet aber mit diesem Namen auch die Abkömmlinge der Madagassen, die sich mit den Arabern oder Afrikanern vermischt haben. Auf Groß-Komoro und Andjuan herrscht bei den Antaloten das semitische Element vor, auf Mayotte und Moheli der dunklere äthiopische Typus. Religion und Gebräuche der Antaloten sind die der Araber, die Sprache auf den Komoren ist eine Mischung von Suaheli- und Malagasi-Worten. Mit dem Namen Kaffer bezeichnet man alle gekauften Sklaven, woher sie auch stammen, vier Zehntel der Bevölkerung; ihre Sitten sind verschieden; schliesslich nehmen fast alle Religion und Gebräuche der Araber an. Ihre Häuser sind sehr einfach; sie ebnen ein vier und zwei Meter messendes Viereck, setzen an die Ecken einen etwa anderthalb Meter hohen Baumstamm, verbinden diese durch Balken, befestigen in der Mitte jeder kleinen Seite eine eine Stange tragende Gabel, verflechten die Wände mit Ruten und bedecken den Raum oben und die Seiten mit Kokosblättern; das Licht fällt nur durch die kleine Thür. Im Innern befindet sich ein Kibani (Holzgestell mit Stricken überspannt), eine Schüssel, ein Topf, eine Matte, zwei Madjua (irdene Wassergefäße), ein hölzerner Reisstößel. Auch die Bekleidung ist höchst einfach; die Männer tragen einen Languti, einen einige Zoll breiten Streifen, der zwischen den Beinen hindurchgeht und an eine um die Taille geknüpfte Schnur befestigt ist, oder ein Simbu, ein um die Hüften gewickeltes, bis zu den Knien reichendes blaues oder weißes Stück Zeug; die Frauen wickeln es unter den Armen über den Busen um; auch bei

ihnen reicht es bis zum Knie. Die Kinder bleiben auf dem Rücken der Mutter, auch während deren Arbeit, den ganzen Tag in dies Zeug gehüllt. Bei fast allen Frauen ist die Scheidewand der Nase durchbohrt, und durch die Öffnung stecken sie eine kleine Blume oder einen Metallknopf, auch einen Doppelknopf aus Harz, Holz oder Silber. Männer und Frauen tätowieren sich, namentlich erstere; die mit spitz gefeilten Vorderzähnen haben Narbenlinien auf der Stirn, am Augwinkel und am Munde, auf der Brust, am Armgelenk u. s. w.; andere haben Streifen in konzentrischen Halbkreisen oder Striche auf der Stirn über der Nase. Sie haben keine Hochzeitfeierlichkeiten und keinen wahrnehmbaren Kultus; höchstens verehren sie schwarze Steine, die in die Erde gestellt werden, und welche man in der Nähe ihrer Dörfer an entfernten Orten findet. Ihre Tänze bestehen hauptsächlich darin, daß sie sich um eine unablässig geschlagene Trommel und großes Feuer stundenlang im Rhythmus im Kreise drehen, die Ellbogen am Körper, unter Schütteln und abwechselndem Springen auf jedem Fuß, mit Schellen von Rafia-Früchten um die Waden, von einem klagenden einförmigen Gesang begleitet. Behufs einer gerichtlichen Untersuchung wurde die Leiche eines Makua wieder ausgegraben. Der Körper war in ein Tuch gewickelt und lag in einer von Ost nach West gerichteten, etwa ein Meter tiefen Grube; an der Westseite war eine Art Grotte ausgehöhlt, worin sich die Leiche befand, ausgestreckt, auf der linken Seite liegend, das Gesicht nach Osten gewendet; die Öffnung der Grotte war durch die runde Hälfte einer Pirogue geschlossen, welche ebenfalls den Körper auf derjenigen Seite bedeckte, wo Reis, ein Stückchen Sadjua und ein kleiner Topf, der wohl einmal Flüssigkeit enthalten hatte, hingestellt waren ¹⁾. Die reinen Madagassen sind sehr zahlreich auf Mayotte und Moheli und haben die Sitten der Heimat ziemlich bewahrt, so daß sich ihre Dörfer von

1) Klöden, S. 31f.

denen der Kaffern und Araber unterscheiden; indes haben die Araber jetzt die Suprematie über sie erlangt. Sie sind groß und wohlgebildet; ihre Farbe ist kupferig; ihr reiches Haar kräuselt sich, ohne ganz kraus zu sein; ihre etwas hohen Schultern erinnern an den Wuchs der alten Ägypter. Auch sie bilden ein Zehntel der Bevölkerung der Komoren. Sie wissen, daß es einen Gott giebt, aber beten nicht zu ihm und widmen ihm keinen Kult, haben keine Tempel und Altäre. Doch opfern sie Ochsen, wenn sie krank sind oder ein Traum sie ängstigt. Haben sie im Schlaf ihren Vater oder ihre Mutter gesehen, so opfern sie an deren Grabe ein Stück Vieh, von dem sie einen Teil für Gott und einen für den bösen Geist hinwerfen; bei all ihren Opfern handelt es sich stets auch um das Essen von Fleisch. Abergläubisch sind sie in höchstem Grad; ihre Furcht vor den Toten ist groß, und obwohl sie sonst zum Lügen geneigt sind, so sagen sie doch die Wahrheit, sobald sie ihre Eltern oder verstorbene Freunde anrufen. Die Gräber umgeben sie mit einer oder zwei Reihen von Pfählen, die ein Viereck bilden, auch wohl mit grünen Ruten, aus denen allmählich ein Gebüsch wird. Die Familien der Großen feiern den Todestag im Verein mit den Freunden am Grabe durch Zeremonieen. Von ihren Zauberern lassen sie sich ebenso prellen wie die Afrikaner. Bei der Verheiratung finden keine besonderen Zeremonieen statt; man trennt sich auch wieder nach Belieben und teilt sich in die Kinder. Ihre aus Holz gebauten Häuser sind ziemlich hübsch. Die Männer tragen den Simbu und die Ärmeljacke, auf dem Kopf eine Strohkappe, als Waffe den Speer, die Frauen einen baumwollenen Überwurf und ein Ärmelleibchen, manchmal eine Lamba als Schärpe. Ihre Haare sind in kleine Flechten gedreht, hinten in einen Zopf. Sie schmücken sich mit Halsbändern von Sandel, Goldkörnern, Silber oder Korallen und mit goldenen oder silbernen Armbändern. Sie sind geschickte Fischer und Jäger. Hauptsächlich treiben sie Viehzucht und Reisbau, für den der Boden bewässert und statt des Pflügens durch Rinderherden zer-

stampft, auch bisweilen mit Asche von verbranntem Holz und Kraut gedüngt wird, wie das alles auch auf Madagaskar üblich ist. Auch die Madagassen singen, wie die Antaloten und Kaffern, bei gemeinsamer Arbeit; gewöhnlich singt einer die Verse, und der Chor antwortet in Accorden. Ihre Gesänge sind wenig mannigfaltig; aber sie vereinigen die Worte mit großer Leichtigkeit. Schriftzeichen haben sie nicht. Selbst die zum Christentum Übergetretenen scheinen nur erst äußerlich kultiviert¹⁾.

II. Kapitel.

Das zum Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein in engerer Begrenzung seiner Versinnlichung bei den Naturvölkern Australiens und Ostindiens.

§ 23.

Einleitung.

Inhalt: a. Relativ höhere Religionsstufe dieser Völker; b. diese Völkergruppe im allgemeinen; c. ihre Einteilung in besondere Gruppen.

a. Das Heidentum des Weltteils Australien und der nicht-arischen Bevölkerung Ostindiens, bei der wir hier noch absehen von dem Einfluß der arischen Kulturreligionen, des Brahmanismus und Buddhismus, stellt im Vergleich zum Heidentum der afrikanischen Naturvölker eine zwar verwandte, gleichwohl im allgemeinen relativ höhere Religionsstufe dar. Sie hat mit jenem den Charakter eines vorherrschenden Ahnenkults auf Grund eines ursprünglichen Himmelskults gemein, aber ist nicht in dem Grade oder der Art und Weise fetischistisch, wie das Heidentum wenigstens in Westafrika. Ja das Außere der Religion überhaupt

1) v. Klöden, S. 32 f.

tritt bei einem Teil der hier in Betracht kommenden Völker noch mehr zurück als in Ost- und Südafrika, so daß man bei ihnen teilweise, wie namentlich auf Neuholland, eine völlige Religionslosigkeit gefunden zu haben meinte, die freilich nach weiteren Forschungen doch nicht vorliegt. Wohl aber besteht eine engere Begrenzung in der Versinnlichung des zum Ahnenkult versunkenen Gottesbewußtseins, in der Materialisierung oder Verkörperung der Ahnengeister, in der Vermischung des Göttlichen und Weltlichen. Zum Teil treten Ahnen- und Himmelskult weniger auseinander, indem die abgeschiedenen Seelen in Himmels- und Lufterscheinungen angeschaut werden; allgemein denkt man sie zu den Gräbern zurückkehrend und in bleibendem Zusammenhang mit den Überresten des Körpers, auch eingehend in gewisse Pflanzen und Tiere, doch weniger in Unorganisches, ganz besonders aber in andere Menschen, wie auch die Götterbilder, wo sie sich finden (in der Südsee), bereits eine menschliche Gestalt zeigen. Wo eine Besitznahme irdischer Dinge in weiterem Umfang durch die Götter angenommen wird, zeigt sich doch die höhere Stufe durch scharfe, wenn auch willkürlich durch die Häuptlinge als lebendige Götter, bzw. durch Priester ausdehnbare Abgrenzung eines göttlichen Gebietes, des Tabu der Polynesiern¹⁾, das seine Analogia auch bei vielen anderen Volksstämmen dieser Gruppe, freilich auch schon annähernd in den Quixilles der Westafrikaner hat, von einem nicht-göttlichen, dem gemeinen Gebrauch unterliegenden Gebiet. Vermöge einer reicheren Phantasie kommt es namentlich bei den Polynesiern zu einem Reichtum der Mythologie, wie ihn die Naturvölker Afrikas nicht kennen, zu Göttern, die bereits den Übergang zu eigentlichen Naturgöttern bilden, indem sie zwischen den ursprünglichen

1) Schon von Löhn in Illgen, Zeitschrift für historische Theologie 1842, Heft 4 als Charakteristikum dieser Religionsstufe bezeichnet.

Himmelsgott und die Ahnengötter treten und den Zusammenhang beider genealogisch vermitteln, wenngleich auch sie noch mehr den Charakter uralter über die Natur gebietender Stammesahnen tragen, soweit sie nicht henotheistische Modifikationen des uranfänglich Himmel und Erde umfassenden Urgottes sind, und es kommt sogar auf diese Weise zu einer religiös-spekulativen Theo- und Kosmogonie. Ethisch steht ein großer Teil der Völker des australischen Erdteils, soweit sie nicht bereits Christen geworden, sehr tief durch den Kannibalismus, der aber in der Vorstellung wurzelt, daß sie die Seelen der Gefressenen in sich aufnehmen und dadurch die eigene Seelenkraft vermehren. Es ist nicht zu verkennen, daß der Unterschied dieser Religionsstufe von der afrikanischen immerhin nur ein fließender ist und ebenso von der der mongolischen (inkl. amerikanischen) Rasse, die neben sehr einfachen Formen des Himmels- und Ahnenkults mit verhältnismäßig geringem fetischistischen, mehr zoolatrischem Beiwerk, denen besonders die nicht-arischen Naturreligionen des ostindischen Festlandes nahe stehen, namentlich in der japanischen Sinto-Religion und im alten Zentral-(wo auch Kannibalismus) und Südamerika eine der polynesischen ähnliche Mythologie hervorgebracht, jedoch auch ihrerseits des Eigenartigen genug hat, um als eine eigene Religionsstufe zu gelten und zwar als eine höhere mit um so mehr Recht, da ein Teil der ihr angehörigen Völker bereits Kulturvölker sind und vor allem die Chinesen schon vor Jahrtausenden in religiöser, intellektueller und moralischer Entwicklung alle Naturvölker weit hinter sich gelassen haben, freilich auch dies nicht ohne Analogie in Afrika, das Ägypten, die berberische und abessinische Halbkultur hat, und auf Malaka und Sundanesien, wo die Malayen schon frühzeitig arische Kultur und Religionsformen und dann den Islam sich angeeignet haben, höhere Religionen, die auch bei dem größern Teil der nicht-arischen Völker des ostindischen Kontinents, wie bei den mongolischen Völkern Asiens

Eingang gefunden haben. Die Polynesier aber und diejenigen nicht-arischen Naturvölker Vorder- und Hinterindiens, die von Brahmanismus, Buddhismus und Mohammedanismus im wesentlichen unberührt geblieben sind, haben eine um so grössere Empfänglichkeit für das Christentum gezeigt.

b. Wenn wir die mannigfaltigen Völkerstämme des Erdteils Australien und dazu alle die verschiedenen nicht-arischen Nationen und Triben Ostindiens zu einer grossen Völkergruppe zusammenfassen, die sich einerseits der afrikanischen, anderseits der mongolischen nähert und zwischen beiden eine zugleich eigenartige Übergangsform darstellt, so geschieht das auch aus gewichtigen ethnologischen Gründen. Schon Blumenbach ¹⁾ unterschied nur fünf Menschenstämme, den kaukasischen, mongolischen, äthiopischen, amerikanischen und malayischen, und glaubte, daß sie nicht scharf von einander geschieden seien, sondern durch einzelne Völker allmählich in einander übergingen; den kaukasischen Stamm erklärte er für die Hauptrasse, die einerseits in die mongolische, anderseits aber in die äthiopische ausgeartet sei, den amerikanischen und malayischen aber für Zwischenglieder zwischen diesen dreien, nämlich den ersteren für einen Übergang von den Kaukasiern zu den Mongolen und den letzteren für einen Übergang von den Kaukasiern zu den Negern ²⁾. Burmeister ³⁾ sagt: „Obgleich die von Blumenbach angenommenen Unterschiede nicht immer standhalten und namentlich die Grenzen der kaukasischen, mongolischen und malayischen Völkerschaften sehr sanft in einander übergehen, so ist doch bis heute keine bessere oder anwendbarere Einteilung gegeben worden, und alle Versuche derselben sind eigentlich nichts als teilweise Modifikationen der Blumenbachschen Gruppierung

1) *De generis humani varietate nativa* (ed. 3, 1795).

2) Kriegk, *Die Völkerstämme und ihre Zweige* (5. Aufl.), bearbeitet von F. v. Hellwald (1883), S. 6f. Vgl. Peschel, S. 8.

3) *Geschichte der Schöpfung* (1847), S. 563.

geblieben.“ Cuvier wollte die Amerikaner und Malayen (mit Einschluss der Australier) gar nicht einmal als besondere Menschenstämme zählen, deren er nur drei stehen liefs, Kaukasier, Mongolen und Äthiopen; über die Amerikaner urteilt er wie Blumenbach; von dessen fünfter Klasse stehen nach ihm die Papua auf Neuguinea, Neubritannien und anderen Inseln und die ihnen verwandten Neuholländer den Negern am nächsten, die übrigen aber scheinen ihm Ähnlichkeit mit jedem der beiden anderen Menschenstämme zu haben ¹⁾. Mit fortschreitender Erforschung der einzelnen Völker und Volksstämme vermehrte man die Zahl der Rassen, wobei man jedoch über den unterscheidenden Merkmalen vielfach den gemeinsamen und verbindenden nicht gerecht wurde. Prichard ²⁾ hielt wenigstens entschieden fest an einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts und unterschied nur sieben „Hauptvarietäten“ desselben: 1) die indo-atlantische oder eranische, 2) Turanier, 3) Amerikaner, 4) Hottentotten, 5) Neger Afrikas, 6) die gleichfalls schwarzen und wollhaarigen Papua, 7) die schwarzbraunen und schlichthaarigen Alfuru im Innern der Molucken und anderer südostasiatischer und australischer Inseln und die verschiedenen übrigen Bewohner des fünften Welttheils. Dem gegenüber stellte Pickering 1848 nicht weniger als elf Rassen auf, die er unter vier nach der Hautfarbe verteilte Gruppen zusammenbringt: *A. Weisse*: 1) Araber, 2) Abessinier; *B. Braune*: 3) Mongolen, 4) Hottentotten, 5) Malayen; *C. Schwarzbraune*: 6) Papua, 7) Negrillo, 8) Hindu oder Telinga, 9) Äthiopier; *D. Schwarze*: 10) Australier, 11) Neger. Der Amerikaner Morton in seinen „Types of Mankind“ unterschied sogar 22 Rassen ³⁾, Crawford gar 60 und

1) Kriegk, S. 7f.

2) Naturgeschichte des Menschengeschlechts (aus dem Englischen von R. Wagner und F. Will, [4 Bde.], 1840). Kriegk, S. 9f.

3) Kriegk, S. 11.

Burke 63¹⁾). Bei Pickering's Einteilung springt sofort in die Augen, daß Afrika alle vier Verschiedenheiten der Hautfarbe aufweist. Da es gleichwohl nur eine Rasse in sich schließt, wie die zahllosen Übergänge und gemeinsamen Züge seiner Völker beweisen, so hat es von vornherein viel für sich, eine, der afrikanischen auch in der Variabilität verwandte, Rasse anzunehmen, die noch vor Einwanderung der Arier Ostindien bevölkerte und sich successiv auch über Australien ausbreitete und variierte. Diese Vermutung findet ihre Bestätigung durch die auch hier überall in Hautfarbe und sonstiger körperlicher und geistiger Beschaffenheit, wie wir sie in der Folge im einzelnen nachweisen werden, vorhandenen Übergänge und gemeinsamen Merkmale neben den unterscheidenden, welche letzteren, weil man sie für sich fixiert und auf Kosten jener urgiert hat, eben fast zu einer Unzahl von Rassen geführt haben. Man hat freilich anderseits auch hier die vielen Verschiedenheiten und Abstufungen auf mannigfache Mischungen einiger weniger, aber um so schärfer von einander nach Körperbau, Hautfarbe, Haar, geistiger Begabung, Sprache und Sitten unterschiedener Rassen zurückgeführt; doch je schroffer man die Grundtypen dieser Rassen einander entgegensetzt, um so weniger entsprechen sie der wirklichen Beschaffenheit dieser Völker und zeigen auch da noch verwandtschaftliche Züge gegenüber den anderen Völkergruppen oder Rassen. Ganz unzweifelhaft hat Verschiedenheit der äußeren Existenzbedingungen und der Lebensweise auch große Unterschiede in der körperlichen und geistigen weiteren Entwicklung von Gliedern desselben Stammes bewirkt. Auch die Sprachen unzweifelhaft verwandter Völker zeigen mehrfach ganz verschiedene Entwicklungsstufen. Bei vielen Stämmen ist es streitig, ob sie Papua oder „wilde“ Malayen sind, weil es

1) Darwin, Ursprung des Menschen I, 199. Peschel, S. 14f.

ebenso schwer ist, eine feste Grenze zu finden. Allerdings auch gegenüber den anderen Rassen zeigen sich die Völker Australiens und die nicht-arische Bevölkerung Ostindiens keineswegs fest abgeschlossen. Die Australneger Neuhollands, die Papua, die Negrito, die Dravida Vorderindiens sind mehr den Negern ähnlich, die Malayen, Polynesier und noch mehr viele Volksstämme Hinterindiens den Mongolen, denen aber Schlagintweit auch selbst die Dravida zurechnet¹⁾, die Peschel als eine eigene Gruppe faßt ebenso wie die Australier Neuhollands, von denen er wieder die Papua unterscheidet, obgleich er sie als ihnen nahe stehend anerkennt, während er die Malayen mit Einschluss der Polynesier zu der Gruppe der „mongolenähnlichen Völker“ zählt²⁾. Der Schwede Retzius³⁾ unterscheidet nach der Schädelbildung vier Haupttypen. Zu den Dolichocephalen (elliptischen oder ovalen Schmal- oder Lang-Schädeln) mit senkrechter Gebißstellung (orthognath) gehören die keltischen, germanischen, romanischen und Hindu-Völker; zu den Brachycephalen (kubischen oder Rund-Schädeln) mit derselben Gebißstellung die Slaven, Tschuden, Lappen, Afganen, Perser, Türken, Süd-Ozeanier und Papua; Brachycephalen mit geneigtem Gebiß (prognath) sind die Tataren, Kalücken, Mongolen (im engern Sinn), Malayen und mehrere westamerikanische Völkerstämme; Dolichocephalen endlich mit Prognathismus sind die Neuholländer, Chinesen, Japaner, Neger, Grönländer, Nord-Ozeanier und die meisten ostamerikanischen Völkerschaften. Freilich kann man auch nach diesen Hauptschädeltypen nicht die Menschheit in Rassen einteilen, was zu anderweitig unnatürlichen Trennungen oder Verbindungen führen würde⁴⁾. Auch

1) Die Bergstämme sind nach ihm nicht einheitlichen Ursprungs.

2) Völkerkunde, S. 337 ff.

3) In J. Müllers Archiv für Anatomie und Physiologie (1845), S. 83 ff.

4) Burmeister, S. 562.

zeigen die bis jetzt vorgenommenen Schädelmessungen sehr große Schwankungen innerhalb der einzelnen Völkerschaften; bei den Malayen z. B. schwankt der Breitenindex zwischen 73 und 82, wobei man nicht sagen kann, daß die malayischen Schädel etwa Mischformen darstellen; denn rings umgeben von Schmalhädeln, konnten sie nie ihre hohe Brachykephalie der Kreuzung verdanken ¹⁾. Huxley ²⁾ unterscheidet vier Menschenrassen: 1) die negroïde Afrikas, mit fast schwarzer Haut, schwarzen Augen, Haare zumeist schwarz, kraus und wollig, langschädelig; 2) die australoïde, mit schokoladenbrauner Haut, schwarzen Augen, schlichtem gewelltem und weichem Haar, langschädelig; 3) die mongoloïde mit gelber oder olivenfarbiger Haut, schwarzen Augen, schwarzem schlichtem Haar, kurzschädelig; 4) die xanthokroïde in Europa und einem Teile Asiens, mit blondem Haar, blauen Augen, bald langköpfig wie bei den Skandinaviern, bald kurzköpfig wie bei den Deutschen. Die australoïde Rasse hat ihren Hauptsitz in Australien, wo Huxley sie beobachtet hat; aber man findet, sagt er, bei den Gebirgsvölkern im indischen Dekhan eine Bevölkerung, die der australischen absolut gleicht. Ferner rechnet er zu dieser Rasse die alten Ägypter, wie die dunkelfarbigten vorkeltischen Bewohner Südeuropas. Die mongoloïde Rasse hat nach Huxley Zentralasien inne, reicht in die Polargegenden, hat Amerika und außerdem alle Inseln des Stillen Ozeans bevölkert, die von Tasmanien bis Neuguinea und von den Sandwichsinseln bis Neuseeland reichen. Bei der gemeinsamen Abstammung der Südseeinsulaner und der Amerikaner von der mongolischen Rasse würde sich auch manche Ähnlichkeit zwischen beiden

1) Peschel, S. 57f.

2) Siehe oben S. 218 und „Globus“ XVI, 62f., wo über diese Einteilung, die nicht schlechter ist als andere, vielmehr wertvolle neue Gesichtspunkte eröffnet, sehr vorsehnell und unwissenschaftlich der Stab gebrochen wird.

erklären; jedenfalls hat man nicht nötig, die eingeborene Bevölkerung Amerikas aus einer Mischung von Südseeinsulanern und Mongolen zu erklären¹⁾; vielmehr spricht alles dafür, daß auch die mongolische Rasse, indem sie sich über die verschiedenen Zonen Amerikas verbreitete, ebenso infolge von verschiedenen Existenzbedingungen variierte, wie die kuschitische in Afrika. Es ließe sich nun freilich sehr wohl annehmen, daß schon vor der arischen Einwanderung in Ostindien zwei verschiedene Rassen in dasselbe eingedrungen von Westen und Osten und sich dann allmählich weiter, teils für sich, teils unter mannigfachen Mischungen und Kreuzungen bis nach Neuholland und über die australische Inselfur verbreitet, nämlich einerseits Kuschiten, wie dieselben auch Afrika bevölkerten, andererseits aber Turanier oder Mongolen. Unstreitig haben auch Einwanderungen mongoloïder Stämme namentlich in Hinterindien stattgefunden; doch fragt sich, ob sie von den Kuschiten ganz verschieden sind; hat doch, wie wir später eingehend darlegen werden, Abraham Fornander²⁾ neuerdings gerade den kuschitischen Ursprung der Polynesier sehr wahrscheinlich gemacht, und auch in Afrika ist die Malayenähnlichkeit einzelner Stämme, wie der gelben Fulbe³⁾, die Mongolenähnlichkeit der Babisa⁴⁾ aufgefallen, wie auch Sān und Hottentotten in Gesichtsbildung und Farbe an Mongolen und Malayen erinnern, im Haarwuchs dagegen an die Papua. Es ist aber auch in Erwägung zu ziehen, daß manches in Körperbau und Sprache bei Malayen und Australiern sogar an die kaukasische Rasse erinnert, auch da, wo keine Mischungen mit arischen Hindu angenommen werden können. Bur-

1) Peschel (S. 428 ff.) weist dies auch zurück.

2) An account of the Polynesian race, its origin and migrations (1878, 2 voll.).

3) Siehe oben S. 235.

4) Siehe oben S. 516. Fornander (I, 136) legt auch Gewicht auf die von Livingstone erwähnte schiefe Augenstellung der Warua.

meister ¹⁾ faßt wegen der ovalen Schädelbildung den malayischen, allerdings auch den skythischen (tschudischen) Typus als östliche Glieder des kaukasischen Typus, dessen westliche Glieder Indogermanen, Semiten und Berbern (mit Einschluß der alten Ägypter) seien. Bopp ²⁾ hat in sprachlicher Hinsicht manches Verwandte aufgewiesen, wengleich er zu weit griff, indem er die malayo-polynesischen Sprachen aus den arischen als verfallene Trümmer ihres Sprachorganismus herleiten wollte. Durch die Betrachtung der physischen Eigentümlichkeiten der ozeanischen Völker ist neuerdings Stan. Wake ³⁾ in einer dem London Anthropological Institute vorgelegten Arbeit zu folgenden Schlüssen gekommen: 1) Die östliche Inselwelt war in sehr entlegener Zeit von einem straffhaarigen Volke bewohnt, das der kaukasischen Rasse angehört und heute noch durch die Australier vertreten ist. 2) Diesem Volke gehörten auch Vorfahren aller ozeanischen Rassen an, mit Einschluß der Papua, Melanesier, Mikronesier, Tasmanier und Polynesier, wie durch den Gemeinbesitz gewisser physischer Charaktere bewiesen wird. 3) Die besonderen Eigentümlichkeiten der verschiedenen vorhandenen dunkeln Rassen sind dem Einfluß verschiedener fremder Elemente zuzuschreiben; die Negrito haben alle mehr oder weniger stark beeinflusst. 4) Die helleren ozeanischen Rassen zeigen zwar auch den Einfluß der Negrito, aber sind zu verschiedenen Zeiten der Mischung mit Völkern asiatischen Ursprungs ausgesetzt gewesen, wodurch einerseits die sogenannten wilden Malayen, andererseits die Polynesier entstanden sind, welche letzteren besonders dem Einfluß der Malayen ausgesetzt waren. 5) Spuren arabischer oder semitischer Elemente finden sich

1) Geschichte der Schöpfung (1847), S. 571. Die Australier Neuhollands scheidet er von Malayen und Negern, während er mit letzteren die Papua kombiniert (S. 575 f.).

2) Über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen (1841). Vgl. Fornander I, 140sqq.

3) „The nature“, April 1882, p. 619. „Natur“ 1882, S. 271.

unter den dunkeln wie den hellen Rassen, besonders aber bei Papua und Melanesiern, von denen die ersteren auch wohl eine Hindu-Beimischung durchgemacht haben. Sind die Schlüsse, die Wake aus der Thatsache mancher Ähnlichkeiten dieser Völker mit den kaukasischen gezogen, nicht stichhaltig, so bleibt immerhin die Thatsache gesichert und bedarf der Erklärung. In Afrika zeigen auch Berbern und Gala oft europäischen Typus ¹⁾. Häckel ²⁾ schließt die Dravida mit den Nubiern und Mittelländern (Kaukasiern) als Lockenhaarige zusammen, die Australneger und Malayen mit den Mongolen als Straffhaarige, die Kaffern mit den Negern als Vlieshaarige, die Hottentotten mit den Papua als Büschelhaarige. Er läßt diese Rassen von einem Urmenschen stammen, der sich entweder in dem nach Selater im Indischen Ozean untergegangenen Lemurien oder in Südasiens (vielleicht auch, fügt er hinzu, im östlichen Afrika) während der Tertiärzeit aus anthropoiden Affen entwickelte; werde Lemurien als Urheimat angenommen, so lasse sich daraus am leichtesten die geographische Verbreitung der divergierenden Menschenarten durch Wanderung erklären. Aus dem sprachlosen Urmenschen ³⁾ haben sich nach Häckel verschiedene Menschenarten entwickelt, von denen sich zwei Species erhalten, eine woll- und eine schlichthaarige. Die wollhaarige breitete sich zunächst auf der südlichen Erdhälfte aus und wanderte hier theils nach Osten, theils nach Westen. Überreste des östlichen Zweiges sind die Papua in Neuguinea und Melanesien, welche früher viel weiter westlich (in Hinterindien und Sundanesien) verbreitet waren und erst später

1) Siehe oben S. 218. 239.

2) Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. 619 ff.

3) Übrigens sprechen doch auch nach Häckel (S. 621) viele wichtige Gründe für die Annahme, daß schließlich doch auch alle von Schleicher, F. Müller u. a. angenommenen Ursprachen sich noch auf eine einzige gemeinsame Wurzelsprache zurückführen lassen werden.

durch die Malayen nach Osten gedrängt wurden. Wenig veränderte Überreste des westlichen Zweiges sind die Hottentotten, welche in ihre jetzige Heimat von Nordosten aus eingewandert sind. Vielleicht während dieser Wanderung zweigten sich von ihnen die Kaffern und Neger ab. Der zweite und entwicklungsfähigere Hauptzweig der Urmenschenart, die schlichthaarigen Menschen haben uns nach Häckel einen wenig veränderten, nach Südosten geflüchteten Rest ihrer gemeinsamen Stammform in den affenartigen Australiern hinterlassen. Diesen letzteren sehr nahe standen vielleicht die südasiatischen Urmalayen oder Promalayen; aus dieser ausgestorbenen gemeinsamen Stammform scheinen sich als drei divergierende Zweige die eigentlichen Malayen, die Mongolen und die Euplokamen oder Lockenvölker entwickelt zu haben. Die ersten breiteten sich nach Osten, die zweiten nach Norden, die dritten nach Westen aus. Die Urheimat der Malayen sucht Häckel im südöstlichen Teil des asiatischen Festlandes oder vielleicht in dem ausgedehnteren Kontinent, der früher bestand, als noch Hinterindien mit dem Sunda-Archipel und dem östlichen Lemurien unmittelbar zusammenhing; von da aus breiteten sich die Malayen nach Südosten über den Sunda-Archipel bis Buro hin aus, streiften dann, die Papua vor sich hertreibend, nach Osten zu den Samoa- und Tonga-Inseln hin und zerstreuten sich endlich von hier aus nach und nach über die ganze Inselwelt des südlichen pazifischen Ozeans, bis nach den Sandwich-Inseln im Norden, den Mangareven im Osten und Neuseeland im Süden. Ein einzelner Zweig, weit nach Westen verschlagen, bevölkerte Madagaskar. Als Stammgruppe der Mongolen betrachtet Häckel die Indochinesen. Auch nach Häckel wurde Amerika von einem Zweig der mongolischen Rasse bevölkert. Die Dravida in Vorderindien und Ceylon sind nach Häckel diejenige Menschenart, die sich am wenigsten von der gemeinsamen Stammform der Euplokamen entfernt hat, während die Hauptmasse der letzteren, die mittelländische Species, von ihrer Urheimat aus nach Westen

wanderte und die Küstenländer des Mittelmeeres, das südwestliche Asien, Nordafrika und Europa bevölkerte; in den Nubiern vermutet Häckel eine Abzweigung der semitischen Urvölker im nordöstlichen Afrika. Wir haben bereits oben (§ 19, S. 221 f. 231) die Ableitung des Menschen vom Tier, den homo alalus und die einseitige künstliche Unterscheidung der Rassen bloß nach dem Haar zurückgewiesen, aber auch die Berechtigung des darwinistischen Entwicklungsprinzips für den Ursprung der Rassen und Sprachen innerhalb der Menschenart anerkannt. Häckel giebt bei aller Einseitigkeit doch ein einheitliches Bild von der Abzweigung der Rassen und ihrer Verbreitung über die Erde, das in seinem Zusammenhang und, da es Südasien bzw. Lemurien zum Ausgangspunkt macht, noch nicht bei Besprechung der afrikanischen Rasse für sich (§ 19), sondern erst hier mitgeteilt werden konnte. Freilich stellt auch sein eigenes Entwicklungsprinzip die Zurückführung aller Rassenunterschiede auf die Urscheidung in Woll- und Schlichthaarige wieder in Frage; das Haar bleibt nach ihm selbst nicht konstant; die Wollhaarigen werden teilweise zu Vlieshaarigen, die Schlichthaarigen zu Lockenhaarigen. Was sodann die „affenartigen“ Australier betrifft, in welchen nach Häckel die wenig veränderte Stammform der schlichthaarigen Menschen sich erhalten hat, so gesteht er doch auch selbst ¹⁾: „Die sehr tiefe körperliche und geistige Ausbildungsstufe der Australier ist zum Teil vielleicht nicht ursprünglich, sondern durch Rückbildung, durch Anpassung an die sehr ungünstigen Existenzbedingungen Australiens entstanden.“ Zugleich erkennt er an, daß die Australneger Neuhollands den echten afrikanischen Negeren gleichen durch die schwarze oder schwarzbraune Haut, durch die stark schiefzählige und langköpfige Schädelform, die zurücktretende Stirn, breite Nase und dick aufgeworfene Lippen, sowie durch den fast gänzlichen Mangel der Waden, und, da er

1) Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. 609 f.

zugleich eine nähere Verwandtschaft mit den Dravida vermutet, so bleibt auch für diese das Negerähnliche bestehen. An Häckels Einteilung schließt sich auch F. Müller an¹⁾, der auf Grund der Sprachvergleiche die Bevölkerung des fünften Weltteils und der Inseln des Indischen Archipels in folgende Stämme scheidet: 1) Australneger und Tasmanier; 2) Papua, zu denen neben den Bewohnern Neuguineas die des Luisiaden-Archipels, Neukaledoniens und der Loyalitätsinseln gehören; hierhin rechnet auch Müller als selbständige Stämme die Negrito, die Bewohner der Andamanen und der Nikobaren; 3) Malayopolynesier, die wieder in drei Abteilungen: Polynesier, Melanesier und Malayen, zerfallen²⁾; die Dravidasprachen trennt er ganz als eigene Gruppe, die er zwischen die Gruppe der mongolischen Sprachen (und zwar die Klasse der einsilbigen Sprachen ostindischer Völker, besonders Hinterindiens, der Tibetaner und der Chinesen) und die Gruppe der Nuba-Sprachen (wozu er auch die der Fulah, Wakuafi und Masai rechnet) stellt³⁾. Die Zusammengehörigkeit der malayischen und polynesischen Sprachen, von älteren Forschern bereits geahnt, von Crawford noch in Frage gestellt, ist von W. v. Humboldt⁴⁾ endgültig sicher gestellt, und ihnen hat v. d. Gabelentz⁵⁾ die melanesischen Sprachen für immer angereiht. Diese drei Zweige bilden nach F. Müller⁶⁾ die Entwicklung einer ihnen zugrunde liegenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache, die ihrem grammatischen Charakter nach den heutigen polynesischen Sprachen nahe stand; aus

1) Sprachwissenschaft I, 1. S. 74.

2) Ebd. II, 2. S. 159f.

3) Ebd. I, 1. S. 76. 92f.

4) Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java (3 Bde., 1836—1839; Schluß des 3. Bandes von Buschmann).

5) Die melanesischen Sprachen (1861, 1873; Abhandlungen der königlich-sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse, Bd. III u. VII).

6) Sprachwissenschaft II, 2. S. 1 ff.

dieser Ursprache gingen zunächst die polynesischen Sprachen durch bloß lautlichen Verfall hervor, während in den melanesischen Sprachen unter mehr oder weniger umfangreicher Aufnahme von Papua-Elementen ein etwas künstlicheres grammatisches System sich entwickelte, das in den malayischen, speziell in den tagalischen Sprachen seiner höchsten Vollendung entgegengeführt wurde; der malayo-polynesischer Sprachstamm bildet also eine Stufenleiter fortschreitender Sprachentwicklung, auf deren unterster Stufe die polynesischen Partikelsprachen (in denen sämtliche grammatische Verhältnisse durch lose Partikeln ihren Ausdruck finden) stehen, deren höchste Entwicklung die auf umfassender Anwendung der Suffix- und Präfixbildung beruhenden malayischen Sprachen darstellen, welcher teilweise historisch zu verfolgender Prozeß in den melanesischen Sprachen, namentlich im Viti-Idiome (wo die possessiven Pronominalsuffixe bereits ausgebildet erscheinen), seinen vermittelnden Ausdruck findet. Das Wurzelement, das zugleich schon ein fertiges Wort ist und beinahe jeden Redeteil vorstellen kann, obgleich auch die Sprache eine lautliche Scheidung der wichtigsten Redeteile anstrebt, ist in der Regel zweisilbig; wo es einsilbig erscheint, vermutet F. Müller einen lautlichen Verfall. Die Flexion wird ersetzt durch Wiederholung, Reduplikation, Partikeln, Suffix- und Präfixbildung, in einzelnen Dialekten auch durch Infixbildung. Neben dem Gebrauch desselben Wortes für Einheit und Mehrheit werden dieselben auch durch numerale, nominale und pronominale Elemente unterschieden; ja es giebt wie bei den Hottentotten einen Dual und Plural excludens und includens, in den melanesischen Sprachen sogar einen doppelten Trial¹⁾. Wenn nun der verdiente

1) So finden sich hier 15 Personalpronomina, an deren jedem der Subjekts-, Objekts- und Possessivkasus, Possessivsuffix, Präsens, Präteritum, Futurum, Optativ, Konjunktiv, Hypothetikus und Konzessiv zum Ausdruck kommt. Bastian, Sprachvergleichende Studien, S. 84. Der Pluralis ex- und includens für die erste Person findet sich auch im Chinesischen und Peruanischen. Bock, Analysis verbi (1853), S. 20.

Sprachforscher von ihnen die der Papua scheiden will, so zeigt sich das Bedenkliche schon darin, daß ihm auch diese wieder auseinanderfallen, da die Sprachen der verschiedenen Papuastämme nicht auf eine, sondern auf mehrere, von einander ganz unabhängige Wurzeln zurückgehen; doch erkennt er an, daß sämtliche Papua-Idiome Spuren malayo-polynesischen Einflusses zeigen ¹⁾. Da fragt es sich aber doch, ob dieser sonst überall nachzuweisen, und dies Gemeinsame nicht vielmehr auf eine Verwandtschaft dieser Sprachen mit den mela- und polynesischen hinweist. Nach der von A. B. Meyer ²⁾ erforschten Mafor-Sprache auf Neuguinea urteilt F. Müller ³⁾, daß die Papua-Sprachen von den malayo-polynesischen samt den mit fremden d. i. Papua-Elementen bedeutend versetzten melanesischen grundverschieden sind, da ihnen namentlich die lautliche Übereinstimmung der suffigierten Possessivpronomina fehle, welche die am meisten vom Grundtypus abweichenden melanesischen Sprachen noch immer als Verwandte der malayo-polynesischen deutlich erkennen lasse ⁴⁾. Aber gehen nicht diese melanesischen Possessivsuffixe auch über das Polynesische hinaus? Sind innerhalb der polynesisch-melanesisch-malayischen Gruppe verschiedene Entwicklungsstufen anzunehmen, ist nicht auch die Mafor- und andere Papua-Sprachen als besondere Entwicklungsstufe derselben Gruppe zu begreifen? Auf die Zahlenausdrücke von 1 bis 4 will F. Müller nicht viel Gewicht legen; er hält auch sie trotz ihrer fremden Form für malayo-polynesischen Ursprungs;

1) F. Müller II, 2. S. 160.

2) Über die Mafoorsche und einige andere Papuasprachen auf Neuguinea (1874).

3) Sprachwissenschaft I, 2. S. 30 ff.

4) Nach Wallace (Der malayische Archipel [1869]; deutsch von Meyer, 2 Bde.), Kap. 11 ist die polynesische Rasse nur eine Modifikation der papuanischen durch eine Mischung mit malayischen oder hellfarbigen mongolischen Elementen. Siehe dagegen Whitmee, Contemporary Review (Februar 1873), p. 389—407. Fornander, p. 441. Doch bestätigt auch dies die Schwierigkeit der Rassenteilung.

sie sprechen aber erst recht für eine ursprüngliche Verwandtschaft der Papua mit den übrigen Südsee-Sprachen. Dem Bau der Worte nach nennt F. Müller die Mafor-Sprache formlos, nach der rohesten Agglutination hinstrebend, welche aber doch sowohl der Suffix- als der Präfixbildung sich bedient. Er stellt sie zwischen die Sprache der Hottentotten und die Sprachen der Negerrasse; das belebende Element bilde, wie im Hottentottischen, das Pronomen, das aber viel einfacher als dort entwickelt sei; die Wurzel will er aber selbst analog den entsprechenden Lautkomplexen der malayopolynesischen Sprachen beurteilt wissen; die Maforsprache hat auch Dual und Plural. v. d. Gabelentz hat freilich nur die Sprachen der Viti-Gruppe, der neuhebridischen Inseln Annatom, Tana, Erromango und Mallikolo, der Loyalitäts-Inseln Marré und Lifu, des benachbarten Baladea und der Salomons-Inseln Bauro und Guadalcanar untersucht, wo überall Mischungen mit Polynesiern stattgefunden und die Papuanen infolge dessen auch polynesische Gebräuche und Sitten sich angeeignet haben mögen; doch fragt sich immer noch, ob auch die polynesische Sprache, wenn sie eine grundverschiedene war, auf die überwiegend papuanische Bevölkerung einen so großen Einfluß üben konnte. v. d. Gabelentz gelangte vielmehr zu dem Resultat, daß die papuanischen Sprachen mehr mit den polynesischen gemein haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen aus den andern hervorgehen kann, da sich bei aller sonstigen Verschiedenheit der ein- und mehrsilbigen Wurzeln eine Übereinstimmung in den Hilfsmitteln zur Wortbildung findet, ebenso die persönlichen Fürwörter, etliche Ortsadverbien und eine Anzahl von Präfixen übereinstimmen, von denen faka in allen papuanischen und polynesischen Sprachen nur als Präfix, auf Viti aber noch als selbständiges Wort und auch als Suffix gebraucht wird¹⁾. Auch nach Meyer²⁾

1) Vgl. Peschel, S. 362f.

2) Über die Mafoor- und andere Papua-Sprachen, S. 11.

und Max Müller ¹⁾ besitzen die Papua-Sprachen eine höchst vollendete, ja in manchen Fällen zu künstliche Grammatik, während ihr Wortschatz einen außerordentlichen Reichtum von Benennungen enthält, welcher Überflufs freilich auch zugleich einen Mangel an begreifendem Zusammenfassen und abstraktem Denken verrät ²⁾. Auch neuholländischen Sprachen eignet ein Überflufs an Namen und ein grammatischer Überreichtum ³⁾. Peschel ⁴⁾ trennt die papuanischen und australischen Sprachen, weil diese nur Suffixa, nicht Präfixa haben. Ebenso F. Müller ⁵⁾. Doch bezeichnet wenigstens in der Dippil-Sprache die vorgesetzte Partikel *di* das „Woher“ ⁶⁾, und Suffigierung ist doch beiden Sprachgruppen gemein. Auch F. Müller ⁷⁾ hält wenigstens an dem Zusammenhang der Australneger-Sprachen unter einander trotz der ziemlich bedeutenden Unterschiede, die auch zwischen ihnen obwalten, fest, wegen völliger Übereinstimmung der Pronominal-Elemente und Gleichheit der Zahlenausdrücke, namentlich der Zahl 2, bis zu der ursprünglich nur gezählt worden zu sein scheine (die übrigen Zahlen dann nach dyadischem System), auch mancher Übereinstimmung in den Suffixen und Substantiven. Die gemeinsame Grundsprache denkt F. Müller als völlig formlos, die Entwicklung aufsteigend, zur Agglutination hinstrebend, was doch wieder ganz seiner Charakteristik der Mafor-Sprache entspricht. Wird der Numerus auch beim Nomen in der Regel nicht bezeichnet, so doch beim Pronomen Dual und Plural, in einzelnen Dialekten (z. B. von Encounter Bay) auch beim Nomen. In der reichen, manchmal bewunderungs-

1) Ursprung und Entwicklung der Religion, S. 78f.

2) Ebd. Essays II, 585.

3) M. Müller, Ursprung und Entwicklung der Religion, S. 78f. Taplin, *The Narrinyeri*, p. 77. Milligan, *Vocabulary of the dialects of some of the aboriginal tribes of Tasmania*, p. 34.

4) Völkerkunde, S. 340.

5) Sprachwissenschaft II, 1. S. 2.

6) Ebd., S. 43. Die Bildung der Verwandtschaftsnamen mit Possessivsuffixen (Encounter Bay) erinnert ans Mafor. Ebd., S. 53.

7) Ebd., S. 1 ff. 91 ff.

würdigen Entwicklung für die verschiedenen Kasusverhältnisse (nur Subjekt und Objekt werden durch den nackten Wortstamm wiedergegeben) können nach F. Müller manche neuholländische Sprachen selbst mit den finnischen wetteifern, und manche reichen in der lautlichen Wiedergabe der verschiedenen Modifikationen, unter denen die Handlung teils im Verhältnis zum Subjekt, teils im Verhältnis zum Objekt zur Ausführung gelangt, an das Osmanisch-Türkische heran. Doch teilt F. Müller die Sprachen Neuhollands in mehrere Kategorieen. Einzelne derselben (z. B. die Sprachen des Westens) stehen nicht höher als die formlosen Sprachen Hinterindiens (das Barmanische, Siamesische); andere (z. B. die Sprache vom Lake Macquarie) zeigen einen agglutinierenden Bau, der an die ural-altaischen Sprachen erinnert, und wieder andere (z. B. von Encounter Bay) zeigen die Tendenz, sich durch Verschmelzung der wortbildenden Elemente mit dem Stamme zu einer höheren Stufe zu erheben, die den Schein der Flexion erwecken kann. In diesen Entwicklungsgang lassen sich nun aber zugleich als verschiedene Stufen alle Sprachen auch der Südsee und des nicht-arischen Ostindiens einreihen, welche Max Müller ¹⁾ zur südlichen Klasse der turanischen Sprachen rechnet, denen daher Bleek ²⁾ auch die australischen und die dravidischen, wie die baskischen, nordafrikanischen (Bornu, Tibu, Mandingo u. s. w.) und amerikanischen zuzählt. Auch nach Bastian ³⁾ ist das sich zu dem einsilbigen Tibeto-Barmanischen hinneigende Dravidische, das in grammatischen Besonderheiten, wie im Zahlssystem, Übereinstimmung mit australischen Dialekten zeige, den turanischen (ugro-japanischen oder skythischen) Sprachen verwandt. Auch Wallace er-

1) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Vorl. 8.

2) The library of Grey, Philologie II, 1 (1858), p. 1. Journal of the Anthropol. Institute (1872) I, 90.

3) Sprachvergleichende Studien, S. 84.

blickt die nächsten Anverwandten der Eingeborenen Neuhollands in den rohen Bergvölkern Zentralindiens, mit denen sie im physischen Auseren wie bis zu einem gewissen Grade auch in der Sprache Ähnlichkeit aufweisen ¹⁾. Nach Peschel ²⁾ freilich ist die Ähnlichkeit nur schwach in den Fürwörtern vorhanden; er will aber auch ³⁾, ebenso wie Whitney ⁴⁾, die Dravida-Sprachen nicht der turanischen Familie beigesellen, sondern als ganz selbständige Sprachfamilie hinstellen, obgleich auch sie den Sinn der Wurzel durch angehängte Lautgruppen begrenzen und dabei Gesetze der Lautharmonie beobachten, nur in umgekehrter Weise, wie in den altaischen Sprachen. Der Anfang zur Unterscheidung eines grammatischen Geschlechts in den Dravida-Sprachen ⁵⁾ hat seine Analogie auch im Tarawa, der Sprache auf den Gilbert-Inseln ⁶⁾, und im Khasi, der Sprache der Khasia des indischen Assam ⁷⁾. Nach Norris ⁸⁾ und Caldwell ⁹⁾ besteht nicht bloß zwischen den neuholländischen und Dravida-Sprachen Übereinstimmung in den Fürwörtern der ersten (na) und zweiten Person (ni), sondern auch in einer Anzahl von Suffixen und der Verwandlung der *tenues* in *mediae*. F. Müller ¹⁰⁾ erkennt diese Übereinstimmung an, findet sie aber auch in einigen Punkten in Sprachen der mongolischen Gruppe, wie Caldwell selbst das Pronomen na auch im Tibetischen und im chinesischen no wiedergefunden. Dadurch aber wird jene Übereinstimmung nicht, wie F. Müller sagt, abgeschwächt, sondern nur erweitert zu einem Zu-

1) Hellwald, Naturgeschichte des Menschen I, 4.

2) Völkerkunde, S. 340.

3) Ebd., S. 135 f. 486 f.

4) Language, and the study of language, p. 327.

5) Graul, Bibliotheca Tamulica II, 17. Adelung I, 211. 225.

6) Hale, Unit. States explor. expedition. Ethnography (1846), p. 441.

7) Bleek bei Peschel, S. 129.

8) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts IV, 291.

9) A comparative grammar of the Dravidian family of languages (1856).

10) Sprachwissenschaft II, 1. S. 96 f.

sammenhang der dravidisch-australischen Gruppe auch mit der mongolischen im Sinne Bleeks; wenn F. M. Müller dagegen noch einwendet, daß die Sprachen des westlichen Neuhollands, die räumlich den Dravida-Sprachen am nächsten liegen, diesen ferner stehen, als die entwickelteren Sprachen des Ostens, so könnten die östlichen Völker durch andere, etwas entfernter verwandte Völker eben von Westen nach Osten gedrängt worden sein und die ursprüngliche Verwandtschaft mit den Dravida am reinsten bewahrt haben, ebenso wie die Isländer die alt-arische Mythologie ¹⁾. Weiter hat aber Fornander ²⁾ eine Berührung auch der polynesischen Sprachen mit den dravidischen eingehend nachzuweisen gesucht in bezug auf die Zahlwörter für sechs bis neun, die allerdings erst nach Annahme des pentadischen Systems den Dravida, die es gleichfalls früher entbehrten ³⁾, während des Aufenthalts des später nach der Südsee wandernden Kuschitenstammes in Indien entlehnt worden seien, dessen Sprache aber im übrigen auch noch der arischen in der vorvedischen Periode nahe gestanden habe ⁴⁾, während die asiatischen Malayen vor ihrer erst späteren Auswanderung nach Sundanesien schon ausgebildetes Sanskrit mit ihrer Sprache verschmolzen. Nach Steinthal ⁵⁾ stehen freilich die einsilbigen hinterindischen Sprachen der Ursprache am nächsten als die unentwickeltsten, formlosesten aller Sprachen, den Zoophyten entsprechend, die den Übergang aus dem Pflanzen- in das Tierreich darstellen; wie diese Tiere noch kein gegliedertes Skelett, so hätten diese

1) Für Einwanderung von Norden siehe S. 800.

2) An account of the Polynesian race I, 152 sqq.

3) *Ib.*, p. 145.

4) Vgl. oben S. 223.

5) Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus (1860), S. 327 ff. W. v. Humboldt (Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, Einleitung zur Kawi-Sprache) faßt das Barmanische und Malayo-Polynesische als unvollkommenste Sprachen, sogen. Partikelsprachen (ohne jeden charakterisierenden Ausdruck des Verbums) zusammen.

Sprachen noch gar keinen Bau; ein Wort falle nur mechanisch auf das andere; nur so ließe sich auch hier von Kasus reden. Ein bedeutender Trieb nach Formung der Wörter zeige sich in den malayo-polynesischen Sprachen, doch nach einer verkehrten Richtung, da sie durch Prä-, Suf- und Infixe Abschattungen des Inhalts, der materiellen Bedeutung der Wörter ausdrücken. Auch die uralaltaischen Sprachen erheben sich nach Steinthal physiologisch sehr wenig über diese Sprachstufe, wenngleich sie sich morphologisch schon teilweise, namentlich die finnischen, den höchst gebildeten Sprachen nähern; sie haben (vgl. oben über die australischen) viele Kasus, drei- oder viermal so viel als das Griechische, aber keinen bestimmten Subjekts- und Objektskasus; doch zeige die finnische Konjugation so viel Ähnlichkeit mit der indo-germanischen, daß hier ein Einfluß dieser auf jene oder ein Übergang vorliege. Wie flüssig aber der von Steinthal gemachte Unterschied zwischen formlosen und Form-Sprachen ist, ergibt sich weiter daraus, daß er das Chinesische bereits zu letzteren rechnet, dessen Stellungsgesetz hinreicht, um mit einsilbigen Wurzeln der Rede völlige Klarheit zu geben, bei nur sehr schüchternen Anfängen zur Wortbildung; Steinthal selbst gesteht, daß es nach seinem morphologischen Bau an die unterste Stelle gehört, der es auch Peschel ¹⁾ zuweist, der selbst die einsilbigen Sprachen von Siam und Birma höher stellt, weil sie bereits reicher sind an Wurzeln, die zur Sinnbegrenzung verwendet werden, wobei im Siamesischen die Hilfwurzel der Hauptwurzel stets vorausgeht, im Birmanischen ihr folgt, was bereits den malayischen Prä- und Suffixen entspreche, obgleich durch die mehrsilbigen malayischen Wurzeln eine Kluft gegen die einsilbigen Sprachen bestehe. Doch sagt F. Müller ²⁾ vorsichtig, daß deren Stammwörter in der Regel einsilbig auftreten, erkennt auch in mehreren dieser vorherrschend

1) Völkerkunde, S. 121.

2) Sprachwissenschaft II, 2. S. 332f.

isolierenden einsilbigen Sprachen Ansätze zur Agglutination an, ferner darin, daß zu der Benennung des Einzelwesens oder einzelnen Zustandes der Ausdruck für die Kategorie hinzutritt, der das Einzelne eingereicht wird, eine Übereinstimmung mit dem in mehreren malayo-polynesischen und amerikanischen Sprachen beobachteten Vorgang, stellt manche lange Verbalcomposita des Barmanischen und seiner Verwandten den im späteren Sanskrit überhand nehmenden Verbalcompositis an die Seite und hebt endlich die Bedeutung des singenden Tons in diesen Sprachen hervor, der auch in einzelnen Negersprachen vorwiegend einsilbigen Baues an der Westküste des mittleren Afrika eine große Rolle spiele ¹⁾. Übrigens erinnert auch bei vielen westafrikanischen Negersprachen die Häufigkeit eines nasalen Auslauts an die ostasiatischen einsilbigen Sprachen und an das Malayische. Schott ²⁾ nennt die Sprachen von Annam und Siam wahre Schwestern des Chinesischen; ferner liege schon das Tibetische; doch sei der Nachweis etymologischer Verwandtschaft jener zwei, sowohl unter sich, als mit dem Chinesischen, sehr schwierig und werde inbetreff des Annamitischen vielleicht unmöglich bleiben. Nach Bastian ³⁾ bildet das Birmanische, obwohl es zur monosyllabischen Familie gerechnet wird, doch schon den Übergang zu den Einverleibungssprachen und erhält zugleich durch die in der Aussprache verweichlichten Konsonanten eine flüssige, schmiegsame Form, die es sehr bestimmt von dem hart und scharf zerhackten Siamesischen unterscheidet. Nach W. v. Humboldt hat im Chinesischen die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den

1) Nach Herder war bei den Alten Singen (*ἄειδεν*) und Sprechen (*ἔπεικα*) einerlei.

2) Chinesische Sprachlehre (1857), S. 1.

3) Sprachvergleichende Studien, mit besonderer Berücksichtigung der indo-chinesischen Sprachen (1870), S. 108. Er bemerkt auch (ebd., S. 15), daß, wie bei vielen anderen Stämmen auch bei den Koëruna am Yupura nach Martius die Betonung, verstärkt oder geschwächt, verschiedene Zeiten oder Personen zu bezeichnen schien.

formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht. Im Chinesischen wurden die Worte durch Zeichen getrennt gehalten, während beim längeren Mangel einer Schrift die Endlinge und Flexionssilben leichter mit den Wurzeln verwachsen konnten¹⁾. Schleicher sagt: „Auch die am meisten heruntergekommenen Flexionssprachen sind dennoch von den isolierenden grundverschieden; gerade die Wurzelveränderung haftet auch bei der stärksten Abschleifung der Endungen, und völlig schwindet sie nirgends.“ Indes, bemerkt Bastian²⁾ dazu, wenn das Birmanische aus *kya* (fallen) *kya* oder *khya* (fällen) bildet, so ist das deutlich eine Veränderung an dem Wurzelkonsonanten des Anfangs, der den Ton regiert, und eben nur infolge der Abhängigkeit jedes Wortes von dem regierenden Ton, der ihm überhaupt erst seinen bestimmenden Charakter giebt, können hier dergleichen Veränderungen über ein begrenztes Maß nicht hinausgehen, da sonst der Ton selbst neben dem Buchstabengerüst verändert, das Wort also überhaupt ein ganz fremdes werden würde; dagegen können wieder (bei dem Siamesischen) in vielfachster Weise organische Tonänderungen eintreten ohne Veränderungen des Buchstabengerüsts (oder in gesetzlicher Beziehung zu denselben), und sie wirken dann in gleicher Weise auf die Bedeutung, wie sonst die Flexionen in den vom Ton unabhängigen Sprachen. Der bestehende Unterschied ist also in solchem Falle nicht zwischen Flexion oder Isolierung zu suchen, sondern zwischen Sprachen, die vorwiegend entweder die durch den Ton oder die durch die Buchstabenaussprache gebotene Vielfältigung ihrer Laute benutzen (aber leicht und oft diesen Charakter ändern). Das für die agglutinierenden

1) Sprachvergleichende Studien, S. 85. Nach S. 75 entsprechen die birmanischen Affixe *ti*, *so*, *i*, *çi* den gleichbedeutenden der Chinesen in vielen ihrer Verhältnisse. Das siamesische *mva* (Dunkelheit) kombiniert Bastian (S. 205) mit dem Heros *Mawe* der Polynesier, denen alles aus der Nacht hervorgeht.

2) Ebd., S. xxxiif.

Sprachen Bedingende, daß die bei den isolierenden lose dastehenden Beziehungsausdrücke fester mit der durch sie bestimmten Wurzel verwachsen, wird nach Bastian im Birmanischen durch die affigierten oder zwischengeschobenen Partikeln erreicht, die, bis auf Satzbildungen ausgedehnt, polysynthetische Konstruktionen hervorrufen. Wir haben also, wie derselbe Forscher weiter sagt, in ein und derselben, bis jetzt zu den monosyllaben oder isolierenden gerechneten Sprache Keime für die flektierenden sowohl wie für agglutinierende Sprachen, und obwohl solche Keime, wie in dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium, latent liegen können, so geben sie doch die Möglichkeit, daß sie, wenn unter begünstigenden Verhältnissen zur Entwicklungsthätigkeit angefacht, als Ferment wirken und (wie jeder lebensfähige Gärungsstoff, so gering er an sich auch sei) den gesamten Sprachbau umgestalten dürften. Jene polysynthetischen Konstruktionen des Birmanischen erinnern übrigens an den polysynthetischen Charakter nicht bloß der amerikanischen Sprachen, sondern auch der baskischen ¹⁾. Den Birmanen verschwistert sind die Khyeng in Arakan und die kleinen Stämme zwischen Irawadi und Brahmaputra, während die Laos-Völker eine Mundart des Siamesischen sprechen und diesen auch die Miautsi oder Miaotse in Südchina angehören ²⁾. Eine Übergangsstufe repräsentiert auch das Bödpa, die Sprache der Bodschi oder Bewohner von Tibet. Sie besteht aus einsilbigen Stammwörtern; die Abwandlung findet teils durch Zusammensetzung, teils durch Bekleidung mit angehängten Partikeln statt, die aber in einzelnen Fällen durch Verschmelzung zu Suffixen werden ³⁾. Sodann besitzt sie auch Präfixe, die zwar in der Aussprache verloren

1) Bastian, S. 66.

2) Peschel, S. 383.

3) F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 334.

gegangen, aber in der im 7. Jahrhundert eingeführten indischen Schrift sich erhalten haben ¹⁾ und nach Whitney ²⁾ und Peschel ³⁾ der vergleichenden Linguistik ein ungelöstes Rätsel bieten, das sich aber nur löst, wenn man das Flüssige des Unterschiedes zwischen den verschiedenen Sprachstufen anerkennt. Logan hält bei der trotz vielfacher Unterschiede bestehenden Verwandtschaft das Tibetische und Barmanische für Reste einer früheren Sprache. Das Khasia, ein Zweig des Mon und Kambodischen, repräsentiere den Rest einer linguistischen Bildung, die im Norden der transgangetischen Halbinsel der tibeto-barmanischen Bildung vorhergegangen ⁴⁾. Es ist eine einsilbige Partikelsprache mit Ansätzen zur Agglutination und einer Reihe mehrsilbiger Formen, konsequenter Bezeichnung des Geschlechts und der Zahl am Nomen, Pronomen und Verbum, und mit einer echten Relativpartikel ⁵⁾. Das Naga steht nach Maury dem Tibetischen näher als dem Barmanischen, und nach demselben verbinden die Sprachen der tibetanischen Familie, der auch viele kleine Stämme des Himalaya und die nomadischen Sifan in China angehören, die ultra-indischen mit den dravidischen. Nach Campbell entspricht die Sprache der Mon oder Taléin der der Santal (Sonthal); Mason stellt jene mit der der Kol zusammen ⁶⁾, die mit der der Santal, Bhillia und anderer sogen. Dschengelstämme

1) F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 335 f. Lepsius bei Bastian, S. 160. v. Schlagintweit, Indien und Hochasien II, 44.

2) Language and the study of language, p. 337.

3) Völkerkunde, S. 383.

4) Bastian, S. 159.

5) F. Müller II, 2. S. 377. Alle alten Dialekte Arakans vom Khyeng bis Kuki bewahren Züge eines Systems bestimmter Präfixen, das sie dem Mon und Kambodischen nähert. Bastian, S. 160. Vgl. Peschel, S. 383 f.

6) Bastian, S. 160 f. Vgl. desselben „Völkerstämme am Brahmaputra und verwandtschaftliche Nachbarn“ (1883).

Vorderindiens von F. Müller ¹⁾ zum Munda-Zweig der Dravida-Sprachen gerechnet wird, deren zweiter Zweig das Tamil, Telugu, Tulu, Kannadi (oder das Kanaresische), Malayalam, die Sprachen der Toda, das Koorg, Badagar, Uraon und das Brahui in Belutschistan umfaßt, und deren dritter Zweig das alte Elu auf Ceylon bildet.

Wir sehen uns genötigt, auf Grund der dargelegten Verwandtschaftsverhältnisse der Völker und Sprachen des fünften Erdteils und des nicht-arischen Ostindiens diese als einen dem afrikanischen einerseits, dem mongolischen andererseits parallelen und verwandten Zweig der Hamiten hinzustellen, der sein Eigentümliches im Anschluß an die eigentümliche Natur der von ihm bevölkerten Länder und Inseln eben in der Mittelstellung zwischen den Afrikanern und Mongolen hat, aber auch noch manche Berührung mit den Kaukasiern aus der Urzeit bewahrt hat, wo den Hamiten in der zentralasiatischen Urheimat die beiden Zweige der kaukasischen Rasse, die Semiten und Indogermanen noch näher standen. Wenn Häckel gerade die Urbevölkerung Südasiens oder noch lieber Lemuriens zum Ausgangspunkt der verschiedenen Menschenrassen macht, so ist Lemurien doch zu hypothetisch und wenigstens nach den Überlieferungen der mittelländischen Völker die Urheimat nicht sowohl in Hindostan, als vielmehr am persischen Meerbusen zu suchen, wohin, wie wir sehen werden, auch selbst die Tradition der Malayen zurückweist; während den anderen Völkern alle Erinnerung an ihren Ursprung fehlt. Wie nach § 19 Hamiten zu einer Zeit, als sie den Semiten noch nahe standen, Afrika bevölkert, so zeigt andererseits das Hamitisch-Kuschitische im alten Sumir-Akkad den Übergang zum Turanischen oder Mongolischen und nach Rawlinson sogar noch Verwandtschaft mit dem Arischen. Wir haben

1) F. Müller I, 1. S. 93. Vgl. Peschel, S. 484.

schon § 19 alte und neue Zeugnisse für die Verbreitung einer dunkelfarbigem hamitisch-urkuschitischen Rasse vom Nil bis zum Ganges angeführt. Die dravidischen Brahui in Belutschistan zeigen den Weg, auf dem sie in Vorderindien eingedrungen ist, also denselben, den später die Arier nahmen. Es soll jedoch nicht behauptet werden, daß dies der einzige für die hamitische Einwanderung war; vielmehr, wie die ost- und nordwärts wandernden Hamiten, die Zentral-, Ost- und Nordasien bevölkerten, hier ihren spezifisch mongolischen Typus herausbildeten, so dürfte ein zwischen diesem und den südwärts nach Indien ziehenden Kuschiten noch die Mitte haltender Zweig der Hamiten nördlich vom Himalaya durch Tibet nach Hinterindien gewandert sein und das einsilbige Sprachsystem ausgebildet haben, das sie einerseits auch, wie die Körperbildung, als Verwandte der mongolischen Chinesen erscheinen läßt, andererseits aber doch Anknüpfungspunkte und Analogieen zu den dravidischen, malayischen und australischen Sprachen zeigt, so daß man auch diese zu den turanischen gezählt hat und, wenn dies zu weit gegriffen ist, doch unter die gemeinsame Kategorie einer elementaren im Übergang zur turanischen Agglutinationsstufe stehenden Sprachbildung bringen muß, eine Kategorie, unter welche auch die meisten afrikanischen Sprachen fallen, so daß der Rekurs auf einen gemeinsamen Urstamm nicht von der Hand zu weisen ist. Ob und inwieweit Unterschiede und Übergänge zwischen ostindischen und australischen Völkerstämmen auf den Unterschied und Kreuzungen kuschitisch-negroider und mongoloider Einwanderer zurückzuführen sind, können wir für unsern Zweck auf sich beruhen lassen, wenn nur der einheitliche hamitische Ursprung der Urbevölkerung Ostindiens und Australiens feststeht.

c. In welcher Weise nun auch der hamitische Urstamm sich mit seiner Ausbreitung über das ostindische Festland, den malayischen Archipel und den fünften Weltteil zu einer Menge verschiedener großer Völkergruppen entwickelt hat, so haben diese bei allen Übergängen und Mischungen

doch auch einen eigentümlichen leiblichen und geistigen Charakter erlangt, im Anschluß nicht bloß an ihre äußeren Existenzbedingungen, Wanderungen und äußere Geschichte, sondern auch auf Grund einer fortschreitenden Individualisierung, Differenzierung der gemeinsamen Naturanlagen und Ausbildung derselben in verschiedenen Richtungen und Grenzen. Wenn wir die gesamte Urbevölkerung Ostindiens und Australiens unter den Gesichtspunkt einer Mittelstufe zwischen den niederen Afrikanern und den höheren Mongolen stellen, so ergibt sich zunächst eine einfache Einteilung jener Völkermasse in drei besondere Gruppen: 1) Das Negroide überwiegt bei den Papuanen; 2) das Negroide überwiegt so wenig als das Mongoloide bei den Malayo-Polynesiern, die Mittelstufe stellt sich bei ihnen am reinsten dar; 3) das Mongoloide überwiegt bei den Nicht-Ariern des ostindischen Festlandes. Jede der drei Gruppen umfaßt wieder drei Abteilungen: 1) Zur überwiegend negroïden (a potiori Papuanen-) Gruppe rechnen wir a) die Australneger Neuhollands und Tasmanier, b) die Papua Neuguineas und Melanesiens, c) die asiatischen Reste der Papua, auch Negritos, Horafora oder Alfuren (d. h. Wilde) genannt. 2) Zur malayo-polynesischen Gruppe gehören a) die asiatischen Malayen, b) die Mikronesier (zwar mit Papua gemischt, doch von vorherrschendem polynesischem Typus), c) die Polynesier. 3) Die überwiegend mongoloïde Gruppe des ostindischen Festlandes, dem noch Ceylon anzuschließen ist, teilen wir am einfachsten geographisch in die nicht-arischen Volksstämme a) Vorderindiens, b) Ceylons, c) Hinterindiens. Vorderindien vertritt innerhalb der Mongoloïden-gruppe wieder das mehr negroïde Element. Die weitere Rechtfertigung dieser Einteilung mit näherer Charakteristik der einzelnen Abteilungen folgt besser, um Wiederholungen zu vermeiden, bei der Besprechung der einzelnen Völker selbst. Hier sei nur im allgemeinen noch hingewiesen

darauf, daß sich jene drei Hauptgruppen auch in religiöser Hinsicht von einander unterscheiden: 1) Bei den Australnegern und Papua zeigt sich die fetischistische Versinnlichung des in Ahnenkult versunkenen Gottesbewußtseins nur in geringem Umfang; eine dem polynesischen Tabu analoge Begrenzung bahnt sich bereits unter verschiedenen Benennungen (Kobong, Mana u. s. w.) an; auch fehlt nicht der Ansatz zu reicherer Mythologie. 2) Bei den Polynesiern wird durch das Tabu die schärfste Grenzlinie gezogen zwischen Göttlichem und Nichtgöttlichem, wengleich auch wieder verrückt durch willkürliche Übertragung des Tabu auf beliebige Dinge, und es kommt zu einem Reichtum der Mythologie, der an die Naturgötter der Kulturvölker streift und spekulativ kosmogonisch wird. Bei den asiatischen Malayen lassen sich zwar nur noch Fragmente ihrer ursprünglichen verwandten Anschauungen aufweisen; dafür haben sie schon früh die höheren Stufen der arischen Hindu-Religion und des Islam sich angeeignet. 3) Die mongoloide Gruppe Ostindiens zeigt auch in ihren alten elementaren Religionsformen, soweit dieselben erhalten sind, einen vorherrschenden Übergang zur mongolischen Religionsstufe, hat sich aber auch schon früh zum Teil die genannten höheren Religionen angeeignet und dabei durch eigentümlichen Ahnenkult und auch eigene Naturgötter (vgl. S. 124) auf die Entwicklung der brahmanischen Volksreligion sehr wesentlich eingewirkt.

§ 24.

I. Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der Australnegern und Papua mit Begrenzung seiner Versinnlichung im Kobong oder Mana.

Inhalt: a. Australnegern Neuhollands und Tasmanien; b. Papua auf Neuguinea und Melanesien; c. Asiatische Papua oder Negritos.

a. Die Bewohner des australischen Festlandes samt denen der Küsteninseln und Tasmaniens werden

von Peschel ¹⁾ in folgender Weise charakterisiert: „Sie gehören zu den hohen Schmalschädeln, sind prognath; der Körper ist reichlich behaart. Die schwarzen Haare selbst, im Querschnitt stark elliptisch, bilden abstehend um das Haupt eine zottige Krone, nur schwächer wie bei den Papuanen, kräuseln sich und zeigen sogar Anlage zur Verfilzung. Wenn an der Koburg-Halbinsel auch schlichte Haare und schief gestellte Augen angetroffen werden, so sind diese einer Mischung mit Malayen zuzuschreiben, die sich dort als Trepangfischer eifinden und auch Felseninschriften mit buginesischen oder makassarischen Buchstaben hinterlassen haben. Die Farbe der Haut ist immer dunkel, bisweilen schwarz, bisweilen, wie an der Süd- und Südostküste, hell kupferrot. In allen diesen Merkmalen glichen die jetzt ausgestorbenen Tasmanier den Australiern vollständig; nur war ihr Haarwuchs noch papuanischer, d. h. zu büschelförmiger Verfilzung noch mehr geneigt.“ Nach Dr. Jung ²⁾ ist die Farbe der Urbewohner Neuhollands ein schmutziges Schwarzbraun; die Haare sind gelockt, die Nase platt, die Lippen wulstig, die Brust hochgewölbt, die Gliedmaßen schwächig, aber wunderbar schmiegsam. Nach Oberländer ³⁾ ist der Australier durchschnittlich nur klein und von verhältnismäßig schwachem Gliederbau, die Schädelbildung bei den Männern immer schöner als bei den Weibern, im ganzen aber schmal und länglich, die Stirn hoch und gerade, die Augen groß, glänzend und ausdrucksvoll, die Nase an der Wurzel schmal, gegen unten breit und eingedrückt, das Haar dunkel, glänzend und etwas gekräuselt, ohne jedoch wollig zu werden, die Haut nicht schwarz, sondern von dunkler Kupferfarbe, verdunkelt durch Gebrauch von Fett, Holzkohle und Ocker. Was übrigens die platten Nasen betrifft, so werden diese

1) Völkerkunde, S. 359.

2) Australien und Neuseeland (1879), S. 15.

3) Fremde Völker, S. 198.

bei den Eingeborenen um Port Lincoln künstlich hervor- gebracht, indem den Kindern sehr bald ein dünner Knochen durch den Nasensteg gezogen wird, der allmählich die beiden Seiten breit zieht ¹⁾. Nach Topinard ²⁾ sind auf Neu- holland zwei Rassen zu unterscheiden: eine ursprüng- liche, niedrig organisiert, klein, schwarz, wollhaarig mit verschieden proportionierten Gliedmaßen, die zuerst das Land inne hatte und mit der melanesischen Rasse auf den umgebenden Eilanden identisch war, und eine zweite, groß, kupferfarbig, wohlproportioniert und schlicht- haarig, welche von Norden ausgezogen die erstere zurückgedrängt oder sich mit ihr vermischt habe. Wake, der dies bestritt, gab schließlichs doch in der Hauptsache nach; auch schon nach Quatrefages hat Neuholland von Neuguinea, wo Papua und Malayen wohnen ³⁾, verschie- dene Bevölkerungselemente empfangen, und so unterscheidet auch v. Hellwald ⁴⁾ zwei Typen auf dem australischen Kontinent. Dagegen hält Wallace diese Unterscheidung für nutzlos; Peschel ⁵⁾ unterscheidet nur eine frühere und spätere Einwanderung ⁶⁾ zweier verschiedener Völkerschaften, die jedoch nur einem Schlage angehören, und F. Müller ⁷⁾ hält die zahlreichen Stämme Neuhollands wegen wesentlicher Übereinstimmung in Sprachbau und Sitte trotz der daneben bestehenden bedeutenden Abwei-

1) Grundemann, Missionsbibliothek IV, 3. S. 229, wonach die Australier von mittlerem Wuchs, selten über sechs und unter fünf Fuß groß sind, die sämtlichen Stämme eine tief dunkelbraune Haut- farbe haben, die nördlichen fast schwarz sind; die Gesichtsbildung stehe zwischen der der Neger und der Malayen.

2) Revue de Anthropologie (1872), p. 313.

3) „Natur“ 1879, S. 222. Burmeister (S. 577) sieht in den Endamenen und Mairassi Neuguineas Verwandte der Neuholländer.

4) Naturgeschichte des Menschen I, 4. 6 ff. (mit reichem Material). Kriegk, Völkerstämme, S. 78.

5) „Ausland“ 1867, S. 1012.

6) Von Neuguinea aus. Völkerkunde, S. 342.

7) Sprachwissenschaft II, 1. S. 90; -Ethnographie, S. 203.

chungen ¹⁾ für eine Familie ²⁾); die Bevölkerung des Kontinents ist auch nach ihm von Norden nach Süden vor sich gegangen; die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Stämme, die auf der primitivsten Kulturstufe stehen, seien die ältesten, was Peschel auch und noch mehr für die Westaustralier in Anspruch nimmt. Doch läßt sich nach diesem ³⁾ die verspätete Entwicklung menschlicher Stämme nirgendwo durch die mißliche Gestaltung der Erdräume besser rechtfertigen als in dem australischen Kontinent, dem fast alle Gliederung abgeht, ebenso erhabene Gebirgsketten und folglich auch große Ströme mangeln; infolge der unregelmäßigen Verteilung der Niederschläge ist er vorzugsweise ein Grasland, das die australischen Nomadenhorden nach Jagdbeute durchstreifen.

Man hat den Australnegern Neuhollands vielfach mit Unrecht die Religion ganz abgesprochen, wie auch noch die Benediktinermisionare im westlichen Australien, nördlich vom Swan River, bis sie nach dreijähriger Missionsarbeit doch Folgendes zugestanden: „Sie glauben an ein allmächtiges Wesen, Schöpfer Himmels und der Erde. Sie nennen ihn Motogon und meinen, er sei etwa wie ein sehr großer, starker und weiser Mann ihrer Farbe und ihres Landes. Der Akt seiner Schöpfung bestand in einem Hauche. Um die Erde zu schaffen, sagte er: ‚Erde, komm!‘ Er hauchte, und die Erde war geschaffen. Ebenso

1) Nach Oldfield giebt es schwerlich anderswo eine so große Anzahl von Dialekten, die in allem, nur die grammatische Konstruktion ausgenommen, so weit von einander abweichen und das bei Stämmen, die doch offenbar einen gemeinsamen Ursprung haben. Der Unterschied selbst bei solchen Stämmen, die unmittelbare Nachbarn sind, ist so groß, daß Oldfield sich in der Watschanda-Sprache bei einer Horde, die kaum zehn Meilen entfernt lebte, nicht verständlich machen konnte. „Globus“ XVIII, 230. Dies erklärt sich aus dem nomadischen Umherziehen und der damit verbundenen Isoliertheit der Horden.

2) Ebenso Jung, Weltteil Australien (1882) I, 83.

3) Peschel, Völkerkunde, S. 341. 344f.

that er mit der Sonne, den Bäumen, dem Känguruh. Dieser Motogon, der Urheber alles Guten, ist im Streit mit Cienga, dem Urheber alles Bösen. Der letztere entfesselt den Wirbelwind und das Gewitter; er ist der unsichtbare Verursacher des Todes der Kinder; deshalb fürchten ihn die Eingeborenen. Motogon, meinen sie, sei längst altersschwach und tot, und sie bezeugen ihm daher keine Art von Verehrung. Aber auch Cienga, obgleich er noch immer die Kraft besitzt, den Menschen alles mögliche Übel zuzufügen, wird nie durch irgendwelche Handlungen versöhnt. Niemals (schließt der Bischof seinen Bericht) habe ich irgendeinen Akt äußerer Gottesdienstes bei ihnen bemerkt, noch sah ich irgendetwas, was auf irgendwelche innerliche Gottesverehrung hindeuten könnte¹⁾. Auch nach Gerland²⁾, der die angebliche Religionslosigkeit der Neuholländer eingehend widerlegt, existiert doch ein eigentlicher Kult bei ihnen so gut wie gar nicht, auch nicht in bezug auf die abgeschiedenen Seelen; man glaube, daß dieselben nach dem Tode auch ohne Nahrung leben können³⁾. Diese Motivierung wäre nun schon eine wesentlich höhere Stufe. Indes kennt z. B. Byrne⁴⁾ Opferhandlungen der Stämme des Südens; ja die Schöpfung der Welt selbst wurde von manchen Stämmen mit heiligen Tänzen vor bestimmten Götterbildern gefeiert⁵⁾. In der Zeitschrift „Natur“ 1877, S. 524 ff. heißt es: „Die Australier stehen höher als viele andere Völker, bei denen nur zum bösen Prinzip Gebete um Schonung und Milde gesandt werden, da der gute Geist keines Gebetes bedürfe; der Australier teilt den Glauben an gute und böse Mächte, bittet aber den guten Geist, von dem er alles erhält,

1) Memorie Storiche dell' Australia per Mgr. D. Rudesindo Salvado (Roma 1851). M. Müller, Ursprung der Religion, S. 18f. Vgl. Quatrefages II, 231. Grundemann, S. 243. Bastian, Inselgruppen in Ozeanien (1883), S. 112.

2) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker VI, 796 ff.

3) Ebd., S. 804. 809.

4) Voyage (1826) I, 376. Lippert, Seelenkult, S. 21.

5) Grundemann, S. 243.

was ihm das Leben wert macht, zu dem er einst nach dem Tod als Schatten zieht.“ Hier tritt in der That mit dem Zurücktreteten des Fetischismus auch ein höheres, schon mehr ethisches Gottesbewußtsein hervor. Peschel sagt ¹⁾: „Gewiß muß im Menschen eine große sittliche Veredelung vor sich gegangen sein, bevor er sich entschließt, der gut gesinnten Gottesmacht seine Verehrung darzubringen; es ist dann nicht mehr Furcht, die ihn bewegt, sondern ein dankbarer Drang. Auf dieser Stufe finden wir zu unserer Überraschung die Australier in Neusüdwales, die nicht dem übelgesinnten Potoyan, sondern einer gütigen Macht unter dem Namen Koyan Opfer bringen und ihn in Tänzen verehren“ ²⁾. Wenn nun dagegen der gute Motogon in Westaustralien keine Opfer erhält ³⁾, so heißt es doch zugleich, er sei gestorben, was auf ein Aufhören seines früheren Kults gedeutet werden kann, wenn es nicht darauf hinweist, daß mit dem Schöpfer zugleich der Urmensch in eins gefaßt ist, der nach seinem Tode zum bösen Todesgott wird, indem er alle Nachkommen nach sich zieht in das Totenreich und den guten Schöpfer verdrängt. Auf das Totenreich weist es auch, daß Cienga im Mittelpunkt der Erde wohnt ⁴⁾. Übrigens heißt es auch von dem guten Gott, daß er leicht erzürnbar, aber durch Tänze versöhnbar und insbesondere zum Auffinden verirrter Kinder behilflich ist ⁵⁾. Ferner schweift nicht bloß der böse Potoyan bei Nacht, sondern auch Koin peinigt bei Nacht und wird am Hunterfluß von Zauberern beschworen ⁶⁾. Koin ist sicher dasselbe Wort wie Koyan, obgleich dieser auch nach Cunningham ein guter Gott

1) Völkerkunde, S. 293.

2) Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe (1830) I, 464.

3) Auch nach Jung (Australien und Neuseeland, S. 22) wird dem guten Geist keine Verehrung gezollt; er sei ja gut, man habe also nichts von ihm zu fürchten.

4) Grundemann, S. 244. Bastian, S. 113.

5) Gerland a. a. O. Roskoff, S. 38 ff.

6) Bastian, S. 115 ff.

ist ¹⁾. Vielleicht sind alle bisher genannten Gottesnamen mit einander verwandt. Dem Cienga scheint nach Grundemann der Kuinyo des Südens gleichzustellen, der als fürchterlich groß, mit entsetzlich dickem Bauch gedacht wird, nur nachts umgeht und, wohin er kommt, Tod bringt. Der Name bezeichnet als Appellativ: Tod, Leiche, Gerippe; daß er aber einst ein mächtiger Gott war, geht daraus hervor, daß von seinem Namen das Wort Kuinyunda, das dem polynesischen Tabu gleichsteht, abgeleitet ist; er muß also einst der Ordner und Rächer des Tabu gewesen sein. So mag früher vieles, was jetzt nur als Schreckensgestalt gespenstig weiterlebt, den Australnegern Neuhollands, allerdings vor sehr langer Zeit, ein wirklicher, vielleicht auch gütiger Gott gewesen sein ²⁾. Bei der großen Zersplitterung der Dialekte besteht natürlich auch eine große Verschiedenheit der Gottesnamen. In Queensland wandert Bedall (Pedall) nachts als böser Geist umher und fügt Leid zu, zürnt auch im Gewitter, während er bei Tage ein guter Geist ist, dem alle Wohlthaten zugeschrieben werden, ja der vor vielen, vielen Jahren als Schildkröte, auf dem Lehm brütend, die Welt geschaffen, das australische Festland aus Schlamm zu festem Lande eingekocht, mit Gewächsen und Tieren versehen und dem schwarzen Mann zum Wohnsitz geschenkt, dann auch über das Meer gezogen ist, um anderwärts dasselbe zu thun ³⁾. Nach Oldfield wird in Westaustralien der Himmel oder das Paradies Kadidscha genannt; in demselben haben zwei große Gottheiten ihren Sitz: Namba-dschandie und Badscha-bandie, die henothetisch ineinanderfließen; doch wird der Name des ersteren allemal vor dem des andern genannt; er entsprang aus der Erde und hatte keine Mutter; er ist wohl der von der Erde emporgestiegene Himmel selbst, wie in polynesischen Mythen; Badscha-bandie

1) Grundemann, S. 242. Roskoff, S. 38.

2) Ebd., S. 244. Vgl. Bastian, S. 117.

3) Hellwald I, 49. Bastian, S. 113.

aber sein Sohn, der Urmensch; doch erscheint auch in den Sagen ein Sohn Namba-dschandies, Tarlo Tonda, der allerlei wunderbare Dinge verübt, aber nicht als eine eigentliche Gottheit zu gelten scheint, da man geringschätzig von ihm spricht. Doch auch von einer Verehrung jener Gottheiten ist nach Oldfield keine Spur vorhanden, und man denkt nicht daran, sie zu versöhnen oder günstig zu stimmen; es scheint, als stehen sie zu erhaben da, um sich mit dem, was auf Erden vorgeht, zu befassen. Nur wenige gute Menschen kommen in das schöne Kadidscha. Daneben besteht nach Oldfield der Glaube an einen großen bösen Geist, Warrugura, der außerhalb der Welt tief unten in der Hölle (Uta) wohnt; von ihm kommt alles Unglück; Dürre, Überschwemmung, Donner und Blitz, Stürme; bei heftigen Gewittern geraten die Eingeborenen so vor ihm in Furcht, daß sie selbst in Höhlen Schutz suchen; wo untergeordnete böse Geister (Ingna, abgeschiedene Menschenseelen) hausen; dort werfen sie sich mit den Gesichtern zu Boden und warten, bis Warrugura seine Wut ausgetobt und sich wieder nach Uta zurückzieht. Wenn man ihn mit langen Hörnern (bindie-bindie) und einem Schweif dachte, so scheint das nicht ursprünglich zu sein, da die Eingeborenen vor Einführung des Rindviehs in Neuholland von der Existenz gehörnter Tiere nichts wußten. Wenn jemand Sand aus der Hand umherschüttet, dann kommt Warrugura ergrimmt aus der Hölle heraus und steckt dem, der ihn beunruhigt hat, Muscheln in Ohren und Anus d. h. macht ihn taub und verstopft ihm den Leib. Die Zauberer weisen Muscheln vor, die sie durch die Kraft ihrer Beschwörungsformel aus den Ohren u. s. w. herausgebracht haben wollen¹⁾. Im Nordwesten wird der Himmelsgott Munnuninala,

1) Oldfield, On the aborigines of Australia, in den Transactions of the Ethnological Society of London, Vol. III. „Globus“ XVIII, 228f. Max Müller, Essays I, 43; II, 267. Vgl. Eyre, Australia II, 362. Lang, Queensland, p. 444, wonach Warrugura in den untersten Regionen haust und die großen Unglücksfälle verursacht. Roskoff, S. 38.

seine Frau Thalingkiawun, seine Schwester Mulgianun und der Feuergott Thilkuma oder Munduala verehrt ¹⁾. Stämme der Ostküste denken die blauen Berge als Göttersitz ²⁾. Im Südosten, am Loddonfluß, findet sich nach Braim, Tyermann und Bennet der Glaube an einen gütigen Gott (Tian), der Himmel, Erde, Tiere und die schwarzen Menschen gemacht ³⁾. Bei den Narrinjeri am Murrayfluß schuf Nurrundere oder Matummere alle Dinge. Er zog die Felseninseln Wittungenggui mit seinem Netz aus dem Meer (was ganz polynesisch klingt) und schuf andere Inseln durch Speerwerfen. Die Fische im Teich von Tulurung bildete er durch Hineinwerfen von Steinen. Der Donner ist Nurrunderes zornige Stimme ⁴⁾. Der anfängliche Aufenthalt des Schöpfers Nurrundere war im Osten, woher auch das Feuer gekommen ist ⁵⁾. Das bezeichnet wohl den Himmels-gott zugleich als Sonnengott, der im Osten ausgeht. Er ist aber zugleich Stammvater der Narrinjeri, deren tanzende Vorfahren an der Weltbildung teilnahmen. Als sie die Hügel und Teiche bei Mootabaringa bildeten, wurde der starke Kondole eingeladen und, als er sein Feuer verbarg, von Rilballe mit einem Speer am Halse verwundet, worauf bei dem ausbrechenden Gelächter alle in Tiere (Opossum, Fische, die mit Federn geschmückten Jünglinge in Kakadu und Kondole in einen Wasser ausspritzenden Walfisch verwandelt wurden, während Rilballe das Feuer in den Grasbaum legte ⁶⁾. Der gute Geist Nurrunderi, der alle Tiere schuf, gigantischer, als sie heute sind, war auch der erste Weidmann. Er gab den Menschen die Jagdwaffen und jagte mit den

1) Bastian, S. 114. Himmels-gott Mallekai auf Jarves-Island, S. 119.

2) Falkenstein, Geschichte der Entdeckungen III, 6.

3) Bastian, S. 113. Grundemann, S. 242. Braim, History of New-South-Wales II, 244. Roskoff, S. 39.

4) Bastian, S. 113f.

5) „Natur“ 1877, S. 524ff.

6) H. E. A. Meyer bei Bastian, S. 114.

Jägern Nepelle und Wyungare Riesenkönguruh, die jetzt mit ihnen in dem Wyrwarre genannten Sternbild zusammenleben ¹⁾. Als der [vaterlose] Wyungare (als Narumbe oder Jüngling geboren) zwei Frauen Nepelles, die sich in ihn verliebt, in seine Hütte aufgenommen, wurde er von dem (für den Schlaf angelegten) Feuer verfolgt und zog sich an dem in den Himmel geschleuderten Speer (der durch Zufügung eines Widerhakens festhielt) aufwärts zu den Wyrwarre-Sternen. Wir haben hier im Anschluß an den Himmelsgott astronomische Mythen, Sterngötter, nach Art der Ahnengötter gedacht. Von der durch Nurrundere zum Verfolgen seiner ihm entflohenen Frauen gesandten Flut ²⁾, worin sie in Felsen verwandelt wurden, wurde Nepelles Kanoe, als Milchstrafse flutend, vom Himmel zu den Wyrwarre-Sternen emporgehoben. Nachdem Nurrundere nach Bestrafung seiner Frauen sich mißmutig als steinalter Greis nach dem fernen Westen zurückgezogen (als untergehende Sonne) und von seinen Kindern eines die Flut überlebend fand, warf er demselben das Ende eines an seinem Stabe befestigten Seiles zu und zog es daran zu sich. So oft seitdem ein Mensch stirbt, wirft Nurrunderes Sohn ihm dies Seil zu und hilft ihm auf den Weg, den er zuerst gekommen. Der neue Ankömmling wird durch das Geschrei der bereits dort Versammelten wieder ins Bewußtsein gerufen und erhält dann von Nurrundere seinen Wohnplatz und so viel Frauen angewiesen, als er auf Erden gehabt, wie dies die Zahl seiner Thränen anzeigt; die Alten werden hier wieder jung, Kranke gesund. So ist auch hier der Schöpfer zugleich Beherrscher des Totenreiches ³⁾. Nach dem Glauben des Boonooreng-Stammes an der Küste Viktorias hat

1) Taplin bei Bastian, S. 114. „Natur“ a. a. O.

2) Die Sage von einer großen Flut, nach der das vorherlebende Geschlecht zu Sternen am Himmel wurde, erzählt Howitt (The history of discovery in Australia [1865], p. 292. Gerland, S. 797.

3) Bastian, S. 115. „Ausland“ 1852, S. 272. Grundemann, S. 246.

Bunjil alles geschaffen, mit Ausnahme der Frauen¹⁾, obwohl er selbst eine Gattin Boiboi, einen Sohn Binbeal und einen Bruder Pallyyan hat; diese beiden haben ihm bei der Schöpfung geholfen; als er die Erde geschaffen, schnitt er mit einem langen Messer Berge, Thäler und Flüsse zurecht²⁾. Nachdem er (in den Ballal-Fällen des Morabool) Menschen geschaffen, sandte er zum Töten der Schlangen seine Tochter Karakarak mit einem Stabe, der beim Zerbrechen Feuer gab³⁾, womit offenbar der Blitz gemeint ist. An Pallyyan, auch Pallyallama, Pullyama⁴⁾ knüpft sich dieselbe Sage wie an Nurrunderi. Er habe vorzeiten gelebt und den nachfolgenden Geschlechtern die Wohlthat erwiesen, manchen Orten in den südlichen und westlichen Gegenden Namen zu geben, aber seine ihm entlaufenen zwei Weiber beim Kap Katastrophe (Sir Isaak) getötet, welche daselbst samt ihren Kindern, in Steine verwandelt, noch stöhnen, wenn die See in eine unterirdische Felsenhöhle hineinbraust; er selbst erhob sich in die Lüfte, wo die Erinnerung an jene ihn oft mit rasender Wut erfüllt; sein Geschrei ist der Donner; der Blitz entsteht durch das heftige Ausspreizen seiner Beine. Wie seine Weiber wurde auch nach der Sage der Kauraregas der beim Fischen von der Flut verschlungene Riese Adi zu einem großen Felsen, auch seine Weiber in Felsen verwandelt, welche noch jetzt Ipile d. h. Weiber heißen⁵⁾. In Moreton-Bai liegt der Ahn Buddai oder Budja als riesiger Greis schlafend, mit dem Kopf auf dem im Sande begrabenen Arm, und wie bei seinem früheren Erwachen die Erde über-

1) Sie werden nach Oldfield wie nichts geachtet; der Eingeborene nimmt mit Bestimmtheit an, daß Frauen gar keine Seele haben. „Globus“ XVIII, 231.

2) Hellwald, S. 50. Siehe unten S. 814 Anm. 2.

3) Bastian, S. 113.

4) Hübner, S. 387. Grundemann, S. 243.

5) Nach Grundemann (S. 244) erinnert diese Erzählung an den polynesischen Tangaloa.

flutet wurde, wird er bei seinem nächsten die Menschen verschlingen¹⁾. Budja gilt auch als Verursacher der Blattern; ihm wird aber auch, wenn die Eingeborenen einen wilden Bienenstock ausnehmen, etwas Honig zurückgelassen²⁾. Auch das gute Prinzip wird bald als eine Art Riese, bald als Geist geschildert³⁾. Die Bildung des Flusses Murray wird auf Oorandoo, vom Himmel kommend, zurückgeführt⁴⁾. Im Süden heißt die gute Gottheit auch Peiamei, Baiamei; er wohnt im Himmel und hat alles erschaffen, weshalb er auch Mamammurok „Allvater“ genannt wird; er wird wie Koyan, leicht erzürnt, aber durch Tänze versöhnt⁵⁾. So hörten die Missionare in Wellington von einem Wesen, das die Einwohner Bai-a-mai nennen, das sie nebst seinem Sohn Burambin für den Schöpfer aller Dinge halten. Ihm zu Ehren halten sie jährlich ein Fest mit Tänzen und Singen eines zu seiner Verherrlichung bestimmten Liedes. Diese jährliche Verehrung findet im Februar statt, und alle, die nicht daran teilnehmen, sollen sich die Ungnade der Götter zuziehen⁶⁾. Dieser Gott muß weithin bekannt sein; denn viele der ihm zu Ehren gesungenen Lieder stammten vom Hunterfluß. Burambin hat einen Bruder Dararwigal, der im fernen Westen wohnt, aus Grimm über den Verlust seines Messers die Blattern sendete, doch aber durch ein neues Messer sich versöhnen ließ⁷⁾. Dies Messer erinnert an dasjenige Bunjils und ist vielleicht die

1) Bastian (S. 115), der daran erinnert, daß in Polynesien unter dem heiligen Hügel Rangimotia der riesige Gott Te-manawa-roa (der Langlebende) begraben ist.

2) Tylor, Anfänge der Kultur I, 412; nach Lang (Queensland). Roskoff, S. 41. Bastian, S. 117.

3) Quatrefages II, 231.

4) Bastian, S. 116.

5) Roskoff, S. 39. Grundemann, S. 242.

6) Prichard IV, 277. Als Baiamei sprach, kam Burambin in Existenz. Bastian, S. 115. Jener gab den heiligen Stab Dhusumbulum für das Fest Boor-rah. Ebd., S. 116.

7) Grundemann, S. 243.

Mondsichel, die Blattern an Budja, der Wohnsitz im Westen an Nurrunderi, den Herrscher im Totenreich; wie dieser aber (mit der Sonne) von Osten gekommen, so wohnt Baiamei auf einer Insel im fernen Osten und ißt Fische, die auf seinen Ruf von selbst kommen ¹⁾; dies dürfte sich auch auf die aus dem Meer emportauchende Morgensonne, wie Dararwigals westlicher Sitz auf die untergehende Sonne beziehen, was auf die ursprüngliche Identität beider als des Himmels- und Sonnengottes führt. Dafs Baiamei zunächst Himmels-gott, erhellt daraus, dafs die Eingeborenen seine Stimme im Donner hören, wie Rev. W. Ridley berichtet; nach demselben glauben sie aber auch von ihm, dafs er alle Dinge gemacht hat, sowie an einen Dämonen-(Seelen-)Führer Turramullum, welcher der Urheber der Krankheiten und alles Unglücks, aber auch der Weisheit ist und in Gestalt einer Schlange bei ihren großen Versammlungen erscheint ²⁾. Dieser entspricht wieder dem Sohne Nurrunderis und so auch dem Burambin. Der äufserst verkommene Stamm der Kamilaroi im äufsersten Nordwesten von Neusüdwaies kennt laut den Angaben des Gouverneurs dieser Kolonie H. Robinson nicht nur eine höchste Gottheit Bhaiami („Schöpfer, Macher“), sondern auch eine untergeordnete Gottheit Turramûlan als Mittler der Offenbarungen jenes Gottes an die Menschen ³⁾. Der Gottesname Baia-mai kommt von baia „bauen“ ⁴⁾. In Midul auf einen Fels zwischen Flüssen ruhend, schuf Baiamai nach den Kamilaroi den ersten Menschen bei Murula (zwischen den Baiwan- und Narran-Flüssen), um dann zu verschwinden (bis zur Wieder-

1) Grundemann, S. 242.

2) Tylor I, 412. Roskoff, S. 41. Bastian, S. 117.

3) Max Müller, Präsidialansprache an die arische Sektion des Londoner Orientalistenkongresses 1874, Report, p. 21. Zöckler, Kreuz Christi, S. 421.

4) Bastian, S. 113. Burambin von birum, Himmel (S. 119).

kehr) ¹⁾. Mit Muni-Burrebean vermählt, überwacht der lahme Turramulan als Haupt der Wunda, der zu Dämonen gewordenen abgeschiedenen Seelen, das Bora-Fest ²⁾. Die Guten gehen zu Baiamai in den Himmel ³⁾. Nach dem Glauben des Barwenstammes hat der Schöpfer Baiames die Erde und das Wasser, den Himmel, die Tiere und die Menschen gemacht; er läßt den Regen niederfallen und das Gras wachsen, hat die Väter von den bösen Geistern befreit und heißt die Guten im Paradies des Friedens und der Fülle in der Milchstraße am Himmel willkommen ⁴⁾. Nach einem andern Schöpfungsmythus schuf Barim, in den Wolken mit seiner Frau (Kiti oder Mare) und seiner Tochter (Halen) wohnend, die Welt durch Hinmalen derselben ⁵⁾. Bei den Eingeborenen von Tyrill ist die Erde platt und war lange dunkel, bis endlich Pupperimbul, einer ihrer damaligen Bewohner, zum (als?) Himmel emporsteigend, die Sonne machte ⁶⁾. Nach Quatrefages ⁷⁾ ist er das gute Prinzip selbst. Bei den Dieyerie bildete der gute Geist Mooramoora aus Eidechsen Menschen, durch Zerteilung der Füße in Zehen ⁸⁾. Nach einem Mythos der Macquaria-Stämme, der an den polynesischen vom Herabschleudern der Welt anklingt, hat eine Eidechse vom Himmel die großen Blöcke versteinerten Holzes herabgeworfen ⁹⁾. Nach einer verwandten Sage hat der Gott oder Urahn Tarrotarro den Geschlechtsunterschied der Menschen verursacht in Gestalt einer kleinen Eidechse, von der das Männchen Ibirri,

1) Bastian, S. 114.

2) Ebd., S. 116.

3) Ebd.

4) v. Hellwald I, 50.

5) Bastian, S. 113. Barim = Birum, Himmel (Moreton-Bai).

6) Roskoff, S. 40. Grundemann, S. 243. Bastian, S. 113.

7) a. a. O.

8) Bastian, S. 114. Meru „Mensch“ bei den Moorundu (S. 119).

9) Gerland, S. 798.

das Weibchen Waka heißt, die einander angeblich hassen, weshalb die Männer die Waka, die Weiber den Ibirri unter vielem Scherz und Gelächter zu töten suchen¹⁾. Auch den Regenbogen dachte man entstanden durch das höchste Wesen, freilich auf sehr obscene Art²⁾. Man denkt auch Maipo, den Regenbogen, als Rauch aus den Wolken hervorgehend. Burungai³⁾, der Donner, kommt aus den Wolken, durch einen im Regen Liegenden. Gewitter werden zwar auch durch die Geister der Abgeschiedenen verursacht⁴⁾; dann muß man die Stimme des Donners überschreien, sie ist aber auch Nurrunderes zornige Stimme aus dem Regenbogen. Mumbal ist Donner und der im Donner redende Gott zu Durundurun (bei den Glasshouse-mountains)⁴⁾. Auch in der Bibelübersetzung in der Turbul-Sprache wird Gott durch mumbal, eigentlich „Donner“ wiedergegeben⁵⁾. Auch Sonne und Mond wurden verehrt und der Neumond und die einzelnen Mondphasen mit Tänzen gefeiert⁶⁾. Alljährlich einmal, wenn der Mond das zwölfte Mal abnimmt, versammeln sich die Eingeborenen von weit und breit zum kobbongo (großen) Korrobori, den die mit Farben bemalten Männer, Speere und Fackeln schwingend, tanzen, während die Weiber, unweit eines mächtigen Feuers sitzend, eintönig trommeln und singen⁷⁾. Tampal wohnt im Balkan oder Vollmond

1) Grundemann, S. 244. Hübner, S. 387.

2) Grundemann, S. 243.

3) Das Wort ist vielen der sonst verschiedenen Dialekte gemein. Bastian, S. 117.

4) Bastian, S. 114.

5) F. Müller, Sprachwissenschaft II, 1. S. 38f.

6) Gerland, S. 799; nach Behr (Urbevölkerung von Adelaide). Roskoff, S. 40. Grundemann, S. 244: Jung, Weltteil Australien (1882) I, 100. 138.

7) Christmann, Australien (1870), S. 350, und Oberländer, S. 206f., die den religiösen Hintergrund des nächtlichen, nach Christmann nicht bloß zur Zeit des Vollmonds, wie man früher behauptete, aufgeführten, übrigens bei allen Stämmen Neuhollands gebräuchlichen Korrobori in Frage stellen, weil sonst bei ihnen von einer

(Karka, Neumond) ¹⁾. Der Mond gilt auch als Mann der Sonne; jeden Neumond tötet die Sonne ihren Mann; aber er wird im Tod wieder neu belebt ²⁾, was an den Hottentottenmythos erinnert. In Westaustralien stand der an seinen Wunden gestorbene Bindinwor, Sohn des Gottes Wallinyup (sowie der Mutter Dovanyup) wieder auf ³⁾. Oldfield berichtet noch folgenden Mythos über die Entstehung der Welt, der ähnlich wie die neuseeländischen Kosmogonien eine Präexistenz der Seelen ausspricht: Lange bevor überhaupt eine Welt vorhanden war, hatten die schwarzen Menschen Flügel; aber sie konnten ihre Füße nirgends hinsetzen, weil es keinen festen Boden für dieselben gab, und sie jagten in einem fort beflügelte Känguruhs und anderes Wild. Am Ende wurden sie des ununterbrochenen Umherfliegens satt und müde und wandten sich bittend um Abhilfe der Not an die Sterne. Diese erbarmten sich auch, warfen Felsen, Steine und Sand herab; der gute Mond gab Wasser her, und so entstanden das Meer und die Seen, die Flüsse und Bäche. Auch der Abendstern warf Dünger des Emu (australischen Straußes) auf die Erde, während die Sonne Pflanzen und Tiere schuf. Nun konnte sich der schwarze Mensch auf seine Füße stellen und das Leben so beginnen, wie er es noch heute führt ⁴⁾. Als mythische Gestalten höherer Göttlichkeit nennt Oldfield noch Nyuk-Wonga, den Geist der Gewässer, und Biam, den Urheber zeremoniöser Gesänge ⁵⁾, welcher letztere aber vielleicht schon Ahnherr einer priesterlichen Familie oder Kaste war, während der erstere sich leicht aus dem ursprünglichen umfassenden Himmels-gott ausscheiden, freilich auch mit Ahnengeistern, die im Wasser

Götteridee oder dergleichen außer der eines bösen Geistes nicht die geringste Spur aufzufinden sei!

1) Bastian, S. 117.

2) Grundemann, S. 244. Kutzner, S. 170.

3) Bastian, S. 114. Sterne Hunde des Mondes. Ebd., S. 116.

4) „Globus“ XVIII, 230.

5) Roskoff, S. 38. Bastian, S. 114.

wohnen, verschmelzen konnte. So heißt es von Nganno, einer vielleicht ursprünglich mächtigen Gottheit, daß er vielen Gegenden den Namen gab, sich aber dann in ein Seeungeheuer verwandelte ¹⁾.

Die Stämme Neuhollands fürchten noch eine Menge böser Todesgötter, von denen sich fragt, ob sie Modifikationen des Urgottes ²⁾, des Stammesahnen oder verschiedene abgeschiedene Geister oder besondere Krankheitsdämonen sind. Nach Roskoff ³⁾ heißt das böse Prinzip auch Wandong; auch Bastian ⁴⁾ identifiziert ihn mit dem bösen Potoyan. Wandong wird im Osten gefürchtet; man glaubt von ihm, daß er den Eingeborenen nachts auflauert, Einsame fortschleppt und brät; Feuer aber verscheucht ihn ⁵⁾; auch wird er wie Tulugal am Muruya-Fluß von Zauberern beschworen ⁶⁾. In Queensland werden bei gewissen alle zwei Jahre stattfindenden Versammlungen der Stämme junge Mädchen geopfert, um eine böse Gottheit auszusöhnen ⁷⁾. Im Norden glaubt man Yumburbar, der Tod und alles Übel sendet und die Eingeweide des eben Verstorbenen verzehrt, in einer durch die Luft fliegenden Sternschnuppe zu sehen, — ein polynesischer Anklang. Im Westen frisst Wau-gul, der von übernatürlicher Kraft als Untier im Wasser lebend gedacht wird, namentlich die Frauen durch langsames, inneres Auf-

1) Grundemann, S. 244. Bastian, S. 117.

2) So ist auch der Schöpfer Bunjil (Bonjil, Pundyl [Bastian, S. 113], Pungil [Grundemann, S. 243f.]) zu einem bösen Gott geworden, der wie Cienga in der Erde wohnt; aber es heißt, daß er von dem Gott der Weißen besiegt und in die Eingeweide der Erde hinabgestürzt ist, wo er nun gebunden liegt (Grundemann a. a. O.); danach könnte er erst dem christlichen Gott gegenüber als machtlos geworden, oder als böser, weil heidnischer Gott erschienen sein.

3) a. a. O.

4) Inselgruppen in Ozeanien, S. 116.

5) Grundemann, S. 244.

6) Bastian, S. 115.

7) Tylor I, 412 nach Lang. Roskoff, S. 41.

zehren; er verursacht die Krankheiten¹⁾: ihm stehen wohl auch die Wangul, Wassernixen der Umgegend von Sydney²⁾ nahe. Am Murrumidgee wird der Kogaprotie (Bunyap) genannte Tierdämon im Wasser gefürchtet, sowie sein Geräusch³⁾. Gurlatakko erscheint als Gespenst bei Adelaide. Das Gespenst Nokunna tötet bei Nacht. Die Australier fürchten die Riesenschlange Uokol im Wasser. Der Stamm an Moreton-Bai fürchtet den Dämon Mawgooy, der benachbarte den Dämon Balooyeh. Wer den Ton des Dämon Mulgewanke (am Lake Alexandrina) hört, wird krank. Als der böse Dämon Mullion (Adler) die Menschen verzehrte, lehrte Baiame das Holz anstecken durch eine Maus, um ihn zu vertreiben. Neben dem Waldteufel Pepe wird Melapi, in verschiedenen Formen, als Greis, Baumstumpf, Vogel u. s. w. erscheinend, von den Narrinjeri gefürchtet⁴⁾. Am Port Lincoln frisst der böse Geist Marralye in Gestalt eines großen Vogels den Schlafenden das Herz aus oder legt den Todeskeim hinein; insonderheit wird ihm der Tod kleiner Kinder und der Verlust der Augen zugeschrieben; boshafte Menschen benutzen ihn als Larve zur Ausführung schädlicher Absichten⁵⁾. Die Parnkalla (bei Port Lincoln) verehren nach Bastian⁶⁾ den Dämon Porkabidni, Pokeybidni bei den Willeuroo (an der Gawler Range), Pulkabidni bei den Titnie (an Fowlers Bai) genannt, jedenfalls nur eine Kollektiveinheit für eine

1) Grundemann, S. 244.

2) Quatrefages, *Revue des deux mondes* 1861, Avr., p. 654. Zöckler, S. 421.

3) Bastian, S. 116.

4) Ebd., S. 117. Melapar, Zauberer: Grundemann, S. 245.

5) „Ausland“ 1852, S. 280. Grundemann, S. 244f. Hübner, S. 386. Oberländer, S. 208. In Australien setzt nach Bastian (S. 116) der Vater seine Kinder vor die Hütte und kommt dann in Verkleidung, auf Händen und Füßen kriechend, aus dem Walde herbei, um sie zu schrecken.

6) Inselgruppen in Ozeanien, S. 116.

Klasse abgeschiedener böser Geister; Grundemann ¹⁾ berichtet von unzähligen Purkabidni, nach Schilderung der Eingeborenen schwarze Männer von gewaltiger Größe, die ganz nackt und nur mit Wurfkeulen bewaffnet das Land durchstreifen, stets auf Blut und Mord ausgehend; doch glaubt man durch Wachsamkeit ihnen entgehen und durch Tapferkeit sie sogar überwältigen zu können; manche Eingeborenen rühmen sich sogar, Purkabidnis getötet zu haben, und, um vor ihnen sicher zu sein, verläßt man in der Dämmerung und bei Nacht nie das Lager, ohne sich mit Speer und Keule zu bewaffnen. Die Narrinjeri knüpfen die Sprachentrennung an die wohl eben damit als gemeinsame Stammesmutter und spukende Ahnfrau charakterisierte alte Frau Wurruri, die das Lagerfeuer der Schlafenden mit ihrem Stock umherzustreuen pflegte; als sie gestorben und die freudige Kunde sich unter den Stämmen verbreitete, kamen diese zusammen, je nach der Ankunft von verschiedenen Teilen der Leiche essend und so verschiedene Sprachen erhaltend ²⁾. Um ein männliches Kind zu gebären, begiebt sich am Clarence die Frau auf einen Berg, mit dem Dämon Yubutano zu kommunizieren ³⁾.

Der Ahnenkult der Australneger Neuhollands ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache. Schon dem Alter wird hohe Achtung gezollt, so bei den Kur-nai ⁴⁾. Zu den Privilegien der Alten in Neuholland gehört das Essen der Emu, des Känguruhschwanzes u. s. w., während Knaben fürchten würden, bei solchem Genusse krank zu werden. Das höchste Ansehen besitzen bei den Australiern die Greise, denen die jüngsten Frauen zuerteilt werden. Gleichwohl werden sie bei Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit ebenso wie Kranke ihrem Schicksal

1) Missionsbibliothek IV, 3. S. 245.

2) Bastian, S. 117.

3) Ebd., S. 116.

4) Ebd., S. 125.

überlassen, offenbar aus Furcht vor dem Konnex mit den abgeschiedenen Geistern durch Berührung der Leichen. Auch die Namen der Verstorbenen werden gemieden. Am Richmond häuften die Australier Holz über die Gräber, damit die abgeschiedenen Seelen nicht durchbrächen ¹⁾. Die Art der Totenbestattung ist sehr verschieden. Vielfach werden die Toten begraben und zwar in hockender Stellung in dunkeln Hainen, meist in die Nähe des Wassers ²⁾. Im Innern hat man Erdhügel gefunden, worin eine Leiche auf hölzernem Gerüste saß ³⁾. Am Murrumbidge werden die Gräber mit Strohhütten bedeckt ⁴⁾, wohl zur Wohnung für den abgeschiedenen Geist. Bejahrte Häuptlinge werden in einem gespaltenen Baume beigesetzt, bis sie dort getrocknet ⁵⁾. Bei Townsville begräbt man in Ameisenhaufen, die dann als Sitz von Dämonen gefürchtet werden, während die Leichen der Häuptlinge, in Rinde gewickelt, in Bäumen munifizieren ⁶⁾. Ältere Personen ehrt man nach ihrem Tode durch Verbrennung; auf den Scheiterhaufen legt man Geräte; die Asche wird unter einem Erdhügel bestattet ⁷⁾. Mütter führen Kinderleichen oft lange mit sich ⁸⁾. Bei Brisbane werden die Knochen der in Bäumen zerfallenen Leichen in Säcken mitgeführt. Einige Stämme graben die Toten nach einer gewissen Zeit wieder aus und verbrennen die Leiche ⁹⁾. Das Begraben auf Mabiäe bei Kap York geschieht durch

1) Bastian, S. 133.

2) v. Hellwald I, 48.

3) Christmann, S. 354. Am Darling werden Hügel über den Gräbern errichtet. Bastian, S. 133.

4) Bastian, S. 132.

5) Ebd., S. 133.

6) Ebd., S. 132.

7) Sprengel, Auswahl der besten Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde, Bd. XII (1799): Tagebuch der britannischen Volkspflanzung in Neusüdwaales (1788—1796), S. 313.

8) Ebd. Jung, Australien und Neuseeland (1879), S. 23. Bastian, S. 133.

9) Grundemann, S. 241.

Frauen, das Grab wird durch Zweige oder Muscheln markiert. Einige Monate nach dem Begräbnis erprobt der Älteste mit einem Stocke, ob der Körper zerfallen ist, und dann wird ein Fest gefeiert, um die Knochen in dem gemeinsamen Behälter in abgelegenen Baumgrund beizusetzen, indem der Häuptling mit dem Schädel des Verstorbenen, seinen Waffen und seinem Schmuck in den die Frauen ausschließenden Kreis tritt, wo ihm während der Dauer der Feierlichkeit alles, selbst Totschlag erlaubt ist, weil er im Namen des Verstorbenen handelt, der jede Beleidigung rächen würde¹⁾. Von den Jardaikin bei Sommerset werden die nach sechs Monaten aufgegrabenen Knochen der Begrabenen nach York-Inland gebracht und dort aufgestapelt²⁾. An der Encounter-Bai dörret man die Leichen in der Sonnenglut zwischen zwei Feuern und schält dann die lockere Haut herunter; eine solche Leiche heißt Grinkari, ein Name, den auch die Europäer ihrer weissen Farbe wegen erhalten, wie sie auch selbst als zurückkehrende Ahnen galten³⁾. In der Sprache von Adelaide heißen die Europäer pindi meyu, eigentlich „Grabmensch“; pindi ist der Aufenthalt der Seelen vor der Geburt und nach dem Tode⁴⁾. Die Knochen der Leichen, denen man das Fleisch abgelöst, werden unter die Verwandten verteilt, die dieselben auf Speere stecken, trocknen und auf ihren Fahrten mit sich führen als wirksames Mittel gegen Zauberkräfte. Alles, was von den Toten kommt, hat geheimnisvolle Kraft. Wie die Queensländer festen Glauben in den zerstückelten Körper setzen, so bauen andere auf Asche und verbrannte Knochen und die Narrinjeri des unteren Murray auf die Wunderkraft

1) Wie ähnlich auf Tahiti zu Cooks Zeit. Bastian, S. 133.

2) Bastian, S. 132.

3) „Baseler Missionsmagazin“ 1833, S. 92. „Ausland“ 1852, S. 268. Grundemann, S. 246. Hübner, S. 386. Hellwald, S. 48f. F. Müller, Sprachwissenschaft II, 1. S. 60.

4) F. Müller, S. 71. Bastian, S. 134.

der aus dem Haar der Verstorbenen gesponnenen Schnur, die das Auge scharf und im Kampfe sicher macht¹⁾. Am oberen Brisbane wird ein Stück der abgeschundenen Haut des Verstorbenen zu einem Dilley-Bag verarbeitet. Die Witwen tragen die Knochen des verstorbenen Gatten am Halse²⁾. Dell, der 1793 die Darnley-Insel besuchte, fand fast in jeder Hütte der Eingeborenen, gewöhnlich rechts vom Eingang, zwei oder drei Menschenköpfe um ein hölzernes Bild, das in seiner rohen Gestalt bald einem Menschen, bald einem Vogel glich, aufgehängt und mit Emufedern geziert; in einer Hütte, wo man die größte Anzahl von Schädeln in künstlichen Gruppierungen versammelt fand, brannte ein schwaches Licht, von einer wohlriechenden Gummiart genährt³⁾. An manchen Orten Neuhollands überläßt man die Leiche auf hohem Gerüst, das Antlitz nach Sonnenaufgang gerichtet, Vögeln und Dingo zum Fraß⁴⁾. Man ehrt die Toten mit Tänzen und klagt nicht nur mit wehmütigem Gesang um ihren Abschied, sondern ritzt sich auch mit Messern und schlägt sich am Kopf mit Steinen blutig⁵⁾ zum Ausdruck der Trauer, die oft monatelang gezeigt wird, und wohl auch zur Versöhnung des abgeschiedenen lebensfeindlichen Geistes. Die Australneger Neuhollands glauben an eine Seele oder Geist, der auch getrennt von dem Körper fortexistiert (Itpetukutya); über die Art des Fortlebens bestehen verschiedene, doch verwandte Vorstellungen. Nach dem Tode geht der Geist gen Westen, nach der einen Vorstellung zu einem tiefen

1) Jung, Weltteil Australien I, 112.

2) Bastian, S. 133f.

3) Falkenstein, Geschichte der Entdeckungsreisen III, 7. Grundemann (S. 201) zählt die Insel zu Melanesien.

4) Oberländer, S. 208. Hellwald, S. 48 (mit Bild).

5) Grundemann, S. 241. Oberländer, S. 210. Jung, Weltteil Australien I, 111. Missionar Richter in „Neueste Nachrichten aus dem Reiche Gottes“ 1846, S. 35f.

Abgrund, wo die Seelen aller Menschen zusammenkommen. Wenn alle tot sind, kehren diese Seelen wieder nach ihrem früheren Aufenthaltsort zurück, gehen zu den Gräbern ihrer verlassenen Körper und fragen: „Sind dies die Körper, die früher einmal bewohnt waren?“ Dann antworten die Körper (in denen also ein Seelenteil zurückgeblieben zu sein scheint): „Wir sind nicht tot; wir leben noch.“ Die Seelen und Körper werden aber nicht wieder vereinigt; sondern die ersteren leben während des Tages in den Bäumen und kommen nur nachts auf den Boden herab, wo sie Raupen, Eidechsen, Frösche und Känguruhratten verzehren. Vegetabilien essen sie nicht, sterben auch nie wieder und bleiben stets in der Größe eines Knaben von etwa acht Jahren. Wegen der umherirrenden Seelen und bösen Geister scheuen sich auch diese Stämme, nachts ihr Lager zu verlassen, und unterhalten ein Feuer, um sie fern zu halten. Die Eingeborenen von Port Lincoln beschreiben die Seele als so klein und fein, daß sie durch eine Ritze kriechen könne, und meinen, wenn der Mensch stirbt, so gehe sie nach einer Insel, wo sie, ohne je der Nahrung zu bedürfen, ihr Leben fortsetzt. Dieselbe Insel gilt auch als früherer Aufenthaltsort der prä-existenten Seelen. Inbezug auf die Ortschaftlichkeit der Insel stimmen sie nicht überein; auch scheinen sie mehrere Behältnisse der abgeschiedenen Seelen anzunehmen. Auf der Reise nach ihrem neuen Wohnorte wird die Seele von dem Rotschnabel begleitet, einer Art Strandläufer, der nachts gellend schreit ¹⁾). Die Vorstellung von dem Totenreich Nurrunderis haben wir schon besprochen; in seiner Hütte wohnen nur die Abgeschiedenen von der Encounter-Bai oder einem der Gralova-Stämme; denen von anderen Stämmen weist er den Platz etwas weiter ab an ²⁾). Von einer jenseitigen Vergeltung scheinen

1) Grundemann, S. 245 ff.

2) Ebd., S. 246.

die wenigsten Stämme eine Ahnung zu haben, wenngleich anerkannt wird, daß in diesem Leben das Schicksal des Menschen von seinem Verhalten abhängt und Übelthäter der Strafe verfallen¹⁾. Doch nach Bastian²⁾ gehen die Guten, murruba-murri (als Wahrheit, giru redend) zu Baiame in den Himmel, die Bösen, kugil-murri (der Lügen, gunial) vergehen. Nach dem Tobing-Stamm bei Rockhampton gehen die guten Seelen nach Kota oder Kua in den Wolken, die schlechten nach Walle unter der Erde³⁾. Nach dem von Oldfield erforschten Glauben der Westaustralier gehen, wie erwähnt, nur gute Menschen, deren jedoch in jedem Stamme nur wenige vorhanden seien, zu Namba-dschandie in den Himmel oder das Paradies, Kadidscha. Es ist eine Gegend, wie sie schöner nicht gedacht werden kann; dort giebt es Wild und andere Speisen im Überflusse; es regnet nicht zu viel und nicht zu wenig; es ist weder zu heiß noch zu kalt, und die bösen Geister sind ohnmächtig; es giebt auch hier keinen Krieg, obwohl der Mann die Waffen mit dorthin nimmt; es kann auch geschehen, daß er eine Frau als Dienerin bei sich hat. Wer nicht in hergebrachter Weise ein Begräbniß erhält, wird zu einem bösen Geist und muß bis in alle Ewigkeit auf der Oberfläche der Erde umherschweifen, vermag aber den Lebendigen soviel Übels zuzufügen, wie ihm beliebt. Überhaupt giebt es eine außerordentlich große Zahl übernatürlicher Wesen, die nicht bloß den Himmel bevölkern, sondern auch überall auf Erden umherschwärmen, in jedem Busche, an allen Wasserstellen, auf

1) Hübner, S. 386. „Baseler Missionsmagazin“ 1828 I, 17. Grundemann, S. 247.

2) Inselgruppen, S. 116. Schon in dem Tagebuch der britischen Kolonie in Neusüdwaales 1788—1796 (Sprengel XII, 298) wird bemerkt, daß die Neuholländer den Unterschied von gut (budjere) und böse (wihre) kennen.

3) Bastian, S. 134.

jeglichem Felsen, in allen Höhlen; auch sie sind nach Oldfield allesamt menschlichen Ursprungs, Seelen verstorbener Schwarzen, und, wenn sich auch ein teilweiser Übergang zu Naturgöttern anzubahnen scheint, für den primitiven Charakter als abgeschiedener und darum die Lebenden nach sich ziehender Geister ist entscheidend, daß nach Oldfield unter allen Geistern oder Dämonen, Ingna genannt, aufer denen in Nambadschandies Paradies, auch nicht ein einziger gut geartet ist, vielmehr alle beflissen sind, dem armen schwarzen Manne Böses zu thun. Nur ein einziger Ingna hat einen besonderen Namen; wenn jemand seinen Feind zu Tode gezaubert hat, dann hat dieser Min-mie die Obliegenheit, den Willen des Zauberers zu erfüllen. Mit seinem Namen schreckt man die Kinder, damit sie artig seien. Die Watschandi gerieten aufer sich, als sie zum erstenmale eine Pickelflöte hörten; sie schrieben die Töne bösen Ingna zu und sprangen von ihrem Lager wie besessen in den Busch ¹⁾. Oldfield besuchte das Grab eines Eingeborenen von der Haifisch-Bai, Namens Baubinga, der während eines Besuchs bei den Watschandi plötzlich gestorben war. Der ihn begleitende Watschandi-Knabe bat um alles in der Welt, daß er sich dem Grabe nicht nähere; wenn er es thue, müsse er unvermeidlich sterben. Der weise Mann ließ sich dadurch nicht abschrecken. Das Grab war nur ein in den Kies gegrabenes Loch, in dem die mit Steinen und Baumzweigen überdeckte Leiche lag. Die Schwarzen wußten genau, daß Baubinga infolge der Behexung durch Mubino, einen gefürchteten Angaardie-Mann, gestorben sei. Der schwarze Knabe war zurückgeblieben und zitterte wie Espenlaub, als Oldfield zurückkam und dabei wiederholt den

1) „Globus“ XVIII, 228. Die Seele eines durch Zauberei Gestorbenen als Ingna kann nicht in den Himmel, bis gerächt. Die Watschandi glauben, daß die Seele des zuerst im Kampfe Erschlagenen in den Leib seines Besiegers einziehe und sein Schutzgeist werde. Bastian, S. 136.

Namen Baubinga rief; er machte ihm darüber Vorwürfe, weil er den Namen genannt habe. „Welchen Namen?“ „Den des Tschoki-Mannes.“ „Welches Tschoki-Mannes?“ „Des toten Mannes.“ „Wie hieß derselbe?“ „Das weiß ich nicht; das habe ich vergessen; er hatte gar keinen Namen.“ Weiter war aus dem Knaben nichts herauszubringen, da er durch Aussprechen des Namens eines toten Mannes in die Gewalt eines bösen Geistes zu fallen glaubte. Die meisten Ingna haben Menschengestalt, aber lange Ohren und Schwänze. Frauen giebt es nicht unter ihnen nach Oldfield, weil der Westaustralier ihnen gar keine Seele zuschreibt¹⁾. Doch finden sich nach Bastian²⁾ neben den Turong (Wassergeistern) und Pot-koorok (Landgeistern) in Felsen die Tambora als kopflose Frauen. Auch sonst heißt muther der Geist eines Mannes, tarcan der einer Frau³⁾. Viele Quellen sind nach Oldfield unnahbar, tabu, weil Geister in denselben wohnen; aber diese haben eine andere Beschaffenheit als die übrigen Ingna. Manche denkt man sich in der Gestalt von Schlangen, andere in der von Alligatoren, was sich daraus erklärt, daß die Eingeborenen dieser Gegend ursprünglich wohl im Norden gelebt und von dort nach Süden gezogen sind. Diese Ungeheuer treiben ihr böses Wesen an jedem Pfuhl und sind insbesondere bei Nacht sehr thätig. Wenn ein Schwarzer an solchen Stellen vorübergehen muß, trägt er ein Bündel brennender Baumrinde in der Hand und schreit, so laut er kann, um die bösen Geister einzuschüchtern. Aber manchen Wasser-tümpeln, die im schlimmsten Rufe stehen, kommt auch am hellen Tage niemand nahe. In der Nähe des Murchison liegt ein sumpfiger Teich, von dem so grausige Dinge erzählt wurden, daß selbst Europäer denselben mieden. Oldfield

1) „Globus“ XVIII, 231.

2) Inselgruppen in Ozeanien, S. 116.

3) Ebd., S. 117.

schofs einen in jener Gegend bisher unbekanntem Vogel, der ins Wasser fiel. Doch kein Schwarzer liefs sich herbei, denselben herauszuholen; man bot ihnen Mehl, Tabak, Zucker, Kattun u. a. vergeblich; sie erklärten: Wer sich in den Teich wage, werde in den Schlamm versinken, von einer grofsen Schlange aufgefressen und zum Ingna werden. Sie waren vor Erstaunen sprachlos, als Oldfield mit einem andern Weifsen selbst in den Teich ging und beide wohlbehalten wieder aus demselben herauskamen. Nun war der Zauber gebrochen, und die Schwarzen gingen furchtlos durch denselben. Sprudelnde Quellen werden jedoch sorgfältig vermieden, da sich in denselben eine Schlange befinde, die das Wasser ausspeit. Sie ertragen eher quälenden Durst, als dafs sie ihn mit solchem Wasser löschen möchten. Auch in den Höhlen ist es nicht geheuer. Der Schwarze wagt sich nur während eines Gewitters hinein, um sich vor dem Warrugura zu verbergen, der noch mächtiger ist, als die Ingna. Während weifse Leute in einer Höhle das Nachtlager nehmen, schlafen die Australier draussen um ein Feuer, das sie in einiger Entfernung anzünden. Ubrigens giebt es Mittel, die Einwirkung der bösen Geister unschädlich zu machen. Oldfield sprach einst gegen eine Watschandi-Frau den Namen eines Mannes aus, den er in Ostaustralien gekannt hatte. Sie wiederholte diesen Namen Uriniah; als sie aber erfuhr, dafs der Mann vor langer Zeit gestorben sei, geriet sie in die äufserste Unruhe darüber, dafs sie einen Toten bei Namen genannt. Um die schlimme Wirkung aufzuheben, spuckte sie dreimal aus¹⁾. Jedem auf der Jagd erlegten Tiere werden sofort die Hinterbeine abgebrochen, weil sonst ein Ingna das Fleisch

1) Ein Gegenzauber, der auch schon in Theokrits Idylle „Die Rinderhirten“ und noch heute in Südeuropa für ein Mittel gilt, schädlichen Zauber oder dämonische Einflüsse abzuwenden. Wenn übrigens ein anderes Mitglied desselben Stammes auch den Namen eines Verstorbenen führt, mufs es ihn mit einem andern vertauschen. Oberländer, S. 210. Jung, ²Weltteil ²Australien I, 108.

unverdaulich macht; über das von einem Weissen erlegte Wild hat kein böser Geist irgendwelche Macht. Die Erzählungen, welche nach der Abendmahlzeit, wenn sich die Schwarzen ums Feuer gelagert, zum Besten gegeben werden, sind fast allemal Geistergeschichten. Ein Jäger berichtet, welcherlei Ingna er den Tag über gesehen habe; er weiß sogar, daß einer derselben in seinem Schweife drei weiße Haare gehabt; ja er berichtet weiter — denn auch der australische Weidmann kann das Aufschneiden nicht lassen —, daß er sich stundenlang mit dem Geist herumgebalgt, dann ihn herzhaft gepackt und totgequetscht habe; nachher habe er ihn gekocht und ganz und gar aufgegessen. Jeder Traum, gleichviel wie er sei, bedeutet den Westaustraliern Unglück. Als einem Watschandi im Schlaf eine Eule erschienen war, gab der weise Mann des Stammes die Auslegung, daß eine feindliche Nachbarhorde einen Krieg vorbereite; um diesem zu entgehen, zog der Stamm fort bis an die äußerste Südgrenze seines Gebietes ¹⁾. Die Träume werden da eben auch auf die Einwirkung abgesehener böser Geister zurückgeführt. Auch anderwärts werden sie häufig für Göttersprüche gehalten und den Nachbarn in Gesängen vorgetragen, die dann von Mund zu Mund gehen und oft Volkslieder werden ²⁾. In der Umgegend von Sidney kennt man übrigens auch gute Geister, die elfenartigen Balumbal, von weißer Farbe, nur von Honig auf den Bergen lebend ³⁾, vielleicht Seelen, die noch erst geboren werden sollen; Bastian ⁴⁾ nennt sie Engel. Dämon heißt magui im Turrubul, methor im Dippil, makera in Moreton-Bai, wunda am Barwan und Namoi. Nachdem das Körperliche (bunna) des Menschen zu Staub geworden, verwandelt sich seine Tohi,

1) „Globus“ XVIII, 231 f.

2) „Baseler Missionsmagazin“ 1833 I, 106. Grundemann, S. 249.

3) Quatrefages, Revue des deux mondes 1861, Avril. Zöckler, Kreuz Christi, S. 421.

4) Inselgruppen in Ozeanien, S. 115.

(eigentlich Rauch) Seele in einen Wunda (Dämon), und steigt zu Baiami empor, verschieden von dem Wandah (Gespenst) bei den Kamilaroi. In der Unterwelt (viami) brennen drei Sonnen. Die unter das Meer tauchenden Toten haben das Feuer zu vermeiden, um zu Narunderi zu gelangen. Die bei den Wailwun Kimirkimir genannten Totenseelen wandern auf der Erde. Die auf einem Baum in Vogelstimme klagende Seele fährt in Perth unter der Reihe herannahender Leidtragenden in den Mund des Ersten ein, am andern Ende wieder heraus, um in den nächsten durchzufahren u. s. w., bis sie im letzten bleibt. Bei den Illawara nimmt Miribul die auf einen Baum geflüchteten Seelen zum Himmel auf, wenn es gute sind ¹⁾. Beim Niedersetzen der Häuptlingsleiche in einen hohlen Baum wird der Flug der Seele aufwärts durch den schwirrenden Ton der Umstehenden gefördert ²⁾. Der Schmetterling wird als Mooldhap (böser Geist) am Murray vertrieben ³⁾.

Noch mehr entwickelt als bei den Sän und Hottentotten ist bei den Australnegern Neuhollands der Zusammenschluß des Himmels- und Ahnenkults im Gestirnkult, dessen bereits bei Besprechung des Gottes Nurundere, seiner Jäger und der damit verknüpften Flutsage gedacht werden mußte. Die Ahnengeister, schon die in der Flut ⁴⁾ vernichtete älteste Generation, materialisieren

1) Bastian, Inselgruppen in Ozeanien, S. 116f. 135; Heilige Sage der Polynesier, S. 255. Gerland, S. 809. Bastian bemerkt noch (Inselgruppen, S. 135), daß der Karkaniya-Vogel, aus dessen Stimme prophezeit wird, die Seele der Kinder fortnimmt, die dann erkranken.

2) Bastian, Inselgruppen, S. 136.

3) Ebd., S. 116.

4) Die Flutsagen, die unter allen australischen Stämmen vorkommen, sind nach „Globus“ XVIII, 230 leicht erklärlich in einem Erdteil, der zum großen Teil aus dünnen Einöden besteht, die zugleich dann und wann noch von lange anhaltenden Regengüssen weit und breit unter Wasser gesetzt werden, und wo die zumeist uferlosen Ströme gewaltige Überschwemmungen verursachen; nach Übereinstimmung

sich zum Teil in Himmelserscheinungen und Sternbildern. Die Toten gehen zu den Wyrrewarre genannten Sternen, um dort in der Gemeinschaft der Helden Wyungare, Nepelle, Manchingga u. a. zu weilen, nach dem Glauben der Narrinjeri¹⁾. Die Milchstraße (Wodlipari), als Nepelles Kanoe und als Paradies Baiames schon erwähnt, gilt zugleich als himmlischer Fluß, als eine Abspiegelung des Darlingstromes, an dessen Ufern die verklärten Abgeschiedenen Fischfang treiben, mit den Jura-kauwe genannten dunkeln Flecken, wo das Schlangengeheuer Jura wohnt, von dem, als es noch Mensch auf Erden war, die Beschneidung eingeführt ist. In den Magellanischen Wolken kochen die alten Frauen; man sieht in ihnen insonderheit zwei alte Zauberinnen, die wegen ihrer Verbrechen an den Himmel geheftet wurden. Im Orion (Tinniinyaranna, Sohn des Parnakkoyerli) jagen zwei Jünglinge, während die Pleiaden (Mangkinaykaranna) schöne Mädchen sind, die Wurzeln graben; auch der Jüngling Bera-berai wurde, sie verfolgend, von Baiame in den Himmel versetzt, mit Wurfholz (Bumerang) und Gürtel (Ghulur); eine der Pleiaden, Miai-miai, verbirgt sich beschämt wegen ihrer Unvollkommenheit; anderseits gelten auch die Pleiaden als Jäger des Emu²⁾.

Die Eingeborenen Neuhollands glauben fest an eine Seelenwanderung³⁾. Der Ahnenkult erweitert sich zur Zoololatrie, indem Tiere als Behausung von

aller Reisenden haben die jetzt wasserlosen Wüsteneien einst unter Wasser gestanden; es sind dafür unverkennbare Anzeichen vorhanden. An manchen Punkten weisen diese letzteren auf eine verhältnismäßig junge Zeit hin, in anderen dagegen reichen sie weit hinauf. Gleichwohl können Flutsagen schon aus der Urheimat stammen.

1) Bastian, S. 134.

2) Charnock in *Journal of the Anthropological Institute* (1872) I, 147. Peschel (S. 352), der zugleich auf die Teilung des Horizonts in acht verschiedene Windstriche (Gerland, S. 763) hinweist. Bastian, S. 115. Kutzner, S. 170.

3) Oberländer, S. 207.

Ahnengeistern gelten. Wir haben schon mehrfach Verwandlungen von Menschen in Tiere, Eidechsegötter, böse Geister in Tiergestalt erwähnt; die Riesentiere der Urzeit sind auch als Sternbilder an den Himmel versetzt. Die Känguruh stammen von dem Ahn Buba ¹⁾. Tarnda, der das Tätowieren lehrte, wurde in ein gewaltiges Känguruh verwandelt; die Eingeborenen im Westen sahen in dem dort seltenen roten Känguruh einen Geist und wollten nicht davon essen ²⁾. Von dem Tierkult der Narrinjeri am Murrayfluß berichtet Jung ³⁾: „Jeder der 18 Stämme hatte sein Totem, seine Schutzgottheit, sei es einen Hund, eine Ratte, einen Fisch, Vogel, Ameise oder auch Harz der *Acacia pycnantha*, wie die Narrinjeri an der Encounter-Bai. Das Totem war jedem Stamm heilig und wurde von ihm geschont, während es andere Stämme, ohne Anstoß zu nehmen, vertilgten. Indes war der Respekt vor dem Totem nicht ohne Grenzen. Taplin erzählt von einem Korowall, der einst sein Totem, eine Schlange in seiner Behausung bemerkte und sorgsam in einen Korb that; am nächsten Morgen fand er, daß die Schlange Mutter einer ganzen Schar junger Schlangen geworden; dieser Zuwachs war ihm zu viel; er tötete die Schlange mit ihrer Brut.“ Totem ist die üblich gewordene amerikanische Bezeichnung der im Tiere sich darstellenden Schutzgottheit, eine Bezeichnung bei der Narrinjeri selbst ist Ngaitye, offenbar das samoanische Aitua ⁴⁾, eine andere einheimische auf Neuholland ist Ko-

1) Bastian, S. 116.

2) Grundemann, S. 244.

3) „Natur“ 1878, 5. März. Von dem Glauben der Narrinjeri erwähnt noch Bastian (S. 122): Lime wurde in einen Fels verwandelt und sein Flüsse für Fische bildender Freund Palpangye in einen Vogel. Die Schildkröte hatte früher Giftzähne, die auf Bitte der Schlange, im Lande geschützt zu sein, mit dieser gegen den Schlangenkopf ausgetauscht wurden (nach Taplin).

4) Bastian, S. 126. Neben der schlichthaarigen Rasse fand Taplin unter den Narrinjeri eine andere mit „very curty hair“. Ebd., S. 118.

bong¹⁾, das, wie Kuinyanda, als dessen Ordner und Rächer im Fall seiner Verletzung wir schon den Gott Kuinyo kennen gelernt, dem polynesischen Tabu entspricht. Auch die Familiennamen, welche durch die Mutter erben, durch Heiraten sich verbreiten und oft entfernte Stämme mit einander verbinden, stammen meist von einer Pflanze oder einem Tier, welches sich in der Heimat der Familie findet und ihr Schutzgeist oder Kobong ist, daher nicht vernichtet werden darf; auch Pflanzen, welche Kobong sind, dürfen von den Betreffenden nur unter gewissen Umständen in einer bestimmten Jahreszeit abgeerntet werden. In gleichem Kobong darf nicht geheiratet werden²⁾. Die Kamilaroi teilen sich nach den Tieren in Bundar (Känguruh), Dinoun (Emu), Duli (Iguana), Bilba (Bandicoot), Mute (Opossum); daneben besteht allerdings noch eine andere Einteilung in vier Klassen (Murri, Kumbo, Ippai, Kubbi). Von zwei Stämmen am Dawson ist der eine nach dem weissen Kakadu, der andere nach dem schwarzen benannt³⁾. An das Kobong knüpfen sich Speiseverbote wie bei den westafrikanischen Quixilles, mit besonderer Beziehung auf Geschlechts- und Altersunterschiede, nach denen sich wohl auch das Kobong spezifiziert. Allgemeines Gesetz ist, daß das Weibliche jeder Tiergattung nur von Weibern und nur die jungen Tiere von Kindern gegessen werden, während den Männern freisteht, nicht bloß männliche, sondern auch weibliche und junge Tiere zu essen. Eine Ausnahme findet jedoch statt inbezug auf die gewöhnliche Känguruhratte (kulka), die von jedem beliebig gegessen wird. Dem Mädchen ist ferner nicht gestattet, vom Kranich und Bandikut zu essen;

1) Nach Ebrard (Anfänge des Menschengeschlechts, S. 12) ursprünglich Gottesname, mit dem Kompong der Otschi-Neger identisch. Kobong heisst „groß“ Bastian, S. 119.

2) Grey bei Gerland, S. 788. Grundemann, S. 236. Bastian, S. 123f.

3) Bastian, S. 118. 129. Vgl. Masius, Naturwissenschaften II, 616.

Eidechsen sind die passende Nahrung für sie, während verheiratete Frauen namentlich Schlangen mit Vorteil genießen sollen; während der Schwangerschaft dürfen dieselben keine Emu und Opossum essen, weil sonst die Kinder krank würden; am Murray dürfen sie in diesem Zustand gar kein Fleisch essen; sind sie aber über das Alter des Gebärens hinaus, so ist ihnen bis auf die oben erwähnte Beschränkung jede Speise erlaubt. Unverheiratete Männer dürfen nicht essen: schwarze Enten, Kraniche, Adler, Schlangen, Wallaby (*Haematurus wallabatus*), junge Känguruh, die aus dem Beutel der Mutter genommen sind, die großen Eingeweide der Tiere, das rote Känguruh (in manchen Distrikten nur nicht die Vorderblätter desselben), das weibliche Känguruh aller verschiedenen Arten und den wilden Hund. Die Älteren des Stammes sagen ihnen, wenn sie solche verbotene Tiere genössen, so würden Beulen über ihren ganzen Körper ausbrechen. Verheiratete Männer können sich an den großen Eingeweiden und Emu ergötzen, müssen sich aber bis zum 40. Jahr des Genusses von Adlern und Kranichen enthalten. Erst den alten Leuten (*burka*) ist alles erlaubt ¹⁾. Die Knaben erhalten den Namen des Kobong beim Eintritt in das Jünglingsalter unter geheimnisvollen Gebräuchen, mit denen bei mehreren Stämmen auch die Beschneidung verbunden ist. Sie haben dann noch nach dem Altersgrade verschiedene Weihen durchzumachen, bis sie die letzte und höchste Stufe eines *Burka* erreichen. Bei den Eingeborenen von Port Lincoln findet die erste Weihe um das 14. Jahr statt und verleiht dem Geweihten den Ehrennamen *Warara*. Sie ist mit den albernsten und possenhaftesten Zeremonien verbunden, und mehrere Monate nach derselben

1) Grundemann, S. 247. Oberländer, S. 200. Dem Knaben am Murray sind vom zehnten Jahr seines Alters ab 13 verschiedene Tiere zu erlegen verboten, nach Jung („Natur“ 1878, Nr. 20) zur Schonung der Tiere; mit Recht vermutet Lippert (Priestertum, S. 183), daß sich solche Klugheit mit dem Kult verbindet.

darf der Eingeweihte niemals laut reden, sondern seine Wünsche nur durch Flüstern zu erkennen geben; auch muß er das Gesicht schwarz färben. Einige Jahre später erreicht der Jüngling die zweite Stufe und wird Pardnapa. Das Haar, welches er zuvor hat lang wachsen lassen, wird ihm auf dem Scheitel zusammengebunden und jetzt erst die qualvolle Operation der Beschneidung vollzogen („Non solum resecant praeputium, sed etiam findunt penem usque ad fistulam urinalem“). Den Zweck dieser Sitte — jedenfalls auch hier ein Opfer an den im Kobong verkörperten Ahnengeist — wissen sie selbst nicht anzugeben und führen zu ihrer Rechtfertigung nur an, daß sie dieselbe von ihren Vorfahren überkommen hätten. Die wichtigste und letzte Einweihung, wodurch die Jünglinge den Namen Wilyalkingi erhalten, wird im 18. oder 20. Jahre vollzogen und dabei dem jungen Mann Rücken, Schultern, Brust und Arme mit zolllangen Einschnitten tätowiert, während die Umstehenden mit gedämpfter Stimme Zaubersprüche murmeln, um den Schmerz zu lindern. Zum Andenken an die überstandene Probe erhalten die Wilyakingi einige Ehrenzeichen, einen neuen von Kopfharen gesponnenen Gürtel, eine Binde um den Arm, einen Büschel Laub über die Scham, und zuletzt werden ihnen Gesicht, Brust und Arme schwarz gefärbt. Zum Schluß der ganzen Handlung werden sie unter Rippenstößen mit der Versicherung, daß sie nicht böse gemeint seien, ermahnt, sich vor Streit zu hüten, die Weiber zu meiden und sich des lauten Sprechens zu enthalten. Des letzteren Zwanges jedoch werden sie nach vier oder fünf Monaten von den Männern wieder entbunden, worauf sie nun in alle Vorrechte der Erwachsenen eintreten. Bei einer oder der anderen dieser Weihen kommt in gewissen Gegenden auch das Ausschlagen von Zähnen vor¹⁾. Der Zusammen-

1) „Ausland“ 1852, S. 260. „Missionsblatt der Brüdergemeinde“ 1860, S. 140. „Evangelisch-lutherisches Missionsblatt“ 1848, S. 164f. Grundemann, S. 239f. Nach Bastian (S. 124) findet am Bogue vor der Weihe (Bora) dreiwöchentliches Fasten und weiße Bemalung,

sammenhang des Tätowierens mit dem Kobong erhellt aus der schon erwähnten Zurückführung von jenem auf den Känguruhgott Tarnda. Bei den Neuholländern bestehen im Unterschied von den reichen Mustern der Südseeinsulaner die eingeätzten Figuren nur aus einigen Strichen und Punkten; die Wunden werden durch Pflanzensäfte offen gehalten, bis sie zu fingerdicken Wulsten vernarben ¹⁾. Auf den für die Zeremonien bei der Mannbarsprechung bestimmten Plätzen sah Hodgkinson mächtige Bäume bis zu erstaunlicher Höhe mit Zeichnungen bedeckt; auf dieselbe Weise wurden die Bäume an den Begräbnisstätten berühmter Krieger geschmückt ²⁾; auch dies spricht für den Zusammenhang jener Zeremonien mit Ahnenkult. Die den Jünglingen zugleich mit der Tätowierung, wenn nicht früher ausgeschlagenen Vorderzähne ³⁾ wurden in einen Baum versteckt, der tabu, geweiht, blieb, so lange der einstige Besitzer dieser Zähne lebte, nach dessen Tode aber verbrannt oder seiner Rinde beraubt wurde ⁴⁾. Auch die Durchbohrung des Nasenknorpels macht einen Knaben zeitweise tabu. Wenn nämlich ein Stamm mit einem andern über einen besondern Gegenstand zu verhandeln hat oder eine Friedensbotschaft schickt, muß sich der Bote, 12 bis 15 Jahre alt, der Durchbohrung der Nase unterwerfen, die mit einem zugespitzten erhitzten Stück Holz oder Känguruhknochen ausgeführt wird. So lange die Wunde nicht geheilt ist, wird seine Person als geheiligt betrachtet und der Bote mit Freundschaft aufgenommen ⁵⁾. Der Be-

im Innern Australiens bei dem Pubertätsfest die Beschneidung statt und erst im späteren Alter wird die Urethra aufgeschlitzt (die sogen. mika; ebd. S. 127), um Kinderzeugung zu vermindern.

1) Hellwald, S. 25. Christmann, S. 354. Das Bild einer Südostaustralierin mit vielen Reihen von Narben auf Brust und Armen giebt Oberländer, S. 205.

2) Jung, Weltteil Australien I, 105.

3) Hellwald, S. 47. Bastian, S. 127.

4) Jung, Weltteil Australien I, 107.

5) Christmann, S. 354. Peschel, S. 353. Durch die Nasenknorpel steckt man dann auch Knochen u. dgl.

raubung von Zähnen und Beschneidung entspricht bei den Mädchen die Zeremonie Malgun, die Abnahme der beiden ersten Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand¹⁾, wohl auch ein Opfer an die Götter. Bei den Larrikiä werden die Mädchen bei der ersten Menstruation in Rinde gewickelt und drei Wochen in einer Hütte gehalten, bis zur Feier des Festes²⁾. Bei der Pubertätsweihe wird der von den Frauen als getötet beklagte Knabe wiedergeboren zu einem neuen Leben, indem er als Jüngling den Männern hinzutritt, unter mysteriösen Vermummungszeremonieen. Bei den Narrinjeri darf ein Stamm seine Knaben nur unter dem Beisein der übrigen Stämme als Narumbe (Kaingani) oder Jünglinge einweihen³⁾. Bei der Beschneidung werden die Stufengrade Ngulta, Yellambambatti, Tarkanye, Mang-Kawitza und Burtonna unterschieden. Die Pappa-yuwandi genannte Beschneidung wird vom Pappamattanga geleitet⁴⁾. Bei Rockingham wird durch das Balkul genannte Fasten der Knabe unter die Männer aufgenommen. Bei dem vom Schöpfergott Baiame eingeführten Bora-Fest erhalten die geweihten Knaben den Gürtel (Boora, Bor), dessen magisches Werfen den Feind tötet⁵⁾. Während des Bora-Festes am Upper Hunter müssen die Knaben aus Rindengefäßen menschliche Exkremeute essen, mit dem Pulver der Tao-Wurzel gemischt, bis der Bor (Gürtel) des Mannes erteilt ist. Auf der Erde wird die Figur eines Tanzenden in Umrissen gezeichnet, und die Knaben müssen sich darauf niederlegen, während ein ausgestopftes Emu über sie hingeführt wird⁶⁾, was wieder den Zusammenhang der Beschneidung mit dem Kobong bestätigt. Bei Port Darwin werden durch das Fest Belleja Knaben unter die

1) Sprenger XII, 203. Jung a. a. O. Bastian, S. 127.

2) Bastian, S. 124.

3) Ebd., S. 125.

4) Ebd., S. 127.

5) Ebd., S. 129.

6) Ebd., S. 128.

Männer eingeführt ¹⁾. Bei den Larrakia wird der Frau das obere Glied am Zeigefinger rechter Hand abgeschnitten, und beim Stamm Meranda (unter den Larrakia bei Port Darwin) wird jeder Frau das linke Auge ausgeschlagen ²⁾. Die Eingeborenen bei Port Darwin tragen zwei breite Streifen über der Brust als Stammeszeichen und machen sich außerdem Einritzungen bei Todesfällen ³⁾. Zur Erinnerung an besondere Ereignisse im Stamm Bongarri (Sydney Cowes) wurden Zähne ausgeschlagen oder den Frauen ein Finger abgeschnitten ⁴⁾. Selbst ein Stein steht zum Kobong in Beziehung: Der Kauwemuka-Stein wird vor den Knaben verborgen, bis sie tätowiert sind ⁵⁾. Zaubersteine im Gebrauch der Zauberärzte finden unten, wo wir von diesen sprechen, noch Erwähnung. Auch die Steine und Steinhaufen, durch welche die Stämme die Grenzen ihrer Distrikte (taorai) bezeichnen ⁶⁾, gelten jedenfalls als geheiligt. Als Amulette oder Zaubermittel tragen die Australneger den obern Kinnbacken vom schwarzen Schwan um den Hals, einen kleinen Knochen oder Stück Rohr im durchlöcherten Nasenknorpel bei Gefahr, im Süden ein Netz um die Taille ⁷⁾. Ferner haben die Australneger, wenn auch keine Tempel, so doch an Stelle derselben heilige Plätze ⁸⁾ und Begräbnisstätten.

Die abgeschiedenen Seelen gehen auch in lebende Menschen ein und werden, wie erwähnt, von den Leidtragenden in den Mund gelockt. Daran knüpft sich die kannibalische Sitte des Leichenverzehrens, die auf Neuholland verbreiteter ist, als man früher vermutet.

1) Bastian, S. 124.

2) Ebd., S. 126f. Seelensitz auf Neuseeland.

3) Ebd., S. 128.

4) Ebd., S. 127.

5) Ebd., S. 128.

6) Ebd., S. 123.

7) Ebd., S. 130.

8) Gerland, S. 804. Bastian, S. 125.

Man ißt vom Fleisch verstorbener Verwandter und Freunde, um sie zu ehren und ihnen damit eine Wohlthat zu erweisen, den eigenen Leib ihnen zur Mitbehausung einzuräumen, dadurch auch zugleich ihres Schutzes sich für immer zu versichern und ihre Seelenkraft mit der eigenen zu vereinigen¹⁾. Wenn aber Peschel die Australneger als mißgeleitete Leichenverzehrer von lüsternen Menschenfressern unterscheiden will, so führt doch dasselbe Motiv jene auch noch zu weiterem Kannibalismus. Eltern morden nicht selten ihr eigenes Kind, um es aufzufressen, und ein älterer Bruder glaubt die Kraft eines jüngeren Bruders sich sofort aneignen zu können, wenn er diesen erschlägt und verzehrt²⁾. Gefangenen eines anderen Stammes reißt man das Nierenfett aus lebendigem Leibe und beschmiert sich damit im Glauben, daß dies dem eigenen Körper Kraft, dem Herzen Mut gebe³⁾, ja verzehrt es in Neusüdwaless; an der Wide-Bai kocht und ißt man das Fleisch der toten Feinde⁴⁾, ebenso am Kap York⁵⁾.

Peschel⁶⁾ sucht vergebens bei den westlichen Stämmen irgendetwas, was man mit starker Dehnung des Begriffs

1) Peschel, S. xiv. Richard Andree: „Über die Verbreitung der Anthropophagie“, Mitteilungen des Vereins für Erdkunde 1873, S. 43 ff. Woods (in Adelaide) im „Daheim“ 1881, Nr. 29, Beilage. Journal of the Anthropol. Instit. II, 217. Lippert, Seelenkult, S. 74. Bastian, S. 134. 136. „Globus“ XXIII, 153f. In Queensland, an der Wide-Bai, essen sich die Verwandten und bewahren die präparierten Häute als medizinischen Wertes. Am Bulloon-Fluss wird die Leiche mitgeführt, nachdem sich der Stamm mit dem durch Feuer ausgeträufelten Fett beschmiert hat, unter Essen desselben. Ebd., S. 132.

2) Stanbridge (der 18 Jahre in Berührung mit den Australnegern des Südens lebte) bei Andree, S. 57. Lippert a. a. O. Bastian, S. 130. Vgl. Hellwald, S. 29ff. Jung, Australien und Neuseeland, S. 17.

3) Daniel I, 894. Jung, Australien und Neuseeland, S. 16.

4) Grundemann, S. 235.

5) Bastian, S. 132. Vgl. Petermanns Mitteilungen 1870, S. 148.

6) Völkerkunde, S. 352.

noch einen Priesterstand nennen könnte. Doch ist nach Oldfield der Zauberer ein einflußreicher, den Schwarzen unentbehrlicher, von ihnen sehr oft zurate gezogener Mann. Krankheit, Tod, Mißerfolge auf der Jagd, alles Widerwärtige, wovon jemand heimgesucht wird, rührt von dem Einfluß her, welchen ein feindlicher Stamm vermittels der Geister ausübt. Jeder Stamm leitet von dem zunächst nördlich von ihnen wohnenden das Unheil her, die Südleute (Menang) hegen Abscheu gegen die Nordleute (Yabern), vielleicht, weil von diesen aus ihren früheren Territorien verdrängt¹⁾. Die Zauberkraft wird von den Watschandi als Bullia, in den südlichen Teilen Westaustraliens als Mutgar bezeichnet. Es giebt verschiedene Methoden, die Geisteressenz aus den Leibern derer, welche sich rühmen im Besitz derselben zu sein, hervorzulocken. Bei einigen kommt sie zum Vorschein, wenn der linke Arm häufig von oben nach unten gestrichen wird und zwar mit der rechten Hand. Die bei jedem Streichen gesammelte Essenz wird in der linken, fest zu schließenden Hand angesammelt; dieselbe wird nur rasch einen Augenblick geöffnet, damit die frische Quantität hinzugethan werden kann. Bei anderen findet sie sich, wenn man ihnen mit beiden Händen heftige Schläge auf den Magen versetzt; aber auch dann thut der Mann, welcher die Operation vornimmt, die solchergestalt gewonnene Bullia in die linke Hand. Wenn der Zauberer der anderen Person die Essenz in die linke Hand praktiziert, versetzt er derselben allemal einen leisen Schlag und läßt dabei einen zischenden Ton vernehmen. Es versteht sich, daß der Zauberer die Kranken nicht umsonst bedient. Er pflegt einen Stein oder eine Muschel vorzuzeigen, die er angeblich aus dem Körper des Kranken herausgezaubert hat, und

1) Dem nordwestlichen Volksstamm der Kakuta schreibt man die Kraft zu, übermäßigen Regen und heiße Winde hervorzubringen, die eben aus Nordwesten kommen. Hübner, S. 387.

welche die Ursache des Unwohlseins gewesen sein soll. Die Gaukler pflegen dabei so geschickt zu verfahren, daß selbst Oldfield, der häufig als Beobachter zugegen war und den völlig unbedeckten Leuten genau auf die Finger sah, nicht hinter die Schliche kommen konnte¹⁾. Auch nach Peschel²⁾ begegnen wir in Neusüdwaless und Queensland den Koradschi³⁾, Leuten, welche den Pöbelschauer vor dem Finstern soweit abgestreift haben, daß sie auf den Gräbern Verstorbener eine Nacht ausharren, auch den Kranken durch ihre Schamanen-Kunststücke Trost und neue Zuversicht einflößen und dabei rohe Linderungsmittel, z. B. das Aderlassen, anwenden. Auch sie nehmen einen Stein oder Holzstück in den Mund, um es nach dem Saugen auszuspuken, als Ursache des Übels; ebenso anderwärts die Gulumün⁴⁾ und Mintapa, die für höhere Wesen mit übernatürlichen Kräften gehalten zu werden scheinen, da man ihnen nach ihrem Tode einen anderen Aufenthaltsort anweist, als den übrigen, nämlich Panderi-kurtui, d. i. Himmelshöhle, wo sie frei aus- und eingehen und wo sie auch oft den Eingeborenen abends in Menschengestalt erscheinen; dazu sind sie auch Dichter, und ihre Würde scheint erblich zu sein⁵⁾. Der Sam heilt Kranke durch Blutgreiben; die Kaldukke heilen durch Pfeifen, Kneten oder Tanzen, den bösen Melapi (siehe S. 815) vertreibend. Erweisen sich die Boolia (Bezauberungen) unnütz zur Heilung, ist der Kranke von stärkeren betroffen und wird getötet. Auch die Warrara suchen durch Zauberei zu heilen⁶⁾. Der Aderlaß ist nur dem männlichen Ge-

1) „Globus“ XVIII, 230f.

2) Völkerkunde, S. 353.

3) Karradis. Falkenstein III, 6. Karradais, Koradschi. Hellwald, S. 48. Krodjee oder Kuradji. Bastian, S. 131.

4) Bastian, S. 131.

5) Grundemann, S. 240f. Die Krieger der Buddaya gehen beim Tode nach dem unsichtbaren Berg Kanagiri. Bastian, S. 134.

6) Bastian, S. 130 ff.

schlecht verstattet und wird in der heißen Jahreszeit oft angewendet, namentlich am Unterarm. Dabei läßt man das Blut nicht auf die Erde, sondern auf den Körper eines anderen Mannes tröpfeln, was die Wirkung haben soll, Krankheiten vorzubeugen, das Wachstum der jungen Leute zu befördern und die Kraft der alten zu erhalten. Weiber dürfen bei dieser Operation nicht einmal Zuschauer sein; das Brummen der Witarna warnt alle Uneingeweihten vor dem Herzunahen. Die Witarna, ein zu heiligem Gebrauch bestimmtes Werkzeug, ist ein $1\frac{1}{2}$ Fufs langes, 3 bis 4 Zoll dickes, glattes Stück Holz, das die Eingeborenen an einer langen Schnur, die den Wilyalkingi bei der Weihe um den Hals gehängt wird, über dem Kopfe durch die Luft schwingen, was, wenn die Schnur durch die Drehungen prall geworden, einen brummenden Ton giebt ¹⁾. Derselbe soll auch nachts auf Gräbern dazu dienen, die bösen Geister zu vertreiben ²⁾. Überhaupt sollen die Zauberpriester, wenn man sie so nennen darf, wie die Koradschi, am Königs-George-Sund Mulgarradok, anderwärts anders genannt, deren Würde häufig erblich zu sein scheint, und die eine um so gröfsere Achtung geniessen, je bejahrter sie sind, gegen den Einflufs der bösen Geister schützen. Ihre Geschäfte bestehen vorzüglich darin, die Nasenwand zu durchbohren, Vorderzähne auszuschlagen, den Frauen Fingerglieder abzuschneiden, die Narben auf der Haut hervorzubringen u. dgl., wofür sie von den Stammesmitgliedern eine kleine Abgabe an Lebensmitteln beziehen. Nicht blofs heilen sie Wunden und Krankheiten; in schwierigen Fällen erteilen sie Rat, befassen sich auch mit Wahrsagen und sollen Gewitter, Regen und Krankheiten herbeiführen und vertreiben können. Diese Zauberer haben sich übrigens, ehe sie wirklich magischen Einflufs ausüben können, vielen Zeremonieen zu

1) Grundemann, S. 240.

2) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 36. Hellwald, S. 49 (mit dem Bild solcher Holzlamellen).

unterziehen. Zu einer Periode sollen sie von dem Fleisch junger Kinder, zu einer anderen von dem alter Männer essen; es scheint aber, daß sie nur ein einziges Mal gezwungen sind, von jeder Art zu kosten, was dann für zeit-lebens genügt. Nachdem sie das alles durchgemacht, können sie Krankheiten heilen, Regen und Hagel machen, Flüsse bezaubern und sich selbst in andere Gestalten ver-wandeln ¹⁾. Wie der Jüngling wiedergeboren werden muß, um unter die Männer aufgenommen zu werden, so ist eine Wiedergeburt Bedingung für den Zauberer; das auf dem Grabe, auf dem er dazu nachts verweilt, auf-steigende Gespenst zieht ihm selbst die Eingeweide zum Reinigen hervor ²⁾. Die Regenmacher (Gum), vorzugs-weise alte Männer, zaubern mit Emufedern, Känguruhknochen u. s. w. Beim Regenmachen werden auch Steine geworfen ³⁾. Die Nuyargir genannten Zauberer beschwören den spu-kenden Wandong ⁴⁾. Zum Einschläfern der Tiere auf der Jagd werden Zauberformeln gesprochen ⁵⁾, alt-überlieferte, nur den Erwachsenen bekannte, wohl aber ihnen selbst nicht mehr verständliche zweizeilige Verse wiederholt hergesagt ⁶⁾. Auch alte Weiber vermögen sich den ebenso gefürchteten als geachteten Charakter einer Zauberin zu geben und behaupten eine angesehene Stellung bis an ihr Ende, während sonst das Los des Weibes ein beklagenswertes ist ⁷⁾. Es giebt auch böse, verderb-liche Zauberei, auf die Krankheit und Tod zu-zückgeführt wird. Krankheit wird verursacht durch die Kraft des Koglio (auch Mudlo) genannten Steins im Magen des Zauberers (Boglia). Zur Neilyeri genannten

1) Grundemann, S. 245.

2) Bastian, Inselgruppen in Ozeanien, S. 124f.

3) Ebd., S. 131f. Wenn Kortuwe lärmt, folgt Regen (bei den Narrinjeri). Ebd., S. 122.

4) Bastian, S. 115.

5) Ebd., S. 132.

6) Grundemann, S. 247.

7) Jung, Weltteil Australien I, 109. Sie beißen auch mann-baren Mädchen Fingerglieder ab. Hellwald, S. 45.

Zauberei wird die Speerspitze durch Einstecken in verwesende Körper vergiftet. Wer durch die Zauberei des Hinweisens mit einem rot beschmierten Stück menschlichen Schädelknochens schadet, wird getötet. Auch durch das Werfen des Boor (Gürtels) machen Zauberer krank. Die Nurrullurrulla genannten Zauberer schaden durch Nurrendi im Wasser. Die Pando legen die durch Alte gekauten Knochen eines verstorbenen Verwandten in heiße Asche und sprechen Verwünschungen über den Feind, der mit dem Verbrennen jener abstirbt ¹⁾. In der Millin genannten Zauberei wird der von den Malpuri überfallene Feind mit den Plongge (Keulen) auf verschiedene Körperteile geschlagen, unter Ausziehen der Ohren, um Verrat zu hindern, und so dem Dämon Nalkaru überliefert, der ihn fortan mit bösem Rat verfolgt, im Kriege die Aufmerksamkeit vom Schild abziehend, so daß Verwundung folgt, im Walde vom Wege, um irre zu führen u. s. w. ²⁾ Ein feindlich gesinnter Zauberer kann jemand Krankheit und Tod bereiten, wenn er das Puingurru, einen heilig gehaltenen Knochen, welcher beim Aderlassen gebraucht wird, verbrennt ³⁾ oder den Feind im Schlaf mit einem Zauberstock (Plangge) oder Steinaxt (Mokari) berührt oder auch bloß mit den Fingern an seinem Leibe bohrt (Port Lincoln) oder irgendwelche Abfälle von seinem Körper oder Überbleibsel von seiner Mahlzeit, mit dem Harz des Grasbaums an einen zugespitzten Känguruhknochen befestigt (so Ngadunge genannt), ans Feuer bringt. Jeder Sterbefall muß dann wieder durch das Blut dessen gestöhnt werden, der ihn verursacht haben soll — dies heißt: „das Fett des Gestorbenen zurückbringen“ —; dem getöteten Opfer der Blutrache nimmt man das Nierenfett aus. Nach dem Glauben der Larrikiä ist bei Krankheit das Fett der Nieren gestohlen durch ein Mitglied eines feindlichen Stammes in

1) Bastian, S. 131f.

2) Ebd., S. 135.

3) Eyre, Central-Australia II, 360. Peschel, S. 277.

Vogelform, weshalb dann einer aus solchem Stamm getötet werden muß. Dem in Rinde gewickelten Toten werden bei der Moreton-Bai Worte ins Ohr geflüstert, um im Jenseits zu sagen, daß er nicht getötet, sondern natürlich gestorben sei. Ebenda wurde die abgezogene Haut des gegessenen Toten von dem Zauberer umhergetragen und den verschiedenen Mitgliedern des Stammes vorgehalten, um denjenigen anzuzeigen, der den Tod verursacht. Wenn am unteren Murray die auf der Bahre liegende Leiche durch einen darunter Sitzenden um die Ursache des Todes befragt wird, bewegt sich die Bahre durch den Einfluß des rächenden Todesgottes Kuinyo, um den Schuldigen zu finden. Auch setzen sich die leidtragenden Männer um das Grab und graben mit ihren Stäben eine schmale tiefe Rinne; ein Wurm, ein Käfer giebt durch seinen Gang, eine Wurzel durch ihre Richtung an, wo der, der den Tod des Beerdigten veranlaßt hat, wohnt. Die Seele eines durch Zauberei Gestorbenen als Ingna kann nicht in den Himmel gelangen, bis sie gerächt ist. Wo man den Urheber eines Sterbefalls nicht ermitteln kann, fürchtet man Melapar, Zauberer, die sich in Bäume, Vögel u. dgl. verwandeln können und nachts umgehen. Durch Beschuldigung der Zauberei und Blutrache entstehen oft blutige Feindschaften, die vieler Opfer zur Aussöhnung bedürfen. Bei einem Todesfall in einem Stamm der Narijuri wird mit demjenigen Stamme, dem der beschuldigte Anstifter angehört, nach gegenseitiger Herausforderung und Verhöhnung im Tanz, nur ein Scheinkampf durch Speerwerfen bis zu Verwundungen aufgeführt, worauf die Alten die Sache als geordnet erklären¹⁾.

Das gesellige Leben der Australneger Neuhollands ist durch mancherlei Satzungen²⁾ geregelt, zwar

1) Gerland, S. 805. Grundemann, S. 248f. Hübner, S. 387. Tylor II, 146. Hellwald, S. 47. Jung, Australien und Neuseeland, S. 22; Weltteil Australien I, 110. Bastian, S. 132ff.

2) Bruch der Gebräuche wird durch Tod infolge von Millin (Zauberei) bestraft. Bastian, S. 126.

soll nach Wilkes ¹⁾ den Sprachen der Australier jeder Ausdruck für Häuptling fehlen. Doch stehen nach Bastian ²⁾ die Narrinjeri unter Ruspallu oder Häuptlingen; der wählbare Häuptling (Rupulle, Landeigentümer) präsidiert über die aus den Ältesten zusammengesetzten Tendi im Tendi-le-wurmi oder Richtersitz ³⁾. Über den Stamm der Yaribandemi (zwischen Tweed und Maclay) herrscht der Mulbuluman genannte Fürst, dem, wenn er ohne Sohn stirbt, in einer Versammlung der den verschiedenen Clan vorstehenden Häuptlinge (Goolman) ein Nachfolger erwählt wird. Am Dawson wird der Häuptling als Derriba (Alter) bezeichnet, und nach Howitt sind die Ältesten die Häuptlinge ⁴⁾. In dem Gournditch-Mara-Stamm besteht aber auch nach Howitt eine erbliche Häuptlingsschaft ⁵⁾. Im Tobung-Stamm bei Rockhampton besteht weibliche Häuptlingswürde, Palkut ⁶⁾. Nach Marcet ist in Queensland die höchste Macht bei dem ältesten Weibe der Horde; dies hat Macht über Leben und Tod und giebt den Kriegern, die gegen den Feind ziehen, Befehle ⁷⁾. Häuptlinge bei anderen Stämmen wurden bei den Bestattungsarten erwähnt. Soweit Häuptlinge wirklich fehlen, ist es nicht zu verwundern, bei dem die Horden und Familien isolierenden Wanderleben, zumal die zahllosen Stämme in der Regel einige hundert Köpfe nicht übersteigen; tapfere und kluge Männer sichern sich oft einen Einfluß, der ihnen eine besondere Macht über ihre Stammesangehörigen verleiht; aber in der Regel liegt alle Gewalt in der Hand der Familien-

1) Unit. states Exploring Expedition II, 186. Peschel, S. 352. Hellwald, S. 42.

2) Inselgruppen, S. 135.

3) Ebd., S. 126.

4) Ebd., S. 123.

5) Ebd., S. 125.

6) Ebd., S. 136.

7) „Globus“ III, 272. Hellwald, S. 43.

oberhäupter ¹⁾. Die Autorität der Greise wurde schon besprochen, ebenso, daß die Stämme die Grenzen ihrer Distrikte ²⁾, wenn nicht durch Berge, Flüsse u. s. w., durch Steine bezeichnen. Streitigkeiten werden durch alte Männer zusammen entschieden. Am Dawson gehört das Land als Eigentum dem ganzen Stamme, obwohl dem Einzelnen bestimmte Stellen zugewiesen werden ³⁾. Ferner war schon erwähnt, daß in gleichem Kobong nicht geheiratet werden darf, und die Familiennamen durch die Mutter erben. Streng hielt man nach Eyre ⁴⁾ an dem Verbot, daß kein Mann eine Frau heiraten durfte, die mit ihm auch nur den gleichen Familiennamen führte. Bei den Westaustraliern gehört dem Manne Macht und Gut; beides vererbt sich väterlicherseits; aber Verwandtschaft und Stammesangehörigkeit richtet sich nach der Mutter ⁵⁾. Bei den Narrinjeri erbt der Sohn vom Vater ⁶⁾. Bei den Yaribandemi gehören die Söhne dem Stamm des Vaters, wohinein sie nicht heiraten dürfen, die Töchter dem Stamm der Mutter, vom Heiraten dort ausgeschlossen ⁷⁾. Im Kämilaroi heißen die Männer Ippai, Muri, Kubbi, Kumbo, die Frauen Ippata, Mata, Kapota (Kubbota), Buta. Ein Ippai kann eine Ippata (anderer Familien) heiraten oder eine Kapota, ein Murri nur eine Buta, ein Kubbi nur eine Ippata, ein Kumbo nur eine Mata. Die Ippai, Kumbo, Ippata und Buta gelten als Patrizier (Freie?), die anderen als Plebejer (Untersworfenen?). Die Kinder folgen in betreff des Ranges der Mutter, werden aber in die Familien versetzt, denen die Eltern nicht angehören, so daß die einzelnen Fami-

1) Jung, Australien und Neuseeland, S. 21.

2) Dabei handelt es sich namentlich um die Existenz von Wasser. Jung, Australien und Neuseeland, S. 17f.

3) Bastian, S. 123.

4) Central-Australia II, 330. Peschel, S. 233. 352.

5) Gerland, S. 793.

6) Bastian, S. 126.

7) Ebd., S. 123.

lien in ihren verschiedenen Gliedern gleichmäfsig des Patriziats teilhaftig werden ¹⁾. Die Eingeborenen von Port Lincoln sind in Karrari und Matteri geteilt, für Kreuzheiraten ²⁾. Als von den vier Frauen, die mit vier Brüdern aus dem Osten in einem Kanoe nach der Nordwestküste Australiens gekommen, zwei zurückgekehrt und von dem Feuergott Thilkuma vernichtet waren, vermählten sich die zwei Witwer mit Nichten, wurden aber wegen dieses Bruches alter Heiratsgebräuche von den Ingaoa (echtem Volk) im Nordwesten nach den südlichen Wüsten getrieben als Karnivual (Bastarde). Die Schwiegermutter darf bei Brisbane nicht gesehen werden wie bei den Kaffern und Abiponen in Amerika ³⁾. In manchen Stämmen Neuhollands werden bei gemeinsamem Anrecht auf die Frauen des Stammes die Ehen promiscue geschlossen, obwohl sich bald Rechte auf Privateigentum feststellen ⁴⁾. Von Mädchen und Witwen wird Keuschheit nicht verlangt ⁵⁾ und bei manchen Stämmen nach Eyre, Schomburgk ⁶⁾ u. a. kein Wert auf eheliche Treue gelegt. Bei vielen Stämmen gehört dagegen die Gin ausschliesslich ihrem Gatten, der sie aus Eifersucht oft roh behandelt; Untreue mufs sie mit dem Tode büfsen; auch an dem Ehebrecher wird blutige Rache geübt ⁷⁾. Ein Mädchen (Lubra) wird oft schon als Kind einem Freund zur Ehe versprochen; bisweilen wirbt der Mann um die Frau durch Geschenke; vielfach ist es Sitte, die Frauen, deren Zahl dem Mann nicht beschränkt ist, von einem anderen Stamm

1) Bastian, S. 118. 126. F. Müller, Ethnographie, S. 216. Hellwald, S. 43f.

2) Wilhelmi bei Bastian, S. 123.

3) Bastian, S. 124.

4) Ebd., S. 126. M'Combie, Arabin, p. 254.

5) Topinard, Revue d'Anthropol. (1872), p. 315.

6) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1879, S. 236.

7) Hellwald, S. 45f.

zu rauben, wobei nach Oldfield selbst ein betäubender Schlag mit der Keule das Mädchen in die Gewalt des Mannes bringt, nach Gerland jedoch oft nur ein Scheingefecht stattfindet. Die Frauen, denen auch wieder Keuschheit und Züchtigkeit nachgerühmt wird, sind nicht viel mehr als Sklavinnen ihrer Männer; sie müssen die meisten und beschwerlichsten Arbeiten besorgen, werden auch an verwandte und andere Männer abgetreten, die älteren an jüngere. Als die Hermannsburger Missionare zu den Körni am Killalpeninna-See kamen, schickten diese ihnen als eine Freundschaftsbezeugung ihre Weiber und Töchter zu ¹⁾. Obwohl die Mütter gegen die kleinen Kinder, die sie leben lassen, viel Zärtlichkeit zeigen und sie bis ins dritte Jahr auf ihren Wanderzügen auf dem Rücken tragen, so ziehen sie doch selten mehr als zwei auf, weil sie nicht imstande sind, mehr zu ernähren; von Zwillingen wird gewöhnlich eins getötet, ebenso das dritte, oft schon das zweite Mädchen, alle schwachen und gebrechlichen Kinder, das neugeborene, wenn die Mutter stirbt, mit ihr begraben ²⁾. Bei der Geburt eines männlichen Kindes eines Vornehmen wird ein großer Kriegstanz abgehalten, das Kind selbst mit Emuöl oder Fett eingerieben und dann mit rotem Ocker überstrichen, das Kind eines Untergeordneteren dagegen mit Holzkohlenstaub geschwärzt ³⁾. Väter und Mütter benennen sich, ihre Namen aufgebend, nach ihren Kindern z. B. Koolmatinye arni (Vater des Koolmatinye), Koolmatinye annike (Mutter des Koolmatinye) ⁴⁾. Indem am Murray

1) „Ausland“ 1852, S. 260. 284; 1857, S. 185 f. „Baseler Missionsmag.“ 1833 I, 90. 93. Grundemann, S. 238. 285. „Natur“ 1879, S. 296. Peschel, S. 235. Sprengel XII, 306. Oberländer, S. 207. Jung, Australien und Neuseeland, S. 19. 21; Weltteil Australien I, 94 ff. Christmann, S. 350. Hellwald, S. 43 ff.

2) Oberländer, S. 207. Grundemann, S. 239. Hellwald, S. 46 u. s. w.

3) Hellwald, S. 46.

4) Jung, Weltteil Australien I, 108.

der Vater den eingewickelten Nabelstrang (kalduke) seines Sohnes einem Vater im anderen Stamm übergibt, müssen die beiden Kinder (als Ngia-Ngiampe) einander vermeiden, dienen aber als Vermittler des Handels zwischen den Stämmen¹⁾. An Kleidung findet sich nur im Norden der Blättergürtel, im kühleren Süden Mäntel von Fellen oder Gras; dazu kommen vielfach um den Leib geschlungene selbstgespinnene Fäden, Federkronen und sonstige Verzierung des Haares mit Zähnen, Gräten, Tierschwänzen, sowie das Bemalen des Körpers mit Ocker, Kalkerde und Kohle samt dem besprochenen Tätowieren²⁾. Ebenso dürftig ist die Wohnung. Im Sommer ein paar belaubte Zweige zum Schutz gegen den Wind, im Winter eine Hütte (Miam, Wurly, Wirly, Gunja) aus Rinde, Rasen und Gras, eine natürliche Felsenhöhle, das sind die Wohnplätze, vor denen Sommer und Winter das unentbehrliche Feuer brennt, das der Australneger nicht allein zur Erwärmung, sondern auch zum Schutz gegen die nachts ihn umschwärmenden bösen Geister³⁾ und zur Bereitung seiner Speisen braucht; denn in rohem Zustande genießt er selten etwas. Die Tiere, welche er erlegt, die Samen, Früchte und Kräuter, welche er sammelt, werden auf glühenden Kohlen, in heißer Asche oder in gegrabenen Öfen zwischen erhitzten Steinen einigermaßen zubereitet. In seiner Nahrung darf er nicht wählerisch sein, vom Känguruh bis zur Käferlarve; nur zu oft fehlt es ihm an jeglicher Nahrung; so schweift er, seine Subsistenz suchend, ruhelos von Ort zu Ort, was auch die

1) Bastian, S. 126. Er erwähnt dabei noch, daß die Eheschließung der Narrinjeri gewöhnlich eine doppelte ist, indem der die Schwester fortgebende Bruder von dem Bräutigam seinerseits auch eine Frau erhält.

2) Grundemann, S. 229. Peschel, S. 350. Jung, Australien und Neuseeland, S. 16. Hellwald, S. 22ff. Oberländer, S. 204f. Bei Heiraten werden Einschneidungen (malahr) auf Brust und Armen gemacht. Bastian, S. 121.

3) Karungpe kommt bei Nacht, das Lagerfeuer erlöschend, um den Schläfern das Leben zu rauben. Bastian, S. 132.

Dürftigkeit des Obdachs erklärt, und selbst die Not zwingt ihn zuweilen zur Anthropophagie, obwohl sie in der Regel auf abergläubischen Vorstellungen beruht ¹⁾. Eine Anzahl von Stämmen im Norden und Westen soll nicht die Kenntnis oder Übung haben, sich selbst Feuer zu verschaffen; wenn das vorhandene erloschen ist, lassen sie sich von Ansiedlern oder Nachbarstämmen Feuerbrände geben; denn anderwärts weiß man durch Aneinanderreiben zweier Holzstücke Feuer zu erzeugen und führt einen Zapfen der Banksia bei sich, der langsam wie Zunder brennt ²⁾. Die Geräte und Waffen der Australneger sind im allgemeinen sehr einfach, verraten aber doch mehr Geschicklichkeit als ihr Obdach und Kochkunst. Ihre Geräte bestehen aus wenigen roh gearbeiteten Gegenständen, die zum Behauen des Holzes, zum Aufkratzen des Bodens oder Zerreißen des Fleisches und zur Aufbewahrung der spärlichen genießbaren Samen und Knollen dienen. Hierher gehören Körbe oder Taschen aus Binsen, Blättern und Rinde; es fehlt an jeglicher, auch der einfachsten keramischen Leistung. Als Trink- und Wassergefäße benutzt man in Südastralien die Schädel erschlagener Feinde und besonders die der nächsten Angehörigen, z. B. der Eltern ³⁾. Die Bewohner der Ostküste verfertigen für den Fischfang Schnüre und Angelhaken, die letzteren aus Vogelklauen oder Muschelschalen, während an der Westküste, wo das Angelgerät fehlt, Netze gebraucht werden ⁴⁾. In Herstellung der Fischnetze besteht vielleicht die größte

1) Jung, Australien und Neuseeland, S. 16. Hellwald, S. 26ff. Oberländer, S. 199ff. Grundemann, S. 230ff. Nach Gerland (S. 730) finden sich Holzhütten im Westen und geräumige Gebäude an der Koburg-Halbinsel, ja solche mit zwei Stockwerken am Carpentaria-Golf; an den beiden letzteren Orten denkt Peschel (S. 349) an Einfluß von Malayan und Papua.

2) „Gäa“ XII, 3. S. 155. Vgl. Bastian, S. 130.

3) Hellwald, S. 32ff., in bezug auf die Schädel auch Virchow in „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie“ 1877, S. 132f.

4) Lubbock, Prehistoric times, p. 430. Peschel, S. 350.

Kunstfertigkeit der Australneger; sie flechten sie aus der zwischen zwei Steinen weich geklopften und zu Fäden gesponnenen Rinde eines Nesselbaums. Ihre geflochtenen Körbe aus Opossumwolle sind ebenfalls hübsch gearbeitet. Frau Dr. Bingmann aus Frankfurt a. M., die lange Zeit in Australien weilte, sah auch eine primitive Spindel, ein glattes Holz, das sie geschickt mit der Fußzehe festhalten, wenn sie, auf dem Boden sitzend, das Garn aus Opossumhaaren drehen ¹⁾. Die Neuholländer befanden sich zur Zeit der Entdeckung im Zeitalter der undurchbohrten Stein-geräte. Ihre Waffen und Jagdgeräte sind Steinäxte, hölzerne Wurfgeschosse, vor allem der Speer, dessen Spitze entweder am Feuer gehärtet zur Jagd, mit eingekerbten Widerhaken versehen als Fischharpune, oder mit spitzen Steinen, scharfen Kieseln und Muscheln bewehrt für das Gefecht dient, sodann das bei fast allen Stämmen übliche Wurfholz Bumerang (Wamera, Ngawaonk), ferner Keule und Schild, der nur in Westaustralien fehlt, aus Rinde und Gummiholz ²⁾. Bei ihren Jagden beweisen die Australneger eine Geschicklichkeit, Ausdauer und Sinnesschärfe, die ihresgleichen suchen; zuweilen veranstalten sie gemeinsame große Treibjagden ³⁾. Obwohl nicht leicht zähmbar, wurde der Dingo (einheimischer Hund) nach Wilkinson u. a. bei den Eingeborenen in gezähmtem Zustand gefunden und zur Jagd benutzt ⁴⁾. Vor Einführung der papuanischen Piroguen besaßen die Stämme der Carpentaria-Halbinsel von alter Zeit her Rindenkähne; solche fand Cook an der Botany-Bai, Angas ⁵⁾ am Murray; bei den Binnenstämmen ⁶⁾ wie um Port Essington an der Nordküste sind rohe Flöße in

1) „Ausland“ 1861, S. 347. Hellwald, S. 34.

2) Peschel, S. 349f. Oberländer, S. 200f. Hellwald, S. 34 ff. Jung, Australien und Neuseeland, S. 18 (Bilder von Waffen).

3) Oberländer im „Globus“ IV, 241. Hellwald, S. 39.

4) Hellwald, S. 38.

5) Australia and New Zealand I, 90. 93. Peschel, S. 348f.

6) „Ausland“ 1859, S. 1018.

Gebrauch; an Gregorys Schiff hinter den Dampier-Inseln der Nordküste kamen 1861 die Eingeborenen auf unausgehöhlten Baumstämmen; an der Südküste sind sie noch nicht zur See angetroffen worden; den Westaustraliern am Swan River fehlen nach J. Browne ¹⁾ nicht bloß alle Fahrzeuge, sondern auch Kenntnis des Schwimmens. Kahnartig ausgehöhlte Särge kommen an der Ostküste vor; ein Meisterstück eines verzierten Sarges mit einer Kinderleiche sah M. D. Stuart 1861 im Ashburton-Gebirge ²⁾. Flinders fand 1802 auf einer kleinen Insel nahe bei Groote-Eiland an den Wänden der vom Wasser ausgewaschenen Felsenhöhlen rohe Zeichnungen, mit Kohle oder roter Farbe ausgeführt, die allerlei Tiere, als Delphine, Schildkröten, Känguruhs u. s. w. darstellten. Solche Zeichnungen und Malereien, bei denen auch oftmals menschliche Hände vorkommen, sind später in großer Zahl auf der Nord- und Ostküste Neuhollands angetroffen worden, so von King auf der Clarks-Insel nahe bei der Prinzess-Charlotten-Bai, wo sich ganze Galerien des weichen, schiefen Gesteins, die früher vom Wasser ausgewaschen worden, mit Zeichnungen bedeckt finden. Es sind in buntem Durcheinander Haifische, Schildkröten, Delphine, Eidechsen, Trepang, Seesterne, Kanoes, Wassermelonen und einige vierfüßige Tiere, vermutlich Känguruhs und Hunde dargestellt. Eine dieser Galerien führte zu einer Höhle, geräumig für etwa 20 Eingeborene, deren verlassene Feuerplätze deutlich zu sehen waren. Hier fanden sich in den Höhlungen oder Nischen des Felsens Schildkrötenköpfe aufgestellt, und die Decke und Steinwände waren mit ähnlichen ungeschlachten Figuren bedeckt, wie sie in den anderen Galerien vorkamen ³⁾. Grey fand 1837 beim Glenclly-River zwei noch merkwürdigere bemalte Höhlen. Die Figuren sind

1) Petermanns Mitteilungen 1856, S. 452.

2) Journal of the R. Geogr. Society (1862) XXXII, 350. Peschel, S. 350.

3) Christmann, S. 139.

viel besser ausgeführt, als das sie von den jetzt lebenden Eingeborenen angefertigt sein könnten, und ihr Alter ist deshalb ganz außer Frage gestellt. Einige der gigantischen menschlichen Figuren in roter, gelber und weißer Farbe sind mit langen Kleidern angethan, die bis zu den Füßen hinabreichen; bei allen sind die Augen mit besonderer Sorgfalt ausgemalt und der Kopf mit einem breiten roten oder blauen Kranz wie mit einem Heiligenschein umgeben. Auch sind Schriftzeichen oder etwas Derartiges neben mehreren Figuren angebracht. Was diese Zeichnungen auch darstellen mögen, so viel scheint nach Christmann ¹⁾ sicher, daß sie aus einer Zeit herrühren, in der die Einwohner Kleider trugen und zivilisierter waren, als sie jetzt sind, während nach Jung ²⁾ die Kleidung auf malayische Besucher hinweist. Nahe bei einer der Höhlen fand Grey auch noch ein sehr gut aus einem freiliegenden Sandsteinblock herausgehauenes Profil eines menschlichen Gesichts von nicht-australischem Typus, etwa 12 Fuß lang und 16 Zoll breit ³⁾. Malereien auf Felsen und Bäumen haben sich seitdem noch vielfach gefunden ⁴⁾ und sind nach Angabe der Bewohner sehr alt. In Zentralaustralien fand Giles viele verlassene Lagerplätze der Eingeborenen, bei denen Teile der Hütten, Bäume u. a. mit weißen Schlangen dekoriert waren; dort fand er auch die gleichfalls in der Barrierkette nach dem Cooper Creek zu vielfach beobachteten Hände, welche man in zweifacher Weise abbildete, einmal, indem man eine mit Kohle geschwärzte Hand auf einem hellen, wohl auch gefärbten Grunde abdrückte, dann aber durch Auflegen der ausgespreizten Hand auf die Fläche, welche man nun mit

1) Christmann, S. 153f. (mit Bild).

2) Weltteil Australien I, 105.

3) Ebd., S. 104. Christmann, S. 154.

4) „Ausland“ 1859, S. 1017. Angas II, 203. 275. Peschel, S. 350f. „Nature“ 1874 IX, 322. Hellwald, S. 18. Bastian, S. 119f., wonach den Tierzeichnungen meist überschüssige Zehen hinzugefügt sind.

gelber oder roter Farbe überspritzte, so daß die Hand in der Farbe des Steins erschien. Sicherlich hatten alle diese Malereien eine gewisse, den Schwarzen sehr wohl verständliche Bedeutung, die wir indes nicht kennen. In Gippsland liebte man es, dachförmig gebogene Rindenplatten auf der inneren Seite mit Malereien in Kohle und rotem Ocker auszuschnücken. Wenn sie sich später daran machten, weiße Männer und ihre Sitten darzustellen, so offenbarte sich dabei ihr scharfer Blick und ruhiger Humor. Ihr topographisches Geschick, zuverlässige Kartenskizzen in den Sand zu zeichnen, kam manchem Reisenden außerordentlich zustatten ¹⁾. Der Gebrauch symbolischer Schriftcharaktere bei den Eingeborenen Neuhollands steht jetzt außer Zweifel. Am Dawson werden Rudla, Briefe auf viereckigen Hölzern mit eingeritzten Linien (graden und in Winkeln) einander zugeschickt, um von den Beteiligten gelesen zu werden. Davis erhielt 1874 am Edward-River einen solchen Brief zur Besorgung. Nach Eyre diente ein Schilfnetz zur Beglaubigung der Boten. Außer Botenstöcken dienen auch Rauchsignale zur Mitteilung von Nachrichten. Zur Kriegserklärung wird ein Stock mit Emufedern gesandt ²⁾. In den bereits ihres mystisch-religiösen Charakters wegen erwähnten, nach einem Dialekt von Neusüdwaales Korrobori genannten Tänzen, die auch bei den Pubertätsfestlichkeiten stattfanden, zeigt sich auch die bewundernswerte Anlage der Eingeborenen zur Mimik. Wie man früher Korrobori hatte, in denen die Rolle eines Emu, eines Känguruh, eines Dingo von den einen gespielt wurde, während andere den verfolgenden Jäger darstellten, so stellte man später Kämpfe mit den weißen Eindringlingen dar, die als lächerlich und unbeholfen karrikiert wurden. Der Tanz war nach Jung ein rhythmisches Bewegen des Oberkörpers und der Waffen, ein Auseinanderspreizen, Wiederausammen-

1) Jung I, 105f. (mit Bildern). Hellwald, S. 18f.

2) Bastian, S. 117. 119ff. Heilige Sage der Polynesier, S. 284. Jung I, 104.

zieh'n und Schütteln der mit Büscheln garnierten Beine, dann und wann ein kräftiger Aufschrei, aber alles mit übereinstimmender und ineinandergreifender Präcision auf das Kommando eines Choragen. Mit weissen Streifen verziert, gleichen dabei die Tänzer in mond heller Nacht wandelnden Gerippen. Den Tanz begleitet eintöniger Gesang der Weiber und die Musik taktmäßig aneinandergeschlagener Stäbe und mit Stöcken bearbeiteter Fellrollen ¹⁾. Der solche Tänze stets begleitende Gesang besteht gewöhnlich aus wenigen Zeilen, die immer wieder zu einförmigen Melodien ²⁾ gesungen werden, welche in hohem Tone beginnend tiefer und tiefer sinken. So singt auch eine Mutter, wenn ihr Knabe in die Ferne zieht, vor ihrer Hütte sitzend, wohl zu hundert Malen zum Klang ihrer zusammengeslagenen Stäbe die Worte: „Meinen Liebling werde ich nie wiedersehen.“ Viele ihrer Lieder stammen aus grauer Vorzeit, andere sind aus fernen Landesteilen gekommen; man singt, aber versteht sie nicht. Auf ihren Wanderungen von Stamm zu Stamm werden die Gesänge berühmter Dichter auch verändert und gänzlich umgeformt. So wenige Zeilen sie aber enthalten, so lebhaft empfindungen und tiefe Gefühle sprechen sie oft aus. Die Kraft des Ausdrucks zeigt sich auch in den Heldensagen und Gespenstergeschichten, die sie gern abends, beim Feuer sitzend, erzählen ³⁾. Übrigens haben sich alle neuen Volksgesänge und dabei aufgeführten Tänze nach Angas ⁴⁾ an der Ostküste von Norden nach Süden fortgepflanzt. Von dem Reichtum ihrer Sprache an Namen für alles Einzelne und Bezeichnungen grammatischer Beziehungen haben wir S. 786 gesprochen. Mit Recht sagt v. Hellwald ⁵⁾ mit dem berühmten Geologen Brough Smith ⁶⁾,

1) Jung I, 100 f. (mit Bild).

2) Eine Melodie in Noten giebt Oberländer, S. 206.

3) Jung I, 103.

4) Australia II, 216. Peschel, S. 353.

5) Naturgeschichte des Menschen I, 17.

6) The Aborigines of Victoria with notes relating to the habits of the natives of other parts of Australia and Tasmania (1878, 2 voll.).

dafs der Intelligenzgrad der Australneger Neuhollands ein höherer ist, als er ihnen durchschnittlich bislang zugemessen wurde. Wenn Cook sie für stumpf hielt wegen ihrer geringen Neigung zum Stehlen und, weil sie sich nicht zum Tauschhandel verstehen wollten, so ist ersteres ja nur ehrenvoll; auch unter einander erkennen sie trotz eines gewissen Kommunismus Eigentum an unbeweglichen Sachen an¹⁾; sie hatten aber auch kein Interesse für die ihnen ganz fremden Dinge. Diebstahl unter einander kommt auch nach Bastian selten vor, und Zank und Streit ist unbekannt, wenn sie nicht nach europäischer Weise betrunken sind, indem Kriege nur aus Liebeshändeln oder aus der Pflicht der Blutrache geführt werden; gleich den Greisen werden Wahnsinnige (wohl als Behausung abgeschiedener Geister) und Krüppel aller Art (Blinde, Taube u. s. w.) sorgsamst gepflegt²⁾. Eine gewisse Gutmütigkeit und Gastfreiheit scheint ein Charakterzug der Eingeborenen; doch sind sie ängstlich und schreckhaft, dem Fremden gegenüber scheu; das daraus entspringende Mißtrauen wird bei der geringsten Veranlassung zur Feindseligkeit³⁾. Wenn die Eingeborenen Neuhollands auch im Aussterben begriffen sind, so hat die christliche Mission, der freilich das Wanderleben der Horden ein großes Hindernis entgegenstellt, doch auch nicht vergeblich an ihnen gearbeitet; Jung, Inspektor der Schulen Süd-

1) Peschel, S. 352.

2) Bastian, Inselgruppen in Ozeanien, S. 129.

3) Grundemann, S. 252. Vgl. Hellwald, S. 16. Oberländer, S. 208. Christmann, S. 351. Jung I, 92, der als Beispiele ihrer guten Seiten an die liebevolle Aufnahme des schiffbrüchigen Murrell in Queensland, an die Pflege, die am Cooper Creek dem halbverhungerten King, dem überlebenden Begleiter von Burke und Wills, zuteil wurde, an den treuen Begleiter Eyres u. a., auch an die bewunderungswerte Ergebenheit schwarzer Frauen an ihre weifsen Männer erinnert.

australiens, bezeugt, daß, so weit der Unterricht der Missionare gegangen, die Kinder der Eingeborenen mit denen der weissen Ansiedler gleichen Schritt gehalten ¹⁾. In Queensland und Neusüdwaies lernten viele Eingeborenen rasch und richtig Englisch sprechen, bildeten sich zu gewandten und kühnen Reitern aus, wurden als Hirten im Busch wegen ihrer Brauchbarkeit den Europäern vorgezogen, und man konnte aus ihnen eine sehr wirksame Sicherheitswache für entlegene Weideplätze erziehen ²⁾.

Die leider ausgestorbenen Eingeborenen von Tasmanien oder Vandiemensland standen durch wolliges Haar und dunkle Haut den Papua noch näher, als diejenigen Neuhollands, obgleich auch mit diesen in betreff der Sprache und mehrerer ethnologischen Momente ein tieferer Zusammenhang besteht ³⁾, nach Bonwick ⁴⁾ auch im Aberglauben mit den dunkeln indischen Autochthonen. Die Tasmanier erschienen zwar auch auf den ersten Blick fast religionslos; ihr erster Bischof Nidon fand bei ihnen keine Spur von Ausübung irgendeiner religiösen Handlung, keine Äußerung einer frommen Regung, wenn man nicht mit diesem Namen die Angst vor einem bösen zerstörungssüchtigen Geiste bezeichnen wolle ⁵⁾. Darin jedoch ging ihre Religion nicht auf. Nach weiteren Zeugen

1) „Natur“ 1878, 5. März. Nach Oldfield („Globus“ XVIII, 227) steht ein Australier im Alter vom 8. bis 20. Jahre ziemlich auf derselben Stufe wie ein durchaus ungebildeter Europäer; von da ab nehme seine geistige Kraft ab; mit dem vierzigsten sei sie erloschen. Dagegen gewährt nach Bastian (S. 128) gerade Erfahrung und Weisheit dem höheren Alter in Australien Ansehen.

2) Peschel, S. 353.

3) Hellwald, S. 59 ff. (mit reichem Detail). Die vier Dialekte auf der Insel sind Abzweigungen einer Sprache („Globus“ XVII, 379) obwohl sie im Wortvorrat bedeutend von einander abweichen (F. Müller II, 1. S. 87).

4) Daily life and origin of the Tasmanians (1870). „Globus“ a. a. O.

5) Lubbock, Entstehung der Civilisation, S. 185. Roskoff, S. 52.

glaubten sie an viele, allerdings meist böse Götter, die in Klüften, Höhlen u. s. w. wohnten, nachts umherschwärmten und Schaden stifteten, weshalb sie nachts nicht ausgingen¹⁾, aber auch an einen guten Geist, den die Weiber singend baten, ihre Männer zu behüten, wenn sie auf ihren Unternehmungen länger ausblieben²⁾. Ferner verehrte man die (weibliche) Sonne und versammelte sich bei Vollmond für Tänze³⁾. Dafs jenem Bischof der Ahnenkult verborgen blieb, ist leicht erklärlich; denn auch die Tasmanier vermieden (nach Dave) den Namen eines Verstorbenen, um dessen Geist nicht herbeizurufen; obwohl aber die Abgeschiedenen nicht genannt wurden, wurden sie doch als Schutzgeister (warrawah, Schatten, nach Milligan, vocabulary) angerufen⁴⁾. Ein Eingeborener schrieb seine Befreiung der schützenden Fürsorge des Geistes seines verstorbenen Vaters zu⁵⁾. Die Tasmanier safsen singend um die Leiche, „to prevent the evil spirit from taking it away“⁶⁾. Auf die Frage, warum man einem Toten ins Grab einen Speer mitgebe, antwortete ein Tasmanier: „um damit kämpfen zu können, wenn er schläft“⁷⁾. Die Tasmanier glaubten an die Wiederkehr der Geister ihrer verstorbenen Freunde und Verwandten, die ihnen je nach den Verhältnissen Gutes oder Böses zufügten⁸⁾. Doch wurde aus Furcht vor dem immerhin zunächst als lebensfeindlich

1) Gerland VI, 814. Tylor II, 18. Roskoff, S. 52.

2) Ebd. Evans, Hist. of Vandiemensland, p. 20.

3) Lloyd (33 years in Tasmania) bei Bastian, S. 116. Auch Bonwick (S. 182) bespricht ausser anderen Ritualien besonders die religiösen Tänze der Tasmanier. Roskoff a. a. O. Das von ihnen im Frühjahr gefeierte Eifest (Bastian, S. 123) hängt vielleicht mit Sonnenkult oder der Vorstellung des Welteis zusammen.

4) Bastian, S. 134.

5) Bonwick, p. 182. Roskoff a. a. O. Bastian, S. 134.

6) Davis bei Bastian, S. 133.

7) Bonwick, p. 94.

8) Backhouse (Australia) bei Tylor II, 113. Roskoff, S. 53.

gedachten, die Lebenden nachholenden Geist das Grab mit der hockenden Leiche von einem Zaun umgeben und gewöhnlich mit einem Hügel bedeckt¹⁾. Ferner wurden, offenbar zum Aufenthalt für die Geister, auf den Gräbern kegelförmige Hütten errichtet, welche, mit Rinde bedeckt, innen eine Art Gewölbe von Flechten hatten; auf einem solchen Grabe bemerkte Peron²⁾ an der Rindenfläche des Dachs Zeichnungen, die ganz den Charakteren glichen, mit denen die Vorderarme der Eingeborenen tätowiert waren; ein Beweis, daß auch hier das Tätowieren ursprünglich das Aufmalen der Darstellung des Schutzgeistes ist³⁾. Man verbrannte aber auch die Toten⁴⁾ und dachte den abgeschiedenen Geist als Schutzgeist noch irgendwie haftend an den Reliquien seines Leibes, trug daher Teile des Schädels oder Knochen in um den Hals gehängten Täschchen auf der Brust als Amulette gegen Krankheit u. s. w. Die Mutter trug Knochen des Kindes, die Witwe des Gatten. Auch die Knochen der Freunde wurden auf Wanderungen mitgenommen als Präservativ gegen Unfälle. Als Kapitän Bateman 50 Tasmanier nach einer neuen Station überzuführen hatte, bekam er zu seinem Erstaunen gleichzeitig eine Ladung Menschenschädel und Menschenknochen mit an Bord. Der Häuptling Manalagana hatte den Kieferknochen eines verstorbenen Freundes auf der Brust hängen. Als Mungo, der schwarze Führer, 1830 plötzlich mit einer herumziehenden Gesellschaft zu dem Ort gelangte, wo ein Blutbad unter seinem Volke stattgefunden, wurde er ganz angegriffen; doch, als einige der rohen Buschleute die Knochen umherzuschleudern begannen, bekam er einen Ohnmachtsanfall,

1) Bastian, S. 133 (nach Bonwick).

2) Voyage de découvertes aux terres australes I, 324.

3) Gerland VI, 814. Roskoff a. a. O. Schon Cook bemerkte den künstlichen Schmuck symmetrischer Hautnarben. Hellwald, S. 61. Die Frauen trugen Narbenlinien auf dem Bauch. Bastian, S. 130. Bild einer Grabhütte: Hellwald, S. 65.

4) Hellwald, S. 62.

der Zeugnis von seiner gewaltigen inneren Erregung ablegte; vier Tage lang verweigerte er alle Nahrung und war im höchsten Grade melancholisch. Nie benutzten die Tasmanier Hirnschalen als Trinkbecher und waren auch nicht Kannibalen ¹⁾. Nach Clark fanden sich bei den Eingeborenen verschiedene Vorstellungen von dem Schicksal der Toten; einige zeigten die Sterne, wohin sie gingen; andere phantasierten von einer Insel, nach der sie zögen, wo auch ihre Vorfahren wären, und einer Rückkehr in den weissen Leuten, in denen sie wiedergeboren würden; der mehr westliche Teil der Aboriginer aber habe keine Idee einer zukünftigen Existenz gehabt, sondern gedacht, sie wären gleich den Känguruhs ²⁾. Vielmehr glaubten sie wohl an eine Inkarnation in diesen Tieren, und so schliessen sich alle jene Vorstellungen nicht aus, sondern fliessen ineinander. Bemerkenswert ist auch hier wieder der Zusammenschluss des Ahnen- mit dem Himmelskult im Gestirnkult. Zwei schwarze Gesellen, welche das Feuer unter die Tasmanier warfen, wurden dann in die Sterne Kastor und Pollux verwandelt; auch Orion und sein Gürtel wurde nach Bonwick verehrt ³⁾. Die Tasmanier hatten auch Zauberärzte, die durch Saugen heilten, und das vor den Frauen verborgen gehaltene Holz Mooyumkarr schwirrten neben der Rattel aus Totengebeinen; auch hüteten sie heimlich, besonders gegen Frauen, den strick-

1) Bonwick im „Globus“ XVII, 378. Hellwald, S. 61f. Bastian, S. 130. 133.

2) Bastian, S. 133. 136.

3) Ebd., S. 115. Die Sage über die Herabkunft des Feuers widerlegt Lubbocks Behauptung, die Tasmanier hätten das Feuer nicht gekannt; auch Abel Tasman, der Entdecker des Landes, sah daselbst Rauchsäulen aufsteigen. „Gäa“ XII, 3. S. 153. Auch die Tasmanier korrespondierten durch Feuersignale. Bastian, S. 119. Bonwick („Globus“ XVII, 379) schliesst von dem Gebrauch von nur kleinen Feuern in dem an Brennholz reichem Lande auf Einwanderung aus einer wärmeren, weniger waldreichen Region.

umwundenen heiligen Stein, der, in Rinde aufgewickelt, auch bei der Mannesweihe eine Rolle spielte ¹⁾, bei der den unter die Männer Aufzunehmenden geheimnisvolle Namen gegeben wurden ²⁾, wohl nach den Schutzgeistern. Die Tasmanier glaubten nach Bonwick an die Macht ihrer weisen Männer, durch eine richterliche Anwendung des bösen Blicks ganze Mengen zu vernichten ³⁾. Alte Frauen dienten als Schiedsrichterinnen in Krieg und Frieden ⁴⁾. Die heiligen Steinkreise, die sich nach Bonwick in Tasmanien fanden ⁵⁾, bezeichneten Festplätze, die die Stelle der Tempel vertraten, vielleicht alte Begräbnisstätten. Auch auf Felsen und Bäumen Tasmaniens hat man rohe Zeichnungen von Tieren, Vögeln und Menschen gefunden. G. A. Robinson sah 1831 Figuren von Frauen und Männern zusammen mit „merkwürdigen Hieroglyphen“, die den Totem amerikanischer Stämme glichen. Einige sehr rohe Zeichnungen, die Browne an einem Baume fand und die ein Känguruh, die Sonne, den Mond, Schlangen, Männer in einem Boote darstellen, teilt Bonwick mit. Die Kunst, mit Holzkohle zu zeichnen, die ein Zeitvertreib der Tasmanier war, führte bei den Stämmen an der Austerbucht den Namen Makuluna, bei Port Davey im Süden aber Pallapoirena, eine Ausnahme von der Regel, nach welcher der Sprache der Tasmanier die Bezeichnung für abstrakte und allgemeine Begriffe mangelt ⁶⁾. Die Sitte der Beschneidung war den Tasmaniern unbekannt; dagegen rissen sich einige ihrer Stämme zwei oder vier obere Schneidezähne aus. Die Frauen schwärzten sich das Gesicht mit Holzkohlenpulver. Nach Cook hatten die meisten Eingeborenen Haupthaar und Bart mit roter Salbe gefärbt; sie verlangten nicht sowohl nach nützlichen, als nach Schmuckgegenständen (umgekehrt die

1) Bastian, S. 130 f. 135 (nach Bonwick).

2) Ebd., S. 125.

3) Ebd., S. 135.

4) Ebd., S. 124.

5) Ebd., S. 133.

6) „Globus“ XVII, 379.

Papua nach Juker); beide Geschlechter gingen nackt; nur hin und wieder trugen Frauen ein Känguruhfell um die Schultern und darin ihre Kleinen; in der damaligen Sommerzeit begnügten sich die Eingeborenen mit einem Obdach, laubenartig durch eingesenkte Baumzweige gebildet; von Ackerbau und Viehzucht zeigte sich keine Spur; ihre Arbeiten bestanden fast nur in Anfertigung von Steinhämmern und Waffen (Wurfkeule und Speer, während der Bumerang fehlt) durch die Männer, von Netzen und Körben durch die Frauen ¹⁾. Polygamie war allgemein; fast jeder besaß zwei bis drei Frauen ²⁾, die aber mild behandelt wurden. Die ersten Seefahrer fanden die tasmanischen Frauen völlig keusch; wenn sie sich später änderten, so ist dies bereits das Merkmal einer eingetretenen Verderbnis ³⁾. Ehebruch wurde gestraft durch Schläge oder Durchbohren der Beine. Wenn ein Mann eine gesetzliche Institution des Stammes verletzt hatte, konnte er an einen Baum befestigt (gespießt? *stuck*) und so allgemeiner Verhöhnung preisgegeben werden ⁴⁾. In physischer und oft auch in moralischer Beziehung schienen die schwarzen Kinder der Waisenschule von Hobarttown oft über den Kindern europäischer Eltern zu stehen; manche Zöglinge brachten es ziemlich weit; einer von ihnen, der schreiben konnte, gab für die Seinigen eine Zeitung heraus. Keineswegs zeigten die Tasmanier sich grausam oder blutdürstig; sie waren anfangs scheu und zurückhaltend und kamen erst später den Besuchern mit kindlichem und liebenswürdigem Benehmen entgegen; sowohl Admiral d'Entrecasteaux 1792, wie Baudin 1802 sind des Lobes über „diese höffichen und

1) „Globus“ XVII, 379. Hellwald, S. 60 ff. Bastian, S. 130.

2) Lloyd, p. 45.

3) Hellwald (S. 62), der auch gegenüber der Frage, wie die Tasmanier, angeblich kahnlos, auf ihre Insel gelangten, darauf hinweist, daß floßartige Kähne vorhanden waren, auf welchen ohne hohe nautische Leistungen eine Einwanderung, namentlich von Australien her über die inselreiche Bafsstraße möglich war.

4) Bastian, S. 126 nach Bonwick.

friedfertigen Wilden“ voll. Sie verhielten sich auch ruhig, als die Engländer ihnen ohne weiteres ihre Jagdgebiete raubten und 300 Sträflinge in die Kolonie sandten. Als aber 1804 etwa 300 Schwarze, Männer, Frauen und Kinder friedlich bei einer Känguruhjagd in der Nähe der Ansiedelung Risdon kamen und auf sie ohne jede Veranlassung gefeuert wurde, so daß 15 sofort fielen, da begann ein auf beiden Seiten mit größter Erbitterung und Grausamkeit geführter Krieg, der schließlic mit dem völligen Untergang der schwächeren Rasse endigte; 1834 wurden die letzten freien Tasmanier eingefangen. Die Zivilisationsversuche an den auf kleine Nachbarinseln übergeführten Resten konnten ihr Aussterben nicht aufhalten. Der letzte Tasmanier, König Billy oder William Lanne, starb 1869, die letzte Frau ihres Volkes 1876 ¹⁾.

b. Der Name Papūa kommt von dem malayischen Wort puapua ²⁾ oder papuwah d. h. „kraushaarig“, worunter die Malayen die dunkle Bevölkerung der ihnen benachbarten Inseln verstehen, während auf Neuguinea, dem Hauptherde der australischen Papua, der Name gänzlich unbekannt ist, soweit er nicht von malayischen Händlern eingebürgert wurde ³⁾. Das Haupthaar der papuanischen Völkergruppe ist stark abgeplattet, üppig, lang, vereinigt sich zu Büscheln und umgiebt das Haupt perückenartig als eine acht Zoll mächtige Krone; wozu allerdings auch vielfach die beständige Pflege mit Hilfe eines dreizinkigen Kammes aus Bambusrohr beigetragen haben mag. Die büschelartige Vereinigung der Haare haben die Papua mit den Hottentotten gemein, deren Haar jedoch nicht so lang und reich wächst. Auch durch ihren starken Bartwuchs und sonstige reichliche Behaarung unterscheiden

1) Bonwick, The last of the Tasmanians (1870). „Globus“ XVI, 289 ff. Hellwald, S. 62 ff. Jung, Weltteil Australien II, 147 ff. Grundemann, S. 265 f.

2) Burkhardt IV, 2. S. 6. „Natur“ 1879, S. 439.

3) Hellwald, S. 73. Jung, Weltteil Australien II, 186.

sich die Papua von der Urbevölkerung der Kapländer ¹⁾. Selbst die auf fast allen Teilen des Körpers hervorwachsenden Härchen sind büschelweise gestellt ²⁾. Im Körperbau, Schädelumriss und äußerem Ansehen ist die Übereinstimmung des Papua mit dem Neger so auffallend, daß selbst ein so genauer und vorzüglicher Beobachter wie Alfred Russel Wallace gesteht, die Ähnlichkeit beider in physischer wie intellektueller Beziehung habe ihn oft in Erstaunen gesetzt ³⁾. Die Haut aller Papuanen ist dunkel, fast schwarz in Baladea, braun oder schokoladefarbig auf Neuguinea, blauschwarz auf Viti, eine Färbung, die dem Wachstum eines hellen Flaumes auf der Haut zu verdanken ist ⁴⁾. Nach Wallace ⁵⁾ variiert die Farbe des typischen Papuanen von rufsigem Braun bis zu bläulichem Schwarz, obwohl sich letzteres hier niemals wie bei den Negern vertieft. Aber sie wechselt auch bisweilen bis zu dem hellen Ton eines sonnenverbrannten Südeuropäers, Verschiedenheiten, die man auf verschiedene Volksstämme und Mischungen mit Malayen und Polynesiern zurückführen zu müssen meinte ⁶⁾. Die Papuanen gehören unter die hohen Schmalschädel; die Kiefern sind prognath, wenn auch nicht in so starkem Grade, als dies bei Negern in äußersten Fällen vorkommt. Die Lippen sind fleischig und etwas aufgeschwollen. Die breite Nase krümmt sich mit der Spitze nach unten, wodurch der Gesichtsausdruck einen jüdischen Anstrich erhält, der keinem Beobachter entgangen ist. Abgesehen

1) Peschel, S. 358f. Jung, S. 185f. (mit Bild des Kammes), wonach neuere Beobachtungen, wie die der „Gazelle“ auf Neu-irland und Neubritannien, gezeigt, daß das Haar der Papuanen sich wohl, wie bei den Hottentotten, zu zottigen Büscheln vereinigt, nicht aber, wie bei jenen, ungleich dicht aus der Kopfhaut emporwächst.

2) Gerland, S. 546.

3) Hellwald, S. 73.

4) Gerland, S. 535. Peschel, S. 359.

5) The Malay archipelago II, 178. 445. Hellwald, S. 75. Jung II, 187.

6) Grundemann IV, 3. S. 2.

von örtlichen Schwankungen gehören die Papuanen unter die Völker von mittlerem Wuchse¹⁾. Den Australiern des Festlandes am nächsten stehend, stellen sie, wie Wallace, dem auch Hellwald zustimmt, zuerst verfochten hat, eine besondere, von Malayen und Polynesiern völlig verschiedene Rasse dar, deren Typus nicht blofs auf allen gröfseren Inseln des Ostindischen Archipels und an verschiedenen Punkten der Südsee getroffen wird; sondern es sind auch weit über ganz Polynesien und Mikronesien die Spuren vom Dasein einer dunkeln Rasse verbreitet. Überall in Polynesien finden sich Individuen, die durch dunkle, ja schwarze Farbe und krauses oder wolliges Haar den Papua sehr nahe stehen. Gerland erklärt diese Erscheinungen aus der den Polynesiern eigentümlichen Variabilität; Meinicke nimmt eine gleiche Variabilität für die dunkeln Bewohner Melanesiens in Anspruch, unter welchen hellhäutige Menschen vorkommen²⁾. So wahrscheinlich es auch ist, dafs eine dunkle kraushaarige Urbevölkerung sich von der Halbinsel Malaka, in deren Innern sich noch zerstreute Papuaresten zu finden scheinen³⁾, über den malayischen Archipel nach der australischen Inselfur ausgebreitet und dann von den Malayo-Polynesiern teils ausgerottet, teils unterworfen und assimiliert, teils nach Melanesien, wo sie das Übergewicht behielt, verdrängt wurde⁴⁾, so wenig dürfen

1) Peschel, S. 359. Vgl. Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans I, 58 ff. (auch bei Grundemann, S. 3), wonach das Gesicht, namentlich der Frauen, für Europäer oft unangenehm und abschreckend ist weniger durch seine Bildung, als durch den häufig darin hervortretenden Ausdruck des Mißtrauens und der Wildheit, und manche Melanesier dem Beobachter affenähnlich erscheinen infolge des vielfach von der Nasenwurzel an mehr rückwärts gebogenen Schädels. Die Stirn ist nach Meinicke schmal, öfter fast viereckig oder abgeplattet, die Augen schwarz oder doch dunkel, fast immer tieflegend.

2) Hellwald, S. 69.

3) Peschel, S. 362.

4) Siehe oben S. 779 f. Hellwald (S. 71 f.) erwähnt nur als abweichende Ansicht, dafs v. Schleinitz, Kapitän der „Gazelle“,

wir doch nach allem Bisherigen, namentlich auch nach den § 23 besprochenen sprachlichen Verhältnissen die Papua und Malayo-Polynesier als zwei vonhause aus grundverschiedene Rassen einander entgegensetzen, müssen sie vielmehr als Abzweigungen eines gemeinsamen Stammes ansehen, die bei aller Divergenz doch auch immer wieder verwandtschaftliche Beziehungen, Annäherungen und Übergänge zeigen.

Wir betrachten zuerst die australischen Papua des nach ihrer dunkeln Farbe genannten Melanesien oder der Inselkette, welche in weitem Bogen von dem großen Neuguinea an bis zur kleinen Fichten-Insel (Kunaie) das Festland Neuholland im Nordosten umspannt und sich auch geologisch durch das Vorkommen der älteren sedimentären Formationen, Granit, Grauwacke, Schiefer, Sandstein von dem großen polynesischen Gebiete abhebt, obgleich auch dessen vulkanische und Korallen-Formation enthält ¹⁾. Mit Ausnahme Neukaledoniens herrscht in ganz Melanesien der üppigste Baumwuchs, der in mächtigen tropischen Urwäldern das Land fast bis zu den höchsten Erhebungen bedeckt und nur an der Küste einen schmalen Streifen freiläßt. Diese pflanzliche Fülle bei Armut an Säugetieren ist ein Resultat der wunderbaren Fruchtbarkeit des zersetzten vulkanischen Gesteins, verbunden mit einem außerordentlichen Reichtum des Niederschlags infolge der Westmonsums, eine Kombination, welche unter einem solchen Himmel — Melanesien liegt zwischen dem südlichen

die ursprüngliche Bevölkerung Melanesiens für polynesisch hält, die erst zum großen Teil von einer dunkleren Rasse verdrängt worden sei, welche indes vieles von Kultur und Gewohnheiten der Polynesier angenommen habe. Ja man begegnet nach Schleinitz auf melanesischen, weniger polynesischen Inseln oft Lauten, die weder an die Papua noch an die Polynesier oder Malayen mahnen, so daß hier vielleicht noch eine dritte sehr dunkle kraushaarige Rasse existiere, die hauptsächlich in dem fast nirgends durchforschten gebirgigen Innern der Inseln in größerer Reinheit lebe.

1) Grundemann, S. 1f. Jung II, 182f.

Wendekreis und Äquator — Fieber erzeugt, die nicht allein den Europäern gefährlich sind, sondern sich auch für die von Osten hierher versetzten Polynesier recht verderblich erwiesen haben. Ganz Melanesien liegt auch im Bereich des Südost-Passats, der in den Wintermonaten von heftigen und unregelmäßigen West- und Südwinden abgelöst wird, die zuweilen zu verheerenden Orkanen anwachsen, aber auch ohne Zweifel zur Verbreitung der Bewohner nicht wenig beigetragen, ebenso wie die Strömung, welche im ganzen melanesischen Meeresgebiete von Südosten nach Nordwesten fließt, die Verbreitung der Organismen förderte, wie denn King an der Norfolk-Insel Kahntrümmer, Götzenbilder, Kokosnüsse u. a. angeschwemmt fand ¹⁾. Die Melanesier selbst sind trotz der Schwächlichkeit mancher verkommenen Stämme und Individuen im ganzen durchaus nicht ein schwächlicher Menschenschlag; sie sind behende, gute Kletterer und Schwimmer ²⁾. Übrigens fällt keineswegs die ethnographische Grenze stets mit der geographischen des Begriffs Melanesien zusammen; denn papuanische Elemente spielen über die breite Meeresstraße hinüber, welche sowohl Mikronesien als das eigentliche Polynesien von Melanesien scheidet. So wird die wichtige Viti-Gruppe ihrer natürlichen Lage nach von den meisten Geographen zu Polynesien gerechnet, während ihre Bewohner vorherrschend papuanischen Charakter haben. Umgekehrt sind nach Miklucho-Maclay ³⁾ die Bewohner des im äußersten Westen Melanesiens gelegenen Ninigo-Archipels keine Papua, sondern Mikronesier. Im allgemeinen nimmt die Reinheit des Papua-Typus ab gegen Osten und umgekehrt der polynesischer Einfluss in Sprache und Sitte gegen Westen ⁴⁾. Ethnologische Unter-

1) Jung II, 184f.

2) Gerland, S. 557. Grundemann, S. 4.

3) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1878, S. 108.

4) Hellwald, S. 99.

schiede sind nach Hellwald ¹⁾ folgende: Die Papua gebrauchen Pfeil und Bogen als Kriegswaffe, während die Polynesier sich nur der Speere, Keulen und Schleuder bedienen. Die Polynesier bereiten das berauschende Kawagetränk, welches die Papua nicht kennen; diese kauen dafür Betel, was wieder die Polynesier nicht thun ²⁾. Der Gebrauch irdener Geschirre ist nur den Papua eigen, den Polynesiern nicht. Die Polynesier tätowieren sich durch Nadelstiche, die Papua durch Einschnitte in die Haut mit nachfolgender Narbenbildung. Der Anwendung des Tabu bedienen sich endlich nach Hellwald nur die Polynesier; erst in letzterer Zeit sei diese Sitte auch auf einigen Papua-Inseln Melanesiens eingeführt worden. Dafs die Papua indes auch ihr eigenes Analogon des Tabu gehabt haben, mag es von ihnen auch nicht in der Weise wie von den Polynesiern ausgebildet worden sein, ist schon aus ihrer Mittelstellung zwischen den Australnegern Neuhollands, bei denen wir das Analogon des Kobong gefunden, und den Polynesiern wahrscheinlich. Nach Max Müller ³⁾ ist Mana eine melanesische Bezeichnung für das Unendliche. Es findet sich allerdings auch auf Neuseeland als Korrelat des „Tapu“ und bedeutet „mächtig, wirksam“ ⁴⁾, im Marquesas- und Hawaii-Dialekt nach Mosblech ⁵⁾ „pouvoir; fort, puissant, heureux; branche d'arbre; morceau, parcelle“, kann aber sehr wohl eines der den Melanesiern mit den Polynesiern ursprünglich gemeinsamen Worte sein. Müller beruft sich auf den erfahrenen Missionar und Theologen Codrington, der in einem Brief vom 7. Juli 1877 von den Norfolk-Inseln schreibt: „Die Religion der Melanesier besteht, was Glauben betrifft, in einer Überzeugung, dafs es eine übernatürliche Macht giebt, die aber zum Kreise des

1) Hellwald, S. 74.

2) Die Sirihdose mit den Blättern der Betelpfeffer-Rebe ist allerdings auch von den Malayen unzertrennlich. Oberländer, S. 128.

3) Ursprung der Religion, S. 59f.

4) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 178ff. 196ff.

5) Vocabulaire Océanien, p. 64.

Unsichtbaren gehört, und, was Kultus betrifft, im Gebrauch von Mitteln, um diese Macht zu unserem eigenen Vorteil zu verwenden. Es giebt einen Glauben an eine Kraft, ganz verschieden von Naturkräften, die in allen möglichen Weisen Gutes und Böses schafft, und die zu besitzen oder zu beeinflussen zum größten Vorteil gereicht. Dies ist Mana. Das Wort existiert, glaube ich, über den ganzen Stillen Ozean, und viele haben versucht, zu erklären, was es an verschiedenen Orten bedeutet. Ich glaube, ich weiß, was unsere Leute darunter verstehen, und das scheint mir alle die verschiedenen Bedeutungen zu umfassen und zu decken, die wir von anderen Orten aus hören. Es ist eine Macht oder ein Einfluß nicht natürlich, sondern in gewissem Sinne übernatürlich; aber es zeigt sich in natürlichen Kräften und in irgendwelcher Macht oder Übermacht, die einzelne Menschen besitzen. Dieses Mana ist nicht an irgend-etwas gebunden und kann nach überallhin mitgeteilt werden. Geister, vom Körper getrennte Seelen, übernatürliche Wesen besitzen es und können es mittheilen. Seinem Ursprung nach geht es immer von persönlichen Wesen aus; aber es kann sich mittelst des Wassers, mittelst eines Steins oder eines Knochens äußern. Alle melanesische Religion besteht darin, dieses Manas für sich habhaft zu werden oder es zu unserem Nutzen verwendet zu sehen, — alle Religion, d. h. soweit sie in religiösen Gebräuchen, in Gebeten und Opfern besteht.“ Wenn nach Codrington das Mana die ganze melanesische Religion in dieser Weise beherrscht, so kann es den Melanesiern nicht bloß von außen importiert sein, und wenn nach Max Müller dies Mana der Melanesier schon deutliche Spuren von Entwicklung und Verfall bemerken läßt, so kann, wo das Tabu-Mana zu fehlen scheint, dies, wenn nicht auf unzureichender Erforschung und Geheimhaltung, so doch auf nur geringerer Ausbildung der gleichwohl vorhandenen Grundidee oder größerer Beschränkung ihrer Anwendung oder auch auf Verfall beruhen. Auf gleichen

Gründen wird es aber auch beruhen, wo es wirklich zutrifft, was Codrington ebenfalls sagt: „Die Idee eines höchsten Wesens ist den Melanesiern ganz fremd, ja selbst die Idee von irgendwelchen Wesen, die eine sehr hohe Stellung in der Welt einnehmen.“ Tiefer sieht Müller in dem Mana eine Bezeichnung des Unendlichen selbst, und wo dies durch das Endliche, dem es sich mitgeteilt, ganz verdeckt und verdunkelt wird, ebenda ist auch Verfall¹⁾. Wir werden selbst auf Neuguinea den Glauben an einen großen Geist finden, der das Land erschaffen, ebenso auf Neukaledonien einen Schöpfer oder Weltseele und auf Viti einen Welt- und Menschenschöpfer Ndengei, den „Ewigen“, „Ungewordenen“ u. s. w., im Anschluß daran auch mehr oder weniger reiche mythologische Dichtungen, wenn sie auch nicht den Reichtum der polynesischen erreichen. Bei der Verehrung der Abgeschiedenen ist der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode selbstverständlich und bei allen Papuanen so mächtig, daß er zu Selbstmord und Menschenopfern am Grabe der Verstorbenen führt²⁾. An das Streben, des Mana teilhaftig zu werden oder andere Seelen in sich aufzunehmen, knüpft sich allerdings auch grauenvoller Kannibalismus, der mit dem Mangel an Säugetieren und der wenig wählerischen Nahrung nicht ausreichend motiviert ist³⁾. An den Ahnenkult knüpfen sich auch dualistische Ansichten, ferner Reliquien, insbesondere Schädelkult⁴⁾, wie wir solchen bereits oben (S. 819) im Anschluß an Analoges bei den Australnegern Neuhollands von den auch schon zu den

1) Nach Grundemann (S. 10) ist es trotz unserer dürftigen Kenntnis der melanesischen Religionen sicher, daß die bei den verschiedenen Stämmen bekannten oberen Götter sehr in den Hintergrund getreten sind und wenig oder gar keine Verehrung empfangen, während dagegen die Seelen der Vornehmen auf manchen Inseln verehrt werden.

2) Peschel, S. 367.

3) Ebd., S. 365. Meinicke I, 60. Grundemann, S. 5f.

4) Peschel, S. 366. „Natur“ 1881, S. 163.

Melanesiern gerechneten Darnley-Insulanern erwähnt. Oft sind die Begräbnisstätten zugleich Stätten des Kult wie in Polynesien; sonst werden die Gemeindegäuser zugleich als Kultusstätten benutzt. Zauberei beherrscht das melanesische Leben weit und breit. Besondere Priester scheint es auf einigen Inseln zu geben, während auf anderen der Häuptling die religiösen Funktionen verrichtet. Auch bildliche Darstellungen der Götter werden beim Kultus benutzt ¹⁾. Wallace ²⁾ legt großes Gewicht darauf, daß der Papuane sein Haus, sein Fahrzeug und seine Geräte mit Schnitzwerk verziert und so einen Kunsttrieb verrät, den er der malayischen Rasse fast gänzlich abspricht. Allein das letztere gilt höchstens nur von asiatischen Malayen und kann auch bei diesen dem Umstand zugeschrieben werden, daß die Gewerbe und Künste der Halbkultur nach längerem Handelsverkehr mit verfeinerten Völkern vernachlässigt werden und erlöschen. Die polynesischen Malayen dagegen überbieten durch kunstsinnige Schnitzereien und Tätowierungen leicht alle Papuanen. Die letzteren haben sich, wie ihre weite überseeische Verbreitung bezeugt, frühzeitig und vielleicht vor den Malayen auf die See gewagt, sind aber von diesen an nautischer Geschicklichkeit später weit überboten worden. Die Werkzeuge der Papuanen sind undurchbohrte Steingeräte; doch hat sich über den Westen von Neuguinea bereits die Kenntnis der Eisenerze und ihrer Ausschmelzung verbreitet, bei welcher letzteren bereits der malayische Blasebalg mit Pumpen und Röhren angewendet wird ³⁾. Was die Bekleidung betrifft, so bedeckt sich das weibliche Geschlecht wenigstens nach der Altersreife stets mit dem Fransengürtel (liku); bei den Männern ist ein Lententuch gebräuchlich; doch genügt an den abgelegenen Küsten und Inseln oft ein Stück Bambusrohr, ein zusammen-

1) Grundemann, S. 10.

2) Der malayische Archipel II, 413.

3) Finsch, Neuguinea, S. 113. Peschel, S. 364.

gerolltes Blatt, ein Kürbis, eine Muschel, um das Geschlechtswerkzeug zu verstecken und es an einer Hüftenschnur festzubinden ¹⁾). Gänzliche Nacktheit der Erwachsenen gehört zu den Seltenheiten, soll aber auf der neubritannischen Inselgruppe vorkommen ²⁾). In auffallendem Gegensatz zu dieser Dürftigkeit der Kleidung steht die Menge und Verschiedenheit der Zierate, mit denen die Melanesier den Körper schmücken. Sie übertreffen darin noch die Polynesier. Die auffallendste Verzierung wird den Haaren zuteil. Es giebt dabei keine allgemein gültige Form des Haarschmucks. Einige melanesische Völker dehnen es durch beständiges Kräuseln aus; andere fügen perückenartig dem eigenen Haare fremdes zu, wie die Insulaner der Torresstrafse; noch andere stecken sie in kurze breite Bambusrohre, aus deren Öffnungen sie weit hervorstehen, wie die Neukaledonier; einige flechten sie in eine Menge kleiner Flechten, wie in der Torresstrafse, die andere mit Rindestreifen unwickeln unter Freilassung der Spitzen, wie die Bewohner der südlichen Neuhebriden u. s. w. Dabei tragen sie alle Kämme darin, und ebenso allgemein ist die Sitte, das Haar durch Waschen mit Kalkwasser rötlich oder weiß zu färben. Ebenso häufig ist die Verzierung des Haares durch Vogelfedern, Blumen und lange Stengel wohlriechender Pflanzen, die sie überhaupt sehr lieben. Nicht selten umgeben sie es mit einer Art Mütze von Zeug oder Rinde. Dagegen tragen die Frauen das Haar fast überall kurz abgeschnitten. Außerdem haben die Melanesier öfter einen Schmuck von weißen Muscheln an der Stirn und durchbohren allgemein die Ohren, in deren Löchern sie schwere

1) Dieselbe Sitte herrschte zur Zeit der Entdeckung am karibischen Golf in Kumana und auf der Landenge von Darien. Das Zusammenschnüren der Vorhaut, ebenfalls eine papuanische Sitte, wiederholt sich nach Prinz von Neuwied (Reise nach Brasilien [1820] I, 377) bei den brasilianischen Machacaris am Belmonte, sowie bei den Patachos. Peschel a. a. O. Vgl. Grundemann, S. 6f.

2) Lesson, Voyage autour du monde (1839) II, 37. Peschel, S. 365. Jung II, 188. Im Osten der Geelvinks-Bai. Baltin, S. 40.

Ringe von Muscheln und besonders von Schildpatt, auch Blumen und Blätter tragen, so daß sie dadurch (wie bei den malayischen Dayak u. s. w.) bis zu den Schultern herabgezogen werden. Noch mehr entstellt sie der ihnen vorzugsweise eigene Schmuck in der durchbohrten Nasenwand, der aus Holz, Schweinszähnen, Steinen u. s. w. besteht; auf manchen Inseln durchbohren sie außerdem noch die Nasenflügel und stecken Ähnliches hinein. Um den Hals tragen sie Halsbänder von verschiedenen, oft ganz komplizierten Formen aus Samenkörnern, Muscheln, Knochen, auch Kaschelotzähne an Fäden befestigt, auch um die Arme ähnliche Zierate aus Muscheln, Schweinszähnen, Kokoschale, darin auch Blumen und Stengel wohlriechender Pflanzen, und dieselben Bänder werden auch um die Beine angebracht. Ganz allgemein ist es, die Haut mit Kokosöl zu salben und dann zu bemalen, hauptsächlich mit schwarzer, dann auch mit roter und weißer Farbe, was in manchen Fällen, besonders bei Kriegszügen oder zur Trauer bei Todesfällen, zu geschehen scheint. Die Art der Bemalung ist im einzelnen sehr verschieden; in einzelnen Fällen werden weiße Ringe um die Augen gezogen oder das Gesicht halb rot und halb weiß angestrichen ¹⁾. Die Tätowierung durch Narben haben wir bereits erwähnt. Übrigens ziehen die Papuanen nach Juker im Verkehr mit Europäern nützliche Artikel bloßen Schmucksachen vor ²⁾. Die Wohnungen der Melanesier sind im ganzen nach einem System, nach Art prähistorischer Pfahlbauten errichtet. Sie bestehen aus niedrigen Pfosten, auf denen ein mehr oder weniger spitzes Dach von Stroh oder Palmenblättern auf Sparren ruht. Doch sind sie in der Form außerordentlich verschieden. In Neukaledonien und der Torresstraße sind sie rund und heuschaberartig, mit einem starken Mittelpfosten,

1) Meinicke, Gerland, Grundemann, Jung a. a. O. Hellwald, S. 82 ff. Schmuckgegenstände und Waffen abgebildet bei Jung, S. 193f. und Oberländer, Ozeanien (1872), S. 40f., wo auch Götzenbilder (s, i, z, sämtlich mit menschlichem Gesicht).

2) Bastian, S. 130.

auf dem die Dachsparren aufliegen, auf anderen Inseln vier-eckig mit einem Dachbalken. Auf den westlichen Inseln (Neuguinea und Neubritannien) stehen sie auf starken Pfosten, über denen (auf den Luisiaden) einfach ein halbrundes Dach liegt, während es auf dem südlichen Neuguinea spitz mit erhöhten Giebelenden ist, und in demselben Lande finden sich auch die auffallend großen Gebäude, in denen alle Familien eines ganzen Stammes in besonderen Gemächern unter einem Dache leben. Aber neben diesen verhältnismäßig kunstvolleren Gebäuden finden sich auch ganz rohe aus in den Boden gesteckten und oben verbundenen Zweigen, die an die Hütten der Australneger Neuhollands erinnern. Der Raum zwischen den Seitenpfosten ist oft offen, oft auch durch Matten geschlossen. Im Innern ist nicht selten noch ein Gestell aus Stangen und Brettern, um Sachen zu bewahren und darauf zu schlafen; auch pflegt ein Feuerplatz nicht zu fehlen, auf dem beständig Feuer brennt, um die Moskiten durch den Rauch zu verscheuchen. Die kleineren Häuser sind nicht selten von Zäunen umgeben. Auch giebt es Gemeindegäuser, die zugleich die Stelle des Tempels vertreten, sonst aber als Herberge für Fremde und Schlafplätze der unverheirateten jungen Männer gebraucht werden. Sie sind besonders sorgfältig gebaut, auch mit Schnitzwerk oder Knochen und Menschenschädeln geschmückt, wie das auch bei den Häusern der Häuptlinge der Fall ist. Rohe Festungswerke finden sich überall. In einigen Archipelen herrscht auch die auf den indischen Inseln weit verbreitete Sitte, die Dörfer durch bedeckte Gruben zu schützen, in deren Grunde geschärfte Bambusstöcke angebracht sind. Zeichen giebt man in Kriegen allenthalben durch eine Muschel. Bei den unaufhörlichen Kriegen zwischen den einzelnen Stämmen bilden die Waffen das ausgezeichnetste Produkt ihrer Industrie, während sie in der Verfertigung der Zeuge (aus Rinden und Matten) den Polynesiern sehr nachstehen. Besser sind die aus Pflanzenfasern verfertigten Stricke und Netze. Fischfang betreiben sie fast überall eifrig und schießen

die Fische auch mit Speeren und Pfeilen; auf Neuguinea und Neukaledonien werden Fische durch Betäubung gefangen. Landbau betreiben die Melanesier auf manchen Inseln in ausgedehnterem Maße (in einigen Archipelen sind Gärten und Pflanzungen mit niedlichen Zäunen umschlossen), in anderen dagegen nur unbedeutend; auf einigen Inseln besteht die Sitte, das Land, nachdem es erschöpft ist, zu verlassen und neues zu wählen; die Melanesier (auch die Vitier) bauen mit Vorliebe den Yams (*Dioscorea*), die Polynesier dagegen die Arumwurzel an. Von Haustieren zieht man Schweine und Hühner. Doch, wie es scheint, mehr zum Handel als zum eigenen Gebrauch. Was die politische Verfassung betrifft, so findet sich die größte Zersplitterung. Selbst auf kleineren Inseln finden sich oft vier, fünf oder mehr von einander ganz unabhängige Stämme, die in fortwährenden Kämpfen mit einander leben, und deren jeder seine besonderen Einrichtungen hat. Oft erscheint die Verfassung demokratisch, die Macht der Häuptlinge schattenhaft; doch hat sich auch daneben eine förmliche Staatenbildung mit mächtigen Häuptlingen und (auf Neukaledonien) der Unterschied einer im Besitz des Bodens befindlichen vornehmen Klasse von der besitzlosen Volksmenge wie in Polynisien entwickelt. Dafs Unterjochte und Gefangene zu Sklaven gemacht werden, wissen wir von Neuguinea, wo sie früher an molukkische Händler verkauft wurden; doch wird ihr Los als ein erträgliches geschildert. Polygamie herrscht bei den meisten, doch keineswegs bei allen Stämmen und meist in geringer Ausdehnung. Die Ehe wird zum Teil unter religiösen Zeremonieen geschlossen. Das Los der Frauen ist meist sehr hart. In diesem Stück stehen sie hinter den Polynesiern sehr zurück. Die Keuschheit des weiblichen Geschlechts ist jedoch ungleich gröfser, als bei diesen. An geselligen Vergnügungen, namentlich Tänzzen fehlt es nicht. Große Vorliebe haben sie für Musik ¹⁾. Ihrem Charakter

1) Meinicke, Gerland, Grundemann, Jung a. a. O. Hellwald, S. 85 ff. Nach S. 91 (Grundemann, S. 208) leben

nach sind die Melanesier leicht erregbar, mißtrauisch, oft verräterisch, grausam und blutdürstig, diebisch, lügnerisch, doch daneben auch wieder liebenswürdig, sittenstreng, mutig und kriegslustig; neben Trägheit und Nichtsthuerei findet sich auch Fleiß; trotz vieler Züge von Roheit finden sich auch innige Familienverhältnisse. Die schlimmen Eigenschaften sind häufig durch Unbilde und Frevel der Europäer, die 1828 Sandelholz von Eromanga zu holen begannen, geweckt worden, und bei freundlicher Behandlung zeigen sich diese Wilden auch wieder freundlich. Bei einem großen Teil der Melanesier treten die bösen wie die besseren Eigenschaften hinter einer bedeutenden Stumpfheit unter dem Elend der Existenz zurück ¹⁾. Erst seit wenigen Decennien, aber mit großem Mut hat sich die deutsche, holländische und englische Mission auf dies noch wenig durchforschte und abschreckende Gebiet begeben; John Williams, der Apostel der Südsee, fiel 1846 als einer der ersten Märtyrer auf Eromanga, das indes jetzt für das Christentum gewonnen scheint, wie Viti schon durch die grundlegende Arbeit des John Hunt (gestorben 1848). Im ganzen ist bei den übrigen wilden Stämmen Melanesiens noch nicht viel erreicht, obschon nirgends wohl so viel Märtyrerblut geflossen ist als gerade hier. Doch sind die Anfänge gemacht, und die Beharrlichkeit der Mission verspricht wohl, endlich zu glücklichen Ziele zu führen ²⁾.

Wir wenden uns nunmehr zu den einzelnen Inseln und beginnen mit Neuguinea, das, 13 000 Quadratmeilen groß,

auf Neuguinea die meisten Männer in Monogamie, obgleich Vielweiberei erlaubt ist.

1) Gerland, S. 687f. Grundemann, S. 4f. 11. Jung, S. 191. 196f. Hellwald (S. 73) nennt den Papua im Gegensatz zu der sentimentalen Verherrlichung der Naturvölker durch Rousseau und die von seinen Ideen beeinflussten Reisenden eine Bestie, allerdings eine äußerst begabte, intelligente, selbst künstlerischer Leistungen fähige Bestie.

2) Jung, S. 203ff. 221. Grundemann, S. 11ff. Warneck in Herzogs Realencyklopädie X, 85.

Borneo und Deutschland an Gröfse gleichkommt ¹⁾. Es wurde schon 1526 von dem Portugiesen de Meneses entdeckt und nach dem krausen Haar seiner Bewohner Papua, 1545 nach ihrer Ähnlichkeit mit den Negern des westafrikanischen Guinea von Ortez de Rez Neuguinea genannt; gleichwohl gehört das Innere noch zu den unbekanntesten Theilen der Erde ²⁾. Wir besprechen die einzelnen bekannten Küstenstämme, indem wir von Südwesten nach Norden und dann nach Osten und Südost herumgehen. Von der großen Insel Frederik Hendrik wird die Südwestspitze Neuguineas durch die Durga- oder Mariana-Strafse getrennt ³⁾, welche von dem Holländer Kolff 1825 entdeckt wurde. Er fand auf der Fahrt durch die Strafse keine Spur von Menschen; erst beim sechsten Grad bemerkte er Rauch, der vom Ufer aufstieg. Bald zeigten sich auch Papua in schlechten Böten, die bald, nachdem ihnen Geschenke ans Ufer gelegt, dreister wurden und sich zu einem Angriff anschickten, bis ein blinder Schufs sie verjagte. Sie flüchteten dann auch vom Strande aus ihren zahlreichen Hütten, die aus eingerammten Asten bestehen, in die Wälder. Sie verkaufen die im Kriege gefangenen Bergvölker und selbst Eltern ihre Kinder an Händler von Ceram-Laut. Ihre Haut ist entschieden schwarz, doch namentlich das Gesicht mit rotem Ocker gefärbt; sie gehen fast nackt ⁴⁾. Wendet man sich von der Mariana-Strafse an der Westküste nordwärts, so kommt man an den großen Utanata-Flufs. An der Mündung desselben wohnt ein Stamm, der sich von dem eben beschriebenen sehr unterscheidet; er ist schöner und gröfser; auch scheinen die Utanaten seit der Zeit, da Cook sie besuchte, viele ihrer Sitten unverändert beibehalten zu haben. Ihre Farbe ist ein tiefes Dunkelbraun mit einem bläulichen Anflug, der

1) Baltin, Morgenröte auf Neuguinea, Leben des Missionars Geifslers, mit Vorwort von Dr. Warneck (1878), S. 32. Seydlitz, S. 306.

2) Oberländer, Ozeanien, S. 2. Jung II, 224f.

3) Oberländer, S. 4.

4) Ebd., S. 11 ff.; Fremde Völker, S. 180. 182. 189 (Bild).

wohl von der Einreibung mit einer aromatischen Baumrinde herrührt. Viele Männer (gehen ganz nackt und) sind dabei erpicht auf Schmucksachen. Die Tätowierung besteht in Einschnitten, die man mit glimmenden Kohlen ausbrennt. Die Zähne werden spitz gefeilt, durch das Nasenbein ein Knochen oder Eberzahn gesteckt. Bei Versprechungen legen sie eine Art Eid ab, indem sie sich die Haut ritzen und das herausfließende Blut mit Seewasser vermischt trinken. Sonst ist von Religion nichts bemerkt worden. Sie sind Freunde lärmender Musik (Tifa, Trommel) und des Gesanges, den einer vorträgt, während die anderen von Zeit zu Zeit einfallen. Im Hausbau sind sie den Papua an der Mariana-Straße überlegen; ein 34 Meter langes, aber nur 2 Meter breites und gar nur 1,6 Meter hohes Haus mit 19 Thüren enthielt besondere Abteilungen für einzelne Familien. Als Waffen haben die Utanaten hölzerne Bogen, Pfeile (nie vergiftet), Speere und Keulen, reich verzierte Schilde und Stöcke, endlich Beile aus scharfem Kiesel, mit Stricken am Stiel befestigt; ja Cook dachte bei der zu Signalen durch Röhren geblasenen Asche an Feuerwaffen. Ihre Kanoe sind groß, hübsch geschnitzt und bemalt. An Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen fehlt es nicht. Die Schädel der im Kampfe erschlagenen Feinde werden über Feuer getrocknet und in Felsenhöhlen niedergelegt. Zu Ehren tapferer Krieger feiert man dabei ein siebentägiges Fest ¹⁾. Den Utanaten ähneln die Bewohner des nordwestlich von ihnen bis zur Hälfte der Tritonsbai sich erstreckenden einem Radscha unterstellten Distrikts von Aiduma; sie schneiden das Kopfhaar ziemlich kurz ab und tätowieren sich nicht, brennen sich nur auf der Stirn einen kleinen Fleck ein und stecken durch das Nasenbein eine Feder. Ihre Hütten sind wie die der Utanata, nur dafs sie keine innere Abteilungen haben. Daneben befinden sich Gerüste aus Bambus mit einem Dach von Palmenblättern,

1) Oberländer, Ozeanien, S. 14 ff.; Fremde Völker, S. 182 ff. (Bild 185. 187).

auf denen sie die Gebeine ihrer Toten aufbewahren. Die Leichen beerdigen sie zunächst auf einem umzäunten Platze und graben dann die Gerippe wieder aus¹⁾. Die drei Distrikte Aiduma, Namototte und Adie stehen unter der Oberherrlichkeit des Sultans von Tidore, der die Radschas für diese Gegenden ernennt und mit seinen gefürchteten Hongie-Flotten einen gewissen Tribut einfordert²⁾. Die zum Distrikt Namototte gehörigen Bewohner der Tritons-(Uru-Languru-) Bai sind weniger kräftig gebaut als die bisher beschriebenen und kaum mittlerer Größe. Ihre Hautfarbe ist die der Bewohner von Aiduma; ihr rötlich-schwarzes, krauses Haar lassen sie wachsen, wie es will. Das Durchbohren des Nasenbeins, das Tätowieren und das Feilen der Zähne kommt bei ihnen nicht vor. (Infolge des lebhaften Verkehrs mit Händlern gehen sie alle mehr oder weniger bekleidet.) Ihre Hütten sind besser als am Utanata und stehen meist auf Pfählen; doch wohnen auch viele Familien auf ihren Segelprauen, die sie von den Ceramesen eintauschen, während sie selbst nur kleine Böte für zwei bis drei Mann aus hohlen Baumstämmen machen. Von den Ceramesen sind sie äußerlich zum Mohammedanismus bekehrt worden; sie halten sich aber an denselben bloß insofern, als sie kein Schweinefleisch essen. Dagegen stecken sie voll von Aberglauben. So dürfen sie — was an das Tabu erinnert — in gewissen Flüssen nicht baden, dort kein Holz fällen u. s. w. Die Toten bestatten sie zwar nach mohammedanischer Weise, graben aber die Gebeine nach Jahresfrist wieder aus und setzen sie in einer Felsenhöhle bei. Das giebt Anlaß zu einem achttägigen Fest, bei welchem wacker gezecht und furchtbar gelärmt wird. Mehrere Weiber können sie nehmen; nur muß für ein Mädchen eine ansehnliche Summe gezahlt werden. Beim Tode eines Radscha folgt dessen jüngster Bruder, in dessen Ermangelung der Sohn eines

1) Oberländer, Ozeanien, S. 19.

2) Ebd., S. 26.

älteren Bruders. Sie sind argwöhnisch gegen Feinde, da sie von denselben oft schwer heimgesucht werden ¹⁾. Viel kräftiger gebaut sind die Papua an der Bucht von Kaimani, haben aber dieselbe dunkelbraune Hautfarbe und krauses schwarzes Haar, das die Männer in kurzen Flechten auf dem Vorderkopf zusammenbinden. (Kleidung tragen sie nicht, wohl aber Ringe von Muscheln und Kupferdraht; auch brennen sich beide Geschlechter verschiedene Figuren ein.) Sie stehen auf einer noch niedrigeren Bildungsstufe als die an der Tritonsbai; sie verstehen trotz ihres häufigen Verkehrs nicht einmal die Sprache von Ceram. Gleichwohl haben sie die Ahnung von einem höheren Wesen, das sie Amore nennen und als in den Wolken thronend und ihre Geschicke leitend sich vorstellen; Verehrung aber erweisen sie diesem Wesen nicht. Die Begräbnisfeierlichkeiten sind dieselben, wie an der Tritonsbai; nur müssen Witwen bis zur Wiederausgrabung ihres Ehemannes einen dichten Schleier, der den Kopf und das ganze Gesicht bedeckt, tragen und dürfen sich bis dahin nicht anderweit verehlichen. Ihre Ehen schliessen sich einfach dadurch, daß der Bewerber, sobald er den bestimmten Brautschatz bezahlt hat, seine Auserwählte in Beschlag nimmt und ein Fest veranstaltet. Eine Wöchnerin wird mit ihrem Kinde in eine abgesonderte Hütte gebracht, in welcher sie 20 Tage lang streng abgeschieden leben muß; das Kind erhält dann vom Vater einen Namen. Überhaupt herrscht unter diesen Eingeborenen große Sittlichkeit. Eine Ehebrecherin wird von ihrem Mann sofort verstossen. Vielweiberei kommt selten vor. Auch Diebstähle sind selten. Kommen Schiffe an die Küste, um Tauschhandel zu treiben, so müssen sie den Papua ihre Produkte zum voraus bezahlen, da diese erst ins Gebirge gehen müssen, um dort Erzeugnisse einzuhandeln; doch soll es nie vorkommen, daß sich ein Papua mit dem Gelde aus dem Staube macht. Irdene Gefäße sind ihnen unbekannt. An Fehden zwischen

1) Oberländer, S. 20f.

den verschiedenen Stämmen fehlt es nicht; oft macht man einen Überfall, bloß um Köpfe zu erobern, und daraus entspinnen sich oft langwierige Kämpfe. Die Schädel der im Kampfe erschlagenen Feinde werden über Feuer getrocknet und in Felsenhöhlen niedergelegt. Zu Ehren der Krieger, die sich durch Tapferkeit auszeichneten, feiert man dabei ein siebentägiges Fest¹⁾. Dabei werden wir an die alte malayische Sitte des Schädelraubes erinnert, die noch in Borneo im Schwange ist²⁾ und auf dem Wahn beruht, mit dem aufbewahrten Schädel auch über Kräfte und Eigenschaften seines zukünftigen Besitzers verfügen zu können³⁾. Auch der niederländische Regierungsbeamte v. Rosenberg⁴⁾ erkennt bei den Papua auf der Südwestküste Neuguineas einen dunkeln Begriff von einem obersten Wesen an, nach dessen Willen die Menschen leben, handeln und sterben, ohne daß sie es äußerlich verehren. Nach demselben wird zwar am Tage der Beerdigung und nach Ablauf eines Jahres bei Überführung der ausgegrabenen Knochen in das Haus des Verstorbenen ein mehrtägiges Fest gefeiert; ist man aber damit fertig, so werden die Gebeine in Höhlen oder auf Felsen am Meere niedergelegt, und man bekümmert sich nicht weiter um sie; dagegen werden die Verstorbenen in hölzernen Bildern, Karwar, zur Abwehr von Übeln durch Opfer (Tabak, Baumwollenzeug, Glasperlen) verehrt, wobei man die Hände über der Stirn schließt und sich wiederholt beugt; für abschlägigen Bescheid gilt es, wenn den Supplikanten Zittern oder Niesen erfaßt⁵⁾; die Leichen der Erschlagenen bleiben aus Furcht vor den Geistern unbeerdigt. — Die Küsten vom Kap Buru an bis über die Bucht von Kaimani sind sehr gebirgig, aber

1) Oberländer, S. 22 f.

2) Jung II, 266.

3) Geistbeck, Bilder aus der Völkerkunde, S. 14.

4) Der malayische Archipel; Land und Leute in Schilderungen, gesammelt während eines 13jährigen Aufenthalts in den Kolonien (1879) III, 417 ff.

5) Vgl. Max Müller, Essays I, 61.

ziemlich dicht bevölkert. Über diese Bergvölker, Wuka genannt, was gleichbedeutend ist mit dem malayischen Orang gunong „Bergmenschen“¹⁾ hat man noch keine genauere Kunde. Sie sind kräftiger und stärker gebaut, auch roher und in ihren Sitten einfacher, als die Thalbewohner. Sie legen ihre Schwüre bei einem hohen Berge ab, der sie im Fall des Meineids überschütten soll²⁾, bei ihren Waffen, die sie durchbohren sollen³⁾, aber auch bei der Sonne, der sie zuweilen opfern, indem sie etwas Eßbares in die Höhe halten, es der Sonne anbieten und wegwerfen. Bei einem Todesfall läßt man die Leiche den ersten Tag in der Hütte liegen, während sich die Verwandten und Nachbarn versammeln und ein Trauergeheul anstimmen. Hierauf wäscht man den Toten, wickelt ihn in Kattun oder Bast, legt ihn auf ein anderthalb Meter hohes Gestell und bedeckt ihn mit Pandanusblättern. Man zündet dann unter dem Gestell ein gelindes Feuer an und unterhält es ungefähr 30 Tage lang, um den Leichnam zur Mumie zu dörren, worauf man ein achttägiges Fest feiert und die Leiche in feierlichem Zuge auf ein höheres überdachtes Gerüst bringt. Am letzten Festtage nimmt man die Leiche herunter, schafft sie in eine Felsenhöhle und verbirgt sie unter Baumblättern. Hat ein Jüngling sein Auge auf ein Mädchen geworfen, so macht er ihr bei passender Gelegenheit einen Antrag und bespricht, wenn er Gehör gefunden, mit ihr zugleich den Tag der Flucht. Bis dahin läßt er sich nichts merken, arbeitet vielmehr unverdrossen an der Anlage eines Gartens. Am festgesetzten Tage entflieht das Pärchen in die Wälder. Das hat jedoch keine weiteren Folgen, als daß die Angehörigen die Flüchtlinge verfolgen und, wenn sie dieselben aufgestöbert haben, den Brautschatz feststellen. Darauf folgt die eigentliche Trauung, die darin besteht, daß sich die Verlobten gegenseitig an der Stirn eine kleine Wunde bei-

1) Oberländer, Fremde Völker, S. 186.

2) Finsch, Neuguinea, S. 86.

3) Jung II, 270.

bringen, so daß Blut fließt — was an den afrikanischen Blutbund erinnert —; dasselbe thun dann auch die Verwandten zum Zeichen der innigsten Verbindung. Als Bedeckung benutzen die Wuka nichts als den Tjidako aus Baumbast und tragen, außer Bastringen um Hals und Arme, keinen Zierat. Fast immer erscheinen sie bewaffnet mit Bogen und Pfeil. Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung; insbesondere legen sie sich auf den Fang der Paradiesvögel, deren Häute sie nebst Masoi-Rinde an die Strandbewohner vertauschen ¹⁾. VormalS hielt man verschiedene Stämme, die man Horafora, Alfuru und Alfoërs nennt, für einen besonderen Menschenschlag; es ist jedoch neuerdings ²⁾ festgestellt worden, daß die Küstenbewohner allgemein das Wort Alfur auf die Bewohner des Innern, besonders auf die Bergbewohner (auch Wuka genannt) anwenden. Diese Stämme waren früher sehr verrufen, als seien sie höchst wild, hielten sich in den dichtesten Wäldern auf und mordeten jeden Fremden. In diesen schlechten Ruf sind sie durch die Küstenbewohner gekommen, die nicht wünschen, daß fremde Handelsleute mit jenen in Berührung kommen; denn sie selbst tauschen von den Händlern Waffen, Gerätschaften und Schmucksachen ein, um sie dann mit ungeheurem Gewinn an die Stämme im Innern abzusetzen. Die Alfuren haben keine eigentliche Regierung; ihre Streitigkeiten werden durch die Ältesten entschieden; aber sie sind rechtschaffene Leute und haben ganz besondere Achtung vor dem Eigentum; ja sie gehen hierin so weit, daß jemand, der das Haus eines Abwesenden betritt, zur Verantwortung gezogen wird und eine Buße zahlen muß. Einen eigentümlichen Fall erwähnt Lieutenant Kolff. Ein Mann fuhr in seinem Kanoe auf den Fischfang, wurde aber durch widrigen Wind an einen fernen Teil der Küste getrieben und zwei Monate zurückgehalten. Er hatte seiner

1) Oberländer, Ozeanien, S. 23f.

2) Vgl. Peschel, S. 360 über den schwankenden Gebrauch dieser Bezeichnungen auch auf anderen Inseln.

Frau blofs Lebensmittel auf eine Woche zurückgelassen. In ihrer Not wendete sie sich an den Nachbar, heiratete diesen endlich und zog mit ihm nach einer andern Insel. Als der Mann nach seiner Rückkehr seine Frau nicht antraf, forderte er ihre Brüder auf, sie ihm zurückzuschaffen. Diese machten sich auf, ermittelten das Pärchen und führten es wieder heim. Nun wurde die Sache vor die Ältesten gebracht, und diese entschieden dahin, daß der Mann insofern im Unrecht sei, als er seine Frau so schlecht versorgt habe, indem andernfalls der verdrießliche Vorfall gar nicht vorgekommen wäre. Demgemäfs verurteilten sie den Nachbar in eine kleine Geldbuse und gaben dem Ehemanne den Rat, wenn er wieder auf den Fischfang gehe, genug Lebensmittel zurückzulassen. Solche Ausflüge machen die Alfuren hauptsächlich, um Trepang zu fangen und mit diesem Elefantenzähne, Schüsseln, Tuch u. dgl. einzutauschen, mittels deren sie sich dann ein Weib von dessen Eltern erkaufen, obgleich hier auch die Braut zu Geschenken verpflichtet ist. Das Eigentum ist unvererblich. Stirbt jemand, so versammeln sich seine Verwandten, schaffen den Nachlaß zusammen, zerbrechen alles in Stücke und werfen diese weg. Ihre Leichenfeierlichkeit ist eigentümlich. Alle Anverwandten eines Abgeschiedenen erhalten, auch wenn sie noch so entfernt wohnen, vom Ableben alsbald Nachricht. Um den Leichnam bis zu ihrem Zusammenkommen vor Verwesung zu schützen, besprengen sie ihn mit Kalkwasser und zünden wohlriechendes Harz an, um dem Leichengeruch entgegenzuwirken. Kommen die Verwandten, so geht es ans Zechen, — und zwar genöfs man, ehe die Händler Arak schafften, ein durch Gärung aus Früchten gewonnenes Getränk. Sie geben dem Toten von allem etwas, stecken ihm ein wenig Speise in den Mund und flöfsen ihm etwas von ihrem Getränk ein. Inzwischen stoßen die Weiber ein lautes Klagegeschrei aus; man trommelt auf Tifas, und dieser Lärm dauert während der ganzen Leichenfeier. Sind alle Verwandten beisammen, so trägt man den Leichnam auf einer Bahre vor das Haus und lehnt ihn in sitzender Lage

an einen Pfahl. Nun versammeln sich die Dorfbewohner zu einem allgemeinen Fest und bieten dem Toten alles Mögliche an. Will er trotz aller Nötigungen weder essen noch trinken, so schafft man ihn in den Wald, wo man ihn auf ein über ein Meter hohes Gestell legt. Die Weiber beschließen dann die Feier damit, daß sie sich ganz entkleiden, zum Zeichen, daß der Tote sich des Leibes ganz entäußert hat, und neben das Gestell einen jungen Schößling pflanzen ¹⁾, wohl nicht bloß als Symbol des Fortlebens, sondern wohl auch als Wohnung für die abgeschiedenen Seelen. Die Leiche eines Erstgeborenen, der im Jünglingsalter stirbt, wird auf ein Pfahlgerüst gelegt, und die Mutter muß unter demselben so lange ein Feuer unterhalten, bis sich der Kopf vom Rumpfe löst. Der Tote wird nun begraben, aber der Kopf in der elterlichen Wohnung aufbewahrt, bis er vollends getrocknet ist. Dann werden alle Verwandten versammelt; der Vater sitzt traurig in kauerner Stellung da; die übrigen stimmen einen Trauergesang an, währenddessen einer dem getrockneten Kopfe Ohren, Augen und Nase einsetzt. Auf diese Weise werden die Totenköpfe zu Korwars geweiht ²⁾. Vor einen Korwar setzt sich auch das Brautpaar im Hause der Braut, wenn die Trauungszeremonie beginnt. Der Älteste der Anwesenden legt die Rechte des Paares in einander, hält ihnen ihre gegenseitigen Verpflichtungen vor und wünscht ihnen Segen ins Haus. Hierauf setzt man einen Topf voll Sago-Brei vor ihnen nieder, von dem der Bräutigam seiner Verlobten einen Mund voll reicht, was diese erwidert, und womit sie dreimal abwechseln. Danach giebt das Mädchen dem Manne etwas Tabak zum Kauen, was ihr dieser in

1) Oberländer, Ozeanien, S. 26f.; Fremde Völker, S. 186 ff. „Globus“ XXI, 243.

2) Oberländer, Fremde Völker, S. 188. Vgl. über zu Kultuszwecken bemalte Schädel der Papua auf Neuguinea auch „Natur“ 1881, S. 163 nach Miklucho-Maclay. Man befragt die Schädel der Angehörigen um Wahrzeichen und bittet sie um Unterstützung in schwierigen Unternehmungen. Finsch, S. 105. Peschel, S. 366.

Betel zurückgiebt. Beide müssen dann, während sich die Gäste mit Essen und Trinken belustigen, die ganze Nacht still neben einander auf einer Matte zubringen, ohne zu schlafen; bei jedem Versuch einzuschlafen werden sie wieder aufgerüttelt, infolge des Glaubens, daß aus dem ununterbrochenen Wachen ein langes glückliches Leben hervorsprieße. Erst am andern Morgen darf das todmüde Paar sich etwas ausruhen und dann erst der Mann die Frau heimführen und ganz als die seinige betrachten¹⁾. Von der Bai von Kamrao bis zum Kap Baik zieht sich ein Distrikt, der auch die Inseln Adie und Karas umfaßt und unter dem Radscha der ersteren steht. Die Bewohner dieses Distrikts sind kräftig gebaut, von mittlerer Größe und etwas hellerer Hautfarbe als die anderen Stämme; auch ist ihre Nase weniger platt; die Lippen sind weniger aufgeworfen. Das schwarze krause Haar schneiden sie kurz ab; die Männer lassen meist einen starken Bart stehen. Die Nase durchbohren sie nicht und tätowieren sich auch nur selten; dagegen tragen sie geflochtene Rotang- und Muschelbänder um Arme und Handgelenke, als sonstige Bekleidung nur den Tjidako; die Häuptlinge gehen gewöhnlich bekleidet; bei festlichen Gelegenheiten trägt man mit Paradiesvogelfedern aufgeputzte Kopftücher. Ihre Waffen sind die gewöhnlichen, doch betreiben sie weniger Jagd als Fischerei und Trepangfang. Die Häuser stehen auf 1 bis 1½ Meter hohen Pfählen und haben ein Dach von Palmenblättern. Mittels einer Leiter erreicht man die niedrige, in einen schmalen Gang führende Thür; dieser Gang scheidet das Innere in zwei von je einer Familie bewohnte Teile. Die Bewohner dieses Distrikts sind auch geschickt in der Schifffahrt; doch fassen ihre Fahrzeuge höchstens acht Personen. Durch Ceramesen sind auch sie äußerlich zum Mohammedanismus bekehrt worden; dadurch hat sich aber an ihren Gebräuchen nichts geändert. Die Gebeine der Verstorbenen werden auch hier später

1) Oberländer, Fremde Völker, S. 187 f.

ausgegraben, um sie dann an einem mit Steinen umgebenen Platze niederzulegen. Ihre Sittlichkeit wird gerühmt; Ehebruch und Blutschande kommen bei ihnen nicht vor. Wünscht ein junger Mann ein Mädchen zu heiraten, so sendet er den Eltern desselben Geschenke, als Kattun, eiserne Pfannen, Sklaven u. dgl., ins Haus und führt, wenn die Geschenke Annahme finden, die Braut heim. Dabei giebt es ein zweitägiges Fest, bei welchem der Tuak, ein berauschendes, aus dem Saft der Kokos- und Nopa-Palme gewonnenes Getränk, sowie die Tifa, die hier mit Ziegenfell überspannt ist, eine große Rolle spielen ¹⁾. Am Macluer-Golf (Telokh Berau), der von Westen her tief in die nordwestliche Halbinsel Wonim-di-Bawa einschneidet, fielen den Offizieren des deutschen Kriegsschiffs „Gazelle“ zwei ganz verschiedene Typen in der Bevölkerung auf: die Bewohner des Innern, der eigentliche, sehr dunkelbraune Papua, und ein anderer, kleinerer, rötlich brauner Menschenschlag, der aus der Mischung des ersteren mit Malayen, die der Handel dorthin führt, hervorgegangen zu sein scheint ²⁾. Sonst besteht nach A. B. Meyer ³⁾ im Westen zwischen den Küsten- und Gebirgsbewohnern kein typischer Unterschied; am wenigsten könne man dort von einer andern Rasse sprechen, welche französische Reisende in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entdeckt haben wollten; für die von ihm besuchten Teile des nordwestlichen Neuguinea leugnet er ganz malayische Niederlassungen, und auch nach d'Albertis ist der Westen Neuguineas im allgemeinen von Papua bewohnt ⁴⁾.

Die Ostseite der nordwestlichen Halbinsel Wonim-di-Bawa an der Geelvinks-Bai mit ihren Inseln ist

1) Oberländer, Ozeanien, S. 24 ff.

2) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1877, S. 232. Hier scheint Kannibalismus vorzukommen. Jung II, 266.

3) Anthropologische Mitteilungen über die Papua von Neuguinea (1874), S. 7.

4) Hellwald, S. 100.

durch die Forschungen von Wallace, v. Rosenberg, A. B. Meyer u. a. ¹⁾, auch durch die Missionsthätigkeit van Hasselts ²⁾ und Geißlers ³⁾ eingehender bekannt geworden. Die Bucht von Doreh ist gegenwärtig der Hauptsitz des Mafor- (Mefvor-, Noefoor-, Nvefoor-) Stammes ⁴⁾. v. Rosenberg ⁵⁾ beschreibt die Bewohner von Doreh als kurz von Gestalt. Sie sind meist nur 1½ Meter groß, mehr fleischig als muskulös, doch meist gut gebaut, von dunkelbrauner Hautfarbe, die jedoch nach Meyer mannigfache Übergänge aufweist, rundem Gesicht, hoher, schmaler Stirn, kleiner Nase mit weiten Flügeln ⁶⁾. Bärte werden nach Meyer (im Widerspruch mit Wallace) selten getragen; nach Meyer, dem Miklucho-Maclay zustimmt, ist übrigens auch die Anordnung des Papua-Haares dieselbe wie bei den Europäern; doch liege es in der Natur des Haares, sich zottig zusammenzuballen, und nach Miklucho-Maclay kommen unter den Papua der Nordküste Neuguineas sowohl brachykephale als dolichokephale Individuen vor ⁷⁾. Die Arfak, die Bewohner des gleichnamigen Gebirges unweit der Bucht von Doreh, haben nach Rosenberg einen unverhältnismäßig dicken Kopf auf dünnem Halse, dünne Arme und Beine, einen hervorstehenden Bauch; besonders häßlich wird in reiferem Alter das weibliche Geschlecht; das schwarze, vom Kopfe weit abstehende und spiralförmig gedrehte Kraushaar, welches nicht so lang ist, wie bei den Maforesen, läßt den Kopf noch dicker erscheinen, als er in

1) Hellwald, S. 74. Jung II, 229 ff.

2) Zeitschrift für Ethnologie (Berlin 1876), S. 134 ff. 169 ff. Er erklärt sich übrigens (S. 67) für die Betonung Pápua.

3) Baltin, Morgenröte auf Neuguinea (1878).

4) Hellwald, S. 74.

5) Der malayische Archipel I, 430.

6) Oberländer, Ozeanien, S. 31. Hellwald, S. 75. 77. Vgl. Baltin, S. 38, wonach das dunkelschmutzige Kupferbraun der Hautfarbe durch Bestreichen mit schwarzer Farbe und Unreinlichkeit noch schwärzer erscheint, einige Stämme ihre Haut mit Öl und alsdann mit roter Farbe bestrichen.

7) Hellwald, S. 76. 78.

Wirklichkeit ist; die Augen sind ziemlich groß und der Blick offen und frei; die Nase ist mehr oder weniger platt gedrückt und mit breiten Nasenflügeln versehen, der Mund groß und vorstehend, jedoch weniger als bei den Negern; die Lippen sind dick, die Zähne blendend weiß¹⁾, die Ohren von gewöhnlicher Form, das Kinn klein und zurückweichend. Die Hautfarbe ist ein ziemlich dunkles, ins Gelblich-Graue spielende Kaffeebraun, welches bfofs bei Neugeborenen eine etwas lichtere Nuance zeigt, aber sehr bald nachdunkelt²⁾. Meyer hat indes bei ihnen einen sehr grellen Fall von Albinismus beobachtet und gezeigt, daß die Arfaken, die man zu einer eigenen Rasse stempeln wollte, anthropologisch ganz demselben Stamme angehören, wie die Papua an der Küste. Zwar ist nach Rosenberg ein bedeutender Unterschied in Sprache, Sitten und Gebräuchen vorhanden; doch unterscheiden sie sich auch nach ihm im Äußern nur wenig oder gar nicht von den Maforesen und anderen Küstenbewohnern der Geelvinks-Bai. Die vorhandenen Unterschiede sind nach Meyer keine konstitutionellen, wie Wallace angiebt, sondern nur durch verschiedene Sitten oder durch die ungleichen äußeren Bedingungen, unter denen diese Stämme leben, hervorgerufen³⁾. Dem stimmt auch Geifslers⁴⁾ und der russische Forscher Nikolaus von Miklucho-Maclay bei, der nach seinen genauen langjährigen Untersuchungen auf Neuguinea und auch vielen anderen Eilanden sowohl der Südsee als des ostindischen Archipels zu dem Resultat gelangte, daß in leiblicher Hinsicht der Papua-Stamm in mehrere Varietäten zerfällt, die aber nicht schroff von einander geschieden sind⁵⁾.

1) Bei den Mafor durch Betelkauen entstellt. Baltin, S. 38.

2) Hellwald, S. 75. 77.

3) Anthropologische Mitteilungen über die Papua von Neuguinea, S. 8.

4) Baltin, S. 39.

5) Hellwald, S. 74f. Jung II, 254, nach welchem Beccari (der seit 1872 hier forschete) drei Typen unterschied: einen zwerg-

Ein wenig Mohammedanismus ist mit der Oberhoheit des Sultans von Tidore auch hier an der Küste eingedrungen; Geisler hatte einen Prinzen von Doreh, der ein Mohammedaner, zu einem eifrigen Zuhörer ¹⁾. Über die Herkunft der Papua besteht in Doreh und den Inseln der Geelvinks-Bai in etwas verschiedener Form folgende romantische, auch an biblische Stellen anklingende Sage ²⁾: Neuguinea wurde von Korano Konori, dem großen Geist, erschaffen, der auf Meiokowondo, einer der Verräterinseln (östlich zwischen den Inseln Sowok-Biak oder Mysore und Jobi in der Geelvinks-Bai), seinen Sitz aufschlug, sich hier zunächst einen großen schönen Garten anlegte und, wie Noah den Wein, aus dem Saft der Sago-Palmen den noch heute beliebten Trank Sagowar oder Saguaer bereitete. Nach der Version in Doreh lebte auf Biak, einer der myso-rischen (miforischen) Inseln, Mangundi d. h. „der Einzige“, offenbar nur eine andere Bezeichnung des mit dem Urahnem zusammenfließenden großen Geistes oder Urgottes; er wird auch Mansarija oder Manamakrie genannt, was beides „alter Mann“ bedeutet, und seine Übersiedelung nach Meiokowondo, wo er den Sago-Trank erfand, daraus erklärt, daß er sich auf Biak zu einsam fühlte. Die Bambusbüchsen, in denen Mangundo oder Korano Konori den durch Anbohren der Rinde nach noch heute gebräuchlichem Verfahren gewonnenen Saft auffing, wurden ihm nach einiger Zeit regelmäÙsig in jeder Nacht entwendet. Da ihn dies verdroÙ, verbarg er sich im Laub eines angezapften Baumes und blieb dort während der Nacht auf der Lauer, um den Dieb zu entdecken. Dies gelang ihm auch; denn beim Anbruch des Tages erschien Sampari, der Morgenstern — dies weist auf einen alten Himmelsmythos —, um den

haften Küstenstamm, ihm räumlich am nächsten wahre Papuanen, die auch Teile der nördlichen Küste bewohnen und die Mafu-Papua an der Geelvings-Bai und den vorliegenden Inseln.

1) Baltin, S. 48. 51. 131 f.

2) Jung II, 255 f. Oberländer, Ozeanien, S. 10. 37; Fremde Völker, S. 178 ff.

mit Sago-Saft (Tau?) gefüllten Behälter wegzunehmen. Kaum aber hatte er die Hand ausgestreckt, so wurde er von der eisernen Faust des Alten erfaßt, von der er sich, trotz aller Anstrengung, nicht zu befreien vermochte. Er begann daher zu unterhandeln, und obwohl viele seiner Vorschläge nicht die gewünschte Wirkung hatten, gefiel doch der, einen Marisbon zu erhalten, dem Alten ausnehmend. Diese Zauberwurzel sollte unter anderem die Kraft besitzen, eine Jungfrau, deren Busen damit berührt wurde, sofort zur Mutter zu machen. Kaum hatte Mangundi den Marisbon in den Händen, als er sogleich Experimente mit demselben vorzunehmen beschloß. Er bestieg deshalb wieder seinen Palmbaum und warf einem der unten arglos vorbeiwandelnden Mädchen, dem schönsten von Meiokowondi, die Zauberwurzel auf den Busen. Infolge dieser Berührung wurde das unschuldige Kind, das sich keines Fehltrittes bewußt war, zu seiner größten Bestürzung alsbald Mutter und schenkte einem Sohne, Konori (in dem in dieser Version der Name des Urgottes der andern wiederkehrt), das Leben. Dieser bewies seine wunderbare Abkunft, indem er Mangundi seiner Mutter als Vater nannte, worauf sich dieser mit derselben ehelich verband. Da man den Neuvermählten aber allerlei Unannehmlichkeiten bereitete, so beschlossen sie auszuwandern; der Alte machte deshalb in den Sand die Zeichnung einer Prahü (Prauwe, Boot), die er mit seiner Zauberwurzel alsbald in eine wirkliche verwandelte, auf welcher er mit Frau und Kind nach Masoz oder Mafor segelte. Hier schuf er aus vier in die Erde gesteckten Hölzchen vier Häuser, aus denen später vier Dörfer (Kampong) wurden. Lange lebte Mangundi auf dieser Insel als Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft; endlich aber begab er sich nach Mesra, einer Insel etwas nördlich von Mafor, und verbrannte sich hier lebend auf einem von ihm selbst errichteten Scheiterhaufen (Sonnenuntergang?). Von Mangundi stammen die Bewohner Neuguineas. Die andere Form der Sage berichtet noch über

die Entstehung der Menschen in einer doch wohl auf Bekanntschaft mit dem Islam zurückgehenden Weise: Nachdem der große Geist von Sampari die Zauberwurzel erhalten und ihn dafür frei gelassen, erschuf er das erste Menschenpaar, einen Mann und eine Frau, denen er, da er nicht ferner zum Schutz seines Trankes Nachtwache halten wollte, die Pflege seiner Bäume anvertraute, aber auch zugleich davon zu naschen verbot. Sie entfernten sich daher nur selten von den anvertrauten Pfändern und dann nur in der Absicht, Nahrung zu suchen, und zwar ging fast stets der Mann allein und ließ die Frau im Garten zurück. Dies ihr Alleinsein beschloß Korano Konori zu benutzen, um die Treue der Frau auf die Probe zu stellen. Er sandte deshalb die Schlange Ikuwaan zu ihr ab, die sie verleiten sollte, das Gebot zu übertreten. Dies gelang derselben zwar nicht so schnell als bei der biblischen Eva, endlich aber doch und mit gleicher Wirkung; denn die Frau bemerkte erst jetzt ihre Nacktheit und verfertigte sich deshalb einen Schurz aus Bananenblättern. Der Mann war nicht wenig erstaunt, seine Frau einigermaßen bekleidet zu finden, und als sie ihm erzählte, wodurch sie zum Bewußtsein ihres Schamgefühls gekommen sei, machte er ihr heftige Vorwürfe. Die Frau ihrerseits wußte den Mann jedoch zu überreden, daß er schließlich ebenfalls den Palmwein versuchte, welcher Sündenfall aber in der papuanischen Tradition ohne die übeln Folgen der biblischen Erzählung blieb. Das Paar begab sich später nach der Insel Mafor und wurde hier zu Stammeltern einer zahlreichen Nachkommenschaft, die sich in Dörfern (Kampong) niederließ. Unter ihren Kindern war auch ein Mädchen, welches sich durch Tugend und Anstand auszeichnete. Obschon sie beschlossen hatte, sich niemals zu verhehelichen, hielten dennoch, angezogen durch ihre Schönheit, viele junge Männer um ihre Hand an, wurden aber allesamt abgewiesen. Dies erregte bei einem der Freier so großen Zorn, daß er ihr die Zauberwurzel Marisbon, die er sich auf irgendeine Weise von Korano Konori verschafft, an die Brust warf, worauf das unschuldige

Mädchen Mutter wurde. Kaum wurde dies jedoch unter den anderen Menschen ruchbar, als man sie von allen Seiten zu verfolgen begann und ihr nach dem Leben trachtete. In ihrer Angst und Ratlosigkeit beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen, und nachdem sie zuvor Korano Konori zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen, warf sie sich in die heftigste Brandung, wo sie sogleich von einer großen Schildkröte erfaßt wurde, welche sie zu verschlingen versuchte, aber nur die Haare des Mädchens mit dem zu engen Rachen festhielt. Aus dieser gefährlichen Lage wurde jedoch das Kind alsbald von Ikuwaan, der Schlange, befreit, die es auf einen großen Felsen in Sicherheit brachte (dies erinnert an Ndengei auf Viti) und ihm auch sagte, daß das Kind, das sie gebären würde, ein Sohn von Korano Konori sei. Das Mädchen genas wirklich bald darauf eines Knaben. Diesen befahl ihr Ikuwaan nach Mafor zurückzubringen, und da sie noch in zu großer Furcht vor der Bevölkerung lebte, hielt sie sich tagsüber verborgen und brachte nur abends dem Knaben die nötige Nahrung. Das Wunderkind aber hatte mütterliche Pflege nicht lange nötig; denn schon nach wenigen Tagen konnte es laufen, springen und singen. Durch letztere Kunst angelockt, versammelte sich die ganze Bevölkerung, und das Erstaunen wuchs, als das Kind seine Abkunft von Korano Konori auseinandersetzte. Es ermahnte die Menschen, fromm und brav zu leben und die Gebote seines Vaters treu zu erfüllen; würden sie dies thun, so hätten sie nur Segen und das größte Glück zu erwarten; andernfalls aber würde die Strafe nicht ausbleiben. Obschon alle ein feierliches Gelübde ablegten, so war dasselbe doch schnell genug vergessen, und sie achteten die Gebote Korano Konoris gar nicht mehr, sondern gaben sich einem ganz sündhaften Lebenswandel hin. Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten; an einem Tage wurden alle Papua braun, erhielten das eigenartige Haar, und der Sohn Korano Konoris begab sich zu seinem Vater zurück, worüber sich seine

Mutter so betrübte, daß sie zu Stein wurde. Indes warten die Papua, wie die Juden auf den Messias, auf die Zurückkunft des Sohnes von Korano Konori in der Hoffnung, dann wieder groß und glücklich zu werden. Es ist schwer zu entscheiden, ob und wie weit hier fremder Einfluß eingewirkt. In Doreh ist die Ursprünglichkeit des Volkes etwas verwischt; es herrschen schon mannigfach verfeinerte Sitten; verschiedene fremde, auch europäische Erzeugnisse haben durch Handel Eingang gefunden ¹⁾).

Wenn uns in den Geboten Korano Konoris, die sein Sohn verkündigt und deren Übertretung durch seinen Rückgang zum Vater gestraft hat, ein höheres ethisches Gottesbewußtsein entgegentritt, so scheint dasselbe zwar dualistisch zerrissen, insofern alle Neuguineer nach Jung ²⁾ an ein gutes und an ein böses Wesen zu glauben scheinen; doch zeigt sich die höhere Stufe wieder darin, daß sie das letztere niemals durch Opfer zu gewinnen suchen, wie sie dieselben dem ersteren darbringen. Wenigstens gilt dies nach O. Finsch ³⁾ von den Dorehsen; sie verehren in den über den Wäldern aufsteigenden Nebelstreifen das Sichtbarwerden des guten Geistes Narvoje, der auch Opfer erhält, aber nicht der böse Manuwel, dem sie alles Unglück zuschreiben. Der Opfernde begiebt sich mit einem Sack voll Reis und Früchten unter einen hohen Baum, wo er durch ein eigentümliches Geschrei die Aufmerksamkeit des Geistes auf sich zu lenken sucht; dann thut er einige Züge aus einer Zigarre und wartet, bis Narvoje zu ihm im Rauche niederschwebt und ihm über den Ausgang eines Unternehmens oder der Krankheit eines Freundes Mitteilung macht; darauf legt er seine Gaben am Stamme nieder und geht nachhause. Es

1) Hellwald, S. 93. 1861 gab sich ein papuanischer Prophet für ein höheres Wesen, Konori aus. Oberländer, Ozeanien, S. 42.

2) Weltteil Australien II, 271.

3) Neuguinea, S. 107. Peschel, S. 335. 366. Oberländer, Ozeanien, S. 33; Fremde Völker, S. 188.

fragt sich, ob Narvoje mit Korano Konori oder dessen Sohn identisch ist; da dieser auch Konori heisst, jener aber auch andere Namen hat, kann auch der eine sowohl als der andere Narvoje heissen. Der böse Manuwel ist ursprünglich entweder auch der Urgott oder Urahn als strafender Todestodt oder vielleicht gar blofs eine unter Einfluss der mohammedanischen Idee des Satan hypostasierte Kollektiv-einheit einer nur als böse gedachten Anzahl abgeschiedener Geister. Der Laut *l*, wenn er nicht ganz der Mafor-Sprache fehlt, fließt teils mit *r*, teils mit *n* zusammen ¹⁾. Nach v. Hellwald ²⁾ sind Manoën nach dem allgemeinen Glauben der Maforesen höhere, dem Menschen feindliche Wesen, welche die verschiedensten Orte bewohnen; sie sind die Ursache aller Widerwärtigkeiten und Übel. Nach Geißler ³⁾ gelten die bösen Geister von Arfak als die Ursache, wenn auf Mansinam oder Doreh jemand stirbt, und soviel, als hier sterben, müssen auf Arfak getötet werden. Bildliche Darstellungen der bösen Geister existieren nach Hellwald nicht; die hölzernen Figuren, Korwar, Karwar oder Karowar ⁴⁾, auf der Insel Misool Karawari genannt, sind Bildnisse verstorbener Personen, deren Fürsprache durch das Angebot von Opfern zur Abwehr von Übeln erlangt wird. Die Korwar sind 40 Centimeter hoch und stellen ohne Rücksicht auf Proportion eine menschliche Figur vor in stehender oder sitzender Haltung. Der unverhältnismäßig große Kopf der Figur zeigt eine gerade, stark vorspringende Nase und einen

1) A. B. Meyer, Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, 1874, Philosophisch-historische Klasse LXXVII, 308. F. Müller, Sprachwissenschaft I, 2. S. 33.

2) Naturgeschichte des Menschen I, 96 (mit Bild eines Korwar) nach A. B. Meyer, Notizen über Glauben und Sitten der Papua des Mafoorschen Stammes, in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Dresden“ 1875, XII, 23—37.

3) Baltin, S. 49.

4) Korawar. Meyer, Sitzungsberichte, S. 317. F. Müller, S. 40.

weiten, gut mit Zähnen versehenen Mund; als Augen werden große grüne oder hellblaue Glaskorallen eingesetzt, deren Bohrloch, mit einer schwarzen Masse gefüllt, den Augapfel vorstellt. Die männlichen Figuren, meist mit übertrieben hervorgehobenem Geschlecht, tragen in der linken Hand einen langen Schild, während die rechte das Schwert schwingt. Die Frauenbilder dagegen fassen mit beiden Händen eine auf dem umgebogenen Schwanz stehende züngelnde Schlange an. Eine zweite Art männlicher Korwar stellt eine Figur vor, die mit beiden Händen gerade vor dem Unterkörper einen auf dem Fußstück stehenden Schild von durchbrochener Arbeit festhält. Hat man den Figuren die Augen eingesetzt, so werden sie gerüttelt und angeredet in der Meinung, daß damit die Seele des Verstorbenen, den die Figur vorstellt, ihren Wohnsitz darin nimmt. Die Männerfiguren mit dem schildartigen Zierat, sowie die Frauenbilder werden auf Gräber gestellt, die mit geschwungenem Schwert bewaffneten dagegen in den Häusern angebracht. Will jemand den Beistand eines Korwar anrufen oder einen solchen um Rat fragen, so hockt er vor dem Bilde nieder und legt die mitgebrachten Opfer: Tabak, Stückchen Baumwollzeug, Glasperlen u. s. w., vor denselben auf den Boden nieder. Er spricht nun über die Ursache seines Anliegens und teilt dem Korwar seine Wünsche mit. Überkommt den Supplikanten während Verrichtung dieses Aktes Niesen, Zittern oder irgendein anderer körperlicher Reiz, so gilt dies für ein ungünstiges Zeichen, und die Angelegenheit, um die es sich handelt, hat dann keinen Fortgang. Nach Oberländer¹⁾ ist der Korwar ein Hausgötze, den man fast in jedem Hause der Dorehsen findet, eine etwa zehn Centimeter hohe hölzerne Figur, mit großem Kopf, breitem Maule und langer Nase; er hält einen Schild und trägt über den Leib einen Überwurf von Kaliko, am

1) Ozeanien, S. 33 (Götzenbilder abgebildet S. 40f.); Fremde Völker, S. 188.

Kopf ein Schnupftuch und spielt eine wichtige Rolle im Leben der Dorehsen. Der Korwar ist wie bei Begräbnissen, so auch bei Verheiratungen und Geburten zugegen. In jeder Gelegenheit befragt ihn der Dorehse und setzt ihm sein Anliegen auseinander; fühlt er sich dabei innerlich beängstigt, so sieht er das für die Antwort des Korwar an und giebt seine Pläne auf. Baltin¹⁾ beschreibt nach Missionar Geißler und den von ihm aus der großen Zahl der ihm als Erfolg seiner Wirksamkeit von den Papua überlieferten, Karowar genannten Götzenbildern hierher gesandten Exemplaren dieselben als geschnitzt aus festem Holz, etwa $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ Meter hoch; auf kurzen Beinen befindet sich ein sehr schmaler Leib und dünner Hals, und auf diesem sitzt ein gewaltig großer Kopf mit unförmlichen Ohren, Augen, Nase und Mund; die beiden Hände halten eine Art Schild oder Gitter, welches aus demselben Stücke Holz ziemlich kunstvoll ausgeschnitzt ist und von unten an beinahe bis zum Kinne reicht. 1864 schreibt Geißler: „Sie wollen nicht loslassen von ihren Götzen, die ihre Verstorbenen vorstellen. Das lernte ich aufs neue bei einem heftigen Sturme kennen. Als Wind und Wellen stärker wurden, da waren es die Götzen, die sie zuerst an den Wall (Ufer) brachten. O daß die Christen doch ihren Gott auch so ehrten, als diese Heiden! Die Christen denken immer zuerst an ihren Brotsack und ans eigene Leben. Aber bei den Papusen ist es anders. Und ist ihr Gott auch nur von Holz, so haben sie ihn doch lieb und hangen an ihm. Sie nehmen ihn mit, wenn sie auf Reisen gehen und können in Wahrheit sagen: Ohne dich gehe ich nicht.“ An einer andern Stelle schreibt er: „Ihr hölzerner Abgott, den sie auf allen Reisen mitnehmen, soll sie beschützen vor Sturm und Anfall des Feindes; sie beschenken ihn oft mit Tabak u. s. w., und wenn große Gefahr ist, dann wird er auch gebadet.“ Das Anfertigen eines Korwar giebt nach

1) Morgenröte auf Neuguinea, S. 47f.

Hellwald ¹⁾ Anlaß zu einem Feste, das zu Doreh in folgender Weise vor sich geht: Am Vorabend des Tages, an dem die Figur gefertigt werden soll, wird im Freien gesungen und getanzt; am nächsten Morgen begeben sich mehrere junge Leute mit einem geladenen Schießgewehr nach dem Walde, um ein taugliches Stück Holz zu hauen. Hat man ein solches gefunden, so wird das Gewehr gelöst und das Holz heimwärts gebracht, worauf die Familie, die das Bild anfertigen läßt, den Überbringern etwas Tabak verabreicht. Der Holzblock wird nun dem Bildschnitzer überwiesen, welcher sich damit im Schatten eines nahen Baumes niederläßt und zu arbeiten anfängt, von den Dörflern umringt, welche Tänze und Gesänge aufführen, die man Kojop nennt. Ein solcher auf die Toten bezüglicher Gesang lautet:

„Ei wuo, pombesso randisa rip o kwiri marinbo kora ei wu je rip o kwiri pombesso randisa mariabo kora.“	„Ihr Toten, geht voraus auf die See; Die Wolken ziehen auf; Zerstret sie, und ich fahre ab; Die Wolken ziehen auf, Geht voraus auf die See, Zerstret sie, und ich fahre ab.“
---	---

Dies währt, bis das Bild fertig, worauf auch die festliche Zusammenkunft beendigt ist. Wenn man nach Jung ²⁾ Bilder von Göttern nirgends bemerkt hat, so paßt dies nicht auf die Maforesen. Zwar sind, wie er weiter sagt, die Eingeborenen über alles, was ihre Religion berührt, äußerst zurückhaltend und wollten den Europäern auch anfangs durchaus nicht den Zutritt in ihre Tempel gestatten, wie solche an der Nord- und Nordwestküste zu sehen sind. Aber Jung erwähnt selbst Figuren in und an denselben, die offenbar Götzenbilder sind. Ein solcher Tempel, Rumsram ³⁾ genannt, ist bei Doreh im Wasser in ziemlicher Ent-

1) Naturgeschichte des Menschen I, 93. Vgl. Meyer, Sitzungsbericht der kaiserlichen Akademie zu Wien LXXVII, 317; F. Müller, S. 40f.

2) Weltteil Australien II, 271.

3) F. Müller (S. 31) erklärt: rum („Haus“) islam, „Moschee“.

fernung vom Lande auf 24 Pfählen errichtet ¹⁾. Er hat eine Länge von 28 Meter und eine Breite von 5 Meter. Der Fußboden besteht aus rohen Ästen und Zweigen, die Seitenwände sind kaum meterhoch; darüber erheben sich zwei Dächer, eins über dem andern, beide in Form einer Prahü gebildet. Das Gebäude erinnert einigermaßen an die chinesischen Gartenhäuschen. Sowohl die Balken an den Eingängen als die im Innern sind mit allerlei Schnitzereien bedeckt, welche menschliche Figuren in durchaus nicht keuschen Stellungen, Krokodile und Schlangen darstellen. Eine Erklärung dieser Bildwerke kann man von den Papua nicht erlangen. Außerdem sind noch kleine Figuren darin aufgestellt, die Jung selbst wenigstens als Amulette bezeichnet. Wenn ein Papua seinen Vater verliert, so schnitzt er solche Figur, setzt sie in den Tempel und ruft sie gelegentlich an; stirbt er aber selber, so wird die Figur als nutzlos ins Wasser geworfen, und der Sohn fertigt eine neue, die für den jüngst Gestorbenen gilt. Finsch erwähnt große hohe leere Gebäude auf Pfahlrosten, die als Andachtsstätten oder Tempel dienen ²⁾. Nach Oberländer ³⁾ sind die Tempel (rumsram) noch weit künstlicher als die Wohnhäuser ausgeführt; sie stehen in der Mitte jedes Kampong, dessen zwei Häuserreihen gleichfalls im Wasser stehen, sind achteckig und haben noch höhere Dächer, oft an 20 bis 25 Meter hoch, manchmal zwei über einander. An beiden Seiten des Daches ragen lange Stöcke hervor, auf denen ziemlich naturgetreue Holzschnitzereien angebracht sind, die in natürlicher Größe Vögel, Fische und andere Tiere darstellen. Auf ähnliche Weise ist auch das Innere des Rumsram verziert; nur sind die Guirlanden von einer wohlriechenden Grasart, getrockneten Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern, die sich aufsen um das Gebäude herumziehen, längs den inneren Wänden noch viel kolossaler. In den

1) Abgebildet bei Jung, Weltteil Australien II, 270.

2) Peschel, S. 366.

3) Fremde Völker, S. 190.

Tempeln wie in den Wohnungen befinden sich (wie in Afrika) eigentümliche, aus Holz geschnitzte Kopfunterlagen zum Schlafen; denn in den Tempeln hatten beständig einige Jünglinge Wache. Die Tierbilder weisen wohl auch auf den Glauben an Inkarnation der Ahnengeister in Tieren.

Die Behandlung der Leichen ist in Doreh ganz verschieden von derjenigen, welche man an der Südwestküste beobachtet. Die Leichen werden in eine 1 bis 1,6 Meter tiefe Grube gebettet und später nicht wieder ausgegraben. Beim Tode eines Häuptlings versammeln sich die Dorfbewohner im Sterbehaus und tragen die Leiche, nachdem sie gebadet und in weißes Baumwollenzeug gehüllt, zum Grabe. Nachdem man zuvor den Korwar mit heftigen Vorwürfen überladen, daß er den Tod des Patienten zugelassen, wird die Leiche mit dem Ohre auf einem Porzellanteller oder Napf in die Grube niedergelegt. Einige Waffen und Zierate werden beigelegt, das Grab hierauf geschlossen, mit einem Schutzdach versehen und der Korwar mitten darauf gestellt und geschmückt. Nach dem Begräbnis versammeln sich die Leidtragenden zu einem Leichenschmaus im Sterbehaus, zu welchem jeder Teilhaber einen gewissen Beitrag zu liefern hat ¹⁾. Geißler schreibt in einem Briefe: „Den Verstorbenen bereiten sie große Mahlzeiten, welche mit Gesang und Tanz begleitet sind. Häufig bekommt der Tote einen Abgott mit anderen Gerätschaften, besonders Waffen und Schmucksachen, ins Grab, namentlich, wenn er Haupt einer Familie war. Särge haben sie nicht, sondern der Tote wird in eine Matte gebunden, die Füße vom Knie an rückwärts gebunden. Wenn er begraben ist, dann tanzen sie, doch nur Mann mit Mann, Frau mit Frau, in der einen Hand ein langes Messer schwingend.“ Bei der Beerdigung geringerer Personen werden weniger Zeremonien beobachtet ²⁾.

1) Hellwald, S. 91f. (mit Bild eines Häuptlingsgrabes). Oberländer, Ozeanien, S. 34. Bastian, S. 84. 90.

2) Baltin, S. 49.

Während der ersten Tage nach der Bestattung setzt man stets einige Speisen auf dem Grabe nieder. Der Leiche eines Säuglings giebt man eine Kalebasse voll Muttermilch ins Grab mit. Die Leichen von Sklaven wirft man ins Meer oder sonst wohin. Als Zeichen von Trauer tragen die nächsten Verwandten eine Schnur und zwar um den Hals beim Tode näherer, um den Oberarm beim Absterben entfernterer Familienglieder. Nach einiger Zeit geht man an die Verfertigung des Korwar, der aus Holz geschnittenen Statue des Verstorbenen in verkleinertem Mafsstab, in welche dann der umherirrende Geist des Toten hineingelockt wird ¹⁾. In einzelnen Gegenden wird der Kopf des Toten vom Rumpfe getrennt und nicht mitbegraben, sondern im Hause aufbewahrt und ähnlich wie der Korwar verehrt. Nicht selten werden die Gräber mit den Schädeln erschlagener Feinde geschmückt. Einem holländischen Missionsbericht entnimmt Baltin noch Folgendes: „Wenn einer an einer Krankheit gestorben ist, dann giebt der nächste Blutsverwandte viele Gastmähler. Das Haupt des Toten wird mit an den Tisch gesetzt und empfängt von den Speisen und Zigarren seinen Anteil. Die Verehrung der Toten gilt bei dem Papua sehr viel. Er nimmt oft auf längere Zeit die Schädel der geliebten Toten mit sich, bringt Opfer auf ihren Gräbern und meint, daß die Gestorbenen ihm dafür in seinem Fischfang und allen andern Unternehmungen beistehen.“ ²⁾ Namentlich bezeugen die Eltern ihren Schmerz beim Tode eines Erstgeborenen. Stirbt ein solcher in Doreh, nachdem er das Jünglingsalter erreicht hat, so legt man die Leiche in eine Prahú, die auf ein Gerüst gestellt ist; unter diesem hat die streng fastende Mutter ein Feuer zu unterhalten, bis sich der Kopf vom Rumpfe trennt. Dann wird der Körper begraben, der Kopf aber in die elterliche Wohnung gebracht und dort getrocknet; die mangelnden Ohren und Nase ersetzt man durch hölzerne Schnitzereien, die

1) Hellwald, S. 92.

2) Baltin, S. 49.

Augen durch bunte Fruchtkerne ¹⁾). Aber auch den Schädeln anderer Familienglieder erweist man diese Ehre. Sie gelten auch als Korwar, bleiben für alle Zeiten im Hause und werden bei jeder Gelegenheit um Rat gefragt, freilich auch eindringlich gescholten, wenn ein tapferer Krieger seinen Tod gefunden. Übrigens sargt man auch nach Jung Tote ein und setzt sie in großen Höhlen bei. Doch zeigt sich auch eine Abnahme der Ehrfurcht für die sterblichen Überreste, da es Raffray nicht schwer fand, eine reichhaltige Schädelammlung anzulegen und von allen Seiten dazu Beiträge gebracht wurden, nachdem man erfahren, daß etwas dafür zu erlangen sei, ja eine Prahü mit einer vollen Ladung gestohlener Schädel ankam ²⁾). In dem Dorf Ayambori, eine gute Stunde östlich von Doreh im Innern, wird der Tote erst zwei Tage und zwei Nächte hindurch beweint und sodann eingescharrt, das Grab mit Zuckerrohr u. dgl. bepflanzt, damit es der Seele nicht an Nahrung fehle; denn man fürchtet sich sehr vor Gespenstern und glaubt an eine Art Seelenwanderung ³⁾). Die mit Grab und Nahrung versorgten Toten denkt der Papua unter der Erde in gleichen Verhältnissen wie auf dieser Welt fortlebend. Dagegen hegt er so große Furcht vor den Geistern erschlagener Personen, daß deren Leichen unbedingt auf der Stelle liegen bleiben, wo sie ermordet wurden, was nur die Furcht vor den umherstreifenden Geistern noch steigert. Wird ein Totschlag im Dorf verübt, so versammeln sich die Bewohner mehrere Abende hinter einander und erheben ein schreckliches Geschrei, um die Seele zu verjagen, falls diese gesonnen wäre, ins Dorf zurückzukehren. Für die Geister der an Krankheit oder infolge unglücklicher Zufälle Gestorbenen werden auch

1) Jung, S. 274. Finsch, S. 105. Oberländer, Ozeanien, S. 34, wo dasselbe von Doreh gesagt ist, was „Fremde Völker“ S. 188 mit den Waku zusammenfließt. Siehe oben bei diesen.

2) Jung, S. 275.

3) Oberländer, Ozeanien, S. 35.

in der Form eines Hauses zugehauene Holzklötze auf Bäumen hier und dort im Walde befestigt, im Glauben, die Seelen schlägen darin ihren Wohnsitz auf. Stürzt ein Haus ein, so gerät das ganze Dorf in Aufruhr, da man das Ereignis als einen Ausfluß vom Zorn der Korwar des Dorfes betrachtet, welche die Manoën auf dasselbe loshetzen¹⁾. Die Papua besitzen nach Geißler einige medizinische Kenntnisse; sie kennen die Wirkungen gewisser Pflanzensäfte; doch mehr vertrauen sie auf die Wirkung der Zauberei, da sie die Krankheiten von Zauberern und bösen Geistern herleiten²⁾. Helfen die üblichen einfachen Heilmittel nicht, so wird die Krankheit dem Einfluß des einen oder andern bösen Geistes (Manoën) zugeschrieben, und man holt sich Rat bei alten, erfahrungsreichen Personen; gelingt es auch diesen nicht, das Übel zu beseitigen, so überläßt man den Kranken seinem Schicksal³⁾. Priester gibt es nicht, wohl aber Zauberer (Kokinsor), welche Beschwörungen machen, Zaubereien verrichten und Kranke heilen, wofür sie eine geringe Bezahlung in Tauschwaren oder Lebensmitteln erhalten. Überhaupt spielen Aberglaube und Zauberei eine Hauptrolle im Leben des Maforesen; Anlaß dazu findet er auf Schritt und Tritt. So glaubt er fest daran, ein fremder Mensch sei imstande, das Feuer seiner Hütte zu verderben, und dann müsse ein Todesfall eintreten; der Fremde brauche dazu bloß ein Stückchen Holz mit einem gewissen Gemurmels ins Feuer zu werfen. Die mit Lappen unwickelten Holzstückchen, welche die Männer als Amulette um den Hals tragen, haben die Kraft, das Leben des Trägers unter gefährlichen Umständen zu beschirmen. Beim Fischfang durch Vergiftung des Wassers müssen diejenigen, welche am Strande zurückbleiben, sich totenstill halten und die Blicke nur auf ihre auf dem Wasser befindlichen Genossen

1) Hellwald, S. 97.

2) Baltin, S. 50f. Jung, S. 275f.

3) Hellwald, S. 93.

richten; namentlich aber darf keine schwangere Frau dabei gegenwärtig sein und nach dem Wasser schauen, weil dann das Betäubungsmittel für die Fische sogleich seine Kraft verlieren würde ¹⁾. Steht jemand in Verdacht, ein schweres Verbrechen begangen zu haben, so unterwirft man ihn einem Gottesurteile. Er muß z. B. mit der Hand irgendeinen kleinen Gegenstand aus einem Topfe voll kochenden Wassers holen, oder man legt ihm eine glühende Kohle in die Hand; bleibt er unverletzt, so gilt dies für einen Beweis von Unschuld. Oder man rammt in den Meeresboden zwei Pfähle, von deren Spitze die Streitenden auf ein gegebenes Zeichen ins Wasser hinuntergleiten; wer es am längsten unter dem Wasser auszuhalten vermag, ist der Gewinnende. Ubrigens kann man sich bei diesen Proben vertreten lassen, und das Resultat entscheidet auch nicht einmal immer endgültig hier, wo der Einzelne sich der Autorität wenig fügt ²⁾. Mit dem Geisterglauben hängt auch zusammen der Glaube der Mafor an die verschiedenartigsten Vorzeichen. Sie deuten den Flug und die Stimme der Vögel in verschiedenem Sinne und achten darauf beim Bau eines Hauses, eines Bootes. Man schneidet eine Frucht in Stücke und richtet sich nach dem Ausfall des Schnittes. Sie messen mit dem ausgespreizten Daumen und dem Zeigefinger die Länge des linken Armes bis zur Schulter hinauf und sehen es als ein gutes Zeichen an, wenn beide Mafse an demselben Endpunkt ankommen ³⁾. Um sich den Ausschlag einer Unternehmung zu vergewissern, läßt man auch einen Tropfen Speichel auf die Handfläche fallen; spritzt er dabei auseinander, so ist es ein gutes Omen. Unternimmt ein Teil der Bewohner eine Reise von längerer Dauer, so holen die Zurückgebliebenen ein 16 Meter und mehr langes Stück Rotang und verteilen sich nun in zwei an Körperkraft

1) Hellwald, S. 96f., nach Meyer.

2) Ebd. Finsch, S. 113. Peschel, S. 366. Oberländer, Ozeanien, S. 33. Jung, S. 273.

3) Oberländer, Ozeanien, S. 33. Jung, S. 273.

möglichst gleiche Parteien, von welchen eine die Abgereisten, die andere die Zurückgebliebenen vorstellt. Jede Partei zieht an einem Ende des Rotang; bricht derselbe oder muß die Partei, welche die Zurückgebliebenen vorstellt, ihr Ende loslassen, so giebt dies für eine Bürgschaft des günstigen Ablaufs der Reise. In der letzten Nacht vor dem Auszug oder der Ausfahrt wird im Dorfe die möglichste Stille beobachtet, um selbst den leisesten von aussen herkommenden Ton auffangen zu können, weil jeder verdächtige Laut, wie das Brechen eines Baumastes, das Geschrei eines Kakadu u. s. w. für ein ungünstiges Vorzeichen gilt ¹⁾.

Bei den Papua der Geelwinks-Bai steht an der Spitze der Dorfgemeinschaft ein Häuptling (Korano), den der Sultan von Tidore, allerdings selbst wieder eine Art Lehnsmann der niederländischen Regierung, einsetzt. Stirbt der Häuptling, so überbringt einer seiner Verwandten dem Sultan die Nachricht und Geschenke und wird fast immer für die erledigte Stelle ernannt. Die Investitur findet stets zu Tidore statt, wobei der Sultan ein baumwollenes Oberhemd und ein Kopftuch jenem überreicht, der dafür verpflichtet ist, einen jährlichen Tribut in Landesprodukten und Sklaven aufzubringen, welcher jedoch jetzt kaum nennenswert ist, seitdem die Raubzüge (Hongi) der Tidoresen von der holländischen Regierung untersagt wurden. Die Amtsgewalt der Häuptlinge ist nur unbedeutend; sie unterscheiden sich im gewöhnlichen Leben in nichts vom geringsten Dorfbewohner; wichtige Fälle kommen vor den Rat der Alten, die nach dem *jus talionis* richten ²⁾, bzw. eine dem Vergehen entsprechende Buße an Geld oder vielmehr Gütern, die dasselbe repräsentieren, verhängen. Mord wird mit dem Tode des Thäters bestraft, und zwar durch die Hand des nächsten Blutsverwandten des Ermordeten. Doch kann die Todesstrafe abgekauft werden, wenn die geschädigte Familie damit einverstanden ist. Alle

1) Hellwald, S. 97, nach Meyer.

2) Hellwald, S. 90. Oberländer, S. 32. Baltin, S. 51.

übrigen Missethaten, Ehebruch ausgenommen, werden mit Busen an Gütern gesühnt. Macht sich jemand vorsätzlicher Brandstiftung schuldig, so wird er Sklave des Beschädigten. Notzucht und Verführung werden nicht bestraft. Handelt es sich jedoch um Entführung, so giebt dies Ursache zu heftigem Zwist zwischen den betroffenen Familien, der gewöhnlich durch Heirat oder Bezahlung einer Busse an die Familie der Entführten beigelegt wird ¹⁾. Diebstahl gilt als schweres Verbrechen. Der Ehebrecher wird verfolgt und kann sich nur durch Flucht retten. Vielweiberei findet im allgemeinen nicht statt, ist sogar teilweise verboten. Unkeuschheit ist nicht in dem Grade verbreitet, wie anderwärts in der Heidenwelt ²⁾. Lustseuchen sind nach Rosenberg noch unbekannt, sollen jedoch schon an einzelnen Orten der Geelwinks-Bai ziemlich verbreitet sein ³⁾. Will ein Jüngling ein Mädchen heiraten, so darf er es vor Einwilligung des Vaters nicht aufsuchen, ja nicht einmal ansehen; trifft er es unterwegs, muß er mit abgewandtem, mit den Händen bedecktem Gesicht im Gebüsch zusammenkauern; sonst hat er eine hohe Strafe zu bezahlen; die holländischen Missionare erzählen Vorkommnisse, die, wenn nicht Habgier oft die Triebfeder der väterlichen Fürsorge wäre, ein Zartgefühl andeutete, das man bei der tiefen Kulturstufe dieser Völker nicht erwarten sollte ⁴⁾. Sonst ist der Umgang zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts frei und unbehindert. So früh wie möglich nimmt der junge Mann eine Frau. Hat er seine Wahl getroffen und die Zustimmung des Mädchens erlangt, so richtet er ein Gesuch an deren Eltern und tritt mit ihnen in Unterhandlung über den zu zahlenden Brautschatz. Sobald letzterer ganz oder auch nur teilweise bezahlt ist,

1) Hellwald, S. 90f.

2) Oberländer, S. 34. Baltin, S. 50. Auch auf Misool ist es Sitte, bloß eine Frau zu haben. Hellwald, S. 91.

3) Van der Aa, Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea, S. 75. Hellwald, S. 93.

4) „Natur“ 1879, S. 442.

können die Verlobten zusammen und setzen sich vor dem Hausgötzen, dem Korwar, nieder, worauf der Bräutigam der Braut etwas Sirih und letztere ersterem Tabak anbietet. Ist dies in Gegenwart der beiderseitigen Familien geschehen, so reichen sich beide die rechte Hand, und der Ehebund ist geschlossen, um einzig und allein durch das Absterben eines der Gatten wieder gelöst zu werden ¹⁾. Nicht selten verloben zwei Familien Sohn und Tochter noch in den Kinderjahren mit einander, wobei gleichzeitig die Größe des Brautschatzes bestimmt und ein Teil desselben bezahlt wird, während der Rest erst bei Vollziehung des Ehebundes zu berichtigen ist. Ist die Übereinkunft so weit gediehen, so wird jeglicher Umgang zwischen beiden Familien in der Weise abgebrochen, daß es selbst verboten ist, mit einander zu sprechen, daß die Verlobten weder einander ansehen noch ihre wechselseitigen Namen aussprechen dürfen. Ist die Ehe geschlossen, so bleibt die junge Gattin noch kurze Zeit bei ihrer Familie und wird dann ihrem Gatten zugeführt und zwar stets über See ²⁾. Steht eine Frau vor ihrer Niederkunft, so gießen ihr Nachbarinnen Wasser über den Kopf, baden sie nach der Geburt samt dem Kinde und setzen sie hierauf an ein starkes Feuer, was für ungemein heilsam gilt ³⁾ und an die geheizte Kinderstube der Madagassen erinnert. Dann bleibt die Mutter 20 Tage in ihrer Hütte abgesondert zurück, worauf der Vater dem Kinde einen Namen giebt, den es in rei-

1) Hellwald, S. 91. Oberländer, S. 33.

2) Hellwald a. a. O. In Ayambori (eine Stunde von Doreh) verlobt man die Kinder schon im achten Jahr; von da an verläßt das Mädchen nie ohne Begleitung das Elternhaus; die Trauung geschieht einfach dadurch, daß man den Verlobten einen gebratenen Pisang überreicht, von welchem jedes die Hälfte aufißt. Oberländer, S. 35.

3) Oberländer, S. 33. Das Begießen mit Wasser gilt auch als Friedenszeichen, wie das Nasenreiben oder -kneipen als Grufs. Jung, S. 276. Oberländer, Fremde Völker, S. 190. Auch die Australneger Neuhollands kennen das Küssen nicht. Hellwald, S. 44.

feren Jahren wechselt, worauf es nie mit dem alten ohne Beleidigung genannt werden darf¹⁾. Die Weiber sind nur die Lasttiere ihrer Männer, obwohl diesen treu und ergeben. Sie verfertigen das Hausgerät, das freilich nur aus einigen Körben, Säcken und Matten besteht, müssen das Land bestellen und die Männer auf Jagd und Fischfang begleiten. Obwohl die Kinder sonst eine liebevolle Behandlung erfahren, läßt, um nicht noch mit großen mütterlichen Sorgen beschwert zu werden, eine Dorehanerin selten mehr als zwei Kinder am Leben, was vornehmlich die geringe Zunahme der Bevölkerung erklärt²⁾. Zu dem häufigen Mord neugeborener Kinder kommt das Begraben unheilbarer Kranker noch bei ihrem Leben³⁾. Die Hinterlassenschaft geht auf die Kinder oder nächsten Blutsverwandten als natürliche Erben über. Witvern und Witwen ist Wiederverheiratung gestattet; letztere ziehen gewöhnlich zur Familie ihres verstorbenen Gatten, und diese erhält dann auch den neuen Brautpreis. Als Zeichen der Trauer trägt eine Witwe aufser der erwähnten Schnur noch ein kurzes, bis an die Kniee reichendes Kleidchen; legt sie es ab, so giebt sie zu erkennen, daß sie sich wieder zu verheiraten wünscht⁴⁾. Die Sklaven werden nach Jung⁵⁾ wie Familienglieder behandelt, nach Oberländer⁶⁾ wenigstens gut und teils als Hausgesinde, teils als Kapital und Tauschmittel betrachtet; Fang von Sklaven ist Hauptzweck der Kriege.

Die Bekleidung der Mafor, die sich allerdings mit Zunahme der Zivilisation schon gebessert und bei den Häuptlingen gelegentlich in leichten Kattunkleidern in tidoreischem Schnitt besteht, war ursprünglich nur der Tjadako

1) Hellwald, S. 91.

2) Oberländer, Ozeanien, S. 32. Hellwald, S. 90. Jung, S. 273f.

3) Baltin, S. 50.

4) Hellwald, S. 92.

5) Weltteil Australien II, 273.

6) Ozeanien, S. 32.

oder Maar, ein Gurt aus weichgeklopfter Baumrinde, der um die Lenden, zwischen den Beinen durchgezogen, befestigt wird; dazu kommt bei den Frauen noch ein kleiner Schurz von Bast oder Rinde. Am Kopfe unter dem Haare sind oft noch zwei Schneidezähne befestigt, die unter der Nase zusammentreffen. Die Gewohnheit, in der durchbohrten Nasenscheidewand einen Zierat zu tragen, ist in Doreh und Umgebung unbekannt. Die Haare werden mit Korallen, Kasuarfell und Muscheln, buntem Zeug und blinkenden Sachen überladen; jede weiße Kakadufeder am Kopfputz deutet auf einen von dem Träger seines Kopfes beraubten Feind und bezeichnet daher die Würde eines Mambri, eines Vorfechters im Kampf, eines Vortänzers bei Festlichkeiten. Arm- und Halsbänder sind nicht selten. Als Talisman wird von Männern an einer Kordel um den Hals ein Holz mit einer geschnitzten Menschenfigur am obern Ende (Korambo) getragen, auch Kasuar-Knochen, die den Trägern die Laufgeschwindigkeit des Vogels mitteilen sollen. Durch Brandwunden mittels heißer Steine werden Figuren tätowiert¹⁾. Um sich vor den Angriffen von Feinden zu sichern, bauen die Mafor ihre Wohnungen, wo es irgendmöglich ist, auf dem Wasser. Das Haus steht auf Pfählen. Das Dach hat verschiedene Formen, gleicht einem umgekehrten Boote, einer Schildkrötenschale, vielfach auch den Dächern unserer Häuser, ist gedeckt mit Palmblättern oder Gras; die Seitenwände der Häuser bestehen aus Matten oder Rinde. Jedes Haus ist durch einen drei Meter breiten, mitten durchlaufenden Gang in zwei Räume geschieden, die durch Wände von Flechtwerk in so viel Kämmerchen geteilt sind, als Familien im Hause wohnen. Jede Familie schläft und kocht in ihrem eigenen Raum. Oft beherbergt ein solches Haus 20 Familien. Bei den meisten Häusern befindet sich neben der Brücke eine kleine Hütte, worin die Witwen

1) Oberländer, Ozeanien, S. 31. Baltin, S. 40f. Hellwald, S. 82ff. 89. Jung, S. 257. 269.

wohnen, die mit ihren Männern vorher in dem großen Hause lebten. Meist stehen die Häuser nicht vereinzelt, sondern in Dörfern beisammen. Die Hütten im Walde bei den Anpflanzungen sind klein und stehen sechs bis acht Meter hoch über dem Boden ¹⁾. Die Hausgeräte der Dorehsen sind Trinkgefäße, Körbe, Kisten und Dosen von Bambu und Blättergeflecht, Tragsäckchen, Matten zum Sitzen und Schlafen, endlich die sehr künstlich geschnitzten Kopfhalter (Affia). Als Kochgeräte sind in Gebrauch selbstgemachte Töpfe von Thon, eiserne Bratpfannen, Näpfchen von Kokoschalen, Löffel von Holz und Palmblättern, kleine Messer. Die eisernen Geräte werden meist eingeführt; ebenso verfertigen die Dorehsen aus Faulheit vielfach ihre Waffen nicht, sondern tauschen sie von ihren Nachbarn ein ²⁾. Doch ist die Kunst, Eisen und Silber zu Geräten zu verarbeiten; und der malayische Blasebalg nicht unbekannt. Bei den Schmieden von Doreh, die gewissermaßen eine eigene Kaste bilden, herrscht die Sitte, einem Lehrling ein Zaubermittel einzugeben, ohne welches derselbe kein guter Schmied werden könnte; auch muß sich jeder, der dies Handwerk erlernen will, verpflichten, kein Schweinefleisch zu essen ³⁾. Die Mafor bauen, wenn auch in geringem Umfang, den neben dem Mark der Sago-Palme und Fischen vorzugsweise zur Nahrung dienenden Reis, ferner Zuckerrohr und Tabak, den sie gern rauchen; Geißler rühmt den schönen Anblick von Amberbaken bei Doreh mit den bearbeiteten Gärten ⁴⁾; die Papua von Amberbaken bilden allerdings auch insofern eine Ausnahme, als sie zu den wenigen Stämmen gehören, die nicht auf Raub aus-

1) Hellwald, S. 85f. Oberländer, S. 32. Baltin, S. 43f. Jung, S. 263f. Als d'Albertis in einem der fensterlosen Gebäude durch Entfernung eines Teils der Seitenwand Licht schaffen wollte, wurde er daran verhindert, da sonst die bösen Geister hineinkommen könnten. Jung, S. 264.

2) Hellwald, S. 86.

3) Oberländer, S. 31f. Jung, S. 260. Baltin, S. 45.

4) Baltin, S. 44f.

gehen ¹⁾. Grundeigentum giebt es nicht; jeder nimmt nach Willkür eine Bodenstrecke in Besitz und wird, so lange er dieselbe bepflanzt, als deren Eigentümer betrachtet ²⁾. Die Dorehsen sind Seeleute im vollsten Sinne des Wortes, von Kind an im Rudern, Schwimmen und Tauchen geübt. Die Kanoen sind mit Auslegern versehen, in der Gröfse sehr verschieden, oft 16 bis 20 Meter lang und sehr schmal; der Rumpf wird aus einem starken Baumstamm gehauen, am Bug der gröfseren Fahrzeuge (Tapabehri) ist gewöhnlich ein kunstfertig ausgeschnittenes, zuweilen auch bunt bemaltes und mit Federn und Gumutu-Fasern geschmücktes Brett angebracht; in der Mitte erhebt sich ein kleines Dach; der Mast hat die Form eines dreifüfsigen Bocks und kann niedergelegt werden; die Segel sind von Matten, die Taue von geflochtenem Baumbast oder Rotang ³⁾. Die Bewohner der Geelvinks-Bai und der Papua-Inseln beunruhigen mit ihren Piraten-Flotten seit Jahrhunderten bis heute die Meere bis zu den Molukken ⁴⁾. Die Dorehsen treiben auch Handel ⁵⁾; doch beschränkt sich derselbe auf Trepang, Schildpatt, Masoi-Rinde, echte Perlen und Paradiesvogel-Bälge. Die Dorehsen lieben Tanz, Gesang und Musik; ihre musikalischen Instrumente bestehen in walzenförmigen Trommeln, Tritonsmuscheln, langen Bambusröhren zum Blasen, auch Pfeifen von 6 bis 7 aneinandergebundenen Rohren von verschiedener Länge ⁶⁾. Hellwald ⁷⁾ schlägt den Erfolg der seit 1855 in Doreh und Mansinam wie an anderen Orten der Geelvinks-Bai thätigen christlichen

1) v. d. Aa, S. 63.

2) Hellwald, S. 88.

3) Ebd., S. 87 f. (Bild eines Boots mit Ausleger); S. 80 (Bild eines reichgeschnitzten, mit einem Büschel Menschenhaar verzierten Vorderstevens eines papuanischen Kriegskanoes). Oberländer, S. 31. Baltin, S. 46.

4) Jung, S. 263.

5) Baltin, S. 46. Hellwald (S. 89) notiert dies als einen grossen Fortschritt gegenüber dem benachbarten Australier.

6) Oberländer, S. 34.

7) Naturgeschichte des Menschen I, 97 f.

Missionare zu gering an, obgleich er deren Eifer anerkennt. Geißler klagte über eine gewisse Zaghaftigkeit der holländischen Regierung, dem Sultan von Tidore und seiner Religion, dem Mohammedanismus zu nahe zu treten, so daß oft die rechte Energie fehlt, die armen Papua in ihren Rechten zu schützen und der Wirksamkeit der christlichen Missionare den nötigen Vorschub zu leisten ¹⁾. Doch haben Missionare wie Geißler und van Hasselt nicht vergebens gearbeitet; andere haben ihre Arbeit weitergeführt, und sie ist noch heute gesegnet ²⁾.

Das Arfak-Gebirge ist, wenn auch spärlich, von Papua bewohnt, die aber erst in der Höhe von 350 Meter ihre Wohnungen aufgeschlagen und sich hierher zurückgezogen haben, um den Angriffen der Doreh-Stämme und der Karon-Papua zu entgehen; die Arfaken unterscheiden sich in Hautfarbe und Gesichtsbildung nicht von den Dorehsen, wohl aber in manchen Sitten ³⁾. So ist auch eigentlicher Götzendienst den Arfaken unbekannt; sie haben keine Korwar, wie die Maforesen; wohl aber sind auch sie in der tiefsten Finsternis eines oft lächerlichen Aberglaubens befangen, der mit beinahe allen Vorgängen des Alltagslebens in Verbindung gebracht wird. Allgemein verbreitet ist der Glaube an böse Geister, worunter auch die Seelen der Verstorbenen begriffen werden. Diese schwärmen in den Wäldern umher und werden so gefürchtet, daß kein Arfak den Mut hätte, bei Nacht einen Wald zu betreten. Bei den Arfaken nimmt man, um einen Missethäter zu entdecken, in der Regel zu einem Reinigungseide seine Zuflucht, der auf irgendeine Waffe geleistet werden muß ⁴⁾. Die Arfaken sind nach Rosenberg ⁵⁾ in der Regel gutmütig,

1) Baltin, S. 51.

2) Ebd., S. 135.

3) Oberländer, S. 35.

4) Hellwald, S. 97.

5) Reistochten naar de Geelvinks-Baai, p. 88. Hellwald, S. 78.

so lange ihre Leidenschaften nicht erregt werden, doch verbindet sich dieser Charakterzug bei den meisten mit grenzenlosem Aberglauben, kindischer Furcht und unglaublicher Faulheit; die letztere Eigenschaft trifft man indes bloß bei Männern; denn die Weiber, die wie echte Lasttiere arbeiten, verrichten nicht nur alle häuslichen Geschäfte, sondern zum großen Teil auch die Feld- und Gartenarbeit. Tätowierung findet sich bei den Arfaken nicht ¹⁾. Ihr schwarzes, wolliges Haar binden sie bald auf dem Oberkopf in einen großen, runden Ballen zusammen und machen dann rings um den Kopf etwas kleinere Haarbälle, bald verteilen sie es in drei große lange Wülste, zwei vorn, einen hinten, und stecken durch die vorderen Wülste einen langen, gabelartigen Kamm mit drei Zinken. Auf der Stirn tragen sie zwei bis fünf große Platten von Muschelschalen. Das rechte Ohr läppchen verzieren sie mit drei bis vier ineinanderhängenden Ringen von Schildpatt oder Muscheln ²⁾. Ihre Häuser weichen ganz von denen der Maforesen und der übrigen Küstenbewohner der Geelvinks-Bai ab; selten in Gruppen von mehr wie drei zusammen, sind sie weit und breit über Berg und Thal zerstreut. Ihre Gestalt ist die eines länglichen Vierecks von 6 bis 15 Meter Länge, 5 bis 10 Meter Breite; sie stehen auf 5 bis 6 Meter hohen Pfählen ³⁾. Die Hinterseite des Hauses lehnt sich an einen Felsen. Die Dächer sind mit Nipablättern gedeckt. Merkwürdig sind die Häuschen, in denen Wöchnerinnen ihre Genesung abwarten. Auch sie stehen auf Pfählen, sind aber nur so groß, daß ein Mensch liegend darin verweilen kann. Im nordwestlichen Arfak wird ein vorzüglicher Tabak in solcher Menge gewonnen, daß damit bis Doreh und in die Geelvinks-Bai ein lebhafter Handel betrieben wird ⁴⁾. Die Arfaken bestreichen die Pfeilspitzen häufig mit

1) Hellwald, S. 84.

2) Oberländer, S. 35 f.

3) Hellwald, S. 86. Die Leitern zieht man zum Schutz in die Höhe. Jung II, 264.

4) Oberländer, S. 36.

einem Pflanzengift¹⁾. Die sozialen Verhältnisse der Arfaken sind sehr wenig organisiert. Gewöhnlich thut und handelt jeder Einzelne nach eigenem Gutdünken und gehorcht den Befehlen der Häuptlinge nur, insoweit sie ihm passen; natürlich ist da die Autorität der Häuptlinge nur eine sehr geringe. Die Arfaken sind teils Freie, teils Sklaven. Frei ist ein jeder, der von arfakischen Eltern geboren, Sklaven sind hingegen die anderwärts geraubten oder gekauften Menschen und Kinder. Ihre Anzahl ist indes eine sehr geringe, weil der Arfak zum Kaufen zu arm und zum Rauben zu furchtsam ist. Die Sklaven sind das unbeschränkte Eigentum ihres Herrn, der mit ihnen nach Belieben schalten und walten kann²⁾. Bei den Arfaken darf der Mann soviel Frauen nehmen, als er will oder vielmehr bezahlen kann. Da aber das Volk durchweg arm ist, begnügt man sich in der Regel mit einer Frau, wofür der Mann ihren Eltern einen gewissen Preis in Tauschwaren, aber höchstens im Wert von 24 Mark bezahlt. Ist er seiner Frau überdrüssig oder giebt sie ihm Anlaß zur Unzufriedenheit, so kann er sie jeden Augenblick ihren Eltern zurückschicken. Viele Kinder zu besitzen, halten auch die Arfaken für eine große Plage, welcher sie durch künstliche Mittel zu steuern pflegen³⁾. Eigentümlich sind die Totengebräuche der Arfaken. Man legt die mit dem täglichen Zierrat des Verstorbenen angethane Leiche auf den Flur, mit den Füßen in der Asche des Feuerherdes. Um die Leiche herum sitzen die Frauen der Familie und der Hausgenossen, erzeugen durch Schreien und Wehklagen unsäglichen Lärm, vergiessen aber dabei keine Thränen. Als Zeichen der Trauer schneiden sich bloß die nächsten Anverwandten das Haupthaar kurz ab und lassen nur über der Stirn ein Büschel Haare stehen, welches mittels einer um

1) Hellwald, S. 87.

2) Ebd., S. 89 f.

3) Ebd., S. 91.

das linke Ohr geschlungenen Schnur zusammengehalten wird ¹⁾).

Was den Kannibalismus betrifft, so berichtete ein glaubwürdiger Augenzeuge dem Dr. Meyer, daß er selbst in Doreh noch vor etwa acht Jahren gesehen habe, wie man ein Mahl hielt über einige schon stinkende menschliche Gliedmaßen, welche als Trophäe von fern her herbeigeschleppt worden waren; doch handelt es sich in solchem Fall nach Meyer nur um einen Kriegsgebrauch, der sich als Überrest der früher allgemeiner verbreiteten Menschenfresserei erhalten hat. Es werden überall noch jetzt auf Neuguinea, auch auf den großen Inseln im Norden der Geelvinks-Bai wüste Orgien gefeiert, wenn es gelungen ist, Menschenköpfe abzuschlagen ²⁾. Geißler schreibt 1861: „Wir waren auf Waor (Wasser) mun (töten) nahe bei den Menschenfressern, welche in dem Busche wohnen und Karon heißen.“ Meinicke sagt: „Wenn die Anthropophagie auch im Westen durch den Einfluß der Fremden unterdrückt sein dürfte, so herrscht sie doch namentlich im Osten der Geelvinks-Bai in erschreckender Weise.“ ³⁾ Von den Karungare an der Ostküste der Geelvinks-Bai, die unter den Papua die niedrigste Stufe einnehmen, erkundete Dr. Meyer, daß sie, splitternackt im buchstäblichsten Sinne, ohne Häuser, in ganz kleinen Scharen ein Nomadenleben führen, ihre eigenen verstorbenen Verwandten verspeisen und jeden, auch einen Papua der Nachbarschaft, der ihnen naht, ohne weiteres angreifen ⁴⁾.

1) Rosenberg, S. 92. Hellwald, S. 92.

2) „Ausland“ 1873, S. 988f. Hellwald, S. 80ff.

3) Baltin, S. 42f.

4) Mitteilungen der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft zu Wien 1873, S. 541. Hellwald, S. 80. Karonpapua abgebildet Oberländer, Fremde Völker, S. 181; nach demselben (S. 180) verzehren sie nur die im Krieg getöteten Feinde und zwar aus Hunger, da sie auf die elendeste Pflanzenkost angewiesen seien; er hält übrigens den Kannibalismus nur bei diesem Stamm für sicher nachgewiesen.

Die große südöstliche Halbinsel wird von den Eingeborenen Wonim-di-Atas genannt ¹⁾. Die Nordküste wird in zwei Hälften geteilt durch die Humboldts-Bai. Die Papua derselben haben, da sie von allem Verkehr mit anderen Stämmen abgeschieden sind, ihre ganze Ursprünglichkeit bewahrt, sind im ganzen schöner und kräftiger gebaut als die anderen Papua-Stämme; auch ist ihre Hautfarbe viel dunkelbrauner. Sie haben schwarzes, wolliges Haar, dunkle feurige Augen, welche Mut, Verschlagenheit und Geist verraten, dicke Lippen, breite Nasen. Einige Mädchen und Frauen, die sich bisweilen durch eine hellere Hautfarbe auszeichnen, werden sogar als fast hübsch bezeichnet. Diese Papua scheinen unter allen Stämmen Neuguineas die besten Anlagen zu besitzen. Sie sind dreist und unerschrocken. Als der holländische Dampfer „Etna“ in der Bai erschien, kamen sie sofort in einer Menge von Fahrzeugen bis nahe an das Schiff herangefahren. Einige dieser Kanoes wurden von Weibern regiert, diese dann aber von den Männern zurückgeschickt und durften sich nicht wieder sehen lassen. Die Männer kletterten gleich zwanglos an Bord und vertauschten Waffen, Pisang, Kokosnüsse und geräucherte Fische gegen Messer, Spiegel, Glaskorallen u. dgl., wußten aber auch bald trotz ihrer Nacktheit und trotz der Schildwachen mit außerordentlicher Schlaueit allerlei Gegenstände zu entwenden und unbemerkt in ihre Kanoes zu bergen, waren außerordentlich neugierig und betrachteten und betasteten alles mit dem lebhaftesten Interesse; Lebensmittel und geistige Getränke wollten sie nicht annehmen. Anfangs mißtrauisch, wollten sie die Europäer nicht in ihre Dörfer lassen, wurden aber dann zutraulicher, ja dienstfertiger, und gestatteten ihnen den Eintritt nicht bloß in die Häuser, sondern sogar in die Tempel ²⁾. Durften doch die Holländer sogar ihre Flagge auf dem Tempel zu Tobbadi aufhissen; kaum flatterte dieselbe

1) Oberländer, Ozeanien, S. 4.

2) Ebd., S. 37ff.

frei in der Luft, so begannen einige 20 junge Papua auf ihren Flöten und Trommeln aus Bambus zu spielen und eine Art religiösen Tanzes (Gestampf mit den Füßen) aufzuführen. Die Bambusflöte scheint mit der Religion in Verbindung zu stehen; denn während die Eingeborenen alles gern verkauften, wollten sie eine Flöte durchaus nicht hergeben; sie konnte nur von einem der Jünglinge um einen hohen Preis in größter Heimlichkeit unter der Bedingung, sie vor niemand sehen zu lassen, erlangt werden. Diese Tempel dürfen übrigens die Frauen nicht betreten; den unverheirateten Jünglingen dienen sie als Nachtquartier ¹⁾. Die Häuser, die mehrere Abteilungen enthalten und deren sechs- oder achteckige, spitz zulaufende Dächer, mit Schornstein über der Feuerstätte, oft eine Höhe von 14 Meter erreichen, stehen auf Pfählen im Wasser und sind durch Brücken mit einander verbunden. Jedes Dorf hat zwei Reihen Häuser und in der Mitte einen Tempel. Die Tempel sind noch künstlicher gebaut und haben Dächer, die oft bis 24 Meter hoch, gut gedeckt sind und vier Öffnungen haben, um das Innere zu erhellen. An den Seiten des Dachs ragen Stöcke hervor, an denen Holzschnitzereien, Vögel, Fische u. dgl., angebracht und durch Guirlanden verbunden sind. Das Innere des Tempels ist in ähnlicher Weise ausgeschmückt; doch sind außerdem noch Köpfe und Zähne von Schweinen, Pfeile, Bogen und Lanzen, auch ausgehöhlte Baumstämme in der Gestalt von Kähnen aufgestellt. Neben den vier Thüren befinden sich große, mit Sand gefüllte hölzerne Kasten zum Feueranmachen und daneben hölzerne Kopfkissen für die Jünglinge, die im Tempel beständig Wache halten. Zum Tempel gelangt man durch einen Vorhof, der durch eine Einfriedigung von Palmblättern gebildet wird. Götzenbilder hat man nicht bemerkt und über die religiösen Gebräuche nichts erfahren können; auch

1) Oberländer, S. 37 ff. Jung II, 272.

eigentliche Priester hat man nicht angetroffen¹⁾. Diesen Papua fehlt alle Bekleidung, selbst den mann-
baren Mädchen; nur die verheirateten Frauen tragen
einen kurzen Sarong aus Baumrinde um die Hüften²⁾,
der unten mit Muscheln verziert ist. Tätowierung
kommt nur bei Frauen vor. Übrigens wird doch die
Scham mit einer Büchse, die aus einem getrockneten Kürbis
verfertigt wird, bedeckt. Den Unerwachsenen wird das Haar
abgeschnitten bis auf einen Kamm auf der Mitte des Kopfes.
Viele Männer flechten ihr langes Haar in einen Zopf, den
sie um den Kopf legen; andere machen eine viel gröfsere
Flechte aus Kasuar-Federn. Fast jeder aber bestreut das
Haar mit einer gepulverten roten Erde, schmückt es mit
Federn und steckt einen langen Bambuskamm hinein. Die
Weiber flechten das Haar in viele kleine Zöpfe. Männer
und Weiber haben eigentümliche Ohren- und Nasen-
verzierungen, auch Ringe um Arm und Hals; besonders die
Zähne der wilden Schweine werden zum Schmuck ver-
wendet. Die Waffen sind Pfeil und Bogen, seltener
Lanzen; bisweilen wird im linken Armband ein Dolch ge-
tragen, der aus einem menschlichen Schenkelknochen ver-
fertigt ist. Hauptbeschäftigung ist Jagd und Fischfang,
weniger Landbau, obwohl einige Ländereien mit Pisang,
Kokospalmen und Tabak bepflanzt sind. Die Frauen ver-
fertigen aufser Putzsachen hübsche irdene Gefäfsse; die
Männer bauen die Häuser, sind Meister im Holz-
schneiden und haben auch Anlage zum Zeichnen. Die
Kähne bestehen aus Baumstämmen, die oben etwas aus-
gehöhlt und zum Schutz gegen das leichte Umschlagen an
den Seiten mit vorstehendem Querbalken versehen sind; sie
führen eine Matte als Segel, haben in der Mitte ein Verdeck
aus Bambus, laufen vorn und hinten spitz zu und sind an
beiden Enden, sowie an den Seiten mit geschnitzten

1) Oberländer, S. 38 f. Achteckige Tempel. Bastian, S. 88.

2) Hellwald, S. 82.

und eingebrannten Figuren verziert. Diese Papua zählen wie die Dorehsen nach Monden und stehen vielleicht deshalb mit anderen Stämmen und Händlern außer Verkehr, weil bei ihnen der Trepang zu fehlen scheint, der den Verkehr zwischen allen diesen Völkern vermittelt ¹⁾. Bemerkenswert ist noch die auf Leckerei beruhende Sitte der Geophagie, des Erdessens ²⁾.

Die Papua der schon ziemlich östlich an der Nordküste befindlichen Astrolabe-Bai fand Miklucho-Maclay durchschnittlich hell schokoladenbraun, manche nicht dunkler als die hellsten Samoaner, manche aber wieder ebenso dunkel wie die Neu-Irländer und die Leute von Doreh ³⁾. Ihre Zahlbegriffe sollen besonders beschränkt sein ⁴⁾. Nach Galton ⁵⁾ kennen sie, was Hellwald ⁶⁾ fast unglaublich nennt, kein Verfahren, um Feuer zu machen, und sind oft gezwungen, wenn dasselbe erloschen, neues aus anderen Dörfern zu holen. Sollte sich dies aus Trägheit, das Feuer durch Reiben von Holz zu erzeugen, wie sonst auf Neuguinea üblich, erklären oder darf dies Feuerreiben etwa nicht zu jeder Zeit beliebig stattfinden? Wenigstens wird an der Maclayküste das Feuer heilig gehalten ⁷⁾, was wir bei den asiatischen Negritos wiederfinden werden. Von den Sitten der an der Astrolabe-Bai wohnenden Papua berichtet Miklucho-Maclay, daß sie gemeinschaftliche Feste infolge wichtiger Ereignisse mit Musik, Gesang, Spielen und

1) Oberländer, S. 38f. Peschel, S. 364.

2) v. d. Aa, S. 269. Hellwald, S. 87.

3) Hellwald, S. 75. Schädelmessungen ebd., S. 77. Miklucho-Maclay sammelte zehn dolichocephale Schädel an der Astrolabe-Bai; die beiden ebendaher stammenden Schädel, die Virchow 1873 untersuchte, zeigten eine bedeutende Verschiedenheit, der eine war ungewöhnlich lang und schmal, der andere näherte sich aber schon der Brachykephalie.

4) Hellwald, S. 79.

5) „Nature“ XIV, 136.

6) Naturgeschichte des Menschen I, 87.

7) „Natur“ 1879, S. 490f.

Tänzen feiern. Bei Vermählungen und Beerdigungen werden zwar auch solche Feste ausgerichtet, jedoch sind letztere nicht so fröhlicher Art. Gewöhnlich werden solche gemeinsame Feste, an denen immer die Einwohner mehrerer Dörfer teilnehmen, abwechselnd bald hier, bald dort veranstaltet und zwar ungefähr um den Dezember herum; denn dies ist die Zeit, in der alle Früchte gesammelt werden und somit in grossem Vorrat vorhanden sind. Solch ein Fest dauert oft mehrere Wochen, und zwar beginnt es abends und hört immer morgens auf. Es macht einen ganz besonderen Eindruck, wenn man so 500 bis 600 Mann sich einem Dorfe nähern sieht, alle mit ihren eigenen Vorräten, Instrumenten, Waffen, aufs reichste geschmückt mit den buntesten Federn, die sie sich um ihren beinahe ganz nackten Körper hängen oder in das krause Haar stecken, dabei verziert mit verschiedenen geflochtenen Arm- und aus Muscheln angefertigten Halsbändern. Sogar Greise müssen an Tanz und Gesang teilnehmen. Zu solch einem Feste wird ein freier Platz gewählt und in Mitte desselben ein groses Feuer angezündet, um welches sich die Wilden lagern. Das Fest beginnt mit Tanz. Um das Feuer herum bildet sich ein Kreis von Männern, alle mit Instrumenten versehen, darum ein zweiter mit den verschiedensten Waffen, dann ein dritter Kreis von lauter Frauen, endlich ein Kinderkreis. Alle diese Kreise setzen sich bei Beginn der Musik in Bewegung. Der Tanz besteht nur in kreisförmigem Drehen, wobei Hände, Füfse, der ganze Körper lebhaft in Bewegung geraten. Die Männer machen dabei noch kleine gewandte Sprünge. Der Tanz dauert oft mehrere Stunden ohne jegliche Erholung. Wenn der grösste Teil völlig ermattet ist, setzen sich alle um das Feuer, und es beginnt das Mahl, dem natürlich stark zugesprochen wird. Dann wiederholt sich in gleicher Weise das Tanzen, zuweilen von Gesang unterbrochen, welcher ganz angenehme Weisen ertönen läfst. So dauert es bis zum Morgen. Am folgenden Abend versammeln sich wieder alle im nämlichen Dorfe oder im nächstliegenden, je nach

Verabredung ¹⁾. An der Astrolabe-Bai kommt die Beschneidung vor, wie auch an anderen Orten, aber nicht überall auf Neuguinea ²⁾.

Der italienische Naturforscher d'Albertis bestätigt, was schon Wallace und dann Kapitän Moresby ³⁾ und Missionar Wyatt Gill ausgesprochen haben, daß die Bewohner des südöstlichen Neuguinea von den eingeborenen Papua des westlichen und nördlichen wesentlich unterschieden, hellhäutiger, größer, mit kürzeren Kiefern versehen und geistig höher entwickelt sind; sie gleichen den Insulanern der polynesischen Region in so vielfacher Beziehung, daß d'Albertis annimmt, sie seien von dort vorzeiten eingewandert und hätten die papuanischen Eingeborenen in das Innere und nach Westen hin verjagt; dringt man mehr ins Innere vor, bemerkt man eine Änderung der Sprache, die auf eine Mischung beider Rassen hindeutet ⁴⁾. Wenn A. B. Meyer ⁵⁾ die Rasseneinheit aller Bewohner Neuguineas verfißt, so erkennt er doch die hellere Hautfarbe der südöstlichen Völker an, und wenn auch Meinicke ⁶⁾ darin eine bloße Variabilität der melanesischen Rasse sieht, da die verschiedenen Typen nicht räumlich von einander geschieden seien, so ist doch eine feste Grenze zwischen dem dunkeln und dem hellen Menschen-schlag auf Neuguinea nachgewiesen; nach Missionar Gill bildet der Fluß Fly diese Grenze ⁷⁾; Missionar Murray ⁸⁾ bestimmte sie noch genauer als etwas westlich vom Ma-

1) Hellwald, S. 94.

2) Ebd., S. 85.

3) Discoveries and Surveys in New-Guinea (1876). Hellwald, S. 101. Jung II, 234.

4) „Gäa“ XII, 234f. Vgl. Hellwald, S. 100f. Jung II, 233.

5) Anthropologische Mitteilungen über die Papua von Neuguinea (1874), S. 7. Hellwald, S. 100. 102.

6) Die Inseln des Stillen Ozeans I, 115.

7) Hellwald, S. 102.

8) Ebd. „Journal of the R. geograph. Society“, 1874, p. 29. Petermann, Geographische Mitteilungen 1874, S. 115.

numanu-Flufs (Towtau), dessen Anwohner nicht blofs in der Hautfarbe mit den Samoa- oder Rarotonga-Insulanern übereinstimmen, sondern diesen nach den von Gill mitgetheilten Sprachproben auch linguistisch verwandt sind. Dasselbe bestätigt Missionar Lawes in Port Moresby ¹⁾ und O. C. Stone ²⁾, der 1875 sich ebendort aufhielt. Nach d'Albertis, Stone und Turner leben Papua an der ganzen Südküste ostwärts bis zur Torres-Strafse und auch bis zur Ostseite des grofsen Golfs von Papua (Neuguinea), aber von dem Robert-Hall-Sund und der Redscar-Bai an um das Ostkap herum bis zur Traitors-Bai im Norden Leute von hellerer Farbe, anderen Sitten und im Zustande höherer Zivilisation. Nach Missionar Mac Farlane sind die Küstenbewohner der Kap York gegenüberliegenden Strecke eine Mischung von malayischen, arabischen, chinesischen und papuanischen Elementen, die weiter im Innern Wohnenden aber reine Papuanen. Aus den eingehenden Darstellungen, die uns Turner und Stone über die Stämme der Umgegend von Port Moresby gegeben, ersehen wir die Verwandtschaft dieser kupferbraunen Stämme, der Motu, Koitapu, Koiari (Koiri, Kaiari, Koiali) in ihren geistigen Anlagen wie in ihren Lebensgewohnheiten mit den Polynesiern, eine Verwandtschaft, die auch durch die Sprache beglaubigt wird, welche sich in ihren weicheren Tönen auffallend von den rauhen Lauten der mehr im Innern wohnenden Papuanen unterscheidet, so dafs der südöstliche Teil Neuguineas zweifelsohne von braunen Polynesiern kolonisiert wurde ³⁾. Die Motu sind nach Turner unter die bereits ansässigen Koiari eingewandert neben den umher-

1) Petermann, Mitteilungen 1876, S. 196. Hellwald a. a. O. Grundemann, S. 207. 204ff. eine gute geographische Übersicht über die Südostküste Neuguineas auf Grund der neuesten Erforschungen seit Moresby (1873). Vgl. Jung II, 234.

2) „Journal of the R. geogr. Society“ 1876, p. 39. Hellwald a. a. O.

3) Jung II, 254f. und in „Natur“ 1879, S. 222.

schweifenden Koitapu. Die Motu afsen nach ihrer Tradition ungekochte Speisen, bis sie durch einen Hund von Taulu einen Feuerbrand erhielten, einer im Ozean befindlichen Insel, wohin die Seelen ihrer Toten gehen ¹⁾. Die Motu und nach dem Innern noch weiter gedrunghenen Koitapu wohnen bei den Dörfern Huanapata und Elevara bei Port Moresby; auf der andern Seite des Lalooki-Flusses, in den Bergen finden sich die Koiari ²⁾. Die beiden obersten Häuptlinge bei Port Moresby scheinen noch eine besondere religiöse Stellung einzunehmen; denn sie führen immer die erblichen Namen Kupa und Ila ³⁾ und diese bezeichnen zugleich übermenschliche Wesen, deren ersteres die Welt, das andere aber die Menschen geschaffen haben soll. Bei Krankheit und von höherer Macht herbeigeführten Ereignissen sprechen sie von einer sonst unbekanntem Persönlichkeit Ka-tapu (\equiv Tabu oder Urahn des gleichnamigen Stammes?); nicht blofs Unglück, sondern auch Glück und Wohlergehen wird auf diese zurückgeführt; eine Anzahl Dörfer tragen jenen Namen und scheinen als mit dem göttlichen Wesen in besonderer Verbindung stehend gedacht zu werden. Zu Anfang der Ackerbestellung läfst man aus solchem Orte einen alten Mann kommen, der unter gewissen Zeremonieen Segen und Fruchtbarkeit für die Felder schaffen soll. Sonst besteht die Religion dieser Stämme in Furcht vor den Geistern der Verstorbenen. Diese, Tirawa genannt, gehen, geleitet vom Geist eines früher verstorbenen Freundes, über das Meer und Taulu in eine andere Welt Namens Erema, die fern im Westen liegen soll, wo sie Sago und Freuden in Fülle haben, von wo sie aber nach gewisser Zeit wieder zurückkommen, theils als Weifse, theils, um

1) Bastian, S. 87. 93.

2) Ebd., S. 122, wo auch die Moonikoira zwischen dem Goldie-Fluß und Astrolabe-Hügel genannt sind.

3) Stammvater der Ko (Artikel)-Ili = Koiari?

als Kinder in derselben Gegend wiedergeboren zu werden, wo sie abgeschieden waren ¹⁾. Die Koitapu verehren die Tua als Dämonen ²⁾. Die Motu kennen neben den Totenseelen, die, sofern sie auf ihrer Wanderung nach oder von Taulu (Taurau) über dem Meere schweben, Voaha heißen, noch einen bösen Gott Vata ³⁾. Dieser ist vielleicht der polynesische „allsehende“ Sonnengott Vatea (auf Mangaia) oder Wakea (auf Hawaii ⁴⁾), aber als untergegangene Sonne, als Herrscher im westlichen Totenreich und Todesgott. Denn Vata (Vatoo) ist es, der krank macht; der im Westen sitzende Salatau, von dem die dorthin gehenden Seelen einen Axtschlag auf den Kopf erhalten zum Herabstürzen, fungiert vielleicht als Totenrichter; denn nur ein Teil der Toten kommt nach Taulu ⁵⁾. Die abgeschiedenen Seelen weissagen nach dem Glauben bei Port Moresby durch von ihnen besessene Menschen ⁶⁾. Die Totenklagen bei diesen Stämmen sind oft herzzerreißend; als Zeichen der Trauer schwärzt man sich das Gesicht und den ganzen Körper mit Ruß. Die Toten werden in eine Matte gewickelt in ein Grab gelegt, dies aber erst nach geraumer Zeit zugeschüttet ⁷⁾. Beim Stamm des Häuptlings Leopata wird der Tote unter ein Dach gelegt, wo die Frau bis zum Zerfall bleibt, und dann wird die Leiche begraben, an der Küste aber in die See geworfen unter Aufstecken eines Pfahles. Gerippe von Frauen und Kindern werden in Netzen an Bäumen aufgehängt ⁸⁾, bei den Koiari auch die Gebeine der Männer in ihren Häusern ⁹⁾.

1) Lawes bei Grundemann, S. 208f. Bastian, S. 93. Nach Bastian (S. 83) kehrt nach neuguineischem Glauben die Seele des Vaters zum Sohn, die der Mutter zur Tochter zurück.

2) Bastian, S. 87.

3) Ebd., S. 136.

4) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 129f.

5) Bastian, Inselgruppen, S. 79f. 81.

6) Ebd., S. 84.

7) Grundemann, S. 209.

8) Bastian, Inselgruppen, S. 122. 133.

9) Lawes bei Bastian, S. 81. 85.

Auch im südöstlichen Neuguinea finden sich präparierte Mumienköpfe mit eingesetzter Nase, künstlichen Augen u. s. w. ¹⁾. Die dunkeln Inlandsstämme, die von den hellen Stämmen zurückgedrängt oder auch schon mit ihnen gemischt sind, und in ihrem Kopfputz mit Kasuarfedern, das Gesicht mit Asche weiß bemalt, mit ihren Bogen und vergifteten Pfeilen viel wilder erscheinen, unternehmen oft Raubzüge nach der Küste und kochen die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde, um bald die kahlen Schädel zu erlangen, die sie zum Schmuck ihrer Häuser verwenden ²⁾. Ihr Kannibalismus, der jedoch nicht solche Höhe erreicht, wie auf den Viti-Inseln ³⁾, wird um Port Moresby verabscheut; dagegen soll Tätowierung diejenigen Männer ehren, welche einen Feind erschlagen haben ⁴⁾; allgemein werden die Mädchen daselbst an Gesicht und Oberkörper reichlich tätowiert ⁵⁾, während auf den Inseln an der Torres-Straße epaulettenartige Narbenwulste auf den Schultern üblich sind ⁶⁾. Wie in Neuholland am Borafest werden auch in Port Moresby die unter die Männer aufzunehmenden Knaben zum Fasten und Schweigen verpflichtet ⁷⁾. Die Küstenbewohner des Ostens leben nach d'Albertis unter einer Art Feudal-system, wie es sich auch in Polynesien findet. Die Häuptlinge sind die Herren des Bodens. Die Leibeigenen sind fleißige Menschen, haben das Land zu kultivieren und auf Jagd und Fischfang zu gehen. Alle übrigen

1) Bastian, S. 136.

2) Grundemann, S. 209.

3) Ebd., S. 202. Die Bewohner der Moresby-Insel sind abweichend von ihren Nachbarn wilde Kannibalen (ebd., S. 214), ebenso die der Insel Rossel im Luisiaden-Archipel (Jung II, 266). Vgl. Farlane bei Bastian, S. 90.

4) Grundemann, S. 208.

5) Ebd., S. 207. Jung II, 258 (mit Bild).

6) Jung II, 259.

7) Mit Ausbrechen von Zähnen, wie es nach Bastian, S. 124 scheint.

gemeinen Arbeiten fallen fast ausschließlich den Frauen zu ¹⁾. Gleichwohl genießen die Frauen der hellen Rasse im Unterschied von den ihre Frauen knechtenden Schwarzen im Innern große Freiheiten ²⁾ und sind nicht so unterdrückt, wie in manchen anderen heidnischen Ländern. Sie haben freilich die schwersten Arbeiten zu verrichten, den ganzen Ackerbau, Holz- und Wasserholen, Kochen und die stark betriebene Töpferei. Aber sie sehen das alles als ihr Recht an und würden keinem Mann einen Eingriff in ihre Arbeiten gestatten; den Männern fällt außer Jagd und Fischerei auch Haus- und Kanoebau, desgleichen ihnen vorzugsweise das Mattenflechten zu. Die Bande des Familienlebens sind zum Teil recht entwickelt; namentlich sorgen die Kinder für ihre alten Eltern mit großer Zärtlichkeit. Polygamie kommt vor, aber ist nicht allgemein; die meisten leben in Monogamie. In einem großen Dorf waren nur sechs Männer, die davon eine Ausnahme machten, und auch von diesen hatte keiner mehr als zwei Frauen. Eheliche Untreue kommt sehr selten vor und wird schwer bestraft. Dagegen ist Scheidung sehr häufig. Die Keuschheit und Sittsamkeit dieses Volkes wird sehr gerühmt. Die Bekleidung (Maro) ist freilich nicht der Rede wert. Zum Schmuck dienen Nasenstöcke, Ohringe, Halsketten, Federn u. s. w. Kindermord ist hier unbekannt. Berauschende Getränke und Tabakrauchen kennen sie nicht, nur das Betel-

1) „Gäa“ XII, 235.

2) Bastian, S. 87. Nach Grundemann (S. 201) sind die Melanesier auf dem Kap York gegenüberliegenden Festlande und den dicht an der Küste gelegenen Inseln kräftige muskulöse Gestalten mit stolzer Haltung; die Männer gehen vollständig nackt bis auf die Muschelbedeckung des Penis; dagegen tragen sie mancherlei Schmuck, namentlich halbmondförmige Perlmutterstücke an einem um den Hals geschlungenen Bande auf der Brust und entstellenden Ohrenschmuck; die Frauen, die einen Blättermantel tragen, sind unter dem Einfluß der Polygamie — ein Häuptling hat zehn bis zwölf Weiber — und harter Arbeit sehr heruntergekommen. Das Volk ist harmlos und mild, wo man ihm freundlich entgegenkommt.

kauen ¹⁾. Sie leben noch in der Steinzeit. Kein Gerät, kein Werkzeug, keine Waffe ist aus Eisen oder irgendeinem andern Metall gemacht. Doch rühmt Lawes ihren Schiffbau und ihre Holzschnitzereien; auch die schönen auf Pfählen, oft im Wasser errichteten Häuser bezeugen die Vortrefflichkeit ihrer Werkzeuge, wie den Fleiß und das Geschick ihrer Erbauer. Der Acker wird mit Sorgfalt bebaut, in den Gärten sogar Blumen gezogen ²⁾. In Port Moresby werden Bogen und Pfeil besonders zur Jagd gebraucht, im Innern Lanze und Keule, wozu Schilde im Kriege kommen. Die Eingeborenen des Innern von Port Moresby, die teilweise ihre Wohnung auf Bäumen haben, tragen aus Gras gefertigte Schürzen zum Sitzen am Gürtel befestigt und oft um den Bauch ein eng anliegendes Netz ³⁾. Mac Farlane berichtet, daß die Bewohner von Kerepuru und Hula, Hoodbai, an der Südküste bei weitem die schönsten Einwohner seien, die er auf Neuguinea gesehen, wie auch die betriebsamsten, die ihm überhaupt in der Südsee vorgekommen. Die Dörfer seien auffällig nett und sauber, die Häuser und Kanoes gut gebaut, und die Plantagen glichen schön gepflegten Gärten in Europa. Mac Farlane sah die Arbeiten in den verschiedenen Stadien. Das Land wurde, anstatt des Pflügens, von in einer langen Reihe aufgestellten Männern mittelst zugespitzter Stäbe, die zu gleicher Zeit in den Erdboden gesteckt wurden und dann als Hebel dienten, umgeworfen. Der so gebrochene Boden ward hierauf von den Frauen geebnet und mit Bananen, Zuckerrohr, Yams u. s. w. auf langen Beeten, so gerade wie ein Pfeil, bepflanzt. Mac Farlane fand viele Quadratkilometer solcher Anpflanzungen, alle eingefriedigt und von Unkraut rein erhalten. Die Leute beobachteten bei ihrer Arbeit Regelmäßigkeit und Verteilung.

1) Die helle Rasse auf der Halbinsel kaut Betel, wogegen die Schwarzen Tabak rauchen. Bastian, S. 87.

2) Grundemann, S. 207f. Jedes Dorf der Motu zeichnet sich aus durch eine spezielle Industrie. Bastian, S. 93.

3) Bastian, S. 136.

Zwei Tage wurde gearbeitet, den dritten geruht, und während ein Teil dem Ackerbau oblag, besorgte der andere den Fischfang ¹⁾. Man glaubt zu Kerepunu, daß die Geister der Abgeschiedenen auf die Gebirgsspitzen gehen, wo sie schmausen und Betelnufs kauen ²⁾. Übrigens geht Dieberei um Port Moresby sehr im Schwange ³⁾; auch leben die einzelnen Stämme und Dörfer der Küste, wenn auch selten in offenem Krieg ⁴⁾, so doch in beständigem Argwohn und Feindschaft mit ihren Nachbarn, und kein Eingeborener wagt deshalb, die Grenzen seines Gebiets zu überschreiten ⁵⁾; es ist daher nicht zu verwundern, daß sich auf der Küstenlinie von 60 Meilen 25 verschiedene Sprachen bzw. Dialekte finden ⁶⁾. Doch unternehmen die auch besser — die Männer mit Schurz, die Weiber mit Röcken aus Gras oder Blättern — gekleideten Küstenbewohner östlich von der Amazonenbai mit größeren Flotten gemeinschaftliche Handelszüge ⁷⁾. Port Moresby ist das Zentralgebiet des jüngsten Zweiges der Londoner Südseemission, die in neuester Zeit eine ganze Reihe neuer Stationen angelegt hat, auch auf den Inseln der Torresstraße, und trotz der zum Teil ungünstigen klimatischen Verhältnisse mit sichtbarem Segen arbeitet ⁸⁾. Hoffentlich bringt England

1) Hellwald, S. 101. Steine werden in Neuguinea (wo?) nach Bastian (S. 79) für Erntearbeiten verehrt.

2) Bastian, S. 93.

3) Grundemann, S. 208. Andrew Goldie bei Hellwald, S. 101.

4) London Missionary chronicle 1874, p. 211.

5) Grundemann, S. 207. Goldie bei Hellwald, S. 102.

6) Grundemann, S. 207.

7) Ebd., S. 209.

8) Ebd., S. 199. 202f. 209—215. Die zu den Melanesiern gerechneten Insulaner der Torres-Straße sind nach Gerland (S. 535) gut gebaut, muskulös und kräftig, von Farbe schokoladenbraun oder rötlich-schwarz-grau mit büschligem Körper- und Kopfhaar, welches so dicht steht, daß es, wenn kurz geschoren, kraus erscheint; wollig ist es nie; oft wird es in langen Flechten perückenartig auffrisiert; der Kopf ist meist viereckig, die Stirn lang und schmal, die Augen

bald nicht blofs über, sondern auch in das jetzt annektierte grofse Eiland mehr Licht!

Anmerkung. Obgleich ich nach der Inhaltsangabe S. 798 in diesem Abschnitt (b) auch die übrigen Melanesier mitzubehandeln beabsichtigte, scheint es mir nun doch geratener, sie dem folgenden (c) zuzuweisen und dafür die asiatischen Papua (Negritos) zusammen mit den malayischen Bewohnern der betreffenden Inseln bzw. Malakas erst im folgenden Bande zu besprechen, da die letzteren sonst hier

grofs und wohlgeformt, die Lippen etwas dick; die Physiognomie hat bei gebogener, unten breiter Nase etwas Jüdisches. Was die früheren Reisenden von ihnen erzählen, trifft nach Grundemann (S. 201) nicht mehr zu; vergebens sieht man sich nach den kühnen Gestalten mit ihren mächtigen Bogen und vergifteten Pfeilen um; die Wilden sind gezähmt durch den Verkehr mit den Weißen, die sich seit geraumer Zeit hier eingefunden, um den ergiebigen Perlmuschel- und Trepangfang zu betreiben, für den sich dies seichte Riffwasser besonders eignet und zu dem sie die Eingeborenen verwenden, die daher auch den früher betriebenen Ackerbau ganz vernachlässigen. Auf der Darnley-Insel (s. oben S. 819) hat bereits das Christentum Eingang gefunden nach Grundemann (S. 203), und manche heidnische Sitte ist abgeschafft z. B. das Einbalsamieren der Toten mit allen den schrecklichen Gebräuchen, die damit verknüpft waren, ebenso der Kindermord, denn früher hatte eine Mutter nie mehr als drei Kinder am Leben erhalten, alle folgenden aber gleich nach der Geburt umgebracht. Nach Bastian (S. 84) ist die ursprüngliche Bevölkerung auf den Darnley-Inseln ausgestorben; die mumifizierten Leichen derselben werden in den Hausruinen gefunden. Suspended in front of the public region, was a piece of a shell (*Melo indica*) bei einer Mumie von Darnley (Flower bei Bastian, S. 93). Die Körper wurden nach Einschnitten zum Auslaufen der Feuchtigkeit auf einer Plattform vom Winde getrocknet und dann im Hause als Mumien aufbewahrt. Die Häuptlinge kleideten sich am Jahresfest in Masken aus Schildkröten (ebd., S. 89). Die Häuser hatten Bienenkorb-Form (ebd., S. 136). Auch auf Stephens-Island in der Torres-Strafse werden die Mumien, nach dem Ausnehmen der Eingeweide, getrocknet und in Napean-Island beigelegt. Auf den Murray-Inseln (wie auf den Darnley) finden sich neun Häuptlinge (ebd.). Die mit den Kiwai kämpfenden Bewohner der Insel Seibai (Saibai: Grundemann, S. 200) bewahren die Unterkinnladen ihrer Feinde auf (Bastian, S. 132).

schon vielfach mit herangezogen werden müßten und die Grenze zwischen Papua und wilden Malayen vielfach schwer zu bestimmen ist und auch sehr verschieden bestimmt ist, wengleich die neuesten Forschungen von Dr. Karl Semper, Dr. A. B. Meyer, Dr. v. Miklucho-Maclay und Dr. Mundt-Lauff¹⁾ viel Licht gebracht haben. Es empfiehlt sich auch um so mehr, nach dem Vorgang F. Müllers und v. Hellwald die Papua Neuguineas von den übrigen Melanesiern auseinanderzuhalten, als bei diesen bereits polynesischer Einfluß, von Westen nach Osten zunehmend, stärker hervortritt.

c. Wir beginnen die Wanderung durch die melanesischen Archipele mit den dem westlichsten Ninigo-Archipel, dessen Bevölkerung bereits zu den Mikronesiern zu rechnen ist, zunächstliegenden drei Anachoreten-Inseln, auf denen Strauch, Kapitän der „Gazelle“, eine nicht sehr dunkle, leicht kastanienbraune, nicht sehr muskulöse, gemischte Rasse von mittlerer Statur, aber guten Figuren und nicht rein papuanischen Gesichtern fand. Das Haar ist kraus, dicht, nicht in Büscheln wachsend und ziemlich lang. Sie tragen dasselbe großenteils kurz, wenn etwas länger, auf den Hinterkopf gebunden oder in ein paar quer über den Scheitel liegenden Rollen frisiert; Bart in verschiedenen Formen schmückt bei einigen Wangen und Kinn, hier bis zu 30 Centimeter lang. Die Männer sind mit einer Binde aus Baststoff zwischen den Beinen, die Frauen mit einem 65 Centimeter langen Schurz aus Palmblättern vorn bekleidet. Tätowierung ist nicht üblich, wohl aber bei den Weibern Herabziehen der mit Holzringen versehenen Ohrflappen bis auf die Schultern. Die Männer schmücken sich mit Halsketten von roten Fruchtkernen mit Muschelperlen, sowie mit Federn. Die unsaubereren Hütten haben keine Seitenwände und sind eigentlich nur ein halb-

1) „Natur“ 1879, Nr. 35f., S. 439f. 490f., wo auch eingehend über den eigentümlichen Feuerkult der Negritos und ihre Sitten (besonders auf Formosa und Luçon) berichtet wird.

rundes mit Palmblättern gedecktes Dach von fünf bis zehn Meter Länge. Die einzige Waffe ist ein hölzerner Speer, oben mit Widerhaken. Die Eingeborenen sind friedlich. Der Gebrauch von Metallen ist ihnen unbekannt. Sie besitzen aber mitunter ziemlich große, in besonderen Häusern aufbewahrte Kanoes mit Mattensegeln, sonst jedoch nur kleine elende Böte aus einem ausgehöhlten Baumstamm, mit einem Ausleger versehen. Als Probe ihrer Kunstfertigkeit rühmt Strauch eine sehr zierlich aus weichem Holz geschnittene Büste, einen bärtigen Mann vorstellend. Von ihrer Sittlichkeit gewann er bei den in wenigen Stunden gemachten Erfahrungen nur eine äußerst geringe Meinung ¹⁾. Die für einige Jahre in dem abgelegenen errichteten Amahei-tabun genannten Haus isolierten Knaben werden von dem greisen Uta in den Zeremonien unterrichtet, bis der Haarschmuck des Kopfes gewachsen ist, das dann bei der Pubertätsweihe als Tabun-e-uk getragen wird ²⁾. Die Insulaner zeichneten sich dadurch aus, daß sie bei Annäherung europäischer Schiffe keine Spur von Neugierde zeigten, während die Eingeborenen der übrigen Inseln gewöhnlich den Europäern entgegenkommen und einen lebhaften Tauschhandel eröffnen, aber freilich sich alles Mögliche anzueignen suchen ³⁾.

Südöstlich von den Anachoreten liegen die 25 sogenannten Admiraltäts-Inseln ⁴⁾, welche Schouten 1616 entdeckte, Carteret 1767 wieder auffand und mit ihrem heutigen Namen belegte ⁵⁾. Miklucho-Maclay, der das Hauptiland Tau i ⁶⁾

1) Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1877, S. 35ff. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1877, S. 239. Hellwald, S. 103.

2) Bastian, Inselgruppen, S. 80. 88.

3) Oberländer, Ozeanien, S. 113.

4) Hellwald, S. 103.

5) Oberländer, S. 111.

6) Oberländer (a. a. O.) nennt Basca als Hauptinsel mit einem Flächeninhalt von etwa 85 Quadratmeilen, im Innern voll Gebirge.

besuchte, fand den Typus der Eingeborenen nicht sehr verschieden von dem der Papua Neuguineas; ihr Hautfarbe soll aber weniger dunkel gefärbt, und ihr ganzes Aussehen dem von Europäern nicht unähnlich sein. Anatomisch eigentümlich sind die großen Zähne und die Kürze der großen Zehe. Das Kopfhaar, das genau mit dem der Papua übereinstimmt, wird von den Männern lang und in sehr verschiedenen Coiffuren geordnet getragen; die Haare im Gesicht, selbst die Augenbrauen, werden dagegen ausgerissen oder mit einem Obsidian-Bruchstück rasiert, welches auch zum Tätowieren dient ¹⁾. Die englische Expedition des „Challenger“, die sich auf Wild-Island aufhielt, fand die Insulaner sehr dunkelbräun, auch die Nasen wohlgeformt, die Männer alle wohlgewachsen und kräftig, die Frauen aber hinter ihnen weit zurückstehend und infolge des steten Gebrauchs der Betelnuß von abstoßendem Aussehen. Alle waren mehr oder weniger tätowiert und mit eingebrannten Halbkreisen versehen ²⁾. Die Männer tragen nur eine große, weiße Muschel, die Weiber ein Stück Matte um den Leib gebunden. Doch haben sie Armbänder aus Pflanzenfasern und Muscheln und ähnlichen Schmuck in den auf die Schulter herabhängenden Ohrläppchen. Einige Eingeborene durchbohren auch das Nasenbein und ziehen einen Faden durch, an dem Zähne befestigt sind. Die Häuptlinge unterscheiden sich durch eine doppelte Reihe kleiner Muscheln an der Stirn und scheinen über ihre Unterthanen große Gewalt zu haben, wie ein Zaudernder von einem Häuptling bei d'Entrecasteaux' Besuch geprügelt wurde. Die Kanoes sind mit doppelten Auslegern versehen, die durch ein Verdeck verbunden sind,

1) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1878, S. 110ff. Hellwald, S. 104. Festliche, aus leichtem Holz geschnitzte, weiß, rot und schwarz bemalte Kopfbedeckung abgebildet ebd., S. 105.

2) Spry, Die Expedition des Challenger (1877), S. 244ff. Hellwald, S. 104f.

und können bei aufgehiften Mattensegeln das schnellste Segelschiff ausstechen ¹⁾). Als Waffen dienen leichte Wurfspere mit schweren Köpfen von Obsidian (Glasachat), auch Krummäxte aus Muschelschalen. Kanoes, Häuser, Waffen und fast alle Hausgeräte sind mit mühsam ausgearbeiteten Schnitzereien und Malereien verziert; auch spielt man ein flötenähnliches Musikinstrument. Obwohl nach anfänglicher Schüchternheit zutraulich gegen die Fremden, scheinen doch die Eingeborenen auf Wild-Island Kannibalen zu sein; in ihren Hütten waren überall menschliche Knochen zu sehen, dafür aber nirgends Gräber oder eine Spur von Totenbestattung, so daß sich den Besuchern der Verdacht aufdrängte, daß sie ihre Angehörigen verzehren ²⁾).

Der Archipel von Neubritannien wurde so genannt von Dampier 1700, während Carteret 1767 diesen Namen auf die westliche Hauptinsel (452 Quadratmeilen groß, Birara eigentlich nur Name für den Ostteil derselben) beschränkte, die durch den Georgskanal getrennte östliche Insel Neuirland (Tombara, 225 Quadratmeilen) nannte. Die kleinste der drei Hauptinseln dieses Archipels ist Neuhannover (26 Quadratmeilen) am Nordwestende Neuirlands. Unter den vielen kleineren Inseln dieses Archipels ist die merkwürdigste die am nördlichen Eingang zum Georgskanal gelegene Amakata- oder Herzog von York-Insel. Über die Insulaner hat erst die neueste Zeit durch die Expedition des „Challenger“ und der „Gazelle“, Missionar Brown, die Forscher Hübner, Kleinschmidt und O. Finsch reichere Mitteilungen gebracht ³⁾. Die Bewohner der Gruppe haben schmale Hochschädel und gehören sämtlich zum papuanisch-melanesischen

1) Oberländer, S. 112.

2) Spry und Hellwald a. a. O.

3) Oberländer, Ozeanien, S. 107 ff. Grundemann, S. 215 f. Jung II, 279 ff. 292 ff. Hellwald, S. 105 f.; nach den Forschungen der „Gazelle“ sind die Namen Birara und Tombara den Eingeborenen unbekannt.

Stamm; das beweist das eigentümlich krause Haar und die dunkle Hautfarbe, obwohl ein helles Kupferbraun manchen Insulanern in Amakata, im nördlichen Tombara, in Squalley, wie auf den Anachoreten-Inseln eigen ist und auch Leute von glänzendem Schwarz sich finden; unter der Bemalung mit schwarzer, weißer und der besonders geschätzten roten Farbe läßt sich das ursprüngliche Kolorit aber oft kaum erkennen ¹⁾. Die Neuhannoveraner sind mittelgroß, zum Teil kräftig muskulös und wohlgebaut, rotfarben, mit sehr zurückweichender Stirn, breiter, dicker Nase, großem Mund, sehr langen Extremitäten und krausem, meist kurz geschorenem, in Büscheln wachsendem Haar. Auf Neuirland bleibt die Körpergestalt im allgemeinen hinter der der Neuhannoveraner zurück, die Bevölkerung im Norden der Insel erscheint ärmlicher und weniger kräftig, im Süden dagegen entschieden stärker, bei Port Sulphur auch etwas heller. Noch um vieles lichter sind die Neubritannier; ihr Haar ist länger und nicht sehr kraus, ihre Figur meist kräftig und wohlgebaut, nach Dr. Benda aber schwächlich, vielfach unproportioniert, die Muskulatur wenig entwickelt. Die Körpergröße beträgt 150 bis 170 Centimeter ²⁾. Nach Dr. O. Finsch ³⁾ sind die Neubritannier wohlgebaute Menschen von kräftigem Gliederbau und starker Natur, von dunkler kaffee- oder schokoladenfarbener Haut, breiter, nur mit der Kuppe vorspringender Nase, weit geöffneten Nüstern, meist großem

1) Grundemann, S. 216. Jung II, 282. Studer (Naturforscher auf der „Gazelle“) bei Hellwald, S. 106.

2) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1880, S. 112. Nach Browns Erkundigungen (ebd. 1876, S. 289) soll auf Neubritannien ein Stamm mit schwanzartigem Anhängsel leben, eine Fabel; nach Hellwald (S. 106) sind nähere Untersuchungen noch abzuwarten. Auch nach Oberländer (S. 108f.) sind die Neubritannier im allgemeinen heller als die Papua Neuguineas, die Neuirländer dunkelbraun, übrigens gut gebaut, stark und gewandt.

3) „Gartenlaube“ 1882, S. 696.

Mund, wollig-verfilztem Haar. Die Herzog von York-Insulaner sind stark untersetzt, von heller Kupferfarbe und mit wolligem Haare, das durch eingeschmierte Salbe und aufgestreuten weissen oder roten Puder das Ansehn gewinnt, als ob es in Fetzen um den Kopf hinge ¹⁾. Die Insulaner von Neuhannover und Neuirland einerseits, von Neubritannien andererseits haben sich ganz unabhängig von einander entwickelt; wenigstens ist fast jeder Gegenstand Neubritanniens in der Art seiner Ausführung, seiner Verzierung, ja selbst seinem Material nach von dem der andern Gruppe verschieden ²⁾.

Was die Religion auf dem neubritannischen Archipel betrifft, so hatte schon Dampier am Port Montague Götzenbilder gefunden ³⁾, und Oberländer ⁴⁾ sagt von den Eingeborenen der Insel Neubritannien: Eine Art Gottesdienst müssen sie haben; denn man trifft viele hölzerne Götzenbilder, die oft über drei Meter hoch sind und an verschiedenen Punkten aufgestellt werden; diesen Götzen bringen sie fortwährend Lebensmittel dar, und da diese niemals weggenommen werden, so verrät der Gestank der verfaulenden Vögel, Feigen und anderer Früchte schon in weiter Ferne die Nähe eines Götzenbildes. Ein Götzenbild der Neuirländer, eine sitzende Menschengestalt mit tierisch vorstehendem Mundteil, Backentätowierung und Ohrenschmuck hat Oberländer abgebildet; die Neuirländer werden nach ihm von französischen Seefahrern als die gebildetsten Eingeborenen des neubritannischen Archipels geschildert; sie haben Tempel und ein geregeltes heidnisches Religionssystem. Alles Schnitzwerk, alle Bemalung, die auf Nachahmung menschlicher oder Tier-Gestalten hinausgeht, trägt übrigens hier den Charakter des Verzerzten, Fratzenhaften, so auch die

1) Oberländer, S. 110.

2) Hellwald, S. 107 nach Kapitän Strauch.

3) Jung II, 286 f.

4) Ozeanien, S. 109.

phantastisch ausgestatteten, schwer definierbaren Vogelporträte aus Neuirland. Immerhin überragen diese Bildwerke die papuanischen Korwar¹⁾. Von der ostwärts gelegenen kleinen Insel San Christoval bemerkt Oberländer²⁾ noch, daß ihre Häuser sorgfältig mit Götzenbildern, Menschenschädeln, Federbüschen u. dgl. geschmückt sind. Die Expedition der „Gazelle“ brachte zunächst über die religiösen Verhältnisse des Archipels noch wenig Licht³⁾. Über Religion, Kultus u. dgl. konnte so gut wie nichts in Erfahrung gebracht werden; auch schien kaum etwas gesehen zu sein, was auf derartiges schließen liefse; nur auf Neuirland fand man auf einer Hochebene ein tempelartiges Gebäude, auf dessen Boden eigentümliche Schnitzwerke nebst vortrefflich gearbeiteten hölzernen Masken standen. Auch auf der in der Blanche-Bai liegenden kleinen Henderson-Insel befindet sich ein Gebäude, das vielleicht für religiöse Zwecke bestimmt, vielleicht aber auch eine Art Gemeinde- oder Rathaus ist; Genaueres war darüber nicht zu erfahren. Auf Neuhannover sind derartige Häuser gar nicht aufgefallen. Mit dem Wort Salick scheint sich auf Neuhannover ein dem polynesischen Tabu ähnlicher Begriff des Geheiligtseins, der Unverletzlichkeit zu knüpfen⁴⁾. Eben das Tabu konnte die Geheimhaltung alles Religiösen zur Folge haben. Tätowierungen sind auf dem neubritannischen Archipel außer in einzelnen Fällen nicht wahrgenommen worden, wohl aber Narbenwulste und Bemalungen⁵⁾ mit Kalk und einem roten Farbstoff (tannú), hauptsächlich im Gesicht, dann auf Brust und Rücken⁶⁾. Eigentliche Beschneidung findet sich nicht; doch hat man auf Neu-

1) Hellwald, S. 108.

2) Ozeanien, S. 111.

3) Jung II, 287.

4) Strauch, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1877, S. 39 ff.
Hellwald, S. 111.

5) Jung II, 285.

6) Hellwald, S. 108.

irland eine Trennung des Präputium wiederholt beobachtet ¹⁾. Alle diese Insulaner sind Menschenfresser, ausgenommen wenigstens die Frauen auf Neubritannien ²⁾. Nach O. Finsch ³⁾ besitzt der Bewohner Neubritanniens keine Spur von Religion oder Kultus, kennt keine Feste oder Opfer irgendeiner Gottheit, und die fast ununterbrochenen geselligen Lustbarkeiten bewegen sich mit Ausnahme einiger wenigen, die einer noch unbekanntem geheimen Gesellschaft der Männer angehören, fast nur im Rahmen von Familienereignissen, die bei den kleinen, meist durch Blutsverwandtschaft verbundenen Gemeinden je nach Rang und Ansehen die Teilnahme des ganzen Dorfs und selbst der Nachbargemeinden zur Folge haben. Auf Ahnenkult weist aber, was Finsch selbst weiter sagt: Unter allen Festen werden Begräbnisse am feierlichsten begangen, und die Ehren, die man Toten erweist, übersteigen bei weitem die den Lebenden gezollten. Der flüchtige Besucher dieses Landes, der gelegentlich einmal bis in ein Dorf drang, forschte vergebens nach den Orten, wo die Toten ruhen, weshalb ein Reisender vermutete, sie würden vielleicht von den Lebenden verzehrt. In Wahrheit verhält es sich ganz anders. Sie bestatten ihre Toten mit einem Pomp, wie er in Europa nur selten zur Geltung kommt. Finsch bemerkt dabei, daß die Eingeborenen keineswegs gegen alle Unbilde ihres sonst milden Klimas gestählt seien und während seines Aufenthalts in der Regenzeit ganze Dorfschaften erkrankten, ja im Februar fast täglich ein oder mehrere meist ältere Personen starben. Zwar machte man mehrmals den Versuch, den bösen Geist der Krankheit durch allgemeines Lärmen, Schlagen mit Knüppeln an Häuser und Bäume, Abfeuern von Flinten u. s. w. zu vertrei-

1) Hellwald, S. 107.

2) Studer bei Hellwald, S. 106 f. Nach Oberländer (S. 108) werden die erschlagenen Feinde auf Birara gefressen.

3) „Gartenlaube“ 1882, S. 698f.

ben; aber es half nicht, und die Bevölkerung ergab sich ruhig in ihr Schicksal, ohne ein anderes Heilmittel zu kennen als Blutlassen mittels Einritzen durch Glassplitter. Der Tod verschonte auch die Höchsten nicht; man erkannte einen solchen Fall an der Heftigkeit des Klagegeschreis, das sich dann erhob. Eines Abends liefs dasselbe sich stärker als sonst vernehmen. Turumane, der älteste und höchste sogenannte König, der größte Grundeigentümer auf der Insel Matupi und an der Küste hatte sein Leben beschlossen. Noch an demselben Abend lief alles herbei, um bei dem Toten zu klagen, und selbst große Männer schienen so von Schmerz überwältigt, daß sie für keine Fragen Gehör hatten. Am andern Tage entwickelte sich die eigentliche Begräbnisfeier, die mit zu den glänzendsten gehörte, die Finsch in Neubritannien zu sehen bekam. Schon am Vormittag setzte sich die Bevölkerung nach dem Trauerhause in Bewegung, die Weiber in langen Gänsemarschreihen; viele Männer waren mit Glasperlen-Halskragen und Federbüschen geschmückt; Häuptlinge nahen in feierlichem Aufzuge mit ihrem Anhang. Sie liefsen einen Teil ihres Reichtums in eingestrickten mächtigen Muschelgeldringen vor sich hertragen, um denselben zur Verherrlichung des Tages zur Schau zu stellen. Trompeter, die großen Tritonshörnern dumpfe, klagende Töne entlockten, eröffneten den Zug, Bewaffnete beschlossen denselben. Im Trauerhause herrschte bereits Leben; in langen Reihen safsen die Weiber für sich und afsen Betel, ohne den keine Zusammenkunft denkbar ist. Der Platz selbst war festlich geschmückt, wobei sich der natürliche dekorative Geschmack der Eingeborenen vorteilhaft bekundete. Der Verstorbene selbst war im höchsten Schmuck zur Parade und zwar in sitzender Stellung ausgestellt¹⁾. Ein breiter weißer Streifen bedeckte Brust und Unterleib des Toten, seine Stirn eine rote mit Muschelgeld und an den Seiten mit gelben Haubenfedern vom Kakadu verzierte Binde.

1) Bild ebd., S. 697, nach der Natur gezeichnet.

Was unter derselben noch frei war, war blau bemalt, unten von weissen Strichen begrenzt. Ein gleicher, aber roter Streifen zierte den Nasenrücken, während die Backen eine weisse rechtwinklige Zeichnung trugen. Der Bart, der mit stutzerhafter Eitelkeit gepflegt wird, hatte diese Sorgfalt auch bei dem Toten erfahren und war weifs bepudert. Der Mund, dessen Lippen mit Betel rot gefärbt waren, hielt eine lange Thonpfeife, wie sie dem Lebenden lieb und wert war; auf dem Kopfe aber prangte eine weisse Federkrone aus Schwanzfedern des Kakadu, die in einen hohen Aufbau aus bunten Papagei- und anderen Federn endete. Um die Arme trug der tote Häuptling breite, weisse, köstliche Ringe aus Riesenmuscheln, die ihm schon deshalb ins Grab folgen mußten, da sie so fest ins Fleisch gewachsen waren, daß sie sich nicht mehr abstreifen ließen. Die Rechte hielt die Lieblings-Streitaxt, die Linke einen Prachtspeer mit reichem, buntem Federschmuck in geschmackvollem Muster. Auf dem Schofs des Toten lag ein Spiegel; seine Beine endlich waren rot bemalt und mit Bändern von Muschelgeld umflochten. Der Tote saß unter einer Art Baldachin, dem eingerammte Speere, mit Menschenknochen verziert, als Stützen dienten, an denen Stücke buntgemusterten Baumwollenzeuges befestigt waren. Zu den beiden Seiten dieses Baldachins waren, zum Teil durch Prachtruder gestützt, die nur bei solchen Gelegenheiten in Gebrauch kommen, die gewaltigen Ringe Muschelgeld aufgestellt, deren Finsch an 30 zählte. Sie waren zum großen Teil Eigentum des Verstorbenen oder von anderen Häuptlingen geliehen. An jeder Seite des toten Königs saß ein junges Mädchen, einen Büschel buntfarbiger Blätter in der Hand, mit dem es die Fliegen verscheuchte; sie waren in der üblichen Trauerfarbe, in Schwarz, zwar nicht gekleidet, aber angestrichen; das Gesicht glänzte wie Stiefelwichse; der übrige Körper zeigte einen matteren Ton. Weiber kamen noch immer truppweise daher, ließen sich vor dem Toten nieder und stimmten unter Thränen ihr Klaggeheul an. Nach kurzer Zeit machten sie anderen Platz, setzten sich unter die übrigen

Weiber und empfangen Betelnüsse, Pfefferblätter und pulverisierten Kalk als Vorspiel der späteren großen Mahlzeit. Nachdem sich alles versammelt und gruppenweise, nach den Geschlechtern getrennt, niedergesetzt hatte, begann das eigentliche Totenopfer, wie es Finsch selbst nennt: Zwei große Ringe Muschelgeld wurden herbeigeschleppt, ihrer Hülle entkleidet und das Geld an die Anwesenden nach Rang und Würde verteilt. Häuptlinge und Große erhielten das meiste, aber niemand ging ganz leer aus, selbst der Ärmste bekam etwas. Mit dieser Geldverteilung war die Hauptfeier beendet. Die Menge ging in derselben Ordnung, in der sie gekommen war, wieder nachhause, um sich nachmittags nochmals in Trauerhause zum eigentlichen Begräbnis zu versammeln. Schon in der Nacht war eine neue, mit grünen Palmblatt-Matten gedeckte Hütte errichtet worden, sinnig geschmückt, die die Ruhestätte überdachen sollte. Die beiden runden Giebelspitzen waren mit buntbemalten Kokosnüssen und Blättern verziert; von ihnen führten bis zur Mitte der First weiße flaumige Schnüre herab, die mit weißen Hühnerdaunen umspinnen waren und wie Schwanenhäuse aussahen. An diesen Schnüren hingen die beiden Opfer eines so hohen Festes, zwei lebende Hühner, die hier hängen blieben, bis sie elend verschmachteten. Es ist dies die einzige Tierquälerei, die Finsch bei diesem Volke traf. An der Hütte selbst waren schlanke Bambus mit den zarten Blattwedeln befestigt, an diese wieder zur Höhe künstlich gezackte und verzierte Blätter. Der Tote wurde nun in dauerhafte Matten aus dem zähen Bast oder Borke der Betelpalme gewickelt, und alle seine Verwandten und Freunde gaben ihm etwas mit auf den Weg. Da flogen längere oder kürzere Stücke aufgereihtes Muschelgeld, Tabak, Betelnüsse, Kupferhütchen, Streichhölzchen, Pulver, Glasperlen, Messer und Beile unter die Leichenhütte, und Finsch hat selbst bei Verstorbenen von geringerem Rang den Wert der mit ins Grab versenkten Waren auf 60 bis 80 Mark geschätzt.

Wenn Finsch diesen Geschenken nur die Bedeutung einer letzten Liebesgabe an den Verstorbenen zuschreibt, da der Glaube an irgendeine Fortdauer nach dem Tode den Neubritanniern nicht eigen sei, so dürfte doch auch hier die Sache nicht so einfach liegen; sie haben entweder vor Finsch doch mit ihrer eigentlichen Religion zurückgehalten oder ihren früheren Glauben und das Verständnis ihrer alten Gebräuche wenigstens teilweise verloren. Zu diesen Gebräuchen gehört noch weiter, daß, nachdem der Tote in der Totenhütte in ein schmales, kaum zwei Meter tiefes, mit Kokosblättern ausgekleidetes Grab gelegt und die letzte dabei von der Menge angestimmte Totenklage verklungen ist, die Festlichkeit noch nicht beendigt ist, vielmehr von nun in mannigfacher ausgedehnter Weise den Charakter der Freude trägt, die sich gerade daraus erklärt, daß der Tote nun als in göttlicher Weise fortlebend gedacht und durch den Kult befriedigt wird. So wurden zu Ehren des hohen Toten bald von Männern, bald von Weibern feierliche Tänze abgehalten, die sich wochenlang an mehreren Abenden wiederholten; ferner fanden Tage hindurch früh und abends förmliche Trommelkonzerte statt, und schließlich wurde zum Andenken an den Toten eine Art Monument errichtet, bestehend aus einem hohen buntbemalten, mit farbigen Blattpflanzen dekorierten Gestell; an ihm in symmetrischer Verteilung Kokosnüsse, Yams, Bananen, Ringe, Muschelgeld, doch wohl Opfergaben, und die Schädel der verzehrten Schweine, die Zeugnis ablegen von den Gastereien, die die nächsten Erben zum Besten geben, aber auch wohl von der ursprünglichen Bedeutung derselben als Opfermahlzeiten. Nach vielen Monaten, was sich kaum erklären würde, wenn der Geist des Toten nicht als fortlebend gedacht worden wäre, werden die Totenfeierlichkeiten mit Tänzen und Schmausereien wiederholt, und dann stellt man zugleich den inzwischen ausgegrabenen und buntbemalten Schädel des Toten aus, der zwar nach Finsch in keiner Weise Gegenstand

einer religiösen Verehrung ist, indes doch nur zu dem Zwecke ausgestellt sein kann, daß er als frühere Behausung des Geistes von demselben auch wieder besucht werde und ein Medium seiner Offenbarungen für die Lebenden sei. Frauen werden mit demselben Pomp begraben wie die Männer, was Finsch auch anführt als Beweis der Gleichstellung, die das weibliche Geschlecht gegenüber dem männlichen genießt. Von dem Begräbnis ärmerer Leute berichtet derselbe verdiente Forscher, daß es zwar ohne große Zeremonien stattfindet, aber auch hier jeder Mittrauernde seinen geringen Tribut in einem Stückchen Muschelgeld erhält, den sich einzufordern selbst Häuptlinge nicht für zu gering erachten. Vielleicht dürfte aber der ursprüngliche Ahnenkult der Neubritannier wesentlich modifiziert und der Glaube an das Fortbestehen der Einzelseelen erschüttert sein durch eine eigentümliche, allerdings esoterische, pantheistische Fassung der Urgottheit, wie sie sich auch in gewissen polynesischen Anschauungen mehr oder weniger klar und konsequent entwickelt hat. Wir sind darüber in betreff Neubritanniens auch erst in der neuesten Zeit durch Hübner und Kleinschmidt etwas näher unterrichtet ¹⁾. Sie bezeugen zunächst die Verwendung präparierter Schädel für kultische Zwecke. Das Museum Godeffroy in Hamburg empfing von Kleinschmidt sogar zwei bemalte Schädel von dorthier, an denen die Fleishteile durch eine Kittmasse, die Augen durch Deckel einer Schnecke (*Turbo petulatus*) dargestellt sind. Kleinschmidt berichtet, daß zu gewissen Zeiten eine vermummte, als heilig angesehene Person die Schädel Verstorbener sammle und zur Aufbewahrung den Verwandten übergebe; diese Person heiße auf Pall-Pall der Duk-Duk oder Religionsmann ²⁾.

1) Jung II, 280. 286. Kleinschmidt wurde vor kurzem auf Mioko in der Duke of York-Gruppe erschlagen. Ebd., S. 291f.

2) „Natur“ 1881, S. 163. Dr. Schmeltz, Vortrag über den Schädelkult im Stillen Ozean.

Die Duk-Duk-Verkleidung, worin die Gottheit Turangan steckt, setzt die Einweihung durch „Sehen des Tambu“ (Tabu) voraus, wozu die Vorbereitungszeremonieen, die unter Enthalten von Sprechen stattfinden, durch Tanz beschlossen werden¹⁾. Zu den Tänzen, welche bei dieser Gelegenheit aufgeführt werden, bedient man sich besonders hergerichteter und bemalter Schädelmasken, welche vermittelt einer in der Nähe der Gelenkköpfe des Unterkiefers angebrachten Querstange im Munde gehalten werden. Dem Schädel sucht man eine Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Helden, von dem er ein Teil war, durch Nachbildung der Fleischteile und durch Bemalung zu geben. Solche Masken werden nun bei allen Tänzen an dem jährlich wiederkehrenden Feste des Duk-Duk angelegt. Die Eingeborenen kennen kein anderes höheres Wesen als ihn. Sie stellen sich denselben vor in fabelhaft grofsartiger Gestalt, zugleich als einen Geist, der von Insel zu Insel wandert, auf jeder bewirtet, sterbend und zur Ruhe getragen, um auf der nächsten aufzuerstehen und dieselben Stadien zu durchlaufen. Zu einer bestimmten, wiederkehrenden Zeit erklärt ein dazu berechtigter Häuptling, dafs der Duk-Duk kommen werde. Nun geht es auf geweihtem Revier an die Herstellung der Masken im Duk-Duk-Hause. Es heifst nun: „Der Duk-Duk brütet.“ Den geweihten Raum dürfen weder Frauen noch andere nicht zu dem Geheimbunde gehörige Personen betreten. Auf ein Ausplaudern irgendeines der beobachteten Gebräuche steht Todesstrafe. Ja sollte ein Tänzer durch einen Fall oder irgendwelches andere Vorkommnis seine Maske verlieren, so dafs man ihn erkennen könnte, er wäre unwiderrufflich und sofort dem Tode verfallen. Ein gleiches Los würde eine jede Person treffen, die die Eingeborenen bei ihren

1) Bastian (Inselgruppen, S. 80), der an die westafrikanischen Geheimorden mit dem Mumbo Dschumbo u. s. w. erinnert.

Vorbereitungen belauschen wollte. Der Maskenanzug besteht in einem Rock aus den übereinandergereihten Blättern einer stachelichten Rohrart, die man vom Westende der Insel Ba Ula holt. An Rohrbügeln, durch welche die Arme gehen, hängt der Rock lose über den Leib herab. Eine darauf gestülpte turmartige Maske aus Palmenrippen, durchwoben von Palmenfasern, phantastisch bemalt und mit Drakänenblättern oder einem Federbusch, Faserkränzen und Muscheln geziert, vollendet den Anzug. Dieser obere Teil muß stets mit den Händen festgehalten werden. Ist alles bereit, so ziehen die Duk-Duk-Leute in festlich geschmücktem Boot von Insel zu Insel, überall Dewaro, auf Rohrstäbchen aufgereihtes Muschelgeld, in Empfang nehmend. Dann geht es zurück zum Duk-Duk-Hause, wo nun täglich Tänze aufgeführt werden und tüchtig geschmaust wird. Nach etwa 14 Tagen wird der Duk-Duk der Oberwelt müde und muß sterben. Man versammelt sich im Duk-Duk-Hause; der Speisevorrat wird in so viel Bündel verteilt, als turmförmige Masken vorhanden sind, und vor eine jede derselben wird eins gestellt. Das bedeutet: der Duk-Duk soll essen. Man wartet einige Minuten; dann ergreifen junge Männer die Masken und tragen sie fort, um sie zu verbrennen. Damit schließt die Zeit der Duk-Duk-Zeremonie für das laufende Jahr, um sich im nächsten in derselben Weise zu wiederholen¹⁾. Auch für Krankheitsfälle dient die Vermummung des Duk-Duk, wo dann gleichfalls Frauen und Kinder fliehen. Mit Lehm aufgekleisterte Teile der menschlichen Kinnbacken werden an einem Gehänge im Munde von denjenigen getragen, die vom Häuptling das Recht erlangt hatten, ungestraft stehlen zu dürfen²⁾. Ob bei den geheimen Gebräuchen des Duk-Duk-Festes Kannibalismus stattfindet, finde ich nicht angegeben; ist die Idee des Duk-Duk pantheistisch, so erklärt sich dies wenigstens mit aus dem Kannibalismus; denn können Seelen von den

1) Jung II, 287. Er schreibt „Duck-Duck“.

2) Bastian, Inselgruppen in Ozeanien, S. 59.

Kannibalen assimiliert und absorbiert werden, so kann der Urgott oder Urahn in derselben Weise alle einzelnen Seelen wieder verschlingen und in sich zurücknehmen; in Polynesien finden wir diesen Gedanken auch ausdrücklich ausgesprochen, jedoch daneben auch den von einer Widerstandskraft der adeligen und tapferen Seelen. Die Schädelmasken bei der Duk-Duk-Vermummung legen jedenfalls nahe, das Sterben und Auferstehen des Duk-Duk oder Turangan so zu deuten, daß er selbst in den Verstorbenen allein fortlebe und in deren irdischer Sonderexistenz nur eine Maske und Vermummung um sich gehabt habe, die mit ihrem Tode abgeworfen sei. Dabei kann man jedoch auch das Sterben des Gottes mit der wohl den Sonnenuntergang bezeichnenden Selbstverbrennung des Mangundi im maforesischen Himmelsmythos kombinieren in ähnlicher Weise, wie bei den Hottentotten der Mondgott zugleich Schöpfer, Urahn und Todesgott ist, pantheistisch in alles sich verwandelt, in den Gräbern begraben ist und doch im Tode lebt, — eine Parallele, die bei der Ähnlichkeit der Papua und Hottentotten in Haarwuchs und Schädelform und dem Zusammentreffen des hottentottischen Mythos über den Ursprung des Todes mit demjenigen auf Viti gewiß nicht zu weit hergeholt ist. Möglicherweise ist mit der Einweihung in die Duk-Duk-Mysterien zugleich die Aufnahme der Jünglinge unter die Männer verbunden. Auch auf Neuirland werden halbierte Schädel für Kultuszwecke präpariert¹⁾; den Idolfiguren sind Operkeln als Augen eingefügt. Im Tempel von Leukiliki auf Neuirland wurde neben den Idolen (Bakoni) das (auch auf den Kanoen befestigte) verschleierte Schnitzwerk Prapraghan verehrt. Der in ein phantastisches Blätterkleid gehüllte Tänzer heißt auf Neuirland nach Blossville Louk-louk²⁾, was jedenfalls mit Duk-Duk identisch ist³⁾. In Neuhannover hängt man bei

1) Bastian, S. 85.

2) Ebd., S. 89.

3) Siehe oben S. 671 über den Wechsel von *d* und *l*; derselbe ist zwar in den melanesischen Sprachen nicht so häufig wie der von

besonderen Gelegenheiten Muschelglocken um, angefertigt aus den Schalen von Oliva, in welche man als Klöppel einen Zahn setzt, und auch hier, wie auf Neuirland legt man braun, weiß und schwarz gefärbte Masken an, welche teils bei religiösen, teils bei profanen Tänzen zur Verwendung kommen; die Musik zu denselben wird auf Pansflöten, Maul- und Bambustrommeln gemacht, während das Muschelhorn den Warnungsruf vor dem kommenden Feind ertönen läßt oder die bösen Geister verscheuchen hilft. In diesen Masken giebt sich ein sehr bedeutender Grad von Kunstfertigkeit zu erkennen ¹⁾. Die nur bei Tänzen und festlichen Gelegenheiten gebräuchlichen Masken sind sehr verschiedener Größe, werden aber nicht über den Kopf gezogen, sondern auf dem Kopf getragen, während das Gesicht hinter einem an der Maske befestigten Stück Baumfasertuch sich verbirgt. Andere, kleinere Masken aus weichem, weißen Holz werden mit der Hand vor das Gesicht gehalten und sind mit Einschnitten zum Durchblicken versehen. Die Anfertigung dieser Masken ist eine äußerst originelle und sorgfältige; auffällig daran ist die prognathe Nase, die übertriebene Ohrdurchlöcherung und der Versuch, die verschiedenen Haartrachten darzustellen ²⁾. Der Hauptbestandteil der besonders aus Neuirland, aber auch aus anderen Inseln des Archipels neu angekommenen Gegenstände in der ethnologischen Abteilung des Königlichen Museums in Berlin besteht in Kultusmasken, in Kanoe- und Tempelverzierungen und einzelnen Götterbildern ³⁾.

l und r, kommt aber doch vor; z. B. das Zahlwort zehn heißt innerhalb der Neuhebriden-Gruppe auf Erromango nduru-lim, auf Api lua-lima, eigentlich 2 (duru, lua, wofür sonst rua) \times 5 (lim, lima). F. Müller II, 2. S. 80. 82.

1) Jung II, 285.

2) Hellwald, S. 108.

3) Unter den vom Kaufmann William Schönlanck für die Berliner ethnologischen Sammlungen mitgebrachten Gegenständen aus den australischen Inseln haben die Ruder aus Neubritannien mehrfach Götzenbilder an den Griffen. „Neue Preussische Zeitung“ 1882, 21. Dezember.

Bastian ¹⁾ sagt von diesen neuesten besonders der Fahrt Sr. M. „Gazelle“ zu verdankenden Materialien ethnologischer Forschung: „Der Schutz, den die Papua gegen das Drohende des feindlich Bösen in ihren Tempelverzierungen gesucht haben, manifestiert sich unter den auf der ganzen Erde für diesen Zweck identischen Formen nun auch bei ihnen: in den Masken und grausigen Ausstaffierungen jeder Art, in phallichen Symbolen geschlechtlicher Darstellungen, in fletschend grinsenden Gorgonenhäuptern, ausgestreckten Zungen (wie auch auf den Haui der Maori), in Hauerzähnen (zum Seelenfressen bei doppeltem Scheitel in der facies corunta) und all derartig stereotyp wiederkehrenden Emblemen mehr, besonders aber auch in einem der hervortretendsten derselben, in der Breitung des Flügelschutzes, dem, wie die Ägypter die Sonne, so die Papua den Halbmond eingefügt haben, während bei den Assyrern zugleich in der Hand der Mittelfigur ein Pfeil gezückt liegt; auch den Kampf des Vogels mit der Schlange, der (wie im mexikanischen Wappen und in der Feindschaft des indischen Garuda gegen die Naga) alle Kontinente durchschreitet, bringen die Papua zur Verwertung.“ Derselbe Forscher sagt mit Recht ²⁾, daß hier eine neue Gedankenwelt hervorquellte, nach welcher sich viele unserer bisherigen Theorien über die Weltanschauung des Menschen in seinem primitiven Zustand würden zu modifizieren haben müssen; daß wir in diesen wunderbaren und wunderlichen Schnitzereien aus Neuirland,

1) Inselgruppen in Ozeanien, S. VIII. Zu den beiden Tafeln mit den aus der ethnologischen Sammlung des Königlichen Museums abgebildeten Schnitzbildern Neuirlands hat Bastian auf einer dritten die analogen Parallelen hinzugefügt im assyrischen Assur, dem iranischen Ahuramazda, dem sogen. „winged globe“ der Ägypter, dann das Portal von Ocosingo aus Amerika, wo sich auch sonst (in Guatemala, bei Haidah u. s. w.) die Embleme derartiger Flügelwesen finden.

2) Ebd., S. IV ff.

diesen Sammelergebnissen aus verstecktester Ecke des Globus, wohin die Schulweisheit die nächsten Verwandten der Halbmenschen zu verweisen beliebt hatte, allerlei Gedankenverkörperungen, nicht blofs einen Ausdruck des dem Volk einwohnenden Kunstsinns, sondern auch seiner gesamten Denkhätigkeit, die mythologische Spiegelung des Makrokosmos im Mikrokosmos vor uns haben, mit einer Fülle von Ideenkeimen, wie sie sich bei den höchsten der Kulturvölker in den beiden Hemisphären, den Ägyptern, Assyrern, Mayas u. s. w., unter günstigeren Bedingungen zu vollerm Schwunge entfaltet hatten. Besondere Beachtung verdienen dann noch nach Bastian ¹⁾ die auf Neuirland beobachteten Reinigungszeremonieen. Die Mädchen daselbst bleiben vom sechsten oder achten Jahre an bis zur Entwicklung der Brüste in konischen Bauten isoliert, die als Tabu gelten, gehütet von einer alten Frau, und dürfen dieselben während der vier bis fünf Jahre nicht ein einziges Mal verlassen; innerhalb dieser von einem Rohrzaun umgebenen Hütten sind sie nochmals eingesperrt in konische Käfige, grofse Behälter von Blättern, aus denen man sie nur ein- bis zweimal des Tages in die Hütte hinausläfst. Erst mit der Verheiratung durch Kauf erlangen sie ihre Freiheit und eine bessere Stellung als bei anderen Völkern ²⁾. Um Port Sulphur auf Neuirland pflegen freilich die Reicheren ihre Mädchen nur einige Tage vor dem Pubertätseintritt in heiligen Häusern abzusperren; hier kaufen auch Wohlhabendere zwei Frauen, während sonst auf Neuirland und Neuhannover Monogamie mit einer der Frau eingeräumten gewissen Autorität besteht; doch liegt ihr auf Neuirland mehr Arbeit als auf den nördlichen Inseln ob. Um Port Sulphur halten sich die Frauen in den Hütten auf, während sie sich auf Neubritannien ohne Scheu

1) Bastian, Inselgruppen in Ozeanien, S. vi.

2) Ebd., S. xivf. 88 (nach Fournier und Brown). Jung II, 291. Oberländer, Ozeanien, S. 110 (mit Bild).

bewegen ¹⁾. Die Kleidung ist die allerdürftigste, ja sie fehlt auf Neubritannien selbst den Frauen, die nur mit grünen Zweigen die Blöße bedecken. Um so verschiedenartiger ist Hals-, Arm-, Stirn-, Haar-, Ohr- und Nasenschmuck; die Männer sind diesen Zieraten noch mehr zuthan als die Frauen. Indecenter ornant penem concha perforata ²⁾. Die Wohnungen sind Häuser oder Hütten aus Holz und giebelförmigem Dach aus Bamburgeripp mit Palmblätterbedeckung, in der Form auf den verschiedenen Inseln abweichend ³⁾. Will man auf Birara ein Dorf anlegen, so wird ein großer Raum geklärt und in der Mitte das Rathaus errichtet, ein großes, rundes Gebäude, das auf rohen Pfählen ruht und sich durch auf dem Dache liegende Stangen auszeichnet, deren jede vorn einen menschlichen Schädel trägt. Der Fußboden ist mit feinen, gefärbten Matten bedeckt, in welche Federn verwebt sind ⁴⁾. Die Werkzeuge und Geräte, deren wichtigstes auf Neuhannover und Neuirland ein Steinbeil mit gebogener Handhabe ist, sind aus dem einfachsten Material, Steinen und Muscheln, zeigen aber einen erstaunlichen Formenreichtum in ihrer Ausschmückung mit Schnitzwerk, Bemalung, Federn und Muschelblättchen. Solche Verzierungen bringen sie auch auf ihren Waffen an, die aus Speeren, Schleudern und Keulen bestehen (nur auf Neubritannien finden sich Bogen, Pfeile und Schilde). Bewundernswert sind auch die Schnitzwerke an Bootsteilen. Erst nach längerem Anschauen findet man aus den verschiedenen Windungen und anscheinenden Schnörkeln eine arabeskenhafte Verschlingung verschiedener Tiere, Vögel, Fische, Delphine, Krokodile u. a. heraus. Im Bau ihrer Böte zeigen diese Papua eine außerordentliche Ge-

1) Hellwald, S. 111 (nach Strauch).

2) Oberländer, S. 108. Grundemann, S. 217. Hellwald, S. 107. Jung II, 282.

3) Hellwald, S. 110. O. Finsch in „Gartenlaube“ 1882, S. 698.

4) Oberländer, Ozeanien, S. 108.

schicklichkeit. Ihre schmalen, oft 30 Meter langen Fahrzeuge, welche große Ausleger vor dem Umschlagen schützen, bewegen sie mit Hilfe von Rudern in wunderbar schneller Weise, ohne den Gebrauch von Segeln zu kennen. Ihrer Form nach sind die Böte auf den drei Hauptinseln verschieden. Um die überall sauber gehaltenen Dörfer ziehen sich sorgfältig gepflegte Pflanzungen, welche zuweilen terrassenförmig an den Abhängen der Hügel hinaufreichen und selbst die Gipfel bedecken. Zierliche Einfriedigungen schließen die Felder ein, auf welchen vornehmlich Yams, Bananen und Kokospalmen kultiviert werden. Auch scheut man die Mühe nicht, das Land von Holz zu befreien und urbar zu machen. Zu jenen Nahrungsmitteln kommen wildwachsendes Zuckerrohr, dann die mit Vorliebe gezüchteten Schweine und Hühner und die Fische. Die Kokosnuss liefert ein gern genossenes Getränk; nach Süden nimmt das Betelkauen zu, bei dem Kalk verwendet wird. Zum Kochen genügen glühend gemachte Steine ¹⁾. Von den politischen Institutionen der Neubritannier wissen wir wenig. Dampier und andere nach ihm schildern die Eingeborenen als in zahlreiche kleine Stämme zerfallend unter Häuptlingen, die zwar wirkliche Macht und anscheinend verschiedenen Rang besitzen, sich aber äußerlich von den übrigen nicht unterscheiden. Es ist auch hier eine Teilung der Bevölkerung in zwei gesonderte Klassen beobachtet worden und das an neuholländische Stämme erinnernde Verbot des Heiratens von zwei Gliedern derselben Klasse. Auf Neuirland und Neuhannover hat Strauch nach Hellwald keine Häuptlinge beobachtet ²⁾, dagegen nach Jung ³⁾ mit König Balick auf Neuirland gesprochen, der ihm nach einigen Zögern einräumte, daß das Fleisch seiner Landsleute sehr gut schmecke. Auch

1) Grundemann, S. 217. Hellwald, S. 109 f. Jung II, 285 f. Finsch a. a. O., S. 698.

2) Jung II, 288. Hellwald, S. 111.

3) Weltteil Australien II, 291.

erwähnt Brown, der 1875 mit dem Missionsschiff an der Nordküste der Duke of York-Insel landete, den obersten Häuptling Tapulu, der allerdings von seinen ganz nackten Unterthanen kaum zu unterscheiden war, da nur eine Perlenschnur um seinen Hals und eine Klapper aus Muscheln, die über seinem Rücken hing, seinen königlichen Schmuck ausmachte, außerdem zwei Häuptlinge Uaruarum und Neragua, deren jeder seine Rechte geltend machte, als ein Stück Land für die Missionsstation gekauft wurde ¹⁾. Nach Oberländer ²⁾ pudern sich die Anführer und bemalen sich das Gesicht mit roter Schminke. Er stellt diese Insulaner, die auch in kleinen netten Bambusrohr-Hütten in Palmenhainen und Einfriedigungen, innerhalb deren sie Früchte bauen und bisweilen einige Schweine halten, wohnen und hübsche Kanoes mit Auslegern bauen, auch in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen weit über die Papua Neuguineas. Man trifft bei ihnen auch Stände und Volksversammlungen, die durch das Blasen auf einer Muschel einberufen werden. Sie sind überhaupt sehr musikalisch und wissen eine Art Pansflöte aus Schilfrohr gut zu handhaben. Der Charakter der Neubritannier erscheint je nach den verschiedenen Gruppen ein angenehmer oder ein abstossender. Hinterlistig und verräterisch, argwöhnisch und mißtrauisch haben sich die Bewohner der meisten Inseln gezeigt. Die Neuhanoveraner erwiesen sich bei dem Besuch der „Gazelle“ als abgefemte Diebe. Bei näherer Bekanntschaft sind sie sehr fröhlich und heiter. Freilich haben sie Kleinschmidt und Missionare erschlagen ³⁾. Doch die dunkle Charakterschilderung, die von ihnen entworfen worden ist, mildert sich auch vielfach zu ihren Gunsten, wenn die Fremden ihnen freundlich gegenüber treten ⁴⁾. Bei diesen Schwarzen Neubritanniens, sagt

1) Grundemann, S. 217f.

2) Ozeanien, S. 110f.

3) Jung II, 291.

4) Grundemann, S. 216.

O. Finsch ¹⁾, macht sich Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und eine stets heitere und fröhliche Geselligkeit bemerkbar; das schwatzt, scherzt und schäkert oft bis tief in die Nacht hinein, und namentlich an hellen Mondscheinabenden nimmt die ausgelassene Fröhlichkeit kaum ein Ende; Musik und Tanz sind auch hier die unzertrennlichen Begleiter jeder Lustbarkeit; bald hört man einsame Künstler, die in der Stille des Abends auf der Flöte ihre sanftesten Weisen zum besten geben; bald vereinigen sich viele, um unter dem Takt hölzerner oder mit Eidechsenhaut überspannter Trommeln mehr tumultuarische Konzerte auszuführen, denen es aber keineswegs an Rhythmus mangelt; Instrumente giebt es hier eine große Menge, darunter drei verschiedene Arten Flöten und ein Saiteninstrument; jedes Geschlecht hat seine eigentümlichen Musikwerkzeuge für sich. Bei aller Ureinlichkeit läßt sich nach Finsch ²⁾ in den Weisen und Gesängen der Melanesier ein melodischer Zug nicht verkennen; er stellt diese Wilden in musikalischen Leistungen weit über alle östlichen Südsee-Insulaner, ja über die Chinesen. Gelegenheit zu Tanz und Festen biete sich so oft, daß es fast scheine, als sei das Leben dieser Schwarzen nur eine ununterbrochene Kette von Lustbarkeiten und Vergnügungen. Doch erkennt Finsch auch ihren Fleiß im Landbau an. Ihr Muschelgeld wurde schon erwähnt. Mit demselben werden nach Finsch auch Vergehen bezahlt bis zur Blutschuld, und es bahnt auch den Weg zur Häuptlingswürde; es herrscht hier kein Kommunismus; es giebt Reiche und Wohlhabende in verschiedenen Abstufungen, doch keine Bettler. Privateigentum ist ohne diebstahlsicheren Schlösser unantastbar und erblich; Diebstähle kommen unter den Eingeborenen selten vor und werden streng bestraft; denn auch dies Volk hat ohne geschriebene Gesetze gewisse Satzungen für Recht und Ordnung, die ihm durch Gewohnheit und Gebrauch in Fleisch

1) „Gartenlaube“ 1882, S. 696 ff.

2) Ebd., S. 698.

und Blut übergangen und bei jedermann als selbstverständlich gelten; je länger Finsch mit diesen Leuten vertraut wurde, um so mehr erstaunte er über die Ordnung, die sich überall, namentlich bei großen Festen kundgab. Nach den neuesten Nachrichten macht auch die Mission im neubritanischen Archipel gute Fortschritte, wenn auch der zugleich um die Ethnologie desselben verdiente Brown als Missionar gefehlt hat, indem er gegen einen Stamm, der vier Missionare erschlagen, einen andern diesem feindlichen Stamm selbst ins Feld führte ¹⁾.

Wir haben bereits die Insel San Christoval (Bauro) erwähnt. Sie wird von anderen, und wohl mit mehr Recht, auch der Sprache wegen ²⁾, zu den Salomons-Inseln gerechnet, zu denen wir nunmehr übergehen, so genannt von ihrem Entdecker Alvaro Mendana de Neyra, der 1567 in ihnen das goldreiche Ophir Salomos gefunden zu haben glaubte und die unbedeckten kannibalischen dunkelfarbigen Bewohner mit krausem Haar flüchtig kennen lernte; Bougainville entdeckte 1768 die Gruppe zum zweitenmale, die seitdem wiederholt, jetzt auch von Missionaren, doch noch nicht genügend erforscht ist ³⁾. Zur östlichen Inselreihe gehören (von Nord nach Süd) Buka, Bougainville, Choiseul, Isabella, Anuda und Malanta, zur westlichen Simbo oder Gela (Gera), Neugeorgia, Maran (Mendanas Guadalcanar), die beiden angeblich

1) Grundemann, S. 219f.

2) F. Müller II, 2. S. 68. Es werden verschiedene Sprachen in dem Archipel gesprochen, die aber nicht so sehr von einander abzuweichen scheinen, wie dies in anderen Teilen Melanesiens der Fall ist. In Ulaua spricht man dieselbe Sprache wie im südlichen Balanta; in Bauro ist der nördliche Dialekt (Arosi) von dem südlichen (Bauro) so verschieden, daß eine gegenseitige Verständigung nicht möglich ist; beiden steht jedoch die Sprache der Insel Maran nahe; diese wie jene zeigt übrigens deutlicher als die sonstigen melanesischen Sprachen die Verwandtschaft mit den polynesischen. Grundemann, S. 173.

3) Oberländer, Ozeanien, S. 113. Grundemann, S. 167. Jung III, 3f.

von Polynesiern bewohnten Rennel-Inseln Mongawa und Mongiki, endlich Bauro¹⁾). Im ganzen sind die Salomons-Insulaner unzweifelhaft Papua, sogar von sehr dunkler, fast schwarzer Hautfarbe und dichtem, krauswolligem, weit abstehendem Haar, wenn auch bei ihnen, namentlich zwischen den Bewohnern der nördlichen Inseln und des südlicheren Isabeleilandes starke äußerliche Unterschiede bestehen, und das allerdings vereinzelt Vorkommen hellfarbigere Menschen auf polynesischen Einwirkungen hindeuten mag²⁾). So dürftig auch unsere Kunde von der Religion der Salomons-Insulaner ist³⁾, so läßt sie doch auch eine reichere Mythologie erkennen. Zwar sagt Missionar Atkin: „Götendienste haben sie nicht und, soweit ich sehen kann, überhaupt keinen Gottesdienst“; aber er berichtet sich selbst, indem er fortfährt: „Doch haben sie ihre Priester und heiligen Leute, die sie Maea nennen, und auf diese verweist ein jeder, den man nach seinem Glauben fragt; sie allein sollen darüber etwas wissen; aber auch aus diesen ist nichts herauszubekommen. Die ganze Bevölkerung ist

1) Grundemann, S. 168f. Jung III, 4.

2) Hellwald, S. 111, wonach auch die „Gazelle“ auf Bougainville, einer der noch am wenigsten bekannten Inseln des Archipels, hellfarbige Menschen gar nicht bemerkt hat, und v. Schleinitz feststellt, daß die Eigentümlichkeiten des papuanischen Typus schärfer ausgeprägt erscheinen, bzw. allgemeiner werden, je weiter man von Neuhannover nach Süden vordringt; auch die Körpererscheinung gestaltet sich nördlich vorteilhafter als weiter im Süden. Unter den Bewohnern der Korallen-Insel Ulaua (Ulakua) bei Malanta befinden sich nach Surville einzelne wenige braun-gelbe Individuen, die auf ihr langes schlichtes Haar stolz sind und zu den Häuptlingen gehören. Gerland, S. 529. Grundemann, S. 169. Im Innern von Isabella wohnt auf den Bäumen eine helle Rasse, die von der Küste fortgetrieben war durch den Einfall der Schwarzen. Die vor einer Heirat oder im Kanoebau Köpfe jagenden Einwohner von Neugeorgia oder Robinian unternehmen Expeditionen nach Isabella. Die helle Rasse auf Lord Howe (in den Salomou) läßt das Fleisch verfaulen zum Essen. Bastian, S. 87.

3) Grundemann, S. 172. Hellwald, S. 113. Jung III, 12.

höchst abergläubisch. Jeder Todes- oder Krankheitsfall gilt als Werk eines bösen Geistes. Diese Geister, Adaro genannt, gelten als Revenants. Nicht damit zu verwechseln sind die Atua, geschnitzte Bilder in den Versammlungshäusern. Es giebt ein drittes Wort: Hiona, das sich gleichfalls auf übermenschliche Kräfte bezieht; aber ich habe nie eine Erklärung davon erhalten. Die Leute auf Guadalcanar antworteten immer, wenn sie nach Hiona gefragt wurden: ‚Wir thun's nicht.‘ Alle aber waren bange vor den Atua und Adaro; denn beide thäten dem Menschen nichts als Schaden.“¹⁾ Atua stimmt mit dem polynesischen Wort ganz überein, Adaro oder Ataro ist wohl nur die einheimische Form des Wortes. Die Ataro sind aus den Seelen ihrer Vorfahren (oder nach Hellwald „gewisser Verstorbener“) hervorgegangen, welche die geschnitzten Bilder bewohnen²⁾. Hiona ist wohl aber identisch mit Mana³⁾. Das Tabu ist bekannt und in Übung, wenigstens auf den südlichen Inseln, und wird auf Bauro sogar mit diesem polynesischen Namen bezeichnet⁴⁾. Ebenda wird ein blinder und (nach Hellwald) tauber Gott Yona beim Pflanzen der Yam verehrt⁵⁾. Wir werden eine Parallele dazu in einem blinden Gott Rigabuil, der aber scharf hört, auf der Inselgruppe Bygar in Mikronesien finden; die Blindheit und Taubheit bezeichnet vielleicht das hohe Alter und soll den Urgott charakterisieren, der von den neben ihm

1) „Mission Field“ 1871, p. 56. Grundemann, S. 172.

2) Jung III, 12. Hellwald, S. 113.

3) Der melanesische Artikel (k)o lautet auf Annatom a (F. Müller II, 2. S. 70), der Kasusbezeichnung me auf Viti entspricht auf Annatom imi, auf Tana ma, auf Bauro be (ebd., S. 71), dem Zahlwort vier auf Annatom e-manawan auf den Marschall-Inseln imen, auf den Palau-Inseln oan, auf Ponape a-ban, das malayische ampat (ebd., S. 82), dem Pronomen der zweiten Person Pluralis gamu auf Isabella, iamu auf Mara, mou auf Bauro, iamou-lu auf Ulaua (ebd., S. 75).

4) Grundemann, S. 172. Hellwald, S. 113. Jung III, 12.

5) Bastian, Inselgruppen, S. 78. Hellwald, S. 113.

als Ataro verehrten Ahnen zurückgedrängt ist, oder den Urahnern als zuerst gestorben und doch im Totenreich fortlebend, wohin er die Seelen der Lebenden nach sich zieht, oder den Sonnengott, der aus einem allsehenden nach seinem Untergang zu einem blinden und doch Herrscher der Unterwelt geworden ist. Nach dem Glauben der Salomons-Insulaner folgt die Seele des Abgeschiedenen der Sonne und steigt ihr nach in den Ozean¹⁾. Von diesem vielseitigen Urgott Yona geht aber nicht bloß der Tod, sondern auch übernatürliche Lebenskraft, das Mana aus, das die Abgeschiedenen selbst göttlichen Lebens, ihre Bilder höherer Kräfte teilhaftig macht und durch ihre Vermittlung auch lebenden Menschen zuteil werden kann. Nach Bastian²⁾ sind die Hiona Götter neben den Ahnengeistern, Ataro. Die aus Holz geschnitzten, übrigens trotz der menschlichen Gestalt oft grausig genug aussehenden Götterbilder in den Gemeindehäusern werden allerdings häufig nicht sehr geachtet; Jung vermutet mit Recht, daß sie vielleicht ihre Kraft verloren haben und durch neue ersetzt worden sind³⁾. Auf die Häuser stellt man Idole, unten Hai und oben Mensch, um böse Einflüsse fernzuhalten, wie der gefürchtete Hai auf den Salomons-Inseln verehrt wird⁴⁾, was auch zusammenhängt mit dem Herabsteigen der Seelen in den Ozean, in welchen daher auch häufig Opfer an Geld und Nahrungsmitteln geworfen werden⁵⁾. Auch werden große Feste (Rougo) gefeiert, deren religiöse Bedeutung jedoch sehr zurückgetreten ist⁶⁾. Die Leichen der Vornehmen bleiben in geschmückten Särgen, die gemeiner Leute auf einem stuhlartigen Gestell bis zur völligen Verwesung stehen; dann erst werden die Knochen auf dem allgemeinen Begräbnisplatze des Stammes beigesetzt; die

1) Bastian, S. 82.

2) Ebd., S. 84.

3) Hellwald, S. 113. Jung III, 12 (mit Bildern von Götzen).

4) Bastian, S. 89.

5) Grundemann, S. 172. Jung III, 12.

6) Grundemann, S. 172.

Haare werden sogleich nach dem Tode abgeschnitten und verbrannt; die Asche wird, mit Fett gemischt, in eine Schüssel gethan, über der man eine Muschel an einem Faden aufhängt; als Trauerbezeugung schert der überlebende Gatte den Kopf und trägt einen langen bis zum Knie reichenden Mantel ¹⁾. Das Museum Godeffroy empfing vor kurzem einen durch Rauch gebräunten Schädel von der Isabella-Insel durch einen Reisenden, der das deutsche Kriegsschiff „Ariadne“ durch die Südsee begleitet; dieser setzte brieflich hinzu: „Besonders hervorragende Männer, die sich durch Kriegführung u. dgl. Macht und Ansehen erworben, geniefsen nach ihrem Tode besondere Verehrung, weil man glaubt, dafs der Geist des Verstorbenen auf den Verehrer übergehe und ihn zu gleichen Thaten fähig mache. Nachdem die Leiche etwa ein halbes Jahr in der Erde geruht, wird der Schädel derselben entnommen, eine Reihe verschiedener Prozeduren mit demselben vorgenommen, besonders ein lange andauerndes Räuchern, dann derselbe in den Tempeln zum Zweck des Kultus aufgestellt“ ²⁾. Die Insulaner glauben nicht nur, dafs die Verstorbenen fortleben, sondern auch, dafs sie ihnen erscheinen, um ihnen gute oder böse Mitteilungen zu machen; daher hebt der Anführer vor Beginn einer Schlacht die Hände empor, fleht um den Beistand des höheren Wesens und feuert dann seine Gefährten zum Kampfe an ³⁾. Die häufigen ins Meer geworfenen Opfer und Feste sollen die Götter günstig stimmen ⁴⁾.

1) Meinicke I, 165. Grundemann, S. 172. Jung III, 13. Nach Oberländer (Ozeanien, S. 115) und Hellwald (S. 113) wird die Leiche auf ein hohes Gerüst gelegt, darunter eine Grube gegraben, die das aufgelöste Fleisch aufnimmt; das Skelett findet schliesslich Ruhe in einem überdachten Grab.

2) „Natur“ 1881, S. 163.

3) Oberländer, S. 115. Nach Jung (III, 12f.) hätten wir gar keine Nachrichten, ob man sich ein Leben nach dem Tode denkt und wie man sich dasselbe vorstellt.

4) Jung III, 12. Grundemann, S. 172. Hellwald, S. 113.

Die in größeren Dörfern sich findenden, mit Götzenbildern geschmückten Gemeinde- oder Rathäuser vertreten zugleich die Stelle der Tempel, sind daher heilig und dürfen von Frauen bei Todesstrafe nicht betreten werden, ausgenommen während der Hochzeitzeremonieen¹⁾. Auch Priester²⁾ wurden bereits erwähnt. Über die politischen und sozialen Zustände ist gleichfalls wenig bekannt. Gewiss ist es, daß die Bewohner selbst kleiner Inseln in mehrere Stämme zerfallen, welche die Autorität eines Häuptlings (Saelaha d. h. „großer Mann“ auf Bauro, Funaki auf Isabella, Bangara auf Simbo) anerkennen; allem Anschein nach ist diese Würde erblich; jedenfalls wird überall dem Inhaber große Achtung und Ehrfurcht gezollt³⁾. Nach Oberländer⁴⁾ ist die Gewalt der Oberhäupter unumschränkt, die Unterthanen müssen ihnen den Ertrag des Fischfangs, der Ernte, ihrer Handarbeit und ihrer Beute darbringen, wovon sie nehmen, was ihnen behagt; brächte jemand etwas heimlich in seine Hütte, ohne es beim Häuptling verzehnet zu haben, so würde ihn schwere Strafe treffen; wer aber unvorsichtigerweise in dem Schatten seines Häupt-

1) Grundemann, S. 171f. Hellwald, S. 113. Bastian, S. 60. 88. So besitzt das ansehnliche Dorf Makila auf Bauro nach Rietmann (Wanderungen in Australien und Polynesien [1868], S. 187f.) einen Tempel, der allerdings nur ein großer Schuppen ist, dessen eine Seite offen ist; häßliche Götzenbilder in Gestalt menschlicher Figuren, die auf der Spitze von Baumstämmen ausgeschnitten sind, zieren das Innere; der Häuptling trat ihm einen neun Fuß hohen Hauptgott gegen eine Kleinigkeit ab.

2) Hellwald, S. 113. Bastian, S. 60.

3) Grundemann, S. 172. Meinicke, Hellwald a. a. O. Jung III, 11. Bastian, S. 86. 89. Rietmann (S. 184f.) beschreibt den König von Makila als einen alten, zutraulichen, geschwätzigten Mann, der ein Matrosenhemd und einen zerfetzten Strohhut trug, unter welchem sein langes, in eine Unmasse von Zöpfen geflochtenes Haar hervorwallte; thatsächlich regierte bereits sein tapferer Sohn den Stamm unumschränkt.

4) Ozeanien, S. 115f.

lings tritt (der also wohl als sein ihm umschwebender Genius gilt), der wird sofort mit dem Tode bestraft, wenn er nicht reich genug ist, um sich mit Aufopferung seines ganzen Vermögens loszukaufen. Kriege d. h. Überfälle und Raubzüge, um Menschen zum Fraße zu töten und deren Schädel zum Schmuck der Häuser zu gewinnen, sind unter den einzelnen Stämmen unaufhörlich; um sich vor Überfällen zu sichern, werden die Dörfer möglichst auf unzugänglichen Stellen angelegt, die Zugänge durch Befestigungen (Te-taihi) geschützt; ja auf Isabella dienen Baumwohnungen als Zufluchtsort. Der Friede wird in Bauro mit der Nago genannten Zeremonie geschlossen, bei der beide Teile für die von ihnen Erschlagenen den Gegnern eine gewisse Zahlung leisten ¹⁾. Nach Jung ²⁾ sind diese Insulaner Anthropophagen aus reiner Genufssucht; doch gesteht er zu, daß religiöse Vorstellungen dabei eine Rolle spielen; darauf weise das Absingen heiliger Lieder bei den Kannibalenfesten auf Isabella. Professor Rietmann ³⁾ erfuhr, daß Makila auf Bauro so ziemlich der einzige Punkt in dem großen Salomons-Archipel sei, wo Europäer ohne Gefahr landen dürften; hier hatten Schiffbrüchige der „Clematis“ nicht unfreundliche Aufnahme, obgleich nur schmale Kost erhalten; während sie aber hier waren, erlegten die Makilaner einen ihrer Feinde von der gegenüberliegenden Küste und fraßen ihn auf; die feindliche Partei schrieb ihre Niederlage den

1) Meinicke und Hellwald a. a. O. Grundemann, S. 171 ff. 182. „Mission Field“ 1867, p. 232sq. Bastian, S. 87. 89. Solche Baumwohnungen finden sich auch auf den Viti-Inseln, bei den Batta auf Sumatra, bei den Kanikar in Südindien und bei den Kimre Bagirmis, die Nachtigal mit Mbang Mohammeds Sklavengärgern besuchte. Geistbeck, S. 64. 66.

2) Weltteil Australien III, S. 11. Schon Mendana wurden 1567 wiederholt Stücke Menschenfleisch als „sehr delikates Gericht“ auf Isabella angeboten; Kapitän Simson sah hier 1872 am Hause eines Häuptlings 25 Köpfe verspeister Feinde angenagelt.

3) Wanderungen, S. 185 f.

Weissen zu, obgleich diese keine Waffen hatten, und belegten deshalb gewisse Felder so lange mit dem Tabu d. h. erklärten sie für unantastbar, bis ein beliebiger Weifser erschlagen und verzehrt wäre; kurz zuvor waren zwei französische Missionare ermordet worden; besonders auch die Bewohner von Guadalcanar waren als tückische und verräterische Kannibalen berüchtigt ¹⁾. Noch 1880 wurden der Kapitän und sechs Mann vom englischen Kriegsschiff „Sandfly“ ermordet; es gilt auf diesen Inseln nach Herrn v. Schleinitz ²⁾ das Prinzip: „Jeder Fremde, der unseren Boden betritt, wird möglichst rasch erschlagen und verspeist.“ Gleichwohl sind diese Wilden sonst keineswegs blofs auf vegetabilische Kost angewiesen, sondern essen auch Schweine, Hühner, Ratten, Schildkröten, Fische und Muscheln; gekocht wird in Erdöfen, wie sie die Polynesier haben; dem Landbau widmen sie fast überall viel Sorgfalt und ziehen Yams und andere Wurzeln, Bananen, Kokos- und Arekapalmen, bereiten Palmwein, auf den südlichen Inseln auch den Kawa-Trank, kauen Betel und haben von den Europäern auch Tabak rauchen gelernt. Die Kleidung beschränkt sich auf einen Leibgürtel, der auch selbst den Mädchen auf Bauro fehlt; auf einigen Inseln wickeln die Männer ihre Blöße in ein Blatt; auf anderen umbinden sie gar nur das Präputium mit einem Faden. Überhaupt kein schöner Menschenschlag, entstellen sich die Salomons-Insulaner noch durch ihre Verschönerungsmittel. Das Kopfhaar wird nach verschiedenen Moden entweder zum Teil geschoren oder herabhängend oder in einen Schopf

1) Rietmann, S. 192. Nach Oberländer (S. 113) wiegen die Salomons-Insulaner den Fremdling oft in eine trügerische Sicherheit, um ihn dann zu ermorden und aufzufressen. Doch treten bei einer andern Behandlung, als sie ihnen meist von Schiffern zuteil geworden ist, auch ganz andere Charakterseiten hervor (Grundemann, S. 170), wie schon Pattesons Besuch auf Guadalcanar und Malanta zeigte (ebd., S. 190 f.).

2) „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ 1877, S. 257. Hellwald, S. 111 f.

gebunden getragen, auch in viele kleine Zöpfe geflochten, dabei mit Federn, Blumen, Muscheln, Bambuskämmen geschmückt und allgemein mit Kalk gefärbt, alle übrigen Haare sorgfältig ausgerissen. Gesicht und Körper wird mit schwarzer Farbe, noch häufiger mit weissen und roten Streifen angestrichen. Tätowierung ist blofs auf den südlichen Inseln bemerkt worden, besonders auf dem Rücken; es wird ausdrücklich berichtet, dafs sie eine religiöse Bedeutung habe; das Einbrennen von Figuren bildenden Narben findet sich auf Isabella. Ein ganz allgemeiner Schmuck ist ein Stirnband mit grossen weissen Muscheln; auch in den unmäfsig erweiterten Ohren und der Nasenwand prangt allerlei Schmuck. Hals-, Arm- und Beinbänder sind oft kunstvoll aus Muscheln, Zähnen von Tieren und Menschen, Korallen, wohlriechenden Blättern u. s. w. konstruiert; Armbänder aus weissen Muscheln scheinen nur die Vornehmsten zu tragen. Die Waffen sind die besten, die man aus dem Stillen Ozean kennt, angefertigt mit den elendesten Werkzeugen, geschärften Steinen und Muscheln; Pfeil und Bogen erreichen unter den Papua hier die höchste Vollkommenheit; auch Keulen sind hübsch geschnitzt, ebenso die Spitzen von Speeren aus Menschenknochen; andere Speere und Geräte sind mit irisierender Muschelschale ausgelegt; die einzelnen Stücke werden dabei in Kittmasse eingedrückt, eine auf diese Inseln beschränkte Technik. Aus Binsen werden leichte Schilde so dicht geflochten, dafs sie Pfeilen, ja Speeren widerstehen, aber auch als Regen- und Sonnenschirme dienen. Auch in der Verfertigung anderer Gegenstände, wie zierlich mit Perlmutter ausgelegter Bambuskästchen, Kalebassen u. a. zeigt sich erstaunenswerte Geschicklichkeit und viel Geschmack. Sehr niedrig sind ihre Betelbüchsen. Auch die Töpferei wird betrieben. Aus dem Herz des Takamaka (*Calophyllum*) werden sogar Lichter gemacht, die heller als Wachskerzen brennen und einen angenehmen Geruch verbreiten. Die Kanoes (*Solima* auf Bauro), aus mehreren Stücken zusammengesetzt, an den Seiten mit Schnitzwerk, vorn mit

hohen Schnäbeln, auch für den Zweck der Verteidigung versehen, übertreffen nach Woods alle anderen in der Südsee; dabei gebraucht man weder Segel noch Ausleger und unternimmt dennoch große Fahrten. Die viereckigen Wohnungen sind mit Geschick auf Pfosten mit Dach von Palmblättern oder Gras zeltartig aufgeführt. Der Hausrat besteht in Matten, Kalebassen, Holzschalen, Kopfschemeln; auf dem Feuerplatz wird beständig Feuer gegen die Moskiten unterhalten. Besonders sorgfältig gebaut und mit Schädeln, Malerei und Schnitzwerk geschmückt sind die Häuser der Häuptlinge und fast mehr noch die Gemeindegäuser oder Tempel. Die Häuser liegen unter Fruchtbäumen und bilden kleine und große Dörfer. Vergnügungen lieben auch diese Papua sehr und haben mehrfache Feste bei verschiedenen Gelegenheiten. Für Musik haben sie viel Neigung und Talent, obgleich sie bloß Trommel und Muschelhorn besitzen. Tänze sind überaus beliebt und durch Regelmäßigkeit der Bewegungen ausgezeichnet; es giebt auch Kriegstänze. Für den Handel haben sie große Vorliebe und treiben ihn nicht bloß eifrig mit Europäern, deren Sprachen sie ungewein leicht lernen, sondern auch unter sich und unternemen deshalb große Handelsreisen, wie z. B. die Bewohner von Malanta mit denen von Neugeorgia deshalb in Pamahu zusammentreffen; auch hier ist überall das Muschelgeld in Gebrauch. Was das Familienleben betrifft, so hat ein Mann selten mehr als zwei Frauen, die im allgemeinen züchtig sind trotz harter Behandlung; auf Reisen vertreten sie ganz die Stelle der Lasttiere, und auf Bauro darf der Mann sie nach Belieben töten. Auch hier finden wir frühe Verlobungen. Erträglicher noch scheint das Los der Sklaven, die gekauft und verkauft werden ¹⁾. Auf der Insel Nuge

1) Meinicke I, 161ff. Oberländer, S. 114f. Grundemann, S. 170ff. Hellwald, S. 112f. Jung III, 7ff. Über das Muschelgeld vgl. Bastian, S. 92. Die Mota-Sprache der Banks-Inseln dient zum Verkehr zwischen den Neuhebriden und Salomon. Ebd., S. 88.

werden alle Kinder getötet und zur Fortpflanzung Kinder von Bauro gekauft¹⁾. Die Mission, welche auf Anuda, Bauro, Malanta und Isabella Stationen errichtet, bemüht sich mit Erfolg, freundlichere Beziehungen zu schaffen und die Eingeborenen zu milderem Sitten heranzuziehen²⁾.

Auch die Santa-Cruz-Gruppe wurde schon 1594 von Mendana entdeckt, aber erst 1767 von Carteret wieder aufgefunden und nach der Königin Charlotte genannt; sie umfaßt die Inseln vulkanischer Formation Wanikoro (la Pérouse, auch Pitt- oder Recherche-Insel), Tupua, Indengi (Nitendi, Santa-Cruz), Tinakura; daran schliessen sich in nördlicher und nordöstlicher Richtung Korallen-Inseln, die Matema-Gruppe (auf Nukapu, wo ein polynesischer Dialekt gesprochen wird, fand Patteson 1871 den Märtyrertod als Sühnopfer für fünf angeblich ermordete Insulaner, wie der Palmenzweig mit fünf Knoten bei seiner Leiche anzeigte) und die von 350 Polynesiern bewohnte Taumako-Gruppe. Lieutenant Markham, der 1871—1872 auf dem „Rosario“ diesen Archipel besucht hat, verdanken wir die neuesten Nachrichten über die Bewohner, welche sich gegen Fremde sehr feindselig zeigen und abgesehen von der Mischung mit Polynesiern auf den Korallen-Inseln, der vielleicht auch auf Wanikoro das auffallend längliche Gesicht bei zurücktretender flacher Stirn und eingedrückter Nase zuzuschreiben ist, zu den Papua und zwar zu den dunkelsten gehören und, mit den Salomons-Insulanern im Kannibalismus wetteifernd, mit diesen sowie mit den Leuten auf den Neuhebriden in den meisten Stücken übereinstimmen; am bekanntesten sind die von Wanikoro³⁾. Schon Mendana fand in jedem Dorf auf Santa-Cruz Häuser mit beschnitzten Idolen⁴⁾. Noch jetzt hat jedes

1) Bastian, S. 89.

2) Jung III, 14. Grundemann, S. 174 ff.

3) Oberländer, S. 117. Grundemann, S. 163 ff. 194. Markham, The Cruise of the Rosario. Hellwald, S. 114. Jung III, 14 ff.

4) Bastian, S. 90.

Dorf sein Geisterhaus (Gamal auf den Banks-Inseln), welches gröfser ist als die anderen, zu den öffentlichen Verhandlungen, zu gemeinsamen Arbeiten, zum Empfang der Gäste, zum Schlafräum für die unverheirateten Jünglinge dient; die Schädel der Erschlagenen und rohe Götzenbilder werden hier aufbewahrt. Die Vorfahren werden verehrt, auf den Gräbern Opfer gebracht. Es giebt Priester, die auch Zauberei treiben, und einen an den neubritannischen Duk-Duk erinnernden Orden, der in Vermummung (mit hoher, hutförmiger Kopfbedeckung) die Bevölkerung gelegentlich erschreckt und einschüchtert; das Tabu, mit polynesischem Namen bezeichnet, ist in Geltung¹⁾. Tätowierung wird meist nur auf dem Rücken angebracht in Bildern von Fischen, Eidechsen u. s. w., das Bemalen aber des ganzen Körpers ist allgemein. Die Männer gehen nur zum Teil nackt; gewöhnlich tragen sie Gürtel aus Rotangstücken, auf Rindenzeug genäht, auf dem Leib und dann noch ein zwischen den Beinen durchgezogenes Stück Rindenzeug. Die Frauen haben denselben Gürtel und an demselben bis zu den Knien eine Schürze aus Zeug oder Matte und in Indengi ein ähnliches Stück Zeug um Schultern und Brust. Die Haare der Männer hängen, mit Hinzunahme der Haare von Leichen und rotem Zeug, fest in Form eines Zuckerhuts frisiert nach hinten, die der Frauen sind kurz geschnitten. Ohrklappen und Nasenwand sind durchbohrt und nehmen allerlei Schmuck auf: Federn, Schildkrot-Ringe, Blumen u. s. w. Ein besonders geschätzter Schmuck sind Brustschilder aus glänzend geschliffenen Muscheln. In Herstellung der Schmucksachen zeigen sie viel Geschick, auch in der der Betelkästchen und Waffen (die Pfeile mit vergifteten Knochen spitzen). Die Böte aus ausgehöhlten Stämmen sind schmal und mit Auslegern versehen; auf grossen durch eine Plattform verbundenen Segelkähnen werden oft weite Handels-

1) Gerland, S. 584 ff. Oberländer, S. 117. Grundemann, S. 166. Jung III, 20.

fahrten unternommen, wohl bis zu den Banks-Inseln. Die zu regelmäßigen Dörfern vereinigten Häuser werden ziemlich reinlich gehalten, das tiefgehende Dach wird von dreifacher Pfostenreihe getragen und ist wie die Wände von Kokosblättern gebildet. Nur Taro wird angebaut. Jedes Dorf (oder doch nur wenige) unter einem Häuptling bildet ein selbständiges Gemeinwesen, und die Verletzung der Gebiete giebt Veranlassung zu unaufhörlichen Kriegen. Es giebt einen Standesunterschied. Auf Wanikoro findet sich der polynesischer Titel Ariki zur Bezeichnung der Vornehmen. Allein bei diesen findet sich gewöhnlich Polygamie. Die Verlobung geschieht schon in der Kindheit. Auf Keuschheit der Frauen und Mädchen wird streng gehalten. Ihr Los ist hart; sie haben die meisten Arbeiten zu verrichten. Die Knaben sind schon im Alter von sechs bis sieben Jahren selbständige Gemeindeglieder ¹⁾. Jetzt haben sich auch schon Missionare in diesem Archipel niedergelassen ²⁾.

Südöstlich von der Santa-Cruz-Gruppe erstrecken sich durch einen Meeresraum von 180 Meilen Länge die 1774 von Cook erforschten und benannten Neuen Hebriden. Eine Meeresstraße trennt den Archipel in eine nördliche und eine südliche Gruppe. Die nördliche umfaßt mit den nördlichsten Banks-Inseln (im einzelnen von Norden nach Süden Ababa und die übrigen Torres-Inseln, Ureparapara oder Bligh-Insel, Rowo, Walua, Mota, Wanualawa, Pic de l'étoile oder Star Peak, Merigi oder Claire-Insel, Ngaua oder San Maria) etwa 33 Inseln neben zahlreichen kleinen Felsen-Eilanden und Riffen: die größte des Archipels Marena oder Nouwin, auch Minaru, vom Entdecker de Quiros 1606 Espiritu santo genannt; Mal(1)ikolo; Aotea, auch Aoba oder Opa, von Bougainville 1768

1) Gerland und Oberländer a. a. O. Meinicke I, 174. Grundemann, S. 165 ff. Jung III, 18 ff.

2) Jung III, 20. Grundemann, S. 197 f.

Lepers-Insel genannt; Maiwo oder Aurora; Aragha oder Pentekost-, auch Whitsunday-Insel; (Chin)ambryn; Lopewi, Pa(ä)ma und Api oder Tasiko; die Shepherd-Inseln Tongoa, Iwose, Buningia, Tongariki, Valea; Mai oder Threehills, Metaso oder Twohills, Mau oder Montague; Nguna oder Engun, Cooks Hinchinbrook; Vate, auch Fate, Efat(e), von Cook Sandwich-Insel genannt, mit den kleinen Nachbarinseln Eranyan, Efil oder Fila (Fili), Mele oder Emêl, Moso oder Emôs (Deception-Insel), Ekonr (Protektion-Insel) und Hat-(Hut)-Insel. Der südlichen Gruppe gehören fünf Inseln an: Eromanga (Erromango), Aniwa (Immer), Tanna (d. h. „Land“, auch Tanna Asori „das große Land“, Aipere, Ipere), Fotuna (Futuna, Erroman), Aneityum (Annatom)¹⁾. Die gegen früher sich verringernde Zahl der Bewohner des ganzen Archipels berechnet man jetzt auf 70 000. Sie tragen, obschon die ethnologische Forschung auch hier noch lange nicht zum Abschluss gekommen ist, in der Mehrzahl entschieden die Kennzeichen der Papua: dunkelbraune, nur durch Bemalen bisweilen schwarze Haut, üppiges, stark gekräuseltes, oft ganz wolliges, schwarzes, auf Tanna öfter hellbraunes Haupthaar, hohe, schmale Schädel mit dicken Augenbrauen, fleischige Lippen, jüdischen Gesichtsausdruck durch die breite, nach unten gekrümmte Nase, nicht sehr große Gestalt mit verhältnismäßig kurzen Beinen. Auf den südlichen Inseln sind die Leute in jeder Beziehung mehr entwickelt als im Norden. Sprachlich besteht eine außerordentlich große Differenz der verschiedenen sich meist befeindenden Stämme; man kennt von den

1) Meinicke I, 189 ff. Oberländer, Ozeanien, S. 118 ff. Grundemann, S. 101 ff. Jung III, 20 f. Die Namen Nouwin, Minaru, Aotea, Fili, Tanna Asori, Futuna Erroman bei Bastian, S. 78. 85. 87. 91. Ebenda (S. 87) ist Nguna und Montague gleichgesetzt. Auch schreibt Bastian: Aneiteum.

Haupt-Inseln über 20 mehr oder weniger verschiedene Idiome; Tanna allein zählt drei, von denen die eine von Eromanga, die andere von Fotuna stammen soll; Malikolo zwei, das kleine Mai drei; doch spricht hier ein auch körperlich verschiedener Stamm polynesisch, ebenso die Bewohner Aniwas einen dem von Raratonga verwandten Dialekt, obgleich sie dem Äußern nach, auch des krausen Haares wegen zu den Papua gerechnet werden. Die Polynesier haben auf den Hebriden überall Spuren ihrer Versuche, die Papua zu verdrängen, zurückgelassen, mußten freilich nach energischem Rassenkrieg weichen und erhielten sich nur an einzelnen Orten dauernd. Auch die Bewohner von Mele und Fila (bei Vate), sowie die von Fotuna sprechen einen dem Polynesischen verwandten Dialekt. Zwar ist Vate im ganzen von Papua bevölkert; doch wird hier und in Tanna die Samoa-Sprache verstanden, infolge von Einwanderungen der Samoaner. Der Samoer Sualo wurde auf Vate von den Häuptlingen als gefürchteter Krieger gemietet, um im Kampfe mitzuhelfen. Tonganer und Samoaner wurden auf einer Reise von Samoa nach Tonga bis nach Vate verschlagen. Auf Fotuna sind einst Polynesier von dem gleichnamigen Fotuna westlich von den Samoa-Inseln, auf Aniwa von der Insel Ninatabutabu eingewandert¹⁾. Davon hat sich noch die Tradition erhalten, daß der Schutzgott Maisiki, nachdem er die Ansiedler in einem Kanoe nach Aniwa und Fotuna gebracht, in die tongaische Heimat zurückkehrte, nur für Besuche wiederkommend²⁾. Auch die von Missionar

1) Meinicke I, 196f. Oberländer, S. 122. Grundemann, S. 107. Hellwald, S. 114f. Jung III, 25. F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 68. Bastian, S. 87f. 93.

2) Nach Kapitän Palmer (Kidnapping in the South Seas, 1871) werden auf Aneityum, Tanna, Eromanga und Vate vier nicht bloß mundartlich, sondern radikal von einander abweichende Sprachen gesprochen; auch sehen die Bewohner im Äußern einander nicht ähnlich. Palmer meint, es seien auf der Gruppe Papua, Malayen und

Turner ¹⁾ für Vate angegebenen höchsten Schöpfungsgötter Mau(i)titikiki und Tamakaia, neben denen die Ahnengeister, besonders verstorbener Häuptlinge, verehrt wurden, die westlich in Lakinatoto verweilen, scheinen polynesischen Ursprungs oder doch mit polynesischen Göttern identifiziert zu sein ²⁾. In Aneityum hieß der oberste Gott, dessen Namen nur Häuptlinge und Priester aussprechen durften, und dem man die Entstehung der Insel zuschrieb, Nu(n)gerain; er ist gewiß echt papuanisch und doch verwandt mit polynesischen Göttern, wie sie fischte er die Insel aus dem Meere und schuf dann Mann und Frau; darauf zog er fort, seine Körperhülle als Schildkrötenschale zurücklassend, und da diese von seinen Kindern mit Kokosnufsstücken durchbohrt und angebrannt wurde, kam der Tod unter die Menschen ³⁾. Die Schildkrötenschale ist jedenfalls das Himmelsgewölbe, von dem sich der ursprüngliche Himmelsgott ⁴⁾ als umher-, abends fortziehender Sonnengott scheidet und die Sterne abheben als von Geistern entzündete Feuerbrände, die auf den Tod der Urmenschen, die als Geister an den Nachthimmel versetzt wurden, hinweisen. Ebenso wanderte nach dem Glauben in Eromanga der Gott Nobu, der die Menschen geschaffen, fort nach dem Tode der Weisen d. h. wohl der Urahnen, die man in den Europäern auf die Erde zurückgekommen wähnte. Der erste Mensch in Eromanga war eine Frau

Neuholländer zusammengetroffen. Das letztere wird „Globus“ XX, 255 entschieden bestritten, da die Bewohner Neuholands nie Seefahrer gewesen und die an der Torres-Straße erst in unserm Jahrhundert angefangen, mit Kähnen, die sie von Trepangfängern aus Neuguinea erhalten, aufs Meer zu gehen.

1) Nineteen years in Polynesia (1859).

2) Grundemann, S. 113. Jung III, 30. Bastian, S. 78.

3) Grundemann, S. 113. Murray bei Bastian, Inselgruppen, S. 78 f.; Heilige Sage der Polynesier, S. 229. 246.

4) Ngoro-atelani = Himmel in der Sesake-Sprache auf Api. F. Müller, S. 85.

(wie Lailai in dem theo-kosmogonischen Tempelgedicht Hawaiis entsprechend dem Prinzip der Mutterfolge); dann folgte ihr Sohn und von beiden stammen die Bewohner¹⁾. Mit Nobu dürfte der auf Nguna verehrte Gott Supe²⁾ identisch sein. Der vom Urgott differenzierte Sonnengott wird auf Aneityum im Osten wohnend gedacht mit seiner Frau, dem Mond; von da stieg er (was sich seitdem täglich wiederholt) zum Himmel empor und liefs die Mondfrau nachkommen, die Tochter Sina zeugend³⁾, die polynesische Mondgöttin Sine, Hine, Ina, die an den alt-babylonischen Mondgott Sin anklingt⁴⁾. Bei Festen auf Aneityum wird eine angekleidete Figur des Mondes umhergetragen mit Sang und Tanz unter Opfern⁵⁾. Die Verehrung der Sonne und des Mondes, des letzteren in steinernen Nachbildungen findet sich auf mehreren Inseln⁶⁾. So fanden sich in Eromanga Steinbilder des Vollmondes oder Neumondes⁷⁾. In Malikolo heifst Gott Mariu (Sonne)⁸⁾. Auf Tanna wird das Erntefest bei Vollmond gefeiert unter einem kolossalen Banyanenbaum, wo ganze Massen von Bananen,

1) Bastian, Inselgruppen, S. 78; Heilige Sage der Polynesier, S. 229.

2) Bastian, Inselgruppen, S. 78. Zum Wechsel von *n* und *s* vgl. Zahlwort 1 ndua (Viti), sai (Eromanga), 3 tolu (Viti, Isabella), disil (Eromanga), tun (Vate). F. Müller, S. 80.

3) Bastian, Inselgruppen, S. 79.

4) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 16. 230. Derselbe Stamm ist in dem Wort inmohoe (Mond) enthalten, welches Bastian (Inselgruppen, S. 93) aus der Sprache von Aneityum anführt neben den Wörtern nohalag (Himmel), nagesega = natupua (Sonne), nedig (Sonnenhitze), nauwainapit (Blitz), immunuka (Donner). Auf Api heifst Himmel ngoro-atelani, elo Sonne, atelani Mond, masoë Sterne, auf Isabella aho Sonne. F. Müller, S. 83. 85. Im Viti heifst sina „Sonne, Tag“ = polynesisch la, ra, malayisch (h)ari. Ebd., S. 65. Ist auch Ila oben S. 920 = La, apisch elo?

5) Bastian, Inselgruppen, S. 79.

6) Grundemann, S. 113. Hellwald, S. 118.

7) Bastian, Inselgruppen, S. 79.

8) Ebd., S. 78.

Yams und Pudding aus zerstampften Bananen und Taro aufgehäuft liegen ¹⁾. Im übrigen richtet sich der Kult auf den Neuhebriden an die Ahnengeister, auf Aneityum Natmoses ²⁾ oder Natmasas, auf Eromanga Natmas genannt ³⁾; sie heißen Kinder Nungerrains ⁴⁾ und weilen im Himmel ⁵⁾, aber auch allenthalben. In Tanna wurden wie in Polynesien verschiedene Himmel unterschieden ⁶⁾. Von den heiligen Plätzen der Natmasas auf Aneityum führten heilige Strafsen, die nicht durch Zäune blockiert werden durften, zur See. Beim Krieg der Natmasas des Landes und der Natmasas der See werden die Priester von den Natmasas besessen ⁷⁾. Auf Tanna bedeutet das Wort Arem(b)a, Arenha, Alema zugleich „tot“ und „Gott“; es bezeichnet die vergötterten Seelen der Vorfahren, besonders der verstorbenen Häuptlinge; sie werden in Krankheitsnot angerufen; auf sie bezieht sich der eigentliche Kultus; sie erhalten die Opfer, die besonders in Lebensmitteln, seltener in Menschen, die in Fotuna zerstückelt ins Meer geworfen werden, bestehen. Man glaubt, daß sie besonders das Wachstum des Yams und der mancherlei fruchttragenden Bäume zu fördern vermögen. Ihnen werden die Erstlinge aller Früchte geopfert

1) Palmer in „Globus“ XX, 255.

2) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 229. Er vergleicht die Nat oder Nak auf dem ostindischen Kontinent.

3) Bastian, Inselgruppen, S. 78f. Auf Aneityum heißt nesgan, Seele; the essence of annything (vgl. נֶסְגָן נֶסְגָן); nesgan halav, Natur; nesgan imtan, Gesicht, Auge; natmas, Geist; natmas, tas pan irai itai, familiar spirit; natmasimai, Bild; natmas ikta, Motte (als abgeschiedener Geist gedacht); natimi, Mensch, Mann; natahig, Mädchen; natimi alupas, Häuptling; natimarid, hoher Häuptling; ilpu atimi, Menschen; ilpu auata has, die bösen Geister. Ebd., S. 93.

4) Ebd., S. 86. 90.

5) Ebd., S. 78. 89.

6) Ebd., S. 78.

7) Ebd., S. 79.

in der Weise, daß man ein wenig davon auf einen Stein oder auf einen hervorragenden Baumzweig oder auch auf eine rohe Art von Altar legt. Unter allgemeiner Stille fungiert dabei der Häuptling als Priester und betet laut also: „Mitleidiger (wohlwollender) Vater, hier ist etwas Speise für dich; nimm sie und iss; sei uns um dieser Speise willen gnädig.“ Statt eines Amens bricht die Versammlung in ein lautes Hallo aus. Das findet am Mittag statt, und dann beginnt Essen, Trinken und Tanzen, das bis Mitternacht und oft weit darüber fortgeht¹⁾. Auf Aotea bedarf es Menschenopfer beim Pflanzen von Taro. Auf Nouwin dürfen die Erstlinge nicht gegessen werden, bis der Priester Erlaubnis gegeben (wie bei dem Yamsfest der Aschanti) und tanzt springend mit seinem Sack voll Heiligtümer vor den durch Pfeiler getragenen Steinaltären, von denen jedes Jahr ein neuer aufgerichtet wird. Er setzt den Sack auf den Altar, während in der Apromos genannten Zeremonie mit Peitschen geklatscht und die aufgeregte durch die Reihen laufenden Jünglinge geschlagen werden, worauf Schweine von Priestern getötet werden und Frauen mit Stäbe tragenden Führern tanzen²⁾. In Vate werden beim Kawatrinken die Vorfahren um Gesundheit und Reichtum angerufen³⁾; auch auf Tanna spricht vor dem Awatrinken der Dorfhäuptling ein Gebet⁴⁾. Auf den südlichen Inseln werden die heiligen Bräuche unter dazu bestimmten Bäumen (besonders *ficus indica*) verrichtet, unter denen rohe Altäre in der Form von vierfüßigen Tischen errichtet sind⁵⁾. Auf Aneityum wurden heilige Haine als Wohnstätten der Natmosen verehrt⁶⁾. In Vate werden hohle Bäume

1) Turner bei Grundemann, S. 113. Bastian, S. 78. Jung III, 30.

2) Bastian, S. 85.

3) Ebd., S. 78. 82.

4) Ebd., S. 91.

5) Grundemann, S. 113.

6) Bastian, S. 79.

für die Toten angeschnitzt¹⁾. In Mota glaubt man nach Codrington, daß die Tamate oder Seelen (Atai) der Verstorbenen, die auch als Vui oder Gespenster erscheinen, nach dem Aufenthalt in Panoi, der Unterwelt, sich in Baumauswüchse verwandeln²⁾. Auf Eromanga dürfen die Pflanzen der Gräber von den Verwandten des Toten nicht gegessen werden³⁾. Mit der Vorstellung von Inkorporation von Ahnengeistern in Tieren hängt zusammen die Sage von Aneityum, daß die Schweine anfangs aufrecht und die Menschen auf vieren gingen, bis der Streit zwischen Vögeln und Reptilien anders entschied⁴⁾. Der Stall des für ein Fest aufgefütterten Schweines darf auf Aneityum nicht betreten werden⁵⁾; es ist den Göttern geweiht, vielleicht schon die Behausung eines abgeschiedenen Geistes. Auch einzelne Menschen werden als zuzeiten von Göttern eingenommen angesehen und dann hoch geehrt, ebenso aber auch heilige Steine und Holzblöcke, während Götterbilder wenigstens auf den südlichen Inseln zu fehlen scheinen⁶⁾. Auf Mota sind alle auf dem Rengo (heiligen Platze) sich findenden Pflanzen, Tiere und Steine gleichfalls heilig⁷⁾. Auf Aneityum wurden heilige Steine, als von Natmosen bewohnt, verehrt⁸⁾. In Nguna werden die Natemate oder Ahnengeister verehrt und bei den Natatapu oder heiligen Steinen in Gestalt eines Gegenstandes (Yams, Schweines u. dgl.) gebetet⁹⁾.

1) Bastian, S. 81.

2) Ebd., S. 82.

3) Ebd., S. 91.

4) Ebd., S. 91; Heilige Sage der Polynesier, S. 267. Unter den Tempelidolen der Papua in der Offach-Bai in Waigu fand sich das Krokodil; Inselgruppen, S. 79.

5) Bastian, Inselgruppen, S. 92.

6) Grundemann, S. 113. Jung III, 30.

7) Bastian, Inselgruppen, S. 83.

8) Ebd., S. 79. In den Neuhebriden werden Steine geopfert als Sitz der Natmasses. Ebd., S. 83.

9) Ebd., S. 83.

In Maiwo werden auf einen Stein unter einen Baum Blätter gelegt für die Fruchtbarkeit der Schweine ¹⁾. Auch in Tanna werden unter dem Schatten von Banyanen heilige Steine verehrt ²⁾. Auch Knochen und Schädel der Vornehmen sind Gegenstand des Kultus ³⁾. Auf Malikolo werden ganze Skelette ausgegraben und mit einer aus einer Schlingpflanze bereiteten Masse die Fleischteile wieder auf denselben basiert; diese künstlichen Körper werden in den Tempeln aufgestellt ⁴⁾. Die Bestattungsart ist auf den verschiedenen Inseln verschieden. Vielfach wird der Tote in eine Hülle aus der Rinde des Bananenbaums gelegt, das rot bemalte Gesicht unbedeckt gelassen und am nächsten Tage unter Wehklagen, das überall üblich ist, auf besonderen Begräbnisplätzen in das anderthalb bis zwei Meter tiefe Grab bzw. in eine an der einen Seite befindliche Höhlung gesetzt. Anderwärts wurde die Leiche in Kokosblätter gewickelt oder nackt, bald in liegender, bald in sitzender Stellung begraben. In Aneityum warf man in vorchristlicher Zeit die Leichen ins Meer, wo sie ins Jenseits schwimmen sollten; nur die Vornehmen, vor allem der höchste Häuptling (Natimarith), wurden begraben in rings umschlossenen Hütten, so daß der Kopf hervorragte. War dann das Fleisch verwest, so wurde der Schädel in das Gemeindehaus gebracht, um dort Verehrung zu genießen. Auch auf Espiritu santo werden Köpfe geheiligt. Auf Tanna wird der Sarg aus dem Ende des Kanoe verfertigt. Hier ist das Schwärzen des Gesichts und des Körpers Zeichen der Trauer. Auf den Gräbern von Eromanga werden Vertiefungen gelassen, mit zwei Stäben aufstehend, an Kopf und Fuß. In Vate, wo

1) Bastian, S. 89.

2) Ebd., S. 79.

3) Gerland, S. 674. Grundemann, S. 113.

4) Schmeltz in „Natur“ 1881, S. 163. Haare Verstorbener als Fetisch auf den Neuhebriden am Hals getragen: Lippert, Priestertum, S. 166.

gleichfalls die Geister der Verstorbenen verehrt werden, werden hohle Bäume für die Toten angeschnitzt und Sammlungen von Knochen unter das Dach der Häuser gehängt; ist jemand hier gestorben, stellt man eine große Holztrommel auf mit eingeschnitztem Gesicht, die beim Jahresfest zum Tanze geschlagen wird. Auf den aufrecht stehenden Holztrommeln Filis finden sich Zeichen¹⁾. In Maiwo wird die Leiche 100 Tage über der Erde gehalten, und die gesäuberten Knochen dienen dann zur Verfertigung von Angeln oder Waffen²⁾, die aus diesem Material gewiß für glückbringend gelten. Auf den südlichen Inseln, z. B. nach Hardie auf Vate, besteht der Gebrauch beim Tode eines Vornehmen einen oder mehrere Menschen zu schlachten oder mit ihm lebendig zu begraben. Auf Aneityum herrschte vor Einführung des Christentums, wie noch jetzt auf Tanna, die Sitte, beim Tode eines Häuptlings dessen Weiber zu strangulieren, damit sie ihm auch in der andern Welt dienen könnten; sie trugen daher seit der Verheiratung stets den Strick um den Hals. Stets drängten sich die Witwen dazu, so zu sterben; wurden sie doch mit dem Manne Natunas, Götter im Himmel; ja häufig töten sich auch noch Verwandte des Verstorbenen auf dieselbe Weise. Auch brennen die Frauen den Oberarm zur Trauer. In Maiwo schlagen sich beim Leichenfest die Gaben tragenden Jünglinge gegenseitig blutig. Auch Mutter und Großmutter wurden auf Aneityum beim Begraben eines Kindes erdrosselt³⁾. Auf Tanna und einigen anderen Inseln begräbt man den schwachen Greis lebendig; er wird in eine Grube gesetzt, mit einer Matte bedeckt und unter Wehklagen Erde darauf geschaufelt⁴⁾.

1) Grundemann, S. 114. Hellwald, S. 118. Jung III, 30. Bastian, Inselgruppen, S. 81.

2) Bastian, S. 91.

3) Ebd., S. 79. 81. 89 f. Grundemann, S. 115. Jung, S. 30. Hellwald, S. 118. „Natur“ 1879, S. 296.

4) Hellwald a. a. O.

Alte und Kranke verlangen auf Vate das Begraben. Kranke werden begraben, die Ausbreitung der Krankheit zu hindern. Wenn Alte auf Vate lebendig begraben werden, bindet man an ihren Arm Schweine, die dann beim Fest verzehrt werden und die Seele ins Jenseits begleiten. Insbesondere alte Häuptlinge in Vate lassen sich lebendig begraben ¹⁾. Dies geschieht unter feierlichen Zeremonieen; denn lebendig ins Grab zu steigen galt dem alten Mann als hohe Ehre; dasselbe findet sich in Viti ²⁾ und hatte wohl auch bei den Mafor in Neuguinea sein Vorbild in Mangundis Selbstverbrennung. Kindermord gleich nach der Geburt kommt auch auf einigen Inseln vor, jedoch nicht so häufig wie bei anderen Stämmen der Südsee. Die Neugeborenen, besonders Mädchen, wurden lebendig begraben, z. B. auf Vate, und zwar zuweilen von der Mutter selbst; auf manchen Inseln aber nur, wenn die Mutter bei der Entbindung gestorben ist ³⁾; über dem Grab des armen Kindes wird auf Vate ein Feuer angezündet, die Seele zu ersticken ⁴⁾. Die Vorstellung, daß die abgeschiedene Seele in ein weit nach Westen gelegenes Land gehe, ist wohl nicht bloß, wie Jung ⁵⁾ annimmt, den Polynesiern entlehnt; denn auch die Papua haben dort ihre Urheimat, und es lag auch ihnen nahe, das Totenreich zunächst da zu denken, wo die Sonne untergeht, wenngleich es auch bei ihnen, wie wir gesehen haben, keine festen Grenzen hat, mit dem Himmel verschwimmt und auch die abgeschiedenen Geister wieder herausläßt zur Rückkehr auf die Erde und verschiedenartiger Reinkarnation oder Materialisierung. Übrigens zeigt sich auch in dem zukünftigen Schicksal eine Vergeltung, wenn sie auch noch sehr unvollkommen gedacht ist. Der Tote geht, wenn er rechtschaffen gewesen ist, in das schöne Land im Westen,

1) Bastian, S. 81f.

2) Jung, S. 30.

3) Grundemann, S. 116. Jung, S. 30.

4) Bastian, S. 81.

5) Weltteil Australien III, 30. Vgl. Grundemann, S. 114.

um dort nichts weiter zu thun, als Tabak zu rauchen, Brotfrucht, Yams und Taro zu genießen; war er ein Geizhals oder Mörder, so kommt er an einen Ort, wo er hungern muß und über spitze Steine geschleppt wird¹⁾. So gehen nach dem Glauben auf Vate die Toten zu einer Unterwelt für Belohnung und Strafe; doch dürfte sich auch gut, tapfer und vornehm decken; die Seelen der verstorbenen Häuptlinge werden mit den zwei Schöpfungsgöttern angerufen, werden dabei auch hier, wo allerdings ein polynesischer Einfluß nachgewiesen ist, westlich in Lakinatoto (Lakuiatoto) verweilend gedacht²⁾. Am Eingang der Unterwelt sitzt, wie Salatau bei den Motu des südöstlichen Neuguinea, Cacinatoto (auf Vate) oder Umatmas (auf Aneityum), die Anlangenden, welche sich nicht vorsehen, auf den Kopf schlagend³⁾. Auf Aneityum schied sich im Jenseits oder Imai der Ort der Qual für die Geizigen vom glücklichen Paradies⁴⁾, dem Aufenthalt für die Ilpu atimi upene, die guten Menschen; die Ilpu auata has, die bösen Geister unterscheiden sich hier von den guten Natmas, den Schutzgeistern⁵⁾. Je nach ihrem Aufenthalt und ihrer angeblich erfahrenen Wirksamkeit giebt es auf den Neuhebriden viele Spezial-Schutzgötter z. B. für den Fischfang, für den Schutz der Pflanzungen, für die Flüsse und Quellen, für die Jahreszeiten, ja sogar für die Bereitung der Mahlzeiten⁶⁾. Auf Vanua-Lawa stützt der Schutzgott das Haus⁷⁾. Doch verknüpfen

1) Hellwald, S. 118.

2) Bastian, S. 78. 81.

3) Ebd., S. 81.

4) Ebd., S. 79.

5) Ebd., S. 93.

6) Hellwald, S. 118. Der Küchengott auch bei Bastian, S. 90. Eine besondere Neigung zum Spezialisieren, die an die der Römer erinnert, zeigt sich auf Neuseeland. Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 61.

7) Eckhardt bei Bastian, Inselgruppen, S. 84.

sich auch mit der Unterwelt nicht bloß durch die Strafe für die Bösen und den Keulenschwinger am Eingang abschreckende Vorstellungen. Einem für einen Abgeschiedenen gehaltenen Matrosen wurde auf der neuhbridischen Insel Alatana Urin zum Trinken angeboten, wie in Polynesien sich die Toten auch von Motten, Fliegen und Exkrementen nähren ¹⁾. Auf Nguna besteht die Vorstellung, daß die Abgeschiedenen, nachdem sie zu der Bokas genannten Unterwelt, wo sie ihr gewohntes Leben fortsetzen, gegangen, aufs neue sterben, um nach dem tieferen Platz Mangalulululu zu gehen, und bei dem dritten Tode nach Mangaseasea, wo sie völlig verschwinden. Munnaifu, Priester von Farelapa auf Nguna, besuchte durch die auf sechsmaliges Schlagen geöffnete Erde die Natemates in Bokas, Geflügel und Yam zurückbringend ²⁾. Wir sehen auch hier, wie das Nächste und Ursprüngliche das Fortleben ist, das erst durch weitere Reflexionen in Frage gestellt wird; ganz ähnlich auf Neuseeland ³⁾. An den neubritanischen Duk-Duk erinnert, daß bei der Yamsernte auf Malikolo und Valua sich die in der Hütte des Waldes, der Frauen nicht nahen dürfen, Verborgenen mit großen Hüten ver mummen, um unter Keulenschwingen zu schrecken ⁴⁾. Anthropophagie ist seit dem letzten Fall 1853 durch das Verdienst des Missionars Dr. Geddie auf Aneityum verschwunden, ebenso an der Küste der häufiger mit den Europäern verkehrenden, mit Missionaren versehenen Inseln; doch wandert im Innern derselben noch mancher erschlagene Feind in den Rauch oder das Feuer, um, mit Yams zubereitet, ein Festmahl abzugeben; besonders gefürchtet als Menschenfresser sind die Ermama Kararei

1) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 254.

2) Bastian, Inselgruppen, S. 83.

3) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 53. In Mangaias Unterwelt kocht Miru die Seelen, deren sie habhaft wurde, im Ofen, um sie zu essen. Ebd., S. 254.

4) Bastian, S. 88.

d. h. Buschleute in den Wäldern, die die Berge im Innern von Tanna bedecken. Auf Eromanga wurde 1839 Williams, der Apostel der Südsee, und sein Begleiter Harris erschlagen und verzehrt, ebenso Missionar Gordon 1861 kurz vor dem Besuch des Professor Rietmann, dessen Arm, als er vor Malikolo auf dem Deck die Hände wusch, ein Schwarzer grinsend ergriff mit dem Wort *kaikai* (essen) und einem Gebärdespiel, das seine kannibalischen Gelüste zu erkennen gab. Die Feindschaft der Kannibalen auf Vate gegen die Weissen führt übrigens Rietmann auf die von den Sandelholzhändlern 1842 hier verübten Greuel zurück; auch Bischof Patteson hat die Schandthaten von zivilisierten Sklavenhändlern auf den nördlichen Neuhebriden und Banks-Inseln gebrandmarkt, ebenso Kapitän Palmer (*Kidnapping of the South Seas*) die Niederträchtigkeit, Habsucht und Grausamkeit der weissen Handelsleute auf Tanna u. s. w., die den Menschenraub systematisch betrieben, um Arbeiter nach Queensland zu führen. Sonst zieht ein kannibalischer Feinschmecker einen Farbigen einem Weissen vor; aber der Kannibalismus hier ist nach Rietmann nicht etwa aus Mangel an genügender Nahrung zu erklären, da diese vielmehr sehr reichlich vorhanden ist in Yams, Taro, Bananen, Brotfrucht, Schweinen, Vögeln und Fischen, sondern hat seinen tieferen Grund in dem Streben, die Seele des Feindes sich zu assimilieren¹⁾. Priester giebt es allenthalben; nicht nur Häuptlinge, die dann doppelte Ehre geniessen, sind es; sie scheinen auch einen besonderen Stand zu bilden. Es giebt unter ihnen (so auf Tanna) Regen- und Gewittermacher, Fliegen- und Moskitomacher u. dgl., aber die gefürchtetsten sind die Krankheitsmacher, die dazu mit Hilfe der Geister in der Naragess, auf Mota Garata genannten Zeremonie das sogenannte *Nahak*, Abfall insbesondere von Speisen

1) Grundemann, S. 111. Oberländer, S. 126 f. Hellwald, S. 115. Jung, S. 26 ff. Bastian, S. 81. 91. „Gloбус“ XX, 253 ff. 284 ff. 379. Rietmann, S. 158. 163. 171 f.

und Früchten verbrennen, den man sorgfältig beseitigt, damit er ihnen nicht in die Hände falle. Wenn jemand krank wird, läßt er das Muschelhorn blasen, um den Zauberer, der sein Nahak verbrenne, zu erweichen, daß er damit innehalte, und schickt diesem Geschenke, worauf derselbe an ihm Blutentziehungen vornimmt oder heilsame Pflanzengetränke verabfolgt; hilft das nicht, so waren die Geschenke nicht ausreichend. Wird der Zauberer selbst krank, ist es ihm von einem Kollegen angethan. Wer auf Mota durch Garata, Talmatai (in den Weg Gelegtes) oder Tamatetigua (Geistergeschosse d. h. Röhren mit eingeschlossenen Knochensplintern, Blättern u. s. w.) erkrankt, wendet sich an die Gismana, Ärzte, die durch Streichen heilen. In Vate werden zum Krankmachen Blätter neben dem Hause vergraben, wo sie dann der Zauberarzt aufsucht ¹⁾. In Nguna finden sich als Priester der Ahnengeister (Natemate) die Narifona, um Regen oder Sonnenschein zu wirken, und die Namunuai zur Erregung von Stürmen zum Heilen und zum Austreiben böser Geister ²⁾. In Aneityum gebrauchten die Priester, neben denen auch Regenmacher und Krankheitssender bestanden, Stücke von Holz und Stein als Bilder der über Erde, Luft, See, Bäume und Pflanzen herrschenden Natmoses ³⁾. Das Tapu oder Tabu findet sich auf den Neuhebriden ganz wie in Polynesien ⁴⁾. Belegt der Priester oder Häuptling etwas mit dem Tabu, so ist es unantastbar ⁵⁾; zu seiner Aufhebung sind besondere Feierlichkeiten erforderlich, bei denen Wasser, namentlich auf Malikolo, enttabuierende Kraft hat ⁶⁾. Wenn Tempel

1) Turner, p. 89sqq. Grundemann, S. 113f. Hellwald, S. 118. Jung, S. 30. Bastian, S. 84. 90. 92.

2) Bastian, S. 83.

3) Ebd., S. 86.

4) Grundemann, S. 114. Jung, S. 30.

5) Hellwald, S. 119.

6) Roskoff, S. 104.

zu fehlen schienen¹⁾, so gilt das, wie wir bereits gesehen haben, wenigstens nicht allgemein. Wenigstens vertreten ihre Stelle sogenannte Morai oder geheiligte Plätze²⁾. Auf der Westküste von Espiritu santo fand Rietmann in der Mitte eines Dorfes einen freien Platz, auf dem gegen 30 große, oben flache Steine einen Kreis bildeten, die als Sitze bei öffentlichen Versammlungen dienen, bei denen das Kawa getrunken wird; nahe bei diesem Platze sah er einen Pfahl, an dem mehrere hundert Schweinsschädel mit ihren gebogenen Eckzähnen so aufgehängt waren, daß sie eine regelmäßige Pyramide bildeten³⁾, wohl Opfermahlzeit-Reste. Ebenso findet sich auf Tanna der kreisrunde Platz Marum in der Mitte der Dörfer, bestimmt für öffentliche Verhandlungen und Festlichkeiten, wo alle Männer (die Frauen sind ausgeschlossen) sich abends einfinden und vor dem Kawa-Trinken der als Priester fungierende Dorfhäuptling die Götter um Gesundheit, langes Leben, gute Ernte und Glück im Kriege bittet⁴⁾. In Maiwo heißen diese Versammlungsplätze Gamhal⁵⁾. Anderwärts heißen sie Malavaran; den Raum schmücken am untern Ende alte, in einer Linie stehende Kasuarinen oder Bananen, die Mitte Trommeln aus Baumstämmen für die Tänze⁶⁾. Es giebt aber auch mit Schädeln behangene Gemeindegäuser⁷⁾, die zugleich, wie erwähnt, als Tempel dienen. In Tanna sind die Tempel an beiden Seiten offen, während sie in Vate nur eine niedrige Öffnung zum Hineinkriechen haben, an dem Dach mit Knochen behängt⁸⁾. Die Beschneidung kommt auf den nördlichen Inseln nicht vor, ist dagegen auf den

1) Grundemann, S. 113.

2) Oberländer, S. 123.

3) Rietmann, S. 179.

4) Grundemann, S. 112.

5) Bastian, S. 92. Siehe oben S. 961.

6) Hellwald, S. 117f.

7) Jung, S. 26.

8) Bastian, S. 92, wonach Knochen in Vate als Trophäen aufgehängt werden.

südlichen Inseln in der Art, wie bei den Polynesiern, als Aufschlitzung des Präputium allgemeine Sitte; sie findet sich auf Tanna, Eromanga und Aneityum. Für die Zeremonieen der Beschneidung werden die sieben- bis zehnjährigen Knaben, die keine Frau bei Todesstrafe sehen darf, in eine Umzäunung gesperrt, und wenn sie vom Wärter zum Baden geführt werden, giebt das Blasen des Muschelhorns Nachricht zur Entfernung ¹⁾. Eine eigentliche Tätowierung, nach Jung polynesischen Ursprungs, findet sich auf Vanua-Lawa und Eromanga, doch nicht in ausgedehntem Maß; nach Rietmann wird auf ersterer Insel die Brust mit ziemlich regelmässigen gradlinigen Figuren tätowiert. Auf Eromanga werden die Frauen bei der Heirat tätowiert. Sonst haben wir auch auf den Neuhebriden die Narben der absichtlich beigebrachten Wunden ²⁾. Die Häuptlinge heißen Natimi alupas auf Aneityum, Ariki (polynesisch) in Fotuna, Aliko oder Ari in Tanna, Natamonock in Eromanga. Der Häuptling ernennt beim Tode einen Nachfolger, seinen Sohn oder Bruder. Er wird bei der Weihe auf Aneityum in dem Wipfel eines ungeheueren Baumes umhergetragen. Der Häuptling zeichnet sich nur bei besonderen Gelegenheiten durch eine Art Scepter, die zugleich als Keule dient, aus. Auf gröfseren Inseln ordnen sich die kleinen Dorf- oder Distriktshäuptlinge auch einem mächtigeren gemeinsamen Oberhäuptling (natimarid auf Aneityum, Kauoosh auf Tanna neben dem Aucki oder Yogai) unter. In Espiritu santo ändern die Häuptlinge den Namen, wenn sie zu höherem Rang aufsteigen. In Eromanga wird dem höchsten Häuptling ein runder Stein mit Aushöhlung als Zeichen der Würde erteilt. Die von Tongoa aus besiedelten Dörfer auf Api bringen dem Häuptling ihrer alten Heimat jährlich Geschenke. Die Kinnladen eines den

1) Grundemann, S. 111. Hellwald, S. 118. Bastian, S. 88. 91.

2) Grundemann, S. 111. Rietmann, S. 180. Hellwald, S. 116. Bastian, S. 89.

Häuptling Schmähenden werden in Vate am Hause aufgehängt. Doch reicht bei Streitigkeiten der Einzelnen unter einander der Einfluß der Häuptlinge selten aus, und jeder hilft sich zu seinem Rechte, wie er kann. Die Todesstrafe für Mord und Diebstahl läßt sich in Bußleistungen, z. B. Lieferung eines Schweines, umwandeln. Um an Beleidigungen zu erinnern, steckt man auf Aniwa Holzpflocke in die Erde, bis jene durch Mord gesühnt sind ¹⁾. Bei der Zersplitterung und Wildheit der Stämme ist, wie Turner sagt, Krieg die Regel, Friede die Ausnahme ²⁾. Wird Friede geschlossen, so überreichen sich die Parteien Palmzweige oder eine Kawa-Wurzel; auch gießen sie sich Seewasser über den Kopf oder pflanzen junge Bäumchen. Das auf Tanna übliche Vertauschen der Namen weist nach Jung wieder auf polynesischen Einfluß ³⁾. Inbezug auf das jedem Stamm zugehörige Land scheint Kommunismus zu herrschen; doch sind die Wohnungen und Kokospalmen Privateigentum. An tahitische Einrichtungen mahnt nach Jung die auf Wanualawa beobachtete Einteilung der Männer in Klassen, in welche sie stufenweise aufrücken, sowie die gemeinsamen Mahlzeiten der jungen Männer in besonderen Klubhäusern ⁴⁾. Polygamie ist zwar erlaubt; doch haben Häuptlinge selten mehr als drei Frauen; der gemeine Mann begnügt sich mit einer. Die Frauen werden gekauft, gewöhnlich für drei Schweine. Es ist Sitte, den sich verheiratenden Frauen zwei Vorderzähne der oberen Zahnreihe auszustofsen. Die Hochzeit wird, namentlich auf Tanna, mit großem Prunk begangen und zwar auf dem Marum, dem ge-

1) Grundemann, S. 115. Hellwald S. 118. Jung, S. 33. Bastian, S. 86. 91 ff.

2) Grundemann, S. 115. Oberländer, S. 123. Hellwald, S. 114. Jung, S. 33. Auf Api werden keine Waffen getragen. Bastian, S. 91.

3) Jung, S. 33.

4) Grundemann S. 115. Jung, S. 33.

heiligten Versammlungsplatz, dessen Betreten sonst Frauen und Kindern untersagt ist. Unter Anrufung der Götter und Gesang der hierher zusammenströmenden Menge wird von Knaben die Kawa-Wurzel gekaut, in die Schale gespien, mit Wasser versetzt und durch ein Basttuch für das Trinken geseit. Inzwischen ist auch ein Schwein geschlachtet und ein Feuer zubereitet, oder, hat zufällig ein glücklicher Überfall stattgefunden, ein Feind zerlegt und mit Yams gekocht, von dem dann dem Häuptling als besonderer Leckerbissen die Schamteile zugewiesen werden. Die Musik besteht aus Pansflöten und Baumtrommeln. Den Schluß des Festes bildet gewöhnlich nächtlicher Tanz, begleitet von monotonem Gesang. Da die Männer außer dem Kriege sich nur mit Jagd und Fischfang, Haus- und Kanoebau beschäftigen, im übrigen faulenzten, höchstens bei der Yams-Ernte noch mithelfen, so sind die Frauen mit Arbeit recht belastet. Man erlaubt den Frauen nicht einmal, in Gesellschaft der Männer zu essen, und hält sie für niedere Wesen; gleichwohl ist ihre Lage nicht überall so herabgewürdigt, wie man erwarten möchte. Während sie in den südlichen Inseln als Sklavinnen gelten, werden sie auf Espiritu santo als gleichberechtigt hochgehalten; auch auf Mai fand Moeresby eine angemessene Stellung der Weiber. In der Ehe sind die neuhebridischen Frauen keusch und züchtig. Ehebruch wird von dem beleidigten Gatten mit dem Tode bestraft, auch wohl an dem Bruder oder einem andern Verwandten des Verführers gerächt¹⁾. Die Männer gehen auf der Mehrzahl der Inseln fast

1) Grundemann, S. 116. Oberländer, S. 123. Hellwald, S. 117f. Geistbeck, S. 101. Jung, S. 29. Bastian, S. 89. Rietmann (S. 155) war Ohrenzeuge von dem nächtlichen Jubel der Seeleute eines Walfischfängers, die sich in den Armen tannesischer Schönen mit Rum berauschten, und sagt dazu: „Kein Wunder, wenn die Schwarzen nach solchen Szenen mit Haß und Verachtung auf die Weissen, die ihnen an Roheit und Zügellosigkeit kaum nachsehen, sehen.“

nackt, tragen jedoch schon vom sechsten Jahre an eine Bast-, Zeug- oder Muschelhülse, an die ein aus Fasern geflochtener Strick befestigt ist, der die Hüften umschliesst; im Süden sind Tücher um die Hüften im Gebrauch. Die Mädchen gehen bis zum zehnten Jahre nackt, tragen dann einen von der Gürtelschnur herabhängenden Blätterbüschel und nach ihrer Verheiratung einen aus Kokos- und Baumfasern gefertigten Schurz, wie er auch auf den Zentral-Inseln hier und da vom männlichen Geschlecht angelegt wird. Der Körper wird mit schwarzer, roter und weißer Farbe bemalt; manche Häuptlinge bepflastern ihr Gesicht mit einem halben Zoll dicken Überzug von roter Erde. Auf das Haar wird große Sorgfalt verwendet; die Frauen tragen es kurz, aber in kleinen Löckchen, die Männer lang, bald aufgetürmt, bald (auf Tanna, Aneityum, Fotuna) in zahllosen Flechten mit Federschmuck. In Malikolo werden die Schädel künstlich abgeflacht. In den durchbohrten Nasenknorpeln und Ohrläppchen werden Knochen, Steine u. dgl. getragen, ferner dienen zum Schmuck Muschel-Armbänder, Schildpatt-Ringe; Hals- und Stirnbänder mit Zähnen, auch von Menschen sind wohl zugleich Amulette ¹⁾. Auf Espiritu santo sah Rietmann ²⁾ alte Weiber sehr hübsche Töpfe und Schüsseln (die auf den südlichen Inseln fehlen) aus einer schwarzen Erde verfertigen; die Geschirre wurden mit rotem Thon überstrichen und mit vielen geschmackvollen Verzierungen versehen. Sonst stehen die Hebridier in der Verfertigung von Hausgerät, Matten, Körben, Segeln anderen Melanesiern nach; nur die Waffen zeigen sorgfältige Arbeit; Bogen, Pfeile, oft mit Widerhaken ver-

1) Oberländer, S. 122. Grundemann, S. 110. Rietmann, S. 152. 180. Hellwald, S. 115ff. Jung, S. 26. Bastian, S. 87. 91f.

2) Wanderungen, S. 179. Grundemann, S. 113. Hellwald, S. 117. Bastian, S. 92. Hier wird auch mit Gabelnadeln gegessen, die Dörfer sind gepflastert und haben Wasserleitungen. Bastian, S. 91. 93.

sehen, auf den nördlichen Inseln vergiftet, scharfkantige Holzkeulen und Schleudern. Die Böte aus ausgehöhlten Stämmen mit Auslegern sind roh gearbeitet. Nördlich von Vate werden Doppelkanoe mit Segeln gebraucht. Die vier-eckigen Hütten aus Bambusstäben (auf den südlichen Inseln oft nach vorn und hinten offen) mit großen Dächern von Palmblättern sind oft recht dürftige Bauten, nur die Häuptlings- und Gemeindegäuser von besserer Konstruktion und fast überall von einer Einzäunung (Wáruwar) umgeben; im Innern hängen Tierknochen, Schädel u. s. w. von der Decke herab. Etwa 100 Häuser bilden ein Dorf. Auf Wanua-Lawa sind die Stützen der Hütten beim Eingang vielfach in Form menschlicher Figuren, die jedenfalls Schutzgötter darstellen, mehrfach sogar mit über der Brust gefalteten Händen und einem Heiligenschein gearbeitet¹⁾. Bei Kap Cumberland finden sich Reste alter Steinbauten²⁾. Landbau befindet sich nicht auf hoher Stufe; doch wurden nach Cook 40 Pflanzenarten mehr gezogen als damals auf Tahiti³⁾. In Eromanga sind außer Muscheln die Nawäla Münze, Ringe von Feldspat, 5 bis 6 Zoll dick, 2 bis 40 Pfund schwer, ein Vorsprung vor den übrigen Melanesiern; mit den Europäern trieb man lebhaften Tauschhandel. Die geistigen Anlagen der Hebridier sind keineswegs verächtlich. Sie haben auch einfache Lieder gedichtet, welche sie in hübschen Melodien zur Flöte und Trommel singen, insbesondere bei ihren Tänzen, ohne welche kein Fest gefeiert wird. Der Jahresanfang datiert bei ihnen von der Yams-Ernte, und die Nacht teilen sie nach den Sternbildern ein⁴⁾. Die evangelische Mission hat nach vielen Mühen und Verlusten von Men-

1) Oberländer, S. 122. Grundemann, S. 111ff. Hellwald, S. 117. Jung, S. 26.

2) Bastian, S. 87.

3) Grundemann, S. 112.

4) Jung, S. 33f. Grundemann, S. 116.

schenleben auch unter diesen Wilden auf einer Anzahl von Stationen festen Fuß gefast und gewinnt von Jahr zu Jahr mehr Seelen ¹⁾).

Südwestlich von den Neuhebriden liegen die 1795 von dem Engländer Raven entdeckten Loyalitäts-Inseln, deren wichtigste U(w)ea, Lifu (Lefu, Chabrol) und Nengone oder Mare sind. Die Bewohner sind, auch der Sprache nach, papuanische Melanesier, denen jedoch schon viel polynesisches Blut beigemischt ist. Sie sind größer, schöner und weniger dunkel. Nach dem nördlichen Uea kam vor vier Generationen eine polynesisch Kolonie aus Uwea und Tonga, die auch ihre Sprache beibehalten, sonst aber fast alle Sitten der melanesischen Urbewohner angenommen hat ²⁾. Auf Lifu war Laulaati der Schöpfer der Welt und der Menschen. Er bildete einen Stein, aus dem das erste Menschenpaar hervorkam. Als von den in Tiere, Vögel, Amphibien u. s. w. verwandelten (d. h. als Ahnengeister inkarnierten) Söhnen des im Überflusse lebenden ersten Menschen Walelimene die Ratte durch ein in die Erde gebohrtes Loch aus den Pflanzungen des im Erdmittelpunkt lebenden Greises den Yams auf die Erdoberfläche brachte und dieser gepflanzt wurde, begannen die Menschen zu sterben, weil im Austausch für das gestohlene Nahrungsmittel Menschenleben gefordert wurden. In neuerer Zeit waren auf diesen Inseln nur noch die Seelen Verstorbener, besonders der Häuptlinge und Priester bzw. Reliquien derselben, wie Schädel, Knochen, Haare, Zähne, Nägel, auch Götterbilder von Stein, Gegenstand der Verehrung. Die schwarz bemalten Priester oder

1) Jung, S. 37. Hellwald, S. 119. Grundemann, S. 119ff.

2) Oberländer, S. 44. 140. „Globus“ XV, 200f. Grundemann, S. 149ff. Hellwald, S. 119. Jung, S. 37f. 57. F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 69.

Zauberer nahmen mit jenen Reliquien ihre Zeremonieen vor. In Lifu werden den Leichen Kopf und Beine zusammengebunden. Die Seelen gehen nach dem weit im Westen gelegenen Ort Loëha. Zum Krankheitsmachen schlägt der Priester mit einem Korb voll Reliquien die Luft; als sich dabei an dem Korb kein Blut zeigte, um die Missionare krank zu machen, erkannte Häuptling und Priester deren Gott als mächtiger an. In Uea werden die Seelen der Kranken durch das Spielen der Nasenflöte zurückgerufen. In der Mitte des Dorfes fehlt nicht das Gemeindehaus, das in früherer Zeit ganz mit Schädeln und Knochen geschmückt war ¹⁾. Kannibalismus bestand auch hier ²⁾. Als auf Mare vier Christen ermordet worden, wurde der Platz mit dem Tabu belegt, dessen Zeichen ein fünf bis sechs Fuß hoher Stock war, oben mit einem Büschel Reiser ³⁾. Beim Tode eines geliebten Kindes, damit es im Jenseits nicht verlassen sei, wurde auch hier Mutter oder Tante getötet ⁴⁾. Die polynesische Blutmischung zeigt sich nach Jung auch in der größern Achtung, die man den Frauen zollte; Polygamie herrschte dabei in ausgedehntem Mafse. Die dürftige Natur dieser Inseln hat ihre Bewohner zu fleißigeren Menschen gemacht als ihre Nachbarn. Staunenswert sind ihre Schnitzarbeiten; hervorragende Ereignisse fixieren sie durch eingeschnittene und schwarz gefärbte Figuren auf Bambusrohr. Das Jahr teilen sie in zwölf Monate, den Monat in vier

1) Grundemann, S. 153. Oberländer, S. 141. Jung, S. 58. Bastian, S. 78 ff. Ich weiß nicht, ob es hierher gehört, doch scheint es mit dem pantheistisch gedachten Urgott Lauaati zusammenzuhängen, wenn es nicht blofs von Polynesiern stammt, was Bastian (S. 91) mitteilt: Der Yam wurde auf Ulauletis Körper gepflanzt. Als bei der Flut das Kanoe Nols den Hals, woran es stiefs, zerspaltete, flossen die Wasser ab. Das Iza genannte Gerüst, um in den Himmel zu steigen, verfaulte.

2) Grundemann, S. 152 ff. Vgl. unten S. 994, Anm. 1.

3) Rietmann, S. 145 f.

4) Gerland, S. 641. Peschel, S. 366.

Wochen nach den Mondphasen. Muschelgeld besitzen auch sie ¹⁾. Die Eingeborenen sind durch die Mission völlig umgewandelt ²⁾.

Südlich schließt Melanesien mit dem 300 Quadratmeilen großen, 1774 von Cook entdeckten, 1853 von den Franzosen annektierten Neukaledonien (Baladea), dessen Bewohner (polynesisch Kanaka genannt), denen der Loyalitäts-Inseln auch in Sprache und Sitten nahestehend, bis auf einen namentlich an der Ostküste vorhandenen lichtereren polynesischen Einschlag dunkel-kupferbraune kraushaarige Papua von oft nicht ansprechendem Äußern, doch oft kräftiger, zuweilen herkulischer Gestalt sind ³⁾. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme, die ihre engen Kantone nicht überschreiten; daher auch die Verschiedenheit der Mundarten bis zum gegenseitigen Unverständlich-werden ausgebildet ist ⁴⁾. Sie stehen noch zur Zeit hinter der verhältnismäßigen Zivilisation ihrer Vorfahren zurück, wie sie das selbst zugeben mit Hinweis auf ihre Tempel, deren Ruinen stellenweise noch vorhanden sind, und die eine Baukunst verraten, welche weit über die Kräfte der heutigen Eingeborenen geht ⁵⁾. Unter diesen Umständen ist nicht zu

1) Jung, S. 58.

2) Grundemann, S. 152ff. Rietmann (S. 143f.) erkennt die gesegnete Wirksamkeit der Missionare an, klagt aber mit Recht darüber, daß sie, auch sonst in der Südsee, unschuldige Dinge, wie das Rauchen, auch jeden Tanz und die einheimischen Lieder mit ihren einfachen, doch klangvollen Melodien verboten. Nach der französischen Annexion dieser Inseln 1864 hatten die protestantischen Missionare sehr über die Unduldsamkeit der katholischen zu klagen. Hellwald, S. 119.

3) Meinicke im „Globus“ XV, 160ff. 193ff. Rietmann, S. 132. Oberländer, Ozeanien, S. 43ff. Hellwald, S. 119ff. Jung, S. 37ff. Der Distrikt Kraji neben Noumea und Tuaulu ist von einer hellen Rasse bewohnt. Bastian, S. 87.

4) Hellwald, S. 124.

5) Oberländer, Fremde Völker, S. 190. Auch Überbleibsel alter Wasserleitungen und befestigter Straßen finden sich. Bastian, S. 92.

verwundern, daß die Mitteilungen über ihre Religion mehrfach unbestimmt, ja widersprechend lauten. Nach Balansa ¹⁾ hätten sie keine Idee von einer Gottheit; nach Lèques ²⁾ dagegen glauben sie an eine Gottheit und ein künftiges Leben. Jeder Stamm rühmt sich mehrerer Männer, sogenannter Tagata, die in Verzückerung verfallen und von denen man annimmt, daß sie in diesem Zustand mit den Geistern der Abgeschiedenen in Verkehr stehen. Sie schildern die Existenz dieser Geister so ziemlich der irdischen ähnlich mit dem Unterschied, daß im Jenseits ein Überfluß an Yams-Wurzeln herrscht. Die Guten werden nach dem Tode belohnt, die Bösen gegeißelt. Es giebt keinen großen Häuptling im Reich der Schatten, wohl aber gigantische, boshafte Geschöpfe da, wo die Bösen hausen ³⁾. Es wird aber auch von dem Gott Dia(n)ua erzählt, zu dem die Abgeschiedenen gehen, um alle Freuden zu genießen, nach denen die Sinne nur verlangen können; aber die Seelen (wohl in den auf Erden lebenden Menschen) könnten das Stehlen nicht lassen; darum würden sie von Diaua getötet und dadurch in Schatten verwandelt, und nun kehrten sie auf die Oberwelt zurück, um hier göttliche Ehre zu genießen, die namentlich den abgeschiedenen Häuptlingen zuteil wird, welche man auch wohl schon bei ihren Lebzeiten als höhere Wesen verehrt ⁴⁾. Nach Faure-Biguet ⁵⁾ wird Nauengut als Schöpfer aller Dinge oder Weltseele verehrt und auf ihn alles Unerklärliche zurückgeführt; unter ihm stehen viele, an verschiedene Orte gebundene, in ihrem Wirken verschiedene Geister; die einen fleht man an um Gewährung reichen Fischfangs; andere sollen Wind, Regen

1) Bull. doc. géograph. (Paris 1873) I, 127.

2) Explorateur III, 410.

3) Hellwald, S. 125.

4) Jung, S. 55. Bastian, S. 78.

5) La Nouvelle Calédonie; „Natur“ 1877, 26. Februar. Bastian (S. 78): Neuengut.

oder Sonnenschein spenden; einige wohnen in Wäldern, andere auf den Begräbnisplätzen; alle haben ihre eigenen Priester; jede Klasse derselben hat ihre besonderen Vorrechte. Den Verstorbenen wird dieselbe Stellung zugeschrieben, die sie auf Erden hatten; die Häuptlinge bleiben Häuptlinge, die anderen Unterthanen; dabei werden jedoch diejenigen, welche auf Erden gut gewesen, glücklicher, als sie es hier waren, da sie einen Teil ihrer Existenz mit dem Verzehren reifer Bananen und dem Genuß sinnlicher Vergnügungen hinbringen. Nach Oberländer ¹⁾ haben die Neukaledonier keine bestimmte Religion. Im allgemeinen glauben sie, daß sie nach ihrem Tode an einen Ort unter der Erde versetzt werden, wo Lebensmittel vollauf vorhanden, der Fischfang immer glücklich, die Frauen immer jung und schön sind. Da wird getanzt, und Kinder und Greise werden zu Jünglingen. Zur Abwechslung macht man nachts bisweilen einen Ausflug auf die Erde, um die Feinde, die man bei Lebzeiten hatte, zu peinigen und durchzubläuen. Darum wollen auch die Eingeborenen in finsterner Nacht nicht ausgehen. Unnötig scheidet Oberländer von diesen abgeschiedenen Geistern eine Menge übernatürlicher Wesen, die sich mit dem Fischfang, dem Krieg oder dem Tode befassen; in der Regel sind es böse Geister, die für ihre Dienste Opfer fordern. Manche Fische werden weggeworfen als Behausung böser Geister, die sich beim Kochen rächen würden. Beim Beginn eines Fischzuges, eines Krieges, eines Festes wird den Geistern geopfert, um sie günstig zu stimmen. Nach Bastian ²⁾ glaubt man, daß die Seelen in den Wald gehen, und jeden fünften Monat wird beim Feiern des Geisterfestes (*grand concert of spirits*) nach

1) Fremde Völker, S. 105.

2) Inselgruppen, S. 81 f., wo es noch weiter heißt: Nach Westen der Insel ziehend, springen die Seelen in die See (vgl. unten S. 991), nach Umatmas (vgl. oben S. 973) mit Abteilungen des Überflusses und Mangels. Zur Führung von Kinderseelen wird die (Groß-) Mutter oder Tante erdrosselt. Bei Krankheiten wird im heiligen Hain der Vorfahren geopfert.

Herbeibringung von Speisopfern an die Geister in der Höhe die Bitte gerichtet zu singen, wie durch heimlich versteckte Greise und Greisinnen geschieht, worauf nach Tanz und Danksagung Orgien gefeiert werden. Mit den religiösen Vorstellungen der Neukaledonier hängt nach Oberländer ¹⁾ auch der bei ihnen früher in ausgedehntestem Mafse geübte Kannibalismus zusammen; wenigstens pflegten ursprünglich bei diesen entsetzlichen Mahlzeiten religiöse Feierlichkeiten stattzufinden, wenn er auch mit der Zeit eine Sache des bloßen sinnlichen Genusses geworden sein mag. Man glaubte, die Götter verschlängen die menschlichen Seelen, um sie zu reinigen oder sich einzuverleiben. Sie nachahmend, frafs man den Feind auf, um dessen so oft gefürchtete gute Eigenschaften, ja ihn selbst ganz in seinen eigenen Besitz zu bekommen. Man frafs die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung der Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, oder um ihre Seelen als Schutzgeister an die eigene Person zu fesseln. Der Kannibalismus wird nur im südlichen Teil der Insel bei den Stämmen, die in beständiger enger Verbindung mit den Franzosen stehen, nicht mehr geübt; sonst hält man ihn nur vor den Augen der Fremden verborgen. Die Vorrichtung der Leiche ist fest geregelt; jeder Teil gehört von Rechts wegen bestimmten Personen; selbst das Zerlegen der Leiche ist an strenge Regeln gebunden. Mit dem n bouet genannten Messer aus Serpentinsteine öffnet man den Leib und zerrt die Eingeweide mittels einer eigens aus zwei menschlichen Armknochen dazu gemachten Gabel heraus. Bisweilen zerlegt man die Leichen und kocht sie; häufig bäckt man sie ganz, und die Weiber thun sich etwas darauf

1) Fremde Völker, S. 115. Hellwald, S. 122. Nach Jung (S. 51) war früher Schildkröten- und Menschenfleisch den Häuptlingen reserviert, Frauen und Kindern ganz untersagt. Nach Turner (bei Bastian, S. 91) sagte man, die Menschen könnten ebenso gut, wie die Fische gegessen werden; man dachte aber auch diese von Geistern bewohnt.

zugute, wenn sie die Leichen in sitzender Stellung und im vollem kriegerischen Wuchs auftragen können. Auch die Erdhügel auf den Gräbern der Häuptlinge heißen nach Bastian ¹⁾ nbouet; Ruder und Speere werden auf das Grab gesteckt und Köpfe geheiligt, insbesondere auch begrabener Krieger; der geschmückten Leiche werden Finger- und Zehennägel abgeschnitten als Reliquien, dann auch nach Zerfall der Schädel abgenommen und zu ihm bei Krankheit gebetet bzw. geopfert; beim Begräbnis eines Häuptlings wird der Speer neben seinem Kopf aufgesteckt, eine Speerschleuder am Zeigefinger befestigt und eine Keule auf das Grab gelegt; für gute Ernte wurden die Zähne alter Frauen nach dem Yams-Felde gebracht und ebenso ihr Schädel dort aufgesteckt; beim Gebet binden die Priester kleine Säcke mit Fingern und Nägeln der Vorfahren um Stirn und Arm; um Regen zu erlangen, gießen die Priester nach Turner auf das über Taro-Blätter aufgehängte Skelett eines Häuptlings Wasser, wogegen bei zu viel Regen darunter Feuer angezündet wird; der Priester hat unter Fasten in der Höhle zu bleiben, bis der Zweck erreicht ist; vor der Schlacht werden die Reliquien der Vorfahren als Amulette angelegt. Nach Jung ²⁾ ist der Schädel eines Gestorbenen eine stets aufbewahrte Reliquie; Haare, Zähne und andere Überbleibsel der Toten werden verehrt; die Leichen bestattet man fast immer unter großen Feierlichkeiten; mit Muscheln geschmückte Stangen werden am Grabe aufgesteckt, farbige Tücher und andere Gaben dort aufgehängt, während die Überlebenden ihrer tiefen Trauer dadurch Ausdruck geben, daß sie sich Brandwunden beibringen, ihr Haar färben, ihre Ohrlöcher aufschlitzen; der Begräbnisplatz aber ist belegt mit dem Tabu, das auch auf manches Andere seine Anwendung findet. Im Mai 1866 starb Matamoë, der

1) Inselgruppen, S. 81 f. 84. 86. 88 f.

2) Weltteil Australien III, 55.

älteste Sohn des Häuptlings Waton des Distrikts Titema, der zwischen dem Hafen Laguerre und den ersten Bergen des Innern liegt; bei dieser Gelegenheit wurden nach der alten Sitte des Volkes, die es mit den Neuhebridern und Vitiern gemein hat, zwei Frauen des Verstorbenen auf dem Grabe erwürgt; der darüber unzufriedenen französischen Behörde sagte man freilich, sie hätten sich selbst getötet, und als Waton bald darauf erkrankte, befahl er, keine seiner Frauen nach seinem Tode zu opfern, was dann auch befolgt wurde. Er wurde, wie stets die vornehmsten und geachtetsten Häuptlinge, bestattet auf einem der heiligen Plätze des Volkes, welche hier die Tempel vertreten, im Schatten des dichtesten Waldes zwischen den Zweigen und Wurzelstämmen eines heiligen Bananenbaumes (*Ficus prolixa*), an denen man die Zeugstücke, Lebensmittel, Waffen u. dgl. aufhängt, die der jetzt als ein göttliches Wesen verehrten Seele des gestorbenen Häuptlings von seinen Freunden und Unterthanen geopfert werden¹⁾. Hochbetagte Leute, Mann oder Weib, schweben in Gefahr, von ihren Erben aus der Welt geschafft zu werden; solche Vorgänge heißen das Fest der Greise. Zumeist entscheidet das Familienoberhaupt, daß ein solches Fest gefeiert werden soll, das Fest seines Vaters oder seiner Mutter, wenn sie ihm lange genug gelebt zu haben scheinen. Es soll indes auch vorkommen, daß Greise selbst ihre Quiescierung beantragen. Drei oder vier Jahre vor der Exekution bemüht sich dann jedermann, dem Opfer noch Wohlthaten zu erweisen und seine Wünsche zu befriedigen, selbst, wenn sie gegen die Tabu-Gesetze verstossen sollten. Am festgesetzten Tage legt sich dann der Greis mit Fassung in die Grube und erliegt bald den Streichen seiner Totengräber. Die Neu-

1) „Globus“ XV, 197.

kaledonier erreichen freilich jetzt kein hohes Alter mehr ¹⁾. Nach Gagnière denken sie übrigens — so fließend ist die Vorstellung des Totenreichs — die Seelen auch mit einer Orange Ball spielend auf dem Grunde des Ozeans ²⁾. Die Weissen galten nach Turner als auf die Oberwelt zurückgekehrte Ahnengeister, die man als Krankheit bringende töten zu müssen glaubte ³⁾. Roskoff ⁴⁾ sagt: „Wenn man auch auf Neukaledonien so wenig Götterbilder als einen entwickelten Kultus entdecken konnte, so haben doch die Eingeborenen ihre Tabus, Zaubereien, Zauberärzte u. dgl.“ Nach Jung ⁵⁾ haben wir wenigstens keine bestimmten Beweise dafür, daß die geschnitzten Figuren an den Wohnungen als Götzen betrachtet wurden. Nach Bastian ⁶⁾ werden hölzerne Idole wenigstens in Kraiji vor die Häuser der Häuptlinge gestellt. Der Kultus besteht in Gebeten, Opfern und in der Feier großer Feste. Opfer bringt man den Geistern, um sie günstig zu stimmen, insonderheit vor Beginn eines Fischzuges, eines Krieges, eines Festes, gewöhnlich an den heiligen Plätzen, auch auf Gipfeln steiler Berge von absonderlicher Form, auf welchen Lebensmittel und Geschenke niedergelegt werden; an manchen Orten werden Opfer auch ins Meer geworfen. Zu den Festen gehört das bei der Yams-Ernte begangene Pilupilu ⁷⁾, zu dem die Mitglieder benachbarter Stämme von

1) Hellwald, S. 124. Manchmal wurden alte Leute mit ihrer Genehmigung den Göttern geopfert, getötet und dann gefressen; ja Garnier will von einem Eingeborenen gehört haben, daß Kinder, wenn sie mißgestaltet geboren oder die Familie zu zahlreich, von den eigenen Eltern geschlachtet und gegessen werden, wie Meinicke („Globus“ XV, 164), obschon zweifelnd, berichtet.

2) Bastian, S. 85. Vgl. oben S. 987, Anm. 2.

3) Ebd., S. 88. 117.

4) Religion der rohesten Naturvölker, S. 103.

5) Weltteil Australien III, 55.

6) Inselgruppen, S. 86.

7) Oberländer, Fremde Völker, S. 195.

nah und fern zusammenströmen, um ihre Gaben von Yams u. a. zu bringen und Tage und Nächte lang ihre Tänze aufzuführen, bei welchen sich diese leicht erregbaren Menschen in einen wahren Bakchantentaumel versetzen, ohne dazu stimulierender Getränke zu bedürfen, die sie übrigens niemals genießen¹⁾. Die Yams-Wurzeln bilden die Hauptkultur der Neukaledonier, und so werden bei ihrer Ernte die Erstlingsfrüchte den Göttern dargebracht. Der französische Ingenieur Garnier, der 1864 den größten Teil der Insel besucht hat, folgte mit zehn französischen Soldaten des Militärpostens Wagap an der Ostküste und den Männern des hier lebenden Stammes Tiwaka der Einladung, die sie von dem Häuptling des Stammes Windu, der die französische Herrschaft anerkannt hatte, aber deshalb von dem Nachbarstamm Poneriwen befeindet wurde, zur Feier des Pilupilu-Festes erhalten hatten, obschon die Eingeborenen sonst bei diesen Festen die Gegenwart der Europäer und besonders französischer Soldaten nicht gern sehen. Vor dem Hause des Häuptlings sah Garnier vier hohe Stangen, auf denen Schädel erschlagener und verzehrter Feinde steckten. Das Fest fand auf einer weiten Ebene statt, in deren höherem Teile die Häuptlinge des Stammes und die geladenen Gäste saßen, während das Volk den tieferen Teil einnahm. Hier waren zugleich zahlreiche Yams-Wurzeln zu einem großen Haufen aufgestapelt; einige 30 Jünglinge nahmen jeder eine Last davon auf und trugen sie laufend zu den Häuptlingen, vor denen sie dieselben niederlegten; die übrigen liefen springend, schreiend, die Waffen schwingend neben ihnen her. Die Wurzeln wurden in Haufen verschiedener Größe geteilt, auf jeden Fische, Kokosnüsse u. dgl. gelegt und jeder für einen Häuptling oder Gast bestimmt. Plötzlich unterbrach ein scharfer, durchdringender Schrei das Fest, das Kriegeschrei der ausgestellten Wachen, die bereits mit den feindlichen Poneriwen handgemein geworden. Sofort stürzten

1) Jung, S. 50.

die Windu-Krieger vom Festplatz, nackt oder in bunten Zeugen, ihnen mit Schleudersteinen, Speeren und Streit-äxten (ihre wenigen Flinten waren ihnen noch zu ungewohnt) entgegen, von den in der Nähe auf Steinen sitzenden Greisen ermutigt: Die Poneriwen kämen zu rechter Zeit; denn es fehle an Leichen zur würdigen Feier des großen Festes. Die Poneriwen wurden in den Fluß gedrängt, wo ihr Häuptling mit zwei bis drei anderen fiel, um deren Leichen im Fluß der wütendste Kampf entstand, bis die Windu sich ihrer bemächtigten und die Feinde zurücktrieben. Im Triumph wurden nun diese Leichen herbeigetragen; ein Greis, der im Kriege einen Sohn verloren, hieb einen Arm von der des Häuptlings ab und riß mit den Zähnen ein Stück Fleisch heraus, das er verschlang. Ein Bein einer Leiche wurde für den Kommandanten von Wagap bestimmt, das andere Garnier zum Geschenke angeboten; es erregte großes Erstaunen, als er es zurückwies und seinen Abscheu gegen das Menschenfressen aussprach. Als er nach drei Stunden zum Festplatz zurückkehrte, fand er die Festfeier bereits wieder im vollsten Gange. Die Frauen und Mädchen führten ihre großen Tänze auf, nackt bis auf einen schmalen Gürtel von Pandanusblättern, mit Blumen im Haar und mit Arm- und Halsbändern (zum Teil von Nephrit) geschmückt; die meisten hatten Gesicht und Oberkörper schwarz bemalt. Unter diesen Tänzen, an denen auch die aus dem Kampf zurückkehrenden Männer teilnahmen, ging der Tag hin. Abends fand die Verteilung der Yams-Haufen statt, vor denen die Häuptlinge, durch Federschmuck im Haar und Flinten ausgezeichnet, dann die Krieger standen. Jeder Häuptling hielt eine kurze Rede, die mit Geheul beantwortet wurde; während der hierauf von jungen Häuptlingen dargestellten Scheinkämpfe störte plötzlich ein fremder Häuptling die bis dahin beobachtete Ordnung, sprach heftige Worte und schleuderte seinen Speer in einen Haufen Kokospalmen, was allgemeinen Tumult erregte, während sonst bei Festen dieser Art der äußere Anstand in hohem Maße bewahrt wird; nur das Dazwischentreten eines Greises

hinderte einen Kampf. Garnier hielt es infolge dieser Aufregung für geraten, mit seinen Leuten den Festplatz zu verlassen, nachdem auch ihm ein Haufen Yams überreicht war. Auf diese Verteilung der Gaben folgte dann das allgemeine Mahl und diesem in der Mitte der Nacht der eigentliche Hauptteil des Festes. Beim Schein einiger Fackeln laufen Männer und Frauen heulend und springend umher und schlagen mit Stücken Rinde gegen einander. Von dem dadurch hervorgebrachten Schall ist nach Garniers Ansicht der Name des Festes Pilu, der im Norden der Insel Pelu lautet, abgeleitet. Von den religiösen Feierlichkeiten, die mit dem Feste verbunden sind und von Vieillard in seiner Darstellung desselben erwähnt werden, hatte man die Fremden absichtlich zurückgehalten. Auch über den Verbleib des Häuptlings, von dem sich Garnier verabschieden wollte, erhielt er keine Auskunft, bis er einen Eingeborenen gewann, der ihm zitternd vor Angst, bestraft zu werden, dessen Hütte zeigte, wo Garnier, sich still nähernd, in dem sie umgebenden Kokoshain beim Schein des Feuers gegen zwölf Häuptlinge sitzen sah; zwischen ihnen lagen auf Bananenblättern Stücke der gebratenen Feindesleichen mit gekochten Yams- und Taro-Wurzeln; ein Greis holte mit einem spitzen Stab aus einem Schädel das Gehirn. Der Anblick war so entsetzlich, daß Garnier einem Soldaten in den Arm sank, der unwillkürlich sein Gewehr auf den Kannibalen richtete ¹). Die Zauberpriester sind meist Greise, obwohl sich das Amt vom Vater auf den Sohn vererbt. Man bringt ihnen Geschenke, damit sie durch ihre Beschwörungen

1) Meinicke im „Globus“ XV, 161 ff (mit dem auch von Oberländer reproduzierten Bild des Pilupilu). Patouillet, Trois ans en Nouvelle Calédonie, p. 177sq. (bei Hellwald, S. 124). Auch auf Befehl des Königs oder von ihm selbst getötete Übelthäter wurden gefressen nach Meinicke (S. 164), der auch den neukaledonischen, wie den mela- und polynesischen Kannibalismus überhaupt auf gewisse religiöse Anschauungen zurückführt, mit denen er wenigstens ursprünglich verbunden war, wie nach wohlbeglaubigten Berichten auf den Loyaltäts-Inseln stets mit gewissen religiösen Zeremonien (S. 163) verbunden war.

von den Geistern gutes Wetter, glücklichen Fischzug u. dgl. erlangen; trifft dies nicht ein, glaubt man, daß ein benachbarter Stamm dem Geist wertvollere Geschenke gemacht habe ¹⁾. Nicht unerfahren im Gebrauch einfacher Arzneimittel, hüllen sie doch ihre ärztliche Kunst in Zauberspuk ein und wissen durch Taschenspieler-Kunststücke dem Kranken irgendeinen fremden Gegenstand, z. B. einen Stein, aus dem Körper herauszuzaubern, der dann als Genius der Krankheit gilt ²⁾. Auch auf Neukaledonien giebt es Krankheitsmacher durch Verbrennung von Abfall. Jedoch müssen sich die der Zauberei Überwiesenen, mit Blumen geschmückt und schwarz gefärbt, vom Fels ins Meer stürzen ³⁾. Die Neukaledonier besitzen in seltsamem Gegensatz zu ihrer Wildheit und Roheit eine komplizierte politische Ordnung, die zugleich auffallend an die ganz ähnlichen politischen Institutionen der Polynesier erinnert. Die Stämme sind jetzt allerdings überaus zahlreich und deshalb klein und unbedeutend; in früheren Zeiten bildeten jedoch mehrere derselben, eng mit einander verbunden, ein Ganzes, an dessen Spitze ein Häuptling stand, eigentlich ein erblicher König aus einer bestimmten Familie von anerkannt altem Adel und mit einer absoluten Macht und einer Verehrung, die der der Götter ganz gleich kam, während unter ihm einzelne Häuptlinge, ebenfalls aus bestimmten Familien, den Unterabteilungen der Stammverbindung vorstanden. Die übrige Bevölkerung zerfiel dann in eine Art Adel und das gemeine Volk; ersterer und die Häuptlinge waren die einzigen Grundbesitzer, während die Gemeinen zwar persönliche Freiheit, aber kein Grundeigentum besaßen, das ihnen gleichsam als Pächtern nur durch den Adel verliehen werden konnte, und auch die Opfer zu den Kannibalenfesten zu liefern hatten. In neuerer

1) Oberländer, Fremde Völker, S. 195. Erbliche Priester Bastian, S. 86.

2) Hellwald, S. 123.

3) Bastian, S. 88.

Zeit, wenn nicht schon früher, ist es nicht selten vorgekommen, daß einzelne der untergeordneten Häuptlinge sich durch persönliche Eigenschaften ein außerordentliches Ansehen erworben und die ursprünglichen Herrscherfamilien sogar verdrängt haben, was wesentlich zur allmählichen Auflösung jener älteren Stammverbindungen geführt hat. So war Gondu ein Häuptling niederen Ranges, der seinem Oberkönig Mango von Gatop seinen Einfluß und den größten Teil seiner Besitzungen entriß. Auch des erwähnten Waton Großvater Pore war König eines großen Gebietes gewesen; aber seine zwei ihm nach einander folgenden Söhne hatten die Familie um alles Ansehen gebracht. Obgleich der Häuptling, im Norden Team a oder Tea, im Süden Akati genannt, göttliche Ehre genießt und man sich ihm nur in gebückter Stellung nahen darf, unterscheidet er sich doch nach Jung in seinem Äußern durch nichts von seinen Stammesgenossen; nur bei hohen Festen führt er als Zeichen seiner Würde ein schön geschmücktes Beil. Mit fast gleicher Ehrfurcht behandelt man den designierten Nachfolger, einen seiner von ihm dazu bestimmten Söhne oder, ist er kinderlos, seinen Bruder; bei Minderjährigkeit des Oberhauptes übernimmt ein anderer ihm zunächststehender Häuptling die Vormundschaft¹⁾. Nach Hellwald²⁾ ist die Verfassung eine patriarchalische: der Vater ist der Häuptling der Familie und die Häuptlinge die Väter der Dorfschaften, über denen wieder als Monarch und Erzvater das Oberhaupt des Stammes steht, welcher nicht immer der

1) Meinicke im „Globus“ XV, S. 196 f. Jung, S. 55 f. Nach Oberländer (S. 192) schmücken sich die Häuptlinge mit walzenförmigen Hüten, die an den Seiten mit einem kreisförmigen Schmuck, oben mit einer Feder und einem langen Büschel Gras und Haare, die den Nacken herabhängen, verziert sind, aber dem Kopf keinen Schutz bieten, weil sie keinen Deckel haben, und nur den Rang andeuten. Nach Bastian (S. 86) heißen die Familienglieder des Häuptlings (Team a oder Damaamani) Aon, zum Unterschied von der Jambouet.

2) Naturgeschichte des Menschen I, 124.

reichste, wohl aber einer der vornehmsten Leute ist; seine politische Macht ist indes an die Zustimmung eines Senats aus den Dorfhäuptern und Ältesten gebunden; dafür hat er Anspruch auf Roboten, die mit ausserordentlicher Bereitwilligkeit geleistet werden, und erfreut sich so abgöttischer Verehrung, das das Volk nicht murt, wenn er einen der Ihrigen niederschlägt, so oft er um einen Feiertagsbraten in Verlegenheit ist, im Gegenteil in solchen Handlungen die Herrschergröfse bewundert. In der Familie bleibt für alle Zeit das Haupt des Vaters und des ältesten Bruders für Kinder oder Geschwister Tabu. Das Weib ¹⁾ ist nur Magd und Spielzeug des Mannes, der ihre Gegenwart nicht einmal bei der Mahlzeit duldet, Arbeits-, auf Reisen Lasttier; Polygamie ist erlaubt und namentlich bei Vornehmen Sitte; doch übersteigt die Zahl der Frauen selten drei oder vier; nur die gröfsten Häuptlinge bringen es auf dreizehn; eine Gemeine kann nicht vollberechtigte Gattin eines Vornehmen werden; eine Vornehme steigt zu den Gemeinen herab. Mädchen werden schon bei der Geburt einem Anwesenden verlobt und dann in dessen Haus erzogen ²⁾. Eine grofse Zahl Frauen sind zum Cölibat verurteilt, solche nämlich, die in ihrer Jugend an Häuptlinge verlobt, von diesen aber verschmäht worden waren, und welche daher niemand zu ehelichen wagt; doch sind sie keine Vestalinnen; sie dienen hauptsächlich für Ausschweifungen, deren etwaige Folgen durch Verschlingen heißer gekochter grüner Bananen und eines dabei geheim gehaltenen Abortivmittels beseitigt werden. Die Polygamie ist übrigens auch durch abergläubische Gebräuche bedingt. Die Frau ist nämlich in der Katamenialzeit für den Mann Tabu d. h. unberühr-

1) Hellwald, S. 123. Jung, S. 56, nach dem Vielweiberei doch selten möglich ist. Garnier fand, das im Stamm von Balade (im Nordosten, S. 37) fast alle der wenigen Neugeborenen Knaben waren, weshalb die jungen Männer trotz der Liebe zur Heimat zu anderen Stämmen auswanderten. Nach Hellwald werden freilich mehr Frauen als Männer geboren.

2) Bastian, S. 88.

bar, desgleichen während der Schwangerschaft und des Stillens, welches mindestens drei Jahre dauert. Daher mit die geringe Kinderzahl. Die Ehe beginnt erst mit 16 bis 17 Jahren. Dafs die Mädchen ihre Keuschheit so lange bewahren, hängt mit dem Glauben zusammen, dafs ein verfrühter Genufs unfehlbar den Tod nach sich ziehe. Nur mit Furcht und Schaudern gehen die Mädchen der ersten Berührung entgegen; auch mufs ein Priester zugezogen werden, welcher durch eine Art Taufe mit „Keuschheitswasser“ die gefürchteten Folgen abwendet. Dann aber brechen die Begierden maflos hervor, und die Zahl der Messalinen ist, obgleich der Ehebruch mit Tod bestraft wird, nach Dr. de Rochas keine geringe; doch widerspricht dem Balansa. Bei dem männlichen Geschlechte beginnen die Ausschweifungen viel zeitiger und suchen widernatürliche Wege. Ehescheidungen sind ebenfalls gebräuchlich; wohlverstanden darf aber der Mann allein seine Frau verstofsen. Diese bringt keine Mitgift ins Haus, wird auch nicht bezahlt; doch macht der Gatte seinen Schwiegereltern bei besonderen Gelegenheiten Geschenke. Die Neukaledonier vermeiden alle nahen Verwandtschaftsgrade ängstlich auf väterlicher, nicht auf mütterlicher Seite; doch mufs jedermann die Witwe seines Bruders heiraten. So grofse Furcht aber haben sie vor einer Blutschande zwischen Geschwistern, dafs eine Schwester nie ihrem Bruder nahen darf, wengleich die Geschwisterliebe sehr lebhaft zu sein scheint¹⁾. Der Priester schneidet (wie bei den Maori) dem Knaben den Nabelstrang mit einem Stein (aus Lefu) über einem Gefäfs mit schwarz gefärbtem Wasser ab, damit

1) Peschel im „Ausland“ 1862, S. 1092. Hellwald, S. 123f. Unter den verheerenden Krankheiten (de Rochas, La Nouvelle Calédonie [1862], p. 126 sqq.) wird auch die Syphilis erwähnt. Hellwald, S. 125. Jung, S. 57. Die Ehebrecherin wird nach Bastian (S. 88) von einem ihrer Verwandten und einem Verwandten des Mannes erdrosselt. Leviratspflicht: Rochas, p. 232; Peschel, S. 24.

das Herz des Knaben hart und fest werde und er auch bei dunkler Nacht sehen könne ¹⁾). Allgemein ist, wie auf den Neuhebriden, die mit Feierlichkeit begangene Beschneidung ²⁾); sie findet statt beim Erscheinen der Schnurrbärte, deren Mangel dem Fluch eines Gottes zugeschrieben wird ³⁾). Wenn die Neukaledonier gänzlich nackt gingen, so würden sie, wie de Rochas ⁴⁾ sagt, einen großen Schritt zur Befriedigung des Anstandes gemacht haben; denn, was allwärts verhüllt wird, das schmücken sie mit einem Blatt oder Stück Zeug (mne oder nny). Allerdings sind die Frauen, wie bei allen Melanesiern, sittsamer gekleidet; sie bedecken sich mit einem 20 Centimeter breiten, sehr langen Fransengürtel, der um die Hüften gewickelt wird; auch tragen einige hinten noch ein Schürzchen, die Dirnen begnügen sich mit einem schmaleren Gürtel. Die Frauen scheren ihr Haar ganz oder lassen nur einige Büschel stehen, die sie mit Kalk pudern; die Männer scheren es auch bisweilen, sonst tragen sie eine ungeheure sogar noch künstlich durch Gras verlängerte Haarkrone, aufs verschiedenste frisiert, oft in einen Schopf gebunden, mit Kalk oder roter Erde gepudert. Gesicht und Körper wird mit einem schwarz gefärbten Öl und Kohle eingerieben; wenn ein Fest oder Kampf bevorsteht. Die Ohrläppchen werden durchbohrt und beim Tode eines Häuptlings ganz aufgerissen. Weniger häufig wird die Nasenscheidewand durchstoßen. Hals-, Arm- und Beinschmuck ist melanesisch. Hinter den Ohren wurden durch Reizung der Haut Knötchen zum Schmuck erzeugt. Sonst ist Narbenbildung am Oberkörper selten. Auch Tätowierung sieht man nur hier und da, am häufigsten beim weiblichen Geschlecht. Von der Anmut und Zierlichkeit,

1) Bastian, S. 88. 90.

2) Cook, Voyage dans l'Hémisphère austral. III, 137. Peschel, S. 24. Hellwald, S. 121.

3) Bastian, S. 88.

4) La Nouvelle Calédonie, p. 148.

die sich bei den Polynesiern so vielfach findet, ist auch bei den Neukaledoniern keine Spur zu finden ¹⁾. Gesicht, Gehör, Geruch sind bei ihnen ungemein stark entwickelt; ebenso können sie sehr rasch laufen, geschickt klettern und schwimmen ²⁾. Der höchste Ehrgeiz besteht darin, als tapferer Krieger gepriesen zu werden, während ein Feigling weder Speise noch Achtung erhält ³⁾. Ihre gefährlichste Waffe sind Schleudern; auch ihre unvergifteten Speere, von denen besonders die bei religiösen Festen gebrauchten zierlich geschnitzt sind, werfen sie mittelst eines Stricks aus Kokosfasern oder Fledermausfell. Spiegelglatt polierte Serpentinkeulen sind jetzt mehr Häuptlingsschmuck; die harten Holzkeulen sind mit bizarrem Schnitzwerk (ähnlich einem Kopf oder Frauenbrüsten oder dem Schnabel eines Raubvogels) verziert. Vor Cook hatten sie nur Steinbeile. Bogen und Pfeile gebrauchen sie nur zum Fischfang. Die sonstigen Geräte waren sehr einfach und bestanden meist aus Holz und Stein. Zum Haarschneiden dienten Muscheln und scharfe Quarzstücke, zu Messern Bambussplitter. Sie hatten sehr zierlich aus Bambus geschnitzte Kämme, Fackeln aus der Rinde des Niauli, hölzerne Kopfkissen, Kalebassen, Kokoschalen u. s. w. Ein eigentümlicher Putz bei gewissen Tänzen ist der Dangat, eine Art Maske, die ein häßlich grinsendes und verzerrtes Gesicht darstellt, aus schwarz angestrichenem Kokosholz mit einer Perücke aus den schwarzen Wurzeln des *Blechnum gibbosum*. Zeuge bereiten sie nicht ohne Geschick, wenngleich nicht so schön wie die Polynesier, aus verschiedenen Rinden und färben sie mit Pflanzensäften. Den Bast einer Liane schlagen sie zu feinen Fäden, die mit hölzernen Nadeln zu Netzen verarbeitet werden. Thönerne Gefäße bereiteten sie mit der Hand

1) „Globus“ XV, 199. Hellwald, S. 121f. Jung, S. 49f. Oberländer, Fremde Völker, S. 191f. Bastian, S. 92.

2) Oberländer, S. 192. Mit dem Ohr wird auf dem Boden gelauscht. Bastian, S. 91.

3) Bastian, S. 90f. Gesetz der Privatrache. Ebd., S. 91.

mit Hilfe eines Steines und überzogen sie mit Firnis aus dem Harz des Kaori (Dammara). Die Frauen flechten geschickt Körbe und Matten. Die Böte sind wenig besser als die neuhebridischen und nur für das Küstenmeer tauglich, die kleineren aus einem ausgehöhlten Stamm mit Auslegern werden gerudert, die Doppelböte haben Mattensegel an einem oder zwei Masten. Durch den sorgfältigen schon von Cook und d'Entrecasteaux gerühmten Landbau übertreffen die Neukaledonier alle anderen Melanesier, ja zum Teil die Polynesier. Gebaut wird vornehmlich Yams, dann Taro, Bataten, Zuckerrohr, Bananen, Brotfruchtbäume, Kokospalmen; der Boden wird durch einen spitzen Stab aufgelockert und künstlich bewässert; auch wurden Terrassen an den Bergabhängen durch Errichtung von Steinmauern angelegt und fruchtbare Erde darauf getragen. Die Nahrung ist meist vegetabilisch, Schweine fehlten hier; kranke Frauen essen eine Art Speckstein (Payut). Im Schatten der Fruchtbäume liegen, gewöhnlich zu kleinen Dörfern vereint, die großen Hütten, bienenkorbähnlich auf Pfählen errichtet mit geflochtenen Wänden, Strohdach, kleinem Eingang, der zugleich als Fenster und Schornstein dient, und regelmäßigen Thürpfosten, die wie der auch mit Muscheln und Schädeln geschmückte Mittelstamm der Hütte nach oben in ein ausgeschnittes, menschliches Gesicht (nach Jung ein Götzenbild) auslaufen. Die Häuser zur Aufnahme von Fremden haben oft inwendig noch ein zweites Stockwerk; die Gemeinde- und Häuptlingshäuser sind von gleicher Konstruktion wie die Wohnhäuser, aber reicher verziert durch geschnitzte Bilder an den Thürpfeilern sowie an den Reihen von Pfosten, welche zum Eingang führen; auch stehen vor den Häuptlingshäusern Stangen mit Schädeln erschlagener Feinde. Garnier hörte, daß es Sitte sei, bei der Geburt eines Häuptlings ein neues Haus für ihn zu bauen, das niemals ausgebessert wird; gerät es in einen baufälligen Zustand, was als böses Omen gilt, wird ihm ein neues errichtet. Die Frauen und Mädchen haben ihre besonderen Häuser, die viel niedriger

und viereckig sind. In Tono, einem Dorf des den Franzosen feindlichen Häuptlings Gondu, fand Garnier in dessen Wohnhaus eine Hütte von viel größeren Dimensionen und sorgfältiger gearbeitet als gewöhnlich, umgeben von einer Umzäunung aus hohen, neben einander in die Erde gesteckten Stämmen, deren jeder rot angestrichen und so geschnitzt war, daß das obere Ende einem menschlichen Körper glich in möglichst verschiedenen und verzerrten Stellungen; eine eigentümliche Verzierung der Köpfe durch zusammengewundene Lianen sollte offenbar das krause Haar nachbilden. Hinter dem Zaune standen um das Haus die gewöhnlichen Stangen mit Schädeln; das Ganze umgab ein tiefer Graben. Auch für Musik haben die Neukaledonier Sinn; einheimisch ist eine Flöte. Sie haben auch eine mündliche Litteratur, die in Feen-, Gespenster- und Heldengeschichten besteht¹⁾ und sind bei aller Roheit ernst, mälsig, aufrichtig, ehrlich und gastlich nach der 15jährigen Erfahrung Léques²⁾. Obgleich die katholische Mission mit Aufopferung und Energie gearbeitet und seit der französischen Besitznahme mehr Erfolg hatte, so steht derselbe doch dem, was die protestantische z. B. auf der Loyalitäts-Gruppe ohne politische Gewalt geleistet, weit nach³⁾. —

Wir müssen zum Schluß dieses Bandes⁴⁾ noch die östlich von den Neuhebriden gelegenen, von Tasman 1643 entdeckten Viti- (Fidschi-, Fiji-)Inseln besprechen, die aus mehr als 154 Inseln bestehen, welche zusammen einen

1) „Globus XV, 165. 167. 199f. Oberländer, S. 192ff. Hellwald, S. 121ff. (mit Bild einer Hütte). Jung, S. 50ff. Bastian, S. 90f.

2) L'Explorateur (1876) III, 409. Hellwald, S. 121.

3) „Globus“ XV, 199.

4) Die Aru westlich bei Neuguinea, die noch zum Indischen Archipel gerechnet werden, und die nach Semper gleichfalls von Papua bewohnten Palau-Inseln, die zu Mikronesien gezählt werden, mit den papuanischen Resten anderer mikronesischer Inseln finden im zweiten Band ihr Stelle.

Flächeninhalt von 300 Quadratmeilen haben und meist vulkanischen Ursprungs mit üppigster Vegetation, aber von ausgedehnten Korallenbänken umzogen sind. Nur 65 Inseln sind stetig bewohnt. Die zwei größten sind Vitilevu (d. h. Großviti), mit der Hauptstadt Mbau, 210, und Vanualevu, 116 Quadratmeilen groß, nahe bei ihr das reizende Somosomo; sodann enthält der Archipel die Kandavu-, Taviuni-, Yasava-, Vanuambalavu-, Lakemba-, Ono-, Vitiiloma- und Ringgold-Gruppe¹⁾. Unter den melanesischen Sprachen ist die Viti-Sprache die vollendetste; sie stimmt in betreff der Form und pronominalen Elemente mit den polynesischen Sprachen überein, weicht dagegen im Wortvorrat erheblich von ihnen ab; an die malayischen Sprachen erinnert die umfassende Verwendung der Prä- und Suffixe, sowie die Bildung des angehängten Possessivpronomens²⁾. Die Viti sind ein Mischvolk mit vorwiegend papuanischem Typus, schön, schlank, muskulös, meist länger und kräftiger, als die Europäer, mit meist kurzem, doch krausem, schwarzem Haar und schokolade- bis rot-brauner Haut. Die Schädelbildung zeigt viele Spuren polynesischen Einflusses³⁾. Meinicke⁴⁾ sagt: „Genauere Untersuchungen über die natürliche Bildung der Vitier, wie über ihre Sprachen haben ergeben, daß sie ursprünglich ein melanesischer Volksstamm sind, der sich jedoch in seinem Bildungszustande

1) Hartwig, Die Inseln des Großen Ozeans (1871), S. 390 ff. Oberländer, Ozeanien, S. 143 ff. Lelièvre, Leben von John Hunt, des Apostels der Kannibalen auf den Fidschi-Inseln (1876). Grundemann, S. 11f. F. Müller II, 2. S. 51. Hellwald, S. 125, wonach die Eingeborenen sich selbst Kái (d. h. Mann) Viti nennen. Nach Bastian (S. 73) ist die Form Fiji tongaisch.

2) F. Müller II, 2. S. 67. Mindestens 15 Dialekte. Grundemann, S. 41. Vgl. Hellwald, S. 127 ff. Bastian, S. 61.

3) Buchner, Reise durch den Stillen Ozean (1878), S. 227 f. Über die Schädelbildung: Schmeltz und Krause, Die ethnographisch-ethnologische Abteilung des Museum Godeffroy, S. 549 ff. Grundemann, S. 21f. Hellwald, S. 126f.

4) Die Inseln des Stillen Ozeans I, 27.

von den übrigen Melanesiern weit entfernt hat und darin den Einfluß der Polynesier in nicht geringem Grade aufweist, wenn er gleich an Bildung diesen immer noch nachsteht. Wie diese Umbildung stattgefunden hat, läßt sich nicht entscheiden. Allerdings finden wir noch jetzt eine enge Verbindung zwischen Viti und Tonga, die bereits vor einem Jahrhundert bestand und wahrscheinlich noch viel älter ist. Sie hat zu tongaischen Niederlassungen in Viti und zur Entstehung eines Mischstammes zwischen den beiden Völkern (namentlich auf den Lakemba-Inseln) geführt, der mit dem Namen Kaitongaviti bezeichnet wird, Farbe und Gesichtszüge der Polynesier mit der Haarbildung der Vitier vereinigt und die Sprache von Viti spricht, während er die Religion der Tonganer beibehalten hat. Ähnliche Mischungen findet man auf der Nordküste von Vanualevu zwischen Vitiern und Eingeborenen von Rotuma. Indes scheinen diese Verbindungen nicht hinreichend, um die gründliche Umbildung des früheren Kulturzustandes des Volkes zu erklären, und wenn auch gewisse Übereinstimmungen zwischen den Poly- und Melanesiern schon in der Urzeit bestanden haben, so muß man doch eine noch ältere und innigere Vereinigung der melanesischen Vitier mit den nächsten polynesischen Völkern annehmen, um das Resultat begreiflich zu finden, wie es in dem jetzigen Zustand der Vitier vorliegt.“ Fornander¹⁾ vermutet, daß die Polynesier vom asiatischen Archipel her in die Südsee nicht bloß nördlich von Neuguinea über Gilolo, sondern auch südlich durch die Torres-Straße eingedrungen sind, damals schon auf der Südostküste Neuguineas, auf Lefu und Uea der Loyalitäts-Gruppe, auf Noumea in Neukaledonien Niederlassungen begründet und dann auf Viti sich festgesetzt haben, bis sie von den eingeborenen Papua wieder vertrieben wurden und die östliche Tonga-Gruppe besetzten, wo sich noch die Erinnerung an die Vertreibung

1) An account of the Polynesian race I, 33sq.

in der Sage ¹⁾ erhalten, daß Waka-akau-uli, der kluge geschickte Sohn des Donnergottes Tangaloa, von dem älteren schwarzen und trägen Bruder Tubo, nachdem sie auf Geheiß ihres Vaters Tangaloa ihre Heimat Bolotu verlassen, erschlagen worden und seine Genossen auf weiteren Befehl Tangaloas gen Osten nach Tonga schifften. Diese Überlieferung ist um so merkwürdiger, als sie zugleich die ursprüngliche Blutsverwandtschaft der Papua und Polynesier ausspricht. Übrigens haben nach de Rochas neukaledonischen Überlieferungen zufolge in alten Zeiten häufig Expeditionen von Vitiern und Tonganern nach Neukaledonien stattgefunden und Strecken Land erobert; von ihren Häuptlingen stamme die höhere Aristokratie und untergeordnete Edle der Insel ²⁾. Nach Hale gehören fast vier Fünftel des vitischen Wörterschatzes einer nicht polynesischen Sprache an ³⁾. Die zu dem Distrikt (mata-nitu) Lau gehörigen Inseln waren von Tonganern erobert. Die nach Nakorobamba (Insel Nairai) verschlagenen Tonganer erhielten Land vom Häuptling zu Mbau. Die Bergbewohner im Innern von Vitilevu sind dunkler, kürzer und kraushaariger als die Küstenbewohner und werden von diesen als Hilekututu verachtet ⁴⁾. Auch Kolonien aus Samoa kamen nach Maaiata (in Viti), umgekehrt Vitier nach Matauto auf Sawaii, wo der Tui-Viti als Gott verehrt wurde ⁵⁾, und überhaupt haben auch die Papua von Viti auf die benachbarten Polynesier nicht geringen Einfluß ausgeübt ⁶⁾.

1) Mariner, Account of the Tonga Islands (1817) III, 123. 402. W. v. Humboldt, Kawi-Sprache III, 445. F. Müller II, 2. S. 39ff.

2) Fornander, p. 34. Vgl. Bastian, S. 58.

3) Grundemann, S. 41. Über den Reichtum der Sprache an Benennungen vgl. Oberländer, Ozeanien, S. 172.

4) Bastian, S. 75, nach Erskine, Journal of a cruise among the islands of the western Pacific (1853).

5) Bastian, S. 58.

6) Hartwig, S. 50.

Die reichere Mythologie der Vitier, die sogar spekulativ kosmogonisch wird, hat offenbar einen polynesischen Einschlag¹⁾, jedoch vorherrschend einen papuanisch-melanesischen Charakter und eine auch durch die Verschiedenheit der Inselgruppen und Stämme bedingte Mannigfaltigkeit von Göttern und Sagen. Nicht etwa nur eine Entartung des polynesischen Tangaloo, wie Tiele²⁾ annimmt, sondern bei ursprünglicher Verwandtschaft doch eigenartig gestaltet ist der auf Viti mit am allgemeinsten anerkannte Hauptgott Ndengei (Ndegei, Tengei)³⁾, der „Ewige“, „Ungewordene“, nach John Hunt, dem Apostel der Vitier, die persönliche Vorstellung der unwandelbaren Ewigkeit. Man stellt sich ihn in schlangenartiger Gestalt vor, die vielleicht den Blitz bezeichnet, aber als Symbol der Unsterblichkeit ja so allgemein den Ahnengeistern zugeschrieben wird, daß sie auch den Urgott zugleich als den Urahn erscheinen läßt und, wie seine Lebenskraft so auch seine Lebendigkeit repräsentiert, während der Fels, der ihn als seine Mutter geboren und seinen Schlangenleib auch beständig umschlossen hält, entweder das zugleich unterirdische Himmelsgewölbe oder die Substantialität des Urgrundes, der nach dem Prinzip der Mutterfolge und als bestimmbare Naturpotenz und Urmaterie weiblich gedacht ist, veranschaulicht. Ndengei entspricht auch den alten polynesischen Erdbebengöttern Ru, Rumia, Luu Honua, Maui, die sämtlich henotheistische Modifikationen der demiurgischen Urgottheit gemäß der vulkanischen Natur der betreffenden

1) Bastian, S. 59.

2) Kompendium, S. 21. Nach polynesischen Sagen steckte der Schöpfer Tangaloo oder Tangaroo bald in einer Muschel, bald in einem Ei (der Himmelskugel). Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 12.

3) Williams, Fiji (1858) I, 217. „Globus“ XXI, 163. Oberländer, Ozeanien, S. 173; Fremde Völker, S. 108. Hartwig, S. 404. Grundemann, S. 42f. Fornander I, 44. Bastian, Heilige Sage, S. 16. 229; Inselgruppen, S. 58f.

Inseln sind. Wenn Ndengei sich wendet, erbebt die Erde, und so war es Ndengei, der die Erde emporhob, und von seiner, mit dem Speer (Blitz?) geöffneten Höhle bei Raki-Raki auf Vitilevu leiten die Vitier ihren Ursprung her, was auch an südafrikanische Vorstellungen erinnert. Wenn Ndengei (von Peschel) als Welt- und Menschenschöpfer bezeichnet wird, so ist dies freilich nur mit Einschränkungen richtig. Aus dem Fels geboren und in Schlangengestalt ist er selbst noch naturhaft, stellt an sich selbst zwar das Emporringen des Geistes aus den niederen Naturstufen dar, aber vermag, wie mit dem Fels verwachsen, so seine Naturhaftigkeit nicht abzustreifen, ist zunächst nur allgemeine Weltseele und insoweit auch geistige Naturpotenz; eine Sage schildert ihn nur als Lebengeber der niederen Tiere, nicht unmittelbar der Menschen, die erst aus den Tieren hervorzugehen scheinen, in denen dann allerdings auch schon die präexistenten Ahnengeister, ja Ndengei selbst gedacht werden könnten. Das erste Menschenpaar¹⁾ stammte aus den Eiern der Schnepfe (Kitu) oder eines kleinen Falken, dessen Nest nahe bei Ndengeis Höhle sich befand; Ndengei aber brütete sie aus, setzte sie dann an den Fuß eines großen Baumes im Thale von Na Kauvadra (Nakavandra), liefs Bananen, Yams und Taro um sie her wachsen, lehrte sie, Speise am Feuer zu kochen, und erzog sie auf diese Weise durch Lehren zur Verbesserung des Lebens, wofür er Opfer erhielt. Es ist allerdings nicht zu leugnen, dafs mit der Vorstellung einer

1) Alle Menschenrassen stammen nach einer Viti-Sage von einem einzigen Paare; der Erstgeborene war der Vitier, der sich schlecht aufführte, daher schwarz wurde und nur wenig Kleidung erhielt; auf diesen folgte der Tonganer, der sich schon besser benahm, deshalb eine hellere Haut und mehr Kleidung erhielt; endlich kam der Weiße zur Welt, der wegen seines guten Betragens den reichsten Lohn erhielt. Oberländer, Ozeanien, S. 173.

belehrenden erziehenden Thätigkeit des Gottes seine Idee sich weiter vergeistigt und ethisiert und auch wieder aus dem Pantheismus herausführt; wir haben hier jedenfalls die höchste Stufe in der Entwicklung des papuanischen Gottesbewußtseins, die auch durch ihren kosmogonischen Ansatz dem unentwickelten Kult des Himmelsgottes bei den meisten afrikanischen Naturvölkern überlegen ist. Doch, wie wir eine Tendenz zum Pantheismus bereits auf mehreren melanesischen Inseln gefunden, so bleibt auch das Gottesbewußtsein der Vitier in der Schwebe zwischen diesem und einem entwickelteren, geistigeren Theismus, soweit von diesem überhaupt als der Spitze, in den auch polytheistischer Ahnenkult ausläuft, die Rede sein kann. So entspricht einerseits der naturalistischen Vorstellung Ndengeis als bloßer Weltseele die weitere Sage, daß seine erste Menschenschöpfung nur erst unvollkommene Menschen hervorbrachte und namentlich das Weib erst auf die Vorwürfe und den Rat eines Gottes Roko Mautu in seine jetzige Gestalt umbildete oder von ihm umbilden liefs; anderseits verträgt sich diese Umbildung auch mit einem höheren Gottesbewußtsein, wie auch die biblische Urgeschichte von einer späteren Schöpfung des Weibes aus der Rippe des Mannes spricht, was um so mehr hier angeführt werden muß, als man gerade die Erschaffung des Weibes aus einem Knochen (ivi tahitisch, wheva maorisch, was zur Kombination mit Eva geführt hat) auch in polynesischen Sagen, nach Fornander als einen Rest urkuschitischer Tradition, hat finden wollen. Nach Bastians Darstellung wurde das erste Menschenpaar durch Ndengeis Sohn Mautu oder Roko-Matu nur zur Begattung zugerichtet. Mautu bedeutet die Brotfrucht, auf deren Genuß also die ganze Umwandlung oder Entwicklung zur Geschlechtsreife zurückgeführt sein könnte, ist aber auch nach Bastian = Maui-tu, was auf den polynesischen Gott Maui führt, der,

wie erwähnt, als Erdbebengott mit Ndengei verwandt ist und mit diesem wohl nach seiner Einführung durch die Polynesier genealogisch verknüpft wurde. Neben Mautu sind To-kai-ra(m)be und Tui Lake(m)ba Radinadina Söhne Ndengeis, aus deren Ellbogen ihre Schwester Rokomutu geboren wurde; sie erinnern an die große Insel Rambi an der Ostküste Vanulevus, an den Distrikt Mouta auf Vanulevu (vgl. S. 1022), die Inseln Motha und Lakemba, bezeichnen wohl die Urahnennamen hier ansässiger Stämme, sind die Stammeseltern verschiedener Göttergenerationen, auf die wir nachher zurückkommen, und die Vermittler der an Ndengei gerichteten Gebete, die sie an dessen Thür empfangen. Dafs Ndengei selbst auch wieder pantheistisch in den Menschen als seinen Nachkommen gedacht wurde, dafür dürfte die zugleich Erinnerungen an alte Wanderungen der Stämme enthaltende Sage sprechen, dafs er in Menschenform, obwohl in Masi (weisse Tapa, vielleicht auf den Blitz zurückweisend) verhüllt, am Strande von Rangi-Rangi erschien und von dort über Mbenga und Kandava nach Reva, dem Hafen Vitilevus wanderte, wo er seine Herrschaftsrechte für den jährlichen Empfang der Erstlingsopfer an Varua überliefs, nach Verata weiterziehend. Seitdem, heifst es weiter, hat sich Ndengei, mit dem Ende seines Schlangenleibes in den Urgrund versteinert, in der Höhle von Raki-Raki zum Schlaf niedergelegt, nur von seinem alten Diener Uto (vgl. Uta oben S. 928) besucht, der indes meist, bei zunehmender Schlechtigkeit der Welt und Lauigkeit der Verehrer, mit leeren Händen zurückkehrt oder wenigstens nicht mit genügenden Opfergaben, den unersättlichen Hunger Ndengeis zu stillen, der, was wieder ganz pantheistisch klingt, allerdings aber auch ethisch mit der Schlechtigkeit der Menschen motiviert scheint, darauf bedacht ist, die ganze Welt wieder in sich hineinzuziehen und zu verschlingen. Er galt für einen ganz unverschämten Fresser und für unersättlich. Er frafs bei einem einzigen Schmause 200 Schweine und 100 Schildkröten, und obendrein konnte

man nicht genug Menschenfleisch herbeischaffen. Mehrere Häuptlinge schlachteten ihre eigenen Frauen, um ihm den Magen zu stopfen. Er ist eben Erdbebengott. Beim Umdrehen erschüttert er die Erde, was freilich auch wieder, vielleicht im Glauben, daß seinem Zorn damit genüge geschehen, als Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres gilt. Übersteigt aber die Gottlosigkeit der Menschen jedes Maß, wie beim Töten des Tukurava-Vogels (der wohl als Inkarnation eines Ahnengeistes gilt), so sendet Ndengei die Flut. Nach einer Überschwemmung (valavu-levu), die die höchsten Stellen des Landes bedeckte, kamen alle Menschen um bis auf acht Personen, die, die Spezialgötter der Zimmerleute, den Rokova (Rakavau) und seinen Diener Rokora (Rokola), die die Seelen der Verstorbenen in Geisterschiffen von dannen führen, verehrend, in einem von ihnen gebauten Kanoe sich retteten, teils in Sura, teils in Navua und Rega landend. Während der Flut rettete sich ein kleiner Vogel Quiqui auf einen hohen Berg der kleinen Insel Koro und beklagte den Weltuntergang. Das Kanoe blieb endlich, als die Gewässer verliefen, auf der Insel Mbenga, wo der größte aller Götter den Geretteten erschien, weshalb die Häuptlinge von Mbenga einen Vorrang vor den anderen hatten und den schönen Titel führten: Ngali-thuva-ki-langi „nur dem Himmel unterthan“¹⁾. Könnte man auch wegen dieser lokalen Beziehungen an lokale durch Erdbeben verursachte Überschwemmungen denken, so entsprechen doch dieser in verschiedenen Modifikationen im Viti-Archipel verbreiteten Flutsage ähnliche in Polynesien, z. B. auf Hawaii, in der auch der Gesang eines Vogels citiert²⁾ wird, was auf alte Lieder weist, deren Grundlagen vielleicht schon aus der südindisch-sundanesischen Heimat der von hier erst auseinandergegangenen Papua und Malayo-

1) Williams, p. 196. Grundemann, S. 43. Peschel, S. 367. Fornander, p. 88.⁵ Bastian, Heilige Sage, S. 113; Inselgruppen, S. 60. Mbenga, Göttersitz. Ebd., S. 67.

Polynesier, wo möglicherweise Naturrevolutionen den Impuls zur Auswanderung gaben, ja vielleicht gar noch weiter zurück, wie Fornander annimmt, aus der urkuschitischen Heimat in Mesopotamien stammen. Jedoch die von Fornander auf den Turmbau zu Babel bezogene Erzählung auf Vanualevu von einem daselbst für astronomische Zwecke, speziell zur Erforschung, ob der Mond bewohnt sei, von den Eingeborenen früherer Zeit errichteten und dann zusammengebrochenen Turme hat keine Analogie in polynesischen Mythen ¹⁾ und die Ähnlichkeit mit der biblischen Geschichte vielleicht erst durch Verkehr mit mohammedanischen Malayen oder gar erst mit den ersten christlichen Missionaren erhalten. Zugrunde liegt wohl nur, was die Vitier erzählen von Riesen, die Berge versetzen wollten, aber, durch den Tagesanbruch in ihrer Arbeit überrascht, die Felsmassen fallen ließen ²⁾. Gerade dieses nächtliche Treiben charakterisiert sie als abgeschiedene Geister, die sich in der Unterwelt den Erdbebengöttern zugesellen. Auch Ndengei ist durch seinen Weggang von der Erde, seinen Aufenthalt und Schlaf in der Höhle als unterweltlicher Urahn und Todesgott bezeichnet, der die Seelen der Lebenden wieder nach sich zieht und, was wieder über den Pantheismus hinausweist, in der Unterwelt das Richteramt ausübt. Er ist überhaupt nur die unterweltliche Seite des Himmelsgottes Ove, der nach einem Berichte der mächtigste Gott des Archipels gewesen sein soll, nach einigen Angaben in der Sonne (singa), nach anderen im Monde (vula) wohnt und die Welt geschaffen hat, aber es auch verursacht, wenn ein mißgestaltetes Kind geboren wird, wie Ndengei erst unvollkommene Menschen hervorbrachte. Über die fortgehenden Geburten scheint Ove

1) Williams, p. 199. Fornander, p. 97.

2) Grundemann, S. 43. Die Götter Lado tagena (männlich) und Lado alewa (weiblich) wurden beim Aufwerfen der Felsbarriere (damit die Brandung nicht die Rufe der Götter störe), in Fels verwandelt, vom Tageslicht überrascht. Bastian, Inselgruppen, S. 67.

speziell durch die Wandlungen des Mondes zu walten¹⁾, ebenso über die Ernte als Ratumaimbulu, wohlthätiger Gott der Fruchtbarkeit, der den Brotbaum zur Blüte bringt und im Erntemond der Brotfrucht aus Mbulu, dem Jenseits, nach Viti kommt und mit feierlicher Tabuzeit empfangen wird, in welcher keine geräuschvolle Arbeit ausgeführt werden darf, um ihn nicht zu stören; ehe er nach Zubereitung der Früchte zurückkehrt, wird er von den Priestern, um ihn von irdischen Unreinigkeiten zu befreien, gebadet. Er ist der Batami Mbulu, der Geist des unter der Erde, aber auch jenseit des Ozeans und im Himmel gedachten Totenreichs, der bei der Ernte angerufen wird und dem Erntefest auf Mbau den Namen gegeben hat, aber auch der Geist des Himmels, der während des Festes Tambo Nalanga um Segnung der Ernte gebeten wird²⁾. An die Mondphasen knüpft sich auch der dem südafrikanischen ähnliche Mythos vom Ursprung des Todes: Zwei Götter stritten darüber, ob nicht den Menschen ein ewiges Leben zukommen sollte. Ra-Vula, der Mond, wollte ihnen einen Tod gönnen, wie den eigenen, d. h. sie sollten eine Zeit lang verschwinden und dann erneuert wiederkehren. Ra-kalavo, die Ratte, verwarf jedoch den Vorschlag; die Menschen sollten vielmehr sterben, wie die Ratten sterben, und Ra-kalavo behielt Recht³⁾. Die Ratte gilt offenbar als Behausung eines Ahnengeistes, dessen Erscheinen einen Sterbefall vorher verkündet; nach Erskine ist die Ratte one of the principal spirits of the Feegeans. Im allgemeinen heißt alles Göttliche, Große und Vortreffliche Kalou, ein Wort, das dem polynesischen Atua entspricht. Von den Kalou-vu, den „ursprünglichen“, „ungewordenen“ Göttern,

1) Oberländer, Ozeanien, S. 173; Fremde Völker, S. 108. Hartwig, S. 404. Grundemann, S. 43. Bastian, Inselgruppen, S. 60. 66.

2) Oberländer, Ozeanien, S. 174. Hartwig, S. 405. Bastian, S. 63. 69f.

3) Williams I, 205. Peschel, S. 495.

die nur henotheistische Modifikationen eines Himmel, Erde und Unterwelt umfassenden und aus sich heraussetzenden Urgottes sind, werden aber unterschieden die überaus zahlreichen, für jede Insel, ja weiterhin für jedes Dorf verschiedenen Kalou-yalo, „Seelengötter“, die Geister der Ahnen, in verschiedene Klassen; die Enkel Ndengeis präsidieren, als Götter der Distrikte (matanitu, eigentlich „geheiliger Augen“) über Landschaften und die entfernteren Verwandten, als untergeordnete Götter, über Stämme. Die Vitier beteten zu verstorbenen Verwandten und verabredeten mit Verwandten, den von ihnen zuerst Sterbenden zur Gottheit zu erheben. Die Häuptlinge galten oft schon im Leben als Götter, auch andere Vornehme; die vergötterten Verstorbenen zerfallen in verschiedene Klassen, dem Rangentsprechend, den sie im Leben einnahmen. Selbst die gleich nach der Geburt gestorbenen Kinder werden Götter und heißen als solche Kadisinga; sie haben keine Tempel und Priester wie die übrigen Kalou-yalo, sollen aber unsichtbar unter lautem Rufen die Zukunft verkündigen ¹⁾. Die Vitier schworen bei einem älteren Verwandten oder einem Abgeschiedenen ²⁾. Da gewöhnlich von den Vitiern der Tod als Übergang zu einem glücklicheren Zustand angesehen wird ³⁾, so sehnt sich, wie Wilkes, der 1840 den Archipel genauer erforschte, versichert, die Mehrzahl nach demselben, um den Schwächen des hohen Alters oder einem schmerzhaften Krankenlager zu entgehen. Es gehörte daher zu den alltäglichen Ereignissen, daß ein Vater oder eine Mutter ihren Kindern zu verstehen gaben, daß sie zu sterben

1) Meinicke II, 38ff. Grundemann, S. 43f. Pritchard bei Bastian, S. 60. 67. 74.

2) Bastian, S. 75.

3) Grundemann (S. 47) führt das Volkslied an: A mate na rava rava: Me mbula — na ka ni thava a mate: na thegu, „Tod ist leicht; wozu nützt Leben? Sterben: ruhen.“

wünschten, oder daß ein Sohn seine Eltern daran erinnerte, daß es endlich einmal hohe Zeit für sie wäre, ans jenseitige Leben zu denken. Den Alten blieb dabei die Wahl überlassen, lebendig begraben oder vorher noch erdrosselt zu werden. Freunden und Verwandten wurde der Entschluß mitgeteilt und der Tag festgesetzt, den man gewöhnlich zu einer Zeit wählte, wo Ignamen und Tarowurzeln reichlich vorhanden waren, damit es dem Feste an dem nötigen Glanze nicht fehlte. Am bestimmten Tage brachten die Eingeladenen Tapatuch, Matten und Öl als Geschenke mit. Die Gesellschaft saß traurig im Kreise, bis endlich der Alte, dem alle diese Ehren galten, sich erhob und die Stelle zeigte, wo er wünschte, daß ihm sein Grab gegraben würde. Während dies geschah, wurde er mit einem neuen Maro und Turban geschmückt und dann ins Grab geführt, während die Verwandten und Freunde laut klagten, sich die Brust zerschlugen oder mit Messern zerschnitten. Einer nach dem andern nahm Abschied von ihm mit einem letzten Kufs, dann deckte man ihn mit Matten und Tapa zu und warf Erde darüber, die sogleich festgestampft wurde. Darauf zogen sich alle schweigend zurück. In der folgenden Nacht besuchte der Sohn das Grab und legte ein Stück Avawurzel darauf, welches Veitala, „letzter Abschied“, hieß. Ebenso wurden von langwierigen Krankheiten Befallene jedes Alters und Geschlechts nach Bensuan von den nächsten Angehörigen erdrosselt. Das geschah nicht aus Lieblosigkeit, sondern auch, weil man glaubte, daß der Zustand nach dem Tode genau dem im Leben entspräche und die Verstorbenen sonst mit geschwächtem Körper in der andern Welt erscheinen würden. Ein Knabe, dem ein Hai ein Bein abgebissen, wurde, obgleich ein Weiser ihn pflegte, erdrosselt von seinen Angehörigen. Selten sah man daher in Viti Krüppel oder Greise. Bei dem Fest Mbarua wurden Alte und Kranke getötet. Damit es einem toten Häuptlinge nicht an Begleitung und Bedienung im Jenseits fehle, ward ihm ein Loloku, ein

Totenopfer, mitgegeben, bestehend in seinen Lieblingsweibern und Dienern, die erdrosselt und als „Streu“ in sein Grab gelegt wurden; auch ein tapferer Krieger ward erschlagen, damit er seinem Häuptling im Geisterland den Weg bahne und die ihn entgegentretenen bösen Geister verjage. Keines dieser Opfer suchte aber zu entfliehen, vielmehr machten sie einander die Ehre, ihren Häuptling zu begleiten, streitig. Das Weib, welches den Tod mit der größten Standhaftigkeit erduldet, hoffte im Jenseits die Lieblingsfrau zu sein. Nach der Schlacht bei Viva 1839 wurden 80 Frauen erdrosselt. Übrigens findet sich Witwenopferung auch in Tonga, aber in keiner anderen polynesischen Gruppe (nach Fornander). Der altersschwache König von Somosomo liefs sich lebendig begraben; als Williams ihn besuchen wollte, sagte man demselben, der König sei tot. Im Hause war alles regungslos; in der Mitte safsen mehrere Weiber, mit Schleiern verhüllt; zu beiden Seiten von ihnen standen je acht bis zehn kräftige Männer, die an einer weissen Schnur zogen, die jenen zweimal um den Hals gelegt war. Es bedurfte nur einer Berührung der Schnur, und die Opfer sanken leblos nieder. Inzwischen war der König noch am Leben, sprach und afs; doch der Thronfolger, obgleich aufser sich vor Schmerz, sagte zu Williams: „Sieh, unser Vater ist tot“, und setzte die Vorbereitungen zur Beerdigung fort. Der alte König wurde bemalt und bekleidet wie zum Kriegstanz. Man legte ihm einen ungeheuern Seavo um und wickelte dessen weisse Falten um seine Beine. Statt des üblichen Turbans wurde ihm ein scharlachrotes Schnupftuch mit einem Ring von weissen Muscheln um das Haar gebunden, und Muschelbänder zierten die Arme, ein Halsband von Elfenbein den Nacken. Da ertönten aufserhalb des Hauses zwei Muscheltrompeten zum Zeichen, dafs der alte König tot sei, und der junge König wurde von den anwesenden Häuptlingen anerkannt. Nun wurden die Leiber der erdrosselten Frauen in Matten gewickelt, auf eine Bahre gelegt und zur Thür

hinausgeschafft, wogegen der alte König durch ein Loch, das man in der Wand machte, hinausbefördert wurde. Dann wurden die Leichen nach dem Strande gebracht und in einem Kanoe nach Veilangi, dem Begräbnisplatz, wo das Grab bereits gegraben und mit Matten ausgelegt war, übergeführt. Hier legte man erst die Leichen der Weiber neben einander ins Grab, auf sie den sterbenden König, den man nunmehr seines Muschelschmucks entkleidete und vollständig in Matten hüllte, worauf man das Grab mit Erde ausfüllte. Man hörte den alten Mann noch husten, als schon eine Masse Erde auf ihn geworfen war. Auch sonst erfolgt die Beerdigung der Toten immer sehr bald. Sie werden auch in Höhlen beigesetzt und die Häuptlinge im Hause begraben, wo der Sohn über dem Vater schlief. Die Leichen der Häuptlinge werden, mit vielem Aufwand geschmückt, in ein flaches Grab gelegt, bei dessen Anfertigung die Worte „Viti-Tonga“ zweimal gesprochen werden. Auf dem Grab wird zur Wohnung für den Geist ein kleines Gebäude errichtet oder ein umgekehrtes Kanoe zur Überfahrt ins Geisterreich daraufgelegt. Die Gräber der niederen Stände, deren Leichen in sitzender Stellung beerdigt werden, werden nur mit Steinen umgeben. Auch wird ein langer Steinblock auf das Grab gelegt. Auch Kinder werden oft im Hause selbst begraben. In Kolo bei Levuka wurde auf das Kindesgrab ein Hausmodell gesetzt. Die Leidtragenden bringen sich als Zeichen der Trauer Brandmale bei, oder, was wieder an Südafrika wie an Neuholland erinnert, schneiden sich ein oder mehrere Glieder von Fingern oder Zehen ab; dies scheint als Ersatz dafür zu gelten, daß die betreffende Person eigentlich hätte geopfert werden sollen, und kam auch vor als Sühne einer dem Fürsten zugefügten Beleidigung. Der vierte Finger heißt Drogadroga, sich heiser schreiend für den kleinen Finger, der abgeschnitten wurde ¹⁾. Beim Tode des

1) Auf Tonga wurde das Opfer eines Fingergliedes nicht bloß bei Todesfällen vollzogen, sondern auch, um dadurch die Genesung

Königs schneidet jeder Mann sich oder einem seiner Familienglieder so ein Glied, nach Oberländer die Weiber ein paar Finger ab, stecken sie in Rohr und hängen sie längs der Dachtraufe des königlichen Hauses auf; Kopf und Bart wird geschoren; 20 Tage lang ist niemand außer abends. Die nahen Verwandten tragen zur Trauer ganz gewöhnliche Kleider aus Blättern und schlafen nicht auf Matten, sondern bringen die Nacht auf dem Grabe zu. Die Küste ist auf eine Strecke Tabu, und niemand darf vor Ablauf einer gewissen Zeit fischen. Am vierten Tage begehen die Freunde die melancholische Feier, die man „das Springen der Würmer“ nennt, womit der Prozeß der Verwesung versinnbildlicht wird; in der folgenden Nacht dagegen kommt das „Lachfest“ mit Aufführung komischer, oft indecenter Spiele zur Erheiterung der Leidtragenden, aber auch zu Ehren des vergöttlichten Toten. Am zehnten Tage folgt eine Feier für die Weiber, die sich mit Peitschen, Ruten oder Stricken bewaffnen und über jeden Mann, der ihnen begegnet, ohne Unterschied des Ranges (mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge) herfallen; die Männer müssen fliehen und dürfen sich nur zum Schein verteidigen, indem sie jene mit Erde bewerfen. Auch eine Menge Festmahle werden zu Ehren des Toten gehalten, zuletzt ein Fest, „100 Nächte“ genannt¹⁾. Für die abgeschiedenen Ahnen werden Opfergaben auf die Gräber oder (auf Plattformen errichtete) Altäre gelegt und Mbure (Tempel) erbaut, in welchen auch Häuptlinge begraben wurden²⁾. Schädelkult

eines Erkrankten zu bewirken. Forster, Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer (1787) IV, 327. 339; VI, 292. Lippert, Priestertum, S. 189 (der auch das Abschneiden des Haares bei Trauer als Opfer faßt, S. 190; vgl. S. 198).

1) Williams I, 193sq. Bensusan im Journal of the R. geogr. Soc. (London 1862), p. 46. Fornander I, 108. Oberländer, Ozeanien, S. 175ff. Hartwig, S. 405f. Peschel, S. 365f. Gerland, S. 684. Grundemann, S. 35f. 47. Hellwald, S. 185. Bastian, Inselgruppen, S. 63. 75.

2) Bastian, S. 64. 68.

wird auf den Viti-Inseln nicht geübt¹⁾. Es tritt uns auf Viti wieder eine eigentümliche Psychologie entgegen; jeder Mensch habe zwei Seelen, eine dunkle und eine helle; der dunkle Geist geht zur Unterwelt, während der dem Reflex im Spiegel gleichende am Grabe und Sterbeort bleibt und sich oft, namentlich bei stürmischer Witterung, laut seufzend und stöhnend vernehmen läßt. Yalo-na heißt Seele, eigentlich Schatten eines Menschen im Wasser. Die Yalo-bula sind Seelen lebender Menschen, die den Körper verlassen und andere Schlafende beunruhigen. Umgekehrt glückt es bisweilen, eine entfliehende Seele durch lautes Geschrei zurückzurufen. Die Yalo-ni-mate oder Yalo-ni-moku sind Geister der Erschlagenen. Eine zwischen Kämpfenden liegende Leiche, die bei dem Versuche, sie fortzutragen, wieder Tod verursacht, heißt Mafua. Auch die Yalo-ni-tina-ni-gone, Geister der im Kindbett Gestorbenen, werden gefürchtet als Nachzehrter²⁾. An der Westküste jeder Insel findet sich der Einschiffungsplatz der Toten für das Mbulu (Buro, Bolu d. h. Insel) des Jenseits. Wir haben schon bei der Flutsage der Geisterkanoe der vitischen Charone Rakova und Rokora erwähnt. Ratu-vacaki, der Gott von Taudromu, und seine Söhne entführten sterbende Mädchen in dem unsichtbaren Kanoe Loaloo. Drakulu ist der Cibaciba oder Niedersteigungsort der abgeschiedenen Seelen in das unsichtbare Eiland Bulu für den Cakaudrove-Stamm. Auf Vanualevu liegt am westlichsten Punkt der Insel, am Kap Naithombothombo (dimba-dimba in der Ambay-Bai) der Eingang zur Unterwelt, in einer Höhle, auf deren

1) „Natur“ 1881, S. 163, wo polynesischer Einfluß angenommen, jedoch Schädelkult bei den Eingeborenen Neuseelands, der Marquesas- und Echiquier-Inseln anerkannt wird; freilich habe Krause an den Schädeln dieser Polynesier Merkmale papuanischer Mischung gefunden.

2) Gerland, S. 672. Grundemann, S. 47. Bastian, S. 65f.

Boden ein Wasserstrom aus der Quelle Kauvandra dahinläuft, in dem man Seelen der Männer und Frauen, ja der Tiere, Pflanzen, Steine, selbst der Barken, Häuser und aller zerbrochenen Werkzeuge zu sehen glaubt, wie sie in die Regionen der Unsterblichkeit hinüberschwimmen. Diese Seelen aller Dinge, die hier nur vereinzelt auftreten zur Belegung des Jenseits, sind ein merkwürdiges Vorspiel des mongolisch-amerikanischen Glaubens an eine der wirklichen Welt zugrunde liegende göttliche Ideal- oder Geisterwelt. Jedoch schon auf ihrer Wanderung zu der Höhle, die als Eingang zur Unterwelt auch an die Höhle Ndengeis erinnert, wie nachher, hat die abgeschiedene Seele Gefahren zu bestehen. Mit dem Walfischzahn muß sie den heiligen Baum bei Takiveleyava treffen; im Fall des Verfehlens wird sie von dem die pantheistische Seite Ndengeis repräsentierenden Gott Ravuyalo getötet und gegessen, oder doch verwundet, und muß dann unstät auf den Bergen von Vanualevu schweifen. Hat sie aber den Baum getroffen, so erklimmt sie den Gipfel Takiveleyavas und rastet, bis ihre „Totenstreu“, die erdrosselten Weiber, sie einholen; dann führt sie der Weg nach dem Dorf Nambangpatai (Nabagatai), wo alle Thorwege einander gegenüberliegen, so daß die Schatten ohne Unterbrechung hindurchkönnen, aber Ravuyalo oder Samu(yal) = Semiulo oder Ngi-gila (sie heißen auch Brüder Ravuyalos), durch den Papagei benachrichtigt, alle Seelen mit einer Keule zu töten sucht; zur Verteidigung ist aber auch ihnen eine Keule ins Grab mitgegeben. Die im Keulenkampf entkommenen Seelen werden nun in jenen Geister-Kanoen in Naithombothombo, wo sie wieder der Geist Mbolembole für seinen Gebrauch zu ergreifen sucht, eingeschifft, landen dann bei dem Ka(i)vandraberger in Vitilevu und gehen zu den Höhen des Berges Naindelinde, wo sie in einem Abgrund Vater und Sohn, mit einem Ruder in der Hand, finden und nach Befragen hinabgestürzt werden, um als geübte Schwimmer nach dem Jenseits zu

schwimmen. Hier folgt auf Murianuri (untere Welt) Burotu (Paradies, die tonganische Urheimat Bolotu), dann als Aufenthalt der Seelen (M)bulu oder La(n)gi (Himmel), zerfallend in Lagi-tua-ndua (erster Himmel), Lagi-tua-rua (zweiter Himmel), Lagi-tua-tobu (dritter Himmel)¹⁾. Aber Ndengei hält hier Gericht, indem er entweder die Seelen in die himmlischen Räume aufnimmt und sie von da aus auch zu ihren früheren Wohnsitzen zurückkehren und am Duft der Opfer sich laben läßt, oder sie, nachdem sie ein Riese mit einer Axt verwundet, wegschickt, in welchem Fall sie umgehen und als Gespenster um ihre frühere Wohnstätte spuken, auch im Gebirge umherirren, oder sie den bösen Geistern hinwirft oder auf längere Zeit in ein hartes Gefängnis, und sie dann zur Vernichtung verurteilt; Samuyalo sitzt in der Unterwelt am Rand einer ungeheuern Feuergrube, in die er die Seelen, die ihm mißfallen, hineinschleudert. Am Eintritt zu Ndengeis Richtplatz haben die Seelen der Lügner mit Samuyalo, der von ihrer Ankunft durch Papageiengeschrei benachrichtigt wird, zu kämpfen. Aber Ndengei richtet sie auch selbst. Über einen weiten Abgrund liegt das Steuerruder seines großen Schiffes. Er fragt den Ankömmling nach Namen und Stand; dieser macht von sich viel Rühmens, erzählt, wie großmächtig er gewesen, welche Kriegsthaten er verübt, wieviel Wohnplätze er zerstört habe u. dgl. Der Gott befiehlt ihm, sich auf das Ruderblatt zu setzen; hat er ihm Glauben beigemessen, dann darf derselbe in Burotu oder Langi eingehen; im Gegenteil schnellt Ndengei das Ruder in die Höhe, und der Lügner stürzt in die Tiefe nach Muri-muria, in ein Wasser, aus welchem keine Rettung ist. Jedoch ist keineswegs die richtende Thätigkeit Ndengeis durchaus ethisch rein gehalten, oder befolgt doch zum Teil eine ethisch niedrige Norm. Ein Mann, der bei Lebzeiten die

1) Im Vaterunser (tama i keitou) heißt Himmel loma-langi; loma „Mitte“, dann „Gemüt, Liebe“. F. Müller II, 2. S. 64. 67.

„Weißen empfing“ d. h. einen Feind mit der Keule erschlug, wird seiner Tapferkeit wegen in den Himmel aufgenommen; dagegen eine nicht tätowierte Frau wird verfolgt und verdammt; denn Ndengei selbst befahl, die Frauen zu tätowieren. Die Häuptlinge haben ein Privilegium für den Himmel; dagegen die Seelen der Gemeinen gehen meist zugrunde, werden von Samuyalo oder Ravuyalo, der das pantheistische Prinzip vertritt, gefressen. Der gemeine Mann kann in den Himmel nur dann kommen, wenn es ihm wirklich gelingt, den Gott zu belügen, indem er sich so treuherzig stellt, daß man ihn passieren läßt. Ferner muß derjenige, der in den Himmel kommen will, Frauen gehabt haben und dafür auch in den bei seinem Tode erdrosselten Beweise mitbringen. Falls ein Hagestolzer den Versuch macht, nach Burotu zu gelangen, tritt ihm eine Göttin, „die große Frau“, offenbar die Stammutter, entgegen und reißt ihn in Stücke; verfehlt sie ihn aber dabei in ihrer grimmigen Hast, so springt, wenn er weiter gegangen ist, aus einer verborgenen Stelle am Geisterpfad ein Gott Nanggananga auf ihn zu und zerschmettert ihn an einem Stein, — drastisch genug für die hohe Wertschätzung der Ehe. Die so phantasiereiche Eschatologie der Viti ist auch reich an mancherlei Modifikationen auf den verschiedenen Inseln. In Kandavu gehen die Seelen zum Grunde des Meeres, wo die Gottheit die Zusagenden zurückhält, die anderen nach den Freunden auf Erden zurückschickt; sie haben übrigens den vom Gott Taseta geworfenen Speer zu vermeiden; die nicht zuckende Seele wird von ihm geehrt. In Lakemba gehen die Seelen nach Namukalivu am Seestrand, das irdische Leben fortsetzend, und dann nach abermaligem Tode nach Mbulu, wenn sie nicht von Samuyalo in den Abgrund geworfen werden. Auf Lakemba wurde Lodia (Lothia) zum Gott der Unterwelt, zum Häuptling in Mbulu, unter dessen Herrschaft die edleren Seelen hier verweilen, von wo sie

auch zu den Nachkommen zurückkehren, sie zu Heldenthaten ermutigend. Zu Reva aber bedeutet dasselbe Wort Lodia nach Grundemann den Ort, wo die Seelen schliesslich vernichtet werden, oder nach Bastian die Vernichtung selbst; nachdem sie in Thumba-Thumba das irdische Leben fortgesetzt, gehen sie nach Mbulu zu Ndengei, um, wenn sie nicht den Dämonen zur Speise übergeben werden, nach der Insel Mukalooa gesandt zu werden und schliesslich der Lothia (Vernichtung) zu verfallen. Als Richter nannte man auch an einigen Orten den Rati-mbati-ndua (Rakobatindua, Rokebatindua) d. h. einzahniger Herr; denn er hatte einen grossen Zahn, mit dem er die Seelen, nachdem er sie gebraten, zermalnte, um sie zu verschlingen; seine Gestalt ist die eines Mannes; doch hat er statt der Arme Flügel und fliegt als Feuermeteor durch die Luft. Er ist vielleicht identisch mit Radinadina, Sohn Ndengeis, Gott von Muthuata, und schliesslich mit Ndengei selbst. Übrigens findet sich in Viti auch die Vorstellung, dass die Seelen aller Verstorbenen an dem ihnen angewiesenen Platz bleiben, bis die Erde durch Feuer zerstört und neu geschaffen ist¹⁾. Mit Unrecht nimmt Spiess²⁾ in den Ausmalungen der Unterwelt fremde, mohammedanische und christliche Einflüsse an; selbst die Vorstellung eines Weltbrandes und einer Erneuerung der Welt hat ihre Analogie gefunden in dem Anfang des kosmo-theogonischen Tempelgedichts von Hawaii:

„Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten (wela) der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder.“³⁾

Entsprechend dem Aufenthalt von Ahnengeistern in dem auch nach malayisch-polynesischer Mythologie in verschie-

1) „Globus“ XXI, 162f. Oberländer, Ozeanien, S. 173f.; Fremde Völker, S. 108f. Hartwig, S. 404. Grundemann, S. 46f. Bastian, S. 63f. 77f.

2) Entwicklungen der Vorstellungen vom Zustand nach dem Tod, S. 153.

3) Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 70.

denen Terrassen aufsteigenden Himmel betrachten die Vitier auch Sternschnuppen als ihre Götter und die kleineren als die entfliehenden Seelen der Menschen¹⁾. Zur Vertreibung der unstät in der Luft umhertreibenden Geister wurde auf den Viti-Inseln von der Ansiedelung bis zum Meere eine Allee niedriger Pflöcke aufgestellt und diese mit Puppenpopanzen oder Talismanen behängt, welche weihekräftig waren, um die Geisterseelen anzuziehen und zu dortiger Niederlassung zu bewegen; war dies innerhalb einiger Tage geschehen und glaubte man die ganze Sippschaft dort beisammen, so stürzte auf bestimmtes Signal die gesamte Bevölkerung mit gellendem Geschrei aus dem Versteck ihrer Wohnungen hervor und trieb, die Waffen in der Luft schwenkend, die überfallenen Geister vor sich her und in das Meer hinaus²⁾. So hatten aber die Vitier auch Meereshgötter; der mächtigste derselbe wurde in Gestalt eines Hai verehrt³⁾. Den kleinen und boshaften Luve-ni-vai, Kindern des Wassers, zu opfern, rufen die Vitier beim Feste Kalourere oder Ndomindomi dieselben aus dem Meere, sie auf den mit Bändern geschmückten Platz mit Spielzeug anlockend und kleine Jetties aus losen Steinen bauend, um das Ansteigen zu erleichtern⁴⁾. Im Sturm werfen die Vitier Opfergaben in die Wellen⁵⁾. Wie die Zimmerleute Rokova und Rokola, verehrten die Fischer Aoko Voua und Vosavakadra⁶⁾. Da die Ahnengeister in den verschiedenen Räumen der Natur hausen, so gehen sie mehrfach in die Rolle reiner Naturgeister über, und es ist nicht leicht zu entscheiden, ob z. B. der Windgott, dem die Reva, nach Namosi kommend, opferten, ein eigentlicher Natur- oder ein

1) Max Müller in „Nord und Süd“ 1878, November, S. 158.

2) Bastian, Vorstellungen von der Seele, S. 36f.; Inselgruppen, S. 69.

3) Grundemann, S. 43.

4) Bastian, Inselgruppen, S. 70. 74.

5) Ebd., S. 76.

6) Ebd., S. 67.

Ahnengott war; wie die Naturgeister doch prinzipiell hier noch nach Analogie der Ahnengeister gedacht wurden, erhellt daraus, daß sie in derselben Weise wie diese ins Jenseits gelangen und der Urgott Ndengei zugleich Urahn und Totengott ist; wie er aber in seiner aus dem Felsen sich hervorwindenden Schlangengestalt zugleich Naturgott ist, so könnten auch an den ihm genealogisch folgenden Göttern durch ihre vielgliedrige, indische Form Naturbeziehungen veranschaulicht sein. Doch werden die acht Arme des Kokola als Zeichen seiner mechanischen Geschicklichkeit, die acht Augen des Matovalu als Bezeichnung seiner Weisheit erklärt, Waluvakatini hatte 80 Magen, was an die Unersättlichkeit Ndengeis erinnert. Eine Naturbeziehung liegt wohl auch kaum darin, daß der Gott Ravovonikakaugava in Reva eine Frau suchte bei Rokova, Gott von Naithombothombo. Der Gott Maivunivesu war in Natoudna begraben; dabei denkt man natürlich zunächst an einen verstorbenen Menschen, obgleich freilich auch der Mond stirbt und wieder erscheint. Den Balumbal Neuhollands entsprechen auf Viti die Veli, weifse, kleine Elfen, in hohlen Bäumen singend, den Menschen freundlich gesinnt¹⁾, doch wohl mit Unrecht zu den Kalovu gerechnet; die vielen Kriegsgötter waren gewiß meist vergötterte Stammesfürsten oder besonders tapfere Krieger. Im Mbure (Tempel) finden²⁾ sich nach Erskine geschnitzte Figuren³⁾; sonst hatten die Vitier keine Götzenbilder; doch werden einzelne Steine als zeitweiliger Aufenthaltsort von Göttern betrachtet⁴⁾. Mehrfach trifft man auf dem Platz vor dem Mbure einige große heilige Steine, die wie Grabsteine aussehen und es vielleicht auch sind. Man hält sie für Wohnstätten gewisser, sowohl männlicher als weib-

1) Die Daten bei Bastian, S. 66f. 74.

2) Grundemann, S. 43.

3) Bastian, S. 71.

4) Grundemann, S. 44.

licher Gottheiten. Die Steine der letzteren wurden mit einer Frauenschürze (Liku) bekleidet. Man glaubte, daß diese Steingötter die Stechmücken fern halten. Auch sie erhielten Opfergaben und aßen nur den Geist der ihnen vorgesetzten Speisen; das Materielle ließen sich die Priester gut schmecken¹⁾. Der Steingott bei Mayo wird in Zeug gewickelt verehrt, um Schiffbruch zu senden²⁾. Der in Zeug gewickelte Stein bei Thokova in Vitilevu war Residenz der Göttin Lovekaueka. Der Gott Reva mit seiner Frau wurden durch Steine repräsentiert. Wie als Mutter Ndengeis zwei Steine galten, so war der Gott Dadvanua aus einem Stein geboren. In Viti waren Monolithen, Basaltsäulen u. dgl. heilig und wurden als „the generative principle“ (Seemann) von Frauen verehrt, um Kinder zu erhalten³⁾. Die Götter wählten auch zuzeiten gewisse Pflanzen und Tiere zum Wohnsitz, die alsdann von den Verehrern des betreffenden Gottes nicht als Nahrung gebraucht werden durften⁴⁾. Die Vitier verehrten Bäume, indem sie Blätter auf die letzte Stelle des Schattens (als des sie umschwebenden Genius?) in der Abendsonne warfen. Neben den heiligen Hainen wurden unter den Bäumen besonders der Vesi (Afzelia bijuga, als für Kanoes geeignet), und der in Wurzeln gebreitete Bacca (Ficus sp.) als Göttersitz verehrt. Ein zweigabeliger Kokosnußbaum wurde nach Duncan mit großer Verehrung betrachtet. Der Gesang der Veli in hohlen Bäumen, sowie die religiöse Scheu vor dem Hai und der Ratte als Todesbotin wurde bereits erwähnt. In Nandruma auf Vitilevu wurden Schlangen (Nata) verehrt⁵⁾. Auch in Gestalt von Vögeln (Habichten u. s. w.)

1) „Globus“ XXI, 164, mit Bild derartiger Steine. Alte Opfersteine in Mbau. Bastian, S. 75.

2) Bastian, S. 67.

3) Ebd., S. 76.

4) Grundemann, S. 44. „Globus“ XXI, 161. Oberländer, Ozeanien, S. 173.

5) Bastian, S. 74.

erscheinen Götter. Auf Tilioia ist ein sehr mächtiger Gott in einer Landkrabbe verkörpert, die dort nur selten vorkommt; wer eine solche bemerkt, eilt sofort zum Priester, und alle Leute geraten in große Aufregung, laufen herbei, um dem wieder einmal sichtbaren Gotte ihre Verehrung zu bezeigen, bringen ihm Kokosnüsse als Opfergabe dar und bitten ihn dabei, daß er ihnen ein gesundes Jahr geben möge. Auch in menschlichen Körpern inkarnieren sich Ahnengeister aufs neue, weshalb Vitier, die einen solchen Schutzgott haben, sich des Menschenfleisches enthalten ¹⁾. Die Vitier bezweifelten nach Jackson, daß die Weissen reale Menschen (*tamata dina*) wären ²⁾. Tuikilakila, Häuptling von Somosomo, wollte wenigstens den Missionar Hunt, wenn dieser zuerst stürbe, zu seinem Gott machen ³⁾.

Insbesondere galt der Mbete [mit Artikel ⁴⁾ Nambete, Ambati, Mambetti, Priester] im Mbure (Geisterhaus) als Einkörperung des niedersteigenden, ihn inspirierenden Kalou (Geistes); ja geradezu als ein Gott. Zwar auch das Familienhaupt war Priester seines Hauses, sprach Gebete (*Yaau*, Anfrage) für den Hausgott der Ahnen. Ebenso waren die Häuptlinge, schon bei Lebzeiten als Götter verehrt, die die Erstlingsfrüchte, *Ai Sevu*, erhielten, eigentlich zugleich die Priester ihrer Ahnen- und Stammesgötter, in deren Tracht sie z. B. beim Fest *Kalou-Rere* erschienen, wo sie, als vom Dämon (*Rere*) ergriffen und in der Verzückung unverwundbar, Schläge erhielten. In Mbau war der *Roke-Tui-Mbau* geistlicher, der *Vuni-Valu* (Wurzel des Königs) weltlicher Fürst. In Unterordnung unter die

1) „Globus“ XXI, 161. Oberländer, S. 173.

2) Bastian, S. 75. Vgl. Oberländer, S. 150.

3) Bastian, S. 66.

4) Das Substantiv hat, wenn nicht Eigenname, stets den Artikel *na*, zu Anfang des Satzes auch abgekürzt *a*, vor sich. F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 57.

Stammeshäupter hat sich von diesen auch ein besonderer erblicher Priesterstand abgezweigt, in den jedoch auch bisweilen, wenn z. B. ein Priester ohne männliche Nachkommen stirbt, andere eintreten können, die es verstehen, die Götter zu fragen; es giebt auch Priesterinnen, aber wenige. Vor der Weihe mußte der Mbete eine Probe seiner Begeisterung durch die Kalou, bestehend in ekstatischem Zittern und Schütteln eines Topfes, ablegen. Der Mbete unterrichtete seine Söhne in den Traditionen Vitis, die in den „Meke“ genannten Gesängen bewahrt wurden. Der Verfasser der Meke wurde mit Tambu, Walzähnen beschenkt. Jedes Dorf hatte seinen Mbete, der im Mbure wohnte, durch einen langzahnigen Kamm und durch ein Stirnband von roten Federn kenntlich war und die gottesdienstlichen Handlungen verrichtete. Der Mbete wandte sich besonders an seine Vorfahren, um von ihnen inspiriert zu werden, und von dem Rang des Gottes, den er insonderheit verehrte, hing seine Stellung ab, obgleich eine Hierarchie unbekannt war. Die Hauptmacht der Priester lag in der Inspiration, die sie befähigte, Orakel zu erteilen. Sie werden bei jeder wichtigen Unternehmung, Untersuchungen u. s. w., auch vom ersten Häuptling, zurate gezogen. Wer ein Orakel haben will, salbt sich mit Öl und geht bekleidet nach dem Mbure zum Priester, der schon vorher benachrichtigt worden ist und in einem heiligen Winkel kauert. Sobald der Petent, immer mit einigen Begleitern, kommt, steht der Priester auf und setzt sich mit seinem Rücken in die Nähe des weissen vom Dach herabhängenden Masi-Zeuges, an welchem der Gott zu ihm kommt, während die anderen den entgegengesetzten Teil des Mbure einnehmen. Die Hauptperson überreicht einen Walfischzahn, führt die Absicht des Besuches an und spricht die Hoffnung aus, daß der Gott ihn wohlgefällig ansehen werde. Manchmal wird dem Priester ein Gefäß mit wohlriechendem Öl vorgesetzt, womit er sich salbt, dann empfängt er den Zahn und be-

trachtet ihn mit ernster Aufmerksamkeit. Jetzt tritt eine ununterbrochene Stille ein. Der Priester versinkt in Gedanken, und alle Augen beobachten ihn unbeweglich. Er fängt an zu zittern; sein Gesicht wird verzerrt; die anfangs nur leise zuckenden Glieder winden sich konvulsivisch, und bald wird der ganze Körper wie von einem heftigen Fieber geschüttelt. Auf manchen Inseln murmelt er auch, seufzt laut auf, und seine Adern schwellen mächtig an. Dies Murmeln heißt kundru, das Zittern sika, eigentlich „erscheinen“; denn nun hat der Gott von ihm Besitz genommen und spricht aus ihm, im gellenden Schrei: koi au „Ich!“¹⁾ seine Ankunft verkündend. Im Zustand der Besessenheit, der Ekstase, erteilt der Priester seine Antwort. Erst wenn Thränen aus seinen starren Augen hervorbrechen, mindern sich die krampfhaften Symptome. Mit einem freieren Blick umherschauend, zeigt er, wenn der Gott sagt: „Ich scheide“, den Abgang desselben dadurch an, daß er sich heftig lang auf die Matte hinwirft oder mit einer Keule²⁾ auf den Boden schlägt, worauf die in der Ferne durch Schlagen an eine Muschel, Blasen auf dem Muschelhorn oder Abschiesfen einer Flinte benachrichtigt werden, daß der Gott in die Geisterwelt zurückgekehrt ist. Der Priester kräftigt sich dann durch Speise und Trank. Die Priester hielten auch beim Befragtwerden hinter einem Vorhang ein geflochtenes Orakel mit Ohr und Mund und flüsterten in das Ohr, am Mund die Antwort ablauschend. Die Priester sind Vermittler verschiedener Arten von Weissagungen; z. B. ist es ein gutes Omen, wenn ein zwischen die Zähne gelegtes Blatt in zwei Teile zerbissen wird, ein schlechtes, wenn dieselben auch nur mittels dünnster Faser zusammen-

1) F. Müller, Sprachwissenschaft II, 2. S. 60.

2) Die Hallah oder Weg genannte Keule des Priesters ging als Fahegehe (Gott) niederwärts oder aufwärts, während der Pfosten geschlagen wurde, Nachricht zu bringen für die Befragung. Im Mbure sind Geisterwaffen aufgehängt. Bastian, S. 68.

hängen. Auch legt man kurzgeschnittene Binsenstäbe, deren jeder einen Namen bekommt, auf die Erde; das Zittern des vom Priester darüber gehaltenen Fußes giebt die Antwort. Auch giebt es eine Wasserprobe und eine mit Kokosnüssen. Vor dem Kriege prophezeiten die Priester aus den Bewegungen eines Menschenopfers oder, indem sie im Mbure von Konvulsionen ergriffen wurden. Die Rairai (rai, sehen; vgl. רָאָה) prophezeiten durch Visionen. Die Wahrsager hießen Mata-Kalou, als Götter sehend. Tov-laegi waren Priester in Mua ¹⁾. Zauberei aller Art wird auch auf Viti geübt, doch von Menschen, die von den Priestern unterschieden werden, namentlich das Vaka ndrauni kautaka „das Vollbringen mit Blättern“, mit welchen der Zauberer ein Stück von der Kleidung oder dem Gerät des Feindes berührt, um ihn zu vernichten; auch sucht man mit Hilfe der Zauberer Übelthäter, z. B. Diebe zu entdecken, indem man jenen von einer bestohlenen Pflanzung die übrig gelassenen Früchte bringt ²⁾. Das Tätowieren (Ngia) geschah durch Frauen und nur an Frauen. Häuptlingsfrauen trugen an den Mundwinkeln blaue runde Flecke. Die Männer beschmierten sich nur oft das Gesicht mit weißer, roter, schwarzer Farbe in geradlinigen Streifen. Häufig aber waren künstliche bohnenförmige Narben in gleichmäßigen Abständen, reihenweise etwa am Rücken oder an den Armen. Von Viti schwammen die Göttinnen Taema und Tilafainga nach Samoa, singend, daß die Männer zu tätowieren, nicht die Frauen. Die Kenntnisse der Vunivai (Ärzte) wurden auf Viti von der Mutter an die Tochter mitgeteilt. Die Knaben wurden nach Fasten und Kasteiungen beim Nimbe-Fest durch die Beschneidung mit einem Bambusmesser unter die Männer

1) Wuttke I, 122. „Globus“ XXI, 161f. Oberländer, Ozeanien, S. 174; Fremde Völker, S. 168. Hartwig, S. 405. Grundemann, S. 44f. Bastian, S. 60. 67f. 70f.

2) Williams im „Ausland“ 1858, S. 587. Peschel, S. 277. Grundemann, S. 46.

aufgenommen und mit deren Malo bekleidet¹⁾. Das Tambu (= Tabu) liegt allem Göttlichen, auch den Häuptlingen von selbst bei; die letzteren können es auch auf andere Gegenstände legen und die Priester bezeichnen es dann auf verschiedene Weise, am häufigsten durch einen gelbgefärbten Stein oder Kokosnuß; zur Aufhebung des Tambu sind gewisse Zeremonieen erforderlich, wie das Levu-Sevu genannte Gebet. Wer Tabu ist, darf keine Speise berühren und wird gefüttert, wie die Könige (Tuilevu); eine Verletzung des Tambu bestraft man durch Plünderung, manchmal mit dem Tode. Das ein Grab umgebende Land ist als tambu unverkäuflich. Beim Tode eines Vornehmen wurde nicht nur sein Name gemieden, sondern auch jeder anklingende Laut, ein Sprachtabu, das auch in anderen Fällen vorkommt. Im Tempel (wie dem Dagon bei den Philistern) durfte die Schwelle des Allerheiligsten nicht betreten werden; Häuptlinge schritten darüber hinweg, andere auf Händen und Knien. Modelltempel werden zur Verehrung aufgehängt²⁾. Jedes Dorf hat ein Mbure (Buro) oder Geisterhaus, das zur Begräbnisstätte vom Häuptlinge, zum Verkehr mit den Geistern, Vornehmen zur Schlafstätte (wohl für Offenbarungen durch Träume), zu öffentlichen Versammlungen (das mbure-ni-sa zur Aufnahme von Fremden) dient. Diese Mbure stehen auf Hügeln von Stein und Erde, die oft bis 20 Fuß hoch sind (damit die Menschen dem Himmel und den Geistern in der Luft näher seien, auch diese es zur Niederlassung hierselbst nahe haben und die Leute unten im Dorf nicht beunruhigen), sind kleiner als die Wohnhäuser, rund mit hohem Dach und sehr geschmückt, die Pfähle und Balken mit schwarz und rot gefärbten Kokosschnuren (Sianet) in

1) Grundemann, S. 23. Bastian, S. 75.

2) Grundemann, S. 31. 46. Bastian, S. 61. 68. 74. Auf Viti bedeutet mana „an omen, wonder, miracle, a word used at the closing of a prayer or address to the gods; cf. our amen“. For-
 nander I, 129.

den schönsten Mustern umflochten, der weit vorspringende Dachbalken mit Muscheln besetzt; Weiber dürften den Tempel nicht betreten; auch war es verboten, darin laut zu sprechen oder etwas anzurühren; das Innere enthielt geschnitzte Figuren, die Kavaschale des Priesters in Entengestalt, den Göttern geweihte Gegenstände; Opfer (Soro) wurden darin gebracht, die Asche jährlich nur einmal unter Festlichkeiten hinausgeschafft, bei Aufrichtung der Tempelsäulen und nach Vollendung des Baues Menschen getötet und verzehrt; bei Einweihung des Tavasara-Tempels auf Somosomo 200 Menschen geopfert¹⁾. Jahresfeste waren das Sevu bei Opferung der Erstlinge der Yams-Ernte und des Tandravu am Ende des Jahres. Bei der Ernte baute man auf dem Felde ein Haus für den Gott, wohin man Speisopfer legte. Man brachte den Göttern im Mbure unter Gebeten, die auch jedes Kava-Fest begleiten, teils Dankopfer (Mandrali), teils Sühnopfer (Sois), gewöhnlich in Lebensmitteln, von denen jene das Geistige, die Seelen, einen materiellen Anteil die Priester, das übrige das Volk verzehrten, auch in Waffen, Geräten, Walfischzähnen, häufig in Menschen; früher wurden alle zum Verzehren bestimmte Leichen vorher den Göttern geopfert, die auch fast alle, besonders die Kriegsgötter, selbst als Kannibalen gedacht wurden; so wurde Batimona als hirnessender Gott neben Ravuravu verehrt; so heißt Mainatasawara „der eben vom Schlachten gekommene“²⁾. Von dem früheren Kan-

1) „Globus“ XXI, 163 (mit Bild eines Mbure). Oberländer, Ozeanien, S. 174; Fremde Völker, S. 167 (mit Bild). Hartwig, S. 405. Grundemann, S. 44. Bastian, Heilige Sage, S. 292; Inselgruppen, S. 71. 75f.

2) „Globus“ XXI, 161ff. Grundemann, S. 45. Bastian, Inselgruppen, S. 69ff. „Unsere Verbündeten sind die Götter“, rühmten sich die Vitier nach den Opfern vor dem Kriege. Als Singäana (Dankopfer) legten die Schildkrötenfischer eine Keule im Tempel nieder. Die Malaki-Fischer opfern ihren Göttern für den Fang von Schildkröten, bringen diese dann aber den mächtigeren Rakiraki-

nibalismus auf Viti haben Williams, Wilkes, Hunt u. a. eine Menge der grauenvollsten Vorkommnisse berichtet. Das Verlangen nach Menschenfleisch war oft der einzige Beweggrund der Kriege; bei einem Fest wurden nach Mariner 200 gefallene Feinde verzehrt; Feindesleichen wurden selbst aus der Ferne nach Wilkes zum Fraß geholt, ja Gräber zuweilen nicht verschont. Auch Gefangene wurden nur gemacht, um gefressen zu werden; der Überschufs aus einem eroberten Dorf mußte einen Kohlbaum pflanzen, um, wenn er Blüten trieb, unter Darbringung derselben sich zum Opfer zu stellen; in dieser Weise auch der straffällige Stamm Kainaloea bei Namosi jährlich ein Mitglied zum Kannibalenfest. War der Vorrat erschöpft, warfen sich die Oberhäupter oft auf die eigenen Unterthanen. Als der König von Mbau eine Gesandtschaft von dem mächtigen Häuptling von Somosomo erhielt, wurde, um Menschenfleisch für dieselbe zu beschaffen, ein Hinterhalt an die Küste gelegt, der 40 Frauen ergriff, darauf noch ein zweiter, und elf Opfer herbeigeführt. Die Turanga-ni-Lasakau hatten die Verpflichtung, Menschenfleisch nach Mbau zu bringen. Der Häuptling von Rakiraki hatte 872 Steine für jeden Menschen, den er verzehrt, gesammelt. Seemann zählte bei einem Tempel 400 solcher Erinnerungssteine. Noch 1851 wurden 50 Leichen (Mbakolo) auf einmal in Namena gebraten. Ein Mann schob nach Williams seine eigene Frau, mit der er in Eintracht lebte, lebendig in den Ofen und fraß sie, bloß um den Ruf eines fürchterlichen Menschen zu erlangen. Ein Häuptling hatte einen Menschen, statt ihn zu opfern, geschont; da erschien ihm der dadurch beleidigte Gott im Traume und quälte ihn bis zur Raserei. Schiffbrüchige gelten als von den Götzen gesendete Opfer, freiwillige Ankömmlinge dagegen als Gäste. Bisweilen benutzte man die Schädel der toten Feinde zu Trink- und Efs-

Göttern dar, um nicht deren eifersüchtigen Zorn zu erregen. Ebd., S. 71. Die Götter werden im Gebet angerufen, gleichen Sinns zu sein (veivau). Ebd.

gefäßsen, die Bein- und Armknochen zu allerlei Geräten. Die Leidenschaft der Vitier für Menschenfleisch erklärt sich nicht aus Mangel an animalischer Nahrung, die, wie Huxley dagegen geltend macht, im Überflufs vorhanden war. Pritchard erklärt die Anthropophagie der Vitier aus Rachsucht und dem Bestreben, Furcht und Schrecken einzuflößen. Es verband sich auch mit ihr entsetzliche Grausamkeit; bisweilen wurden den lebenden Opfern Glieder abgeschnitten und vor ihren Augen gebraten und verzehrt. Die Unglücklichen wurden in sitzender Stellung, fest geknebelt, dafs sie kein Glied rühren konnten, bedeckt mit Blättern und Erde, in den Öfen auf heißen Steinen langsam zutode gebraten und dann wie Lebende, oft bunt bemalt, mit Perücke, unter Spott, Tanz und Mutwillen, den die Mädchen mit den Geschlechtsteilen trieben, nach den Tempeln gebracht. Aber diese scheufslichen Mahlzeiten waren zugleich Opfermahlzeiten und damit ein Teilnehmen am Leben der Götter unter Stärkung der eigenen Seelenkraft durch Aneignung der fremden, gingen daher auch immer unter gewissen religiösen Zeremonieen innerhalb des Mbure vor sich; die dabei gebrauchten Töpfe, Schüsseln und langen Holzgabeln waren als Tambu sonstigem Gebrauch entzogen; die meisten Weiber, das niedere Volk und die Sklaven, auch einzelne Priester durften nicht teilnehmen. Auch gab es doch eine Partei, die gegen den Kannibalismus ankämpfte. Von den Bewohnern Vezatas, der ehemaligen Hauptstadt der Inselgruppe, versichert Pritchard, dafs sie die Menschenfresserei verabscheuten und Menschenfleisch nur aus Furcht auf Befehl der Häuptlinge von Mbau verzehrten. Von diesen letzteren hat der früher auch höchst grausame Vuni-Valu Thakombau, der noch nach seinem Übertritt zum Christentum 1854 zwei Reihen an den Füßen aufgehängter lebendiger Schlachtopfer durchschnitt und die nach seinem Geschmack sich mit der Keule auswählte, dann doch nicht blofs dem Kannibalismus entsagt, sondern auch die von diesem fest-

haltenden Stämme z. B. die Navosa, die den Missionar Baker verspeisten, bekriegt, und vollends unter britischer Oberhoheit ist der Kannibalismus jetzt auf Viti verschwunden, abgesehen von einigen wilden cannibal tribes, z. B. am Reva-Fluß auf Vitilevu, mit denen noch 1874 Giovanni Branchi in Berührung kam. Von den heidnischen Vitiern wurden auch beim Bau, Reparatur und Vollendung von Kanoen Menschen geopfert und gekocht, mit ihrem Blut das Deck gewaschen; hingestreckte Sklaven dienten als Rollen, wenn man ein Kanoe zum erstenmale in die See gleiten ließ. Beim Bau eines neuen Hauses für einen bedeutenden Häuptling wurde bei jedem Pfosten ein lebender Mensch eingegraben, der den Pfosten mit seinem Arm umfaßt hielt, zum Schutz gegen die bösen Geister, und hierzu drängte man sich als zu einem Ehrenamte. Auch bei der ersten Einkleidung des 14jährigen Häuptlings mußte ein Mensch geschlachtet werden, auf den jener trat; einmal sollten zur Feier der Mannbarkeit eines Häuptlingssohnes alle Einwohner einer rebellischen Stadt und dazu noch Sklaven geopfert werden ¹⁾).

Die politische Verfassung der Vitier ²⁾ hat einen durchaus feudalen Anstrich. Sie erinnert zwar in manchen Stücken an die der Polynesier, aber hat doch auch viel Eigentümliches. Es finden sich hier nach der nähern oder entfernteren Beziehung zur Gottheit bestimmte Abstufungen der Stände, deren Williams sechs zählt, die er kastenartig denkt, welches letztere jedoch

1) Williams I, 210. Pritchard, Polynesian Reminiscences (1866), p. 371. Missionar Tucker in: „Neueste Nachrichten aus dem Reich Gottes“ 1844, S. 331. Lelièvre, Leben von John Hunt. Gerland, S. 649ff. Oberländer, Ozeanien, S. 146ff. Hartwig, S. 400ff. Grundemann, S. 24ff. „Globus“ XV, 317f. Branchi, Tre mesi alle isole dei Cannibali nell' arcipelago delle Figi (Florenz 1880). Hellwald, S. 131f. Bastian, S. 68. 70.

2) Williams I, 32. Gerland, S. 658. Oberländer, Ozeanien, S. 161; Fremde Völker, S. 165. Grundemann, S. 31f.

Gerland nicht annimmt, sondern darauf reduziert, daß es einzelne Stämme giebt, mit denen ein gewisses Gewerbe (Schiffer, Fischer, Zimmerleute) verbunden scheint¹⁾. Es besteht nach Gerland der Unterschied zwischen verschiedenen abgestuften Fürsten, dem Volk und kriegsgefangenen Sklaven (Kaisi). Die Fürsten werden wie Götter verehrt, von denen sie sich selbst ableiten, durch Niederwerfen, Zu-ihnen-hinkriechen u. dgl., stets mit einem eigentümlichen recitativisch gesungenen Grufs (Tama)²⁾ begrüßt; ihre Glieder, Häuser, Weiber

1) Zu Mbau gehören die Stämme Soso, Mbua, sodann Lasakau (Fischer) und Mbutoni (Seeleute). In Viti finden sich Städte für Krieger (Tamotai-valu), Fischer (Tunindau), Zimmerleute (Matai-san), dann Vu ni vau (Ärzte), Vuni ulu (Haarkünstler), Leva Tunindau (Töpfer). Köche sind nach Jackson die geringsten Leute in Viti, ebenso in Tonga. Bastian, Inselgruppen, S. 73 ff. (der auch brahmanische Kastenverhältnisse vergleicht). Vgl. Grundemann, S. 32.

2) Der huldigende Zuruf (Tama) ändert sich an den verschiedenen Plätzen Vitis. Bastian, S. 76. Die Etikette wird bei den Vitiern aufs höchste getrieben und gipfelt in der Ehrfurcht gegen den Häuptling, von dessen Kopf, Gliedmaßen und Anzug man nur in Umschreibungen und Hyperbeln sprechen darf. Das Puma, einen ehrfurchtsvollen Grufs des Niederen gegen den Höheren, darf man nicht zur un rechten Zeit und am un rechten Orte gebrauchen. Man darf, wenn man sich nicht einer Beleidigung schuldig machen will, nicht Tama sagen am Schluß des Tages oder, wenn der Häuptling einen Segelmacher bei der Arbeit überwacht. Begegnen einander zwei Männer mit Keulen auf der Schulter, so wäre es, wenn sie dieselben nicht zum Knie hinabsenken, eine Herausforderung zum Kampf. An einem Höherstehenden auf falscher Seite vorbeigehen ist ein großer Verstofs; wer aber hinter einem Häuptling hergehen wollte, würde meuchlerischer Absichten verdächtig sein und sofort erschlagen werden. Begegnet jemand einem Häuptling, so tritt er vom Wege zurück, legt seine Keule weg und kauert nieder, bis der große Mann vorbei ist; stehen die beiden Begegnenden im Range sich so ziemlich gleich, so tritt der Geringere auf die Seite, beugt sich ein wenig und reibt mit der rechten Hand den linken Arm oder zwickt seinen Bart oder blickt starr zu Boden. Mag man dem Häuptling etwas geben, ihn oder sein Kleid berühren, von ihm etwas

und Handlungen werden mit anderen Worten bezeichnet als die des gemeinen Mannes; sie haben das Anrecht an jedes Eigentum des Volkes; was sie berühren, gilt für heilig; gegen sie giebt es kein Tabu und auch äusserlich, da sie viel besser stehen, sehen sie besser aus. Die Könige (Tuilevu) werden gefüttert, weil sie zu heilig sind, um Speise zu berühren¹⁾. Auch haben sie be-

erhalten oder ein gnädiges Wort zu hören bekommen, alles muß man mit einem leichten Händeklatschen begleiten. In Gegenwart des Häuptlings darf man nicht stehen; wenn man ihn anredet, muß man knien; geht er weiter, muß man ihm nachrutschen oder kauern und nachfolgen. Wenn ein Mann von Rang fällt oder sich linkisch benimmt, so müssen alle Geringeren genau dasselbe thun. Es ist genau bestimmt, wie weit man einen Gast zum Abschied begleiten darf. Unter dem eisernen Joch der Etikette stehen aber auch die Häuptlinge; sie würden nicht wagen, einen Bissen zu kosten, ehe er ihnen gereicht wird; sonst würden sie ihr Leben gefährden. Ein junger Häuptling, der, bei seinem Schwiegervater essend, unversehens einem gebratenen Leguan die Schwanzspitze abbrach, mußte dafür mit dem Leben büßen. Wenn ein König oder Häuptling ein großes Gastmahl giebt, so leitet der Tui-rara (Zeremonienmeister) die Verteilung nach der strengsten Etikette und bestimmt die Größe jedes Anteils nach dem Rang der Gäste und der Wichtigkeit ihrer Stämme. Oberländer, Ozeanien, S. 158ff. König Tanoa von Mbau gab zu solchen Festen stets einen Menschen her. Wenn er mit seiner mächtigen Doppelpirogue das Meer durchschneidet, machte er sich oft ein Vergnügen daraus, kleinere Böte, die ihm begegneten, in den Grund zu bohren. Als die Fischer auf der Insel Maliki, die ihm jährlich eine Anzahl von Schildkröten liefern mußten, eins dieser für ihn bestimmten Tiere aßen, ließ er sofort alle Fischer auf der Insel samt ihren Frauen töten, die Kinder aber teils an die Masten und Segel hängen, teils für spätere Ermordung aufbewahren. Ebenso tyrannisch wüteten seine Söhne. Die feudale Unterdrückung erreichte auf Viti eine Höhe, wie vielleicht sonst nirgends; doch trug das Volk die frechste Willkür der Häuptlinge mit stumpfer Ergebung. Hartwig, S. 101ff. Freilich berichtet Wilkes auch von einem Sklavenaufstand in (A)mbau. Bastian, S. 73. Die den Häuptlingen als Göttern gezollte Verehrung hieß Tamaka (von tama, Vater). Ebd.

1) Junge Frauen tätowieren die Finger mit Linien und Sternen, damit sie zierlich aussehen, wenn sie dem Häuptling Speise vorsetzen. Oberländer, S. 153. Jeder große Häuptling in Viti unterhielt

stimmte Eigentümlichkeiten für sich allein, wie es z. B. ein Zeichen ihrer Würde ist, am Daumen zolllange Nägel zu tragen¹⁾. Ernennung und Krönung des Königs werden festlich begangen; doch sind diese Festlichkeiten weit geringer als die polynesischen. Die erstere aber tritt ziemlich früh ein, weil sonst ihr heranwachsender Sohn und Erbe den Tod seines Vaters beeilt. Neben dem König und der Königin stehen zunächst die Häuptlinge großer Ländergebiete, sodann die einzelner Ortschaften; den nächsten Rang haben die Priester, welche bisweilen politisch nicht ohne Einfluß, doch sehr von den Fürsten abhängen; dann folgen die Mata ni vanua (Augen des Landes), die nicht (mit Hale) dem zweiten polynesischen Stande der Grundbesitzer gleichzustellen sind. Ihr Einfluß ist sehr groß; es sind die unmittelbaren Diener oder Adjutanten des Königs, welche seine Befehle den einzelnen Häuptlingen und dem ganzen Lande vermitteln, öffentliche Verhandlungen leiten, Tribut eintreiben u. s. w. Gerland vergleicht sie mit dem Matabule in Tonga. Auf sie folgen berühmte Krieger, wenn auch aus niederem Stande²⁾, sowie die Vorsteher der Zimmerleute und Fischer. Die Häuptlinge, welche minder vornehm als der König sind, haben verschiedenen Rang, je nachdem sie entweder über ganze Inseln oder nur über einzelne Distrikte herrschen; sie empfangen ihren Titel, indem man das Wort Tui, das auch in Polynesien vorkommt, vor den Namen des Distrikts setzt³⁾. Der Mittelpunkt der politischen

eine Anzahl Barbieri, welche durch Berührung seines heiligen Haares Tabu wurden und von anderen gefüttert werden mußten. Erskine bei Bastian, S. 72.

1) Auch Krieger und Priester trugen nach Jackson lange Nägel, wie auch die Vornehmen in Sumatra, Siam, China. Bastian, S. 74.

2) Wer einen feindlichen Häuptling erschlagen, erhält dessen Namen unter feierlicher Salbung. Oberländer, S. 157f.

3) Die Häuptlinge der Dörfer (koro), Turanga-na-koro, standen unter dem Ra (Sonne? oder von rai, sehen?) betitelten (z. B. Ra

Macht war zuletzt Mbau ¹⁾, wo die vornehmsten Fürsten vereinigt wohnten; doch auch Reva, Somosomo, La-

Sumaka im Distrikt Solo-i-Ra auf Vitilevu). An der Küste von Vitilevu fand sich außerdem der Titel Tu-i (tu, stehend; „standing is a position of superiority in Fijia“, Erskine), wie auch in Tonga, als Tu-i-Tonga, der für Tonga Stehende (während alle übrigen aus Ehrfurcht niedersaßen). Auf Vitilevu finden sich acht Tui. Die Frauen der Ra betitelten Häuptlinge führten den Titel Ende. In Mbau wird Roke-tui-mbau als geistlicher und Vuni-Valu (Wurzel des Königs) als weltlicher Herrscher unterschieden, neben Turanga (Edle), Mbuli (Dorfhäuptlinge), Tui (König), Vuivau (Kriegshäuptling). Die Ältesten des Dorfes versammelten sich unter dem Turanga auf dem Rara genannten Ratplatz unter Bäumen, durch den Tui-Rara oder Zeremonienmeister berufen. Bei Eroberung eines Dorfes teilte der Turanga die Ländereien mit dem nicht getöteten Rest der Bewohner, die zu Sklaven (Kaisi) wurden, an seine Angehörigen aus, die dadurch Tanke, Landbesitzer wurden, aber zu Lala, Herrendiensten (in Landarbeit, Bau von Kanoe, Straßen u. s. w.), sowie für Kriegszüge verpflichtet waren. Auch Sao war Titel des Herrschers. Die Matai (Arbeiter) Sau (des Königs) wurden vom Volk ernährt. Bastian, S. 70ff. Unterscheidung von Turanga (Häuptlinge), Matonivanua (Grundbesitzer) und Kai-ni (Gemeine): ebd., S. 74. Die Kriegsmacht von Reva zerfiel in die Valevelu (Königsleute), Niaku ne tumbua (Leute der Häuptlinge), Kai-Reva (Gutsbesitzer Revas) und Kai Ratu (Nachkommen der Häuptlinge mit geringeren Frauen); die Frauen des Dorfes gehörten den Häuptlingen in Viti. Bastian, S. 75.

1) Zu Anfang des Jahrhunderts Verata, dessen Joch Ulivau von Mbau mit Hilfe von Europäern abschüttelte; er starb 1829, die Herrschaft seinem Sohn Tanoa überlassend, der, obwohl wieder vertrieben, sie 1837 zurückgewann und der mächtigste aller großen Häuptlinge des Archipels war. Hartwig, S. 399f. Die Huldigung Somosomos datiert von dem Besuch ihres Gottes Ngurai (von dem Gott Natu Mundre von Vana geleitet) bei dem Gott Omaisroniaka in Mbau; Somosomo ist geistlicher Unterthan von Mbau, wegen dessen priesterlicher Überlegenheit zum huldigenden Grufs verpflichtet, und Raki-raki ist unterworfenener Bundesgenosse der Mbati in Mbau mit Verpflichtung zur Kriegshilfe. Bastian, S. 74. 76. Die Staaten in Viti stehen zu einander im Verhältnis von Bati (Bündnis), Gali (Tributäre) und Vanuakaisi (Sklavenländer). Die Gali- oder Qualitankei haben sich in den Schutz eines Häuptlings begeben, schulden ihm aber dafür als Landbesitzer militärische (Mbati) oder häusliche

kemaa, Mbua, Namosi waren wichtige Zentralpunkte. Früher waren die einzelnen Stämme von einander ziemlich streng geschieden und standen sich feindlich gegenüber; jeder hatte seinen eigenen König, seine eigene Mundart u. s. w.; aber in jedem herrschte die gleiche politische Verfassung. Als der Herrscher von Mbau sich über die anderen emporschwang, so hat dies in den ganzen Zuständen wenig geändert; jener wurde jetzt noch heiliger als die übrigen Fürsten, die ihm früher gleich waren an Heiligkeit, und seinen Befehlen mußten sie sich fügen, wie ihre Stämme auch Abgaben nach Mbau zu zahlen hatten. Dabei blieben aber die einzelnen Fürsten oder Unterkönige, die Häupter der einzelnen Stämme selbständig genug, wie sich schon aus den vielen immer erneuten Kriegen ergibt. Die Abgaben an die Häuptlinge bestehen im Besten aller Arbeitsprodukte, in Kähnen, Waffen, Netzen, Zeugen, Walzähnen u. s. w. und werden unter großen Festlichkeiten eingeliefert, wobei der Häuptling das Volk reich bewirtet ¹⁾. Der Rang vererbt durch die Mutter. Infolgedessen haben die Söhne einer

Dienste. Ebd., S. 62. Der Häuptling oder Matanitua (mit dem Titel Ra oder Tui) berief die Häuptlinge der Gali (mit dem Titel Komai oder Tui) durch die Mata, geheiligte Herolde, die selbst im Kriege unverletzt blieben, zur Versammlung. Ebd., S. 71. Tau-vu bezeichnet die gleiche Schutzgottheit zweier Staaten. Ebd., S. 67. Die Bewohner Vevais waren von einer Göttin geschaffen. Ebd., S. 73. Der Stab Matana-ki-lagi (zum Himmel zeigend) bezeichnet den Krieg, der durch Herolde verkündet wird. Ebd., S. 73. 76. Zu Friedensvermittlern wählt man gewöhnlich Frauen von Rang, die den Siegern Geschenke bringen. Grundemann, S. 30. 1871 proklamierte König Thakombau ein konstitutionelles Königreich, das freilich 1874 von England in Besitz genommen wurde. Oberländer, S. 182ff. Hellwald, S. 125.

1) Das Land war Eigentum des ganzen Stammes; die einzelnen Familien hatten nur Nutzungsrecht; daher auch die Unsicherheit von Landverkäufen an Europäer. Oberländer, S. 162. Bastian, S. 73.

nach einem fremden Distrikt verheirateten Fürstentochter, die den Titel Vasu (Neffen) führen, in der Heimat ihrer Mutter sehr großen Einfluß, und die Freiheit, sich von allem beweglichen Eigentum daselbst, so viel ihnen beliebt, anzueignen, was oft in förmlichen Beutezügen geschieht¹⁾. Der Rang bedingt auch Verschiedenheiten in Bestrafung von Verbrechen. Entziehung des Eigentums, Verlust von Gliedern oder Hinrichtung wird auf Ehebruch, Diebstahl, Mord, Verletzung des Tambu verhängt. Findet bisweilen auch förmliche Gerichtsverhandlung statt, so giebt jedoch meist der Wille des Fürsten den Ausschlag. Durch ein Somo, Geschenk an den Häuptling, das bei verweigerter Annahme vergrößert werden kann, kann die Strafe abgekauft werden, ja in manchen Fällen schon durch Überreichung eines Stockes, Speers oder eines Korbes voll Erde als Zeichen der Unterwerfung, wozu noch Bestreuen mit Asche und andere Zeichen der Demütigung kommen.

Auf Viti besteht Polygamie; die Zahl der Weiber steht im Verhältnis zum Rang des Mannes; ein Häuptling kann bis hundert haben, obgleich nicht alle beim Gatten weilen; eine gilt immer als Hauptgattin. Die Töchter der

1) Nur die Vasu-tankei und Vasu-levu haben dies Vorrecht, weil sie stets von einem Häuptling erster Klasse und von einer Mutter hohen Ranges abstammen. Oberländer, S. 161. Wurde dem Häuptling ein Sohn geboren, so baute man für denselben ein besonderes Haus, wo er unter der Pflege der dafür bestellten Frauen lebte bis zur Mannbarwerdung mit der Beschneidung. Nach dem Begräbnis des Häuptlings wurde ein Fest gefeiert, um den Nachfolger durch die Mbuli genannte Zeremonie zu installieren. Dem Häuptling folgte sein ältester Bruder, dann der nächste u. s. w., erst bei Erschöpfung der Brüder der Sohn jenes erstgenannten Häuptlings und weiter stets das älteste Mannesglied der Familie, während die Frauen keinen Rechtstitel besaßen und vom Vater oder ihren Brüdern verheiratet wurden; die Witwen gingen in den Besitz des Bruders über. Wenn zwischen Brüdern über die Nachfolge Krieg entstand, mochte sich der Stamm in getrennten Landbesitz spalten, und dann konnte der Ahn, weil beiden gemeinsam, ungestraft geschmäht werden, während dies sonst, um die Rache desselben abzuwenden, zu Krieg geführt haben würde. Bastian, S. 61. 72f.

Häuptlinge werden schon als Kinder verlobt durch Überreichung eines Schürzchens (Liku) an den künftigen Gatten. Vermählung gegen Neigung führte bisweilen zum Selbstmord; eine Braut, die die Treue gebrochen, wird von ihren Verwandten getötet; doch können auch jugendliche Verlobungen rückgängig gemacht werden. Kinder werden freilich auch oft an alte Männer verheiratet. Ein Jüngling bewirbt sich um ein Mädchen bei ihren Eltern; stimmen sie zu, so tauschen beide Teile Geschenke aus; es folgt eine Verlobungsfeier; dann baut der Bräutigam ein Haus für die Erkorene, während diese noch tätowiert wird, wenn es nicht bereits geschehen ist¹⁾; ist das Haus fertig, findet ein großes Hochzeitfest statt; auch die Freunde des Bräutigams beschenken die Braut, das „Thränenabtrocknen“, das Williams als Zeichen feinen Gefühls hervorhebt. Der jungen Frau wird das Haar oder doch eine lange Locke über den Schläfen geschoren. Der Priester hat nach Williams mit der Eheschließung nichts zu thun, da man sie nicht als religiöse Feier auffaßt. Doch gilt nach einem andern Bericht dies nur für die höheren Stände, während die Ehen der niedern Klasse durch priesterliche Gebete geschlossen werden. Ja, Williams selbst berichtet auch von der feierlichen Hochzeit eines Königs, der, als ihm die Braut von seiner Tante und einigen Matronen übergeben worden und sie sich zu seinen Füßen niedergelassen, seine Götter aufzählte mit dem Wunsch, sie möge leben und Knaben gebären; ihren Angehörigen, zwei Männern, gab er eine Muskete und bat sie, ihn nicht zu hart zu beurteilen, daß er ihnen ihr Kind genommen, da der Schritt das Wohl des Landes betreffe. Sie nahmen das Geschenk gebeugten Hauptes und murmelten ein kurzes Gebet. Der König löste der Braut das Halsband, küßte²⁾ sie, tröstete

1) Gerade die Teile empfangen die Zeichnungen, die der Liku bedeckt (Williams I, 160); Mütter fügen sich blaue Flecke an jedem Mundwinkel hinzu (Oberländer, S. 153).

2) Beschnüffeln, Mittelding zwischen Kufs und Nasenreiben. Grundemann, S. 38.

die Weinende, spielte mit ihrem Lockenhaar und lobte ihre Schönheit. Auf den großen Inseln kommt unter den weniger kultivierten Stämmen auch Eheschließung durch gewaltsamen Raub der Braut vor; doch kann sie, wenn sie ihren Entführer nicht will, sich in dessen Heimat einen Beschützer wählen, zu dem sie flüchtet. Stimmt sie aber zu, so bleibt sie die Nacht bei ihrem neuen Mann, und mit einem Fest, das derselbe ihren Verwandten am andern Morgen giebt, ist die Ehe geschlossen. Nach der Geburt eines Kindes, das der Mutter auf drei Tage entzogen und mit Ölfarbe bestrichen wird, hat sie sich einigen Zeremonieen zu unterziehen. Die Frauen, obgleich geschickt in Anfertigung von Töpfen, Körben, Matten, Kokosnußfäden, Schlägen und Färben des Tapatuchs, werden in großer Unterwürfigkeit gehalten, geschlagen und zuweilen selbst verkauft. Die Männer sind für ihre Weiber Tambu, dürfen daher nicht mit ihnen zusammen essen und schlafen meist im Mbure, wie auch die Knaben ein solches nachts für sich benutzen; auch die näheren Verwandten dürfen mit einander weder essen, noch sprechen ¹⁾. Doch waren nach Bastian ²⁾ die Brüder in gemeinsamem Besitz ihrer aus einem andern Dorf gewählten Frauen, weshalb die Kinder derselben (veita-vua von vua, Wurzel), wenn verschiedenen Geschlechts, sich zu vermeiden hatten; die Kinder von Brüdern und Schwestern können (als Veivatini oder Veidavolani) einander heiraten, nicht jedoch die Veitavua oder Kinder verschiedener Brüder unter einander, weil sie alle als von denselben Eltern stammend betrachtet werden; da die Brüder gegenseitig alle dasselbe Anrecht auf die unter ihnen geheirateten Frauen haben, kann bei ihnen das Verbrechen des Butakoia (Frauenstehls im Ehebruch)

¹⁾ Gerland, S. 631 ff. Oberländer, S. 167 ff. Grundemann, S. 33 f. Seemann, Viti (1862), p. 110. Hellwald, S. 132 f.

²⁾ Inselgruppen, S. 61.

nicht vorkommen, während dies sonst gerächt werden muß, damit der Ehemann nicht als Moku verächtlich bleibt. Förmliche Ehescheidungen waren selten, nach Seemann auch der Ehebruch, auf den Todesstrafe stand. Doch war nach Williams die eheliche Treue schlecht bewahrt; die Häuptlinge gaben oft die Frauen eines Platzes den Kriegern oder willkommenen Gästen preis. Entfernung des Leibessegens war nach Williams so häufig, daß nur wenige Frauen nicht in irgendeiner Art Kindsmord begangen hatten, namentlich an Töchtern. Auch blühte noch zu Seemanns Zeit zunftmäßige Unzucht. Doch stehen nach Buchner die Vitier gegenwärtig, im Gegensatz zu den lasciven Polyne-siern, im Rufe großer Keuschheit; auch hat nach ihm ihr nächtlicher Tanz „Meke Meke“ keine obscene geschlechtliche Bedeutung ¹⁾. So sparsam die Vitier in der Kleidung sind, so sind sie doch auch nach Wilkes ²⁾ so schamhaft, daß man, wenn man einen Mann oder Frau ohne Leibschurz (Masi) sehen würde, sie töten würde. Ein Priester aus Somosomo sagte nach Williams von den nackten Neukaledoniern: „Nicht im Besitz eines Masi und wollen Götter haben!“ ³⁾ In vorchristlicher Zeit trugen die Männer ihr starkes, langes, krauses Haar zu ausgezupft mächtigen Perücken; bis zum zehnten Jahr gingen die Kinder nackt; dann wurden die Knaben, die bis dahin als unrein galten, beschnitten; später schlangen sie um die Lenden den Malo oder Seavo, ein schmales Basttuch, dessen Bereitung Williams ⁴⁾ genau beschrieben hat; der Liku der Weiber war ein 50 bis 80 Centimeter langer Rock aus Schilfblättern ⁵⁾. Die turbanartige Kopfbedeckung Sala trugen nur Häuptlinge; der gemeine Mann, der sie trüge, wäre

1) Hellwald, S. 133 f. Buchner (Reise durch den Stillen Ozean, S. 273) schildert den Mekemeke-Tanz eingehend. Erskine erwähnt freilich auch unzüchtige Tänze (Grundemann, S. 39).

2) Hartwig, S. 415. „Ausland“ 1848, S. 346.

3) Peschel, S. 176.

4) Fiji I, 65sq.

5) Hellwald, S. 130. „Globus“ XXI, 146.

dem Tode verfallen. Das Ungeziefer in dem ungeheuren Haarwulst wird um so eifriger gejagt, als ein Drittel der Beute dem Jäger zufällt. Das Gesicht wird mit den verschiedensten Farben und Figuren bemalt. In den Ohren trägt man ungeheure Schmucksachen, auch Schmuck auf der Brust und Halsbänder, an denen Perlen, Muschelstücke, Hundszähne, Fledermausflügel u. dgl. an einander gereiht sind ¹⁾. Pickering ²⁾ und Williams ³⁾ rühmen den Geschmack und die Entwicklung der Baukunst bei den Vitiern. Die Wohnungen sind der Form nach sehr mannigfaltig, meist niedrige, länglich-viereckige Hütten aus festem Pfahlwerk mit darübergebundenem Laubwerk, Palmblättern oder Schilfrohr, nach beiden Seiten vorstehendem Firstbalken, niedrigen Thüren. Der Fußboden im Innern ist mit Farnkraut gepolstert, mit Matten belegt und rein gehalten; einige Bambu-Kopfkissen, eine oder zwei Feuerstellen, einige Fächer mit zierlichem Flechtwerk, Kochtöpfe und Kokosnuß-Wassergefäße vervollständigen den Hausrat ⁴⁾. Ein Netz dient zum Schutz gegen Moskitos; die irdenen Gefäße aus rotem oder blauem Thon zeichnen sich durch reine, gefällige Umrisse aus. Niemand darf in öffentlicher Versammlung als Redner auftreten, ohne einen Wedel in der Hand, der aus Kokosfasern besteht und dem Haar der Vitier ähnlich sieht; der Stil ist mannigfach verziert und hat unten gewöhnlich zwei menschliche Figuren, die einander den Rücken kehren. Die Fahrzeuge, meist Doppelkähne, sind bis 118 Fufs lang, 24 Fufs breit, mit einem 68 Fufs hohen Mast versehen und reich mit Schnitzwerk geschmückt. Die Kriegsschiffe sind besonders geschickt

1) „Globus“, S. 147. Oberländer, S. 153. Nach Grundemann (S. 29) tragen auch die Seeleute Turbane und nehmen denselben ab, wenn ein Tropik-Vogel vorüberfliegt oder ein Hai sich zeigt, die sie als Göttererscheinungen verehren.

2) The races of man, p. 153.

3) Fiji I, 85.

4) Buchner, S. 225. Grundemann, S. 26f. Hellwald, S. 130.

gearbeitet. Als Werkzeuge dienen nur undurchbohrte Steinäxte, Rattenzähne zu feineren Skulpturen, als Feilen Pilzkorallen und Stachelrochenhaut, Bimsstein zum Polieren. Aus hartem Holz werden sehr künstliche Näpfe für Priester geschnitzt und ihnen bisweilen Tiergestalten, z. B. von Enten und Schildkröten, gegeben. Die Griffe der Kriegskeulen sind mit feinen Schnitzereien bedeckt und bisweilen mit Menschenzähnen oder Muscheln ausgelegt. Außerdem sind Waffen der Vitier Axt, Bogen, Schleuder und Wurfspiels¹⁾. Zur Befestigung ihrer Orte zogen sie Wassergräben und speicherten in jenen Vorräte auf²⁾. Aufser dem Kriegführen ist Ackerbau die Hauptbeschäftigung des Volks und nirgends in der Südsee die Mannigfaltigkeit der Kulturgewächse so groß wie hier. Der Boden wird für den Anbau durch Einäscherung des Gestrüpps gesäubert, mit einem spitzen Pfahl aus Mangroveholz gelockert, die Erdklöße von Knaben mit den Händen zerrieben und die Keime hineingelegt³⁾. Die Yankona-(Kawa-)Gelage werden nur von den Vornehmen abends abgehalten und geschehen mit ursprünglich religiösen Zeremonieen⁴⁾. Die Vitier sind auch erfahrene Fischer, Taucher, dabei Fänger von Meerschildkröten, die, durch Feuer zum Häuten gezwungen, Schildpatt liefern, auch Händler, obgleich sie trotz ihrer vortrefflichen Schiffe über ihre eigene Inselgruppe nicht hinausgehen⁵⁾. Die Vitier sind geneigt zu Spiel, Tanz, Musik (Instrumente nur Trommel und Nasenflöte), haben ein Jahr mit zwölf Monaten (vula), wobei sie nach Nächten zählen, haben Poesie mit Metren und Assonanzen, epische, mythologisch-historische Dichtungen, Tierfabeln, Sprichwörter, lyrische Lieder, Totenklagen, Kriegslieder,

1) „Globus XXI, 148. 165 (mit Bildern von Geräten und Waffen). Peschel, S. 367f. Grundemann, S. 28f.

2) Gerland VI, 642.

3) Grundemann, S. 27.

4) Ebd., S. 26. Hellwald, S. 132.

5) „Globus“ XXI, 148. Oberländer, S. 166. Hartwig, S. 407. Grundemann, S. 41.

Morgen- und Abendgesänge, Tanzlieder (die Dichter und Dichterinnen gelten für inspiriert und empfangen jedes neue Lied, indem sie im Traum in die Geisterwelt entrückt werden), Anfänge dramatischer, auch komisch-satirischer Darstellung mit maskierten Personen ¹⁾, ja ein Analogon der Schrift in Stäbchen und Netzen bei Sendung von Botschaften ²⁾ und in den auf das einheimische Bastzeug (Masi) gedruckten Zeichen, die jedoch immer auf bestimmte Stämme bzw. Familien beschränkt erscheinen ³⁾. Sind auch List, Falschheit und der grauenvolle Kannibalismus dunkle Züge im Charakter der Vitier, so repräsentieren sie doch sonst in den meisten Beziehungen die höchste Entwicklung der papuanischen Rasse, freilich im innigen Verkehr mit den Tonganern ⁴⁾, und haben auch durch Annahme des Christentums jene heidnischen Greuel überwunden. „Durch das Christentum ist der Kannibalismus verschwunden, der Kindermord hat abgenommen, das Menschenleben wird nicht mehr wohlfeil verkauft; eine geordnete Gesetzgebung ersetzt die Privatrache, wo Mord durch Mord erwidert wurde. Freilich ist es unvernünftig, sich einzubilden, daß die Zivilisation sich plötzlich einem Barbarenvolk aufzwingen läßt.“ ⁵⁾

1) Gerland, S. 605 ff. Grundemann, S. 39 ff.

2) Peschel, S. 367. Eine Art von diplomatischem Corps war an den einzelnen Höfen verteilt, verstand sich freilich auch auf alle macchiavellistischen Künste. Hale, Ethnography, p. 51.

3) Hellwald, S. 128.

4) Peschel, S. 366. 368. Der Schwede Charles Savage im Dienst des Häuptlings Ulivau von Mbau überbot noch die Eingeborenen im Kannibalismus, bis er endlich auch selbst gefressen wurde. Oberländer, S. 178. Hartwig, S. 399.

5) Lelièvre, S. 417.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 12 habe ich das Gefühl als Innewerden des Dafs oder der Existenz erklärt, S. 15 als Potenz des Denkens und Wollens und daraus die Kategorie der realen Potenz abgeleitet. Beides verträgt sich wohl mit einander. Das eigene Dasein wird zunächst empfunden als Kraft, nicht als fertiges Dasein. Von der äußeren Wahrnehmung mußte dabei noch abgesehen werden, weil sie eben für den subjektiv-kritischen Ausgangspunkt der Philosophie nur phänomenale Bedeutung hat und durch die psychologische Begründung der Kategorien im Selbstbewußtsein erst die Möglichkeit ihrer Anwendung auf die äußere Wahrnehmung gewonnen wird. Die psychologische Basierung der Erkenntnistheorie darf nicht befremden, da das Selbstbewußtsein, das sich aus der natürlichen Unmittelbarkeit im Denken und Wollen zur Selbstthätigkeit erhebt, zunächst psychologisches Grundphänomen ist. Legt man den Kategorien der Möglichkeit und Notwendigkeit lieber die der Wirklichkeit zugrunde, so kann man doch die psychische Wirklichkeit zunächst auch nur als Anlage, Kraft oder Potenz fassen; sonst verwickelt man sich in alle Schwierigkeiten des Herbartschen Realismus; doch führt auch Herbarts Grundbegriff des Seins als Position zunächst auf ein ponierendes Subjekt als Potenz selbstthätigen Ponierens.

S. 11, Anm. 1 lies: Philos. der Relig. I, 126 (1. Aufl.).

S. 16, Zeile 21 lies: ἀναγκαῖον.

S. 19, Z. 15 lies: vollkommenes Zugleich.

S. 61, Z. 7 von unten lies: ἐντελέχεια.

S. 72, Anm. 1 lies: 1800.

S. 88, Z. 3 lies: Mohammed.

Zu S. 97. Auch nach Haggemacher (Zur Frage nach dem Ursprung der Religion, 1883) giebt es keinen Stamm ohne Religion (S. 29); inbezug auf den Seelenkult folgt er Lippert (S. 45 ff.), läßt daneben aber auch den Glauben an Naturgeister hestehen

(S. 43 ff.); freilich erst von der Stufe des reinen Animismus und Polydämonismus aus vollzieht sich nach ihm der Aufstieg zum Heno- und Monotheismus (S. 79 ff.). Nach Delff (Grundzüge der Entwicklungsgeschichte der Religion, 1883) gehört es zur Natur des Menschen, Religion zu haben, weil er Geist ist und damit am Unbedingten partecipiert; die Religion ist Anfang und Ende aller seiner Wege, beginnt schon vor aller Geschichte und ist in ihr das kausal und final Treibende (S. 13); der Polytheismus habe historisch seinen Ausgang von einer Verehrung des Himmels und der Gestirne genommen (S. 17), auch der Dämonenglaube der wilden Völker, deren Bewußtseinszustand nicht ein Bild des Urmenschen sei, sondern alle Zeichen der Depravation an sich trage (S. iv f.; vgl. S. 69 f.); doch werden die Naturvölker weiter gar nicht behandelt.

Zu S. 103, Z. 14. Mit Recht warnt A. Dorner (Studien und Kritiken 1883, S. 219) vor einem negativ-abstrakten Allgemeinbegriff der Religion, von dem aus gerade die in den verschiedenen Religionen verschiedenen konkreten Entwicklungselemente nicht als zum Wesen der Religion gehörig angesehen werden müßten; er fordert zur Erkenntnis des Wesens der Religion die Verbindung der psychologischen, historischen und spekulativen Methode, welche letztere den Idealbegriff der Religion aufstelle, um von diesem kritisch den Wert der verschiedenen Religionen zu beurteilen, da die geschichtliche Entwicklung für sich nicht mit der normalen Entwicklung des religiösen Bewußtseins identifiziert werden dürfe. Ich gebe zwar den Idealbegriff der Religion erst in Teil III, Buch 8, Kap. 1 (siehe oben S. 89) nach Abschluß der Religionsgeschichte mit einer abschließenden kritischen Vergleichung aller Religionen, die sich zur christlichen Apologetik gestaltet, weise jedoch schon hier die allgemeine Grundlage aller Religion vermöge der sie vermittelnden Faktoren der relativen Abhängigkeit des Menschen vom Menschen und von der Natur, die als relative Abhängigkeit die Entwicklung der relativen individuellen Freiheit einschließt, als eine entwicklungsfähige Potenz auf, die sich eben vermöge dieser Entwicklungsfaktoren und einer realen je nach der menschlichen Empfänglichkeit fortschreitenden Einwirkung Gottes selbst in verschiedenen Richtungen, auch vermöge der menschlichen Wahlfreiheit abnorm entwickeln kann, aber auch trotz der insonderheit der heidnischen Religionsentwicklung anhaftenden Abnormität der Vollendung des Gottesbewußtseins im Christentum zustrebt. Übrigens wird durch den Nachweis, daß sich geschichtlich das Gottesbewußtsein, wie auch die allerdings abnorme Ahnen- und Naturvergötterung zeigt, überall durch das Bewußtsein relativer Abhängigkeit vermittelt, Kaftans Deutung des Schleiermacherschen Religionsbegriffs als bloßer Theorie widerlegt.

Zu S. 115, Z. 13 von unten. Der Ahnenkult ist allerdings zunächst individuell in jeder Familie, führt aber ebenso notwendig zur Überordnung der Stammesahnen und vergötterten Stammeshäupter, wie das patriarchalische Prinzip zur Unterordnung der Stammesglieder unter den Häuptling, die ich bei der geringen Entwicklung der Individualität bei den Naturvölkern auch nicht als eine ursprünglich konstitutionelle denken kann; der von Hellwald behauptete Kommunismus der Naturvölker erstreckt sich zunächst nur auf das Land als Eigentum des ganzen Stammes. Auch Hegel (Philosophie der Geschichte, S. 94) irrt, daß es eine Verfassung auf dieser Stufe eigentlich noch nicht geben könne, deren Standpunkt sinnliche Willkür mit Energie des Willens sei, die höchstens durch despotische Gewalt gebändigt werde; das Freiheitsbewußtsein der Einzelnen ist vielmehr noch zu wenig entwickelt.

Zu S. 118. Ich hebe in der Religionsgeschichte überall hervor, wie weit sich bei den einzelnen Stämmen der Naturvölker auch Ackerbau findet; auch ist mir der Unterschied der Natur- und Kulturvölker nur ein relativer (vgl. S. 95); gleichwohl ist die Bodenkultur der Naturvölker doch nur gering zu nennen gegen diejenige im alten Ägypten, Mesopotamien, China; im Prinzip überwiegt bei jenen das nomadische Leben und damit die bloße Abhängigkeit von den Stammeshäuptern und Vorfahren, während bei den Kulturvölkern die Bedingtheit der Kulturentwicklung durch die Natur hinzukommt; so, nur so erklärt sich der vorherrschende Ahnenkult der Naturvölker und der Reichtum auch an Naturgöttern bei den Kulturvölkern; ich habe kein spekulatives Interesse, ersteren die Naturgötter ganz abzusprechen, erkenne auch einen Fortgang zu solchen bei den höheren Naturvölkern an, aber kann mich auf Grund der geschichtlichen Forschung nicht überzeugen, daß auch schon dem Fetischismus der Glaube an bloße Naturgötter zugrunde liegt; vielmehr ist die Naturpersonifikation schon Zeichen einer höheren geistigen Entwicklung und mit veranlaßt, wenn auch nicht ausschließlic, durch die das Geschlecht der Wörter bezeichnenden Sprachen (S. 183ff.). Ebenso wenig kann ich mit Lippert die Naturgötter der Kulturvölker bloß aus Ahnengöttern herleiten.

Zu S. 133. Lotze (Mikrokosmos I, 188ff.) geht über Herbart hinaus durch Unterscheidung des Fühlens und Wollens vom Vorstellen, obschon er in jeder dieser Formen das ganze Wesen der Seele thätig denkt. Auch ihm gilt das Selbstbewußtsein nur für die Ausdeutung eines Selbstgefühls (ebd., S. 281); ebenso beruht ihm das Sittliche auf dem Grunde des Gefühls, das weit eigentümlicher als die Erkenntnis die wahre Natur des Geistes bezeichne und mit seinem Einfluß auch in die Bemühungen des erkennenden Verstandes

hinübergreife (S. 277). Trieb sei Innewerden eines Getriebenwerdens (S. 287). Das Wollen sei von Gefühl und Vorstellen als Veranlassungen seines Hervortretens abhängig (S. 286). Als Religiosität bezeichnet Lotze (II, 459) diejenige Form des Lebensgefühls, in der das Bewusstsein der eigenen Gebrechlichkeit mit dem eines nichtsdestoweniger ewigen Weltberufs und dem eines Zusammenhangs unsers Daseins mit dem geheimnisvollen Weltganzen verschmolzen ist.

Zu S. 136. Ziemssen (Anthropologische Grundgedanken über Ursprung und Ziel der Religion, 1880) definiert die Religion (S. 14) als Gefühl und Anschauung des Vollkommenen. Der Begriff des Vollkommenen ist aber zu formal und vieldeutig, um der Religionsgeschichte als Grundlage dienen zu können.

Zu S. 198, Anm. 2. Herbart macht bei seinem dem Schöpfungsbegriff ungünstigen starren Realismus, der eine Vielheit von Ewigkeit her seiender realer Wesen behauptet, die teleologische Naturbetrachtung zur Stütze des religiösen Glaubens, erkennt jedoch an, daß derselbe viel älter ist und viel tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüte hat, als alle Philosophie; Religion beruhe auf Demut und dankbarer Verehrung gegen den Urheber der Bedingungen unseres vernünftigen Daseins; die Demut werde begünstigt durch das Wissen des Nichtwissens; vor allem seien die praktischen Ideen zu benutzen, um die Lehre von Gott insofern mit festen Strichen zu bezeichnen, als dieses nötig sei zur Unterscheidung des vortrefflichsten der Wesen von dem bloß mächtigen, ursprünglichen Ersten, dem an sich praktisch ganz gleichgültigen Urgrund der Dinge; hierzu müsse die metaphysische Spekulation mancherlei Dienste leisten (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, § 132, S. 246). Auch nach Drobisch (Grundlinien der Religionsphilosophie, 1840) wurzeln die teleologischen und ethisch-praktischen Gründe des Glaubens an Gott wie die Religion und der Glaube selber tief im Gemüte und zwar in den religiösen Gefühlen d. h. in Gefühlen, die im allgemeinen unter die Gefühle der Lust und Unlust gehören, im besondern aber aus der Sehnsucht nach einem Höheren und Mächtigeren, nach Erlösung aus Not und Trübsal oder aus dem Bedürfnis des Dankes für Befreiung von Leiden, für Glück und Freude, aus dem Bewusstsein der Sünde, aus Gewissensangst, dem Bedürfnis der Stärkung unserer moralischen Kraft entspringen. Der Glaube ist der natürliche, aber nicht notwendige Erfolg dieses Wünschens und Sehens, eine freiwillige Anerkennung oder Annahme, durch welche die Sehnsucht befriedigt wird. Auf diese subjektive, natürliche Religion pflöpft zu ihrer Veredelung die objektive, historisch überlieferte Religion, die sich als geoffenbarte durch Befriedigung des religiösen Bedürfnisses mit dem Anspruch auf Autorität ankündigt, ihre Reiser. Wenn mit der

Anerkennung eines dem Vorstellen zugrunde liegenden Gefühls und eines über das Vorstellen hinausgehenden Willens Ernst gemacht wird, führt dies aus der einseitigen Psychologie Herbarts heraus; aber wie wenig jenes bei den strengen Herbartianern der Fall ist, zeigt Taute (Religionsphilosophie, Teil I, 1840; Teil II, 1852). Auch nach ihm ist die ursprüngliche Quelle der religiösen Begriffe zunächst der Gegensatz des Angenehmen und Unangenehmen, sodann die sittlichen Urteile; gleichwohl ist ihm die Religion nur „das Erzeugnis erfahrungsmäßig gegebener Vorstellungen und Vorstellungsmassen“. Vgl. Ulrici in Herzogs Realencyklopädie, 2. Aufl., XII, 683 ff. Auf E. v. Hartmann (Religion des Geistes, 1882) konnte hier nicht eingegangen werden, weil er das Gefühl als solches, wenigstens nicht als primäre Funktion, die ihm vielmehr sein abstrakter „Wille“ ist, und auch das religiöse Abhängigkeitsgefühl gelten läßt; er löst es aber auf in „ein Verhältnis zwischen dem absoluten Subjekt als solchem und der auf ihm als eingeschränktem Subjekt ruhenden relativ konstanten Funktionengruppe“, wobei die „Identität des göttlichen und des menschlichen Subjekts“ in dem Begriff „Gottes als eingeschränkten Subjektes“ durch eine an Hegel anknüpfende Spekulation gewonnen wird, wonach „der Weg aus der leeren Unendlichkeit zur unendlichen Fülle der Bestimmtheit notwendig durch endliche Bestimmungen hindurchgehe“.

S. 224, Anm. 1, Z. 9 lies: Suffigierung.

Zu S. 214, Z. 8. Ibn Chaldun ed. trad. de Slane, Alger 1847.

Zu S. 215, Z. 5 von unten. Nach Reinisch (Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt [1873] I, 9 ff.) findet sich der Name Berber in der Form Berebere-ta bereits auf der Völkerliste von Karnak und ist durch Vermittelung der Ägypter, die nach Herodot (II, 182) alle anders redenden Völker Barbaren nannten, in das griechische *βάρβαρος* übergegangen. Nach Reinisch stammt das Wort Berber von bar (ältere Form bat, bad aus kat, kad) „Erde, Land“ = beá im Ägyptischen (S. 245), to-hasch, kasch im Sauakin-Idiom der Bischari-Sprache, tao, tob im Nuba, altägyptisch dewe, te, tu in der Sprache der eben daher genannten Tibu (siehe unten S. 273) oder Teda, der Tehennu (= te-he-n „Land-Kind“) auf den altägyptischen Inschriften = Tifene-n, womit im Maschigh, und Afuno, womit in Bornu die Hausa, die nahen Verwandten der Teda bezeichnet werden (S. 6). Tede, Plural Teda, entstammt nach Reinisch (S. 22 ff.) einer älteren Form, die im Altägyptischen te-te-we „Leute, Volk“ heisst, jünger rete-we, rede-we, Singular retc, rede „Mensch“, im Dinka rot „Person, selbst“; im Sudan-Arabischen bezeichnet dasselbe Wort rete-nu die Eingeborenen. Hiermit verbindet

Reinisch auch den Volksnamen Lud aus der alten Pluralform lede-u mit Metathesis des Suffixes, wofür die ältere Form Rethen-nu, Rade-no, der ägyptische Name für Assyrien. Wie von Tede die jüngere Form Tehe, aus dieser die Kanuri-Form Tebu, so leitet Reinisch (S. 24) von dem Stamm rede den libyschen Volksnamen bei den Ägyptern Rebe-we ab; im Hebräischen heißt derselbe Lub, im Arabischen Lube-h, woraus *لِبُون*. Den Stamm Rebe führt Reinisch auf eine frühere Form Rehe zurück, die in Lehabim, dem dritten Sohn Mizraims Gen. 10, 13 erhalten ist. Spätere Form von Rebe-we ist Napi-t, Napata, Nob „Nubien“ (S. 25).

Zu S. 226, Z. 6. Wenn man den grammatischen Bau des Semitischen und Altägyptischen vergleicht, begegnet man Schritt für Schritt gleichen Elementen, dem gleichen Pronomen, der gleichen Flexion des Verbum, dem gleichen Numerale, der gleichen Verbindung der Stammwörter, ja sogar der gleichen Syntax, die sonst doch nur bei bloß dialektisch verschiedenen Sprachen dieselbe ist. Einen wesentlichen Unterschied in beiden Sprachgebieten bildet der trilitterale Charakter der semitischen Stammformen, den das Altägyptische nicht in gleicher Regelmäßigkeit besitzt. Eine genauere Betrachtung ergibt, daß dieser auch im Semitischen kein ursprünglicher ist, sondern erst in verhältnismäßig später Zeit geworden. Aus der Vergleichung derselben Stammformen in den beiden Sprachgebieten kann man auf historischem Weg die Entstehung der semitischen Trilitterae genau verfolgen und beobachten, wie aus einsilbigen Wortstämmen sich die zwei- und dreisilbigen herausgebildet haben. Selbst auf speziell semitischem Gebiet (abgesehen vom ägyptischen) läßt sich das aus den in ergiebiger Zahl vorhandenen viersilbigen Stammformen aufhellen, wenn man darauf achtet, auf welche Weise diese aus den dreisilbigen sich gebildet. Die sogen. Berbersprachen in Nordafrika (das Maschigh, Schau, die Idiome der Kabylen, der Beni Mzab, Beni Menasser u. s. w.), die Sprache der Bischari-Stämme in Ostafrika (das Bedaue, Begawiyeh, Sauakin u. s. w.), ferner das Saho, Somali, Gala, kurz die sogen. hamitischen Sprachen, sie alle zeigen den gleichen grammatischen Bau des Semitischen und Ägyptischen, haben aber mit diesem letzteren die spezielle Eigentümlichkeit gemeinsam und unterscheiden sich mit diesem von den semitischen Sprachen in dem einzigen sprachlichen Merkmal, daß ihre Sprachformen meist ein- oder zweisilbig sind. Reinisch, S. VII f. Die Identität von Wortstämmen in den verschiedenen Sprachen gewinnt Reinisch auf Grund eingehendster Feststellung der Lautveränderungen zunächst innerhalb der Dialekte einer Sprache (wofür er das Teda zugrunde legt). Wie im Teda tai (Nacken) = dabu, taue (ohne) = daue, tege (Gebieten) = daye, so ist Teda tagai (morgen), tega (Stein),

tege (Gebieten) u. s. w. = ägyptisch deye-te (dewe-te), deche-te, deheni = äthiopisch dadak, dangiya (Somal daga, hebräisch dakkab), dagu (Gala tika, tik-se, Sauakin tega) u. s. w. Auf diese Weise weist Reinisch eine außerordentlich große Zahl von Wortstämmen auf, die den verschiedensten erythräischen Sprachen gemeinsam sind. Danach ist auch die Zahl der dem Altägyptischen mit dem Semitischen, ja auch mit dem Arischen gemeinsamen Wurzeln eine sehr große.

Zu S. 231, S. 17. Schon Norris und Bleek gesellten das Odschi dem großen südafrikanischen Sprachstamme zu; die Akra-Sprache rechnet Bleek mit dem Fulah, Wolof und Tumale in Darfur zu der großen Gor-Familie (Waitz II, 54). Lepsius (Einleitung zur Nuba-Grammatik), an den Nachtigal (Sahara und Sudan I, 198) sich anschließt, unterscheidet drei Sprachzonen: südlich die Bantu als urafrikanischen Komplex, nördlich und nordöstlich die ebenso einheitlichen hamitischen Sprachen, die den aus Asien gekommenen Libyern, Ägyptern und Kuschiten angehören, endlich in der Mitte einen etwa 15 Grad breiten Gürtel von vielen isolierten Sprachen, die das Produkt des ausgedehnten teils friedlichen, teils feindlichen Zusammenstoßes der eingedrungenen Sprachfamilie mit der autochthonen sind. Lepsius (S. xix) bezeichnet es als charakteristisch für die afrikanischen Sprachen, daß sich der Wortschatz und auch die grammatischen Sprachteile mit außerordentlicher Leichtigkeit lautlich verändern, ganz umformen und gegen andere vertauschen, sobald die sich ihrer bedienenden Volksstämme sich gegenseitig äußerlich isolieren oder in veränderte Verhältnisse irgendeiner Art geraten. F. Müller (Sprachwissenschaft III, 1) rechnet jetzt zu den Sprachen der Nuba-Rasse die der Fulbe (Fulah), Nuba, Kunama, Barea, Tumale, Il-Oigob (Wakuafi und Masai) und Sande; auch zwischen Oigob und Bari erkennt er grammatische und lexikalische Übereinstimmungen an (S. 95 ff.). Reinisch hat auf Grund bestimmter Lautveränderungsgesetze den einheitlichen Ursprung des Wortschatzes zunächst der sämtlichen afrikanischen und semitischen, dazu aber auch der arischen Sprachen am eingehendsten nachgewiesen, wenn man auch in vielen Einzelheiten anders etymologisieren kann und die Herleitung aller Völkerrassen der alten Welt aus Ursitzen an den äquatorialen Seen Afrikas (S. x) die geschichtlichen Traditionen von einer Urheimat in Asien und Einwanderungen von Asiaten in Afrika auf den Kopf stellt. Aus der Fülle der von Reinisch aus den verschiedenen Sprachen zusammengestellten verwandten Wörter mögen hier nur einige Proben folgen, welche sich vorzugsweise auf Religion beziehen. Tege „Fürst“ im Teda = Wandala duk-se, Bari tiju, Dinka tueng, Herero tika, tenga, Suaheli mtunga, Nika mzumbe; vgl. *ταγ*, lit. ta-ik (richten), isl. ting (Gericht) (S. 46)

und ägyptisch heqe (König), ege (Priester = 𐤇𐤃 , arabisch kuhin, äthiopisch kahen, S. 192), Herero om-punguhe (Priester); Kulfada boïlo und bel (Gott) hängt zusammen mit Hausa baba, Sonrh. bo (grofs), semitisch baal (Herr), ägyptisch beere (Name des höchsten Gottes) und schließt sich an Schilluk kelge, Kundschara kalge, Maba kalak und kalah, Dinka garang „Gott“; vgl. Sanskrit bhaga (Herr), altpersisch baga (Gott), *Βαγαῖος* (*μέγας καὶ Ζεὺς Φρύγιος*, Hesych), altslov. bogu (Gott), lit. bagotas (reich) (S. 270). Mit tege verbindet Reinisch ferner (S. 310) arabisch wekil, akil, waqaa, alaqa (Gebiet), ilah, alah (Gott), *Ἐλιεύς* (*Ζεὺς ἐν Θήβαις*), lett. alk-s (Götze), lit. aklatis (Dämon, Teufel) und vergleicht (S. 334) noch damit Gala okera, Maschigh cthi-n, Hausa alaki, Yoruba elegwa, Wandala azeng-ne, ägyptisch ayeche (Dämon), Isl. alfr, angelsächsisch älf, althochdeutsch alp. — Digi, tog(g)o „Sonne“ im Teda = ägyptisch teke (leuchten), schewe (Sonne = Gott, $\Sigma\omega\varsigma$), Dinka a-tue, Wandala taga, Loango i-tango, Kongo i-tanga, Zulu i-langa, Sofala i-zuwo, Bayeye il-lebu, Herero e-yuva, Bunda e-teke; vgl. Sanskrit tiji-la (Mond) cirkass. teiga (Sonne) (S. 39. 51f. 87). Andererseits heisst „Sonne“ im Schilluk ronge, Hausa ra(h)-na, Fula, Mandingo nange, Bari laja (leuchten), nokan (brennen), ngun (Gott), Dinka ryan (leuchten), rue-l (Sonne); Bagr. ra(h) (= Nupe soko, Fundsch diok) heisst „Gott“, ebenso in Südafrika Zulu, Kafir u-tiqo, Rundo n-dowe, Bunda sugu, Kabenda, Nyombe, Basunde n-zambi (aus zanhi, zangi), Maravi m-simmo, Inhambane n-zuma, Udom, Mbofon e-schowo, Mosamb. ma-luko, Meto mu-lugu, Nika, Kamba, Hiau mu-lungu, Sena mu-rungu, Tschuana mo-rimo (aus rimbo, ringo, Wurzel rig), Rui n-yambe, Suaheli, Pokomo m-ungo, aus wengo). Akurakura ōka heisst „Götze“. Vgl. Schoagala waka und Gala wakayo „Gott“, woka „Sonne“ (S. 253), mit Bagr. rah, ägyptisch Ra, Ree, der Sonnengott, und Sanskrit raga, ravi, naga „Sonne“ (S. 147). Die Verbalbedeutung „leuchten“ der Urwurzel kann sich natürlich ebenso auf den Himmel, als die Sonne beziehen, wie das arische div. — Yedi, yeze, ez „Sonne“ im Teda = $\Psi\aleph$, Kulf. eis, is, ye, Bagrimma kaja, Qamamil monzo = „Mond“ im Ngola m-besi, Herero omu-eze, Tette mu-eze, Suaheli m-esi, Loango, Kongo n-gonde, Sonrhai handu; Nupe ezo, azo; allen liegt die Wurzel kad zugrunde; vgl. Skrit cad-ira, cand-(r)a (Mond), kas, kasch, vas (leuchten), kaschi, kische, baschu, vaschu (Sonne) (S. 123). — Donso, domos „Kälte, Regenzeit“ im Teda = ägyptisch these (Regenhimmel), Maravi ma-zinja, Tette n-schonsi; vgl. die Ausdrücke für Himmel, Wolke: Tette kuzuru, Zulu und Kasir i-zulu, Tschuana te-chorimo, Suto ɛ-golimo und andererseits Agau düvuni Himmel, Sanskrit nabhas, *νεφος*, lit. debesi-s (Wolke) (S. 118f.). — Foti, fodu „Fluss“ im Teda = ägyptisch weze, Dong. osi, Kenzi csi, Sonrhai isa, Yoruba oso, Fanti

esu, in Südafrika Hiau lu-jendu, n-yasa, Indu n-yanza, Kilimane mu-insi, Herero mbaze, amharisch wanz = „Wasser“ hebräisch mai, arabisch ma, moye, ägyptisch mee, äthiopisch maye, amharisch wecha, Somal beha, Gala biza, Tigrina mosnu, Hiau mesi, Nyamwesi minzi, Inhambane mati, Schilluk mage; vgl. Sanskrit kandha, patha, madhu, u(n)da, kaschas, busu, vasu, vaha (Wasser) (S. 90. 122). — Zadeni „Vieh“ im Teda = ägyptisch (h)ete, bete, hebräisch שׂעִיר, בְּעִיר, Schilluk schande, Herero on-yanda (ongunde, Vieh, das zum Leichenschmaus geschlachtet wird), Kafir in-guscha, Nika n-yonsi; vgl. Sanskr. bheda, lateinisch hoedus, althochdeutsch geiz (S. 83. 182). — Duro, aus degro (S. 260), „Arznei“ im Teda = ägyptisch pechere, Zauber (S. 286), Gala muka, Bedau. o-mehel (Arznei), arabisch makr (Zauberer) (S. 260), Hausa magoni, Maschigh a-meklu (Zauberer, S. 263), Fula magani, Fertit manga (Arznei), Herero panga (Arzneikunde ausüben, zaubern), onpange (Arzt, Zauberer), Suaheli, Nika, Hiau mganga, Sofala, Sena mutombo (aus longo), Mosamb. murete (Arznei), intente (Arzt). Da fast im ganzen afrikanischen Kontinent der Schmied zugleich Arzneikunde ausübt (Barth I, 409), so hängt auch mit duro zusammen duti „Schmied“ im Teda — Schilluk bada, Nuer bel, Fula bal(h)ilo, Log. megel, Hausa makeri, Sande pongu, Bagr. kocmogo, Bari mijo (schmieden) (S. 298); die Ausdrücke für „Arznei“ treffen zusammen mit den Bezeichnungen für „Dattelwein“ (ntembo); vgl. auch Bari wini „Arznei“ und bunit (Kenzi „Dattel“), pl. bunuk „Arzt, Zauberer“ (S. 342).

Zu S. 235, Anm. 2. Vgl. S. 430, Anm. 1 und S. 431, Anm. 6, auch Waitz, Anthropologie II, 10 ff. Nachtigal (II, 193) findet überall unmerkliche Übergänge von einem Stamm zum andern, die er zum Teil zwar auf Blutmischung, zum Teil aber auch auf das Klima zurückführt.

Zu S. 236, Z. 13. Vgl. Kölle in Petermanns Mitteilungen 1855, S. 326: „Was in Büchern häufig als Grundtypus der Negerphysiognomie dargestellt wird, würde von den Negern als eine Karikatur oder im besten Fall als eine Stammesähnlichkeit angesehen werden, die aber in bezug auf Schönheit hinter der Masse der Negerstämme zurückbliebe.“ Gleichwohl glaubte Waitz (II, 24) diesen Typus als ursprüngliche Eigentümlichkeit der noch unvermischten Negerrasse festhalten zu müssen.

Zu S. 240, Anm. 8, Z. 3. Nach dem Vorgang der Portugiesen.

Zu S. 241, Anm. 5. Vgl. S. 657, Anm. 3.

Zu S. 249, Z. 12. Vgl. Nachtigal, Sahara und Sudan I, 162. 165, der allerdings auch arabische Einwanderer schon vor Mohammed annimmt.

Zu S. 251, Anm. 12. Die Sonnenquelle in Siwah bewahrt auch nach den Beobachtungen G. Rohlf's stets dieselbe Temperatur. „Globus“ XV, 350.

Zu S. 253, Z. 23. Bisher hatte man bei Dolmen und Menhirs noch nie Gebeine gefunden. Erst kürzlich ist, wie der „Phare de la Loire“ meldete, in St. Pierre-Quiberon im Departement Morbihan ein Dolmen entdeckt worden, der fünf vollkommen erhaltene Menschengerippe und in einer Ecke einen Haufen von 12 oder 13 Schädeln enthielt. Unter den Gerippen befanden sich noch zwei Äxte von Silex, eine bronzene Stecknadel und einige Fragmente von Gefäßen. Auf Sardinien, dessen Urbewohner auch der iberisch-baskischen Völkergruppe angehörten, hat man allerdings schon längst unter den „Gigantengräber“ genannten kegelförmigen Monolithen Gerippe ausgegraben, während die früher auch für Gräber von Königen oder Häuptlingen gehaltenen Nurhagen von Spano als Wohngebäude der Urbewohner erwiesen sind („Globus“ XV, 152 ff.). Wir kommen darauf in Buch IV, Kap. 3 zurück; im Buch II, Kap. 2, Abschn. 3 wird von den indischen Dolmen gesprochen werden. Die Khasia in Ostbengalen bauen noch heute grofse Dolmen, un Grabstätten, aber auch denkwürdige Ereignisse u. s. w. zu bezeichnen („Globus“ XIV, 127; vgl. ebd. X, 9). Auch K. Andree (Über die geographische Verbreitung der Dolmen in drei Erdteilen, „Globus“ VIII, 307) erklärte sich gegen den keltischen Ursprung dieser Steindenkmäler.

Zu S. 258, S. 14. Ein Korrespondent der „Times“ berichtete in der diesjährigen Cholerazeit aus Alexandrien: „Ein Scheich starb in Mehalles, und die Bevölkerung trank, wie es heifst, das Wasser, mit der die Leiche gewaschen wurde. Ob diese Mitteilung wahr oder nicht, so ist Thatsache, dafs ich keinen Eingeborenen finden kann, der dieselbe nicht für wahrscheinlich hält, und wenige, die ein solches Verfahren als verwerflich betrachten.“ „Neue Preufsische Zeitung“ 1883, 1. August.

Zu S. 260, S. 12. Die Berichte Geraldinis über blutrote Neger des Innern, die der Sonne fluchen und nur Mond und Sterne als kühlere Gottheiten verehren, nennt W. Hoffmann (Abbeokuta [1859], S. 15) fabelhaft.

Zu S. 261, Z. 3. Nach Brine tätowieren die Frauen der Nomaden des cyrenaischen Tafellands das Gesicht und schlitzen bei einigen Stämmen auch den rechten Nasenflügel auf; die Mütter ziehen ihren kleinen Töchtern die Unterlippe lang und tätowieren die innere Seite derselben, sowie den Raum zwischen der Lippe und dem Kinn. „Globus“ XIV, 191. Auch die Fellahweiber in Ägypten tätowieren sich mit parallelen Streifen am Kinn und mit blauen Sternen an den

Schläfen (Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika [1855] II, 51) und selbst in Arabien sind drei senkrechte Schnitte auf jeder Backe ein ebenso allgemeines Zeichen, wie in Bambarra (Ali Bey el Abassa, Voy. en Afr. et en Asie [1814] II, 415; Raffeneil, Nouveau voy. dans le pays des nègres [1856] I, 403). Waitz II, 26.

Zu S. 264, Z. 2. Vgl. über den malekitischen Mohammedanismus in Marokko G. Rohlf's im „Globus“ XX, 310 ff. (bei Bitten Allah zurücktretend hinter allerlei Mittelwesen) 346 ff. 361 ff. (die Sekte der Aissauin, die sich einer wunderkräftigen Heiligkeit rühmt, ist nichts spezifisch Marokkanisches, sondern findet sich im ganzen Gebiet des Islam), desgleichen über Höflichkeitsformen und Umgangsgebräuche der Marokkaner XXII, 105 ff., über Zustände in Tunis H. v. Maltzan ebd. XVI, 29. 41; XXII, 153. 171. 188, in Algier XXIII, 91. 106. 122. 142. 268. 281. 336.

Zu S. 264, Anm. 2. Les îles fortunées ou l'archipel des Canaries (Paris, 1869, 2 Bde.) „Globus“ XXIII, 28 f. Die Eingeborenen von Lanzerota und Fuerteventura hatten sehr braune Farbe, während auf Groß-Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro heller, ja selbst blonder Teint vorherrschte.

Zu S. 265, Z. 4. The Canarian, or book of the conquest and conversion of the Canarians in the year 1402 by Mr. Jean de Bethencourt. Composed by Pierre Bontier and Jean le Verrier. Translated and edited by Richard Henry Major (London, 1872).

Zu S. 269. Nach „Globus“ XXIII, 29 bestand im Osten Despotismus und Erbrecht ohne Unterschied des Geschlechts; im Westen waren die Frauen streng von der Herrschaft ausgeschlossen, welche die Form eines Familien- und erblichen Vorrechtes annahm, modifiziert durch ein Stammesrecht; das Territorium des Stammes bildete eine Art von gemeinsamem Patrimonium, in dem jedes Glied sein eigenes Stück bebaute, während die Verwaltung des Ganzen dem Häuptling zukam; bei Ankunft der Spanier kannten die Einwohner weder Kähne noch Eisen, kultivierten aber Weizen und Gerste.

Zu S. 270, Z. 8. Barth hält Walata (Biru) für die Hauptstadt von Gana oder Ghanata, des ältesten der uns bekannten Reiche in diesen Gegenden, welches nach der Chronik des Ahmed Baba (Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft XI, 526) schon 22 Sultane vor der Zeit Mohammeds zählte, die „Weisse“ waren, was Waitz (II, 9. 460) auf Berber deutet, Barth jedoch auf Fulah, welche damals hier wohnende Mandingo-Völker unterworfen hätten; allerdings werden auch die Fulah in Afrika im Gegensatz zu den Negern als Weisse bezeichnet (Waitz, S. 447); merkwürdigerweise bedeutet auch der Name der den Mandingo verwandten, nach

dem Sturz ihrer Herrschaft in Sego (1757) zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen, meist dunkelschwarzen Serechula (Serrakolet, Soninkie) „weiße Menschen“ (Kölle, Polyglotta Africana, p. 16), weshalb Waitz (S. 30) annimmt, daß sie in früherer Zeit durch Mischung mit Berbern weit heller waren. Auch der Name der Ibo am untern Niger, die meist eine gelbe Lederfarbe haben, scheint „weiße Menschen“ zu bedeuten (Waitz, S. 61f.). Der Fall des alten Reichs von Ghanata ist nach Waitz (S. 27) hauptsächlich durch Mandingo-Völker herbeigeführt worden; denn das Reich Melli, dessen Emporkommen sich an jenen Fall knüpft, gehörte den Mandingo, und die Herrscher desselben waren nach Ahmed Baba Schwarze. Im Osten von Ghanata wohnten (nach Ibn Kaldun) die Susu, die um 1200 (nach Edrisi) dasselbe unterwarfen, dann aber wieder von dem Volk von Melli überwunden wurden, das zu jener Zeit schon den Islam angenommen. Edrisi erwähnt die Mandingo unter dem Namen Wangara und Wakore zuerst um 1150 und erwähnt, daß sie ihren Einfluß bis auf die Stadt Kukai im Sonrhai-Reich erstreckten. Nach der von Golberry berichteten Mandingo-Sage drang der Mandingo-Krieger Amari-Sonko bis zur Mündung des Gambia vor. Auch die Bambarra und Serrakolet haben Sagen von ihrer Herkunft weit von Osten; erstere eroberten erst um 1780 das ganze Land am Niger oberhalb Timbuktu und im Süden von dieser Stadt. Die wie die Soso (Susu) nach Kölle den Mandingo sprachlich noch mehr, als den Kru verwandten Vei sind spätestens vor einem Jahrhundert unter Anführung zweier Brüder Fábule und Kiatámba ihrer Sage nach aus dem Lande Mani im Innern an die Küste von Liberia gekommen (Waitz, S. 30f.).

Zu S. 270, Z. 12. Den Teda oder Tubu (Tibu), die sich alle zum Islam bekennen, ist von den religiösen Ideen ihrer Väter keine Erinnerung geblieben; doch dürften ihre häufigen Opferfeste zur Erflehung von Regen und Fruchtbarkeit, die mit Schlachtung von Ziegen gefeiert werden, ein Überbleibsel aus dieser dunkeln Zeit sein. Koransprüche werden in Lederfutturalen als Amulette getragen. Auch die Toten werden nach mohammedanischer Sitte, doch tiefer begraben. Nachtigal im „Globus“ XVIII, 8; Sahara I, 426f. Die südlichen Tubu im allgemeinen dunkler als die nördlichen. Sahara I, 430, wo auch über die großen Unterschiede der Hautfarbe in Kanem, Bornu, Wadai nicht bloß zwischen den einzelnen Stämmen, sondern auch zwischen den Individuen desselben Stammes. Ähnlichkeit der Tubu und Tuareg (S. 192). Das Teda steht in enger Beziehung zur Kanuri- und Baële-Sprache. Sahara II, 201. In den Gegenden der Teda bestand (nach Edrisi, Ibn Said, Ibn Batuta und Makrizi) das Reich der Zoghâwa, die auch Ibn Kaldun unter den

Berberstämmen der Wüste erwähnt, während Leo Africanus die Bardoa (an die noch das Thal Bardai erinnert) als östlichsten Stamm der Wüste mit den Turga (Tuareg) zu den Numidern rechnet. Der Bergkamm Idinen gilt den Tuareg als unbesteigbare Geisterburg. Barth I, 90.

Zu S. 270, Z. 14. Fesan, Fezzan ist das alte Phazania, das Land der Garamanten. Nachtigal, Sabara I, 158.

Zu S. 271, Z. 1. Vgl. S. 281.

Zu S. 271, Z. 14. Die Tedamänner haben drei bis vier Schnittnarben im Gesicht. Nachtigal I, 456.

Zu S. 272, Z. 8. Bei Ssinder, Hauptstadt von Westbornu, steht ein dunkellaubiger „Baum des Todes“; wer unter seine Zweige tritt, ist dem Tode verfallen und wird an seinen Ästen aufgehängt. Vogel bei Zöllner, Der schwarze Erdteil (1881), S. 412.

Zu S. 272, Anm. 2. Vgl. S. 576, Anm. 1. Waitz, S. 195 über Steinhäufen in Senegambien.

Zu S. 272, Anm. 3. In seinem größeren Werk (II, 646) bezeugt Barth den Ahnenkult der Marghi. Waitz, S. 181.

Zu S. 273, Z. 9. Die Musgu verehren nach Barth (II, 19) eine lanzenartige Holzstange, Kefe genannt (= Ssafi im Hausa d. h. Fetisch); den Marghi gelte sie nur als Symbol, die Verehrung gelte der heiligen Örtlichkeit. Bei den Musgu sah Barth keine heiligen Haine.

Zu S. 274, Z. 7. Vgl. Nachtigal I, 443f. Auch die Baele verachten die Schmiede. Nachtigal II, 178. Vgl. Lippert, Priestertum, S. 138f. Nach Nachtigal (II, 686) giebt es bei den sudanischen Heidenstämmen auch weise Männer (Priester, Zauberer), welche Rat bei Kriegsnot, Krankheit, Regenmangel wissen und Willen und Sprache der Gottheit erklären. Vor kriegerischen Unternehmungen töten sie jemand durch Abschlagen des Kopfes und schleudern den Körper weit von sich; fällt derselbe auf den Rücken oder Bauch, so spricht das für einen günstigen Verlauf. Beim Tode Vornehmer, wenn sie nicht aus Altersschwäche sterben, wird stets zauberischer Einfluß angenommen. In Sonrhai treibt der Geist des Verstorbenen die Träger der Leiche zu dem Schuldigen. Die Sara entdecken denselben durch ein Bündel Gras oder Laub, das auf den Kopf des inspirierten Mannes gelegt wird und ihn hin- und hertreibt; wo er taumelnd niederfällt, ist der Schuldige.

Zu S. 274, Z. 19. Amulette, Spahi genannt, beschrieben und abgebildet in Oberländer, Westafrika (1878), S. 41.

Zu S. 274, Anm. 5. Vgl. hierzu die Fabel in Bornu, daß Tiere und Menschen ursprünglich einander verstanden, bis der Mann

dem Weibe das Geheimnis davon verriet. Kölle, *African native literature* (1854), p. 145. Waitz, S. 180.

Zu S. 275, Z. 13. Schon Mungo Park erzählt von Töpfergeschirr, dem man aus Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Eigentümer häufig Grünes hinwarf. Die Sererer stellten Vasen (Kanari) im Walde auf, um in ihnen die Seelen ihrer Feinde einzuschließen und sie den bösen Geistern zu weihen. Boilat, *Esquisses Sénégalaises* (1853), p. 66. Waitz, S. 182.

Zu S. 275, Anm. 3. Vgl. S. 293. 299. 425, Anm. 2. In Senegambien ist mancher Berg mit dem Blut eines vaterlosen Knaben getränkt zur Befestigung der Mauern; aus jedem Walde fordert die Stimme der Wila ihre sühnenden Opfer. Bastian a. a. O. In Galam hat man in alter Zeit vor dem Stadthor bisweilen einen Knaben und ein Mädchen lebendig begraben, um die Stadt uneinnehmbar zu machen, und ein tyrannischer Bambarra-König hat dies Opfer in grossem Mafsstab ausführen lassen. Raffeneil, *Nouv. voy.* I, 151. 370; vgl. Park, *Zweite Reise*, S. 322. Die Mandingo begraben den Toten meist in seiner Hütte, die Susu neben derselben Waitz, S. 194. Lambert kam 1861, am Rio Nuñez heraufziehend, zu den sprachlich den Dschalonke-Mandingo verwandten Landuma, die noch Fetische und das geheimnisvolle Wesen Simo verehrten, welches in ihren heiligen Wäldern wohnt, in die sich kein Uneingeweihter hineinwagen darf, und nur zur Vorbedeutung wichtiger Ereignisse den Menschen erscheint. Oberländer, *Westafrika*, S. 96. Auch ein grosser Teil der den Mandingo sprachverwandten, noch betriebsameren Susu im Quellgebiet des Rio Pongas hat sich dem Islam zugewendet, aber ohne die wesentlichsten Eigentümlichkeiten des Heidentums aufzugeben. Wilson, S. 64. Vgl. oben S. 304, Anm. 2. Die gleichfalls zur Mande-Gruppe gehörigen Vei, deren Schrift freilich erst diesem Jahrhundert angehört (Wilson, S. 66), begraben den Toten zuerst vorläufig in seinem Hause, definitiv erst, wenn alle Verwandten versammelt sind (Kölle, *Outlines of a grammar of the Vei lang.* [1854], p. 144), und stellen die Leiche des Königs, in viele Tücher gewickelt, an einem Pfahl unter einem Dache aus (Forbes, *Six months service in the African Blockade* [1849], p. 65); ähnliche Ausstellung der Leiche am Rio del Rey. Owen II, 360. Waitz, S. 195. Es sei hierbei noch der nach ihrer Sage aus dem Innern in Sierra Leone eingewanderten Gallina gedacht, die sich auch zum Islam bekennen; die Häuptlinge schicken ihre Söhne zu den Mandingo, damit sie deren Sprache erlernen, und opfern vor einem Kampfe ein weisses Schaf mit zwei schwarzen Flecken, Reis und ein Stück weisses Tuch, um die zum Angriff günstigste Zeit zu erfahren; an das Opfermahl schliesst sich ein ekstatischer Kriegs-

tanz. Oberländer, Westafrika, S. 166 ff. Anderson (Narrative of a journey to Musardu, the capital of the western Mandingoes, 1870) kam 1860 zu der Stadt des aus dem Mandingo-Land stammenden Königs Bessa, dessen Unterthanen kriechend vor ihm erschienen, eine mit Menschenhaut bespannte, mit menschlichen Kiefern behängte Kriegstrommel und große Bogen mit vergifteten Pfeilen führten; einige Busies waren abscheulich tätowiert; ihre Vorderzähne, scharf und spitz gefeilt, deuteten auf Menschenfrass. Weiter gelangte Anderson nach Boporu zu König Momoru, von mohammedanischen Mandingo-Priestern empfangen; die Vei-Sprache dient hier als Verkehrsmittel; die Mandingo haben den größten Einfluss; der Islam ist mit Fetischdienst verquickt; die Strafen sind sehr barbarisch. Als Anderson Boporu verlassen wollte, mußte zuvor ein Sanddokter befragt werden, „der durch Bewegungen der Finger an einer kleinen Sandsäule die Zukunft erforschte; der Prophet hielt die Sandsäule in seiner rechten Hand und rief den Dämon an, der glücklicherweise meinem Dämon geneigt war“. „Globus“ XX, 142f. Die Sererer in Senegambien sind nach „Globus“ XXIII, 147 meist bei ihrem alten Fetischwesen geblieben; zwei mächtige Götzen, Takar und Tiurak, haben das Schicksal der Menschen in ihrer Gewalt; der erstere übt strenge Gerechtigkeit; der andere ist barmherzig, und von diesem kommt alles Gute auf Erden. Das Priestertum ist in gewissen Familien erblich. Die Priester ermitteln alle Diebstähle und Zauberei. Niemand darf sich ungestraft dem heiligen Baum nähern, unter dem Erde niedergelegt wird, die der Angeklagte mit seinen Füßen betreten hat; niemand den Stein antasten, der auf den Kopf desselben gelegt wird zur Ermittlung der Wahrheit. Zauberer werden der Feuer- und Giftprobe unterworfen. G. Rohlf's (Quer durch Afrika) sah auf seiner Reise 1866/67 von Bornu durch das Fulah-Gebiet keine Götzenbilder, die ersten zwischen Kaffi und dem Benue-Strom. Gleich beim Eingang in das Haus des Häuptlings vom Dorf Ego bemerkte er einen Götzen von Thon und dann viele in den einzelnen Hütten, darunter auch die mächtigen Fetische Dodo und Harna-Ja-Mussa, die eigene Wohnungen hatten. Dodo, eine Tierfigur aus Thon mit zwei Köpfen nach vorn und hinten und vier Antilopenhörnern auf dem Rücken, schien ihm das böse Prinzip zu bedeuten. Harna-Ja-Mussa war in sitzender Stellung abgebildet, ohne Arme, hatte ein schmutziges Hemde an, trug einen starken Bart aus weißer Wolle und zwei Antilopenhörner auf dem Kopf und streckte die Zunge heraus. Die rohen Gesichtszüge dieser Götzen trugen den Fulah-Typus. Die Eingeborenen erzählten, daß diese Fetische gute Jahre schenkten, Sieg über die Feinde und zahlreiche Nachkommenschaft verliehen, wenn sie gut behandelt und fleißig mit Blut geschlachteter Tiere besprengt würden. Beim Sultan von Akum war

Rohlf's selbst Zeuge eines solchen Opfers: Längs des Hauptweges im Innern des Hauses hatten die Götzen eine Menge kleiner Hütten inne. Die Neger opferten Hühner, die sie nach Art der Mohammedaner durch einen Querschnitt töteten und deren Blut sie dann vor die Fetischfiguren spritzten oder damit die ganzen Figuren einschmierten. Das Fleisch der Tiere kochten sie sogleich und verzehrten es. Der Hauptgott Boka erhielt ein Schaf, andere wurden, nachdem man sie mit Blut beschmiert, mit den Federn der Hühner bedeckt. Alles das ging unter dem Lärm von Pauken und Pfeifen vor sich; endlich ging man paarweis in langer Prozession vor den Götzen vorüber, ohne sich jedoch zu verbeugen. Zöllner, Der schwarze Erdteil (1881), S. 431f. Die Tangale am Benue essen nach einem Briefe Vogels an Ehrenberg (ebd., S. 414; vgl. Waitz, S. 64) die im Krieg erlegten Feinde. Das noch heidnische Reich Kororofa geht nach Flegel (Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft [1883] III, 258) seinem Untergang durch die mohammedanischen Hausa entgegen; er wurde hier beschuldigt, Medizin zu streuen in böser Absicht. Er hofft noch Reste aus der Heidenzeit der Hausa im Innern zu finden (ebd. IV, 27).

Zu S. 276. Vgl. S. 327. Über die Sitten der Teda vgl. Nachtigal im „Globus“ XVI ff.; Sahara I. Die Teda teilen sich in Edle (Maina) und Volk; an der Spitze stehen Fürsten (Dardai), die abwechselnd aus den Häuptlingsfamilien der vier Zweige des Stammes Tomaglera hervorgehen. Der Dardai präsidiert der Versammlung der Edlen, die alle Fragen von öffentlichem Interesse entscheidet. Das gemeine Volk hat keine Rechte, aber auch keine Pflichten (Sahara I, 440 ff.). Blutrache (S. 448). Umständliche Begrüßungszeremonie (S. 246f. mit Bild). Wenig Polygamie; bindende Verlöbnisse vor der nach arabischer Sitte gefeierten Heirat (S. 447). Freie Stellung der Frauen, nur nicht ihrem Mann gegenüber (S. 450). Oft primitive Kleidung der Frauen und Kinder neben sorgfältigst ausgeschmückter Coiffure auch schon bei den Teda („Globus“ XVII, 252) ebenso wie bei den Mandingo („Globus“ XIV, 66 ff. mit Bildern; Oberländer, Westafrika, S. 131 ff., wo auch über Fütterung der Mandingo-Frauen zum Zweck ihrer Wohlbeibtheit). Die sechs Kasten der Fulah (vgl. über dies Volk auch Wilson, S. 54 ff.; Hoffmann, Abbeokuta, S. 48 ff. 306 ff.), auf sechs Brüder zurückgeführt: Adel, Gelehrte (im Koran) = Richter, Schmiede, Krieger, Jäger, Fischer — sind nach Waitz (S. 453) erst nach Einführung des Islam entstanden und nur in Kaarta, nicht in den anderen Fulah-Gebieten nachweisbar. Doch haben auch die Mandingo und Wolof ähnliche gesellschaftliche Rangunterschiede. Wilson, S. 52. In den Dörfern der Malinke pflügt abends der Griot, der

Barde der Neger, zu spielen (auf einem harfenähnlichen Instrument) und zu singen. Kapitän Mage (Reise vom Senegal bis an den oberen Niger [1863]; im „Globus“ XIV, 11. Runde Hütten mit spitzen Dächern im Dorf Niantanso (abgebildet ebd., S. 37). Nächtlicher Tanz (S. 35). Baumwollenfelder und Kultur des Rhat, mit der die Malinke die Kleider gelb färben (S. 36). Albino-Neger dastelbst (S. 40). Vgl. auch die mit vielen Bildern verschiedener Stämme versehenen „Skizzen aus Senegambien“ im „Globus“ XXIII, 113 ff. 129 ff. 145 ff. (wonach die Griot bei den Wolof [Yolof] eine niedrige Klasse sind, die keine bestimmte Religion haben und für liederlich gelten; die Leiche eines Griot wird auf eine Matte gelegt; junge Mädchen aus der Klasse, deren jedes eine Lanze trägt, müssen die ganze Nacht Wache halten, um die Seele des Abgeschiedenen dem bösen Geist, dem Satan streitig zu machen; die Leiche wird in einen hohlen Baum geworfen. Die Regierung der Wolof Gerontokratie (S. 161 ff.).

Zu S. 280, Z. 5. Aufser der siebentägigen Woche, deren einzelne Tage allem Anschein nach sieben persönlichen Wesen (Ahnen?) zugeeignet sind und jedem Knaben und Mädchen Geburtstagsnamen liefern, welche auch von Nachbarstämmen anderer Sprachen angenommen werden, haben die Tschier (Aschanti) zwölf Monate von 30 bis 32 Tagen, deren Namen von der Beschaffenheit der Jahreszeit, dem Stand der Plantagen u. s. w. hergenommen sind, aber an verschiedenen Orten verschieden lauten. Auf dem (auch in Malabar vorkommenden) „Zeitring“ von 40 (42) Tagen beruht die Feier des großen Adae (akwasidae) am Sonntag, des kleinen (awukudae) am Mittwoch dieses Zeitrings. An 150 Tage des Jahres gelten als Unglückstage; die Woche des Adae gilt für die beste, die darauffolgende für die schlimmste. Vier Jahre in Asante, Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne aus der Zeit ihrer Gefangenschaft, bearbeitet von Gundert (1875), S. 139. 143. 269. Die Mandingo haben zwölf Mondmonate mit je sieben Tagen; in Benin hat man 14 Monate mit besonderen Namen. Park II, 21. Bosmann III, 284. Waitz, S. 176.

Zu S. 281, Z. 1 von unten. Olorun d. h. „der Herr des Orun oder Himmels“. Hoffmann, Abbeokuta, S. 184. Die Yoruba glauben, daß er der Schöpfer aller Dinge ist, sagen auch: „Gott segne dich!“ „Ich danke Gott für deine Gesundheit!“ u. dgl., aber meinen doch, daß er sich wenig um die Dinge auf Erden bekümmere, bringen ihm daher keine Opfer und Anbetung dar und glauben, er habe anderen Göttern, an die sie sich wenden, seine Macht übertragen; so sagen sie, wenn man ihnen Götzendienst vorwirft, sie beteten Olorun an durch Orischa, der ihn für sie bitten und das

Erwünschte erlangen werde. Sie verehren auch Schango, den Gott des Donners und Blitzes, der als beleidigt bei Gewitterstürmen Opfer erhält, wobei jeder erscheinen muß. Sie beten auch die Manen ihrer Vorfahren, Egungun an und feiern ihnen zu Ehren ein jährliches Fest mit Opfern. Einer ihrer hauptsächlichsten Götter ist Ifa, der Gott der Palmnüsse, dem sie Heilkraft zuschreiben und zu dessen Priester (Babbalavo) sie sich in Krankheitsfällen wenden; dieser schreibt wunderliche Zeichen mit Kreide an die Wand, nimmt einen Kalabasch, in den er einige Kauris oder Palmnüsse wirft, stellt ihn vor die Figuren, die er gemacht, und beschwört den Gott, in die Kauris oder Palmnüsse hineinzufahren. Ein von den Freunden des Kranken geschenktes Schaf oder Ziege wird dann hineingebracht, ihm der Hals abgeschnitten, und der Priester sprengt von dem Blut auf den Kalabasch und die Wand und bestreicht dann damit des Kranken Stirn, um, wie man sich einbildet, das Leben des Tieres auf den Kranken zu übertragen. Priester und Familie halten nachher ein Mahl von dem Fleisch des Opfers, von dem ein Stück für die Raubvögel vor das Haus gelegt wird; wenn sie es schnell verschlingen, ist es ein gutes Zeichen. Tritt keine Besserung ein, wird das Opfer öfter wiederholt. Sie haben noch viele andere Gegenstände der Anbetung, Maiskolben (S. 276), große Bäume, rote Sandsteine, Eisen, Kauris, Termitenhügel, Götzen von Thon, Holz oder Metall, die in einem besonderen Zimmer des Hauses aufgestellt früh und abends um Reichtum, Gesundheit u. dgl. angerufen werden; eine Wassergöttin erhält Menschenopfer bei anhaltender Dürre; die Opfer werden durch die Straßen geführt und im Orischahain erdrosselt; manchmal verehren sie Glieder ihres eigenen Leibes (s. S. 296), Stirn oder Fuß, besonders, ehe sie sich auf eine Reise begeben; ein von Kriegern mit einer Rumflasche gemißhandelter Mann erklärte dem Missionar Hinderer, seine Stirn habe ihn gerettet; deshalb müsse er sie verehren; Gott habe ihm zwar die Stirn gemacht, aber durch sie ihn errettet. Nach Smith bestand diese Stirnverehrung darin, eine Ziege oder Schaf zu schlachten, dessen Blut man auf die Götzen des Hauses sprengte und über die Stirn des Opfernden strich; darauf wird das Tier unter die Freunde verteilt und gegessen. Jeden fünften Tag ist ein besonderer Gottesdienst der verschiedenen Gottheiten, jedoch ohne Beteiligung der Masse des Volks; Priester und Priesterinnen holen an diesen heiligen Tagen (Osse-Tagen) aus einer heiligen Quelle Wasser zur Libation für die Götter und sonstigen Gebrauch. Ebd., S. 67 ff. Auch die Popo (in Badagry) haben Gottheiten der Yorubaner, Ifa, Sango u. s. w., außerdem aber eine schwarze Giftschlange als Nationalgottheit, häufige Menschenopfer, deren Gebeine um die Fetischhäuser liegen, verehren auch den bösen Geist selbst. Ebd., S. 115. Im Dorf Oschielle bei Abbeokuta diente

die Priesterin Meroke dem Obatalla, Schöpfer des Menschenleibes (ebd., S. 279) und dem Jagdgott Oshusi, der kein Bild, sondern nur als Zeichen einen mit Kaurischnüren behängten eisernen Bogen und Pfeile hat und von Jägern Opfer erhält, um Beute zu geben. Ebd., S. 269 ff. Geheimnisvoll ist das Wesen des Oro (S. 293, Anm. 3), in dessen Namen in Yoruba Versammlungen berufen und Verbrechen bestraft werden; oft glaubt man, daß er Abbeokuta stunden-, ja tagelang durchwandere; dann darf sich kein Weib außer dem Hause zeigen. Ebd., S. 137; vgl. S. 169. 173. Ein Holzbild eines portugiesischen Bischofs unter dem Thor von Saraki als Fetisch sah Rohlf's (Oberländer, Westafrika, S. 246).

Zu S. 283. Vgl. S. 641, Anm. 1 und S. 649, Anm. 2. Hörnerblasen der Asanti bei Mondfinsternis, die die Mohammedaner für ihre Gebete belohnen, die das Gestirn von dem bösen Geist, der es heimgesucht, befreien. Gundert, Vier Jahre in Asante, S. 105.

Zu S. 284. Vgl. S. 288, Anm. 3; S. 688, Anm. 2; Oberländer, Westafrika, S. 220; Waitz, S. 170. 176 nach Schlegel, Schlüssel zur Ewe-Sprache (1857), S. xii ff. (der Blitz wird als schneller Vogel gedacht, der den leuchtenden Strahl schleudert [S. xv]. Ist dies vielleicht der ungeheure böse Vogel, den die Schildkröte besiegt, in der von Hoffmann [Abbeokuta, S. 59] mitgeteilten Yoruba-Fabel?)

Zu S. 285, Anm. 2. Die untergeordneten Gottheiten der Aschanti sollen in besonderen Flüssen, Wäldern oder Bergen wohnen. Sie werden in dem Maße verehrt, als ihre oft sehr zweideutigen Orakel in Erfüllung gehen; der jetzige Lieblingsfetisch der Aschanti ist der des Flusses Tando. Bowdich (Mission der englisch-amerikanischen Compagnie nach Aschanti (1820) bei Grube, Geogr. Charakterbilder (1878) II, 444. Oberländer, Westafrika, S. 208. Die Kanoes, ausgehöhlte Baumstämme, verlangen ein sehr ruhiges Sitzen; dazu verboten die Schiffer alles Reden, der Wassergott könne es nicht leiden. Gundert, Vier Jahre in Asante, S. 28.

Zu S. 286, Anm. 2. Bowdich (bei Grube a. a. O.) sagt von dem Glauben der Aschanti: „Der König, die Kabosirs und die vornehmen Klassen kommen nach ihrem Tode zu der obersten Gottheit und setzen dort das prachtvolle, üppige Leben fort, das sie auf Erden hatten. Die Geister der unteren Volksklassen wohnen in den Fetischhäusern (Tempeln), in einem Zustand träger Erstarrung, welcher sie für die Plagen des Lebens belohnt und ganz den Gefühlen eines Negers angemessen ist. Die Geister, welche sich in diesem Leben durch Weisheit ausgezeichnet haben, werden nach dem Tode mit einem Blick in die Zukunft begabt und angewiesen, auf das Leben der Sterblichen, die den Fetisch erkennen, acht zu haben

und ihnen zu raten. Diejenigen, deren ungeheuerere Verbrechen die Sühne der Leichenfeier zunichte machen, oder die aus Nachlässigkeit derselben beraubt waren, sind verurteilt, im Dunkel der Wälder zu hausen, von wo sie sich zuweilen in ihre früheren Wohnungen zurückschleichen. Die, welche die Leichenfeier ihrer Familie vernachlässigt haben, werden von den abgesehenen Geistern gequält und beunruhigt.“ In Nuffi findet sich der Glaube, daß der allwissende Gott die auf Erden strafflos gebliebenen Verbrecher im anderen Leben bestraft. Allen and Thomson II, 94. Nur die Guten gehen, nach dem Glauben der Kru und Scherbro. in den Himmel ein, wo sie mit Gott und ihren Vorfahren vereinigt werden. Clarke, Sierra Leona (1846), p. 43. Von gemeinen Verbrechern sagt man, daß sie noch einen zweiten Tod sterben und für ihre Thaten büßen müßten. Cruickshank, S. 221. Insbesondere religiöse Übertretungen, z. B. Bruch von Festtagen, Speiseverboten, werden von den beleidigten Göttern im andern Leben bestraft. Bosmann II, 68f. „Allgemeine Historie der Reisen“ IV, 178. Waitz, S. 191.

Zu S. 289, Z. 4. Auch Bowdich (a. a. O.) sagt: „Da nun der Universalgott zürnt, so wenden sich die Neger an die unteren Gottheiten, die Fetische, denen sie eine große Macht zutrauen und die ihre Sachen bei dem obersten Gott vermitteln.“ Zur Anm. vgl. Ebrard, Anfänge, S. 59. 64.

Zu S. 289, Z. 19. Agrissteine sind nach Bowdich (Grube, S. 440) heilig gehaltene Steine, die aus Benin kommen, nach einigen im Leibe der Schlangen entstehen und eine gewisse Zauberkraft haben; sie sind von verschiedener Farbe; wer einen findet, ist eines ununterbrochenen Glückes gewiß. Nach Rich. Andree (Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben [1882]; vgl. „Natur“ 1883, S. 228f.) betrachtet der Neger an der Guinea-Küste das alte Steingerät als einen so geweihten Fetisch, daß er in Gegenwart eines solchen nicht falsch zu schwören wagt; an der Goldküste werden oft Steinhämmer nach heftigen Gewittern und Regengüssen aus dem Boden gewaschen; man pulverisiert sie zu Arzneien und trägt sie gegen Rheumatismus bei sich; sie entsprechen den „Donnerkeilen“ der alten Deutschen, den „vom Himmel gefallenen Steinen“ (cajuá), „vom Donner geschleuderten Beilsteinen“ (coroado) der brasilischen Indianer, denen sie beim Goldsuchen die Goldmutter (may d'ouoro) unter der Erde zeigen.

Zu S. 291, Z. 2 von unten. Nach Bowdich (Grube, S. 446) legen die Sklaven einen Fetisch auf den Sitz, damit der Teufel, den sie sich weiß denken, nicht sich darauf schleiche. Übrigens weist auch die weiße Farbe auf den Todesgott. Die gepfälten Leichen der Diebe und Rebellen, die Rohlf's zu Ilori in Yoruba sah, hatten

ihr schwarzes Pigment verloren und glichen weissen Menschen; die Hofleute verfehlten nicht hervorzuheben, daß der Teufel auch weiß sei und alle bösen Neger, welche ihm verfielen, weiß würden. Oberländer, Westafrika, S. 247f.

Zu S. 292. Vgl. S. 305. 377, Anm. 1; Lippert, Priestertum, S. 120. 122f. der Oboni-Geheimbund in Yoruba; Bastian (Bilder, S. 185) nennt den Ogo, der zweimal jährlich in Ogbomascho mit einer Peitsche in Begleitung von Masken umgeht, nachdem die Frauen gewarnt sind, den Geist der Vorfahren; vgl. oben über Oro Nachtrag zu S. 285.

Zu S. 295. Vgl. S. 301 und Nachtrag zu S. 285. In Akra warf man einst unter vielen Zeremonien in einen heiligen Teich, der für den Boten aller Flüsse des Landes galt, einen Topf mit der Bitte, daß er diesen zu den anderen Flüssen und Teichen hinführe, um Wasser zu kaufen und nach seiner Rückkehr den Topf gefüllt mitzubringen und auf das Korn zu schütten. „Allgemeine Historie der Reisen“ IV, 180. Besonders die größten, mächtigsten Bäume werden verehrt und unter ihnen geopfert; in Widah wenden sich die Kranken, welche dort grundsätzlich von den Ihrigen verlassen werden, an die Bäume, um Genesung zu erlangen. Bosmann II, 64. 323; III, 153. Des Marchais II, 132. Waitz, S. 176f. Auch in Yoruba werden Bäume verehrt. Oberländer, Westafrika, S. 238. Vgl. oben S. 345, Anm. 3. Ramseyer (Vier Jahre in Asante, S. 148) erzählt von einem heiligen Baum, von dem ein Blatt zu pflücken bei Todesstrafe verboten war, die an einem Knaben am Fuß des Baumes vollzogen ward und auch an dem Fanti-Knecht des Prinzen Ansa vollzogen werden sollte, obgleich der König dann statt seiner ein Schaf töten liefs. Vgl. S. 248. 313. Das Volk von Widah hat nach Des Marchais II, 129. 215 vier Hauptgötter: die Schlange, die Bäume, das Wasser und Angoy, ein Menschenbild, dessen unterer Teil formlos ist. Waitz, S. 180. Was den Tierkult betrifft, so wurden die Affen vielfach als Fetische verehrt; sie zu töten, galt als Todsünde; kam einer zutode, wurde er besser als ein Mensch bestattet. Missionar Eisenschmid aus Akropong in „Missionsfreund“ 1883, S. 145. Die Affen galten in Akra, wo man sie „Diener der Fetische“ nennt, für Menschen, die bei der Schöpfung verunglückt sind, bei den Serrakolet wie auf Madagaskar für Menschen, die wegen ihrer Sünden verwandelt wurden. Monrad, Gemälde von der Küste von Guinea (1824), S. 156. Mollien, Reise an die Quellen des Senegal und Gambia (1820), S. 237. Leguével, Voy. à Madagascar (1840) I, 62. Menschenverstand und überlegt geleitete Plünderungen der Felder traut man ihnen am Senegal, in Kordofan und Brasilien zu; man glaubt, daß sie sprechen können, aber nicht wollen.

um nicht zum Arbeiten genötigt zu werden. Raffenel, p. 90. Rüppel, Reise in Nubien (1829), S. 115. Bosmann II, 243. Bowdich, S. 185. Wie die Adler nach der Sage von Bornu einen König haben, von dem manche Fabeln erzählt werden, so soll es auch bei den Affen eine Abstufung der Stände geben. Kölle, African native literature, p. 205. Römer, S. 298. Man bringt sie nicht leicht um, sondern verteidigt sich nur gegen sie, weil man sich, wie überall bei Tötung größerer und gewaltiger Tiere, vor der Rache der Verwandten des Erschlagenen fürchtet, bei denen man sich nach der That entschuldigt. Raffenel, p. 84. Bossi, I Negri della Nigrizia occidentale (1838), p. 429. Ähnlich die Kaffern; Kay, p. 140. Vom Löwen wird erzählt, daß er nicht angreife, wenn er höflich begrüßt werde, und die Frauen aus Galanterie schonen. Raffenel, p. 180. Cavazzi, S. 1062. In Akra gilt vorzüglich die Hyäne als heilig; doch soll dort jedes Dorf ein besonderes Tier verehren. Bowdich, S. 362. Monrad, S. 33. In Neukalabar werden Tiger und Hai, in Bonny Hai und Guana, Krokodile und Pferde verehrt. Holmann, Voy. (1834) I, 371. Köler, Einige Notizen über Bonny (1848), S. 61. Bouet-Willamez, Commerce et traite des noirs aux côtes occ. d'Afr. (1848), p. 137. In Dahome ist der Elefant der nationale Fetisch, dessen Tötung zwar nicht verboten ist, aber umständliche Reinigungszeremonieen erforderlich macht. Forbes, Dahomey and the Dahomans (1851), p. 9. Waitz, S. 177ff. Neben den Eingangsthüren zum Hüttenpalast des Königs von Dahome sah Repin mächtige Haufen von Elefantenknochen, die von den Eingeborenen mit abergläubischer Furcht betrachtet werden. Oberländer, Westafrika, S. 229. In Yoruba stehen auch Hunde in Verehrung, jeder Neger hat hier seinen Privat-Tierfetisch, von dem er nicht essen darf. Ebd., S. 238. Zu Hunderten fliegen die Raubvögel und Krähen über Kumase hin und lassen sich dreist nieder auf alles Fleisch, alle unangetastet und als heilig verehrt, die Falken sogar zur königlichen Familie gerechnet. Einem Weib, das mit einem Korb auf dem Kopfe zu Markte ging, krallte sich ein Falke ins Gesicht, dem einige Umstehende Federn ausrissen, um sie als Amulette zu gebrauchen; da sie damit forteilten und der Falke nicht mehr fliegen konnte, wurde das Weib sogleich abgeführt und in Eisen gelegt. Ramseyer, Vier Jahre in Asante, S. 150; vgl. oben S. 316, Anm. 5. Bei den Moka sind die Schnecken Gegenstand der Anbetung, obgleich sie dieselben auch essen. Die Schnecke ist auch in vielen anderen Negerländern, besonders bei den Widha, die Favoritgottheit. 1697 hatte eine Schwein eine Schnecke gefressen; infolge der Klagen der Priester beim König erging der Befehl zur Niedermetzelung aller Schweine durch das ganze Reich; einige tausend Krieger, mit Schwertern bewaffnet, begannen die Exekution, die zur

Vertilgung aller Schweine geführt hätte, wenn der König, der das Schweinefleisch liebte, nicht wieder Einhalt geboten hätte. „Auswahl der besten prosaischen Aufsätze der Ausländer“ II, 95 f. Von der Goldküste nach Benin hin nimmt die Zahl der (meist menschenähnlichen) Götzenbilder immer mehr zu. Isert, Neue Reise nach Guinea (1790), S. 140. Waitz, S. 184. In Toffoa (in Dahome) wohnte Repin mit seinen Begleitern in einem Tempel, der mit Fetischbildern überfüllt war. Manche waren von Holz, andere von Thon oder Elfenbein; klein und groß, Menschen- und Tiergestalten; viele hatten ganz phantastische Formen. Da waren Schlangen, Tiger und Affen, Hunde mit einem Krokodilkopfe. Besonders auffallend war eine Doppelgestalt von natürlicher Größe; sie stellte Mann und Weib dar, in sitzender Stellung, beide aus einem Block geschnitzt; die Frau hatte eine dreifache Reihe von Brüsten, wohl ein Symbol der Fruchtbarkeit. Oberländer, Westafrika, S. 227 (mit Bildern dieser Fetische). In diesem Tempel sah Repin auch eine große Menge Votivsachen aufgehängt, z. B. Stücke von Armen und Beinen, Hände und Füße, alles plump aus Holz geschnitzt, als Dank für Heilung von Krankheiten. In den Tempel der bösen Geister darf kein Uneingeweihter bei Todesstrafe eindringen. Jeder beliebige Gegenstand kann durch Einweihung des Priesters, welcher magische Worte murmelt, Fetisch werden. Ebd., S. 235. Fäden als Amulette der Kru oben S. 356. Die Aschanti kaufen Amulette von den Mauren, um im Kriege unüberwindlich zu werden; der König bezahlt oft einen Fetisch mit 30 Sklaven. Bowdich bei Grube, S. 446. Auf der Küste von Scherbro bis nach Kap Palmas hin verehrt jeder Einzelne einen andern Gegenstand und auf andere Weise. Robertson, Notes on Afr. (1819), p. 55. Clarke, p. 150sqq. Waitz, S. 186. In den „Briefen eines Missionskaufmanns auf der Goldküste“ (Basel, 1882), S. 75 wird 24. März 1879 aus Anum berichtet: „Es steckt alles voll Fetische; neben unserer Thür stand auch einer, eine besonders gute und starke ‚Medizin‘, wie die Leute entschuldigend die Teufelsdinger nennen; es war ein kurzer Stock, der etwa zwei Fuß aus dem Boden hervorsah und oben einen Dreckklumpen trug. Nach der Fahrt den Wolta hinunter übernachteten wir in Kyease; morgens fanden wir auf dem Strohdach einige dem Fetisch geopferte Eier.“ Die Fürstin von Sokore, die die Gefangenen Ramseyer und Kühne teilnehmend besuchte, war reich behängt mit Gold und Fetischschnüren. Vier Jahre in Asante, S. 49. Als des Aschanti-Königs Karekari Mutter mit ihm schwanger ging, flehte sie den Fetisch Dyomo an, ihr zu einem wohlgestalteten, fehllosen Knäblein zu helfen. Seit Karekaris Thronbesteigung ist nun dieser Fetisch zu solchem Ansehen gestiegen, daß er am Yamsfeste in einem fürstlichen Tragkorb mit vier Trägern auftritt. Am 10. September 1869

wurden wir durch Trommel- und Hörnerschall geweckt; Soldaten meldeten, der König reise wegen einer jährlichen Festlichkeit in Adyomow zu Ehren jenes Fetisches, den er seinen Vater nennt, durchs Dorf und wolle uns sehen. Wir eilten und sahen, wie gerade der hohe rote Schirm ins Dorf trat, darunter der König in seinem Tragkorb in vollem Schmuck, mit Fetischen und Amuletten (Gold- und Silberplatten an Lappchen, die von seinem grünen spitzen Sammetkappchen herabhingen). Ebd., S. 85. An den Adae genannten Festtagen besucht der König die Sitzplätze der verstorbenen 14 Könige, zwei Zimmer seines Palastes, die die Stühle der Ahnen enthalten, während ihre Gebeine in Bantama untergebracht sind, und besprengt diese Stühle mit Rum; dann verläßt er den Palast und begiebt sich unter Musik nach dem Begrüßungsplatz (Mogjawee); vor dem Könige werden auch seine 60 Fetische hergetragen. Ebd., S. 100. Jeden Dienstag betet er den Fetisch Bosummuru an, um den am Yamsfeste die Aristokratie, mit Fetischwasser besprengt, in weißen Kleidern tanzt; er besteht bloß in einem niedlichen, mit Silber und Gold beschlagenen Kofferchen, von $1\frac{1}{4}$ Quadratfuß, samt ledernem Deckel in Form eines Blasebalges, alten Goldschmuck enthaltend. Ebd., S. 104. 142. Vom 17. bis 27. Januar währte das Fest der Hausfetische (suman) des Königs, da jeden Tag viele Hühner und Schafe geopfert und von den Hofleuten lustig verzehrt werden; auch Ziegen werden zu diesem Zweck in einem Weiler bei der Stadt gehalten, während sie sonst im ganzen Lande verboten sind. Am ersten Tag tanzte der König vor der Geburtsstätte eines seiner Vorgänger; ein Messingbecken wird dabei vor ihm hergetragen, gefüllt mit Gewächsen des Landes, als Stellvertreter (Koro) der Hausfetische. Ebd., S. 106. 144. Die Fetische und Zauber des Ministers Sabeng, wohl 70 an der Zahl, waren alle in einem Hofe beisammen. Ebd., S. 116. Der Marktfetisch besteht in einem großen Messingbecken mitten auf dem Marktplatz, in welches nach jedem Feldzug ein Stein geworfen und an welches zugleich ein am ganzen Leibe weiß beschmierter Gefangener gestellt wird, während ein Redner dem Fetisch dankt für den im Krieg erwiesenen Schutz, wofür ihm der Sklave geschenkt werde, der nun täglich seine Lebensmittel unentgeltlich vom Markt holen darf. Ebd., S. 131. Es ist das Becken, welches Djakari, der tyrannische König von Denkjera, der in Bonsu (bei Bekwae) residierte und von den Aschanti jährlichen Tribut erhielt, diesen schickte mit Forderung, es mit Goldstaub zu füllen; als dann noch der Tyrann das erste Weib des Häuptlings der Provinz verlangte, erhob sich der ganze Aschanti-Stamm, geführt von Osei Tutu, und siegte 1719. Jenes Becken aber steht auf dem Marktplatz, um anzudeuten, daß aller Tribut, den Aschanti zahle, im Bekriegen bestehe. Ebd., S. 185. Der König wollte die Missionare ziehen lassen, nachdem die Asu-

mankwa (Fetischmänner) Fetisch gemacht d. h. einen Holzklotz mit einem Seil unter Nennung der Namen jener festgemacht, aber das Seil dann gerissen war. Ebd., S. 249. Nach Bowdich (Grube, S. 445f.) sind auch Geflügel und Rinder Fetische der königlichen Familie und werden von dieser nie gegessen; jede Familie hat verschiedene Hausfetische, die die Priester ihr gegeben und die den Penaten der Römer entsprechen, einige sind hölzerne Figuren, andere von willkürlichen Formen und Stoffen; wenn die Aschanti trinken, gießen sie zuvor einige Tropfen auf den Boden zum Opfer für den Fetisch. Über den Fetischismus in Yoruba s. Nachtrag zu S. 281. Über Fetischwesen, Schlangenkult und Zauperpraxis (Vaudou, Hudu), mittels geheimer Kraft, Obi(a) eines Fetisches vom Obia-mann geübt, bei den Neger in Amerika s. „Globus“ IV, 114; XV, 54ff. Die Götzen sind nach Waitz (S. 184), nicht, wie Bosmann (III, 280) meint, Stellvertreter der Götter, sondern nur Gegenstände, in denen der Gott mit Vorliebe Platz nimmt und die ihn zugleich dem Betenden sinnlich gegenwärtig zeigen; der Gott ist auch an seinen Wohnsitz im Bilde durchaus nicht fest gebunden; er geht ab und zu oder ist vielmehr bald mit größerer, bald mit geringerer Intensität in ihm gegenwärtig; die Neger denken sich häufig die Götter zeitweise und mit Geräusch in die Bilder und Tempel einziehend. Römer, S. 65.

Zu S. 297, Anm. 3. Fast überall haben die Neger in kurzen Zwischenräumen einen dem Kult ihrer Götter gewidmeten Tag; in Yoruba und Benin ist dies der fünfte (Tucker, p. 37; Bosmann III, 283), am Kap Lahu der sechste, in Aschanti jeder Donnerstag (Robertson, p. 85; Bowdich, p. 362) oder für jede Familie doch ein bestimmter Wochentag; bei den Fanti ist der Dienstag Fetischtag (Hutton, Voy. to Afr. [1821], p. 166). Waitz, S. 201f. Nach Bowdich bei Grube (S. 446) ist nur an der Küste der Donnerstag Fetischtag, wo niemand arbeiten darf; in Aschanti aber feiern die Familien verschiedene Tage der Woche als ihren Fetischtag, wo sie von der Arbeit ruhen, sich des Palmweins enthalten und weiße Kleider tragen. Über die Adae s. Nachtrag zu S. 280.

Zu S. 299, Z. 1. Die Fetischhütten sind an manchen Orten Freistätten für entlaufene Sklaven. Bowdich, S. 361. Monrad, S. 44. Waitz, S. 185. In Sierra Leone hat man 3 bis 4 Fuß hohe Grigri-Häuser, in die man kleine Termitenhaufen hineinsetzt (Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leone-Küste [1805], S. 286); anderwärts werden sie mit Muscheln, Schädeln, Bildern u. dgl. ausgestattet und zum Schutz der Dörfer an deren Eingänge gestellt (Laing, Voy. dans le Timanni, le Koraanko et le Soulimana [1826], p. 83; Waitz, S. 186). In Aschanti liegen die kleinen runden Fe-

tischhäuser gewöhnlich in einiger Entfernung von den Städten. Bowdich bei Grube, S. 444.

Zu S. 299, Z. 7. Vgl. S. 313. In der Yorubastadt Ogbomascho, wo man (wie vielfach) die Leichen unter der Thürschwelle begräbt, empfängt der Priester die ursprünglich für den Toten bestimmten Opfergaben von Palmöl, Kaurimuscheln und ein Zicklein, dessen Blut er auf die Lehmschicht des Grabes fließen läßt, nachdem er vorher einige der erhaltenen Kauri und etwas Palmöl neben die Leiche gelegt. Bastian, Bilder, S. 185. Lippert, Priestertum, S. 131. Der Neger auf der Goldküste begräbt die Toten in seiner Hütte (auch in Dahome, Oberländer, S. 235) und giebt ihnen allerlei Habseligkeiten mit in den Sarg, bei Reichen auch Gold; die Leiche wird mit Goldstaub bestreut; über der Leiche befinden sich die Sitze der Familie, und manchmal öffnet man das Grab, um Gold herauszuholen. „Globus“ XXIII, 128. Auch den Fetischen wird in Aschanti Gold geopfert, zehn Unzen und drei bis vier Sklaven gewöhnlich vom König. Die Hälfte der dem Fetisch dargebrachten Gaben wird, wie man sagt, in den Fluß geworfen; die andere Hälfte gehört den Priestern. Bowdich bei Grube, S. 445.

Zu S. 299, Z. 17. Vgl. S. 688, Anm. 2. Als Denham (Narr. of trav. [1826] I, 113 einen Neger malen wollte, fürchtete man, daß ein Teil von dessen Seele in das Bild hineingezaubert würde. Waitz, S. 184. Die Neger von Akra feiern ihren Geburtstag allwöchentlich auf religiöse Weise, indem sie sich weiß kleiden und des Palmweins enthalten. Bosmann II, 64. Waitz, S. 201. Den Schluß des dreiwöchentlichen Yamsfestes, erzählt Ramseyer (Vier Jahre in Asante, S. 142), machte ein Freitag (12. Januar 1872), ein Tag der Reinigung, aber zu Ehren der „Königsseele“; denn am Freitag ist der König geboren, und wer die Königsseele verehren will, erscheint am Freitag in weißen Kleidern, an der Brust, auf den Schultern und der Stirn weiß bemalt; diesmal traten unter einige hundert „Diener der Königsseele“ auf; sie genießen das Vorrecht, von niemand geschlagen oder beschimpft zu werden; die Königsseele ist ein Schutzgott, den eine goldgefüllte Silberurne mit Decke versinnbildlicht, die die Missionare vorübertragen sahen.

Zu S. 300, Z. 5. Vgl. S. 303. Die Yoruba (Tucker, p. 35) und Susu (Winterbottom, S. 289) glauben, daß bisweilen der Geist eines Toten seine Wohnung in einem seiner Enkel aufschlage. Waitz, S. 181.

S. 301, Anm. 2 lies Wilson.

Zu S. 301, Anm. 6. Vgl. Forbes, Dahomey, p. 351; Waitz, S. 178.

Zu S. 302, Z. 15. Als die Urschlange Ardra wegen der Laster verlief, zum Lager derer von Widha (Whydha, Waida) überkriechend, blieb diesen der Sieg infolge der Aufnahme durch die Priester. Bastian, Inselgruppen, S. 67. Der Schlangenkult findet sich in Ardra nicht mehr. Des Marchais II, 133. 230. Man glaubt, daß es immer dieselbe Schlange sei, die ewig lebe; doch hat sich der Kult auf alle Individuen ihrer Art ausgedehnt; sie werden sorgfältig gepflegt und gefüttert. Die Schlange ist der Gott des Wetters, des Landbaues, des Reichtums und der Herden; demnach das Symbol der schaffenden Naturkraft, worauf nach Waitz (S. 179) auch die groben sinnlichen Ausschweifungen der Priester bei diesem Kulte weisen. Mädchen aus dem Volk werden von ihnen durch Drohungen zu dem Vorgeben genötigt, daß sie von den Schlangen gestochen seien; sie verfallen darauf in Wut, werden in den Tempel der Schlange gebracht und gehören von da an für eine bestimmte Zeit dem Gotte. Man bringt der Schlange Geld, Seide, Waren und Vieh zum Opfer dar; selbst der König wallfahrtete früher zu ihrem Tempel. Bosmann II, 128ff. Isert, S. 142. Monrad, S. 46. Forbes, p. 24. Oberländer (Westafrika, S. 222ff.) beschreibt ausführlich den Besuch Repins im Schlangentempel zu Widha und giebt ein Bild desselben; Repin sah mehr als 100 Schlangen verschiedener Art im Tempel. In Dahome beschränkt sich nach Oberländer (S. 235) der Schlangenkult nur auf die Küstenlandschaft. Nach Norris (1772) befand sich in Sawi, der ehemaligen Hauptstadt Dahomes, der häufig besuchte Tempel der Schlange Daboy (Daboué), die von einem Priester und 40 jungen Mädchen bedient wurde. Falkenstein, Geschichte der Entdeckungen IV, 25f. Die Yoruba haben keinen Schlangendienst, während die benachbarten Popo zwei bis drei Arten großer Schlangen verehren. Hoffmann, Abbeokuta, S. 69.

Zu S. 304, Z. 1. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 266.

Zu S. 304, Z. 9. Vgl. S. 326. In Neu- und Altkalabar und Aboh werden alle Zwillinge und Kinder, die zuerst Oberzähne erhalten, getötet. Hutchinson bei Oberländer, Westafrika, S. 269. „Globus“ XIX, 239. Vgl. Ramseyer, Vier Jahre in Asante, S. 283: Die Geburt eines Mädchens in Kriegszeiten bedeutet, daß der Feldzug leicht und glücklich verlaufen werde, die Geburt eines Söhnchens das Gegenteil, daher solche Knäblein schon umgebracht wurden.

Zu S. 306. Nach Oberländer (Westafrika, S. 208; ebd., S. 219 ein Fetischmann der Ewe abgebildet) sind die Fetischmänner der Aschanti zugleich Rechtsgelehrte. Nach Bowdich (bei Grube, S. 444f.) giebt es unter ihnen zwei Klassen. Die erste wohnt in dem Hause des Fetisches, befragt sein Orakel über das künftige Geschick

eines Menschen oder Staates und citirt die Geister, die ein Glied der Familie befragen möchte; die untere Klasse der Fetischmänner geht ihren gewöhnlichen Lebensbeschäftigungen nach, wohnt den Festen und abergläubischen Zeremonieen bei und wird besonders oft zur Ermittlung von Dieben gebraucht; für ihre Zaubereien verknüpfen sie einige Riemen und Lumpen hinter dem Rücken und wickeln sie wieder auseinander; die Oberpriesterwürde ist erblich; die untere Priesterklasse wird oft durch die vermehrt, welche erklären, daß der Fetisch sie plötzlich ergriffen hat, und, nachdem sie sich einer harten Probe unterworfen, anerkannt werden; auch Fetischweiber zieht man bei Krankheiten zurate. Ramseyer (Vier Jahre in Asante, S. 37) rühmt das Entgegenkommen und die Dienstfertigkeit der Fetischpriester. In Dahome ist die heilige Stadt Kana (Kalmina, Kamina) die Residenz der höchsten Fetischpriester. Oberländer, Westafrika, S. 227. In Dahome wurde der letzte Priesterkönig von dem Eroberer Ahaldy enthauptet. Lippert, Priestertum, S. 136. Die Fürsten der kleinen Yoruba-Stämme standen früher unter dem Priesterkönig von Ojo. Bastian, Bilder, S. 177. Lippert, S. 134. Der Fetischkönig oder Grofsjuju von Neukalabar stolziert als geistliches Oberhaupt bei allen Aufzügen unter einem breiten Sonnenschirm vor dem weltlichen Könige, während infolge des Handelsverkehrs in Bonny die Priester sehr in den Hintergrund getreten sind. Oberländer, S. 270. Bastian, S. 166. Lippert a. a. O., der wohl irrt, wenn er das Fetischkönigtum bloß aus einer alles, auch den König umstrickenden Macht des Priestertums erklärt, während jenes vielmehr auf die ursprüngliche Einheit des Königs und höchsten Priesters zurückweist, — eine Einheit, die nicht bloß durch Teilung der Funktionen unter Brüdern, sondern auch vielfach durch einen Eroberer zerrissen wurde, der dem besiegten König nur die Rolle des Priesters liefs. Mit Recht deutet es Lippert (S. 136) auf solches Priesterkönigtum, daß die ersten portugiesischen Entdecker nach dem, was sie in Benin hörten, das sagenhafte Reich des Priesters Johannes im Innern Westafrikas suchten (vgl. Sprengel, Geschichte der geographischen Entdeckungen, S. 388—391; Falkenstein I, 139); aber dies beweist gerade das hohe Alter des afrikanischen Priesterkönigtums.

Zu S. 307, Anm. 3. Oberländer, Westafrika, S. 272f. (wonach sogar bei Scherbro in Sierra Leone neuerdings ein Krieg sich mit Kannibalismus verknüpfte). „Globus“ XVIII, 303; XIX, 159; XX, 62f. 223; XXIII, 222. 287. Übrigens waren auch schon nach Strabo einige Stämme der Iberer Anthropophagen, was neuerdings durch die von Professor Delgado untersuchten Knochenhöhlen von Peniche in Portugal bestätigt ist; ähnliche Funde hat man in

belgischen Höhlen gemacht, sowie in der Grotte dei Colombi auf der Insel Palmaria (Dawkin, S. 207 ff.).

Zu S. 309, Anm. 2. Bowdich bei Grube, S. 450. Vgl. Ramseyer, S. 19. 194f. 234f. Der König läßt sich von den Fetischen prophezeien; Schüsse und Menschenopfer zur Vertreibung der bösen Geister (yi musu); ein Schaf lebendig gespießt; Kinnladen Trophäen.

Zu S. 309, Anm. 3. Vgl. „Globus“ XIX, 239; Oberländer, Westafrika, S. 269f. Bei Crowthers Anwesenheit in Onitscha ein 8jähriges Mädchen ertränkt, auf das die Zuschauer alle ihre Sünden luden, als jährliches Sühnopfer. Bei Iddah wurde nach Schlichtung eines Streits zwischen zwei Stämmen ein 9jähriger Albino lebendig in eine Grube gestürzt als Friedensopfer.

Zu S. 310, Anm. 2. Oberländer, Westafrika, S. 228f. 235f. Zöllner, S. 363. Forbes, Dahomey, p. 73. Bowdich, S. 345. 364. 377ff. Ramseyer, S. 110: Das Bantama ist ein langes Gebäude, in das man durch eine ebenso lange Galerie eintritt. Innen teilt es sich in kleine Zellen, deren Thüren mit einem seidnen Vorhang verhängt sind. Darin werden die mit Golddraht zusammengefügtten Skelette der Aschanti-Könige in reich geschmückten Särgen aufbewahrt, jedes umgeben von allem, woran er im Leben Freude hatte. Am Tage der Kostüme wird jedes Skelett auf den Stuhl seiner Zelle gesetzt, damit ihm der König die besonders bereitete Speise vorsetze. Nach dem Essen spielt die Bande jedem der toten Monarchen seine Lieblingsmelodie; dann werden einige der Menschen, die man, in der Hauptstadt dafür bestimmt, mit einem durch die Wangen gestochenen Messer stumm gemacht und hergeschleppt hat, als Opfer geschlachtet. Mit ihrem Blut wäscht darauf der König das Skelett; ist er mit einem fertig, so geht er in die nächste Zelle zur gleichen Arbeit. Erst am Abend ist sein Geschäft gethan. — S. 113: Die kleinste Ausbesserung am Bantama erfordert Menschenblut. S. 134: Totenfeier in Kokofu, der Wiege der Aschanti-Könige, der Hauptstadt früherer Jahrhunderte, ehe Kumasi entstand; der einzige Ort, den der König einiger Kostüme wegen besucht. — S. 219f. 224. 284ff. (akjere, Menschenopfer). Auf dem Grabe des Häuptlings von Ibadan in Yoruba 70 Menschen geopfert. Hoffmann, Abbeokuta, S. 215. In Yoruba und Benin sterben die nächsten Angehörigen des Herrschers mit ihm (Clapperton, Tagebuch, S. 418; Landier, Reise I, 85; Landolphe, Mémoires [1823] II, 55); auch bei den Yebu, in Iddah und am Cameruns folgen ihm Weiber und Sklaven ins Grab (d'Arvezac, p. 66; Allen and Thomson I, 291. 328; II, 244. 297). Sehr zahlreiche Menschenopfer beim Tod von Königen und Vornehmen in Alt-Kalabar.

Waitz, S. 193. In Onitscha am Niger ist jetzt zum erstenmale ein Häuptling beerdigt worden ohne die sonst üblichen Menschenopfer an seinem Grabe. „Barmer Missionsblatt“ 1883, S. 55.

Zu S. 312, Anm. 6. Die Okra des Aschanti-Königs, ausgezeichnet durch einen großen goldenen Reif, der ihnen vom Nacken hängt, teils Lieblingssklaven, teils Leute aus dem Volk, die sich ausgezeichnet und gern dem König dereinst ins Grab folgen, um durch ihn bis dahin erhalten zu werden und von Prozessen frei zu sein, werden alle auf dem Grab des Königs geopfert mit Ausnahme einiger weniger, denen der König Staatsgeheimnisse anvertraut hat. Bowdich bei Grube, S. 449. Vgl. Ramseyer, S. 101. Über sonstige Leichengebräuche (vergleiche auch oben S. 366, Anm. 4) der Aschanti vgl. Ramseyer, S. 53: Stirbt ein Bemittelter, so erheben zuerst seine Weiber ihr Klagegeheul, waschen dann den Toten, schmücken ihn mit Glasperlen und Gold und bemalen ihn sorgfältig; in seinen schönsten Kleidern wird er ausgestellt, seine Habseligkeiten um ihn her, vor ihm ein leckeres Mahl, von dem er zu essen aufgefordert wird; auch Pfeifen steckt man ihm in den Mund. Die Freunde fasten, aber trinken, schießen und führen unter Getrommel Trauertänze auf. Hervorragenden Menschen werden sodann, je nach Rang und Stand, etliche Menschen geopfert d. h. zur Reise in die Geisterwelt mitgegeben. Auch die Länge der Kostüme richtet sich nach dem Rang des Toten. Am zweiten oder dritten Tag trägt man ihn in einem Sarg oder Korb hinaus nicht zur Thür, sondern durch teilweises Herausbrechen des Zaunes und bringt ihn unter Schießen und Klaggesang auf den vor dem Dorf bestimmten Platz. Viel Gold und Geschmeide folgt ihm ins Grab. Auch setzt man ihm noch längere Zeit, später jährlich einmal, Speise und Palmwein aufs Grab. Im Krieg gefallene Häuptlinge (S. 127. 237) werden erst leicht beerdigt, die Gräber mit Wasser begossen und die Gebeine dann in reich verzierte Kistchen gelegt, die in feierlicher Prozession von den rot beschmierten Weibern eingeholt werden; darauf folgen die Opfer von Kriegsgefangenen.

Zu S. 313, Anm. 3. Als der große Fetischbaum in Kumasi umgestürzt war, stiefs man zwei Männern das Messer durch die Wangen und band sie an Bäume des Waldes; die Priester versicherten dem König, wenn ihr Tod bald eintrete, werde er die Engländer besiegen; der eine aber lebte fünf, der andere neun Tage. Ramseyer, S. 263.

Zu S. 313, Z. 24. Ramseyer (S. 260) zählt an 150 Unglückstage des Jahres; vgl. Nachtrag zu S. 280. In Akra unterscheidet man große und kleine gute Tage, deren erstere immer mit dem neuen Mond anfangen. Rümer, S. 71. Bosmann II, 77.

Waitz (S. 201) weist auch den Glauben an Glücks- und Unglückstage in Senegambien auf; besonders der Freitag gilt für unglücklich, weshalb ein Bambarra-König (nach M. Park, Zweite Reise, S. 315) einst alle seine am Freitag geborenen Söhne umbringen liefs. Nach Crowther (bei Oberländer, Westafrika, S. 266) haben die Schwarzen auch im Nigerdelta von den Mohammedanern den Freitag als Unglückstag angenommen; in Idda daselbst besteht der Cyklus der Woche aus vier Tagen, von denen jeder zweite dem Attah (König) Unglück bringt, wenn er an diesem einen Fremden empfängt; die Reihenfolge ist: Eke, Markttag, unglücklich; Ede, glücklich; Afo, unglücklich; Uko, glücklich.

Zu S. 314, Ann. 2. Ramseyer erzählt S. 91: Am 23. Oktober 1870, einem Sonntag, begann das grofse Yams-Fest (odwira), das bis zum 6. November dauern soll. Am ersten und fünften Tag wird gefastet, dafür um so mehr getrunken; aller Welt teilt der König Branntwein aus. Ein Sträfling wird an diesem Tage geschlachtet d. h. als Bote an den letzten König in die Unterwelt befördert. Am fünften Tag ist dann der König den neuen Yams (ode, die beste Sorte), worauf jeder dieselbe auch geniessen darf. Die Art bayere darf das ganze Jahr hindurch gegessen werden. — S. 136: Alles rüstet sich auf das Yams-Fest (14. Dezember 1871); die öffentlichen Sitze (dampan) werden geweiht, die königlichen Sitzplätze völlig erneut. Heute (17. Dezember) sind alle Gesetze aufgehoben; jeder mag thun, was ihm gut deucht; auch für die Hingerichteten darf heute (sonst nie) Kostüme gemacht werden. Darum wird dieser grofse Tag heute durch ein Festopfer geweiht, indem morgens früh am Palastthor irgendein Freier plötzlich überfallen, geschlachtet und unter die Brafo und Odumfo (Henker) verteilt wird, die wild mit den Gliedern heruntanzen. Abends bringt man die Schädel der bedeutendsten Gegner Asantes aus dem Mausoleum in Bantama nach der Stadt, stellt sie dort in nächtlicher Stille einem Fetisch vor und befragt feierlich die Geister nach ihrem Befinden. Der zweite grofse Tag des Festes (22. Dezember) war der, an welchem der König den neuen Yams zu essen hatte. Zuvor aber wäscht er sich in „Fetischwasser“, das in Flaschen aus grofser Entfernung geholt wird von einer dem Fetisch Tano heiligen Quelle. Dieses Wasser giefst man in Becken, aus welchen dann die Häuptlinge sich den Tag hindurch waschen und ihre Stühle mit dem heiligen Wasser besprengen. Ebd., S. 142. Den Schluß des Festes machte ein Freitag (12. Januar), auch ein Tag der Reinigung, aber zu Ehren der „Königsseele“ (siehe Nachtrag zu S. 299). Der Goldschmuck des Aschanti-Königs wird zum Zweck der Schaustellung bei jedem Yams-Fest geschmolzen und neu gearbeitet. Oberländer, Westafrika, S. 208.

Zu S. 315, Z. 9. Ramseyer, S. 101. 169. Hoffmann, Abbeokuta, S. 116. Im Distrikt Schervin (Sierra Leone) sind nach „Standard“ vom 14. Mai 1883 fünfzig Eingeborene, die der Zauberei angeklagt und schuldig befunden waren, bei lebendigem Leibe gestört worden.

Zu S. 315, Anm. 2. „Globus“ XV, 55. Oberländer, Westafrika, S. 264f. 270 (wonach das Volk von Neukalabar einen höheren weiblichen Geist [Stammesmutter?] verehrt, der im Innern in Oru in einem Busch wohne und alles wisse, und die zu seinem Gottesurteil geschickten Verbrecher ersäufe); S. 272 (Caulker berichtet über die Leute von Bompeh: Wenn einer krank ist, wird er gefragt, was er Böses verübt habe; dann bekennt er wohl, daß er sich in einen Löwen oder Alligator verwandelt oder einem Menschen das Blut ausgesaugt; nachher kommen die Verwandten des letzteren, töten den Kranken und verbrennen ihn oder begraben ihn lebendig).

Zu S. 316, Anm. 1. Die Aschanti schwören bei dem Samstag (Memeneda) von Koromante, wo der Begründer ihres Reichs Osei Tutu im Kampf gegen Akem und Asen (etwa 1731) fiel. Ramseyer, S. 286 f.

Zu S. 316, Anm. 5. Der Fetisch des Aschanti-Königs verbietet ihm, was immer vom Rind stammt (Milch, Butter, Käse) auch nur anzurühren. Ramseyer, S. 292. Die Stämme von Asante, Asen, Akem, Akwam, Akuapem (teilweis) und die meisten Fante-Clans erweisen sich durch gleiche Sprache und ähnliche Sitten als zusammengehörig; es besteht auch noch eine Einteilung in zwölf bis fünfzehn ursprüngliche Familien, welche, ohne mit den Stammesgrenzen zusammenzufallen, auf der Abstammung von der gleichen Mutter beruht und mit der Verehrung der gleichen Familien-Schutzgeister und dem Recht der Vererbung auf der Mutter Bruder oder der Schwester Sohn zusammenhängt; viele Familien z. B. gehören der Annona-Familie an, die nach einer Art Papagei benannt ist und gleichfalls das Königshaus von Asante und viele Asante-Großen einschließt; zu der Asona-Familie rechnen sich die Königshäuser von Fante, Akem, Akuapem. Ebd., S. 184 f. Die Gesichtsbildung bei den höheren Ständen in Aschanti und zum Teil Dahome hat Bowdich (Essay on the superstitious customs and arts, common to the ancient Egyptians, Abyssinians and Ashantees, 1821) eine Mischung mit einer höher stehenden Rasse annehmen lassen, bestätigt aber nur Hartmanns Ansicht von der Einheit der afrikanischen Völker; die Eroberungen und Sklavenjagden der Aschanti und Dahome führten natürlich auch zu Mischungen. Waitz, S. 16. 57. Bild eines Aschanti mit Stammesnarben (parallelen Einschnitten auf Stirn

und Wangen) in Oberländer, Westafrika, S. 209. Die Neger an der Goldküste machen sich freilich nach „Allgemeine Historie der Reisen“ IV, 114 keine Hautnarben; anderwärts an der Guinea-Küste ist der Gebrauch wenigstens nicht allgemein. Isert, S. 194. Monrad, S. 243. Weder im Westen des Niger noch an diesem selbst oberhalb Kakunda hat Lander (III, 55) Hautnarben als Stammeszeichen gefunden, nach Waitz (S. 25) infolge des Islam oder Verkehrs mit Europäern; aus nationalen Zeichen sind sie bei den Ibo größtenteils zu individuellen geworden. Allen and Thomson I, 196. 242. In Bonny erhält nur der erstgeborene Sohn eine eigentümliche Zeichnung auf der Stirn. Köler, S. 91. Die Nupe in Lukodscha an der Westseite des Niger (Kuara) am Zusammenfluß mit dem Benue haben nach Robins Stammeszeichen (Bönn), drei tiefe Schnitte, die oben vom Kopf durch das Gesicht und dann ausgeschweift bis in den Mund reichen; auch manche Frauen haben Einschnitte, manchmal recht zierliche Figuren, an allen Körperteilen. Oberländer, Westafrika, S. 263f. Vgl. Lippert, Priestertum, S. 127 ff.

Zu S. 318, Z. 3. Die Aschanti hatten Gefangene unter dem Vorwande eines Fetischmahles gemacht. Man ladet die Bewohner einer freien Stadt zu einem solchen ein unter dem Vorgeben, ihr großer Fetisch sei ein Bruder des großen Fetisch von Kumasi; ist man nun in Gegenwart des Fetisches zusammen, so ist der Bund unverbrüchlich. Aber die Sorglosen wurden vor dem Mahl umringt und gefangen oder erschlagen. Ramseyer, S. 122; vgl. S. 221.

Zu S. 319, Anm. 2. Reste einer komplizierten staatlichen Verfassung bei den Aquampu; unter dem König vier Oberkabosire, er und sie beschränkt durch das Kollegium des Gemeinderats. „Baseler Missionsmagazin“ 1837, S. 537. Ebrard, S. 343. Bei den Eweern vereinigt die höchste Gewalt in sich der zu Anlo residierende König, der seinen Rang einer besonders tapfern oder umsichtigen That verdanken muß, mit seinen Ältesten, die allein über Leben und Tod verfügen können; die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich. Oberländer, Westafrika, S. 219. Auch in Widah ist die Gewalt des Königs durch den hohen Adel beschränkt, der sich unter einander bisweilen bekriegt. Des Marchais II, 201. Bei den Yebu wird der König ernannt und nötigenfalls auch wieder abgesetzt von vier hohen Beamten und bedarf in der Gesetzgebung der Beistimmung des Rats der Alten. d’Avezak, p. 96sq. Waitz, S. 150f. Statt Brafs lies Brafs. Über Liberia vgl. „Globus“ XII, 286; XX, 367; XXI, 238f.; aber auch XXIII, 222f. Oberländer, Westafrika, S. 178 ff. Zöllner, S. 340. Über das Yoruba-Reich Hoffmann, Abbeokuta, S. 49 ff.

Zu S. 319, Anm. 3. Ramseyer, S. 185. 279 ff. Oberländer, Westafrika, S. 211 ff. Zöllner, S. 348 ff. Kriege der Aschanti mit den Engländern 1822—1826, 1863, 1873. Nach den neuesten Nachrichten ist die Regierung des Landes infolge gewaltsamer Entthronung des Königs Mensah durch den Urheber des letzten Kriegs mit England, Koffi Kalkali völlig aufgelöst. „Standard“, 14. Mai 1883. „Neue Preussische Zeitung“, 8. Juni und 4. Juli 1883.

Zu S. 320. Über die Regierung des Aschanti-Reichs vgl. noch Bowdich, S. 337 ff. bei Waitz, S. 145 f. und Grube, S. 436 ff. Nach Bowdich ist doch die Gewalt des Königs durch die Aristokratie beschränkt; der minderjährige König wird von den ältesten Räten der Krone und Dolmetschern jeden Morgen über die Geschichte des Reichs und die Thaten seiner Vorfahren unterrichtet; das äußere Zeichen seiner Würde der Elefantenschwanz; auch wer eine Botschaft vom König bringt, trägt einen solchen; des Königs Schwestern dürfen mit jedem, auch dem ärmsten Unterthanen, wenn er nur hübsch ist, sich verheiraten; Hofstaat von Albinos; Gewichte des Königs ein Drittel schwerer, als die gewöhnlichen des Landes; da alles Gold, was für Lebensmittel am Hof ausgegeben wird, mit den ersteren abgewogen, mit den letzteren bezahlt wird, so bereichert der Überschufs die ersten Diener des Palastes; denn man hält es der Würde eines Königs nicht für angemessen, einen Unterthanen öffentlich für seine Dienste zu bezahlen. Oberländer, Westafrika, S. 209. Ramseyer, S. 100: Tanz des Königs auf dem Begrüßungsplatz am Adae. S. 101: Fast alle Freien in Kumase sind so mit dem Palast verbunden, das sie den Namen Häuptling (asafohene) tragen und ein Amt bekleiden; sterben sie, fällt ihr Vermögen dem König zu. Die Vasallenstaaten zahlen ihm Tribut in Sklaven, Zeugen, Ochsen; alles Gold, an dem der Boden sehr reich ist, gehört ihm. Er hält täglich, außer Freitag Gericht, wo jeder Zutritt hat. S. 112: Der Tanz des Königs mit seinen Weibern kostet immer Menschenleben. S. 113: Ohne des Königs Zustimmung darf niemand getötet werden. S. 157: Spione. — Über die „Königsseele“ (Fetisch) vgl. Nachtrag zu S. 299. Am Freitag, dem Tag der Königsseele darf kein Blut vergossen werden. Ramseyer, S. 220. Ein Großer erklärte den König für Gott. Ebd., S. 193. Ramseyer (S. 276 f.) bezeichnet doch auch die Regierungsform Aschantis als eine eigentümlich beschränkte Monarchie. Eigentlich unumschränkte Gewalt besitzt höchstens das Asante-Kokoto (d. h. Asante-Stachelschwein), der Geheime Rat, welcher aus dem König, seiner Mutter, den ersten Reichsfürsten und etlichen Großen von Kumase besteht. Sein Name schon bezeichnet ihn als nirgends antastbar; die Schlagweise einer

Königstrommel, welche lautet: Asante kotoko, kum apema-apem-reba, „der Asante Rat, ob du tausend tötetest, entstehen tausend“ schildert ihn auch als alles überlebend. Derselbe verfügt endgültig über alle Geschicke des Volks; letzteres hat nur zu gehorchen, und damit es das nie vergesse, ist der König als die Exekutivgewalt Herr über jedes Einzelleben. Für wichtige Zeitfragen werden wohl auch aufser dem Yam-Fest Versammlungen aller Häuptlinge einberufen, um jede Stimme zu hören; doch bleibt ihre Beratung ein bloßer Schein; denn wer könnte sich dem Kotoko widersetzen! Also erklären sich die Herren am Ende alle einig mit dessen Beschluss. In Gerichts- und anderen Versammlungen haben die Glieder des Hofhaushalts keine Stimme; doch üben sie immer einen gewissen Einfluss aus durch Privatberatung mit dem König. In solcher Versammlung thront der König auf seinem goldgeschmückten Lehnstuhl in der erhöhten Halle am einen Ende des Hofes. Neben ihm stehen aufser anderen Schwertträgern die Trabanten, welche beide Staatsschwerter vor ihm ausstrecken. Das eine derselben ist das Kriegsschwert; nimmt es der König in die Hand, so ist der Krieg unwiderruflich. Auf der gleichen Plattform mit dem König thronen seine Mutter, die Grofsen und die ersten Prinzen. Ihm zur rechten sitzen im Hof die Linguisten und andere Staatsbeamte, umgeben von ihren Unterhäuptlingen und Bedienten, zur linken die Hofbeamten. In der Mitte, unmittelbar vor der Majestät, doch einen schmalen Gang zu ihr lassend, sitzen Herolde und Henker in gehöriger Zahl; letztere füllen die Pausen mit „Namengeben“ (Lobpreisungen des Königs) aus, wie: „Er steht vor Kanonen mit einem Kleingewehr“, „Er näht Steine zusammen“, „Er zerreißt und verbindet“, „Boreschlange, du bist wunderschön, aber tödlich dein Biß.“ Andere Namen, bei seinem Trinken ihm zugerufen, oder auch höfliche Titel in sonstiger Anrede sind: otumfo (Mächtiger), okumnipa (Menschentöter), daasebere (Dankermüder) d. h. so freigebig, dafs man dankend niederzuliegen ermüdet. Die Hofsprache unterscheidet sich hauptsächlich durch euphemistische Benennungen von der gewöhnlichen; z. B. sterben, töten, fluchen darf nicht vor des Königs Ohren gesagt werden (lege nieder, nimm weg st. töte). Leopard, Geier u. s. w. haben andere Namen, wie alles, was sich auf den König und seine Verwandtschaft bezieht. In Aschanti legt die alte Ordnung den Häuptlingen auf, aus den Schwestersöhnen des verstorbenen Königs den Tauglichsten zum Nachfolger auszuwählen. Ebd., S. 174. In Aschanti und Dahome verkündet die Haartour, die Tonsur an verschiedenen Stellen des Kopfes Amt und Rang; die Frauen scheren sich nur bei Todesfällen Ringe um den Kopf. Kutzner, Naturbilder, S. 181. Burkhardt, S. 10. Über die Regierung von Dahome vgl. noch Oberländer, Westafrika, S. 229 ff. (Mignan = Justizminister, Kambodeh = Zeremonieen-

meister, Tolonu = Mundschenk, überwacht zugleich das Serail und die Amazonen); S. 225 (der königliche Stab als Zeichen der Vollmacht für den Überbringer). Kutzner, E. K. Kane (1875), S. 197. 200, wo folgende Geburtsode auf den König von Dahome mitgeteilt ist, die sein Hofpoet sang, während er, auf hohem, mit Schädeln geschmücktem Stuhl unter einem großen Sonnenschirm fast nackt, mit Goldstaub bedudert, von prächtigem Hofstaat umgeben, Audienz erteilte:

„Auf, Kam-a-rama, schalle nun,
 Sam-a-rambo, laß dich hören!
 Hurra für den Sohn der Sonne!
 Hurra für den Bruder des Mondes!
 Den Büffel der Büffel, den Stier der Stiere!
 Er sitzt auf einem Thron aus den Schädeln seiner Feinde,
 Und braucht er deren mehr, um Ball zu spielen,
 So stehen die unsern ihm zudiensten, alle, alle, alle.“

Burton (bei Zöllner, S. 366) erzählt, daß alle Mitteilungen von dem König oder an denselben durch die Mahaikpa, eine Prinzessin, und eine ihre Stelle vertretende Dienerin, die Dakro gehen müssen. Mit dem erwähnten Stab in der Hand begiebt sie sich auf allen vieren zum Meu, dem zweiten Unterthanen des Reichs, und flüstert ihm die Botschaft ins Ohr; darauf teilt dieser sie in ähnlicher Weise dem Mignan (Premierminister) mit, der in des Königs Namen zum Volke spricht. Die Gewalt des Herrschers scheint hier absolut; was er thut, gilt dem Volk als recht; man sagt: „Mein Kopf gehört dem König, nicht mir selbst; wenn er ihn holen läßt, bin ich bereit ihn hinzugeben“; wen der König verurteilt, dessen Vermögen wird konfisciert, ja seine Verwandten, Freunde und Diener umgebracht oder verkauft. Norris, *Memoirs of the reign of Bossa Ahadee, King of Dahomy* (1789), p. 8. 10. Er vergiebt die Weiber allein und verkauft sie für seine Rechnung den Unterthanen zur Ehe. Norris im „Magazin merkwürdiger Reisebeschreibungen“ V, 409. Wenn er stirbt, zertrümmern seine Weiber alle seine Kostbarkeiten; es entsteht eine allgemeine straflose Anarchie; Raub und Mord wüthen im Lande. Ebd., S. 437. Waitz, S. 146f. Hegel (*Philosophie der Geschichte*, S. 96) führt dies an für seinen Satz (S. 94), daß der Staat auf dieser Stufe sinnlicher roher Willkür der Einzelnen nur durch die äußere Gewalt eines Despoten für einen Augenblick zusammengehalten werde; stirbt der König, so seien gleich die Bande der Gesellschaft zerrissen; was die von ihm gleichfalls angeführte Erdrosselung desselben nach Über-sendung von Papageieneiern betrifft, so erzählt dies Norris und Dalzel (*Geschichte von Dahomey*, aus dem Englischen [1799], S. 152) nur von den Eweern (Eyeos), Cruickshank (S. 44) ähnlich von Akim. Waitz, S. 150f. Jene Anarchie ist aber wohl nur Schein, der sich aus den massenhaften Totenopfern erklärt, die dem verstorbenen König gebracht werden, der nun als Gott erst recht das Staatswesen

zusammenhält, ganz abgesehen von dem oft bereits bestimmten Thronfolger, der in Dahome nach Omboni (p. 306) mit den beiden höchsten Beamten zunächst im Namen seines Vorgängers, dessen Tod erst nach 18 Monaten bekannt gemacht wird, regiert. Auch Ramseyer (S. 285) erzählt nach Augenzeugen, daß nach dem Tode des Königs Kwaku Dua (1867) die Prinzen und Henker ein allgemeines Morden begannen und nun vollständige Anarchie herrschte; jeder Häuptling stand gerüstet vor seinem Hause, um ihn alle seine Leute, bewaffnet; diese aber wurden als Schutzbefohlene jener von den Prinzen geschont; nur alle Vereinzelten wurden zutode gehetzt, bis nach achttägiger Metzelei der neue König Kofi Karakari die Gong schlagen und ausriefen ließ, von nun an dürften nur noch Sklaven niedergelegt werden. Auch in Widah, Yoruba und Benin besteht bei solchen Gelegenheiten völlige Unordnung und Unsicherheit des Lebens und Eigentums. Smith, *Trade and travels in the gulph of Guinea* (1851), p. 206. Des Marchais II, 73. Lander I, 85. Landolphe, *Mémoires* (1823) II, 55. Nach Dalzel (S. 147) dient diese Anarchie zur Beschleunigung der Wahl des Nachfolgers. So haben in Dahome nach Norris (S. 407; *Memoirs*, p. 4) die beiden höchsten Räte der Krone (der Mignan oder Mingá, von Forbes [Dahomey, p. 7] oberster Scharfrichter genannt, und der Meú, der die Aufsicht über die eroberten Provinzen und verkäuflichen Sklaven führt; Omboni, p. 307) das Recht, den erstgeborenen Prinzen vom Throne auszuschließen und diesen einem seiner Brüder zuzusprechen. Der König, der sich übrigens auch den Sitten seines Volkes fügen und an großen Festen sehr freigebig sein muß, hält öffentlich Gericht, ihm gegenüber treten die Rangunterschiede der Unterthanen zurück; in den Verhandlungen besonders über die Tapferkeit der Einzelnen im Kriege herrscht große Redefreiheit. Forbes, p. 18. Die Beamten erhalten keine Besoldung und sind daher auf Erpressungen angewiesen; doch ist jedem eine Königstochter zur Überwachung beigegeben; Amt und Stand sind erblich und gehen auf den ältesten Sohn über, wenn der König nicht anders bestimmt. *Ib.*, p. 9. An Kleidung und Waffen darf jeder nur tragen, was der König ihm giebt oder erlaubt; auch die strenge Polizeiordnung rühmt Omboni (p. 311), die strenge Marktordnung in Widah Des Marchais II, 163; Waitz, S. 147 ff.

Zu S. 321, Anm. 3. Im Land der Ibo giebt es keine größeren Staaten, sondern fast jede Stadt hat ihren eigenen Herrn. Allen and Thomson I, 270. Der König von Aboh (Ibu) ist ein Wahlkönig und besitzt nur beschränkte Macht. *Ib.*, p. 234. Dies gilt ebenso von den meisten kleinen Königen am untern Niger, neben denen ein Rat der Alten zu stehen pflegt. *Ib.*, p. 381. Waitz,

S. 151. Der König von Onitscha ist jährlich nur einmal dem Volk sichtbar zur Zeit des Yams-Erntefestes; dann jubelt das Volk. Als Crowther hier predigte, war das Auditorium schwach, weil die Leute vor dem sogen. Palast (ärmlichen, aus Schlamm gebauten Hütten) sangen und tanzten, trommelten und schossen; auch der König tanzte mit. Als die Europäer herzukamen, fielen alle auf die Kniee und berührten mit der Stirn die Erde zur Begrüßung. Am Erntefest darf der König den strengen Zwang der Etikette abwerfen; sonst darf er sich nur innerhalb eines bestimmten Raumes bewegen; die Überschreitung desselben würde die Geister seiner Vorfahren beleidigen und zu deren Besänftigung ein Menschenopfer nötig machen. Auch verbietet ihm das Herkommen, einen Blick auf den Fluß zu werfen, da er dort ein sargähnliches Boot erblicken könnte, das ihn an seinen Tod erinnerte. „Globus“ XIX, 238 f. Oberländer, Westafrika, S. 268.

Zu S. 324, Z. 7. Zur Zeit der monatlichen Reinigung, während der Schwangerschaft und des mehrjährigen Säugens bleibt die Frau wohl bei fast allen nigrischen Stämmen vom Mann gesondert und erhält im ersten Fall an manchen Orten der Goldküste ein besonderes Haus. „Historie der Reisen“ III, 463. Waitz, S. 120 f. Hochzeitfestlichkeiten in Aschanti und Dahome schildert Kutzner (Naturbilder, S. 186); die Braut leiht sich dazu für einen bestimmten Preis allen möglichen Gold- und Metallschmuck; erst nachdem sie am Tag nach der Hochzeit desselben entkleidet ist, bleibt sie bei ihrem Mann.

Zu S. 324, Anm. 7. Diese Zahl wird nach Bowdich sorgfältig beibehalten, um ihn in den Stand zu setzen, denen, die sich auszeichnen, Weiber zu schenken, aber als eine mystische Zahl auch nicht überschritten. Kränkelnde Zwerge als Eunuchen erwähnt Ramseyer, S. 86. Wenn sie rufen, muß sich jeder Mann verstecken. Ebd., S. 102.

Zu S. 325, Anm. 4. Bei den Eweern wird das Mädchen bisweilen schon vor seiner Geburt verlobt. Oberländer, S. 217. Vgl. oben S. 284. In Yoruba ist Oscha der Hausgott der Frauen, der ihnen vor der Heirat vom Bräutigam gekauft wird. Hoffmann, Abbeokuta, S. 168.

Zu S. 326, Z. 5. Kurz vor ihrer Niederkunft wird die Frau zur See oder einem Fluß geführt, verfolgt von kleinen Kindern, die ihr Kot in den Weg werfen, worauf sie mit vieler Sorgfalt gewaschen wird. Man glaubt, ohne diese Reinigungszeremonie müsse Mutter, Kind oder ein Verwandter bei der Niederkunft sterben. „Auswahl der besten prosaischen Aufsätze“ II, 98.

Zu S. 326, Anm. 4. Vgl. S. 304 mit Nachtrag.

Zu S. 326, Anm. 6. Schon bald nach der Geburt werden dem Kinde vom Priester fabrizierte Zaubermittel angehängt, um Unglück aller Art von ihm abzuwenden. Bosmann II, 16. Waitz, S. 186. Bei den Vei wird für die Knaben wie für die Mädchen um die Pubertätszeit eine große religiöse Zeremonie veranstaltet, deren Geheimnisse bei Todesstrafe kein Geschlecht an das andere verraten darf. Kölle, Gramm. of the Bornu lang., p. 147. Sie steht wohl in Verbindung mit der Beschneidung, die dort an Knaben und Mädchen vollzogen wird. Ib., p. 209. Eine solche wird an beiden Geschlechtern in vielen Negerländern vorgenommen und fällt in Senegambien mit dem erwähnten Fest zusammen. Raffanel I, 232. Sie findet auch statt bei den Aku und in Benin (Hutton, p. 94; Clarke, p. 149; „Allgemeine Historie der Reisen“ IV, 453), wenigstens in früherer Zeit in Fetu und sonst auf der Goldküste größtenteils (Müller, Fetu [1676], S. 186); für Akra stellt sie Zimmermann (Vocab., p. 76) in Abrede. Waitz, S. 110f.

Zu S. 328, Z. 3. Wichtig sind noch für die Ethik dieser Völker auch ihre Sprichwörter, von denen z. B. Hoffmann (Abbeokuta, S. 63f.) eine Menge aus Yoruba anführt, z. B.: Wer einen andern beleidigt, der beleidigt sich selbst.“ „Zorn thut niemanden gut.“ „Zorn reißt Pfeile aus dem Köcher.“ „Gute Worte holen Kolanüsse aus dem Beutel.“ „Ungehorsam ist der Vater des Übermuts.“ „Wer einem Narren zum Tanze klatscht, ist selbst ein Narr.“ „Die Morgenröte kommt nicht zweimal, um einen aufzuwecken.“ „Ein Sklave ist kein Holzblock; stirbt er, so hört seine Mutter nichts davon; stirbt aber ein Kind, so weint man, und doch ist der Sklave ein Kind in seiner Mutter Hause gewesen.“

Zu S. 328, Anm. 6. Ramseyer (S. 102) teilt noch einige Aschanti-Gesetze mit, deren Bruch gelegentlich mit Todesstrafe gesühnt werde: Man darf keinen Tropfen Palmöl auf die Straßen fallen lassen, kein Ei auf der StraÙe zerbrechen lassen, aus keiner europäischen Pfeife auf der StraÙe rauchen, keine solche Pfeife auf einer Last tragen, keine Last in die Stadt bringen, wenn sie in grüne Palmzweige verpackt ist, in Kumase nie mit dem bloßen Munde pfeifen, am Donnerstag auf keiner Pflanzung arbeiten, in Kumase überhaupt nichts pflanzen, keine (wohlfeilen) Kokoa-Sandalen im Palast tragen.

Zu S. 331, Anm. 1. Man steckt Fetische (Lappenbündel, Axt, Ochsenschädel, kleinen Sarg u. dgl.) auf, um Pflanzungen oder andere Güter vor Dieben zu schützen, welche dann den Zorn der Geister fürchten. Winterbottom, S. 323 ff. Heccquard, Reise in Westafrika (1854), S. 39. Waitz, S. 186.

Zu S. 331, Z. 4. In Dahome zieht Trunk Verachtung und selbst Strafe nach sich. Duncan, Reise in Westafrika (1848) II, 58. Forbes bei Waitz, S. 150. In den „Briefen eines Missionskaufmanns auf der Goldküste“ (1882) S. 50. 69. 96 wird geklagt über die Trägheit der Neger, doch (S. 51) eine Ausnahme bei den Kru anerkannt, die an der ganzen Westküste herunter als Arbeiter beschäftigt sind.

Zu S. 331, Z. 10. Die brennende Luft und der fruchtbare Boden, der bei nur geringer Bearbeitung alle Lebensbedürfnisse reichlich darbietet, versetzen den Neger in Behaglichkeit und Sorglosigkeit. Die Hitze macht die Kleidung entbehrlich, die darum meist sehr einfach ist. Sie besteht gewöhnlich aus um den Leib gewundenem Baumwollzeug, das bei den Männern bis zu den Knien, bei den Frauen länger getragen wird; diese haben auch ein zweites Stück um die Brust gelegt und reichen Schmuck an Glasperlen, Bändern und Fäden mit Fetischen und Amuletten, Federn, Muscheln, Ringen, die reicheren kostbare Perlenschnüre, Gold- und Silberketten; die Frauen im Altkalabar tragen um die Füße fingerdicke, spiralförmig gewundene, oft über 20 Pfund schwere Messingringe. Die Männer haben gewöhnlich, besonders auf der Gold- und Sklavenküste, bloß einen eisernen oder elfenbeinernen Ring um das Handgelenk, einen ähnlichen oder eine stark angezogene Schnur von Glasperlen oder Papegeischwanzfedern um den Oberarm, ebenso über dem Knöchel und Knie. Burkhard II, 1. S. 10 Reinlichkeit der Aschanti, Kru u. a. Waitz I, 86. Oberländer, Westafr., S. 209f. Über die Haartonsuren in Aschanti und Dahome s. Nachtrag zu S. 320. In Akra und Bonny läßt man Haar und Bart bald ganz wachsen, bald rasiert man den ganzen Kopf glatt oder auch nur einen beliebigen Teil desselben, so daß das Haar mannigfaltige und künstliche Figuren bildet. Isert, S. 154. Köler, S. 74. Unrasierter Bart in Akra ist Zeichen der Trauer oder ungestillten Rachegefühls. Monrad, S. 240. Die gewöhnlichste Form der Negerwohnung ist die eines Bienenkorbes mit Spitzdach; sie findet sich am Senegal und Niger, ebenso in Akra. Monrad, S. 264. Allen and Thomson I, 384. Waitz, S. 88. Doch sind in Ober- wie Niederguinea auch viereckige Baulichkeiten allgemein im Gebrauch; die Aschanti geben denselben einen mit Thonsand gemauerten, mit eigentümlichen Reliefverzierungen versehenen, rotbunt gestrichenen Unterbau. Kumasi machte 1874 auf die siegreichen Engländer als Negerstadt einen imponierenden Eindruck. Die viereckigen Häuser in Widah, Dahome, Benin, Bonny, Lagos und anderen Handelsstädten der Westküste sind ebenfalls mit schrägen Dächern versehen. Hartmann, S. 101. Die Häuser von Ilori in Yoruba sind alle viereckig und zeichnen sich durch kolossale Dächer

aus Palmzweigen und Gras aus. Rohlf's bei Oberländer, S. 249. Die Häuser in den größeren Reichen und mehr im Inneren sind sorgfältiger und schöner gebaut; keiner Stadt fehlt das Palaverhaus. Der Hausrat ist gewöhnlich, abgesehen von europäischen Artikeln, ein Bett, aus Binsen und Blättern geflochten, ein Holzklotz als Kopfkissen, einige Töpfe und Schüsseln, ausgehöhlte Kürbisse (Kalabassen), ein langes Messer; hier und da auch einige niedrige Stühle; kein Stuhl darf in Dahome über 6 Zoll hoch sein; höhere giebt nur der König als Ehrenzeichen. Was die Industrie betrifft, so sind Sitz- und Schlafmatten ein Hauptprodukt afrikanischer Handarbeit; hier und da werden auch nette Körbe und Hüte aus buntgefärbten Binsen gefertigt und die Kalabassen mit derartigem buntem Geflecht überzogen; Lederarbeiter trifft man fast in jeder Stadt; sie reisen auch auf ihr Geschäft im Lande umher. Aus Ochsenhäuten macht man Sandalen; Schaf- und Ziegenfelle braucht man zu Körben, Schwert- und Messerscheiden, Gürteln, Taschen und allerlei Putz, wozu sie rot und gelb gefärbt werden. Burkhardt, S. 11 ff. Gebrannte Töpfe hat man auf der Goldküste; die Bullamer geben den ihrigen eine Glasur. Winterbottom, S. 131 ff. Waitz, S. 99. Besonders künstlich und fein sind die gewöhnlich schwarzen Töpfe der Aschanti. Überall weiß man ein grobes Gewebe aus Baumwolle zu machen und hübsch in Rot und Blau zu färben, in Aschanti sogar nicht ohne Geschick und Geschmack mit Vogelfedern als Pinsel zu bemalen. Burkhardt a. a. O. Die in Aschanti gefertigten Zeuge zeichnen sich durch Feinheit, Mannigfaltigkeit und schöne, haltbare Farben aus; sie werden an einem Webstuhl gemacht, der wie der ältere europäische Handwebstuhl zusammengesetzt ist. Bowdich, Mission, S. 413. Oberländer, 209 ff. (mit Bild). Besonders dauerhaft wird auch in Dahome gefärbt. Robertson, Notes on Afr. (1819), p. 264. In Egga am Niger sind 200 Webstühle beschäftigt. Schön und Crowther, Journal (1842), p. 173. Doch sind sie hier und überall, auch in Bambara sehr schmal. RaffeneI I, 406. Waitz, S. 100. Meist sind die Webstühle liegend; stehende werden bei den Ischoggo gefunden, die den altägyptischen ähneln. Hartmann, S. 159. Von Waffen sind außer den allgemein gebräuchlichen Lanzen und gewöhnlich kurzen Schwertern bei den Aschanti Bogen und Pfeil im Gebrauch. Ebd. S. 116 ff. In Aschanti dienen Elfenbeinhörner zu Signalen; man verziert sie mit Gold, den Kinnladen erschlagener Feinde, Seidenquasten u. s. w.; alle oberen Häuptlinge haben nach Bowdich besondere Melodien für ihre Hörner, welche kurzen Sprüchen angepaßt sind, die jedermann kennt. Ebd., S. 197. Schon Bosmann (II, 24) hat die Neger von Akra als tüchtige Eisen- und Goldarbeiter gerühmt, die von Widah als tüchtige Waffenschmiede. Ebd. II, 67. In Benin, wo man gleich gut in Eisen und Kupfer ar-

beitet, soll Geschick in diesen Künsten sogar durch Erhebung in den Adelstand belohnt werden. Landolphe II, 49. Das Dorf Baloo, oberhalb Grofs-Bassam, ist weit berühmt wegen seiner Eisenarbeiten. Hecquard, S. 36. In Aschanti giebt es selbst getriebene Goldarbeit. Bowdich, S. 416. Waitz, S. 98f. Burkhardt, S. 13. Hartmann, S. 157. Die Kru und Grebo sind kühne, geschickte Seeleute, auch die Bewohner des Nigerdeltas tüchtige Schiffer und Schwimmer; in Bonny können die grössten Kähne 70 bis 90 Menschen fassen; sie sind aus einem einzigen Baumstamm gearbeitet, besitzen ein viereckiges Segel und Schaufelruder. Köler, S. 67. Waitz, S. 105f. Hartmann, S. 174. Sonst kann von Schiffahrt der Eingeborenen kaum die Rede sein; bei der Fischerei aber thun die aus einem Stamm gemachten Kähne bedeutende Dienste. „Basler Heidenbote“ 1851, S. 92. Burkhardt a. a. O. Das Muschelgeld am Niger wird schon von Ibn Batuta (Journal As., 4^e série I, 230) erwähnt; doch soll es auf der Goldküste erst neuerdings gangbar geworden sein; in Dahome bedient man sich statt desselben des Goldstaubs und hat Silber- und Kupfermünzen. Norris, S. 392. Cruickschank, S. 178. In Bonny gelten metallene, meist kupferne Ringe als Münze. Köler, S. 139. Handel ist eine der Hauptlebenswissenschaften des Negers. Fast alle gröfseren Plätze haben ihre regelmässigen Märkte; auf der Goldküste fehlt es selbst den Dörfern nicht daran. Waitz, S. 101 ff. Die Bonnyer sind nach Köler eine durch und durch kaufmännische Nation, da nur der Handel es ihnen möglich macht, ihre nichts produzierende Küste zu bewohnen. Hartmann, S. 164f. Auch der von Herodot erzählte stumme Handel der Karthager mit einem Volk der libyschen Westküste existiert nach Graberg v. Hemsö noch zwischen marokkanischen Kaufleuten und Schwarzen von Beru und anderen Ufern des Niger. Geistbeck, S. 73f. Die Viehzucht liegt in Westafrika (doch nennt Hartmann [S. 139] Hirtenstämme des Senegal) noch tief danieder; dagegen wird Ackerbau, wenschon in sehr unvollkommener Weise und ohne grofse Anstrengung getrieben, da der fruchtbare, nur hin und wieder einmal durch Abbrennen des dünnen Grases oder stehen gebliebenen Strohes gedüngte Boden blofs mit einer Hacke geöffnet, das Korn hineingelegt und mit Erde bedeckt zu werden braucht. Vier Monate nach der Aussaat ist die Ernte; die abgebrochenen oder abgeschnittenen Ahren werden mit einem krummen Knüttel ausgedroschen, die Körner an der Sonne getrocknet und dann in mit Streu bedeckten Gruben aufbewahrt. Jeder Ort hat seine Feldungen um sich her; was nicht bebaut wird, ist gemeinsames Weideland. Burkhardt, S. 12f. Die Könige von Dahome ziehen es vor, nicht aus dem Anbau des Bodens, sondern aus Krieg und Sklavenhandel ihre Einkünfte zu gewinnen. Grube, S. 451. Die geistigen Fähig-

keiten fehlen allen diesen Völkern keineswegs. Die Beredsamkeit der Neger zeigt sich namentlich in ihren Palavers. Im ganzen sind sie, trotz ihres finsternen Totenkults, ein lustiges, munteres, sorgenloses Volk, das an Gesang und Unterhaltung und an allerlei Schaugepränge seine Freude hat. Besonders nach Sonnenuntergang hört man den Schall der Trommel, ein Horn, eine Flöte, ein paar rohe Saiteninstrumente, die unter Gesang und Händeklatschen den Tanz, das Hauptvergnügen beider Geschlechter, begleiten, und die Lust währt oft die ganze Nacht hindurch. Die Gesänge der Neger sind meist improvisiert; Hoffnung und Furcht, Lust und Leid und was sonst ihre Seele bewegt oder ihre Aufmerksamkeit erregt, gestaltet sich zum Lied oder Wechselgesang. Bei allen wichtigen Anlässen, namentlich auch beim Besuch von Fremden, dichten und singen sie aus dem Stegreif. Alle Herrscher umgibt eine Schar von Sängern oder Sängerninnen. Burkhardt, S. 14f.

Zu S. 331, Z. 3 von unten. Bubi, d. h. Freunde; anderer Name Aniya. Winwood Reade (bei Oberländer, Westafrika, S. 279). Derselbe (ebd., S. 280), hörte folgende Legende über ihre Wanderung vom Festland: „Der erste Mann Raychow berief alle Menschen nach einem Orte und sagte: ‚Hört mich an, ihr Leute, ich bin König dieses Flusses; ich will jedem Platze einen bestimmten Namen geben.‘ Eines Tages kam er mit seinen Leuten nach Wonga-Wonga, einem tiefen Schacht in der Erde, aus welchem nachts Feuer kommt. Raychow veranlafte seinen Sohn, in die Grube hinabzusteigen. Dort traf derselbe den Sohn des Königs von der Grube, der ihn zum Speerwerfen herausforderte; wenn er verlor, sollte er getötet werden. Er gewann, und der Sohn des Grubenkönigs sprach zu ihm: ‚Du warst so glücklich, mich zu besiegen; ich bin ein Geist; wünsche dir, was du willst.‘ Der Sieger verlangte ein Heilmittel für jede Krankheit, die er nennen werde. Der Geist gab ihm Arzneien für jede derselben und sprach, als er vollendet: ‚Eine Krankheit hast du vergessen, das Krakra; daran wirst du sterben.‘ Ein damals mächtiger Stamm Ndiva, von dem jetzt blofs noch vier Angehörige vorhanden sind, gab ihm ein Kanoe und 40 Leute, um ihn zu seinem Vater zurückzubringen. Als er denselben sah, sprach er kein Wort, auch nicht auf die Aufforderung des Vaters, zu essen. Endlich sagte dieser: ‚Soll ich dir ein Fetischhaus bauen?‘ Hierauf erfolgte endlich ein ‚Ja‘. Als das Haus gebaut war, bewahrte er seine Arzneien darin auf. Dann sagte er: ‚Ich werde den Mundah in den Oroogo (Gabun) leiten.‘ Und so fing er an, einen Kanal zu graben, und, bis derselbe vollendet war, waren alle seine Leute am Krakra gestorben. Hierauf erklärte er, alle Flusspferde im Benito töten zu wollen. Als er das vierte tötete, kamen die Leute vom Berge herab

gegen ihn angezogen. Er befestigte seinen Fetisch auf einem großen Speer und sang: ‚Mein Speer wird die Männer töten, oder sie werden mich umbringen.‘ Der Speer vernichtete die Armee, und der Rest des Stammes floh in Schrecken nach Fernando Po. Hierauf sagte ihr König: ‚Keiner meiner Leute soll irgendwelche Bekleidung tragen, bis wir die Mpongwe besiegt haben.‘ Und bis auf den heutigen Tag gehen die Bubi nackt und hassen die Eingeborenen am Gabun.“ Ein Kriegslied der Bubi teilt Burkhardt (S. 15) mit.

Zu S. 335, Anm. 3. Nach Crowther wird der Mörder mit Schlingpflanzen an den Ermordeten gebunden und in den Wald geworfen. Oberländer, Westafrika, S. 270.

Zu S. 336, Z. 5. Den höchsten Gipfel des Gebirges bezeichnen die Eingeborenen als Monga ma Loba d. h. Berg des Himmels. Die vulkanische Thätigkeit des Gebirges ist noch nicht erloschen. Eingeborene von Bimbia erklärten, daß 1838 Feuer aus dem Grunde in der Nähe des Gipfels herausgekommen sei, welches Gott gemacht habe. R. Burton (Abbeokuta and the Camarous Mountains [1863]) vermutet deshalb hier den feurigen, „Götterwagen“ genannten Berg, bis zu dem der Karthager Hanno (600 v. Chr.) gekommen sei; die behaarten Menschen, die dieser hier fand, deutet er auf Gorilla. 1848 gelang es Beecroft, den König von Bimbia zu bewegen, beim Begräbnis angesehener Männer keinen Menschen mehr zu opfern. „Globus“ XXI, 362 ff. Reichenow (bei Oberländer, Westafrika, S. 277 f.) berichtet 1873 über die Kamerun-Neger, sie seien durch die große Zahl Sklaven stark gemischt und selbst die Königsgeschlechter davon nicht unberührt geblieben; das gemeine Volk sei ganz irreligiös; nur die ganz Freien hielten zu Ehren zweier Gottheiten, Elung und Mungi, zuweilen nachts Umzüge, wobei ein Götze herumgetragen werde; den Frauen, Sklaven und nicht vollständig Freien sei es bei Todesstrafe verboten, den Umzug mit anzusehen; diese Neger seien sehr träge; auch die vornehmsten und reichsten Ölhändler trügen nur schmales Zeug um die Hüften; die Häuser seien zierlich aus Matten auf einem Lehmsockel gebaut; man halte Ziegen, verfertige Kanoes, einiges Holzgerät und Töpfe.

Zu S. 336, Z. 7. Es sind vier Volksstämme am Gabun mit verschiedenen Sprachen, alle aus dem Innern gekommen: Die Mpongwe, Schekani (Bulu d. h. Waldmenschen), Bakalai und Fan. Oberländer, Westafrika, S. 290. Über du Chaillus Mitteilungen über die Religion der den Mpongwe nahestehenden Kommi u. s. w. siehe oben S. 649, Anm. 2. Sehr wichtig ist noch die Darstellung der Mpongwe-Religion von Dr. Hübbe-Schleiden (Äthiopien, Studien über Westafrika [1879], S. 127 ff.): Jeder Mpongwe hat eine Vorstellung von einem Gott; doch ist ihm Vertrauen auf seine

Hilfe, Beten im Sinn von bitten und danken fremd; er tadelt an Aniambias Weltordnung, daß er den Tod eingerichtet, Geister außerhalb des Körpers geschaffen und ihren, sowie lebender Menschen zauberhaften Einfluß auf Menschen und Dinge zulasse; diese Weltanschauung ist pessimistischer Spiritualismus (S. 128). Die orientalische Vorstellung eines Teufels ist dem Mpongwe fremd. Geist heißt anina (gesprochen anlina), Aniambia ist Kontraktion aus anina und mbia gut. Durchweg stellt sich der Mpongwe seine Geister so vor, ungefähr wie auch unsere Spiritisten glauben, daß dieselben bei Gelegenheit irgendwelche Gestalt annehmen oder durch irgendwelche Dinge wirken können; der einzige Geist, den sich der Mpongwe als bleibende körperliche Persönlichkeit denkt, ist Mbuiiri, emphatisch Ombuiiri (S. 129) = Ombera (Regen) im Hambundo, konkrete Form des Urgottes. Er ist nach Hübbe-Schleiden zugleich mit dem Menschen von Aniambia geschaffen und fungiert jetzt als sein Stellvertreter. Er gilt als guter Geist, und was er für Regierung und Erhaltung der Welt thut, entspricht den Vorstellungen vieler gedankenloser Christen bei dem Wort Gott. Er selbst ist nie Mensch gewesen und kann auch nie Mensch werden; wohl aber kann er mit dem Ausfluß seines Geistes einen Menschen erfüllen, sowie durch jedes andere Ding auf den Menschen und seine Natur einwirken. Seinen Aufenthalt denkt sich der Mpongwe auf den Wassern des Meeres, und einzelne glauben, ihn gesehen zu haben als einen alten weißen Mann, kreideweiß, aber nicht fleischfarben. Sein Erscheinen bedeutet Unglück; doch wirkt er Böses nur, wenn er beleidigt wird oder sich veranlaßt sieht, zu strafen. Alles Gute aber pflegt der Mpongwe mehr oder weniger direkt auf Mbuiiri zurückzuführen, der auch den schädlichen Einflüssen anderer Geister entgegenwirkt. Je nach den verschiedenen Dingen oder Wesen, durch die er wirkt, wird auch sein Name verschieden bezeichnet, so als Ombuiiri aningo, wenn er speziell im Wasser wirkt; Mbuiiri ngono, wenn er in der Luft wirkt; Mbuiiri mboumba, wenn er im Regenbogen wirkt; Mbuiiri mbogo, wenn er im Walde wirkt; Mbuiiri akkoa, wenn er durch einen Zwerg wirkt; Mbuiiri ohwana, wenn er durch ein Kind wirkt; Mbuiiri anienga, wenn er durch krampfhaften Tanz wirkt; Mbuiiri ndjege, wenn er durch ein Klapperinstrument der Frauen wirkt. — Alle diese Ausflüsse des Mbuiiri wirken auf den Menschen zuerst als Krankheit; allein danach können sie dauernd bei ihm bleiben und ihm dann viel nützen und auch anderen Gutes thun (S. 130). Alle schweren Krankheiten führt der Mpongwe auf böartige Geister zurück, die freilich auch manchmal Nutzen schaffen, namentlich durch Weissagung. Hübbe-Schleiden (S. 131) rangiert diese Geister vom milderen Stadium bis zum äußersten: Ologho (Plural inlogho) wirkt durch metereologische Einflüsse z. B. im Tornado und bewirkt den in den Tropen sehr häufigen

Mondstich (s. oben S. 283 und S. 649, Anm. 2); Ibambo (Plural abambo) wirkt durch Geister von Verstorbenen; Oniembe (Plural iniembe) wirkt durch Hexerei und Beschwörung; Nkinda (Plural sinkinda) wirkt durch schwere gefährliche Krankheit; Angindi wirkt durch hoffnungslose Fieberwut, Delirium. — Diese Geister können nach Hübbe-Schleiden nicht als selbständige Persönlichkeiten erscheinen, sondern werden nur mystisch unklar als Seelenkräfte der Natur oder als die mesmerischen Ausflüsse böswilliger Menschen, in denen sie wohnen, gedacht. Obgleich Hübbe-Schleiden auch Naturgeister dabei anzunehmen scheint, so sagt er doch auch wieder: In der That kann man die philosophischen und religiösen Vorstellungen des höher entwickelten Äthiopiens am treffendsten nur als Spiritismus charakterisieren, und zwar als pessimistischen; es ist Furcht statt Vertrauen, Angst statt Freude, Haß statt Liebe. S. 134: Der Neger bleibt im Banne der Gespensterfurcht befangen; durch sich selbst allein kommt er nie darüber hinaus. S. 132: Es würde nie einem Mpongwe einfallen, sich von einem Geiste einen positiven Vorteil zu erbitten; die Opfer an Speise und Trank, die er Geistern darbringt, sind lediglich auf Abwehr von Unheil gerichtet. Er glaubt an eine Präexistenz der Seele vor der Geburt, wie an das Fortleben derselben nach dem Tode. Das Wesen eines jeden Geistes hält er aber dabei für unveränderlich und glaubt, aus dem Charakter eines Menschen bestimmen zu können, was für ein Geist derselbe vor seiner Geburt gewesen und nach seinem Tode sein wird. Ein Mensch, der einem Ibambo in sich hat, war solcher Geist vor seiner Geburt und wird es nach seinem Tode bleiben. Irgendeine Anstachelung seiner moralischen Kräfte u. dgl. ist nicht imstande, den Charakter eines böswilligen Menschen zu ändern. Inbezug auf den Fetischismus teilt Hübbe-Schleiden Max Müllers Ansicht. S. 169: Furcht vor dem Mbuiri im Kompass. S. 135: Die Mpongwe sind ohne Zweifel einer der begabtesten und längst entwickelten Stämme der äthiopischen Rasse. S. 137: Die Orungou am Kap Lopez und die Nkomi (Kamma) am See gleiches Namens gehören zwar auch zu dem Stamm der Mpongwe, haben sich aber weniger günstig entwickelt, da sie nicht an der Bucht von Gabun wohnen. Lenz (bei Oberländer, Westafrika, S. 509) giebt noch folgende Mitteilungen inbezug auf die Religion der Stämme vom Gabun bis zum Okanda. Sie haben Ausdrücke für Beteuerungen, die im Anrufen eines Dämons bestehen, aber den Weibern verboten sind; bei solchem Schwur wird mit der rechten Hand der linke Arm von der Schulter abwärts bestrichen. Die bösen Geister, die nachts ihr Wesen treiben und besonders den Weibern gefährlich sind, werden Njamba und Nschango genannt. Die Person, die von ihnen heimgesucht wird, stirbt einige Tage nach dem Besuch. Bei großen Tänzen, in denen der Teufel durch eine

Person dargestellt wird, sind die Gruppen der Männer und Weiber durch ein ausgespanntes Seil getrennt, welches mit grünen Blättern behängt ist; überschreitet ein Weib diese Grenze, so daß sie vom Teufel erfaßt werden kann, so stirbt sie kurz darauf. Beim Eintritt der Regenzeit finden am Gabun allgemeine Waschungen statt. Überall befindet sich eine Zauberglocke, um die schlimmen Geister aller Art zu verscheuchen. Auch Besessene kommen vor. Unter den Ganga (Medizinmännern) ist Arbeitsteilung eingeführt; es giebt deren gegen Unfruchtbarkeit, Hungersnot, Krieg, Reise u. s. w. Wenn die Doktoren Medizin machen, so hängen sie sich stets ein Tierfell um den Leib, bemalen sich Gesicht, Arme und Brust mit weißer Farbe und schließen sich in ihre Hütten ein. Die Leichen der Freien pflegt man zu begraben, meist im Wald an einsamer Stelle; Sklavenleichen werden in den Fluß geworfen.

Zu S. 337, Anm. 3. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 340. Scheinbegräbnis des Königs, damit nicht ein Nachbarstamm sich seinen Schädel zum Fetisch verschaffe. Ebd., S. 339.

Zu S. 338, Z. 23. Vgl. du Chaillu bei Oberländer, Westafrika, S. 365. Die geheime Verbindung des Nda unter den Männern und des Ndjembe unter den Frauen, sowie des Yasi bei den Nkommi sind nach Hübbe-Schleiden (S. 160) Organe für wirtschaftliche und soziale Fragen und dem Egbo in Altkalabar ähnlich.

Zu S. 338, Anm. 3. Vgl. Hübbe-Schleiden, S. 161. 180f.

Zu S. 339, Z. 1. Die Einkleidung der Knaben bei beginnender Pubertät scheint ein ziemlich allgemeiner Gebrauch zu sein. Sie geschieht unter den haarsträubendsten Fetischbeschwörungen zu einem Tanze unter ohrengellender Musik eine ganze Nacht hindurch. Als Kinder gehen die Neger meist ganz nackt; bei dieser Zeremonie aber wird ihnen die Toga virilis in Gestalt eines kleinen Schurzes und allerhand Fetischumhängelehn angelegt. Auf Unkeuschheit nach dieser Einkleidung steht nominell Todesstrafe durch den Fetisch. Erst nach vollendeter Reife wird der junge Mann wieder von dem Bann des Fetisches befreit. Hübbe-Schleiden, S. 180.

Zu S. 339, Z. 10. Du Chaillu kam in ein Bakalai-Dorf, dessen Bewohner sämtlich zum Holzfällen in die Wälder gegangen, aber alle Thüren offen gelassen ohne einen andern Wächter, als auf hoher Stange ein roh gearbeitetes Götzenbild aus Ebenholz in Menschengestalt mit kupfernen Augen und Nase und einigen Grasbüscheln bekleidet. Oberländer, Westafrika, S. 365.

Zu S. 340, Z. 12. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 366. Geschichte Schmiede. Ebd., S. 477. Kopfputz einer Mpongwe-Frau abgebildet. Ebd., S. 339. Sie entstellt den Körper in keiner Weise.

Der Mpongwe baut seine Häuser groß, luftig und graziös aus dem Material der Raphiapalme (*i-te*), das ihm große individuelle Freiheit in der Konstruktion der Häuser läßt; er treibt auch gern Luxus in der Reinlichkeit. Hübbe-Schleiden, S. 196f. Die Matten der Kamma sind künstliche Geflechte von buntgefärbten Streifen Bast und Schilfgras in hübschen Mustern; Elfenbeinnadeln der Oroungou am Kap Lopez. Ebd., S. 176. Der Äthiopier versteht Geld und Gut zu erwerben, aber nicht es zu erhalten und zu verwalten; das erstrebt er auch selten; Wohlthun und Mitteilen ist des verfeinerten Negers Art, nichts scheint ihm so verabscheuungswürdig als Geiz. Ebd., S. 162f. Alles, was die Mpongwe sehen, Scherz und Ernst, setzen sie in Poesie; abends oder auf dem Schiff singen sie mit Vorliebe; der Weise wird besungen nach seinen guten Seiten und Thorheiten. Ebd., S. 137. Oft hört man klagen, der Neger habe keine Gewissenhaftigkeit. Er hat allerdings keine Rechtsordnung, die seinem Gewissen zubhilfe kommt; aber weniger Anlage zum Pflichtgefühl bei Negern, als bei Europäern habe ich unter meinen Leuten nicht beobachtet, eher das Gegenteil. Ebd., S. 184. Der Mpongwe hat das Recht, den in flagranti ertappten Dieb sofort zu töten oder zu seinem Leibeigenen zu machen. Ebd., S. 143f. Wenn ein Mann den Angehörigen eines andern Dorfes tötet, so entsteht dadurch Blutfehde zwischen beiden Dörfern. Das schwächere von beiden eilt nach einem dritten Dorf und tötet dort jemand mit der Bitte um Beistand, der ihm gewährt wird; um auch sich zu stärken, thut das zweite Dorf dasselbe in einem vierten; zuletzt wird, je nachdem wer die Überhand gewinnt, das erste oder zweite Dorf niedergebrannt und, was nicht entflieht, umgebracht. Ebd., S. 182, wo hierfür auch du Chaillu (*Äquatorial-Afr.*, p. 51) und Wilson (*Western Afr.*, p. 205), mit Zustimmung zu des letzteren Erklärung, die freilich den Leuten selbst unbewußt bleibe: „Der eigentliche Sinn des Mordrechtes ist der, die Bösewichter einzuschüchtern und ihnen die furchtbaren Folgen einer einzigen schlechten Handlung zu zeigen. Derjenige, der den Ball in Bewegung setzt, ist verantwortlich für alles Unheil, das derselbe anrichtet. Jeder Pulsschlag des Kummers aller der Gekränkten ist ein Fluch gegen den Mann, der all dies Elend verursacht hat.“ Ein eigentliches Richteramt in privatrechtlichen Streitigkeiten haben die Mpongwe nicht. Zunächst verfolgt der Verletzte sein Recht innerhalb seines Familienkreises oder nach außen hin durch seine Familie und deren Geschlecht. Nur in außergewöhnlichen Fällen wird der Rat des Königs in Anspruch genommen. Die höchste richterliche Instanz bei den Mpongwe und ihren Bruderstämmen (Nkomi und Oroungou) ist die Volksversammlung unter Vorsitz des Königs. Hübbe-Schleiden, S. 160f.

Zu S. 340, Anm. 6. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 292. 340. Das reizende Land der Aschira am Owingi, Nebenfluß des Rembo, fand du Chaillu im Unterschied von den von Hungersnot, Gespensterfurcht und Krieg gedrückten hellschwarzen Bakalai belebt von einem Völkchen mit patriarchalischen Sitten, kräftig an Körper, tiefschwarz an Farbe, arbeitsam und geschickt, friedlich. Die ganze Ebene, zwölf Meilen lang, vom Ndgewho-Gipfel östlich, war gut bebaut und mit 150 bis 200 Ortschaften bedeckt. Männer und Weiber ergriffen vor dem „weisen Geist“ die Flucht, doch der Häuptling des nächsten Dorfes und dann der König des ganzen Landes, Olenda, dessen Nahen eine eiserne Glocke mit Tierschwänzen verkündete, nahmen ihn gastlich auf. Du Chaillu traf mehrere wegen eines Todesfalls aus Gespensterfurcht verlassene Orte. In den Wohnungen war einem aus Holz geschnitzten Fetischmännchen die Aufsicht über das Wohl der Familie anvertraut. Auch in der Taschenuhr und Spieldose du Chaillus vermutete man Schutzgeister desselben. Die Aschira bemalen den Leib gern mit dem Saft des Kamholzes rot, haben spitzgefeilte Zähne, eine Haarfrisur in Form eines Dreimasters, Ringe in den Ohren, an Armen und Beinen, ein weites Gewand, das sie aus Pflanzenfasern anfertigen, Unverheiratete beiderlei Geschlechts nur einen Lendenschurz. Die kleinen, mit Baumrinde bekleideten Wohnungen und Strafen werden sehr reinlich gehalten. Der Feldbau liegt den Frauen und Sklaven ob. Oberländer, S. 367 ff. Von hier ging du Chaillu über den Owigi nach dem am weitesten im Innern gelegenen Lande der Apingi; der König Remandschi übertrug dem „weisen Geist“ seine Herrscherwürde mit der Glocke, stellte dem Gaste seinen ganzen Harem zur Disposition und, als dieser nur eine Köchin verlangte, galt diese sofort als seine Frau; deren Verwandten beanspruchten freilich auch dafür Geschenke. Dem Gast wurde aber auch unter andern ein fetter Sklave zum Braten angeboten. Jedes Gericht muß der Überbringer vorkosten, um zu beweisen, daß er keine Bezauberung d. h. Vergiftung beabsichtige. Der Glaube an Zauberei und Gottesurteile durch Gifttrank herrscht auch hier. Die Apingi haben im Unterschied von den Nachbarstämmen feste Wohnsitze; ihr wichtigster Industriezweig ist Weberei. Du Chaillu hörte hier die Fabel von Sapadi, Menschen mit gespaltenen Hufen im Innern. Ebd., S. 373 ff. Von den Kommi drang endlich du Chaillu 1865 tief nach Osten ins Aschango Land; zuerst zu den auch wie die Aschango sprachlich den Aschira stammverwandten Otando, wo er auch als Onguizo (Geist, Gespenst, Genius) und seine Instrumente als Fetische angestaunt wurden, aber auch Zeuge von Giftproben war, als des Häuptlings Gemahlin und Neffe an Blattern starben, von da zu den gleichfalls noch stammverwandten kriegerischen, aber auch Eisenerze ausschmelzenden

Apono, die sich die oberen mittleren Schneidezähne ausziehen und die übrigen spitz feilen, deren Frauen sich auf Wangen, Brust und Unterleib tätowieren; in dem aus einer Gasse von 130 Häusern bestehenden Dorf Makoba fand er Fruchtgärten, wo zugleich Ziegen, Schweine und Hühner gehalten wurden. Im Wald vor Yengue stiefs du Chaillu zuerst auf verlassene Behausungen der zwerghaften Obongo. In Yengue wurde ein Fest, Mpaza gefeiert, zur Freisprechung einer Mutter von Zwillingen, deren Geburt als Unheilssdrohung gilt; die Mutter muß eine eigene Hütte bewohnen und aus allem Verkehr treten, ebenso die Zwillinge; dies währt sechs Jahre, bis der böse Zauber seine Kraft verloren. Du Chaillu befand sich hier bereits auf dem Gebiet der Ischogo, eines völlig verschiedenen, roheren, doch wohlgebildeten rotbemalten Negerstammes mit ausgebrochenen oberen mittleren Schneidezähnen und höchst auffallenden Haartrachten der Frauen; er wohnte in einem Dorf einem Gottesdienst im Hause der Schutzgöttin Mbuiti bei, einer obscönen weiblichen Holzfigur, die viel roher gearbeitet war als die Götzen an der Küste; die Feierlichkeit bestand in Gesang und Musik von drei Trommeln und einer Harfe. Bei dem Aschangi-Dorf Niembuai im Wald fand du Chaillu auch schüchterne, von Jagd lebende gelbe Obongo, 1,30 bis 1,52 Meter groß, die nur unter einander heiraten, Kleidung von den Aschango erbetteln und ihre Toten in hohlen Bäumen beerdigen. Weiter als zu den Aschango von Mu-a-u Kombo konnte er nicht vordringen, da das nächste Aschango-Dorf ihnen feindlich war, es als Kriegsfall erklärten, wenn man „das Gespenst“ (Oguizi) zu ihnen führte, und einer der Kommi-Neger, die du Chaillu begleitete, in einem Scheingefecht aus Unvorsichtigkeit ihren Botschafter und zugleich eine Frau erschofs, was die Aschango als Nationalsache rächen wollten; nach einem Kampf wurde er jedoch mit seinen Leuten von dem Häuptling von Niembuai freundlich durch sein Dorf zurückgebracht. Mit Unrecht hat man anfangs du Chaillus Glaubwürdigkeit in Zweifel gezogen. Ebd., S. 379ff. Serval und du Bellay führen 1862 den Ogowe bis 10 Grad 30 Minuten östlicher Länge aufwärts. Der wichtigste Stamm an demselben ist der der Galoa (Mpongwe), der Land nur spärlich, Metalle gar nicht bearbeitet; sein Heiligtum ist die Insel Arumbe, wo gewaltige mißtrauische, den Nichteingeweihten Tod bringende Geister hausen und die Fetischpriester ausgebildet werden; diese Seminaristen tragen einen Schurz wie die Bakalai, der über die Hüften mittels eines aus weißen Perlen verfertigten Gürtels befestigt ist, auch sonstigen Perlen-schmuck und Messingringe an Armen und Beinen. Sie werden von allem weiblichem Umgang fern gehalten und verlassen erst, wenn sie in alle Geheimnisse ihrer Religion eingeweiht, „den Fetisch“ gesehen, Priester geworden sind, die Insel, um wie andere mit den Menschen

zu verkehren. Jomdogowiro war nicht bloß König der Galoa, sondern zugleich eine Art Papst oder mindestens Erzbischof; ein zweiter Oberpriester, der in Religionsangelegenheiten eigentlich noch mehr zu sagen hat, wohnte in einem Dorfe an Ogowe und kam nur selten nach Urumbe. Er sowohl wie der König gehörten Priesterfamilien an; Jomdogowiro hatte eine Base des Ober-Fetischpriesters zur Frau, der letztere eine Tochter des Königs zur Hauptfrau. Die Weifen durften die heilige Insel nicht betreten; in der Regenzeit bemerkt man hier nach Sonnenaufgang Luftspiegelungen vom Kap Lopez her, die die Eingeborenen mit abergläubischer Furcht betrachten. Ebd., S. 389 ff. Du Chaillus Mitteilung, daß die Stämme am Ogowe, trotz des Überflusses an Wild, einander ihre Toten zum Verzehren verkaufen, hat Lenz bestätigt. Ebd., S. 486. Im Okota-Gebiet kam Lenz zu König Idivé, der acht Frauen hatte; die Frauen haben höchst auffallende Haartouren, rot, weiß und mit Figuren bemalte Gesichter, an Oberleib, Armen und Händen Narbenfiguren. Ebd., S. 489 f.

Zu S. 341, Z. 5. Das Gebiet der ehemaligen drei Königreiche (Loango, Makango, Kabinda oder Angoy; die Einteilung besteht noch jetzt, aber alle finden sich im Zustand der Anarchie, da die Könige alle Macht verloren oder ganz beseitigt sind; Oberländer, Westafrika, S. 461) ist die eigentliche Heimat (usi Bafioté) der Loango-Neger oder, wie sie sich selbst nennen, U-bafioté (Singular Mfioté). Kräftige, wohlgeformte Menschen, erinnern sie durch ihre Gesichtszüge, sowie durch die Modellierung ihrer Glieder nur leise an den traditionellen Negertypus. Pechuël-Loesche ebd., S. 501.

Zu S. 341, Anm. 3. Die stehende Anrufung Bunsis lautet: „Im Lande Sinda, Bunsí, der in Katala starb, du mit der Muschel und Sehnenschnur.“ Die zwei Kultusstätten erscheinen wohl nur deshalb derselben Gottheit Bunsí zugeeignet, weil dieser Name nur ein Gemeinname sein mochte. Man half sich, indem man eine männliche und eine weibliche Gottheit desselben Namens unterschied und jeder eine der jedenfalls uralten Malstätten zuwies. Der letzte Teil der Anrufung bezeichnet wahrscheinlich ein bestimmtes, in angegebener Weise verziertes Fetischbild, der erste mag sich auf eine historische Sage beziehen. Lippert, Priestertum, S. 97. Vgl. oben S. 349 und Nachtrag dazu.

Zu S. 342, Anm. 3. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 461 (Verwandlung eines Zauberers in einen Leoparden) 503. Lippert, Priestertum, S. 103.

Zu S. 342, Anm. 4. Lippert, S. 117 f.

Zu S. 343, Z. 2 von unten. Sie steigen in den Kopf. Lippert, Priestertum, S. 107. 111 f. 116. Auch Zauberärzte heilen

erst beim Wiedererwachen aus der Ekstase. Bastian I, 54 ff.; II, 237 ff.

Zu S. 343, Anm. 4. Der Ganga trägt einen Sack oder Beutel, mit rotem Tuch und Glöckchen geziert; darin rasseln Steine, Muscheln, Nüsse, Klauen, Zähne u. dgl. durch einander, die sogen. Milongho, nicht selbst eigentlich kultempfangende Fetische, aber Ableger solcher, tragbare Gelegenheitssitze und Vermittlungsgegenstände, die den Geist überleiten; mitunter empfiehlt es sich, Schabstückchen von solchen den Kranken einzugeben, wenn der austreibende Geist anders nicht beikommen kann. Lippert, Priestertum, S. 104. Vgl. ebd., S. 114. Die Kabinda-Neger tragen ihre kleinen Götzen immer bei sich, unterreden sich mit ihnen und befragen sie um die Zukunft. Tams, Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika (1845), S. 89. Vgl. oben, S. 367.

Zu S. 343, Anm. 5. Insbesondere die weit gefürchteten Gerichtsfetische Mabiali, Mademba und Mangaka werden durch Nägelschlagen zu diesem Zweck verwendet. Mangaka ist Ortsfetisch in Kabinda, wo er in einer Strohhütte wohnt; er wird aber auch in einer Tipoya (Hängematte) bzw. auf dem Rücken zu Kranken getragen; er ist von halber Mannshöhe, unten in Mattenzugfranzen gehüllt, das bärtige Gesicht bunt bemalt. Bastian, Deutsche Expedition I, 77; II, 176 ff. Lippert, Priestertum, S. 104. 116. Auch der aus Bakunya nach Tschikambo gebrachte Mokisso Mambili, ein Fetisch in Menschengestalt mit aufgetriebenem Leib, dessen Geist die Leute, gegen die er erzürnt wird, wie Mangaka durch Bauchwassersucht tötet, wird durch Nägelschlagen gepeinigt und, um jemand von Leibweh zu befreien, durch Opfergaben bewogen, zu erklären, welcher Nagel zu seiner Versöhnung wieder herauszuziehen sei; der Spezialpriester dieses Gottes heißt Mabombe. Bastian II, 175. Lippert, S. 113 f.

Zu S. 343, Anm. 7. Gülsfeld besah sich im Dorf des Prinzen Mamimbunge einen Webstuhl und berührte dabei mit der Hand eine kleine geschnitzte Holzpuppe, die neben dem Neger (Bayombe) lag; dieser sprang sofort mit ängstlichem Schrei auf, aus Furcht, jener möchte ihm den Fetisch stehlen, drückte denselben zärtlich an sich und lief von seiner Arbeit fort. Oberländer, Westafrika, S. 471. Hattorf (ebd., S. 464) sagt: „Jeder Neger hat seinen Fetisch; wenn der alte ihm nicht mehr gut scheint, sucht er sich einen neuen; will er etwas Schlechtes thun, so vergräbt er vorher seinen Fetisch und gräbt ihn wieder aus nach vollbrachter That.“

Zu S. 345, Z. 1. Hattorf (a. a. O.) erzählt: „Es entstand Alarm, ich erfuhr, daß Krieg sei (um ein zerbrochenes Tamtam); ein Götze wurde an eine Palme festgekettet, Weihwasser gekocht, die

alten Gewehre zum Kampfe geweiht, und unter höllischem Lärmen ging es fort zur Schlacht.“ In Sogne sahen die Reisenden einen besonderen Kriegsfetisch als eine mit Fellstreifen unwickelte Figur, zu der die dabei liegenden kriegerischen Instrumente, wie Klappern und Trommeln in derselben Beziehung stehen mochten, wie die den Geist hervorlockenden Klappern und Schellen der Orakelpriester. Den Kriegsfetisch zu Kabinda (Bastian I, 76) bildete eine ähnliche mit Federn und Fell geschmückte Figur, und auch neben ihm lagen dieselben Instrumente. Doch wurde dieser Fetisch nicht durch einen Priester ins Feld getragen, sondern durch einen Offizier, der zur Auszeichnung einen weissen Streifen um die Stirn trug. Der Kriegsfetisch Inkissie-i-Bumba hat zu seiner Kultbedienug zwar einen Ganga-n-Bumba, aber im Felde darf ihn nur eine Frau dem Heer vorantragen, und jeder Fürst pflegte dazu eine seiner Frauen zu stellen, die er dem Fetisch vermählt. Lippert, Priestertum, S. 119f. Übrigens waren einst sieben Könige Loangos hinter einander selbst Ganga-Bumbu (Bastian I, 64), was ich nicht mit Lippert (S. 135) als Priesterherrschaft deuten möchte, sondern als frühere Einheit der königlichen und priesterlichen Funktionen.

Zu S. 345, Z. 4 von unten. Oberländer, S. 467. (Nackte aber mit Fetischen überladene Kinder.)

Zu S. 345, Z. 8. Der Dämon des Waldes, der Fetisch Umschiti, ein braun und weiss bemaltes Holz in einer Kapelle am Eingang des Waldes, wurde vom Ganga des Dorfes Sogne angerufen zur Heilung eines kranken Kindes. Bastian I, 46. Lippert, S. 106f.

Zu S. 345, Z. 11. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 461. 472.

Zu S. 346. Vgl. S. 349 und Lippert, Priestertum, S. 127. 129f. In Loango ist die Beschneidung der Vorhaut eingeführt; sie wurde in einem eignen Hause vorgenommen, in welchem sich die Knaben in roter Bemalung sammeln; die Knaben der Missorongo verbleiben auch nachher noch einige Wochen zu Kultzwecken beisammen. Stammeszeichen der Kabinda abgebildet in Oberländer, Westafrika, S. 403.

Zu S. 348, Z. 9. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 460.

Zu S. 348, Z. 10. Vgl. Proyart, S. 116. Ebenso in Kongo. Cavazzi, S. 31. Tuckey, Narr. of an exped. to explore the Zaire (1818), p. 214. Waitz, S. 201. Siehe oben S. 358.

Zu S. 348, Z. 12. Vgl. Lippert, Priestertum, S. 101. 125.

Zu S. 349, Z. 11. Auch auf einer Insel im Tschiluango-Fluss hat eine „Mutter Erde“ als Ilombo ihren Dienst. Der Fetisch besteht

in einem Haufen Tierschädel, und der Ganga Ilombo fördert durch seinen Kult das Gedeihen der Pflanzen und regelt den Regen. Dafür erhält er die Erstlinge der Felder, wie ein Ganga des Königs von Kakongo als solcher ein Dorf besaß (Bastian I, 230). Lippert, Priestertum, S. 98f. Auch die als „Soldaten des Königs“ bezeichneten Sindungo (s. oben S. 377) sind nach Lippert (S. 120ff.) mindestens unter einer Priesterschaft stehende Exekutivorgane; ihr priesterlicher Charakter zeigt sich in ihrem nächtlichen Dienste des Fetisches Kotolo-Umkissie und durch ihre Qualität als Regenmacher. Auch an der Loango-Küste finden sich noch Reste des Priesterkönigtums, das ich aber auch hier nicht mit Lippert (S. 133ff.) als schließlichen Sieg des Priestertums über das Königtum, wiewohl ein solcher ja an sich denkbar ist, sondern als Rest ursprünglicher Einheit der königlichen und priesterlichen Funktionen ansehe. Bastian sagt: Das alle primitiven Staatsverhältnisse durchwaltende Priesterkönigtum stand auch in ganz Afrika in Kraft, und noch wohnt der die Stürme beherrschende Kukulu am Vorgebirge des Steinpfeilers und Namvulu vumu (König des Regens und Wetters) auf einem Hügel bei Bomma. Bastian, Deutsche Expedition II, 230. Von dem Fetisch des Kukulu empfangen die Häuptlinge der Gegend ihre Weihe und Schutz; seinem Walde darf sich der Neger nur knieend nahen; doch darf er keine von Weissen gebrachten Artikel gebrauchen, keine Frauen berühren, ist auf den Umkreis seiner Wohnung angewiesen, ja an seinen Stuhl gefesselt, selbst nachts, weil sonst kein Wind sich erheben würde; auch wird er nicht liegend, sondern in hockender Stellung, auf den Kattu-Sankondo genannten Baum gestützt, ohne Sarg in einer Grube beigesetzt. Bastian I, 288. Eben solche Quixilles sprechen doch gegen Lippert; sie hätte sich doch kein herrschsüchtiger Priester selbst aufgelegt; sie waren vielmehr in der Hand eines mächtigen Fürsten oder Eroberers das Mittel, den früheren zugleich weltlichen und geistlichen Herrscher eines kleineren Gebietes seiner weltlichen Gewalt durch Einschnürung in die geistliche mittels der Quixilles zu entkleiden, wiewohl auch der weltliche König in seiner göttlichen Würde durch Quixilles gebunden genug ist. Auch der Herrscher der Stadt Thiriko war in alter Zeit zugleich Priester. Bastian II, 193. Sieben alte Könige Loangos zugleich Ganga Bumbu (s. Nachtrag zu S. 345); auch der die Krönung der Könige von Loango und Kakongo vollziehende König von Goy heißt Itomma, Zauberpriester. Darin zeigt sich nicht, wie Lippert will, ein Recht alter Priesteroberhoheit, sondern ein altes priesterliches Recht des Fürsten, der entsprechend dem Ahnenkult auch selbst als göttlich gilt und den Verkehr mit den Nationalgöttern, den Stammesahnen zugleich als Priester ursprünglich vermittelt, dann aber die weitere Ausübung der priesterlichen Funktionen besonderen ihm nahestehenden Personen bzw. einem besonderen

Stande überträgt, der dann allerdings auch wieder große Macht über ein schwaches Königtum erlangen und nach der Herrschaft streben kann; nur aus diesem letzteren allein sind jedoch schwerlich alle afrikanischen Priesterkönige, geschweige denn ein Melchisedek der palästinensischen Urzeit zu erklären. Die Häuptlinge der südafrikanischen Bantu sind auch Regenmacher und Zauberer, und die Priester in Abhängigkeit von ihnen. Erkennt doch Lippert selbst auch vorher (S. 84 ff.) an, daß nach der Konsequenz des Ahnenkults der Schutzgeist oder Gott in dem lebenden König den Staat regiert, das Wetter regelt u. s. w.; damit ist aber prinzipiell das Priestertum diesem untergestellt. Über die weitere Gliederung des Priestertums durch Arbeitsteilung und Privatkulte für besondere Fetische hat Lippert (S. 100 ff.) trefflich das betreffende Material zusammengestellt. Der Ganga Tescha, der bei Verbrechen den Schuldigen zu entdecken, wie der Ganga Inkassi, der den Verdächtigen durch ein Orakel zu überführen versteht, gehört eigentlich schon zu den Gerichtspersonen und wird vor seiner Zulassung einer genauen Prüfung unterzogen, aber auch in jedem Dorf gebraucht. Weiter reicht das Gebiet des Ganga Anzombe, des Weissagers, der oft weither geholt wird und erst, wenn er seinen Tod nahe fühlt, seine Geheimnisse dem geeignetsten seiner Schüler mitteilen soll (Bastian I, 285); der Ganga Milongho oder Ganga Bakisso endlich ist der Zauberarzt; doch verbinden sich einerseits bei verschiedenen Priestern auch wieder verschiedene Funktionen; andererseits giebt es noch weitere Spezialisten; so hat bei den Mussorongho fast jedes Dorf einen Ganga Lamba für Bauch-, einen Ganga Lubamba gegen Beulen-, einen Ganga Antea gegen Augenkrankheiten (Bastian I, 285; Lippert, S. 105; vgl. S. 107 f.). Auch Kranke selbst rufen nach genommener Zaubermedizin z. B. den Geist aus dem Fetsch Malasie, einer in einem Sack verwahrten, mit Lappen und Glöckchen umhängten Kugel, in ihren Kopf, um Aufschlüsse zu erhalten, ohne Vermittelung eines Priesters, was ich wieder nicht mit Lippert (S. 107) auf ein Bestreben der Laien deuten möchte, sich von der überwuchernden Macht des Priestertums zu emanzipieren, sondern nur auf die flüssige Grenze desselben; zunächst war ja auch jeder Hausvater Priester seiner besonderen Hausgötter und Familienahnen; aber es bestand ein Geheimorden jenes Fetisches, der den Aufzunehmenden während des Schlafs in der Fetischhütte Quixilles zur Befolgung auferlegte (Bastian II, 183; Lippert, S. 102), und nur die an einem Ring kenntlichen Bundesangehörigen (Swamie) selbst als Verehrer dieses Gottes, der übrigens auch seinen Ganga hatte, wendeten sich auch unmittelbar in Krankheit an ihn; sogar Ungeborne konnten ihm versprochen werden; nach seiner Geburt wurde einem solchen Kinde der Kopf bis auf einen Haarkranz auf dem Wirbel geschoren.

Zu S. 351, Anm. 4. Vgl. Lippert, Priestertum, S. 136. Das Walddickicht des Matto, dessen Abbrennen durch Quixilles verboten ist, gewährt dem König von Loango Schutz in den steten Bürgerkriegen. Bastian I, 64. Lippert, S. 135.

Zu S. 352, Z. 14. Die Weiber am Loango zeigten sich Güßfeld gegenüber durchaus decent, nur eine Prinzessin sehr kokett; die Prinzessinnen dürfen ganz beliebig ihre Männer wechseln; an der Küste tragen die Weiber allgemein Messingringe an den Armen und Schenkeln; nicht selten sind bei Männern und Frauen silberne Beinringe. Das Haar rasiert man zu den wunderlichsten Figuren. Auch Güßfeld rühmt die Freigebigkeit des Negers gegen seine Stammesgenossen. Oberländer, Westafr., S. 483. Jeder Neger um Loanda hat nach Falkenstein, wenn sein Vermögen dies zuläßt, 3 Hauptfrauen, die er für eine bestimmte Summe von Rum ihren Vätern abkauft. Ebd., S. 503. Aus Maquimba hat sich der Kult des Ehefetisches Lemba weiter verbreitet, um „die Frauen in Ordnung zu halten und sie bei Untreue zu strafen“ (Bastian I, 173), bedient von einem eignen Priester (Tata Lemba). Dem Lemba muß bei der Wohnung des Ehepaares ein eigenes Fetischhaus errichtet werden; hier wird der Fetisch nach Anweisung des Priesters von den Brautleuten mit Branntwein bespuckt; dann legt die Frau einen kleinen, der Mann einen größeren Kupfering an die rechte Hand; auch das Kind empfängt bei seinem ersten Ausgang vom Ganga Lemba einen Kupfering, der am Fetisch selbst ruhet hat. Die erste Frau eines jeden Spezialpriesters wird zugleich dessen Spezialfetische angetraut; nur sie darf dem Manne das Essen bereiten und mit dem Fetisch in Berührung kommen. Lippert, Priestertum, S. 125ff. Vgl. Oberländer, S. 467, wo auch das Bekleiden des Oberkörpers als Ausnahme und die Musikinstrumente (Trommel, Kugelpfeife, fünfsaitige Marimba Sambi, einsaitige Ngongo) der Bayombe nach Güßfeld besprochen sind. Über die Häuser s. oben S. 345, über den gut entwickelten Handel Oberländer, S. 461. Die Kabinda sind geschickte Seefahrer. Hübbe-Schleiden, S. 173. Pater Merolla erzählt, daß der König von Loango mit seinem ganzen Hofstaat von 300 Personen in der Mitte des 17. Jahrhunderts zum Christentum bekehrt worden; eine große Menge der geringeren Unterthanen folgte seinem Beispiel, kehrte aber ebenso schnell zu den Gebräuchen ihrer Väter zurück, als ein anders gesinnter Monarch den Thron einnahm. Oberländer, S. 403.

Zu S. 352, Z. 4 von unten. Als man mit dem Reich Kongo bekannt wurde, war es aus sechs Provinzen zusammengesetzt: Soguo, Bamba, Bemba, Batta, Pango und Sundi, die von besonderen Häuptlingen regiert wurden, die einem gemeinsamen Könige, doch keines-

wegs ganz unbedingt gehorchten. Oberländer, Westafrika, S. 399. Ein Kongo-Neger mit Stammesnarben in einer Linie über Stirn und Nase abgebildet ebd., S. 401.

Zu S. 356, Z. 13. Dapper erzählt von den Bewohnern der Inseln in Kongo, sie hätten besondere Menschen, die mit dem „Teufel“ zu reden verständen; sie kämen dazu alle zusammen; der eine laufe 3 Tage lang ver mummt, dann gebrauchten sie einige Kunstgriffe, daß der Teufel durch diesen Vermummten rede. Bastian, Deutsche Expedition II, 164. Lippert, Priestertum, S. 106.

Zu S. 358, Anm. 3. Vgl. Nachtrag zu S. 348.

Zu S. 362, Z. 3 von unten. Bild dieses Fetischfelsens bei Oberländer, Westafrika, S. 395.

Zu S. 365. Vgl. Oberländer, Westafrika, S. 442. Hier ist noch bemerkt: Der Sitz der Geisterwelt ist unter der Erde. Sobald die Sonne abends auf Erden untergeht, beginnt der Morgen in der Unterwelt (Kalunga). Das Leben der Verstorbenen ist ähnlich dem irdischen; sie jagen Wild, schmausen und trinken Bier, haben auch Frauen zur Bedienung. S. 414: Magyar nahm einen Kalei, d. h. Dolmetscher in Dienst, der durch einen Eid bei seinem anhängenden Fetisch (Gazellenhörnern) verpflichtet wurde. S. 431: Dem König („wütenden Löwen“) von Bihe hing eine große, in Gold gefasste Löwenkralle an einer schwarzen Schnur als Talisman an der Brust. S. 410: Vor Aufbruch einer Karawane Ziegen und Ochsen geopfert, aus deren Eingeweiden die Kimbanda den Erfolg der Reise weissagen; mit dem Opferblut wird auch der Opfernde an einzelnen Stellen bestrichen; wer das vom Häuptling mit Kreide gegebene Erlaubniszeichen zur Reise fälscht, verfällt der Strafe der Kilulu. S. 428: Nachdem Magyar die Grenze von Bihe überschritten, erklärten die Träger, die Gazellenhörner hätten Regen prophezeit; dann wollte er sich in einem reizenden Thal niederlassen, als ihm sein Kissongo (Leibwächter) erklärte, hier sei vor Jahresfrist ein schlimmer Hexenmeister hingerichtet worden; die bösen Kilulu trieben seitdem hier ihr Wesen und würden ihn und die Seinen beunruhigen, ja töten. Magyar suchte indes die Kimbanda günstig zu stimmen, und ein Zaubermann schlachtete nur eine Ziege als Sühnopfer, bestrich mit dem Blut Magyars Stirn und malte mit Kreide heilige Hieroglyphen an dessen Arm und Brust; dann blies er mit seinem Gazellenhorn zweimal nach jeder Himmelsgegend, und der Platz war von den Kilulu gesäubert. S. 436 f.: Magyar versicherte sich in Bihe vor allem der Gewogenheit der Kimbanda und liefs sie holen, sobald einer seiner Leute krank war, was nach allgemeiner Ansicht lediglich von den Kilulu herrührt. Magyar entzog sich der Teilnahme an einem Raubzug, indem er seinem Kissongo klagte, er fühle häufig heftige Leib-

schmerzen und werde durch greuliche Träume geplagt. Der Schwarze wufste sofort, daß hieran ein schlimmer Kilulu schuld sei, und holte einen Zaubermann, der nach ernster Diagnose auch derselben Ansicht war und Magyar von der Teilnahme an dem Feldzug abriet, da sonst der Kilulu ihn töten werde; vom Fürsten wurde er darauf infolge eines Geschenkes von dem Zug entbunden, zur Sühne des Kilulu aber ein Ochs geschlachtet; der Doktor bestrich Magyar mit dem Blute Stirn, Schläfe und Brust und malte ihm das heilige Impemba-Zeichen auf die Arme. Magyar fand auch hier ein Fest, das die Frauen vorzugsweise anging, das Kanye-Fest, das eine Art Erntefest ist und zunächst für die Frauen ist, da diese den Feldbau zu besorgen haben; sie ziehen mit Festgeschenken zu der Hausfrau, die die reichlichste Ernte gethan, und tragen dabei Fahnen und Kränze. Den bösen Kibulu werden einige Hühner geopfert, damit sie den künftigen Feldfrüchten keinen Schaden zufügen, und dann beginnt Gesang, Tanz und Schmaus; der Kanye-Tanz ist schon nicht der anständigste; abends aber, nachdem die Männer hinzugekommen, folgen zügellose Ausschweifungen, die drei Nächte wiederholt werden. Ebd., S. 365 f. Feuerzauber; Scheiteufel in den Wäldern von Kibokwe (Cameron, Quer durch Afrika [1877] II, 101. 163 ff.), nordöstlich von Bihe, s. oben S. 515 mit Nachtrag. Als Cameron in Bihe zur Ansiedelung des weißen Sklavenhändlers Jão Bapt. Ferreira gekommen, der einen Zug in das Reich Kasongos rüstete, erschien ein Fetischpriester in der Ansiedelung, der bestellt war, um den in das Reich Kasongos Ziehenden ihr Schicksal zu prophezeien, nebenbei Krankheiten zu heilen und böse Geister auszutreiben; hinter ihm her schritten mehrere seiner Genossen mit eisernen Schellen, auf die sie von Zeit zu Zeit mit Eisenklümpchen schlugen. Er setzte sich dann inmitten seiner Genossen und begann einen einförmigen Gesang, den er selbst durch Rasseln mit einer Klapper begleitete, während seine Umgebung, bald an die Schellen schlagend, bald nach einem gewissen Rhythmus in die Hände klatschend, den Chorus dazu bildete. Nach dieser musikalischen Einleitung erklärte sich der Wahrsager zur Befragung bereit, vorausgesetzt, daß die Fragenden imstande wären, ihn für seine Verkündigung im voraus zu bezahlen. Das Gerät, dessen er sich bediente, um die Schicksalsprüche daraus abzulesen, war ein mit Pelzstreifen verbrämter Korb, der angefüllt war mit Muscheln, aus Holz geschnitzten Figürchen, Amuletten enthaltenden Körbchen und Päckchen und mit den verschiedenartigsten wertlosen Kleinigkeiten. Der Korb wurde seines Inhalts entleert, und wenn jemand Fragen zur Beantwortung vorlegte, that der Prophet von den daliegenden Gegenständen solche, die ihm gerade geeignet schienen, wieder in den Korb, gab demselben einen geschickten Stofs, betrachtete sorgfältig die Mischung und Lage des Inhalts und erteilte danach dem ängstlich Harrenden den Orakel-

spruch. Außerdem machte der Mann auch ein flottes Geschäft in Zaubermitteln und Amuletten, ohne welche sich kein Afrikaner auf die Reise zu begeben wagt. Besonders lebhaftere Nachfrage war nach einem Zaubegerät, welchem die Kraft zugeschrieben wird, das Entweichen von Sklaven zu verhindern; es bestand aus einem mit Lehm und Rinde gefüllten Horn, aus dessen unterem Ende drei ganz kleine Hörnchen hervorragten. Cameron hatte in des Sklavenhändlers Alvez Lager diese Hörner bereits oft gesehen; sie wurden dicht vor dem Quartier der Sklavenbesitzer auf den Boden gelegt und beständig mit Öl und roter Erde eingerieben, um die bösen Geister, die man darin verborgen glaubte, zu begütigen; Alvez selbst hatte eins an seinem Flaggenstock befestigt. Als der Fetischpriester keine Käufer mehr für seine Amulette fand, erbot er sich, jede Krankheit, welche es auch sei, zu heilen. Einigen gab er Zaubermittel als Medizin, den meisten verordnete er Tränke aus verschiedenen Wurzeln und Kräutern; auch verstand er sich gut aufs Kneten und Frottieren. Cameron II, 190 f. Als Cameron den Kutato, die Grenze zwischen Bihe und Bailunda, überschritten, erkrankte die Frau seines Bailunda-Führers; man beschuldigte Cameron, durch bösen Blick die Frau behext zu haben, und ein Fetischpriester wurde geholt, seine Augen zu untersuchen, der jedoch nichts Böses darin fand. Ebd., S. 196. Serpa Pinto (Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ozean, übersetzt von H. v. Wobeser [1881] I, 153) sagt von den Bihénos: „Sie haben keinen Begriff von einer Religion, beten weder Sonne (utanha II, 324) noch Mond (óssain, in Ganguella gonde II, 321) an, verehren keine Götzenbilder, sondern leben unbekümmert in den Tag hinein, vollständig zufrieden mit ihren Zaubereien und Wahrsagereien.“ Doch führt er diese selbst auf Ahnenkult zurück, indem er fortfährt: „Indessen herrscht bei ihnen doch der Begriff von der Unsterblichkeit der Seele oder eigentlich von dem Dasein einer Art Purgatorium, das so lange dauert, bis die Überlebenden in der Lage sind, gewisse Vorschriften zu erfüllen oder gewisse Racheakte für den Verstorbenen auszuführen.“ In seinem Wörterbuch führt er dann doch auch als Wort für Gott im Hambundo Súcu, im Ganguella Calunga an (II, 318). Cúco bedeutet übrigens im Hambundo und Ganguella Großvater = Tata im Tete-Kafir II, 316. Von den südlich an Bihe grenzenden Ganguella sagt er gleichwohl auch zuerst: „Sie haben nicht die leiseste Idee von irgendeiner Religion und glauben zwar an Zauberei, denken aber nie daran, daß es ein höchstes Wesen geben könne, auf dessen Willen alles geschieht.“ (I, 118) Immerhin weist dies auf eine Abnahme des größeren Fetischismus nach Süden zu. Er berichtet dann aber über ihre Zauberei Folgendes (S. 120 ff.): Keiner dieser Leute giebt zu, daß für Krankheit oder Tod natürliche Ursachen vorhanden sind. Wird einer von ihnen krank

oder stirbt, so schreibt man die Ursache davon den Geistern der andern Welt — einer derselben wird stets als der Übelthäter genannt — oder einem lebenden Menschen zu, der das Unglück durch Zauberei oder Hexenmittel angerichtet hat. Sind bei dem Tod eines Eingeborenen keine Verwandte zugegen, so werden sie sofort herbeigerufen; bis zu ihrer Ankunft wird die Leiche an einem 200—300 Yards vom Eingang des Dorfes aufgestellten starken Pfosten aufgehängt. Sind die Verwandten angelangt, so geht es sofort an das Erraten der Todesursache. Zu diesem Zweck wird die Leiche an einem langen Stabe befestigt, an welchem dieselbe von zwei Leuten nach dem für die Zeremonie reservierten Ort getragen wird, wo der Wahrsager in Begleitung einer großen, in zwei Reihen stehenden Volksmenge bereits anwesend ist. Mit einem Strange weißer Perlen in der rechten Hand beginnt derselbe seine Operationen. Nach unendlich langem Schreien, während welcher Zeit die Leiche beständig hin und her geschwenkt wird — was nach Ansicht des Volks ohne menschliche Hilfe geschieht —, erklärt der Wahrsager, die Seele irgendeiner von ihm bezeichneten Person, Mann oder Frau, habe den Tod veranlaßt, oder er behauptet, irgendeine lebende Person habe den Verstorbenen mittelst Zauberei ums Leben gebracht. Im ersteren Falle wird im benachbarten Gehölz ein Grab gegraben, dazu aber keine besondere Stelle ausgesucht und die Leiche auch ohne weitere Feierlichkeit beerdigt, indem man nur Steine, Holz und Erde über dem Grabe aufhäuft. In letzterem Fall dagegen wird die vom Wahrsager als Zauberer bezeichnete Person ergriffen und muß dem nächsten Verwandten des Verstorbenen den Wert des letzteren ersetzen oder verliert den Kopf, wenn sie nicht ihre Unschuld beteuert und darthut durch eine Probe, die ein Medizinmann anstellt, indem er vor aller Augen z. B. einen Giftrank bereitet, von dem sowohl der Beschuldigte, als auch der nächste Verwandte des Verstorbenen genießen muß; der Trank bringt zeitweilige Geistesstörung hervor, und wer von beiden am stärksten an den Folgen zu leiden hat, wird als der schuldigere Teil bestraft; fällt das Urteil zugunsten des Angeklagten aus, so hat die andere Partei ihn für die Anklage zu entschädigen durch Geschenk eines Schweines, dem Medizinmann Unkosten zu bezahlen und endlich noch herzugeben, was der Angeklagte verlangt, z. B. ein paar Ochsen, zwei Sklaven, Stoffe u. s. w. Serpa Pinto weist sodann (S. 122f.) auf einen großen Unterschied hin, der bei den Völkern des südlichen Zentralafrika zwischen den drei wichtigen Persönlichkeiten bestehe, die nicht selten mit einander verwechselt werden, dem Medizinmann, dem Wahrsager und dem Zauberer. Der erste bereitet Medikamente, hat einige Kenntnisse von medizinischen Kräutern und Wurzeln, die er stets in quacksalberischer Weise anwendet, und macht häufigen Gebrauch von Schröpfköpfen. Er nimmt während der Anfertigung

seiner Arzneimittel eine gewisse Anzahl Zeremonien unter Hersagung bestimmter Worte vor, ohne welche die Arznei ihre Wirkung verfehlen würde, und macht ein großes Geheimnis aus den Pflanzen, die er gebraucht. Er ist eine Persönlichkeit von großer Bedeutung, da viele heilige Handlungen nur in seiner Gegenwart vorgenommen werden dürfen; er entscheidet viele wichtige Fragen; seine Ansicht gilt viel mehr als die des Wahrsagers (Ditangja, auch Moquachimpa II, 315), und er äußert dieselbe nie, ohne vorher gewisse Zeremonien zu veranstalten, die sogen. medizinischen Gebräuche, zu denen er bald Pflanzen, bald Menschen- oder Tierblut verwendet. Der Wahrsager sagt dagegen nur wahr und thut weiter nichts. Wird jemand krank, so ruft man zunächst ihn, um zu erfahren, ob die Krankheit von den Geistern der andern Welt oder von Zauberei herrührt; erst, wenn er seine Aufgabe gelöst hat, wendet man sich an den Mediziner. (Auch in Chikambo ist es zuerst der Ganga Njamba, der gerufen wird, nur um die Diagnose festzustellen; je nachdem diese ausfällt, tritt dann ein Spezialarzt in Thätigkeit, Ganga Bomba Loango mit dem Fetisch einer Trommel mit phantastischem Tier oder Ganga Chimbuka mit einem Fetisch in männlicher Figur; ist ein Bauchleiden festgestellt, Konde-Mamba mit einem Männchen mit aufgetriebenem Bauch, bei Frauenunfruchtbarkeit Umsase mit einer Figur im Korbe, bei Venerie Imbika mit einem Sack als Fetisch. Lautet die erste Diagnose des Ganga auf böswilligen Zauber, muß man den Zauberer selbst feststellen, um auf die Qualität des Geistes schließen zu können. Lippert, Priestertum, S. 107f.) Die beiden Persönlichkeiten verstehen sich immer vollkommen. Der Wahrsager wird aber nicht nur bei Krankheits- und Todesfällen um Rat gefragt, sondern auch bei allen sonstigen wichtigen Fragen hineingezogen, und es geschieht nichts, ohne ihm vorher gehört zu haben. Wird er konsultiert, so stellt er sich inmitten des im Kreise um ihn herum sitzenden Volkes auf. Sein Handwerkszeug besteht aus einer Kalabasse und einem Korbe; erstere enthält große Glasperlen und getrockneten Mais, letzterer Menschenknochen, getrocknete Kräuter, Steine, Holzstäbe, Fruchtkerne, Vogelknochen, Fischgräten u. s. w. Er beginnt damit, daß er die Kalabasse in der wildesten Weise schwingt und während des dadurch verursachten greulichen Spektakels die bösen Geister beschwört; dann wird der Korb umgeschüttelt und aus den Gegenständen, die jetzt obenauf liegen, deutet er den Zuhörern, was sie von der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft wissen wollen. Während der ganzen Reise (von Loanda aus) sah Serpa Pinto diese Zeremonie in Gebrauch, nirgends aber so vollständig durchgeführt wie hier bei den Ganguella. Er ließ sich selbst auf diese Weise von einem Wahrsager öffentlich für einige Geschenke sein zukünftiges Schicksal vorhersagen; derselbe verkündete

ihm besten Erfolg, was schon grofse Wirkung auf das Volk hervorrief. Ein Zauberer ist endlich im südlichen Zentralafrika und so auch bei den Ganguella jeder, der vermittelt einer Macht über die Geister eine Krankheit oder einen Unfall (auch z. B. durch Sturm) verursacht; Zauberei heifst bei den Eingeborenen eigentlich Gift; es giebt bei den Ganguella keine Zauberer von Profession. Endlich hat bei diesen Völkern auch nach Serpa Pinto (S. 125) eine vierte Person eine gewisse Bedeutung, der Mann, der den Regen (Ganguella: mema, Hambundo: ombera II, 317 = Ombwiri der Mpongwe, dem Meergott des alten Angola oben S. 364) ruft und ihn aufhören läfst; er zählt zu einer Klasse von Leuten, die, eine gute Beobachtungsgabe besitzend, sich die Macht anmassen, die feuchten Niederschläge des Himmels zu beherrschen. Noch in dem den Portugiesen unterworfenen Lande hatte Chimbarandongo, der Häuptling des Dorfes Ngola, obgleich er nicht an Zauberei glaubte, als ein heftiges Gewitter mit Regen losbrach, seinen Unterthanen zu beweisen gesucht, dafs die weifsen Gäste dem ausgedörrten Lande solchen Segen gebracht (S. 64f.). Von den bösen Geistern erklärt Serpa Pinto (S. 123), dafs dieselben nach der Meinung der Ganguella inbezug auf Unheilstiftung den Seelen der anderen Welt (Cassumbi) und den Zauberern gleichgestellt werden; zuzeiten begeben sich diese Geister in den Körper irgendeines Unglücklichen, und es ist dann eine sehr kostspielige Arbeit, sie wieder auszutreiben; bei anderen Gelegenheiten stiften sie noch gröfseres Unheil an, indem sie z. B. ein ganzes Dorf umwehen oder nachts einen solchen Lärm machen, dafs kein Mensch schlafen kann, so dafs der Mediziner schwere Arbeit hat, ein Mittel dagegen zu finden und sie zu vertreiben. Die Gräber der grofsen Masse des Volks lassen sich hier an keinem Abzeichen erkennen; die Beerdigungen finden irgendwo in dem benachbarten Gehölz, wo die Verwandten eine passende Stelle sehen, statt (S. 126). Doch passierte Serpa Pinto auch mehrere Male im Gebiete der Ganguella die Grabmäler eingeborener Fürsten, die aus Thon ausgeführt und, um sie vor Regen zu schützen, von einem offenen Schuppen mit Strohdach bedeckt, sowie stets von einem grofsen Baum beschattet sind; auf den meisten waren irdene Gefäfse und Schalen von den Verwandten der Verstorbenen aufgestellt (S. 113f. mit Bild). Bei den südöstlichen Ambuella, die auch einen Dialekt des Hambundo sprechen (S. 314), bemerkte der Reisende am Ende eines Kanals des Cuando zwei Bündel dicker Stäbe, die einige Yards von einander vertikal in den Boden gesteckt waren und an denen infolge der Witterung halbverfaulte Binsenmatten aufgehängt waren, und erfuhr, dafs hier die Zeremonie der Beschneidung an den Knaben von sechs bis sieben Jahren vorgenommen werde. Nach Beendigung derselben werden die Kinder ihrer gewöhnlichen Bekleidung beraubt und in

den Wald gejagt, wo sie bis zu ihrer vollständigen Heilung bleiben müssen und von denjenigen Knaben, an welchen die Operation im Vorjahr geschehen ist, mit Nahrung versehen werden. Um ihre Blöße zu decken, erhalten sie ein Stück Matte, das sie an den Stöcken, die den Schauplatz der Operation bezeichnen, aufhängen. Es wurde dem Reisenden auch noch ein seltsamer Ort gezeigt, wo eine Art Knüppel von etwa drei Fuß Länge und acht bis zehn Zoll Durchmesser, fest mit Stroh umwickelt und gerade wie ein großes Rollholz aussehend, auf zwei starken gabelförmigen Stöcken lag, die etwa drei Fuß aus dem Boden hervorragten; dieser Apparat eines sehr berühmten Medizinmannes war von demselben mit außerordentlicher Zauberkraft ausgestattet. Hielt nämlich ein Gatte seine Frau für unfruchtbar, so liefs er den Doktor kommen, der das Weib zur Heilung an jenen Ort führte. Unter Hersagung verschiedener kabbalistischer Worte bewegte er das geheimnisvolle Rollholz der Frau über Brust und Seiten, und das Mittel war so untrüglich, daß es, wie der Sova Pinto versicherte, kaum neun Monate dauerte, bis das gewünschte Resultat erzielt war (S. 312). Die Sova werden an einer passenden Stelle im Walde beerdigt, die gewöhnlichen Leute im Schlamme am Flusufer ohne irgendein Abzeichen des Grabes (S. 316).

Zu S. 366, Z. 11. Vgl. S. 367, Z. 22. Die Quillengue, die Serpa Pento (I, 58f.) auf seinem Zug von der Westküste Benguelas ins Innere zuerst berührte, tragen nach ihm die in ein weißes Tuch gehüllten, mit einer Ochsenhaut bedeckten Leichen zu Grabe; die der Bestattung folgenden Tage werden als hohe Festtage in der Hütte des Verstorbenen gefeiert. Die eingeborenen Könige werden unter Beobachtung eines gewissen Zeremoniells beerdigt und ihre Leichen, angethan mit den besten Kleidern, in einer geschmückten Haut zum Grabmale gebracht. Bei solchen Gelegenheiten werden große Festmahle gegeben und ungeheure Mengen Vieh geschlachtet; denn der Erbe des Verstorbenen ist verpflichtet, seine ganze Herde zu opfern, um seine Unterthanen zu traktieren und der Seele des Verstorbenen Frieden zu bereiten.

Zu S. 367, Z. 12. Vgl. Nachtrag zu S. 344. Alle Götzen, die man bei den verschiedenen Stämmen in Angola sieht, haben an irgendeiner Stelle eine Lücke, die mit schwarzem Harz ausgefüllt wird. So ist z. B. der aus Holz geformte Kopf zum größten Teil hohl und mit Harz gefüllt; Ähnliches geschieht mit dem Bauch, der Brust oder dem Rücken. Bei näherer Untersuchung findet man in dem Harz gewöhnlich einen Schatz, etwa ein Stückchen feinen europäischen Tuchs, eine Glasperle, einen Ring u. dgl.; der Götze erlangt dadurch noch einen besonderen Wert. Für die Fabrikation dieser

Götzen hat man besondere Künstler, die während der Arbeit unter besonderer Aufsicht der Priester stehen. Tams a. a. O., S. 222.

Zu S. 372f. Die schwarze Einwohnerschaft Benguelas macht keinen behaglichen Eindruck; Körperform und Gesichtsbildung sind zwar nicht häßlich, oft sogar schön; aber die abenteuerliche Haarfrisur, das Anmalen des Gesichts mit roter und weißer Erde, das Tätowieren über den ganzen Körper, die meist eigentümlichen Verzierungen durch Tierhäute, Vogelfedern, Tiergebisse, Glasperlen u. s. w. geben ihnen gar zu oft ein abscheuliches Ansehen. Überall sieht man auf der Strafe Gesellschaften in ausgelassener Heiterkeit nach einer schlechten Musik sehr unzüchtige Tänze aufführen; man hört sie auch in ihrer immer melancholischen Weise Lieder singen, die oft stundenlang dauern und doch nichts weiter sagen als z. B.: „Benguela ist eine schöne Stadt und hat schöne Frauen.“ Tams a. a. O., S. 223. Auch Cameron (II, 198) erzählt von unsittlichen Tänzen. Die räuberischen Quillengue, deren Häuptlinge noch die portugiesische Oberhoheit anerkennen, sind eher Hirten, als eine Ackerbau treibende Bevölkerung, kultivieren jedoch das Land, das selbst bei geringster Pflege reichsten Ertrag liefert. Sie wohnen in runden Hütten aus mit Lehm verschmierten Baumstämmen. Ihre Fähigkeit in Anfertigung von Geräten geht über die Herstellung von eisernen Assegais, Pfeilspitzen und Beilen nicht hinaus. Sie sind sehr dem Trunk ergeben; aus den Früchten des Gongo wird ein gegorener Branntwein, Aguardente, gemacht. Ist ein Mann geneigt, in die Ehe zu treten, so schickt er dem Vater seiner Auserkorenen ein Geschenk von mindestens vier Yards an der Küste gekauften Stoffes und zwei Flaschen Aguardente; die Braut kommt dann mit dem Überbringer der Gabe und ihren Verwandten, und es wird ein großes Festmahl gehalten, dessen Hauptbestandteil, einen Ochsen, der Bräutigam liefert. Die Männer sehen es gern, daß ihre Frauen Ehebruch treiben, um von dem Liebhaber eine schwere Strafe an Vieh und Aguardente zu fordern. Serpa Pinto I, 57f.

Zu S. 377. Siehe Nachtrag zu S. 346.

Zu S. 376, Z. 5 von unten, und S. 378. Noch vor nicht langer Zeit war das Territorium Bihe mit Wildnis bedeckt, in der zahlreiche Elefanten hausten und nur hier und dort ein von den Ganguella bewohnter Weiler lag; der einzige Ort von Bedeutung war Ungunda, wohin, um Verwandte zu besuchen, die schöne Prinzessin Cahanda kam, Tochter des Herrschers (Sova) Bomba am Loando, Nebenfluß des Cuanza; sie traf in Ungunda zusammen mit dem berühmten Elefantenjäger Bihe, Sohn des Sova von Humba; Bihe heiratete sie und errichtete darauf mit seinem großen Jagdgefolge die ersten Palissaden um das große Dorf, das bis jetzt die Hauptstadt

des Landes geblieben ist, dem er seinen Namen gab, nachdem er sich zum Sova hatte proklamieren lassen. Die zerstreuten Ganguella-Stämme wurden unterjocht, und der Vater der Cahanda gestattete einem großen Teile seines Volks die Auswanderung in den neuen Staat. Die Bihenos sind Mohumbe (Abkömmlinge der Humbe, die auch noch an der Küste sich finden), vermischt mit den Mundombe, den ursprünglichen Bewohnern des Landes. Jetzt wird die echte Mohumbe-Rasse durch den Adel und die Wohlhabenden, die Abkömmlinge der Jäger des ersten Königs, repräsentiert; sie ist aber doch durch Vermischung mit vielen anderen Rassen stark decimiert, da das Biheland von Anfang an der Mittelpunkt des Sklavenhandels war. Dem ersten König folgte sein Sohn Tambi, von dessen zwei Söhnen der ältere Giraúl zum König proklamiert, den jüngeren Cangombi als Sklaven nach Loando verkaufte, aber von diesem, nachdem er sich durch Tyrannei verhaßt gemacht, mit Hilfe der Portugiesen entthront und nach einer Rebellion den Ganguella jenseit des Cuanza, die zwar nicht ausgesprochene Kannibalen, doch von Zeit zu Zeit bei Festmahlen einen Menschen verspeisten, zum Fraß übergeben wurde. Dem Cangombi folgten von seinen acht Söhnen sechs, die bald nach einander starben, in der Regierung; nach dem Tode seines Enkels Muquinda fiel die Herrschaft an seinen Vetter Gubengui; Quillemo, der jetzige Herrscher von Bihe, ist ein legitimer Abkömmling Cangombis. Serpa Pinto I, 144 ff. Die Regierung von Bihe ist nach demselben (S. 153 f.) eine absolut monarchische und hat ziemlich viel vom Feudalismus an sich. Der Sova ist umgeben von einem Minister-rat, sogen. Macota, um deren Ansichten er sich aber wenig kümmert; dieselben sind Seculo, adelig geboren oder vom Fürsten geadelt; viele dieser Seculo, die befestigte Wohnsitze (Libata) haben, nehmen innerhalb derselben die Sitten ihrer eingeborenen Fürsten an und lassen sich von ihrem Volk Na côco d. h. Ew. Majestät anreden. Aufser den Macota sind drei Neger stets in Begleitung des Sova, die sorgfältig den königlichen Speichel forttragen; ein anderer trägt den königlichen Sessel; auch ein Narr darf an dem Hof keines Sova und selbst keines reichen und mächtigen Seculo fehlen. Das äußere Thor des Königspalastes fand Magyar (Oberländer, Westafrika, S. 431) mit gebleichten und frischen Menschenköpfen verziert. Derselbe berichtet von den Gebräuchen beim Tode eines Kimbunda-Herrschers (ebd., S. 433 f.): „Sein Tod wird zuerst von den Ministern geheim gehalten, dann den Weibern angezeigt, die durch ihr Wehgeschrei ihn der Hauptstadt verkündigen; es herrscht allgemeine Anarchie im Lande; Haß, Rache, Habsucht treten ungescheut hervor, und niemand darf ohne starke bewaffnete Begleitung reisen. Indes sind Boten zum Thronfolger gesandt, der nach dem Erbfolgerecht der Kimbunda-Völker der älteste Sohn der ältesten Schwester des Königs

ist, aber sich als Kronprinz nie in der Nähe des regierenden Königs aufhalten darf, nach dessen Tode aber bei der Hauptstadt mit den Hauptleuten des Volks ein Feldlager aufschlägt. Der Leichnam des Vorgängers wird in eine frische Ochsenhaut genäht und von ausgewählten Männern außerhalb der Stadt in einem tiefen Grabe unter fortwährenden Flintenschüssen beerdigt. Eine Anzahl Sklaven werden geschlachtet zu seiner Bedienung im Jenseits. Im Feldlager des neuen Königs sammeln sich alle streitbaren Männer zu einem Probefeldzug gegen ein Nachbarvolk, durch den man zugleich die Opfer für die Krönungsfeier erhält. Der vornehmste Gefangene, der ein möglichst tapferer, berühmter Krieger sein muß, wird zum Speisopfer bei der Krönung bestimmt; man läßt ihm alle mögliche Freiheit und zieht ihn zu allen Festgelagen heran, bis ihn plötzlich der Todesstreich trifft. Des Königs Waffenträger pflanzt sein Haupt auf die Spitze des Königsspeers. Die Priester wahrsagen aus den Eingeweiden. Herz und Fleisch, mit Büffel- und Hundefleisch vermischt, werden von den Kriegsobersten gebraten und verzehrt, womit sie zu unwiderstehlichen Helden erstarken. Auch die übrigen Kriegsgefangenen werden nunmehr enthauptet, ihre Körper begraben. Die Köpfe zweier Jungfrauen verscharrt man unter des Königs Bett. Aus dem Fötus einer schwangeren Frau wird eine Salbe für den Herrscher bereitet. Letzterer hält nun erst seinen feierlichen Einzug in die Residenz, nachdem er dem Volke gelobt, dem Herkommen gemäß zu regieren, und von seinen Unterthanen jubelnd als König begrüßt worden ist. Nach Serpa Pinto (I, 155f.) wird der Tod des Königs erst bekannt gemacht, nachdem die Leiche (in Caquingue in der Hütte aufgebahrt und mit einem Laken bedeckt, in Bihe am Dach der Hütte am Halse aufgehängt) verweset ist (die Insekten das Fleisch von den Knochen verzehrt haben oder in Bihe, bis der Leib sich vom Kopfe trennt). Nun werden die Knochen in eine Ochsenhaut gelegt und in einer Hütte innerhalb des Lombe (innere Einzäunung des Libata) deponiert, die als Mausoleum der Sova dient, während die Hütte, in der die Verwesung stattfand, zerstört und ihr Material im Walde zerstreut wird. Der Tod eines Sova gilt immer als Folge einer Verhexung, die irgendein Unglücklicher mit seinem Leben bezahlen muß. Sobald der Tod des Sova bekannt gemacht wird, läuft das Volk wild umher, bestiehlt und beraubt die Nachbarn und macht sogar die Fremden zu Gefangenen, um sie später als Sklaven zu verkaufen. Dann ermitteln die Macota den rechtmäßigen Erben und geleiten ihn zur Hauptstadt (Libata grande); doch darf er noch nicht in die Lombe, sondern muß eine Zeit lang unter dem Volk wie einer seinesgleichen leben. Sobald aber der Erbe die Libata betreten, stürzen zwei Trupps Jäger hinaus, von denen der eine eine Antilope (*Catoblepas taurina*), der andere ein Menschen-

opfer aufsucht. Der Jäger, der die Antilope schießt, muß sofort fliehen; die übrigen schneiden dem Tier den Kopf ab; thäte es jener, würde er sofort ermordet werden. Die zweite Abteilung ergreift den ersten Unglücklichen, der ihr begegnet, Mann oder Frau, treibt das Opfer ins Dickicht und schlägt ihm den Kopf ab; der Körper bleibt an der Mordstelle liegen. Nachdem die beiden Köpfe in einen Korb gethan, beginnt der Mediziner die notwendigen Zeremonien, damit der neue Sova die Regierung ergreifen und in den Lombe hinein dürfe. Das erste, was er nach seinem Einzug thut, ist die Wahl der Gattin (Inaculo) aus seinen Frauen; die übrigen wohnen zwar auch innerhalb des Lombe, aber nicht in der königlichen Residenz. Die Polygamie ist auch in Bihe Sitte. Verbrechen werden hier immer in erster Instanz von der geschädigten oder beleidigten Partei abgeurteilt, und nur, wenn der Missethäter sich weigert, die ihm auferlegte Strafe zu bezahlen, wird der Fall dem Sova zur Entscheidung vorgelegt. Das Wort, welches in Bihe den größten Schrecken erregt, ist Mucano, das zugleich den Begriff des Verbrechens und der Strafe enthält. In der Regel wird das Todesurteil von den geschädigten Parteien selbst gesprochen und ausgeführt; aber alle Verbrechen können in diesem Lande durch Bezahlung einer Geldstrafe gesühnt werden; will ein Wohlhabender sie nicht zahlen, greift der Beschädigte, wenn er mächtig genug ist, zu einer weit über den Strafbetrag hinausgehenden Pfändung und wird, wenn dies in ungerechter Weise geschieht, vom Sova nur gezwungen, dem andern ein Schwein zu geben. Bei diesem System, das die gewaltsame Beraubung gleichsam prämiert, erfolgt fast kein Tag ohne die ungeheuerlichsten Mucano. Einer der häufigsten Gründe für dieselben ist der Ehebruch, da die Weiber von ihren Gatten dazu gedrängt werden, um von dem Liebhaber einen Mucano zu erzwingen (S. 157). Die Bihenos beschäftigen sich wenig mit Ackerbau oder irgendeinem Handwerk; alle Arbeit wird von den Frauen gethan (S. 148, wo auch über die Handelskarawanen). Geräte abgebildet S. 170f., Kopfputz S. 174. Die Ganguella-Rasse bewohnt ein ungeheueres Territorium und wird in vier große Gruppen geteilt, die wieder in verschiedene Unterabteilungen zerfallen. Sprache und Gebräuche sind überall dieselben; doch ist ihre politische Organisation eine verschiedene. Im Caquingue-Lande heißen sie Gonzello und bilden ein besonderes Königreich unter einem einzigen Oberhaupt. Bei den anderen Gruppen bilden sie Konföderationen; jedes Dorf, jede Gemeinde wird durch einen unabhängigen Häuptling regiert. Die Ganguella südöstlich von Caquingue nennen sich Nhemba, die südlich Massaca, die östlich von Bihe Bunda. Die Gonzello sind Ackerbauer, fleißige Eisenarbeiter und Händler (S. 117ff. mit Bildern von Schmieden, Waffen und Geräten der Ganguella). Gefeilte Vorderzähne, Bemalung

und Haarfrisuren der Ganguella (S. 191 f. mit Bild), Konföderation der Quimbande-Staaten (S. 209 f. mit Bildern von Quimbande und ihrem Kopfschmuck), der Typus der Frauen nähert sich der kaukasischen Rasse. Die Männer tragen zwei Schürzen aus kleinen Antilopenfellen vorn und hinten an einem breiten Gürtel aus Ochsenhaut; nur der Sova trägt Leopardenfelle; die Frauen sind fast ganz nackt; nur ein Fetzen Zeug deckt die Blöße (S. 211). Die Quimbande kultivieren Baumwolle, aus der sie Fäden spinnen, um Glasperlen und Kauri aufzureihen (S. 212). Die Cabango fast völlig nackt; jede Art des Kopfputzes besonders benannt (S. 228 ff. mit Bildern desselben). Luchaze (mit Kopfputz abgebildet S. 215. 254 f.). Sie arbeiten in Eisen; Männer und Frauen besorgen die Feldarbeit (S. 236). Ihr Dorf Cambuta mit runden Hütten und spitzen Dächern (abgebildet S. 252). Geräte (S. 236. 257. 261 f.). Ambuella, schwarz mit kaukasischer Gesichtsbildung (S. 279). Sova von Cangamba mit Kopfschmuck und künstlichere Geräte abgebildet S. 272 f., wo auch über Feldarbeit (auch der Männer), Eisenarbeit, rohe Webstühle, Waffen (Bogen, Pfeile, kleine Beile). Pfahlbauten und Kanoe am Cubangui (S. 294). Mucassequere, schmutzig gelb, hottentottenähnlich, mit kleinen Affenfellen kaum die Blöße deckend, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, unter Schutzdächern von Baumzweigen, ohne Ackerbau und gemeinsames Oberhaupt ihrer sich unter einander bekämpfenden, die Gefangenen an die Ambuella verkaufenden Stämme (S. 296 ff.) Die Ambuella kommen beim Eintreffen einer Karawane in ganzen Scharen zum Lager, um zu singen und zu tanzen; zur Nacht entfernen sich die Männer und lassen gastfrei ihre Frauen und Mädchen zurück; der alte Sova Moene-Cahu-heú-úe schickt Pinto seine beiden Töchter (deren Bilder mit Kopfschmuck S. 304 f.), die die Selbstbeherrschung des Weilsen als Verachtung empfinden und die Verhöhnung aller alten Weiber des Dorfs über die Zurückweisung fürchten (S. 302 ff.). Gebrechliche Kanoes (abgebildet S. 307), kunstvolle Trommel bei den Festen (S. 308); die Ambuella Jäger ohne Viehzucht, nur Hühner; Frauen geachtet (S. 316); Waffen (Lanzen, Pfeilspitzen) abgebildet S. 320 f. Zur Begrüßung die Hand an die Brust geschlagen; mit dem Sova spricht man nicht direkt, sondern durch jemand aus seinem Gefolge (S. 322). Worte für edle Gesinnung fehlen (S. 314). Die Ganguella der Nhengeobne den Barotse (Luina) unterworfen (S. 341).

Zu S. 379, Z. 6 von unten. Nach den Sagen der Kimbunda-Völker sind ihre Voreltern vor etwa 300 Jahren aus dem Lande der Moropu im fernen Nordosten ausgewandert, durch blutige Kriege gezwungen. Oberländer, Westafrika, S. 435. Die nordöstlichsten Striche, zu denen die Kimbunda-Karawanen sich wagen, sind das Reich Moluwa oder Moropu, ein kühles Hochland voll sumpfiger

Wälder und Elefantenherden. Die Kimbunda hatten längere Zeit die Moluwa-Länder nicht mehr besucht, als Magyar 1850 von Bihe aus dorthin aufbrach. Ebd., S. 444. Magyar stellt den Moluwa im allgemeinen das Zeugnis aus, daß sie durch ihre geistigen Fähigkeiten über die meisten anderen Stämme Südafrikas hervorragen. Sie kennen ein geselliges, nach verhältnismäßig richtigen Vorschriften geordnetes Leben und zeigen sich gegen Fremde gastfreundlich und zuvorkommend; anderseits aber stecken sie im krassesten Aberglauben und schlachten bei besonderen Veranlassungen ihrem Hauptgott Kalumbo Menschen als Opfer, um seinen Zorn zu besänftigen; Vielweiberei ist üblich, ebenso die Beschneidung. Ebd., S. 449. Die verstorbenen Herrscher werden in der Stadt Galanje begraben, jeder in einer besonderen, mehrere Quadratklaftern tiefen Gruft, unter einem kegelförmigen Strohdach; in der Mitte der Gruft liegt der Leichnam auf einem Gerüst, eingehüllt in sein prächtigstes Gewand, ringsum die Gebeine zahlreicher Sklaven beiderlei Geschlechts, die man bei der Beisetzungsfeier als Opfer schlachtete; nur zwei der hierzu auserwählten läßt man als Hüter der Gruft am Leben; sie haben dieselbe stets in Ordnung zu halten und die nötigen Reparaturen auszuführen. Die Wände des Mausoleums sind innen mit feinen, gefärbten Matten inländischer Manufaktur und europäischen Stoffen behängt. So lange der nächste Nachfolger des Verstorbenen lebt, bleibt die Thür zum Begräbnis seines Vorgängers offen; bei seinem Tode jedoch wird sie dann für immer geschlossen. Ebd., S. 450. 1851 trat Magyar den Rückweg aus Moluwa mit seiner Karawane an und hielt sich dabei mehr südöstlich, um die überschwemmten und sumpfigen Flächen (Dilolosee) zu umgehen, die das Reich Moluwa vom Lande Lobal (Lovale) trennen; dasselbe steht nicht unter einem Gesamtfürsten, sondern unter einer Anzahl kleiner tyrannischer Häuptlinge (Muanaganana) und sogar verschiedener Herzoginnen; ein Stamm überfällt den anderen, um Sklaven zu machen und an Händler zu verkaufen; Magyar lobt die Treue seiner Lobal-Sklaven, aber auch den patriarchalischen 100jährigen Häuptling Kinjama (Löwe), der ihn höchst freundlich aufnahm, dann aber starb, worauf sein Enkel folgte. Vielweiberei und Beschneidung sind bei den Lobal gleichfalls gebräuchlich; ihre Religion ist ein roher Fetischismus; das gute Wesen nennen sie Kajanda, das böse Makitschi; sie opfern denselben aber nie Menschen, sondern nur Tiere. Ebd., S. 452f.

Zu S. 389, Z. 2 von unten. Vgl. S. 516. Über Kasangos Reich siehe S. 513ff., über die Tuschilange, Baschilange, das Reich Kotto u. s. w. S. 414ff.

Zu S. 390, Z. 1ff. Wie schon Livingstone berichtet, war unter Führung des Häuptlings Sebituane (Chibitano) ein Zweigstamm der

zwischen dem oberen Oranje- und oberen Vaal-Fluß wohnenden Basuto nach Norden ausgewandert, hatte den Durchzug durch die Betschuana-Reiche mit Gewalt erzwungen und hatte nach Unterjochung vieler Stämme am zentralen Zambesi und am unteren Tschobe, namentlich der östlichen Bamaschi und der Barotse oder Marutse, ein an 2000 Quadratmeilen umfassendes Reich, das der Ma-kololo, gegründet, außerdem viele Völker des Ostens bis an den Kafue-Fluß tributpflichtig gemacht. Vgl. S. 536. 592. Auch schon Livingstone erwähnt in seinen Reisen, die er später mit seinem Bruder Charles und Dr. Kirk nach diesen Gegenden machte, die Unordnung und den Verfall des Makololo-Reichs. Vgl. Serpa Pinto II, 1. 12. (Dieser kam von den Ambuella nach Lialni, der neu gegründeten Hauptstadt des später ermordeten Königs Labossi, Beherrschers von Barôze, Lui oder Undenge; die Makalaka wohnen nach ihm [II, 2] südlich von den Wasserfällen des Zambesi, in der Mitte die Cangenje oder Baroze, in Norden die Luina, die stärkste und intelligenteste der drei Rassen; ihre Kultur, Geräte, Herden: S. 28 ff.; von ihrer Religion spricht er nicht.) Holub, Sieben Jahre in Afrika (1881) II, 167. Holub erhielt über die weitere Geschichte der Marutse von ihrem König Sepopo Aufklärungen, die ihm später von Häuptlingen bestätigt wurden. Auf Sebituane folgte sein Sohn Sekeletu (Chicrêto; Serpa Pinto II, 12). Als unter demselben Zwistigkeiten zwischen den Makololo ausbrachen, griffen die unterjochten Marutse zu den Waffen, warfen sich auf die bereits vom Fieber decimierten Makololo ihres Gebietes und rotteten die ganze männliche Bevölkerung bis auf zwei Männer und die Knaben aus. Die südlich vom Tschobe wohnenden Makololo fürchteten die durch die Mabunda und andere unterjochten Stämme verstärkten Marutse, verließen das Stromgebiet des Tschobe und wandten sich zu den westlichen Bamangwato-Betschuananen, wurden vom König Betschuatabele scheinbar freundlich aufgenommen, dann aber alle niedergemetzelt, nur die Frauen verteilt wie bei den Marutse, die, von dunkler Hautfarbe, sich auf die Frauen von braunem Teint nicht wenig einbilden. Nördlich von den Marutse erstreckte sich das Mabunda-Reich, das von Königen aus der Herrscherfamilie der Marutse regiert wurde; nach wenigen Jahren starb die Königin der Mabunda, die sterbend Sepopos älteste Tochter Moquai zur Nachfolgerin ernannte; diese übergab ihrem Vater Sepopo die Regierung, der jetzt nördlich vom Zambesi ein vereinigtes Marutse-Ma(m)bunda-Reich beherrscht. Holub, S. 168. Die wichtigsten Stämme des Reiches sind: die Marutse, Mabunda, Masupia, Matonga, Makalaka, Mankoë, Mamboë, Manansa, Mabimbi, Bajezi, Bakalomo, Bamata, Banjoka, Basuto, Batoka, Livanga, Munenga; aufer diesen schon seit langer Zeit hier ansässigen Stämmen finden sich zerstreut Matebele, Menons-Makalaka und Masarva, die beiden letzteren als Flüchtlinge hierher-

gekommen. Ebd. S. 171. Die meisten der genannten Stämme werden von den Marutse als Sklaven angesehen; nur ein Viertel sind tributzahlend, meist Stämme des Ostens (Batoka, östliche Makalaka, Mabimbi u. s. w.). Durch Sepopos Grausamkeit sind viele Eingeborene aus dem Reich nach Süden geflüchtet, und da dem Tyrannen dadurch viele Schwierigkeiten im Zentrum des Reichs erwachsen, hat sich in den letzten Jahren das Tributverhältnis der östlichen Stämme bedeutend gelockert. Die herrschende Sprache im Gesamtreich, das Mittel des leichteren Verständnisses zwischen den einzelnen Stämmen ist die der vernichteten Makololo, das Sesuto, doch nicht mehr das reine, sondern durch Vermischung mit dem Serotse etwas korrumpiert. Ebd., S. 173. Über die von Livingstone 1855 besuchten Batoka haben wir S. 520ff. gehandelt; die eingehendsten Forschungen über die Religion und Kulturstufe der Völker im Marutse-Reich verdanken wir Dr. Holub. Derselbe sagt (II, 337f.): Die Bantu-Familie besafs, bevor sie sich in zahlreiche Stämme teilte, den Glauben an einen mächtigen unsichtbaren Gott; bei den Marutse hat sich dieser Glaube unter allen Bantu-Stämmen am reinsten erhalten. Man glaubt an ein unsichtbares, allwissendes Wesen, welches genau das Thun eines jeden beobachtet und mit jedem Menschen nach Belieben verfährt. Man scheut sich sogar, seinen Namen auszusprechen und bedient sich gewöhnlich eines Ersatzwortes Molemo, welches Wort jedoch einen umfangreichen Begriff in sich schließt. Es kann Gott, aber auch gute und böse Geister, Heilmittel oder Gifte, Zaubermittel und Amulette u. s. w. bezeichnen. Die richtige Benennung für das oben erwähnte allwissende Wesen ist Njambe. Beim Ausspruch dieses Wortes erheben sie ihre Augen zum Firmament, weisen mit der Hand dahin oder thun beides, ohne das Wort auszusprechen. Sie meinen, das allmächtige Wesen lebe mo-chorimo, d. h. im Blau des Firmaments. Stirbt jemand natürlichen Todes, so heifst es: „Njambe rief ihn hinweg“; unterliegt ein anderer im Kampf mit seinen Nebenmenschen, wilden Tieren oder der Wut der Elemente, so heifst es: „Es geschah auf Njambes Geheifs.“ Wird ein Verbrecher zum Tode verurteilt, so wird das als gerechte Strafe Njambes angesehen, während der unschuldig Verurteilte (unter Sepopo gab's zahllose) wie die ihm begleitenden Freunde bis zum letzten Moment das grösste Vertrauen in Njambes Allwissenheit setzend, auf seine Hilfe hoffen, die sich bei dem bei Hinrichtungen gebräuchlichen Giftgenufs im Erbrechen des Giftes äufsern soll. Vgl. S. 357. Als Holub (II, 266) die Leiche eines von einem Krokodil getöteten Mädchens beerdigen wollte, wurde er daran von den Verwandten mit den Worten gehindert: „Njambes Wille war es, dafs das Krokodil sie tötete; deshalb mufs sie auch dem Krokodil zur Beute werden“; die Leiche wurde auch abends von den Krokodilen in die Tiefe gezerrt. Die Völker des Marutse-Reichs

glauben außerdem an unsichtbare gute und böse Geister und suchen letztere durch auf Pfähle aufgehängte Beschwörungsmittel von ihren Gehöften zu bannen oder sie mindestens zu besänftigen. Die Abwehr- und Besänftigungsmittel sind: Tier- und Menschenknochen, Nilferdzähne, Holzstücke, Baumrinden, Kürbiskalabassen u. s. w., die in aus Bast, Gras oder Baumblättern geflochtenen sackförmigen Körbchen auf 3—4 Fufs hohen Pfählen aufgehängt werden. Die meisten Völker des Marutse-Mabunda-Reichs glauben an ein Fortleben nach dem Tode, und so pflanzen auch z. B. die Masupia mächtige Elefantenzähne auf die Gräber ihrer Chefs (auch Antilopenschädel; II, 143 mit Bild); es geschieht dies hauptsächlich, um dem verstorbenen, Njambe näher gerückten Chef durch die Weihe der Zähne für seine Trennung von Hab und Gut zu beschwichtigen und sich seines Schutzes zu vergewissern. Die Masupia machen ihre Gräber 6—7 Fufs tief, 2 Fufs breit; der Verstorbene wird mit seinem Kaross, seinen Waffen, seiner Haue begraben und ihm auch etwas Korn ins Grab gelegt; seine Freunde bleiben den Tag über am Grabe, und ist der Mann wohlhabend, so wird neben dem Bier auch viel Fleisch von seinen geschlachteten Haustieren verzehrt; das Schiessen, Schreien und Umherlaufen soll das Eindringen der bösen Geister in das frisch aufgeworfene Grab verhüten (S. 248 f.). Außerdem, daß sie jedes Unglück bösen Geistern zuschreiben, glauben sie auch viele Unglücksfälle dem Übelwollen, dem Zürnen eines verstorbenen Chefs zuschreiben zu müssen, die durch gewisse am Grabe vorgenommene Zeremonieen besänftigt werden können. Erkrankt ein Mitglied der königlichen Familie, so wird es an ein Königsgrab gebracht, und hier verrichtet der König eine gebetähnliche Zeremonie in flehender und beschwörender Form, damit sich der Verstorbene des Kranken erbarme und ihn durch seine Fürsprache bei Njambe gesund mache. Die Beerdigung im Marutse-Reich bildet nach Holub (II, 350) zu der bei den Völkern südlich vom Zambesi einen schroffen Gegensatz. Während die Stämme des Marutse-Mabunda-Reichs ihre Toten unter Singen, Schreien, Musik und Schiessen beerdigen, thun es ihre südlichen Nachbarn meist in der Nacht, ganz nahe an ihren Gehöften zwischen Hecken, damit das Grab verborgen bleibe. Die meisten Völker des Marutse-Mabunda-Reichs kennzeichnen ihre Beerdigungsstätten mit Jagdtrophäen. In der Barotse, dem Mutterland des herrschenden Stammes, wurde für jedes der angesehensten verstorbenen Mitglieder der königlichen Familie ein Mausoleum errichtet. Im Hang zum Aberglauben und durch die Zahl der ihm zum Opfer fallenden Menschen, sowie in moralischer Beziehung stehen nach Holub (II, 184 f.) die Marutse tiefer, als die Völker Südafrikas; nur bei den Zulu und Matebele sei das Gleiche der Fall, jedoch sei am Zambesi das Könighaus die Hauptschmiede des Zauberschwindels; die Könige üben ihre Grausamkeiten nicht

blofs aus Aberglauben aus, sondern nähren und verbreiten denselben wissentlich bei ihren Unterthanen. Eine nennenswerte Heilkunde, die Holub im Marutse-Reich mehr als bei allen übrigen südafrikanischen Eingeborenen fand, ist nach ihm die Basis, auf der die Doktoren, die Mitglieder des engeren Rates, ihr Wissen und Ansehen, ihre Zaubereien und Beschwörungsformeln stützen (S. 359). Der König gilt für den grössten Zauberer und Heilkünstler; unter diesem Deckmantel beging Sepopo die grössten Verbrechen, obgleich er selbst von dem Unsinn vieler abergläubischen Gebräuche durchdrungen war (S. 186). Er verstand, sich als Zauberer vor seinen Unterthanen gefürchtet und grofs zu machen und lebte sich endlich so tief in die Gaukelei hinein, dafs er selbst daran glaubte, wodurch ihm möglich wurde, sich trotz seiner Grausamkeit so lange auf dem Thron zu behaupten. Die abergläubischen Lehren hatten durch die greisen Doktoren ein nicht geringes Ansehen beim Volk erlangt, dessen Zweifel oft durch die gewonnene Überzeugung der Heilkraft der als Heilmittel von den Ärzten gebrauchten vegetabilischen Produkte, sowie in Hinsicht auf die geheiligte Person des Königs geschwächt oder benommen wurde. Der Zaubermittel giebt es nach Holub eine Legion; er führt blofs einige an als Beispiel. Bei Beginn eines Krieges, nach Erbauung einer Stadt und bei anderen wichtigen Gelegenheiten, bei Landplagen u. s. w. wurden bestimmte Teile des menschlichen Körpers geopfert, d. h. bei Lebzeiten vom menschlichen Körper abgenommen und an bestimmten Orten in erlesenen Gefäfsen aufbewahrt (S. 360). Aus Büffelfell gearbeitete Armringe und Brustbänder sollen gewisse Krankheiten bannen und gegen menschliche Nachstellungen schützen. Das Herzfell der Haustiere, auf Stäbchen in Kreuzform befestigt und bei Nachtzeit vor den Hütten der aus dem Reich Geflohenen eingepflanzt, soll den Flüchtlingen verderblich sein, dafs sie die Sinne verlieren und trunken zu ihrer Niederlassung zurückkehren, um ihre Strafe zu erleiden. Das Pulver gebrannter Knochen von Säugetieren, Vögeln, Amphibien wird in Säckchen am Körper getragen, in Einschnitte an Armen und Beinen eingerieben und gekauft, um schnellfüfsig zu werden, das verfolgte Wild in seinem Lauf zu hemmen und dem Jäger reiche Beute zu geben. Zauberkraft enthalten weiter alle pharmazeutischen Präparate, die der Weise an die Eingeborenen verkauft, seltene Tierfelle, wie das des grofsen schwarzen Lemur, anormale Bildungen in der Färbung kleiner Säugetiere, Ausschnitte aus dem Kamm der Schwanzflossen des Krokodils, seine Augen und Luftlöcher, Hörner des Cephalopus Hemprichii und des Scopophorus Urebi, seltene Glasperlen, auffallende pathologische Haar-, Horn- und Knochenbildungen von Tieren, Säckchen genäht aus der Haut von Boa, Leib- und Brustgürtel aus Schlangen-, Erd- und Wasserleguanhaut verfertigt, kleine Muscheln, die an Stirn- und Halsbändern, an Armringen und Leib-

binden festgenäht getragen werden; die Muscheln sowie andere Kalkprodukte von Seetieren haben die Portugiesen eingeführt und damit regen Handel getrieben. Diese Amulette oder Zaubermittel werden, wenn nicht am Körper getragen, an geheimen Orten aufbewahrt (S. 362). Es ist nicht leicht, solche einzutauschen; die Eingeborenen wollen sich von denselben nicht trennen. Der König hat hinter seinem Empfangshaus längs der Hofumzäunung eine Reihe von bemalten Thontöpfen und Kalabassen stehen, die sämtlich abergläubische Mittel enthalten, außerdem eine eigene Hütte für seinen medizinischen Besitz und seine zahlreichen Amulette (S. 363, vgl. 195). Das Ausschütten von Flüssigkeiten vor der Hof- oder Hausthür wird als Zauberversuch zum Schaden des Hausherrn oder dessen angesehen, der unvorsichtig über die nassen Stellen hinwegschreitet. Unwohlsein wird in der Regel als Folge von Zauberei oder gefährlichem Übelwollen angesehen. Die den Kranken geleistete Hilfe brachte Holub in den Ruf eines großen Zauberers, so daß er mehr als andere Weise gefürchtet wurde. Von Sepopo wurden zu manchen abergläubischen Zwecken Menschenopfer angewendet. Dieselben waren aber kein landesüblicher Brauch, sondern dem König vom engeren Rat empfohlen. Während Holubs ersten Aufenthalts begann er Neu-Sescheke zu bauen. Um die neue Stadt vor einem ähnlichen Schicksal wie seine Residenz zu bewahren, beschloß der engere Rat, dem Knaben eines Häuptlings die Finger und Zehen abzubauen und diese in der Kriegstrommel aufzubewahren. Doch wurde das einem Häuptling verraten, und alle brachten ihre Kinder in Sicherheit aus dem Bereich des Königs. Gleichwohl wurde das Kind des einen, der für den König Schilfrohr holte, herbeigelockt und ihm unter dem Lärm der Trommeln Finger um Finger, Zehe um Zehe von den alten Doktoren abgeschnitten, und er dann mit einer Keule erschlagen (S. 364 ff.). Mit den Betschuana haben die Masupiamädchen den Pubertätstanz gemein, von Gesang und Castagnette begleitet; andere Tänze sind der Trauungstanz, ferner der unzüchtige Kischitanz der Mabunda in Masken, den Kinder nicht mit ansehen dürfen; die Masupia haben auch einen prophetischen Tanz, den zwei Männer, phantastisch gekleidet, unter dem Schall der großen Trommeln von früh bis Abend tanzen, bis sie besinnungslos niederstürzen; in diesem Moment stoßen sie Worte aus, die sich auf das Vorhaben des Königs oder Statthalters, Jagd, Krieg, Raubzug u. s. w. beziehen (S. 196. 257 f. mit Bildern). Die Heiraten werden mit lauten, bis zu einem gewissen Grad orgienähnlich ausartenden Festlichkeiten unter reichlichem Genuß von Kafirkornbier gefeiert, oft schon Kinder verlobt; die Stellung der Frauen ist im allgemeinen besser und würdiger als südlich von Zambesi (S. 348 f.). Der König ist unumschränkter Herrscher und Besitzer des Landes und seiner Bewohner. Trotzdem streckt (mit Ausnahme des tyrannischen Sepopo) der König selten

seine Hand nach fremdem Eigentum aus. Der jeweilige Herrscher oder Herrscherin (die Frauen sind nördlich vom Zambesi als minder grausame Fürstinnen beliebter) bestimmen ihren Thronfolger schon bei Lebzeiten; doch muß derselbe stets eine Marutse-Mutter haben; die erste Frau des Königs heißt Mutter des Reichs. Die Herrscherinnen können nach Gefallen einen Gemahl nehmen (S. 186 f.). Die Marutse treiben Ackerbau und Viehzucht (S. 338); ihre Kleidung (kreisförmiger Karofs und Ledcr- oder Kattun-Schürzen vorn und hinten, bei verheirateten Frauen Röckchen) ist trotz ihrer Einfachheit geschmackvoller als die der meisten südafrikanischen Stämme (S. 344 f.). Auf das Haar wird viel Sorgfalt verwendet; hölzerne Kopfkissen (S. 388). Schmucksachen zugleich Amulette; Metallringe sehr getragen (S. 381). Drei verschiedene Bauarten: konzentrisch hohe, cylinderische und Lang-Bauten (S. 189). Fertigkeit im Kanoe-fahren, Fischen, Anfertigung von Gegenständen aus Metall, Bein, Horn, Haut, Holz (S. 184. 367 ff.). Die Marutse lechzen nach jeder Belehrung und begreifen leicht (S. 184). Von hier zog Holub in das Matebele-Reich (S. 406) südlich vom Zambesi, gegründet von einem Sohn Matschobanes, eines Zulu-Häuptlings in Natal (S. 431); die Regierung ist militärischer Despotismus (S. 432); alljährlich, bevor die Matebele auf ihre Raubzüge ausziehen, begehen sie, Brust und Hüfte mit schwarzen Straußfedern geschmückt, den der Gottheit geweihten Tanz *Pina ea morimo*, jagen einen schwarzen Stier, bis er niederstürzt, schneiden ihm Schulterblatt und Muskeln aus und verschlingen die wenige Minuten ans Feuer gehaltenen Stücke, um stark zu werden (S. 434).

Zu S. 401, Z. 7 von unten. Diese aus dem Innern kommenden Fango-Stämme stehen sowohl unter Königen (*kumá*) wie unter Priestern (*mgang*). Lippert, Priestertum, S. 133. Die hellbraunen Fan hielten *du Chaillu* für ein plötzlich aus den Wolken gekommenes Gespenst. Gleich beim Eintritt in das nächste Dorf begegnete er einem Weibe, das ein Menschenbein nach ihrer Küche trug. Der König des Dorfes, *Ndiayai*, fürchtete in drei Tagen zu sterben, wenn das weiße Gespenst in seine Nähe käme, empfing dann aber den Fremden im Gemeindehause, umgeben von seinen bewaffneten Krieger. Das Haar war bei den meisten zu einem Zopf geflochten, den man durch Werg noch verlängert, der des Königs war der längste; der Kinnbart war bei allen in zwei Zöpfe geflochten mit weißen Perlen darin. Die vorderen Zähne waren eingefeilt und schwarz gefärbt, Gesicht und Leib rot mit Einschnitten; das einzige Kleidungsstück war ein Lendenschurz, bei Weibern ein schmaler Streifen selbstverfertigten Zeuges; um den Hals trug der König und seine Leute Schutzmittel oder Fetische. Oberländer, Westafrika, S. 311

(mit Bild Ndiayais). Nach Schweinfurth („Globus“ XXI, 200) deuten die Sitten der Moubuttu entschieden auf das Gabunland, während Heuglin die Niam-Niam als Gala bezeichnet, was Schweinfurth als einen zu elastischen Begriff bezeichnet, obgleich er selbst genug Gala gesehen habe, die den Niam-Niam völlig ähnlich waren. Die Sprache der Niam-Niam rechnet auch Schweinfurth („Globus“ XXIII, 40) zur nubisch-libyschen Gruppe. Auch Hübbe-Schleiden (Äthiopien, S. 192) der einige Wochen unter den Fan(fan) reiste (S. 199), vertritt die Verwandtschaft der Fanfan und Niam-Niam, die noch längere Haarzöpfe haben, in Gesichts-, Körperbildung, Wuchs, hellerer Hautfarbe, Lebensweise, Sitten, Bauart der Häuser und Dörfer, Gemeindeleben bzw. Unabhängigkeit jedes kleinen Weilers mit den Fan übereinstimmen; derselbe Rindenbast eines Feigenbaums wird von den Fan als Schurz verwendet, den Schweinfurth (Im Herzen von Afrika II, 93) bei den Moubuttu erwähnt. Jedes Dorf der Fan ist nur eine gerade Straße, die Hütte aus Baumrinde ein Atrium, während das Haus des ärmsten Mpongwe doch wenigstens zwei Gemächer hat (S. 198). An jedem Ende der Dorfstraße steht ein größeres Gemeindehaus mit Wache; die Straße wird ängstlich rein gehalten aus Furcht, daß irgendein Steinchen oder Kraut bösen Nachbarn als Unglücksfetsch diene. Der Dorfälteste ist von geringem Einfluß (S. 199. 206). Viersaitige Harfe auf hohlem Kürbis (S. 201). Dorftrommel (S. 203). Nächtliche Tänze (S. 202). Schmiedekunst (S. 203). Kautschuk- und Ebenholzproduktion (S. 204). Bei den Fan tritt das kakodämonistische Element mehr hervor; auch der Fan ahnt eine geistige Macht in dem höheren Walten der Naturkräfte, als deren Werkzeug ihm das Grigri erscheint; doch ist seine Gottesfurcht nur spiritistische Gespensterfurcht (S. 207f.); hierbei wird noch von den Mpongwe erwähnt, daß das Feuer, das Tag und Nacht in einem neuen Mpongwe-Hause brennt, zur Vertreibung böser Geister dient, bei Einweihung eines neuen Dorfs ein Joch von Stöcken und Laub Fetsch eines Schutzgeistes ist und gegen den Regen eine Rute von trockenen Reisern in die Erde gepflanzt wird. Zum Kannibalismus der Fan bemerkt er (S. 208 ff.), daß er zwar von demselben keine Beweise habe, aber nach Barbot eine holländische Schiffsmannschaft 1601 in Gabun sogar von den Pongo aufgefressen worden.

Zu S. 415. Vgl. nunmehr auch „Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ IV, 1. S. 29—74. Lieutenant Wismann sagt hier S. 40: Die Tuschilange (Singular Kaschilange) oder Baschilange (Singular Muschilange) sind eine Mischung der Ureinwohner, von denen sie auch den Namen übernommen haben, und der von Süden eingedrungenen Baluba. Sie zerfallen in die west-

lichen, diebischen, von den handelnden Kioque und Bangala verdorbenen Tuschilange, die kleine Republiken bilden, in die mittleren oder Bena Riamba d. h. Söhne des wilden Hanfs, der geraucht wird, und in die östlichen, die sich Baschilange, wie die Wilden nennen (Bena, Plural von Mana, Sohn; Pogge, ebd., S. 58). S. 41: Es hat sich bei den mittleren eine Art Riamba-Kultus ausgebildet, zu dem in bestimmter Art getauft wird; das Land der Riamba-Raucher heißt Lubuku d. h. Freundschaft; der Kultus verbietet Feindseligkeit unter einander, ja das Tragen der Waffen im eigenen Lande, gebietet Gastfreundschaft, eine Art öffentlichen Lebens, Kameradschaft und übt Einfluss auf alle Vorgänge von Bedeutung. Bei einem Riamba-Fest lagern die nackten, am ganzen Körper tätowierten, kahlköpfig geschorenen Neger im Kreise, die einen tiefe Züge thugend aus den mächtigen Kürbispfeifen, die anderen hustend und vom Riamba eingegebene wahrsagerische Worte ausstosend, andere schon im Rausche singend und stierend; zu ihrem Gebrüll kommen die mächtigen Goma (Pauken), Klappern und Knarren, ein Bild der Hölle. S. 43: Vor einigen Jahren waren zwei Fürsten, Kasongo munene, der ältere Bruder und Vorgänger Mukenges, und Kabassu Babu, der Vorgänger Dschingenges, nach der Küste zu gereist und dort untergegangen. Die beiden waren in das maji kalunga (Geisterwasser, das Meer, von dem sie durch die Kioque hatten erzählen hören) hinabgestiegen, hatten eine Metamorphose durchgemacht und erschienen nun, als Weiße zurückkehrend, um ihre alten Fürstentümer zu besuchen. Dr. Pogge ebd., S. 57: Die Dörfer in der Lubilasch-Lomami-Ebene meist in angepflanzten Palmenhainen. S. 70: Keine Viehzucht, selbst nicht Hühner in Mukenge. Die Hanf rauchenden Tusselange nennt Pogge hier geistig mehr begabt, als alle anderen ihm im Innern Afrikas bekannten Stämme, obgleich ihre Scham- und Sittenlosigkeit empörend, ihre Handelswut so groß sei, daß es vorkomme, daß der Vater Frau und Kind (an Kioko und Bangela) verkaufe für einige Ellen Kattun oder ein Gewehr; sie hätten aber an ihn oft religiöse Fragen gestellt, die wirklich eine Spur von Phantasie verraten, und seien geschaffen für das erfolgreiche Wirken eines Missionars; ihre Strafgesetze seien milde; ihr Fetischglaube äußere sich, im Vergleich mit den Kioko und Bangela, in milden Formen; das bei jenen übliche Giftrinken werde durch Hanfrauchen ersetzt.

Zu S. 416, Anm. 1. Long, Zentral-Afrika, Kap. 19. Th. v. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nils und seiner westlichen Zuflüsse (1869), S. 206 ff. Piaggia im Bulletin der Ital. geogr. Gesellsch. I, 105 ff. „Globus“ XXI, 129 ff. Schweinfurth in Petermanns „Geograph. Mitteilungen“ 1871, im „Globus“ XXI, 199 ff.; XXIII, 1 ff. Artes Africanæ (mit Bildern). Vgl. Nachtrag zu S. 401.

Zu S. 417, Z. 8. Das Haar ist nicht schlicht, wie Antinori behauptete, sondern kraus. Schweinfurth im „Globus“ XXI, 201.

Zu S. 417, Z. 23 ff. Doch ist die Bodenbestellung nach Schweinfurth (Vortrag in der Geographischen Gesellschaft zu München, in Grube, Geographische Charakterbilder II, 429) eine ziemlich geringe; bei der Fruchtbarkeit des Bodens erscheint die Arbeit zumal unbedeutend; Städte und Dörfer giebt es nicht; überall sind nur Hütten in kleineren Gruppen zerstreut. Nach demselben („Globus“ XXII, 75) entbehren die Sande, Bongo, Mittu und Kredj der Rindviehzucht.

Zu S. 418, Z. 20. Zur Bezeichnung der Gottheit bedienen sich manche Dolmetscher des Wortes gumba, welches zugleich Blitz bedeutet; bongmbottumu ist wohl nur Umschreibung des mohammedanischen Begriffs des Propheten, des Gesandten Gottes, rassul, da man einen gewöhnlichen Sendboten gleichfalls mbottumu nennt. Schweinfurth im „Globus“ XXIII, 40. Bei den Niam-Niam spielen böse Geister und Waldkobelde eine ebenso große Rolle wie bei den Bongo und anderen Völkern des zentralen Afrika. Ebd., S. 41.

Zu S. 419, Z. 3. Auch die Niam-Niam beobachten bei Beisetzung ihrer Toten die Himmelsrichtung, nur in anderer Weise, als die Bongo, indem die Männer mit dem Antlitz nach Osten, die Weiber aber westwärts gekehrt bestattet werden. Den Brauch der Beschneidung üben die Niam-Niam nicht. Schweinfurth im „Globus“ XXIII, 41.

Zu S. 419, Z. 10. Vgl. „Globus“ XVIII, 375; XXI, 131. 200f.; XXIII, 23. Nach Piaggia, der besonders die mittleren und südlichen Stämme kennen gelernt, hat ein Häuptling Anrecht auf alle Weiber des Stammes und betrachtet auch die eigenen Töchter als seine Frauen; wer heiratet, zahlt dem Vater der Braut einen Tribut; insgemein speisen die Frauen nicht in Gemeinschaft der Männer. Geburt eines toten Kindes ist Scheidungsgrund. Auch nach Piaggia hat man Vorstellungen von einem übernatürlichen Wesen; es giebt weise Männer, die die Zukunft vorhersagen und Kranke heilen, den Eintritt oder das Aufhören von Regen vermitteln und Mißgeschick vom Volke abwenden; diese Propheten heißen bei den Negerstämmen Chogin. „Globus“ XXI, 131 f.

Zu S. 419, Z. 19. Monbuttu, Abanga und Aka haben sämtlich die Beschneidung; ihre Sprache besitzt einen Ausdruck für ein höchstes Wesen, Noro, das als Einheit im Himmel thrönt; von einem eigentlichen Kult oder auffallenden Zeichen religiöser Scheu und

abergläubischer Furcht hat Schweinfurth nichts bemerkt. „Globus“ XXI, 200.

Zu S. 419, Z. 21. Der Kannibalismus der Monbuttu übertrifft noch den der Niam-Niam; nicht alle der letzteren essen Menschenfleisch, wenn es dargeboten wird; die Monbuttu aber thun es ausnahmslos, obwohl das Land reich ist nicht blofs an Bananen u. s. w., sondern auch an Büffeln, Schweinen, Elefanten, Hühnern. Schweinfurth in „Globus“ XXI, 200 f.

Zu S. 420, Z. 12. Geschick im Schmieden, Holzschnitzen, Töpferei, Dachbau mit geschweiften Bogendecken. Schweinfurth bei Grube II, 431. Jenseit der Wildnisse südlich von den Niam-Niam wohnt das von denselben in jeder Hinsicht sehr verschiedene Volk der Abanga, in Sitten, auch in Kannibalismus, sowie hellerer Hautfarbe den Monbuttu gleich, doch mit einer anderen Sprache, wie die Monbuttu auch den Niam-Niam in äufserer Kultur weit überlegen. Auf der Westseite in einem weiten Halbkreis von den Niam-Niam bedrängt, im Osten von zwei Mitlu-Stämmen, den Abaka und Luba, eingeschlossen, fristet das seltsame Volk der Babuckr sein abgeschlossenes Dasein. Ihr Gebiet ist dicht bevölkert; sie haben Ziegen, sind fleißige Ackerbauer, stehen aber in äufserer Kultur weit hinter den Niam-Niam zurück. Der sogen. Negertypus tritt bei ihnen in hohem Grade hervor. Sie sind Kannibalen ersten Ranges und scheinen mit den Monwu, echten Negerstämmen im Südost von den Monbuttu, die an diesen ihren Vorrat für die Kannibalmahlzeiten haben, nahe verwandt. Die rohen Negerstämme des Nordens, die Dinka, Djur, Bongo, Mitlu, Madi u. s. w., legen stets den tiefsten Abscheu gegen den Genuß von Menschenfleisch an den Tag. Der Negerstamm der Mabode im Südwesten der Monbuttu besitzt Ziegen und prachtvolle Rinder. Zwei Tagereisen von des Monbuttu-Königs Munsas Residenz beginnt das Zwergvolk der kupferroten, prognathen Acka. Schweinfurth in „Globus“ XXI, 199. Das Mittu-Land, zwischen 5. und 6. Grad nördlicher Breite, lehnt sich einerseits an die Bongo und den östlichsten Ausläufer des Niam-Niam-Gebirges, wird im Osten von der Niederung des Rohl-Flusses begrenzt und reicht nordwärts bis an die Territorieen der Dinka-Stämme Rohl und Agar. Auch nach Süden zu sind die Mittu von den Niam-Niam (Makaraka von ihnen genannt) begrenzt. Der Name Mittu kommt eigentlich nur den Bewohnern des nördlichsten Theiles zu, umfaßt aber nach dem Sprachgebrauch der Nubier noch die Madi, Abaka und Luba. Die Mittu-Völker treiben wie die Bongo vorzugsweise Ackerbau; Schafe sind ihnen ebenso unbekannt wie den Bongo, und wegen des Mangels an Rinderzucht rangieren sie in den Augen der Dinka unter diejenigen Völker, denen sie die

verächtliche Bezeichnung Djur d. h. Wilde zuerteilen. Die einzigen Haustiere der Mittu sind Hühner, Ziegen und Hunde, die ebenso zum Verspeisen gemästet werden wie bei den Niam-Niam und Monbuttu, während Dinka und Bongo Hundefleisch ebenso verabscheuen wie Menschenfleisch. Die Geräte der Mittu zeigen wenig Verschiedenheit von denen der Bongo. Die Mittu singen melodisch, sind Meister auf der Flöte und haben auch ein Saiteninstrument. Sie sind gute Bogenschützen und schmücken sich mit den schwersten Eisenringen; die Mittu-Frauen begnügen sich nicht mit der durchbohrten Unterlippe der Bongo-Frauen; auch die obere muß bei ihnen durchlöchert und durch runde thalergroße Platten von Quarz oder Holz zu unförmiger Größe erweitert sein. Nicht selten gewahrt man auch Männer mit Quarzkegeln in der Oberlippe. Tätowierung beschränkt sich bei den Frauen auf zwei horizontale Punktreihen an der Stirn; die Männer tragen solche Zeichnung stets in zwei von der Nabelgegend aus divergierend nach den Schultern verlaufenden Reihen. Die Männer verhüllen ihre Scham mit einem Fellstück, die Weiber mit einem Bündel Laub, die der Madi mit einer Lederschürze. Das Gebot der von den Bongo beobachteten Trigamie wird bei den Mittu nicht respektiert; Vornehme haben oft ein Dutzend Weiber und mehr, von denen sie oft gewöhnliche Sklavendienste verlangen. Aus der Übereinstimmung, die in ihrer äußern Einrichtung die Gräber der Mittu mit denen der Bongo zeigen, schließt Schweinfurth, daß beiden Völkern auch die gleichen Gebräuche bei Bestattung ihrer Toten eigen seien. Ähnliche Gräber fand Petherik auch noch jenseit des Rohl, und für die weitere Gleichheit der Sitten in den cis- und transrohlschen Ländern scheint auch das Vorkommen der Penaten aus Holz, die sich bei den Bongo, wie bei den Mittu und Ssofi finden, zu sprechen, bei sonst auffallender sprachlicher Verschiedenheit. Schweinfurth in „Globus“ XXII, 225 ff.

Zu S. 420, Z. 13. Der Österreicher Richard Buchta reiste 1877 nach den Gebieten am obern Nil und den ägyptischen Äquatorialprovinzen, brachte ein Jahr in der verrufenen Sumpfreion zwischen dem Bahr-el-Gebel und Bahr-el-Ghasel zu und hat durch photographische Aufnahmen, insbesondere von Volkstypen (über 70 Stämme), Höhenmessungen u. s. w. sich verdient gemacht.

Zu S. 420, Z. 18. Baker, Der Albert Nyanza, aus dem Englischen von Martin (3. Aufl., 1876), S. 471. Sie haben nicht Fetischismus, keinerlei Art von Idololatrie, doch eine völlig rohe und unentwickelte Vorstellung von einem höchsten Wesen. Ihr Geist ist so stagnierend, wie der Morast. Die Männer gehen teils gar nicht, teils nur äußerst dürftig bekleidet. Die Mädchen tragen erst, wenn sie mannbar geworden sind, einen schmalen Hüftenschurz oder ein

Stück Tierfell. Mit Ausnahme der Kitsch sind alle diese Völker hoch gewachsen und kräftig gebaut. Sie bauen kleine Hütten, die rund und kegelförmig sind, säen auf den trockenen Stellen etwas Durra und haben zahlreiche Herden von Rindvieh. Sie schlachten nur selten ein Stück, wohl aber öffnen sie dem Vieh eine Ader, um das Blut entweder roh oder gekocht zu genießen. Ihre Lieblingsnahrung besteht in Milch, die mit Kuh-Urin gemischt wird. Wild wird in Fallen gefangen, Fische harpuniert man. Nur ausnahmsweise herrscht Ruhe und Friede; insgemein folgt eine Fehde der andern, weil der Viehraub kein Ende nimmt. Ein Mann kauft sich für so und so viel Stück Vieh seine Frauen. Lieblingswaffe ist eine lange Lanze oder auch eine Keule von Eichenholz; manche führen auch Bogen und Pfeile. Die Häuptlinge üben nur eine beschränkte Gewalt aus; nur die Schilluk hatten früher einen König (Meck). Alle sind in ihrer Weise putzsüchtig; Glasperlen, Ringe von Eisen und Kupfer, Hacken und Lanzenspitzen bilden die Artikel des Tauschhandels. Sie verstehen Eisen zu schmieden, brennen dazu Kohlen und verfertigen Lanzen und gezackte Pfeilspitzen. Bei den Schihr, in deren Gebiet kein Eisen vorkommt, verfertigt man die Pfeilspitzen aus Eichenholz. Das hier Gesagte gilt im wesentlichen von allen Uferstämmen. Die Kitsch nehmen eine Ausnahmestellung ein; sie bilden „das elendeste Volk, das man sich nur denken kann“; W. v. Harnier (Reise am obern Nil, 1866) bezeichnet sie als „ein im allgemeinen hungriges Volk“, das aber sein Elend lediglich seiner eigenen Trägheit zu danken habe; sie gehören zu den Dinka-Stämmen, wie die Heliab und Bor. „Globus“ XIX, 180f.

Zu S. 421. Schweinfurth im „Globus“ XXII, 74ff. 88ff. Über die Begräbnisse S. 88: Man setzt den Toten unmittelbar, nachdem er verstorben (als handelte es sich darum, durch Nachahmung des Embryonalzustandes der Idee der Unsterblichkeit Ausdruck zu geben) in hockender Stellung in einem aus Häuten zusammenge nähten Sack, den man schließt; alsdann wird ein viele Fufs tiefes Grab gegraben. Der Stollen, senkrecht in die Erde gesenkt, nimmt an seinem Ende eine seitliche Wendung, so daß der Sack mit der Leiche in eine Art Nische abgestellt werden kann. Der Mann wird mit dem Gesicht nach Norden, die Frau nach Süden gewandt begraben. Nachdem der Grabstollen gefüllt, wird ein großer Steinhügel darüber gehäuft, der durch starke Pfähle, die in den Boden eingerammt waren, an der Basis eine kurzcylioderische Gestalt erhält. In der Mitte auf den Steinhäufen stellt man einen neuen Thonkrug, von der kugelförmigen Gestalt der zum Wasserholen bestimmten, oft denjenigen Krug, aus dem der Verstorbene sein Trinkwasser schöpfte. Schliesslich werden ganze beschnitzte Baumstämme am Grabe in den

Boden gepflanzt; die Zahl derselben variiert von eins bis fünf; alle sind mit Benutzung der Vergabelung der Äste an ihren Spitzen zu langen Hörnern ausgearbeitet, während der Stamm und die Äste nach unten zu mit einer ununterbrochenen Reihe von zierlichen Kerben besetzt sind. Niemand vermochte Schweinfurth eine ausreichende Deutung dieser Gebilde zu geben. In Muhdi, im östlichen Teil des Bongo-Landes, gewahrte er das Bild eines verstorbenen Ortsvorstehers, welches mit hölzernen Figuren in LebensgröÙe geschmückt war. Dieselben bestanden aus einer Reihe von roh zugehauenen Baumstämmen, an welchen nur die Köpfe und die zum Unterschied der Männer und Frauen erforderlichen Merkmale en détail ausgeführt waren, einen Zug vom Grabe nach aufsen hin darstellend, den Verstorbenen an der Spitze (Bild ebd., S. 228). Ähnliche menschliche Bilder in Holz sollen sich nach den Berichten von Augenzeugen in vielen Dörfern der Bongo als ornamentaler Schmuck der Umpfählung vorgefunden haben. Schweinfurth fand nur noch die sogen. moiago-kumara (das Bild der Frau) vor, zwei bis drei Fuß lange mit großer Mühe im Detail aus hartem Holz geschnitzte Figuren, zur Erinnerung an verstorbene Frauen und angeblich täuschend ähnlich ausgeführt, welche vom Witwer voll Pietät mit Perlen schnüren umhängt und gleich Penaten im Hause aufgestellt werden. Auch ermordeten Männern pflegt in dieser Weise eine geheiligte Erinnerung gezollt zu werden. Das Heiraten ist bei den Bongo auf ein Maximum von drei Weibern beschränkt; selbst der Ärmste muß dafür dem Vater der Braut einen Haufen an Lanzenspitzen und Eisenplatten als Tribut entrichten. Beschneidung ist unbekannt.

Zu S. 422, Anm. 11 und 12. „Globus“ XIX, 181.

Zu S. 424, Anm. 4. Eine Art Königin des Dinka-Stammes, die alte Schol, kam auf Schweinfurths Barke. „Globus“ XVIII, 374.

Zu S. 424, Z. 6 von unten. Die Nuer gehen so nackt, wie sie auf die Welt kamen; der Leib ist mit Asche eingerieben, das Haar mit Asche und Kuh-Urin rot gefärbt; auch die Mädchen gehen ganz nackt; nur die verheirateten Frauen haben eine aus Gras gemachte Franse um ihre Lenden. Die Männer tragen schwere Glasperlen schnüre um die Hälse, zwei schwere Armbänder von Elfenbein, auf den Handgelenken Kupferringe und ein eisernes Armband mit zolllangen Spitzen, gleich Leopardenklauen, auch zu ähnlichem Zweck benutzt (selbst gegen die Frauen). Die Frauen tragen an der durchbohrten Oberlippe einen vier Zoll langen Schmuck von Glasperlen auf Eisendraht. Des Häuptlings Stirn war in horizontalen Linien tätowiert. Baker, S. 49 ff. Doch zeigt das Bild „Globus“ XIX, 183 auch die Männer mit Schurz oder Leopardenfell.

Zu S. 425, Z. 4 von unten. Tanz der Heliab- und Bor-Frauen nach Erlegung eines Elefanten abgebildet. „Globus“ XIX, 178 nach Harnier.

Zu S. 426. Die Wohnungen der Bari, von einer Hecke von undurchdringlicher Euphorbia umgeben, innerhalb derselben von Getreidespeichern aus niedlichem Flechtwerk, haben hervorstehende Dächer zur Beschattung und einen zwei Fuß hohen Eingang; sie sind vollendet reinlich. Wenn ein Mitglied der Familie stirbt, so wird es in den Hofraum begraben; an einem auf die Stelle gesteckten Pfahle werden einige Ochsenhörner und Schädel aufgehängt, das obere Ende des Pfahles mit Hahnenfedern geschmückt. Auf dem Magen, den Seiten und dem Rücken sind die Bari dicht tätowiert, auch reiben beide Geschlechter sich mit rotem Eisenocker ein. Die Männer tragen nur einen kleinen Haarbüschel mit Federn auf dem Wirbel des Kopfes; die Köpfe der Frauen werden ganz rasiert. Statt eines Feigenblatts tragen sie einen kleinen Schoß von Glasperlen oder eisernen Ringen, hinten einen Schwanz von Lederstreifen oder Baumwollenfäden. Die Pfeile werden vergiftet. Baker, S. 69 f.

Zu S. 427, Z. 6 von unten. Singular Schilkawi; Kopfputz Ersatz für die Kleidung; doch die Scham bedeckt, und die Frau hängt ein Kalbfell um, schert auch das Haar völlig ab; das Oberhaupt (bis 1861) hieß Meck oder Bondu. „Globus“ XIX, S. 182 ff. (mit Bild), wo die Schilluk zu den Fundj-Völkern gerechnet sind, die auch den Blauen Nil zum großen Teil inne haben.

Zu S. 430, Z. 10. Munziger (Ostafrikanische Studien [1883, 2. Aufl.]) bemerkt über die Ethnographie von Kordofan (S. 539 bis 584): Wir dürfen die Nichtaraber in Kordofan nicht unter dem Namen Nuba zusammenwerfen. Dafs Nubien früher viel mehr Ausdehnung hatte, sagen die alten Autoren; dies beweist aber nur, dafs die Nubier zurückgedrängt worden sind. Araber, Fundj, Forianer u. s. w. haben ihren Platz eingenommen. Der Name Nubier ist im Sudan durchaus kein geographischer Sammelname; er existiert nur als Stammesbezeichnung; Nuba werden nur die Sklaven aus den Ländern südwestlich von Tegelé genannt. Nuba heißen ferner die Bewohner des Nillandes nördlich von Dongola bis Assuan nach allen Zeugnissen, die die jetzigen sogen. Barábra Nubier nennen, und für die Namensgemeinschaft entscheidet, dafs das Berg-Nuba dem der Nilbewohner verwandt ist. Endlich machen die Barábra oder Dana-gele in Kordofan aus ihrer Verwandtschaft mit den Nuba-Sklaven kein Hehl. Die übrigen Bewohner von Kordofan sind aber sehr gemischten Geschlechts (S. 541). In alten Zeiten stritten sich die Fundj, von Osten, und die Kundjara, von Westen kommend, um die

Herrschaft von Kordofan. Von dieser Einwirkung finden sich noch deutliche Spuren in den drei Stämmen, die allein in Kordofan einheitliche Geltung haben: 1) die Qadejat um den Berg Kordofan in 30 Dörfern von einem Scheich regiert, der von ihnen freiwilligen Tribut erhält, aber, sind sie mit ihm unzufrieden, gewechselt werden kann; sie waren den Fundj unterworfen und sollen ihnen sogar verwandt sein; 2) die Musabat (Muserbat) in L'obeid mit einem Sultan, von der ersten Linie des islamitischen Herrscherhauses der Kundjara in Darfor stammend; 3) die eigentlichen noch die For-Sprache redenden Kundjara, die 32 Jahre die Herrschaft in Kordofan hatten, aber, der Sultan Teina, ein Glied der Königsfamilie, an der Spitze, 1820 nach der Schlacht von Bara sich den Türken unterwarfen (S. 560). Die sehr zahlreichen, sklavenreichen Danagele haben das Eintreiben des Tributs, also die Regierung fast ganz in Händen (S. 561). Kordofan ist von allen Seiten von Nomaden eingeschlossen und sogar bewohnt, die sich Araber nennen und wohl auch sind (S. 561 ff.). Noch jetzt scheint den Nuba-Negern eine Art Priesterkönige, die Regen herabbeschwören, gemein (S. 474).

Zu S. 432, Anm. 2. Jetzt ist durch den Sieg des falschen „Propheten“ (Mahdi) Mohammed Achmet, der den Anspruch erhebt, ein richtigerer Repräsentant Mohammeds zu sein, als der offizielle „Nachfolger des Khalifen“ („Neue Preufs. Zeitung“, 1. Dezember 1883), über Hicks-Pascha nach einem Schreiben Sam. Bakers an die „Times“ das ganze Land südlich vom ersten Nilkatarakt für Ägypten verloren.

Zu S. 433, Z. 19. Über die langlebenden Äthiopen s. Herodot. II, 20. 25. Sie pflegten den schönsten und stärksten Mann zum König zu machen und gehorchten ihm unbedingt. Ihre Gefangenen trugen goldene Fesseln, da Erz bei ihnen sehr selten. Ihre Toten überzogen sie mit Gips, begossen sie mit einer glasartigen Masse und behielten die also entstehenden Säulen ein Jahr im Hause; hier brachten sie den Verstorbenen Opfer und stellten sie später um die Stadt her in langen Reihen auf. Ebers, Eine ägyptische Königstochter III, 20f. Vgl. oben S. 248, Anm. 3. Schon in den Homerischen Gedichten werden die Äthiopen als frommes, opfer spendendes Volk gerühmt. Dillmann denkt an Meroë und verwirft mit Recht die Deutung von Mannert, Heeren und Knobel auf die Abessinier. Hartmann, Abyssinien, S. 45.

Zu S. 435, Z. 9. Von den Beduan (Bedja) handelt sehr eingehend Munziger (Ostafrikanische Studien, S. 75. 143—161), woraus wir bei der Wichtigkeit dieses afrikanischen Urstammes das Wichtigste mitteilen. Der Bedui ist nach Munziger durch seine Farbe Afrikaner, durch seine Physiognomie Kaukasier, durch seine Sprache

(das fast rein erhaltene Gheeze) Semit. Die Beschneidung ist allgemein, ebenso die bis nach Darfor, auch unter den Schoho und Bogo übliche incisio der Frauen (S. 143f.). Das höchste Unglück für die Familie ist, wenn das Mädchen den äusseren Schein der Jungfräulichkeit verliert; der Verführer muß oft durch eine Heirat sein Verbrechen sühnen; hat ein Mädchen geboren, so wird das Kind von seiner Grossmutter getötet (S. 145). Die Verlobung wird meist sehr früh zwischen den Eltern oder Vormündern abgemacht mit der Summe, die der Knabe dem Vater des Mädchens zu geben hat; doch wartet der Jüngling oft bis in das männliche Alter und wählt dann seiner Neigung folgend (S. 146). Die Heirat verlangt nur die Zeugen, wie sie der Islam aufzählt (S. 147). Die Frau schuldet dem Manne Gehorsam und Unterwürfigkeit, wäscht ihm die Füße, geht nicht aus ohne sein Wissen, braucht dagegen möglichst wenig häusliche Arbeit zu verrichten; sie betet selten, worin ihr der Mann das Beispiel giebt (S. 149). Scheidung ist nicht häufig. Ehebruch der Frau wird selten rufbar und meist durch Scheidung im stillen gesühnt. Der Mann dagegen hat alle Freiheit, besonders bei den Habab, und benutzt sie ohne Scheu. In jedem Dorfe sind öffentliche Mädchen. Bei Todesfällen dienen sie als Klageweiber, bei Festlichkeiten als Sängerinnen unter Begleitung der Pauken und Harfen. Ausserdem gaben sie sich mit Bereitung des Honigweins und des Bieres ab. Bei den Habab und zu Mensa wird die Einweihung eines öffentlichen Mädchens ein Volksfest (S. 150f.). Die Eheleute bauen sich mit Beistand von Freunden und Verwandten ihr eigenes Haus, in der Nachbarschaft von Massua in Form eines länglichen Viereckes mit zwei Zimmern, bei den Habab und den übrigen Stämmen des Inneren in Form einer Kuppel, die durch gebogene Äste und Stangen gebildet wird; in dieses runde Haus ist ein gleichförmiges Haus hineingestellt, das die Frau bewohnt (S. 151). Die Kleidung besteht nur aus einem Stück Zeug, das um die Lenden gewickelt wird, und einem grossen, breiten viereckigen Stück Arida darüber, dessen zwei Enden kreuzweis über die beiden Schultern geschlagen werden. Die unverheirateten Mädchen tragen im Inneren selten mehr, als einen mit Franzen versehenen Gürtel um den Leib. Die Frauen tragen das Futta und das Shadir, das den ganzen Leib bedeckt. Die Männer verachten Tarbusch und Turban, lassen abweichend von den Arabern den Haaren ihr volles Wachstum und frisieren sie auf sehr mannigfache Weise (S. 152). Die Beduan sind ihrer Beschäftigung und natürlichen Anlage nach Hirten, treiben zwar auch unter Benutzung der Winterregen Ackerbau; jetzt aber bleibt die Viehzucht noch immer die Hauptsache (S. 153; eine wichtige Bestätigung für unsere Ansicht, daß die afrikanischen Naturvölker im Prinzip Nomaden sind; eben daraus erklärt sich auch ihre Verbreitung durch den ganzen Kontinent).

Einen wichtigen Teil der Bevölkerung bilden die Sklaven (S. 154). Bei den Habab sind sehr viele einheimische Familien Leibeigene, doch dürfen sie sich bei schlechter Behandlung einen anderen Herrn suchen (S. 155). In staatlicher Beziehung ist bei den Beduan die Eintreibung der Abgaben die Hauptsache. Verbrechen kommen selten vor, auch nicht eigentliche Kriminalprozeduren; sie werden in patriarchalischer Weise erledigt. Seitdem der Naib sehr heruntergekommen ist, hat der Pascha auch die Rechtspflege auf sich genommen (S. 155f.). Den Beduan eigentümlich sind die Wetten (rähn), die wegen unbedeutender Streitpunkte oft sehr hoch gehen; die Entscheidung und den Gewinn von dem verlierenden Teil hat der Naib. Die Waffen des Bedui bestehen in einer kurzen Lanze, einem schwarzen, kleinen, runden Schild (meist aus Elefantenhaut) und einem langen, geraden, breiten, zweischneidigen Schwert, das er über die linke Schulter hängt. Kriege entstehen oft aus Räubereien oder Differenzen wegen der Weideplätze und werden gewöhnlich durch den Naib beigelegt. Die Habab sind sehr hitzig; Händel bei ihnen fallen meist sehr blutig aus; der Sieger führt die Herden des Besiegten fort, macht die Gefangenen zu Sklaven und verbrennt die Dörfer. Die stete Uneinigkeit zwischen den einzelnen Stämmen allein hat es dem Naib möglich gemacht, alle zu unterjochen. Die Beduan haben die Sitte, bewaffnet auszugehen. Vor einem Treffen ermutigen sich die Jünglinge mit Gesang und Waffentanz unter Begleitung der Pauken. Es giebt im Lande eigentliche Sänger oder Deklamatoren, die in halb melodischen Anreden das Lob eines Mannes improvisieren. Die Beduan lieben Tanz und Gesang unter Begleitung der Harfe. Der Tanz besteht in wunderlichen Verbeugungen und Verdrehungen (S. 157). Die Religion der Beduan ist mit Ausnahme der Bewohner Mensas der Islam. Doch ist er bei den meisten Stämmen so jungen Datums, dafs er auf die Gesellschaft wenig eingewirkt hat. Von der altchristlichen Zeit sind noch immer Überbleibsel da; der Samstag heifst sembet nush (kleiner Sabbat), der Sonntag sembet abei (grofser Sabbat); auch Weihnachten und Ostern sind ohne Kalender bekannt. Die Feste des Islams haben die altnationalen verdrängt. Der Aberglaube wuchert. Es giebt viele wunderthätige Scheichs, die für gute Bezahlung mit Koranversen Kranke heilen, Teufel bannen und sogar ein kaltes Mädchenherz in Glut bringen können. Von einigen Frauen glaubt man, dafs sie dann und wann im Himmel. An bösen Geistern fehlt es besonders in alten Steinhaufen nicht (S. 158). Wo einmal vor vielen hundert Jahren eine Unthat geschehen ist, da hat der Mussubian, der seinen Frieden nicht gefunden, noch immer seinen Sitz und verscheucht die ängstlichen Menschenkinder. Alte Frauen (Galata) prophezeien, und niemand thut einen wichtigen Schritt, ohne ihr Orakel zu befragen. Auch an Werwölfe glaubt man; die Hyänen sind böse Geister, deren

Heulen den Tod verkündet. Schwarze Vögel zur rechten und ein altes Weib zur linken raten von einer Reise ab, die nur an glücklichen Tagen unternommen wird. Der böse Blick bringt den Menschen aufs Sterbelager. Die Gräber sind große runde Hügel, die von calcinierten Steinchen bedeckt und nie angetastet werden. Auf den Gräbern der Großen bei den Habab werden Hunderte von Kühen geschlachtet und zu ihrem Andenken Steinhäuser (Maraba) errichtet (S. 159). Der Bedui ist ruhig, bedacht, intelligent, wenn auch ohne die geistige Regsamkeit des Arabers; er ist heiter und artig, gesprächig und sogar zuvorkommend; sinnlich, doch ohne Leidenschaft; er liebt zu leben und ist gastfreundlich gegen Landsleute, bettlerisch bei dem Europäer; doch fehlt es an moralischer Energie und Sittlichkeit, — Reinheit des Herzens kennt der Koran nicht; dazu nimmt der Hang zum Trunk überhand, und so macht das Volk doch unwillkürlich den Eindruck eines verblühten, abgelebten (S. 160f.). — Auf den Abhängen Abessinien's gegen Norden finden sich, wie Munziger (S. 72) sagt, noch mehrere kleine Völker, halb Abessinien halb Ägypten unterworfen, halb christlich, halb mohammedanisch, halb Nomaden, halb Ackerbauer, mehrere sehr eigentümliche Sprachen sprechend, die sie wie ihre alte Sitte und Recht, seit langer Zeit sich selbst überlassen, unverfälscht auf die Gegenwart gebracht. Munziger hat auch diesen ursprünglichen Volksverhältnissen ein eingehendes Studium gewidmet. Wir haben bei Abessinien diese Völker zum Teil kurz mit erwähnt, geben aber hier über sie noch das Wichtigste nach Munziger. Er teilt alle diese Völker (mit Einschluß der Beduan) vom Roten Meere bis zum Gash in drei Klassen: 1) die Agházi (Äthiopier, sofern das Gheez auch äthiopisch genannt wird), bei denen das Tigré vorherrscht; dazu gehören die Bewohner des Samhar und der Küste bis Aqiq; die Stämme des Anseba (ohne gutturalen Spiritus, weshalb nicht = ain Saba „Quelle von Saba“ mit Bezüglichkeit auf das alte Saba (S. 257): Habab, Bedjuk, Mensa, Bogos, Takue, Marea; einzelne Ansiedelungen in Barka (Beit Bidel), Algeden, Sabderat und die Hallenga. Alle diese Völker haben einen inneren Zusammenhang; sie sind Abessinier, alte Christen (S. 72). Freilich findet sich unter diesen Völkern auch fremde Mischung; die Adeligen bei den Bogos, etwa ein Drittel der Bevölkerung, sind Agou, die ihre Sprache ihren Unterthanen und auch deren Nachbarn, den Takue, aufgedrungen haben; aber Sitte und Recht haben sie von dem Kern der Bevölkerung adoptiert. Der Adel der Mensa und der Marea ist arabischen Ursprungs, hat sich aber auch der alten Landessitte bequemen müssen. Nur die Algeden und Sabderat, obgleich sie auch die Sprache mit den übrigen gemein haben, gleichen sonst eher ihren Nachbarn, den Bazen. Munziger nennt jene Völker aristokratische Völker, weil der Ständeunterschied sie eigentlich charakterisiert und

das ganze Recht auf der Familie aufgebaut ist. Nachdem er früher Sitten und Recht der Bogos beschrieben, hat er sich seitdem aufs genaueste überzeugt, daß dasselbe für alle diese Völker im großen und kleinen gilt. Er nimmt ein Gheez-Volk als Quelle der Bevölkerung an, das von Abessinien entsprungen das Tiefland in Besitz nahm. Diesem Urkern schlossen sich nach und nach neue Zweige an und unterwarfen sich die alte Bevölkerung allmählich (S. 73). Beim Samhar (S. 132—142) begründete die eigentümliche Lage gegen das Meer und gegen Abessinien die Doppelstellung, die es von beiden abhängig macht und woraus die kleine Monarchie der Niab entstand. Hier blieb Sitte und Sprache der Aghazi bestehen; aber die Berührung mit dem Ausland und der Handel löste den alten Familienzusammenhang auf, und es bildete sich ein islamitischer demokratisch-monarchischer Staat. Das Volk der Marea dagegen, ein Zweig der Mensa, das ihren und seinen Ursprung auf den arabischen Qoreischiten Abu Gahel, den Onkel und Feind des Propheten, zurückführt, zeigt das aristokratische Recht der Aghazi in seiner höchsten Entwicklung (S. 74. 222—249). Das aristokratische Recht der Bogos ist nach zwei Richtungen unvollendet geblieben. Ein Stamm beherrscht andere Stämme, dessen Macht auf seinem Ursprung von einem Vater beruht, den je der erstgeborene Sohn des Erstgeborenen unter dem Namen Schum repräsentiert. Diesem Schum ist aber in Wirklichkeit nur der Name geblieben, die wirkliche Gewalt dem Zufall und der Faust anheimgestellt, und ebenso beschränkt sich die Herrschaft seines Stammes (des patriarchalischen Adels) über andere fast auf den Namen; die Unterjochung ist auf halbem Wege stehen geblieben. Dagegen hat sich das Recht der Marea gerade in diesem Doppelverhältnis des Adels unter sich und gegenüber den Unterthanen mit eigentümlicher Energie ausgebildet. Seit undenklichen Zeiten trägt der Erstgeborene des Erstgeborenen von Mariu (siehe die Stammtafel der Marea, S. 225) her den Titel Schum; er bedeutet Stammfürst, gerade wie Kintebai in Mensa oder bei den Habab. Dieser Schum regierte die Marea bis auf die Söhne des Schum Reti, die sich entzweiten; das Schumet blieb bei den schwarzen Marea als Erstgeborenen, während die roten sich unter ihrem Stammältesten ablösten. Bisweilen wählt freilich der Stamm statt des Erstgeborenen den Bruder zum Schum (S. 232f.). Der Schum erhält bei seinem Amtsantritt von jeder Herde des Stammes eine Kuh, zu welcher Abgabe die Adeligen ebenso gut beitragen, als die Gemeinen. Ferner entrichtet jede Kulturebene an den Schum einen jährlichen Bodenzins. In allen Fällen, wo die Gemeinen ihren Herrn unterstützen müssen, bei dem Reggaz (Totenfeier), dem Metlo (Aussteuer) und Majbetot (Armenunterstützung) nimmt der Schum bei den schwarzen, der Häuptling bei den roten Marea den Zehnten. Die roten Marea stehen zusammen in der ganzen

Rechtsverantwortlichkeit (Terq), bei den schwarzen nur die drei Hauptstämme in Blutsachen, Armenunterstützung und Leichenfeier. Die Stellung des Tigré oder Hömeg (Geringe, Gemeine), wie man den Nicht-Marea nennt, ist gedrückt, fast rechtlos; er hat die gleiche Abgabe an seinen Herrn und den Schum (bzw. Häuptling) zu zahlen und ist abhängig nicht blofs von seinem eigentlichen Herrn, sondern von jedem Adeligen des ganzen Stammes und hat, so oft ein solcher stirbt, eine Kuh dessen Familie zum Totenopfer (Leichenschmaus) zu liefern (S. 234 ff.). Die Frau kann bei den Marea wie bei den Bogos nicht Zeuge, nicht Bürge, nicht Erbe sein; der Metlo wird alleiniges Eigentum des Bräutigams; bei ihrer ersten Niederkunft muß ihre Familie ihrem Gemahl zehn Kühe schenken; nur Hausgerät und Schmuck bleibt ihr bei der Scheidung. Die Geschiedene wie die Witwe darf sich erst nach einem Jahre wieder verheiraten. Die gleiche Arbeitsscheu, Kleid, Schmuck, Haartracht, Rauchbad, Vorhang u. s. w. finden wir bei den Marea wie bei den Bogos. Dagegen fallen die altchristlichen oder jüdischen Eehindernisse immer mehr weg (S. 240 f.). Der Bodenbesitz befindet sich bei den schwarzen Marea meist in den Händen der 17 Tigre-Familien, die mit Mariu gekommen und von ihm denselben geschenkt erhalten oder vielmehr Ureinwohner gewesen waren; bei den roten Marea haben sich die Vornehmen das meiste Land vorbehalten. Bei Verletzung von Personen und Sachen genießt der Adel eine ungeheurere Bevorzugung den Gemeinen gegenüber. Ein Tigre darf an einem Adeligen nie Blutrache üben, wird sonst hingerichtet; der Blutpreis eines Tigre ist 150 Kühe, der eines Adeligen, wenn derselbe überhaupt statt der Blutsühne angenommen wird, 800. Ein uneheliches Kind wird erstickt, die Mutter von ihrem eigenem Vater oder Bruder erdrosselt; nur, wenn der Verführer ein Adelliger, die Frau eine Tigraït ist, werden beide begnadigt, der Bastard aber wird nie geduldet. Ein adeliger Dieb wird nur zur Rückerstattung angehalten, während ein Tigre-Dieb sein Vermögen verliert oder gar Sklave wird, was auch geschieht, wenn er einen Adeligen verwundet (S. 242 ff.). Dagegen Abbessinien selbst hat nie politische Ständeunterschiede gekannt; der Bauer, Kaufmann, Hirt, Häuptling wechseln oft ihre Rollen. Der Adel hat seinen Ursprung in Unterdrückung der Ureinwohner durch einen neu eingewanderten Stamm, der sich Land und Leute teilte. Es ist aus mehreren Völkerschaften zusammengesetzt, die sich unter einander dulden; hat dann und wann ein Stamm den Prinzipiat errungen, konnte er sich doch nie feudal ausbilden (S. 34). 2) Die von Norden gekommenen Beduinen mit der Sprache To'bedauie, rein vertreten durch die Hadendoa und Bescharin, zwischen Nil und Meer weidend bis an die Grenzen Ägyptens. Die Beni Amer (S. 275—323) sind freilich ein Zwittervolk, wozu die Aghazi und die Bedu (Bedja) bei-

getragen; in der Sprache streiten sie sich noch immer; in Sitte und Recht haben sie sich von den Bedu bestimmen lassen. Sie sind ein rein nomadisches Volk, fast ohne Ackerbau, in Zelten wohnend, Kamele ziehend, während die Aghazi sich erst in jüngster Zeit zu diesem für den Christen unreinen Tier bequemt haben. Auch hier finden wir eine Aristokratie, aber auf ganz anderer Basis, als bei den Tigre-Völkern: denn während sie hier auf einem Schutzverhältnis beruht, ist sie bei den Beni Amer feudal, indem der Herr seinen Unterworfenen mit Eigentum belehnt und sich davon eine Nutzniesung und die Rechte des Herrn ausbedingt. Hierin und in dem ganzen Recht, besonders in den Eheverhältnissen, stimmen die Beni Amer ganz mit den Hadendoa überein; der Einfluss des islamitischen Rechts ist natürlich nicht zu verkennen. Die eigentümliche Rechtsauffassung charakterisiert sich besonders durch Bevorzugung der Frau (S. 75). Die Beni Amer begraben die Toten nach islamitischer Weise, aber schlachten ihnen an bestimmten Tagen Opfer, an die sich Tänze der Frauen und Loblieder auf den Geschiedenen knüpfen (S. 327). 3) Die Bazen (Kunáma) und östlich daneben die Barea, beide die südlichsten der kleinen Völker der Nordabhänge Abessinians, nach Munziger (S. 76), der sie als der erste Europäer friedlich besucht und kennen gelernt, Hamiten. Sie sind (besonders die Kunama) von schwärzlicher Hautfarbe, wenngleich auch das Rote und Gelb-Braune nicht fehlt, von meist geringem, oft weichem, auch ans Rote streifenden Haarwuchs (der außer dem Kinubart rasiert wird, S. 511); die Kunama sind kräftig, hochgebaut, fett; von den Barea die helleren Mogoréb klein und fest gebaut, die meist schmutzig schwarzen Nere lang, beide wenig beleibt (S. 465 f.). Die Barea sprechen das Nere bena, die Kunama das Bazena aura, verschiedene (nicht mehr semitische) Sprachen, obwohl in den Wörtern einzelne Anklänge nicht fehlen (S. 467). Die Bazen sind ruhiger, die Barea lebhafter (S. 533). Doch sind sich beide Völker in Sitte und Recht ganz gleich. Zu den aristokratischen Völkern bilden sie einen eigentümlichen Kontrast; während dort die Familie den Staat bedingt, leben die Barea und die Bazen in Gemeinden; die Familie selbst hat keinen politischen Wert und einen andern Sinn, da sie im Verhältnis zwischen Onkel und Schwestersohn besteht (S. 76. 490). Außer der Ehe wird wenig auf Zucht gehalten (S. 486). Der Bräutigam zahlt unter verschiedenen Titeln eine Abgabe an die Familie der Braut (S. 487). Die Heiratshindernisse gehen nicht so weit, wie bei den Gheez-Völkern, die bis zum siebenten Grad sich nicht vermischen, sind aber nicht so beschränkt wie bei den Mohammedanern, wo schon Vettern sich unter einander verheiraten. Stirbt ein Mann, so wird seine Witwe von seinem leiblichen Bruder oder, fehlt dieser, von seinem Schwestersohn ohne alle Abgabe erblicher Weise gehei-

ratet; hat aber dieser sogen. Erbe keine Lust, die Witwe zu übernehmen, so gilt er doch als ihr Vater und Vormund und wird bei ihrer allfälligen Verheiratung zurate gezogen; die Witwe darf sich aber erst nach drei Jahren wieder verheiraten (S. 488). Der Mann hat das Recht zu heiraten, so viel Frauen er will, und kann sich, ohne weiteren Prozeß, wenn er will, von seiner Frau scheiden; nur erhält diese die Hälfte des gemeinsamen bei der Hochzeit angelegten Vermögens; auch die Frau hat das Recht, wenn sie unzufrieden ist, in ihres Vaters Haus zurückzukehren und kann sogleich wieder verheiratet werden, während dazu bei den Bogos, Marea, Habab die Genehmigung des frühern Mannes nötig ist (S. 489). Die Frau spricht nie den Namen des Gatten aus und ifst nie in seiner Gegenwart (S. 526 f.). Das Erbrecht erstreckt sich auch auf die Blutrache (S. 499). Richter ist nicht der Familienvater, sondern die Ältesten der Gemeinde, die Greise, denen unbedingter Gehorsam bewiesen wird; wir sind alle Sklaven, sagt das Volk; keiner ist besser als der andere; keine Idee von Adel, aber auch fast keine wirkliche Sklaverei (S. 76. 532). Die Person steht hoch, die Sache niedrig; sie haben als Ackerbauer wenig bewegliches Eigentum (S. 76. 483. 492 ff.), Viehzucht nur nebenbei (S. 517), runde kuppelförmige Hütten, sauber mit festen Stangen aufgebaut, mit Stroh und Schilf gedeckt (S. 506 f.), gute Geflechte, gutgebrannte Thongefäße (S. 508), als Kleidung Lederschürzen, die bei Mann und Frau die Brust offen lassen; auch die Barka, Bogos, Mensa, Habab trugen früher, die Männer das sogen. Belamat, die Frauen das Waliko, die Lederschürze (S. 510). Namentlich die Bazen schmücken sich mit Perlen, Nasen-, Arm- und Beinringen (S. 512). Die Waffen sind nur Lanzen und krumme Messer; es giebt wenig Eisenschmiede (S. 512). Wir haben S. 441, Anm. 4 die Religion der Kunama berührt. Munziger sagt zuerst (S. 76): Von Religion ist bei beiden Völkern keine Rede, wenn auch der leere Begriff von Gott nicht fehlt. Dies ergänzt er dann aber später (S. 472 ff.) selbst: Beide Sprachen haben bestimmte Namen für Gott, den Herrn der Welt „Wer kennt ihn nicht?“ antworteten sie Munziger auf seine Frage. Aber sie zollen ihm keine Anbetung, obgleich sie auch keine Götzen haben. Sie leugnen dabei entschieden, je Christen oder Mohammedaner gewesen zu sein; auch führt keine Spur etwa eines Sonn- oder Festtages, einer Kirchenruine darauf. Einige scheinen ein unterirdisches Leben nach dem Tode anzunehmen, obgleich andere erklärten, tot sei tot. Auf einen gewissen Unsterblichkeitsglauben deuten aber auch nach Munziger die sehr sorgfältig gemachten Gräber (S. 472). Den Barea und Bazen ist eine große Ehrfurcht vor dem Grabe gemeinsam. Stirbt jemand, so geht der Trauerschrei in die umliegenden Dörfer. Die Toten werden, wie auch sonst in Afrika, so schnell als möglich be-

graben. Bei den Barea und Kunama begleitet das ganze Dorf, alt und jung ohne Ausnahme, den Toten zu Grabe; niemand pflügt noch sät, noch mahlt, bis die Leiche bestattet ist. Jede Familie hat eine mit einer Mauer umgebene, mit einem Stein verschließbare geräumige Höhle, in der ihre Leichen beigesetzt werden. Der Leichnam wird verhüllt auf einem Tragbett hingetragen; ein Mann steigt hinunter, schiebt die alten Knochen beiseite, und dann wird der Tote einfach auf den Boden gelegt. Nach dem Begräbnis errichten die sämtlichen ledigen jungen Leute des Dorfs eine große hölzerne Laube zur Aufnahme der von allen Seiten herbeiströmenden Klagenden; auch holen sie Wasser und Holz zum Brennen. Die eigentliche Trauer dauert eine Woche. Auch die Männer beklagen den Toten laut, wie die Hochabessinier, während die aristokratischen Völker das Weinen als unmännlich den Frauen überlassen. Während dieser Zeit bringt jeder Dorfbewohner sein Essen in die Trauerhalle, um es da in Gemeinschaft zu verzehren. So bildet sich ein wochenlanges Leichenmahl, an dem auch viele Gäste von anderen Dörfern teilnehmen. Die Bazen schlachten eine Opferkuh, die Barea sogar bis zu zehn. Die ledigen jungen Leute bedienen die Alten mit Fleisch und Bier. Während dieser acht Tage wird der Tote von allen Anwesenden besungen und beweint. Nach Verlauf der Woche entfernen sich alle Fremde, und die Trauer, die ein Jahr währt, geht fortan nur die engere Familie an (S. 528f.). Jährlich nach der Ernte wird ein Dankfest (bei den Barea Thijot) zugleich zur Versöhnung und Erinnerung an die Toten gefeiert; jedes Haus bereitet für diesen Tag viel Bier; auch für jeden Toten des Hauses wird ein kleiner Topf voll zwei Tage lang im Hause hingestellt und dann von den Lebenden getrunken; an diesem Fest, wo alle Fehde ruht, begiebt sich die ganze Bevölkerung eines Gaues an einen besondern Platz (bei den Barea einen heiligen Hain Therbo Wodeg), wo Spiel und Tanz den Tag verkürzt. Von Hexenglauben findet sich keine Spur. Stark ist der Glaube an Talismane und Amulette; auch die sogen. Hedjab, von christlichen und mohammedanischen Priestern geschrieben, werden, in Hautriemen eingenäht, am Arme getragen; auch Munziger wurde gebeten, solche Talismane zu schreiben. Besonders aber werden Wurzeln geheime Kräfte zugeschrieben; am Hals, an den Armen getragen, sollen sie Krankheiten verhüten, die feindliche Waffe und Gift unschädlich machen (S. 473). Wurzeln und Talismane werden dem ganzen Körper angehängt, ja den Haaren eingeflochten; auch die Hautstreifen, die bei beiden Völkern als Halsband dienen, haben wohl einen abergläubischen Zweck (S. 512). Die Barea und Kunama haben auch einen Alfai, eine Art Priesterkönig, dessen Amt, das auch früher in Algeden bestand und noch jetzt den Nuba-Negern gemein zu sein scheint, nach dem Erbrecht auf den

Bruder oder Schwestersohn übergeht; er soll Regen herabbeschwören und die Heuschrecken vertreiben; entsteht große Dürre, wird er zu Tode gesteinigt, wobei die nächsten Verwandten den ersten Stein auf ihn werfen müssen. Munziger hörte, der jetzige alte Alfai der Barea habe sich von dem Amt des Regenmachens als zu gefährlich losgesagt. Er lebt auf einem Berg allein mit seiner Familie und wurde auch von den nördlichen Kunama konsultiert (S. 474). Vater, Mutter und überhaupt die Alten werden von beiden Völkern außerordentlich hoch gehalten; niemand redet vor seinen Eltern oder wagt ihnen zu widersprechen; die Söhne bauen der alten Mutter ihr eigenes Feld; Jünglinge mischen sich nie ins Gespräch der älteren, und selbst bejahrte Männer horchen mit Ehrfurcht den Worten der Grauen; die gefürchtete Waffe des Greises ist der Fluch; die unbedingte Ehrfurcht vor dem Alter ist die Garantie der Gesellschaft; vorteilhaft tritt diese Hochachtung des Alters hervor gegenüber dem oft pietätslosen Betragen der umliegenden Völker, der Bogos und aller Gheezvölker, wie auch der Beni Amer, die alle nur die physische Kraft achten (S. 474f.), führt aber auch über in Ahnenkult. Der Schwörende schlägt seines Sohnes Hand oder rechten Schenkel oder tritt auf sein Schwert oder seines Verwandten Grab, bricht außerdem bei den Barea in dem erwähnten heiligen Hain einen Ast (S. 480). Die Kunama haben Stammesnarben am ganzen Leib, die Barea wie die Bogos nur an Brust und Armen (S. 466). Beschneidung kommt erst nach dem sechsten Jahre vor, bei den Barea für beide Geschlechter. Kinderverkauf, besonders bei Hungersnot, ist nicht selten. Knaben gehen meist mit rasiertem Kopf. Werden sie mannbar, lassen sie das Haupthaar wachsen, aber es findet kein Fest statt, wie das bei den Bogos und andern der Fall ist (S. 528).

Zu S. 435, Anm. 6. Nach dreijähriger Anwesenheit in Abessinien ist Dr. Stecker den 4. Juli 1883 in Massaua wieder eingetroffen. Er bringt für die deutsche afrikanische Gesellschaft große Sammlungen und genaue kartographische Aufnahmen von Gebieten mit, die bisher kein Europäer bereiste, den im Osten Abessiniens gelegenen Gala-Ländern Komboltscha, Antscharo, Argobba, Tschaffa und Rikhe; unter den Gala entrann er mit genauer Not der Emaskulation; auch König Menelek hielt ihn als einen Spion Tekla-Haimanots gefangen, bis ihn der jetzt verstorbene Marquis Antenori befreite. „Neue Preussische Zeitung“ 1883, 10. August. G. Rohlf's, Im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien (1868), vgl. „Globus“ XIV, 304 ff. Ebd., S. 364 ff. von ihm: Über die christlichen Wunderbauten zu Lalibala in Abessinien (mit Bildern); schon F. Alvares (von Joachim Heller [Eisleben 1566]) Kap. 24 hat diese Kirchenmonolithen

bewundert und beschrieben. In seinem neuesten Werk: „Meine Mission nach Abessinien auf Befehl des deutschen Kaisers“ (1883) rühmt Rohlf die Originalität der Abessinier in diesen in Fels gehauenen Bauten, in der Malerei, Ornamentik und insbesondere Filigran-Arbeit, wengleich sie seit ihrer Abtrennung von der Gemeinschaft der übrigen christlichen Kirchen (außer der koptischen) infolge des Konzils von Chalkedon ohne weitere Entwicklung auf dem einmal erlangten Standpunkt stehen geblieben (S. vii ff.). Neueste abessinische Geschichte, Kap. 2f. 1872 nahm Munziger die abessinischen Provinzen Bogos und Halhal für Ägypten in Besitz (S. 52). 17. November 1875 wurden die Ägypter bei Gudda-Guddi von dem Negus Negesti gänzlich aufgerieben oder emaskuliert (S. 56 ff.). Januar 1881 wurde der Gouverneur von Godjan, Ras Adal zum König Teklahaimanot gekrönt; obgleich er früher gegen den Negus Negesti rebelliert, erwies er sich ihm in letzter Zeit treu, half ihm in der Schlacht von Guru und unterwarf darauf Kaffa und Enarea (S. 85). Die Agau-Stämme der Bogos und Mensa auf dem Vorsprung des abessinischen Hochlandes sind jetzt ägyptisch und fast ganz für den römischen Katholicismus gewonnen; gleichwohl betrachtet sie der Kaiser noch als abessinische Unterthanen, ihr Land als seine Provinz (S. 122). Der Negus Negesti befahl, daß alle Mohammedaner sich in kurzer Frist müßten taufen lassen (S. 167). Die alte Sitte, die näheren oder nächsten Verwandten der Herrscherfamilie töten oder einsperren zu lassen, besteht nicht mehr (S. 258). Als Urbewohner des abessinischen Alpenstocks sieht R. Hartmann (Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas [1883], S. 36 ff.) die Agau an, die Buchère schon in den (A)wawa zur Zeit Pharaos Usurtesen II. sucht, die zur Ptolemäer- und Cäsarenzeit eine reiche Nation gebildet hätten; es findet sich auch noch die Lokalbezeichnung Wawi an der altägyptischen Grenze in Nubien. Die Agau-Sprache (Hamtönga, Hamra) weicht wenig von den übrigen abessinischen Sprachen ab, scheint aber auch verwandtschaftliche Beziehungen zum Fungi-Dialekt von Fagoba (Dar Gubba) zu haben. Nach Salt erinnert der Baustil der besseren Agau-Häuser an die Pylonen der altägyptischen Tempel. Bruce leitet den Namen Agau von ag (Hirt, Hüter) und woha (Wasser) ab. Es habe sich bei den Agau Nilkult nach Art der alten Ägypter erhalten; der Schum oder Priester des Nil versammle an dessen Hauptquelle beim ersten Aufgehen des Hundssterns (nach anderen auch elf Tage darauf) alle Häupter seiner Stämme; dann werde eine schwarze Kuh, die noch nicht gekalbt, geschlachtet, ihr Kopf in die Quelle getaucht und in die abgezogene, mit dem Quellwasser besprengte Haut eingewickelt; das Fleisch werde mit Nilwasser begossen, verteilt und roh gegessen, die Knochen später verbrannt; darauf folgten noch

andere Gebräuche. Die Lasta-Agau sollen in Höhlen wohnen und den Takaze in gleicher Weise verehren, wie die Agau von Damot und Tscheras den Nil. Hartmann hält dies gegen Ruppell für glaubwürdig, zumal auch nach diesem selbst die Agau (wie die Gala, neben den Bedja ihre nächsten Verwandten) unschädliche Schlangen in ihren Häusern aufziehen, was auf die altägyptische Mythologie zurückweise, wie auch die Profile der Agau an altägyptische erinnern (S. 39), wobei er auch schiefe Augen erwähnt. Die von Herodot erzählte Auswanderung 240 000 ägyptischer Krieger nach dem Süden von Meroe unter Psamitik bezieht Hartmann (S. 45) mit Dillmann auf die durch den Atbara und Nil gebildete Halbinsel, hält auch die Zahl für zu hoch. Wohl aber blühte schon unter den Ptolemäern die abessinische Hafenstadt Adulis und im heutigen Tigre das Reich Aksum (Axome, Auxumis), dessen Baureste Dillmann nicht auf ägyptische Vorbilder zurückführt, sondern auf das Zusammenwirken griechischer und süd-arabischer sabäischer oder himjaritischer Kultur-elemente. Einer der beim heutigen Aksum erhaltenen Obeliskten berichtet in griechischer Schrift von den Siegen Lasans, des (aksumitischen) Königs Aizanas, der 345 n. Chr. über das Land, über einen Teil Arabiens und über die nubischen Bedja gebot. 356 nahmen die aksumitischen Fürsten, die sich ihrer Herkunft vom Kriegsgott Ares rühmten, das Christentum an. Aksum wurde durch die Falaschakönigin Judith, später durch den Danakil-Eroberer Mohammed Guranje, wohl auch durch Erdbeben vernichtet; im 15. Jahrhundert wurde durch Yekon Memleket die Macht der Falascha gestürzt und das christliche Reich neu aufgerichtet (S. 43 f.).

Zu S. 436, Anm. 3. Auch noch Hartmann (S. 48) denkt an Opfernäpfe eines heidnischen Kult. S. 47: Obeliskten von Aksum (nach Ruppell) abgebildet. Nach Rohlfs (Meine Mission nach Abessinien, S. 298) bezeichnen die sogen. Obeliskten zu Aksum, die aber vielmehr viereckige Säulen, Stelen von kolossalen Dimensionen sind, einen Begräbnisplatz, wie auch schon Ruppell erkannt hat; doch denkt Rohlfs die Griechen nach Adulis aus Ägypten gekommen, von wo sie die Mode, den Toten so große Denkmäler zu errichten, mitgebracht. Alles bis jetzt in Abessinien Gefundene, sagt Rohlfs (S. 299), erinnert an Ägypten und die vorchristliche Zeit; er will daher nicht Ruppells Meinung unterschreiben, daß die vier Löcher an der oberen Fläche der noch aufrecht stehenden Säule zur Aufnahme eines Kreuzes gedient hätten. Dagegen haben nach Rohlfs (S. 298) die angeblichen Opfersteine nur dazu gedient, hölzerne oder steinerne Statuen aufzunehmen; wenn die Rinne auf dem Steine eine Blutrinne gewesen wäre, hätte man sie bis zum Abfließen verlängert. Der Engelkopf mit Flügeln, ein häufiges Symbol in abessinischen Kirchen,

abgebildet von Rohlf's (Bildtafel 3, 1), erinnert nach ihm an die ägyptische geflügelte Sonnenscheibe (Abessinisches Wappen, der Löwenkopf; der Negus, den Löwen reitend, Sinnbild des Landes, ebd. Tafel 3, 5; 4, 5).

Zu S. 438, Anm. 6. Über die Herleitung der Dynastie von Menilek (Menelech), Sohn Salomos und der Königin Adzaba oder Makada von Saba s. Gobat, *Journal*, p. 322; Rohlf's, S. 307; Hartmann, S. 49 ff. Schon die Kebra za Negest, ein altabessinisches Manuskript, erzählt, daß Menilek in Abessinien eine israelitische Kolonie und eine salomonische Dynastie gegründet habe; nach den Festsetzungen der Königin Makada soll von da ab kein Weib mehr auf dem Thron von Habesch geduldet worden sein; auch wurde schon in jener Zeit das bis 1842 festgehaltene Hofgesetz erlassen, wonach die nicht zum Thron berechtigten Prinzen bis zu etwaiger Übernahme stellvertretender Regierung gefangen gehalten werden mußten. Hartmann hält wenigstens für sicher, daß schon in sehr früher Zeit jüdische Ritualgesetze in Abessinien Eingang gefunden haben. Auch die Falascha, die aus Jerusalem zu stammen behaupten, rechnet er (S. 40) zu den Agau; auch ihre Sprache, das Huaraza oder Kuara, ähnele einem Agau-Dialekt, während sie von der hebräischen Sprache nichts wissen; auch als Eisenarbeiter sind sie in den Augen des übrigen Volks mit dem unheimlichsten Nimbus umgeben; ihr Oberpriester (Abuna) hat seinen Sitz in Kuara; sie haben auch geistliche Orden mit Kastration und Fasten, auch weibliche Orden (Batiwa). Siehe noch Stern, *Wanderings among the Falashas and Halévy, Prières des Falashas ou jouifs d'Abyssinie; texte éthiopiens publ. et trad. en Hébreu* (Paris, 1877). Nach Hartmann (S. 41) ist der Gottesdienst der Falascha ein Gemisch von altchristlichen und israelitischen Gebräuchen, welche letzteren aus der Zeit herkommen, in welcher ein verdorbenes, von yemenischen Arabern herübergebrachtes Judentum die Staatsreligion Abessiniens gewesen ist. Eine Zeit lang haben die Falascha große Macht besessen und eigenen Königen gehorcht; ihre Fürstin Judith zerstörte den Tempel zu Aksum; im 10. Jahrhundert n. Chr. gründete die Falascha-Prinzessin Sague (Ptenmu) von Lasta eine Dynastie, die 400 Jahre am Ruder geblieben sein soll; durch Yekon Memleket verloren die Falascha ihre Macht und politische Bedeutung. Auch nach Rohlf's (S. 43. 273 f.) sind die christlichen wie die mohammedanischen Abessinier und die Falascha an Körperbildung und Hautfarbe gleich und derselben Abstammung; auch stehen die Falascha außer Gemeinschaft mit den eigentlichen Juden, haben keine Kenntnis von der Existenz des Talmud; andererseits betrachten auch die christlichen Monophysiten Abessiniens alle Satzungen des Alten Testaments

als zu Recht bestehend. Die einfachste Lösung des Problems findet Rohlfs (S. 274) in der Annahme, alle Abessinier seien ursprünglich aus Arabien gekommen, wo sie schon in frühester Zeit den mosaïschen Glauben angenommen, seien aber nach ihrer Einwanderung in Abessinien bis auf einen kleinen Rest, eben die Falascha, im 4. Jahrhundert zum Christentum übergetreten. Das gottesdienstliche Gebäude der Falascha gleicht nach Rohlfs (S. 275) eher einer mohammedanischen Moschee; es ist länglich viereckig, aus Stein gebaut, mit nur einer Thür; ihr gegenüber ein hölzerner, mit Matten belegter Tisch, auf dem ein großer siebenarmiger Leuchter steht; sie ließen es Rohlfs aber so wenig als ihre Häuser betreten; sonst würden sie sie nicht wieder bewohnen können. Den Abessiniern ist genau vorgeschrieben, was ihnen aus religiösen Gründen zu essen verboten ist, so Hasen, Wasservögel und anderes Wild; dagegen sind Perlhühner nicht verboten; Schweine werden in einigen Gegenden gegessen, in anderen nicht (S. 187). Bei den christlichen Abessinierinnen wird die Excision allgemein ausgeführt (S. 168).

Zu S. 439, Anm. 5. Vgl. Hartmann, Abyssinien, S. 91. Eine Ehe auf Kündigung üblich. Rohlfs, S. 293. Kirchliche Trauung selten trotz des Mangels einer gesetzlichen Zivilehe. Ebd., S. 326.

Zu S. 440, Anm. 1. Rohlfs, S. 58. 61. 145. (Man beruft sich auf 1 Sam. 18, 25).

Zu S. 440, Anm. 2. Hartmann, Abessinien, S. 110. Über das Gesetzbuch Feta Negest („Richtschnur der Könige“) ebd., S. 108 f. Ruppell verschaffte sich eine möglichst korrekte Abschrift dieses merkwürdigen Dokuments, die sich in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a./M. befindet, bemerkt aber, daß die verschiedenen Abschriften dieses Buches durch willkürliche Interpolationen dergestalt von einander abweichen, daß oft aus verschiedenen Stellen desselben die entgegengesetztesten Entscheidungen hergeleitet werden könnten. Der Kodex zerfällt in einen das kanonische und in einen das Zivilrecht behandelnden Hauptabschnitt; beide zusammen haben 51 Unterabteilungen. Die Likaont (Singular Lika) oder Richter waren zwölf mit dem Inhalt des Feta Negest vertraute, dem Kaiser zugleich als Staatsrat zur Seite stehende Männer.

Zu S. 441, Anm. 3. Hartmann, Abessinien, S. 42. Über die als Zauberer geltenden unbeschnittenen, Nilpferde u. s. w. jagenden und alles Wild essenden Woito, Woto, Waito oder Wato am Tzanasee, gleichfalls zu den Agau gerechnet ebd., S. 43. 165. Über andere den Bedja noch näher stehende Nomadenstämme Abessiniens ebd., S. 124 ff.

Zu S. 442. Die Gala leiten nach Beke ihre Herkunft von Tulu-Wolal, dem vergessenen Berge zwischen Sayo und Afillo, dem Ursitz ihrer Vorfäter ab. Hartmann hörte einen Limmu-Gala die weit im Süden von Abessinien, von Gurague und Kafa gelegenen hohen Berge als Urheimat der Orma angeben. H. Barth nahm an, daß die am obern Nil Fadongo d. h. Bergbewohner genannten Gala, deren Eroberungszüge im Beginn des 16. Jahrhunderts ganz Ost- und Innerafrika erschütterten, aus den die Schneeriesen Kilimandjaro und Kenia umlagernden Berglandschaften hervorgezogen seien. Noch immer sollen die Gala zum Kenia wallfahrten und demselben Opfer darbringen. Diese Völkerrevolution hat zu einer Zeit stattgefunden, in welcher die Fundj das Reich Sennaar gründeten, in der die südöstlich vom Äquator (ursprünglich in Kilima wohnhaften) Djagga das Reich Uniamenzi zerstörten und sich als verheerende Eroberer dem Westen und Norden des Erdteils zuwendeten, in welcher Zeit auch das Reich Bagirmi von den aus Südosten eingewanderten Bongo-Stämmen begründet wurde. Barth glaubt, daß diese Wanderungen und Umwälzungen durch eine gewaltige vulkanische Erschütterung in den südlich vom Äquator gelegenen Ländern hervorgerufen sei. In der That trägt die ganze Gegend östlich vom Ukerewe-See einen derartigen geologischen Typus; landein von den erwähnten Schneebergen erheben sich noch zahlreiche vulkanische Kegel mit heißen Quellen. Nach Grant und Speke (Entdeckung der Nilquellen I, 271 ff.) sind die gebietende Klasse, sowie die herumziehenden Hirten in den Gebieten des Ukerewe-Nyanza, nämlich in Karague, Uganda und Unyoro, auch die um den See zerstreut lebenden Watusi Orma oder, wie sie dort heißen, Wahuma. Speke hält auch die Abessinier und Gala für eine Nation. Die Waganda und Wanyoro scheinen sich in Habitus und Sprache sehr den Abantu oder Kaffervölkern zu nähern. Hartmann, *Abyss.*, S. 137 ff. Das schließt freilich F. Müllers Ansicht nicht aus, daß die Gala Hamiten sind und aus mit den Semiten gemeinsamen Ursitzen in Asien stammen.

Zu S. 444 und 448. Die südlichen Orma haben nach Brenner zwischen Waka und Mensch keine Zwischengötter, keine Zauberer, keine Zaubermittel. Nach New nennen sie den Himmel Waka und konfundieren ihn mit einem unbestimmten höchsten Wesen. Der Missionar spricht ferner von Ekerä, einem bösen Geist, über den sich die Orma mit vagen Vorstellungen herumtragen. Hartmann, *Abessinien*, S. 160. Manche Södama (Sidama, die von Hartmann zu den Gala gerechneten Bewohner von Enarea, Kafa, Gurague) verehren Flüsse, so den Abay (oberen Blauen Nil) (S. 171). Nach Paul Solleillet, der 1882 nach Kafa vordrang, muß, wer den von Eunuchen bewachten König sieht, sterben. „Daheim“ 1883, Nr. 49.

Zu S. 448, Z. 6 von unten. Nach New besteht die schreckliche Sitte (Rab), daß die Familien, welche nicht an der Reihe der Gewalt sind, ihre Kinder aussetzen müssen, angeblich zum Fraß für die wilden Tiere; doch werden sie häufig von guten Freunden erzogen. Hartmann, S. 161. Auch schon Adelong (Mithr. III, 1. S. 253) erwähnt, daß die Gala auf ihren Kriegszügen bisweilen ihre Kinder in den Wäldern aussetzten.

Zu S. 449, Z. 7. Nach Hartmann (S. 159. 161) halten nur die Häuptlinge mehrere Frauen, die gewöhnlichen Gala selten mehr als eine; ja nach Brenner erlaubt bei den südlichen Stämmen die Sitte der Frau, den sie vernachlässigenden Mann zeitweilig von der ehrlichen Gemeinschaft auszuschließen.

Zu S. 450, Anm. 8. Wakefield hat neuerdings in Ribe eine Gemeinde von Wanika und Gala gesammelt. „Missionsfreund“ 1883, S. 62. Über das in der südlichsten Ecke des Gala-Landes von dem von seiner Insel Patta verdrängten Sultan Mahmud Fumo Lotti mit einer namentlich aus Sklaven, die hier Freiheit erhielten, bestehenden Bevölkerung gegründete Reich Witu urteilte Brenner (H. v. Barth, Ostafrika, S. 487) günstiger, als neuerdings Fischer (Hartmann, Abessinien, S. 168 ff.). Hartmann (S. 163 ff.) führt noch einige weniger bekannte ost- und innerafrikanische Stämme an, die er als unmittelbare Verwandte, zugleich aber auch als Unterthanen der Gala betrachtet; die Wasanie (Walangulo, Ariungulo, Wata von den Nachbarstämmen genannt), die Watua (wohl identisch mit dem Jägerstamm am Tzana-See und den Wadoë, s. oben S. 471, Anm. 1 und S. 480), die Waboni. Letztere nennt er ostafrikanische Zigeuner, die nach New den Gala als schreckliche Zauberer gelten, die sich beliebig in wilde und Haustiere verwandeln können, um Kinder oder Vieh zu stehlen. Sie begraben den Verstorbenen an seiner Schlafstelle im Lager, brechen die Hütte ab, betten den Leichnam auf die Erde und errichten über ihn einen vier Fuß hohen Hügel, der mit einem Zaun von entrindeten weißen Ästen umzogen wird, dessen zugespitzte Enden man rot bemalt. Im nördlichsten Waboni-Dorf standen die Wohngebäude zwei bis drei Fuß hoch auf eingerammten Pfählen. Die Waboni haben keine eigentlichen Häuptlinge, ordnen sich aber auf ihren Wanderzügen einem Ältesten unter (S. 167 f.).

Zu S. 451. Die Somal und Afer (Danakil) behandelt eingehend Hartmann, Abessinien, S. 173—207. Geringe Kasten, eine Art Paria, unter den Somal (S. 189). Das Somal-Gebiet besteht zum Teil aus wüsten Strichen, in denen, wie Révoil figürlich sagt, das einzig bebaute Feld der Totenacker ist. Doch giebt es auch fruchtbarere Striche (S. 173). Die Somal wohnen in den Städten entweder

in etwas solideren aus Steinen und Lehmziegeln hergerichteten Häusern, welche zuweilen an die Schlamm-Forts der alten Nubier erinnern, oder in leichteren viereckigen Hütten; die nomadisierenden Somal in leicht abtragbaren, rundlichen, zeltähnlichen Hütten (Agel) (S. 192 ff.). Viehzucht (S. 195). Meist Monogamie (S. 197). Nach Révoil werden häufig Amulette, aus den Gehäusen der Kegelschnecken gefertigt, getragen (S. 192). Den Toten zollt man viele Verehrung und schmückt die Begräbnisstätten mit geweißten Steinplatten, Steinkreisen, Steinhaufen, Einzäunungen von Dornbüscheln u. s. w.; die Bestattungszeremonieen sind die gewöhnlichen der Mohammedaner. Knaben und Mädchen werden zwischen dem achten bis zehnten Jahre verschnitten, letztere wie in Nubien dem häßlichen Gebrauch der Vernähung unterworfen (S. 197). Kersten hat unter den Küsten-Somal äußerst höfliche, feingesittete, gutmütige, ja gebildete und gelehrte Leute gefunden (S. 198).

Zu S. 453 ff. Über die arabische Herrschaft an der Küste von Zanzibar vgl. Hartmann, Abessinien, S. 272—289. Über die portugiesischen Besitzungen an der Ostküste ebd., S. 289—297. Über die Wasuaheli ebd., S. 217—223.

Zu S. 456. Die Wanika behandelt Hartmann, Abessinien, S. 224—228. Auch nach Kersten fehlt ihnen der Glaube an ein höchstes Wesen (Mulungu) nicht (S. 227).

Zu S. 470 ff. Über die Wakamba vgl. Hartmann, Abessinien, S. 228—234. Nach Hildebrandt kommt bei ihnen und bei den Wataita eine schiefe Augenstellung nicht selten vor (S. 228). Sie spitzen sich die vier oberen Schneidezähne mit der Axt und schlagen sich die beiden mittleren unteren Schneidezähne aus. Das gilt als Stammeszeichen. Mehr Weiber als Männer üben hier die Tätowierung, namentlich am Bauch, zwischen und an den Brüsten und an den Schultern (S. 230). Sie wohnen in spitze Kegeldächer tragenden Hütten in der in Abessinien üblichen Form (S. 232).

Zu S. 473. Über die Orloikob handelt Hartmann, Abessinien, S. 207—217. Den Urahnen nennt er Neterkob. Der Berg Sambu werde auch Meru genannt (S. 207). Die Masay nennen sich selbst *Il-oikob* (*oigob*) „die Männer, die Starken“, nennen aber die von ihnen verachteten Kuafi mit dem weiblichen Artikel *Imbarawuio* (Lepsius). Die Schreibart *Wamasay*, *Wakuafi*, sind Pleonasmen; das Präfix *Wa* bezeichnet die Mehrheit, *Ma* die Einheit (S. 208). Vgl. F. Müller, Sprachwissenschaft III, 1. S. 86 ff. über die Sprache der *Il-Oigob*; S. 95 ff. über ihre Berührungen mit der der Bari; auch Lepsius (Nubische Grammatik, S. LXX) hat schon darauf hingewiesen. Nach Krapf und Hildebrandt erinnert das Äußere der Masay an das der Somal und Bedja. Im allgemeinen sind sie wie die Kuafi groß,

schlank und tief dunkelbraun mit rötlichem Grundton, die Frauen heller. Die Orloikob binden ihr Haar am Hinterkopf mit einer Schnur zu einem Endwulst zusammen. Hartmann, S. 208 ff. (mit Bildern). Sie röten sich bei ihren Tänzen den Körper mit Ocker und salben ihn mit Hammeltalg. Sie üben bei beiden Geschlechtern die Beschneidung aus. Die demselben Distrikt angehörenden Knaben und Mädchen einigen sich zu Kameradschaften, welche an die Choëra der Basuto erinnern. Jede Kameradschaft läßt vonseiten eines alten Kerls bzw. Weibes die Beschneidung über sich ergehen. Als Wohnungen dienen zeltartige, mit Rindshäuten gedeckte, zur Regenzeit mittels Kuhmist gedichtete Hütten (S. 212). Nach Hildebrandt herrscht bei den Masay wie bei den Wanika einiger Hyänenkultus. Stirbt ein solches Tier, so trauert der ganze Stamm darum; stirbt ein Häuptling, so wird nur in dessen Dorfe die Totenfeier veranstaltet. Der Totschlag eines Menschen kann bei den Masay mit Blutgeld gesühnt werden, der einer Hyäne wird direkt mit Blut gerächt. Weit verbreitet ist im Nordosten der Glaube, daß Menschen sich in Hyänen verwandeln können. Bei den Wanika gilt Nachahmung des Hyänengeheuls für Lästerung des edlen Tieres. Tote binden die Orloikob fest in ihre Schlafhäute ein, schleppen sie in den Wald und überlassen hier die mit Zweigen und Blättern bedeckten Leichen den Hyänen (woraus sich ihr Kult erklärt) zum Fraß, errichten aber daneben Steinhaufen. Nach v. Decken haben sie ihre Zauberdoktoren, die wie die der Abantu aus Knöcheln und Würfeln weissagen. Die Knaben werden mit zehn Jahren als Ilbarnod zu Waffenknechten der Kriegersleute herangebildet. Mit 14 Jahren aber macht man sie zu Ilmoran, Rumuran oder Kriegern. Diese gehorchen im Felde dem Oberkommandierenden Orkibroni, der im Frieden den Dienst als Orloibon, eine Art Priester oder Regendoktor, versieht. Die Ilmoran dürfen nicht heiraten und wohnen in größeren stehenden Lagern, Orlmannyara und Engannyasa beisammen. Kleine Lagerabteilungen heißen Engan. Diese Einrichtungen erinnern an die Ekanda Enganda der Amazulu. Mit 24 bis 25 Jahren können die Ilmoran heiraten und einen eigenen Hausstand, Moru oder Muru begründen. Bei der Verheiratung giebt es Festlichkeiten, Gelage und Tänze. Ebd., S. 214f.

Zu S. 476, Z. 3. Am Südabhang des Kilimandjaro, in einer beträchtlichen Höhe und prächtigem Klima blühte schon vor Jahrhunderten das Reich Udjagga. Unter ihrem König Simba (d. h. Löwe) eroberten die Bewohner des Landes im 15. Jahrhundert einen großen Teil des östlichen, mittleren und westlichen Festlandes. Die sehr industriellen Djagga schildert v. d. Decken: Sie haben nicht sehr lange Schädel, eine gewölbte Stirn, eine kurze gerade Nase mit

breiten Flügeln, eine mäfsig hervorragende Kiefergegend mit dicken Lippen; ihr krauses Haar wird in langen Strähnen getragen. Ihre Farbe ist braun vom schwärzlichen bis zum hellrötlichen. Auch nach Kersten haben manche schöne Formen, andere sehen negerähnlicher aus. Nach Rebmann sollen die heutigen Herrscher des Reichs Kilima vom Pangani-Flusse herkommen, von wo vor 200 Jahren Munie Mkoma nach Djagga ausgewandert sei, hier großen Einfluß und endlich die Würde eines Manki (König) erworben haben. Die Königsfamilie soll sich durch schöne hellbraune Farbe von den anderen Djagga auszeichnen. Hartmann, Abessinien, S. 239 ff. (mit Bildern).

Zu S. 478, Z. 12. Die Wasegua (S. 480) am Djubafluß, fleißige Ackerbauer, leiten ihre Herkunft aus Usambara und dem westsüdwestlich davon liegenden Pare-Gebirge ab. Die Wapare schildert von der Decken als wohlgebildet, ziemlich hellfarben, mit ledernen Schützen bedeckt, mit bunten Perlen, Metallzierrat an Armen und Beinen und zierlichen Haarlöckchen geschmückt; sie brachten Ziegen, Schafe, Hühner, Früchte zum Verkauf. Hartmann, Abessinien, S. 234.

Zu S. 478, Z. 16. Vgl. Hartmann, Abessinien, S. 234 f., wo die Wasambara (hellschokoladenbraun) von den ihnen unterworfenen Wadigo und Waschensi unterschieden sind, welche letztere das Vorland von Usambara bis zur Küste bewohnen und sich nach Krapf durch ihre braune Farbe von den viel dunkleren Suahel und Wanika unterscheiden; auch sie treiben Ackerbau.

Zu S. 480, Z. 10. Es steht hier die allgemeine Charakteristik der nun folgenden ostafrikanischen Negerstämme, soweit Speke sie kennen lernte, in der Einleitung seines Reisetagebuchs (Entdeckung der Nilquellen [1864] I, 1 ff.) an seinem Platze. Er nennt sie kraushaarig, glattnasig, backentaschig, nimmt aber davon die Wahuma aus (S. 5). Er meint freilich, daß sie, ausgeschlossen von der Vergünstigung einer göttlichen Offenbarung, infolge dessen keine Idee einer allregierenden Vorsehung oder eines künftigen Lebens hatten, nur an ihr gut Glück und an Zaubereien glauben und nur an Selbsterhaltung denken (S. 1); doch hält er sie für bildungsfähig (S. 2). Über das Zauberwesen sagt er (S. 9 f.): Von beträchtlichem Einfluß ist die Gewalt, die der Magier (Mganga) besitzt; er lenkt den Sinn der Könige, wie es vorzeiten die Päpste in Europa thaten. Sie sind in der That ein Fluch für die Reisenden; denn wenn es ihren Neigungen entspricht, sie außerhalb des Landes zu halten, so brauchen sie nur alle Arten von Unglück vorherzusagen, wie Trockenis, Hungersnot oder Krieg. Das Instrument, mit dem sie wahrsagen, ist das Horn einer Kuh oder Antilope (Uganga), welches sie mit magischem

Pulver füllen, das gleichfalls Uganga heisst. Vor einem Dorfe in den Boden gesteckt, glaubt man, dass es hinreichend Kraft besitze, vor dem Angriff eines Feindes zu schützen. Einfach dadurch, dass der Magier es in der Hand hält, giebt er vor, alles, was verloren gegangen oder gestohlen worden ist, entdecken zu können, und es sind Beispiele bekannt geworden, wo es vier Mann mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortrifs bis zu einem Diebe, den es dann bearbeitete und völlig seiner Sinne beraubte. Der Glaube an die Macht des Zaubers hat sich so fest in den Geist der Eingeborenen eingeprägt, dass sie den Magier für Stöcke, Steine und Schlamm bezahlen, die er für sie zubereitet hat. Sie glauben, dass gewisse Blumen in der Hand gehalten sie nach irgendetwas Verlorenem hinführen werden, wie die Stimme gewisser wilder Tiere, Vögel oder Säugetiere, ihnen Glück bringe oder sie vor Gefahr warne. Mit dem äussersten Wohlbehagen bauen unsere schwarzen Brüder eine zwergige Hütte auf dem Felde und legen etwas Korn darauf, um den bösen Geist geneigt zu machen, und gestatten ihm, die Früchte ihrer Arbeit zu ernten; auch dies nennen sie ihr Uganga. Nur zu wenigen unschuldigeren Alternativen nimmt der arme Neger anstatt eines Heilandes seine Zuflucht. Sie haben aber noch viele andere und schreckliche Gebräuche. In unruhigen Zeiten z. B. schlachtet der Magier, wenn er durch die Betrachtung des Bluts und der Knochen eines zu diesem Zweck geschlachteten Huhnes die Gewissheit erhält, dass ein Krieg beabsichtigt wird, ein kleines Kind und lässt dann, nachdem er es der Länge nach auf einen Weg gelegt hat, die Krieger auf ihrem Wege zum Kampfe darüberschreiten, um durch dies Opfer ihnen den Sieg zu sichern. Ein anderer dieser barbarischen Gebräuche findet dann statt, wenn ein Häuptling seinen Nachbar mit Krieg zu überziehen wünscht und den Magier herbeiruft, um eine günstige Zeit zum Losschlagen zu entdecken. Der Doktor stellt ein grosses irdenes Gefäss halb voll Wasser über ein Feuer, legt über dessen Öffnung einen Rost von Stöcken und auf diesen dicht neben einander ein kleines Kind und ein Huhn, bedeckt dann beide mit einem gleichgrossen irdenen Gefäss, wie das erste, nur umgekehrt, um den Dampf darin zu halten, und brennt das Feuer an. Hat es eine Zeit lang gekocht, dann sieht er nach, ob seine Opfer noch am Leben sind oder tot. Sind sie bereits tot, dann muss der Krieg verschoben werden; leben sie aber noch, muss er sofort beginnen. Über die geselligen Verhältnisse der ostafrikanischen Neger sagt Speke (S. 5 ff.): Sie finden sich, obwohl über diese ganzen Breiten verteilt, doch nirgends in dichten Gemeinden. Ihr Regierungssystem ist meist von patriarchalischem Charakter. Einige sind Hirtenvölker, die meisten aber Ackerbauer. Die Neger haben sowohl Distrikts- als Dorfhäuptlinge, die ihre Schiedsmänner in allen häus-

lichen und politischen Fragen sind, aber keine Könige, wie die Wahuma. Der Distriktshäuptling herrscht absolut, jedoch in bedeutendem Maße von seinen „Graubärten“ geleitet, welche beständig an seinem Wohnorte sich befinden, über die Staatsangelegenheiten sich besprechen und die Befehle der Häuptlinge an die Dorfhäuptlinge herumsenden, welche gestraft werden, wenn sie ihnen keine Folge leisten; deshalb wird allen Befehlen ziemlich gut gehorcht. Nur ein Umstand droht das Land zu verderben, der Krieg. Zunächst wird er durch die Polygamie verursacht, welche eine Familie von Halbbrüdern hervorbringt, von denen jeder strebt, seinem Vater in der Herrschaft zu folgen, und daher mit jedem andern kämpft, wobei sein Hauptziel ist, Sklaven und Rinder zu erbeuten. Dann erhält sie die Sklaverei fortwährend im Kampf und verringert ihre Zahl. Die Regierungseinkünfte werden nach einem sehr geringen Maßstab ausschließlich zugunsten des Häuptlings und seiner Graubärte erhoben. Der Häuptling hat z. B. als eine Art von Grundsteuer das Recht, umsonst von den Dorfgebräuden des Pombe (einer Art Bier, durch Gährung bereitet) zu trinken, welche abwechselnd von allen Dorfbewohnern nach der Reihe gebraut werden. Wird ein Elefant getötet, so bekommt er einen Teil des Fleisches und beansprucht einen der Stofszähne als ihm mit Recht gebührend; ferner sind alle Leoparden-, Löwen- und Zebrahäute nach dem Rechte sein eigen. Werden Waren ins Land gebracht, so hat er im allgemeinen das Recht, irgend Forderungen zu machen, von denen er glaubt, daß er sie durchsetzt, ohne irgendwelche Rücksicht auf Gerechtigkeit oder einen regelmäßigen Tarif zu nehmen. Dies Recht heißt Hongo, in der Mehrzahl Mahongo. Eine andere Einnahmequelle besteht in dem Eigentum aller wegen Zauberei Verurteilten, die entweder verbrannt oder gespießt oder in das Dickicht geworfen werden, und deren Besitztum von den Graubärten für ihren Häuptling ergriffen wird. Was die Strafen betrifft, so werden alle unverbesserlichen Diebe und Mörder getötet und mit ihnen dann ebenso wie mit den Zauberern verfahren; von kleineren Dieben wird eine im Werte der Veruntreuung gleichkommende Strafe erhoben. Da verbotener Umgang wie ein geringer Diebstahl betrachtet wird, so wird auch hier eine Wertstrafe je nach dem Wert der Frau festgesetzt; man muß nämlich bedenken, daß alle Frauen Eigentum sind. Es werden Heiraten geradezu als vorteilhafte Spekulationen betrachtet; die Hand des Mädchens hat der Vater zu vergeben, der dasselbe mit dem ersten besten verheiratet, der ihren Preis zahlt. Diese Einrichtung wird indes nicht für ein einfaches Geschäft des Kaufens und Verkaufens angesehen, sondern erfreut sich des wohlklingenden Titels von Aussteuer. Sklaven, Kühe, Ziegen, Hühner, Messingdraht oder Glasperlen sind die gewöhnlich für diese Aussteuer gegebenen Gegenstände. Das

eheliche Band wird übrigens nicht unlöslich geknüpft; denn wenn die Frau irgendeinen Fehler an dem Manne entdeckt, kann sie zu ihrem Vater gegen Wiedererstattung der Aussteuer zurückkehren; hat der Mann etwas an der Frau auszusetzen, so kann er, wenn er sie nachhause schickt, den halben Preis verlangen, und dies wird für sehr billig gehalten, da ihr künftiger Wert als ein Artikel aus zweiter Hand um die Hälfte verringert ist. Man sieht, daß infolge dieses Systems die Polygamie eine Quelle des Wohlstandes wird, da das Vermögen eines Mannes nach der Zahl seiner Kinder bemessen wird. Es hat aber aufer dieser Aussteuer noch andere Vorteile; denn die Frauen arbeiten mehr als die Männer sowohl in als aufer dem Hause, und aufer den Frauen arbeiten auch die Söhne für den Hausstand, bis sie heiraten, und sorgen in ihrem späteren Leben in gleicher Weise für ihre Eltern, wie anfänglich die Eltern für sie selbst sorgten. Zwillinge werden gewöhnlich mit großem Entzücken begrüßt; denn sie vermehren das Vermögen der Familie; in manchen Fällen werden sie indes auch getötet. Albinos stehen im Werte, obschon ihre Farbe nicht gerade bewundert wird. Tritt ein natürlicher Tod ein, so wird der Leichnam gewöhnlich entweder im Dorfe oder auferhalb desselben begraben. Ein großer Teil der Negerassen geht mit Vorliebe nackt und verachtet Kleidung als verweichlichend; dies sind aber hauptsächlich die unruhigeren, herumziehenden Hirtenvölker, die zu faul sind, um Baumwolle zu bauen oder den Bäumen die Rinde abzustreifen. Die jungen Frauen gehen nackt; die Mütter aber hängen vorn und hinten einen kleinen Vorhang hin. Da das Haar des Negers nicht lang wächst, so könnten Haarkünstler leicht entbehrt werden; indes haben sie großes Gefallen an abenteuerlichen Moden und rasieren das Haar entweder völlig glatt ab oder ordnen es in der launenhaftesten Weise beständig um. Kein Volk der Erde ist so stolz und halsstarrig als die Neger, mögen sie Hirten oder Ackerbauer sein. Vertraulichkeit erzeugt Verachtung, Gastfreundschaft währt nur einen Tag lang. Sind sie auch stolz auf einen reichen oder weissen Besuch — und sie beschwören ihn, zu bleiben, damit sie ihre Augen länger an seinen Merkwürdigkeiten laben können — so geben sie doch selten mehr als eine Kuh oder eine Ziege. Nimmt man die Neger alle zusammen, so findet man nach Speke (S. 8) keine großen Verschiedenheiten unter ihnen. Wohl hat jeder Stamm seine Eigentümlichkeiten. Der eine beschneidet z. B. seine Zähne oder tätowiert sich das Gesicht in einer von der übrigen verschiedenen Weise. Aber bei der fortwährenden Kreuzung mit Sklaven geht viel von diesem Einfluß verloren; auch verlieren sie ihre Stammeseigentümlichkeiten selbst infolge der vorherrschenden Wanderungen, die durch Krieg oder Teilung der Regierung eintreten, aus den Augen. Wie es mit den Abzeichen

der Stämme sich verhält, so steht es auch mit den Waffen; die am meisten im Gebrauch befindlichen sind der Speer, Assagai, Schild, Bogen und Pfeil, obgleich die einen diese, die andern jene vorziehen. Handelsrouten sind für einen Reisenden die schlechtesten Wege — Strafsen existieren in den hier berührten Gegenden nicht —, weil nicht blofs die Gastfreundschaft des Volkes durch die häufige Berührung mit Reisenden abgekühlt, sondern auch ihr natürliches Ehrgefühl und ihre Lauterkeit durch den Umgang mit halbzivilisierten Handelsleuten verderbt, ihre Habgier vergrößert ist und der Anblick von Feuerwaffen aufhört, sie zu erschrecken.

Zu S. 480, Z. 24. Vgl. Nachtrag zu S. 478.

Zu S. 480, Z. 28. Über das bergige Usagara (U-sa-Gara, das Land von Gara) handelt eingehend Speke I, 54—75 (Kap. 3). Viele Nebestämme geben nach Speke (S. 54) den Teilen des Landes ihren Namen, z. B. die Wa-khutu in Ukhutu, dem bestproduzierenden Land seit der Küste. Vgl. über den Ahnenkult der Wakhutu Nachtrag zu S. 481, Z. 7. Die Wasagara sind nach Burton auf den Höhen wohlgebildet und haben ziemlich langes, von ihnen nach altägyptischer und nubischer Art in viele parallele Zöpfchen gedrehtes oder auch geschorenes Haar; die Farbe variiert zwischen schwarz- und schokoladenbraun. Als charakteristisches Stammesabzeichen dienen ihnen zwischen Ohr und Augenbrauen gezogene Narben. Ihre Dörfer sind mit hohen Palisaden umgeben. Die Ältesten derselben, Wabaha, bilden einen Rat. Jedes Dorf hat auch seinen Häuptling. Alle Dorfhäuptlinge zusammen huldigen dem Mutua (Sultan), dem ein Mgoti oder Wekil (Stellvertreter, Vezier) zur Seite steht. Hartmann, Abessinien, S. 245. Auch Cameron (I, 39) sah befestigte Dörfer z. B. Msuwah, wunderte sich aber (S. 41) über den Mangel an Rindvieh in dem guten Weidelande, das sich auch nach Uzaramo hin erstreckt, zumal er keine Tsetse-Fliege bemerkte; jeder kultivierte Fleck hatte in seiner Mitte eine Miniaturhütte, unter welche die Opfer gelegt werden zur Besänftigung der bösen Geister, um diese von der Vernichtung der Ernte abzuhalten; auch über den Gräbern der Häuptlinge, die man ihm hier zeigte, und die mit Thonscherben bestreut waren, hatte man Hütten erbaut, denen ein kleiner Baum, gewöhnlich eine Kaktusart als Stützbalken diente. Halsbänder aus Messingdrähten, oft zwei Fuß im Durchmesser, sah Cameron (I, 57) in Reheneko.

Zu S. 481, Z. 1. Die Wazaramo behaupten, Verwandte der Wakamba zu sein; Burton aber fand in ihrer Sprache vielmehr Ähnlichkeit mit der der Wakhutu. Ihre Farbe variiert ungemain; auch fand Burton hier öfter Albinos. Die Häuptlinge sind gewöhnlich schwarzbraun, seltener heller. Beschneidung findet sich nicht;

als Tätowierung dienen höchstens einige vom Ohrzipfel bis zum Mundwinkel herabziehende Einschnitte. Hartmann, Abessinien, S. 251. Die Wazaramo beunruhigen sich nicht viel mit religiösen Dingen. Zwillinge werden im Dickicht ausgesetzt oder verkauft. Die Mutter eines verstorbenen Kindes muß bei manchem dieser Stämme eine Pönitenz durchmachen d. h. sich mit Fett und Mehl beschmiert an einer Stelle außerhalb des Dorfes niedersetzen und die Beleidigungen der Vorübergehenden erdulden. Um das Leben der Kinder sicher zu stellen, schwört der Vater, daß der Neugeborene sich nicht vor Erreichung des Mannesalters scheren solle. Die Mutter bedeckt sich mit Amuletten und legt ein solches vom Mganga (Zauberdoktor) gekauftes Mittel, den sogen. Kirangozi oder Wärter, dem Kinde hinter das Haupt und zwar so lange, bis dies das erste Alter überstanden hat. Mit solchen Kirangozi-Amuletten sucht man auch seine Habe gegen Hexerei und böse Geister zu sichern. Ebd., S. 255. Zauberei wird mit dem Scheiterhaufen bestraft. Mit Mann und Frau verbrennt man auch das Kind, damit es nicht in das Verbrechen der Eltern ver falle. Die peinliche Untersuchung und Verurteilung der Uschahue oder Hexerei leitet der Mganga, welcher das Gottesgericht des Baga oder Kyapo, des Eintauchens in siedendes Wasser, verordnet. Die geringste Verbrühung der Hand gilt dabei als Zeichen der Schuld. Die Häuptlinge der Wazaramo bilden eine erbliche Klasse. Dorfhäupter sind die Phazi. Deren erster Rat ist immer der Mwenegoha. Unter ihnen stehen die in drei Klassen, die Kinjongoni, Schuma und Kahuambua geteilten Ältesten. Der Phazi schreibt den Handelskarawanen die Abgaben vor. Er darf Landeseingeborene nur bei Überführung des Ehebruchs und der Zauberei in die Sklaverei schicken. Ebd., S. 254. Die Wazaramo bekleiden ihre Hüften mit Baumwollenzug und schmücken sich mit Hals- und Gürtelbändern von Glasperlen, kupfernen Armbändern, Muschelscheiben auf Stirn und Brust. Die Waffen sind Bogen mit vergifteten Pfeilen, Lanzen und große Messer (Simes). Die Hütten sind viereckig, bei den Reichen aus mit Bambusstäben verkleideter Baumrinde, bei den Ärmeren aus Sorghumhalmen und Lehm. Ebd., S. 252.

Zu S. 481, Z. 7. Südlich von Ukhotu, zwischen dem Ruaha- und Urangafufs, die sich zum Rufidschi vereinigen, wohnen die von Thomson (Expedition nach den Seen von Zentral-Afrika [1882], S. 144 ff.) geschilderten Mahenge, die nach ihrer Sprache zu derselben Rasse gehören wie die Wagindo, Wanindo und Wapangwa südlich vom Rufidschi. Ursprünglich führten sie weder Schilde noch Speere, haben aber die Waffen und Kriegführung von der Zuluabteilung der Mawiti gelernt nach deren großem Einfall von der

Westseite des Nyassa. Die Mahenge sind den Wakhutu sehr überlegen, sind viel heller gefärbt und haben feinere Gesichtszüge; die Kleidung ist sehr verschiedenartig, wenig Schmuck ist üblich, besonders Muscheln. Die Mahenge sind nach Thomson auch darin von den Wakhutu verschieden, daß sie keine (?) Ehrfurcht von ihren Toten haben. Jene beerdigen die Verstorbenen anständig, halten die Gräber von Gestrüpp frei und errichten gewöhnlich kleine Schutzdächer darüber, worauf sie Opferspeisen legen. Die Mahenge haben nicht solche Gebräuche. Sie drücken den Leichnam zu jener geduckten Stellung zusammen, die sie bei Lebzeiten gern annehmen, darauf werden dieselben im Dickicht in eine Grube geworfen, ohne daß ein besonderes Zeichen zurückgelassen wird; man erblickt daher nirgends ein Merkmal von einem Grab. Die Frauen drücken ihren Kummer über den Tod eines Verwandten in besonderer Art aus. Sie umschlingen sich förmlich mit Stricken und setzen sich in dieser Art Kleidung mehrere Tage vor die Thür. Die Häuser haben mannigfachen Baustil; manche sind korbähnlich, manche viereckig; manche sind von einem kegelähnlichen Strohdach ganz bedeckt. Die Mahenge gewinnen Salz durch Verbrennung gewisser Grasarten, Wasserpflanzen und Bäume; die Asche wird durch ein Korbgeflecht filtriert.

Zu S. 482, Z. 2. Nördlich vom Rowuma- oder Rufumaafluß, dem Meere genähert, wohnen die Makonda, südlich von diesen Gewässern die Mabiha; südlich und südöstlich vom Rowuma zwischen diesem, dem Nyassa und Zambesi wohnen die Makua und Wayao. Die Makonda sind Ackerbauer, aber stets in Furcht vor Sklavenräubern. Die Mabiha sind ein östlicher Ausläufer der Makua-Familie. Diese sind ein großer, stämmiger Menschenschlag mit auf der Stirn tätowiertem Halbmond. Die Männer tragen nach Elton meist nur ein Lententuch, die Weiber schlagen sich ein Kattunstück von der Achselgrube bis zum Knie um den Leib. Sie wohnen in viereckigen, aus Pfählen konstruierten, mit Palmwedeln bedeckten, mit einer Art Veranda versehenen, von einem kleinen Garten umgebenen Tembe. O'Neill teilt die Makua in die Untermakua, die Obermakua oder Lomwe, die Mana und Medo. Auch die Wayo sind nach Hildebrandts Photographieen ein kräftiges Volk mit breiten Gesichtszügen; die Wayo-Sklaven sind tüchtige Lastträger, gelten aber als stupid und fückisch; über ihr Land ist noch sehr wenig bekannt. Hartmann, Abessinien, S. 264 ff.

Zu S. 482, Z. 5 von unten. Zwischen Usagara und Ugogo nehmen nach Hartmann (Abessinien, S. 247) die Wahehe auf dem Hochland am Ruahaafluß in ethnologischer Hinsicht eine vermittelnde Stellung ein. Burton schildert sie als Leute von offenen, aber häßlichen Zügen, von großer, kräftiger Gestalt. Auch nach

Thomson (I, 178), der sie auf seiner Reise zum Nyassa genauer kennen lernte, sind sie von schöner muskulöser Gestalt und meist von sehr dunkler Farbe; Bärte hat er vermifst. Die Wahehe scheinen ihm (S. 180) von Aberglauben freier als irgendein Stamm; nie sah er bei ihnen einen Mganga oder Mediziner; Talismane werden selten getragen, und die gewöhnlichen Zeichen des Fetischdienstes, die anderswo so hervortreten, werden hier gar nicht bemerkt. Dafs sie keine Ehrfurcht vor ihren Toten haben, schliesst er mit Unrecht daraus, dafs sie die Leichen allgemein in den Dschungel werfen und sie von den Hyänen fressen lassen; er schreibt das ihrer kriegerischen, umherziehenden Lebensweise zu; je mehr ein Stamm angesessen und friedlich sei, desto abergläubischer sei er; doch sagt er selbst, es sei schwer, von den Sitten und dem moralischen Charakter eines Stammes sich eine richtige Vorstellung zu machen, den man nur kurze Zeit unter dem Einflufs der Furcht und des Argwohns durchreist. Er bezeugt auch selbst den Geisterglauben der Wahehe in Folgendem (S. 172): Hinter Mkubwasanga ist das ganze Land mit grossen Felsblöcken und Thoneinschnitten bedeckt; anstatt dies aus Erdbeben und gewaltsamen Naturveränderungen zu erklären, erblickt der Wilde darin nur das Werk von Dämonen und teuflischen Wesen, und wenn er den Ort überschreitet, so versucht er jene Mächte zu versöhnen, indem er einen Stein oder ein Stück Holz auf die zahlreichen schon vorhandenen Haufen wirft, die neben dem Pfad sichtbar sind. Das war das erste Mal, dafs Thomson einen Fetischdienst wahrnahm. Er bemerkt dazu noch: Wenn ein Eingeborener etwas Seltsames oder Ungewöhnliches in der Natur wahrnimmt, so entdeckt er darin sogleich einen Geist oder Dämon mit der Macht zu töten oder Krankheit anzustiften, der aber durch irgendein Opfer beschwichtigt werden kann; das kommt gewöhnlich an der Grenze des Distrikts vor, wo irgendein gefahrvoller Landstrich beginnt. Es ist dann der gewöhnliche Gebrauch, einen Stein, einen Lumpen, ein Holz oder etwas Gras auf einen Haufen zu werfen; geschieht das nicht, so wird man entweder getötet werden oder an einer Krankheit sterben. Thomson (S. 185) schlofs mit Mambe, dem Häuptling der Wahehe, Bruderschaft; Thomson wurde dabei durch Chuma, Mambe durch den Hauptmann von Uhenge vertreten. Die Bevollmächtigten setzten sich mit untergeschlagenen Beinen einander gegenüber; der eine hatte sein Gewehr auf der Schulter, der andere den Speer. Ein Mhehe machte darauf drei kleine Einschnitte in Chumas Brust; Uledi that das Gleiche auf der Brust des Häuptlings. Darauf nahm ein anderer Mhehe eine Axt von Mambes Bevollmächtigtem und rief sie an dem Speer, wobei er Fluch auf den herabschwor, der die Bruderschaft breche und dem andern ein Leid zufügen würde. Er beschwor den Häuptling, seinem Bruder in jeder Gefahr beizustehen;

er rief die Götter an (wer sie auch sein mögen, fügt Thomson hinzu), seine Waffen gegen den Verräter zu wenden, auf das er weder Frieden noch Wohlergehen habe, wenn er nicht allen Erfordernissen der Bruderschaft in frommem Sinn nachkäme. Hierauf nahm Uledi Chumas Messer, rieb es an seinem Gewehr und hielt eine ähnliche Rede. Die Zeremonie endete damit, das ein kleines Stück Fleisch genommen, in Chumas tropfendes Blut getaucht und alsdann dem Hauptmann zu essen gegeben wurde. Ein gleiches erhielt Chuma zu essen. Mambe war, wie Thomson (S. 176 f.) erfuhr, zuerst ein Unterhäuptling der Wahehe, hatte aber gegen den Häuptling Martringa, ermutigt durch eine Niederlage desselben, eine Verschwörung angestiftet, ihn ermordet und dann den Merere, den großen Häuptling von Urori, Usango und Ubena geschlagen und vertrieben, regierte seitdem von Mpwapwa und Ugogo bis an den Nyassa-See. Als Thomson aber nach Uhehe kam, beschloß der Sohn Martringas sich an Mambe zu rächen und begann mit Merere den Krieg gegen ihn; infolge desselben mußte Thomson seine Rückreise vom Tanganika nordwärts machen. Die Wahehe tragen ein großes weißes oder blaues baumwollenes Hemd und lange Stäbe in der Hand (S. 165), die Frauen keine Bekleidung als Perlenschnüre um die Lenden und hinten ein Stück Fell mit Schwanz und Perlen verziert. Im Dorfe Litungirwa bemerkte Thomson einige rohe Versuche, die Häuser zu verzieren. Der Tembe wird hier in Form eines viereckigen Raumes gebaut, in dem die Rinder aus ihren Schuppen gehen können. Die Mauern sind sauber mit Lehm überzogen, worauf verschiedene Tiergestalten in weißem Kaolin gemalt sind; an einer Stelle sah Thomson eine Schlange und ein Krokodil in Relief dargestellt (S. 166). An Ackerbau ist Mangel (S. 163); die Wahehe sind ein reines Hirtenvolk; die Männer melken die Kühe; Ziegen und Hühner, die sonst Thomson überall fand, fehlen hier (S. 178). Die Wahehe haben fast gar keine Hausgeräte, nur zwei Kürbisflaschen, einen irdenen Kochtopf und einige irdene Gefäße (S. 179). Ihre Waffen sind Spieße und ein Mittelding zwischen Sichel und Axt (S. 178). Thomson (S. 179) stellt den Charakter der Wahehe höher als Burton; selten zeigten sie sich offenbar roh; selbst in betreff des Hongo (Tributs) sprachen sie in artiger Weise. Am Tage nach der Verbrüderung setzte Thomson seinen Marsch nach dem Nyassa fort; als er nachmittags im Tembe von Kahanga vor seinem Zelte saß, sah er plötzlich eine tanzende Weibergruppe, fast nackt, das er zurückschauderte (S. 185). Nachdem er die Ruaha-Schlucht durchschritten, lagerte er beim Dorf Mwangwama, das von dem kleinen Stamm Wanena bewohnt wird, der ihm noch unendlich tiefer zu stehen scheint, als die von ihm gleichfalls berührten Wapangwa; doch erkennt er genügende Anzeichen der Entartung an. Sie haben sehr kleine, schmale Köpfe;

die beiden oberen Schneidezähne sind groß und hervorstehend. Ihre Sprache ist von der aller Nachbarstämme verschieden; nur durch Zeichen konnte sich Thomson und seine Begleiter mit ihnen verständigen. Die Männer tragen ein kleines Stück Fell auf der Schulter; die Kleidung der Frauen beschränkt sich auf einen Grasbüschel. Sie leben in den elendesten Hütten von kegelähnlicher Gestalt, die, 8 Fuß hoch, 7 Fuß im Durchmesser, aus einigen gegen einander geneigten, an zwei Spitzen verbundenen Stöcken bestehen, die mit Gras überdeckt werden, so daß nur ein 8 Zoll hohes Loch als Thüröffnung bleibt; Thomson sagt, seine Leute hätten sich geschämt, nichts Besseres als ein solch elendes Gebäude innerhalb einer halben Stunde zustande zu bringen. Hier drängen sich ganze Familien wie Schweine zusammen. Thomson bemerkte auch keinerlei Hausgerät. Ihre hauptsächlichliche Nahrung besteht in Erbsen; von diesen brachten sie ganze Körbe geschleppt, um sie gegen Baumwollstreifen zu vertauschen; dabei zeigten sie sich außerordentlich schüchtern. Thomson ist überzeugt, daß diese Stämme (Wanena, Wakinga, Wapangwa) eine Entartung von einer höheren Kulturstufe darstellen; in Afrika zögen sich nur Stämme, die am Rande des Untergangs stehen, in die Gebirge zurück, wo sie den größten Hitze- und Kältegraden ausgesetzt sind (S. 189f.). In Ugogo fanden Grant und Speke (Entdeckung der Nilquellen I, 96f. mit Bild) ein Lehmdorf Jiwa la Mkoa (runder Fels) von Wakimbu bewohnt, die früher die Ufer des Ruaha bewohnt, aber von dem stürmischen nackten Hirtenvolk der Warori hierher auszuwandern getrieben worden. Nach Cameron (I, 109) sind die Wakimbu ein durch Krieg aus den früheren Wohnsitzen vertriebener Stamm der Wanyamwesi, der die Dschungeln auszurotten beginnt und große Strecken kultiviert hat.

Zu S. 482, Z. 3 von unten. Die Wagogo variieren nach Burton beträchtlich in ihrer Hautfarbe von braungelb bis schwarz und haben eine rauhere Sprache als ihre Nachbarn. Hartmann, Abessinien, S. 248. 250. Cameron (I, 99) besuchte einen Platz, wo das Volk während der trockenen Jahreszeit Zauberrituale zu veranstalten pflegte, um Regen herbeizubeschwören. Ein verkohlter Balken und Aschenhaufen zeigten die Stelle an, wo ein unglücklicher Zauberer, dem es nicht gelungen war, den so sehnsüchtig gewünschten Regen zu verschaffen, zur Strafe den Tod hatte erleiden müssen. Die Zauberei ist nach Cameron (S. 100) der Fluch und das Verderben des ganzen Landes, da ihr oder bösen Geistern jede Krankheit zugeschrieben wird, und die Leute deshalb natürlich zu einem Zauberer ihre Zuflucht nehmen in der Hoffnung, durch ihn den verderblichen Einfluß beseitigen zu können, der auf sie ausgeübt wird. Dadurch, daß er nun abwechselnd die Furcht oder die Hoffnungen

seiner leichtgläubigen Opfer sich zunutze macht, kann er eine Zeit lang ein bequemes Leben führen, bis endlich der Tag der Vergeltung herannaht. Er gerät in Verdacht oder wird von einem Nebenbuhler beschuldigt, die Krankheit irgendeiner angesehenen Person verursacht zu haben, und wenn er sich dann nicht durch die Flucht retten oder die Strömung der öffentlichen Meinung gegen seine Ankläger kehren kann, so wird er ergriffen und an einen starken Pfahl gebunden, um den rings ein Feuer angezündet wird. So wird der Unglückliche langsam gebraten, bis er ein Geständnis abgelegt; erst dann wird das Feuer um ihn noch stärker angeschürt und dadurch der Todeskampf wenigstens schnell beendet. Oft scheinen die Zauberer, während sie diese Qualen erdulden, von einer förmlichen Manie ergriffen zu sein, ihren Ruf aufrecht erhalten zu wollen und sich auch noch der von ihnen angeblich begangenen Verbrechen zu rühmen; sie rufen dann wohl gar: „Ich habe den und den getötet“; „ich habe den Regen zurückgehalten“; „ich habe bewirkt, daß die Wahumba das Vieh von dem und jenem fortgeschleppt haben!“ In vielen Fällen haben sie auch wirklich in hohem Grade Vertrauen auf ihre eigene Kraft; jedenfalls glauben ihnen ihre Betrogenen und fürchten sie. Die weiße Magic, wie Wahrsagen, Heilen von Fiebern, Geschwüren u. dgl. durch Besprechung und Beschwörung wird nicht für schädlich gehalten und vielfach auch von Weibern ausgeübt; die Professoren der schwarzen Kunst sind aber zumeist Männer. Häufig folgt der Sohn seinem Vater in solcher Beschäftigung; ist aber ein Zauberer einmal in den Verdacht gekommen, etwas gegen die Wohlfahrt eines Häuptlings unternommen zu haben, so wird zuweilen seine ganze Familie mit ihm zugleich umgebracht, um zu verhindern, daß etwa jemand von ihnen Rached Gedanken gegen den Häuptling hegen könnte. Usekhe war einst der reichste und glücklichste Teil von Ugogo. Als aber Hunderte von einer arabischen Karawane, die ohne Mhongo (Tribut) durchzuziehen versucht hatte, infolge der Brunnenverschüttung durch die Eingeborenen, die sich in die Dschungeln zurückgezogen, hier angekommen waren und darauf auch zwei Jahre lang kein Regen fiel, wurde dies von den abergläubischen Wagogo einem Fluche zugeschrieben; sie wanderten zum größten Teil aus und kehrten erst allmählich wieder zurück (S. 101). Cameron (S. 103) lernte auch manche eigentümliche Gebräuche kennen, die mit dem Begräbnis eines Häuptlings verbunden sind. Zuerst wird der Leichnam gewaschen, dann aufrecht in einen hohlen Baum gestellt, und die Leute ziehen täglich zu ihm hinaus, wehklagen, begießen ihn mit Pombe, bestreuen ihn mit Asche und vollziehen auf diese Art eine Art Totenfeier. Diese Zeremonieen setzen sie so lange fort, bis der Körper vollständig zersetzt ist; dann wird er auf eine flache Er-

höhung gebracht und den Wirkungen der Sonne, des Regens, des Taues ausgesetzt, bis nur die Knochen übrig geblieben sind, die hierauf begraben werden. Früher wurden bei solchen Gelegenheiten auch eine Anzahl von Sklaven geopfert, doch wurde Cameron versichert, daß diese Sitte schon seit vielen Jahren abgekommen sei. Die Leichen gewöhnlicher Leute werden nach ihm ohne weitere Umstände in die nächste Dschungel geworfen, wo sie von den wilden Tieren und Raubvögeln gefressen werden. Als Cameron (S. 81) nach dem Dorf Mvumi kam, fand er alles betrunken zur Feier der eine Woche vorher verstorbenen Schwester des Häuptlings. Als Speke (Entdeckung der Nilquellen I, 85) nach Ugogo kam, war es gerade ein Jahr her, daß Araber den alten Wagogo-Häuptling „Kurzbein“ erschossen; die Wagogo hatten bis dahin getrauert durch Ablegen ihrer Messing-Armbänder und anderen Schmucks; durch Wiederanlegen desselben und Feste feierten sie nun den Jahrestag seines Todes (S. 90). Als der alte Onkel und adoptierte Vater des Häuptlings von Mapalatta Camerons Geräte angestaunt, rief er: „O diese weisen Männer, sie machen alle diese wunderbaren Dinge und verstehen sie zu gebrauchen! Leute, die soviel wissen, können sicherlich nicht sterben; sie müssen klug genug sein, eine Medizin zu bereiten, die sie immer jung und stark erhält.“ Die gelben Ringe, die dieser Neger an seiner rechten Hand trug, waren nach seiner eigenen Erklärung auf Camerons Frage „Ziegenhaut, als Fetisch getragen“. Er war adoptierter Vater des Häuptlings, da beim Tode eines Häuptlings die Sitte besteht, daß sein Sohn den ältern Bruder seines Vaters zu seinem neuen Vater annimmt, allerdings nur für seine Privat-, nicht für die öffentlichen Angelegenheiten. Cameron, Quer durch Afrika I, 86f. Der Mtemi (Sultan) übt große Macht aus. Er wählt seine Minister (Wasagira) aus der Zahl seiner Brüder, jedenfalls seiner Verwandten. Die den Rat bildenden Notabeln und Ältesten heißen Wanyapara. Ein Häuptling verkauft nur Eingeborene, die der Hexerei überführt sind. Auch verhandeln zuweilen Eltern aus Not ihre Kinder. Sie kaufen Sklaven für Elfenbein und Salz, welches letztere aus Schlamm Boden ausgelaugt wird. Hartmann, S. 250f. Sie wohnen in schlechten unsauberen viereckigen Hütten. Sie schlagen die beiden mittleren unteren Schneidezähne aus; die Weiber tätowieren sich wohl zwischen den Brüsten und den Bauch mit Längsreihen von Schnitten. Ebd., S. 249. Die Wagogo durchbohren die Ohrläppchen, erweitern die Öffnungen zu einer ungeheuern Ausdehnung und tragen in ihnen Holzstückchen, Messingringe, Schnupftabaksdosen aus Kürbis u. dgl. Kleine Armbänder aus Kupfer oder Messing, in Zanzibar verfertigt, trägt man auch viel, ebenso Kitindi aus Eisen- und Messingdraht am Oberarm, über und unter dem Knie. Der linke Arm trägt einen aus Horn ge-

schnitzten Zierat. Ihre Erfindungsgabe zeigen die Wagogo vor allem in dem mancherlei Schmuck der Köpfe. Die Wagogo trafen gewöhnlich von ranzigem Fett und waschen sich nie. Waffen sind doppelschneidige Messer, Speere, Keulen, Bogen und Pfeile; einzelne tragen auch Schilde aus Kuhhaut. Cameron I, 82 ff. (mit Bildern). In der heißen Jahreszeit ist das Land dürr und ausgetrocknet, in der Regenzeit (vom November bis Mai) gut bewässert; dann giebt es auch ohne viele Mühe große Ernten an Matama. Jeder Stamm besitzt eine Rinderherde, die von allen erwachsenen Männern, den Häuptling eingeschlossen, der Reihe nach gehütet werden. Ebd., S. 80 f. Dem Fremden gegenüber sind die Wagogo neugierig, zudringlich, unbescheiden, fordern schwere Durchgangszölle, üben dann aber auch volle Gastfreiheit, und auch die Weiber erweisen sich den Reisenden mehr als gefällig. Hartmann, S. 250.

Zu S. 483, Z. 2. In der Umgegend von Ugogo hat sich eine große Zahl der Wahumba niedergelassen, welche zum Teil das Wanderleben ihres Stammes aufgegeben haben und von den Wagogo als Hirten benutzt werden. Sie bilden einen Zweig des großen Masai-Volkes und bewohnen das nördlich von Ugogo gelegene Land, wo sie große Herden besitzen; Ackerbau treiben sie nicht und haben auch keine festen Wohnsitze inne. Cameron I, 103.

Zu S. 483, Z. 23. Südwestlich vom Ukerewe erstreckt sich das Reich Uzinza, in welches Grant und Speke (Entdeckung der Nilquellen I, 145 ff.) von Unyamwezi aus gelangten. Es wird nach Speke von zwei Wahuma-Häuptlingen aus fremdem Blut regiert, Abkömmlingen des abessinischen Stammes, von dem er Exemplare über ganz Unyamwezi zerstreut sah und die sich südlich selbst bis nach Fipa erstrecken. Diese Wahuma ziehen als Hirtenvölker mit ihren Herden umher und bauen ihre Hütten so weit von kultivierten Strichen entfernt als möglich. Der Anzug der Wahuma besteht aus schwarzgegerbten Kuhfellen, einigen wenigen magischen Schmucksachen und Talismanen, Messing- oder Kupfer-Armbändern und einer immensen Zahl von Sambo (Knöchelbänder) als Strümpfen. Sie beschmieren sich mit ranziger Butter. Waffen sind Bogen und Speere. Die Wazinza im südlichen Teil sind den Wanyamwezi ganz ähnlich; im Norden aber, wo das Land bergiger ist, sind sie energischer und robuster gebaut. Sie leben alle gleichmäßig in Dörfern von Grasshütten, die im Süden von Bomas eingefriedigt, im Norden offen sind. Speke (S. 148) betrat das Boma des Häuptlings Ruhe, dessen Pfähle mit den Schädeln seiner Feinde besteckt waren, bezahlte das Hongo und wurde dann für weitere Erpressungen wider seinen Plan irreführt in den nördlichen Sorombo-Distrikt Usui zum Unterhäuptling Msumbi, von da zu dem Oberhäuptling Makaka gewiesen, der ihm

Führer an Suwarora, seinen Mkama oder König geben werde. Jener junge Unterhäuptling trug das weite Ende einer grossen Seemuschel kreisförmig zugeschnitten als Krone an seine Stirn gebunden, ausserdem mehrere Hörner der Saltiana-Antilope mit magischem Pulver gefüllt, um den bösen Blick abzuwenden; seine Diener krochen alle vor ihm und schnippten mit den Fingern, so oft er nieste (S. 152). Die Fingernägel werden von diesen Häuptlingen so lang wie die der Chinesen getragen, um ihr Privilegium, von Fleisch zu leben, zu zeigen (S. 153). Die von Speke (S. 167) abgebildete Residenz des Häuptlings Lumeresi, der den kranken Reisenden nicht fortlassen wollte, um ihn völlig auszusaugen, gleicht einem Heuschober (Bild einer Schmiede ebd., S. 186). Nach einem Einfall der räuberischen Watuta und des inzwischen auch beraubten Grant Ankunft kamen sie nach der Residenz des Distrikts-Häuptlings Pongo (Buschbock), der sich zuerst mit einer Eskorte umherschleichend und sein Gesicht in ein Tuch verhüllt zeigte, damit der „böse Blick“ der Weissen ihn nicht behexe (S. 194). An der Grenze von Usui war der Mkungu N'yamanira ein ebenso grosser Doktor als Offizier. Vor seiner Hütte hatte er seine Uganga oder einen Baum, an dem das Horn eines blauen Bockes mit magischem Pulver befestigt und ein Zebrahuf an einem Faden über einen in die Erde eingelassenen Krug mit Wasser aufgehängt war. Seine Rangauszeichnung hatte er an den Kopf gebunden; das weite Ende einer Muschelschale, das Offizierszeichen, war an der Stirn befestigt, während ein kleines Schafhorn, leicht über den Schläfen befestigt, anzeigte, dass er ein Magier sei. Um Spekes Kräfte in magischen Künsten zu versuchen, forderte er ihn, der über seine Uganda lachte, auf, einen immerwährenden Quell durch Kratzen des Bodens zu erzeugen, was Speke versprach, wenn jener es zuerst ausführen wolle; als auch hier Speke bestohlen wurde, bat er den Doktor, den Nutzen seines Horns zu zeigen; das wurde versprochen, aber nie ausgeführt (S. 197 f.). In Usui waren die kleinen Dörfer aus Grashütten nicht von Bomba eingeschantzt, sondern in grossen Pisangfeldern verborgen. Rinder gab es viel, von den Wahuma gehalten, die ihre Milch den Reisenden nicht verkaufen wollten, weil sie Hühner und eine Maharague genannte Bohne ässen. Sie kamen zu Vikora, einem andern Beamten, der am Fufs eines Sandsteinberges lebte; dieser war mit einem Quarzgang bekleidet, über den ein kleiner Wasserstrom etwa 70 Fufs hoch herabstürzte, den, wie man sagte, der König Suwarora zuweilen anbetete, wenn das Land von Dürre heimgesucht war (S. 200). Auf neue hatten die Reisenden durch Diebereien (S. 201) und dann Steuern über Steuern (S. 202) zu leiden. Den Palast des Königs oder vielmehr nur Häuptlings, da das Reich in zwei geteilt ist, im Uthungathal umgeben drei konzentrische Kreise von Gebüsch; seine

allein liegende Hütte war dreimal so groß als diejenigen für seine Offiziere und Diener; in die Zwischenräume wurde nachts ihr Rindvieh eingestellt (S. 205f.). Der Bruder der verwitweten Königin von Uganda war mit einem Gefolge von Offizieren von König Mtesa von Uganda hierhergeschickt worden, um um die schöne Tochter Suwaroras anzuhalten und bereits über ein Jahr hier, währenddessen die schöne Jungfrau gestorben war; nun fürchtete Suwarora den seiner Verzögerung folgenden Zorn des großen Königs und suchte durch Sendung eines Tributs von Drähten Verzeihung zu erlangen (S. 207), der Speken abgenommen wurde; auch sonst fehlte es nicht an Erpressungen und Bettelei; obgleich auch die Geschenke wieder als behext gefürchtet (S. 208) und die Reisenden als gefährliche Hexenmeister von Offizieren weitergeleitet wurden. Aus dem Uthunguthal aufsteigend, führte der Weg an Steinhügeln vorbei, denen jeder Vorübergehende einen Stein zufügte; über den Ursprung dieser Steinhügel erhielt Speke keinen Aufschluss, bemerkt aber, daß er dieselbe Sache im Somali-Land gesehen (S. 216). Nach Karagwe waren die Eingeborenen nackter als irgendein Volk, das die Reisenden bisher gesehen; die Mädchen, selbst im Pubertätsalter, stellten sich ohne böse Gedanken dreist vor sie hin (S. 217). Durch Karagwe (siehe oben S. 499f. und Nachtrag) gingen sie dann nach Uganda.

Zu S. 488, Anm. 1. Speke, Entdeckung der Nilquellen I, 313 ff. 316; II, 3. 36. 71. 82 ff. 96. Vgl. Nachtrag zu S. 494.

Zu S. 488, Z. 2. Die Etikette des Hofes von Uganda erforderte, daß Speke (I, 329) dem König zwei Tage hintereinander und jeden dritten Tag seiner Mutter, der Königin-Witwe, seine Aufwartung machte. Ihr Hofstaat von ihren Ministern bis zum Spafsmacher ebd., S. 339. Niemand, wie hoch er auch im Range sei, darf vor dem König sitzen, selbst dessen Mutter nicht. Ebd. II, 9. Vgl. Nachtrag zu S. 491. 494.

Zu S. 488, Z. 8. Speke (I, 278) hat Waffen und Geräte von Uganda abgebildet, darunter auf Tafel I, Nr. 9: Perlen-Amulett des Königs, Nr. 12—14: Zauberstäbe; auf Tafel II, Nr. 1: Elfenbein-Amulett von Männern getragen, Nr. 2: Messingdraht-Amulett von Frauen getragen, Nr. 8: Dorfthor mit Menschenschädeln und Holzklotzen. Zauberstöcke, Stücke Holz von allen Formen, die vermutungsweise übernatürliche Kräfte haben, und gefärbte Erden, mit gleicher Eigenschaft begabt, werden von den königlichen Magiern produziert. Ebd., S. 283. Zwei junge Pagen des Königs (mit bis auf zwei runde Fleckchen abrasiertem Haar) kamen zu Speke mit drei Stöcken vom König, der drei Zauber oder Medizinen verlangte. Einen Stock vor Speke auf die Erde legend, sagten sie: „Dieser ist ein Kopf, der von Träumen einer verstorbenen Verwandten affiziert

Befreiung davon wünscht“; der zweite symbolisierte den Wunsch des Königs nach der Erfüllung einer Erscheinung, welcher der alte Pallusdienst geweiht war. „Der dritte“, schlossen sie ihre Rede, „ist ein Zeichen, daß der König einen Zauber wünscht, um alle seine Unterthanen in Furcht vor ihm zu erhalten“ (S. 302). Trommeln, Singen, Kreischen, Schreien und Tanzen war zwei Tage und zwei Nächte fortwährend vor sich gegangen, um den Phepo oder Teufel aus einem Dorfe (an der Grenze von Karagwe und Uganda) auszutreiben. Ein alter Mann und eine alte Frau, mit weißem Schlamm beschmiert und Krüge mit Pombe auf ihrem Schofs haltend, saßen vor einer Hütte, während andere Leute beständig ihnen Körbe voll zerdrückter Bananen und mehr Krüge Bier brachten. In dem Hofraum vor ihnen waren Hunderte von Männern und Frauen; mit netten Mbugu bekleidet, die Männer mit Turbanen, Reihen von Samen um die Köpfe gewunden, polierte Eber-Hauzähne hineingesteckt; dies waren die Leute, die, alle betrunken wie die Säcke, solch einen Spektakel machten, um den Teufel fortzujagen (S. 294). Bei der ersten Erscheinung des Neumonds in jedem Monat schließt sich der König und die Königin für zwei oder drei Tage ein zur andächtigen Betrachtung und Anordnung ihrer Zaubehörner (Mapembe), Hörner wilder Tiere mit Zauberpulver gefüllt, um zu sehen, ob keine Unvollkommenheiten in ihrem Uganda vorhanden seien; am ersten Tag nach dem Neumond des dritten Monats scheren sich nach altem Brauch der König und alle Hofleute die Köpfe bis auf die ihren Rang bezeichnenden Stellen (I, 284; II, 49). Der Geist dieser Religion ist nach Speke nicht sowohl Anbetung eines höchsten wohlthuenden Wesens, als eine Steuer an gewisse böse Furien, eine Veröhnung, daß sie dem Lande kein Übel bringen und eine reiche Ernte sichern (II, 118). Die kranke Meri sagte zu Speke, wenn er ihr eine Ziege geben wolle, sie dem Uganda zu opfern, so würde sie sofort genesen (II, 78). Vor der Krönung des neuerwählten Königs macht die Ilmas (die bei Geburt des Königs den Nabelstrang abgeschnitten) eine Wallfahrt zum Grabe des verstorbenen Königs, um aus dem Wachstum und anderen Zeichen gewisser Pflanzen und Bäume zu sehen, was für ein Geschick den König erwartet; die Stimme des Mgussa wird gleichfalls gehört (I, 285); vgl. Nachtrag zu S. 496.

Zu S. 489, Anm. 2. Speke II, 22.

Zu S. 491, Z. 19. Nach Speke (I, 276 ff.) war Kiméra der erste König von Uganda, der eigentlich selbst Uganda hieß, ein armer Jäger aus Unyoro war und nach Uddu (eigentlich Land der Sklaven [Waddu, in den nördlichen Dialekten Wiru] d. h. der von den Wahuma unterworfenen Eingeborenen) mit einem Rudel Hunde, einer

Frau, einem Speer und einem Schild kam, um am linken Ufer des Katongathals, nicht weit vom See zu jagen; da er beim Jagen glücklich war, liefen die Wiru des Fleisches wegen zu ihm und gewannen ihn so lieb, daß sie ihn zum König machten, indem sie sagten: „Was nützt uns unser gegenwärtiger König, der soweit wegwohnt, daß, wenn wir ihm eine Kuh als Tribut schicken, die Kuh unterwegs kalbt, das Kalb zur Kuh wird, ein zweites Kalb giebt und sofort, und doch das Geschenk seine Bestimmung noch nicht erreicht hat.“ In derselben Nacht stand Kimera auf einem Steine mit seinem Speer, seiner Frau und einem Hund, wovon das Volk die Spuren noch sichtbar glaubt. Als der große König von Unyoro Nachricht über diese Vorgänge erhielt, sagte er bloß: „Das arme Geschöpf muß verhungern; lassen wir ihn sich dort ernähren, wenn er Lust hat.“ Kimera, plötzlich zur Größe erhoben, wurde stolz und streitsüchtig, bildete eine starke Partei um sich, die er zu seinen Wakungu (Beamten, Offizieren) ernannte, belohnte gut, bestrafte hart und wurde bald großartig. Nichts als der größte Palast, ein Thron zum Darafsitzen, der größte Harem, die nettesten Offiziere, das bestgekleidete Volk, selbst eine Menagerie zum Vergnügen, überall nur das Beste konnte ihn zufriedenstellen. Ganze Flotten von Böten (Speke II, 68 Beschreibung und Bild der Uganda-Böte, von 10—30 Rudern und langen Vorderteilen, mit Antilopenhörnern und Federbüscheln verziert) wurden für den Krieg gebaut und Armeen gebildet, Landstraßen durch das Land gezogen, alle Flüsse überbrückt; kein Haus durfte ohne Reinlichkeitsvorrichtungen gebaut werden; keiner Person, wie arm sie auch war, war erlaubt, ihren Körper zu exponieren; wer diesen Gesetzen zuwiderhandelte, mußte sterben. Nach dem Tode Kimeras nahm der Wohlstand in Uganda nie ab, vermehrte sich eher. Die Gesellschaft der von ihm gebildeten Beamten war so stolz auf ihre Emanzipation aus der Sklaverei, als der König, den sie ernannt hatten, stolz auf seine Herrschaft über sie. Sie begruben Kimera mit Staatsehren; sie übergaben den Leichnam der Obhut des begünstigsten Begleiters des Verstorbenen, welchem die Pflicht oblag, den Leichnam auszutrocknen, indem er auf ein Boot gelegt wurde, das auf der Öffnung eines großen irdenen, von unten durch Feuer erhitzten Kruges lag. War dieser Trocknungsprozess nach drei Monaten vollendet, so wurde der Unterkiefer ausgeschnitten und hübsch mit Perlen überarbeitet; der Nabelstrang, gleichfalls von der Geburt an aufbewahrt, erhielt dieselbe Bearbeitung in Perlen. Beides kam in apparte Verwahrung; den Körper aber übergab man einem Grabe, das hernach stets von dem genannten Begleiter und einer gewissen Zahl der vom König am meisten begünstigten Frauen bewacht wurde, welche alle Gärten anlegten und den folgenden König nicht sehen durften. Infolge seines großen

Weiberhaushaltes hinterließ Kimera eine große Zahl von Prinzen (Warangira) und Prinzessinnen. Aus jenen wählten die Wakungu diejenigen, den sie am besten zur Regierung des Landes geeignet hielten, nicht eines zu hohen Ranges von mütterlicher Seite, damit der Mann ihrer Wahl sie nicht alle in seinem Stolz töte, sondern einen niedrigerer Herkunft. Die übrigen wurden mit Frauen in eine Reihe von Hütten unter Obhut eines Wächters gebracht, um Intrigue und Zwistigkeit zu vermeiden. Sie konnten sich ihres Lebens erfreuen, bis der erwählte Fürst das reife Alter erreicht und gekrönt worden, worauf man alle bis auf zwei Prinzen verbrannte, die für Zufälligkeiten, so lange der König Gefährten bedurfte, aufbewahrt blieben; der eine ward dann nach Unyoro verbannt, der andere mit passenden Besitzungen in Uganda pensioniert. Die Mutter des Königs wurde hierdurch Königinwitwe oder N'yamasore. Sie teilte sich mit ihrem Sohne, dem sie die Vorwahl überließ, in den Besitz aller Frauen des verstorbenen Königs, die nicht an seinem Grabe stationiert waren, hielt einen um wenig geringeren Palast als ihr Sohn mit großen Ländereien, leitete den gewählten Prinzen zur Regierung des Landes an und blieb bis zum Ende der Minorität die eigentliche Herrscherin des Landes; jedenfalls durften keine durchgreifenden politischen Änderungen ohne ihre Sanktion vorgenommen werden. Die Prinzessinnen wurden die Frauen des Königs; niemand sonst konnte sie heiraten. Die Könige, die auf Kimera folgten, sind nach Speke Mahanda, Katereza, Chabago, Simakokiro, Kamanya, Sunna, Mtesa. Speke (I, 308) kam auf seiner Reise zu Mtesa beim Palast (Kibuga) des verstorbenen Königs Sunna vorbei, durfte aber nicht hier rasten, da es keinem Auge erlaubt war, auf den Niederlassungen verstorbener Könige zu verweilen.

Zu S. 494, Z. 8 von unten. Der König und seine Mutter haben ihre Katikiro oder Commandeur-en-Chef, auch Kamravioma genannt, ebenso andere Beamte hohen Ranges. Unter ihnen in richtiger Folge der Abstufung waren die Ilmas, eine Frau, die das Glück gehabt, bei der Geburt des Königs den Nabelstrang abzuschneiden; die Sawaganzi, Schwester der Königin und Barbier des Königs; Kaggao, Pokino, Sakibobo, Kitunzi u. a., Gouverneure von Provinzen; Jumba, Admiral der Flotte; Kasuju, Hüter der Schwestern des Königs; Mkuenda, Faktor; Kunsu und Usungu, erster und zweiter Exekutor; Mgemma, Beauftragter für die Gräber; Seruti, Brauer; Mfumbiro, Koch; zahlreiche Pagen mit Turbanen von Schnüren aus Aloefasern, um (stets laufend, nicht gehend) Bottschaften zu überbringen, nach den Frauen zu sehen, vom König zur Hinrichtung Verurteilte zu binden und hinauszuschleppen, und

kleinere Wakungu zu Hunderten. Ein Mkungu ist stets über den Palast gestellt mit dem Befehl über die Wanagalali oder Wachen, die monatlich gewechselt werden; ein anderer hat fortwährend den Dienst, widerspenstige Personen festzunehmen. Fast beständig sind ferner im Palast die Wanangalavi oder Trommler; Nsase, Erbsenkürbisrasseler; Milele, Flötenbläser; Mukonderi, Klarinettenbläser; auch Spieler hölzerner Harmonika und Schofsharfen, die ihr Spiel mit Gesang begleiten; denn Musik ist das halbe Amusement dieser Höfe. Jedermann darf Speere, Schilde und Hunde halten, die Ugandazeichen, während die Wakungu zu Trommeln berechtigt sind. Es ist die Pflicht aller Beamten, so beständig als möglich am Hof aufzuwarten; sollten sie dies nicht thun, so verwirken sie dadurch ihre Ländereien, Weiber und Besitzungen, die Würdigeren gegeben würden. Nettigkeit im Anzuge ist imperatorisch notwendig und für irgendeine Vernachlässigung dieser Regel kann der Kopf verwirkt werden. Die Bestrafung für solche Vergehen kann indes in Strafen durch Wegnahme von Kühen, Ziegen, Hühnern oder Messingdraht verwandelt werden. Alle Handlungen des Königs gelten als Wohlthaten, für die man danken muß, auch Prügel und Geldstrafen, weil Besserungsmittel. Der Dank wird abgestattet durch Kriechen auf der Erde, Zappeln und Winseln nach Hundart, worauf sie plötzlich aufstehen, Stöcke ergreifen — Speere dürfen bei Hof nicht getragen werden — thun, als wenn sie auf den König zielten, mit der geäußigsten Zunge schwatzen und so Treue für ihr ganzes Leben schwören. Dies ist die größere Begrüßung; die kleinere wird knieend in betender Stellung ausgeführt, wobei fortwährend die Hände geöffnet und bestimmte Worte (am häufigsten „n'yanzig“) wiederholt werden. Infolge dieser Begrüßungen ist am Hofe mehr Zeremonie als Geschäft, obgleich der König, der beständig ein Auge für seinen Schatz hat, fortwährend irgendeinen kleinlichen Fehler entdeckt, den Kopf des Schuldigen verurteilt, sein Liquidationsgeschenk annimmt, wenn derselbe irgendetwas zu bezahlen hat, und so seine Einnahmen im Gange erhält. Niemand darf vor dem Könige stehen, während dieser entweder still steht oder sitzt, sondern muß sich ihm mit niedergeschlagenen Augen und gebeugten Knien nähern und sitzen oder knieen, wenn er angelangt ist. Des Königs Thron oder Kleider, selbst zufällig zu berühren oder seine Frauen anzusehen, ist sicherer Tod. Wenn der König bei Hofe sitzend ein Lever hält, hat er unabänderlich mehrere Frauen, Wabandwa (Abwender der bösen Blicke oder Zauberer) um sich. Sie sprechen mit verstellten kreischend hohen Stimmen, tragen getrocknete Eidechsen auf ihren Köpfen, kleine Ziegenfell-Schürzen mit kleinen Glocken eingefasst, diminutive Schilde und Speere mit Hahnensporen besetzt, und haben bei ihrer Aufwartung die Funktion, Becher mit Marwa

(Pisangwein) zu kredenzen. Die Überbringer von Strafgaben oder Geschenken an den König halten dieselben erst vor ihr Gesicht, um zu zeigen, daß kein böser Geist darin wohne; die Wildmeister und Fischer bringen ihre Beute, die Messerschmiede zeigen Messer und Gabeln von Eisen mit Messing und Kupfer eingelegt, die Kürschner ganz vorzüglich genähtes Fleckzeug von Antilopenhäuten, die Kleidermacher Tücher von Mbugu-Rindenzeug, der Schmied Speere u. s. w.; nichts wird aber gegeben, ohne es abzureiben, dann das Gesicht zu reiben und dann eine lange Begrüßungsform durchzumachen für die gnädige Gunst, die der König ihm erweist, die Sachen anzunehmen. Ist der König von den Geschäften ermüdet, dann steht er, den Speer in der Hand, auf und geht, seinen Hund führend, fort, ohne Wort oder Gruß, seine Gesellschaft wie Hunde zurücklassend. Trotz der strengsten Gesetze zur Aufrechthaltung des Anstandes für alle männliche Bedienung sind doch völlig nackte Frauen Kammerdiener. Speke I, 279 ff. Niemand darf dem König etwas sagen oder überhaupt ihn anreden außer in Antwort auf eine Frage. Ebd. II, 141. Jedermann buhlt um die Gunst eines Wortes von seinem König und verehrt ihn als Gottheit; er wiederum hält sich so entfernt, als möglich, um seiner hohen Stellung noch größere Wirkung zu verleihen. Ebd., S. 327. Merkwürdigerweise verzieh Mtesa aus eigenem Antrieb einem 16jährigen Jungen, der, als er ihn allein traf, was selten vorkommt, ihn zu töten drohte, weil er den Menschen ungerecht das Leben nähme. Ebd. II, 61. Die Wakungu werden vom König mit Frauen versorgt, je nach ihrem Verdienst, aus den Beuten in auswärtigen Kriegen oder widerspenstigen Beamten zuhause weggenommen. Die Heiraten sind in Uganda mit keinen Zeremonieen verbunden. Die Frauen werden nicht nach Wanyamwezi-Gebrauch als Eigentum betrachtet; doch tauschen viele ihre Töchter; einige Frauen werden wegen schlechter Aufführung in Sklaverei verkauft, während man andere prügelt oder zu allen niedrigen Diensten im Hause degradiert. Begeh ein Mkungu, der eine hübsche Tochter hat, ein Versehen, so kann er sie als Versöhnungsmittel dem König bringen; hat ein benachbarter König eine hübsche Tochter und der König von Uganda will sie haben, so kann er sie als passenden Tribut verlangen. Speke bewunderte das Halsband der Königin aus Kupferdraht mit einer verschlungenen Einlage von Eisen und frug, warum sie einen Kranz von Weinblättern trüge, wie er oft an einigen Wakungu gesehen; hierauf brachte sie eine Anzahl Ringe, dem gleich, den sie trug, nahm ihren ab und that ihn Speke um den Hals; dann sagte sie, auf ihren Kranz deutend: „Das ist das Zeichen eines Kinderdiebsamts; wer es trägt, fängt kleine Kinder.“ Speke schloß, daß sein Besitz als Zeichen des Königtums dem Träger die Macht giebt, die Kinder wegzunehmen. Ebd. II, 38 ff.

Zu S. 494, Z. 4 von unten. Speke I, 312. Bild zu S. 308.

Zu S. 496, Z. 20 ff. Als der König Speke einen Talisman geben wollte, antwortete dieser: „Nein, ich würde mich vor Lubaris (Gottes) Zorn fürchten, wenn ich es thäte“ (II, 51). Doch auch Spekes Uhr wurde als Lubari bezeichnet (I, 332; II, 54). Speke sagt (I, 280): Es giebt auch einen Neptun, Mgussa oder Geist, der in den Tiefen des N'yanza lebt, durch das Medium seines zeitlichen Mkungu sich mitteilt und in gewisser Ausdehnung die Flottengeschicke des Königs leitet. Vgl. Nachtrag zu S. 488, Z. 8. Von seiner Seefahrt mit Mtesa erzählt Speke: Der König lenkte die Böte nach einer vom Mgussa bewohnten Insel, zwar nicht vom Mgussa in Person, denn er ist ein Geist, sondern von seinem Familiarius und Deputierten, dem großen Vermittler, der die Geheimnisse der Tiefe dem König von Uganda mitteilt; in einer andern Hinsicht könnte man ihn den beaufsichtigenden Priester der Quelle des großen Nil nennen (II, 71). Wir betraten zunächst seine Hütte, die am andern Ende mit vielen mystischen Symbolen, unter andern einem Ruder, dem Zeichen seiner hohen Stellung, geschmückt war, und saßen eine Zeit lang schwatzend da, als Pombe gebracht wurde und der geistige Vermittler ankam. Er war à la Wichwezi gekleidet mit einer kleinen Ziegenfell-Schürze, mit zahlreichen Amuletten geschmückt und brauchte ein Ruder als Scepter oder Spazierstock. Er war kein alter Mann, obgleich er es sehr zu sein affektierte; er ging sehr langsam und bedächtig, hustete asthmatisch, zwinkerte mit den Augen und murmelte vor sich hin wie eine Hexe. Mit affektierter Schwierigkeit setzte er sich am Ende der Hütte neben die erwähnten Symbole und fuhr eine volle halbe Stunde zu husten fort, bis seine Frau in derselben Weise, ohne ein Wort zu sagen, kam und dieselbe affektierte Art annahm. Der König sah scherzhaft lachend bald sie, bald mich an, als wollte er sagen: „Was denkst du über sie?“ Es war aber kein Wort zu hören, als die Stimme der alten Frau, die wie ein Frosch nach Wasser krächzte und, als solches gebracht wurde, von neuem krächzte, weil es nicht vom reinsten des Sees wäre, den ersten Becher wegbringen liefs, sich mit dem zweiten die Lippen benetzte und in derselben Weise fortging, wie sie gekommen war. Nun veranlafste Mgussas Vertrauter den Kamraviona und mehrere Beamte, näher um ihn herumzutreten, wo er mit leiser Stimme ihnen gemessene Befehle gab und sich entfernte. Seine Offenbarungen schienen ungünstig zu sein; denn wir gingen sofort nach unseren Böten und kehrten zu unseren Quartieren zurück (S. 72). Auf der größten Insel (Inselgruppe?) dem Katongafloss gegenüber ein anderer Hoherpriester des N'yanza-Neptun (S. 76). Wenn ja ein Naturgott, ist er doch ganz nach Art der Ahnengeister gedacht und verehrt.

Zu S. 496, Z. 1 von unten. Speke II, 142 f. Vor den Isamba-Stromschnellen litten die Eingeborenen nicht, daß ein von Speke erlegter Nsumubock der Hütte nahe käme, ehe er gehäutet wäre, aus Aberglauben, daß sonst kein anderer je wieder von ihnen getötet werden würde. Ebd., S. 141.

Zu S. 497. Baker (Der Albert-N'yanza, S. 142 f.) nennt die Latuka die schönsten Wilden, die er je gesehen; die durchschnittliche Höhe beträgt 5 Fuß 11½ Zoll (auch die Frauen sind ungeheuer groß, wenige unter 5 Fuß 7 Zoll, S. 148). Die Kopfbildung und allgemeine Physiognomie ist von allen andern Stämmen in der Nähe des Weißen Nil ganz verschieden. Sie haben hohe Stirnen, große Augen, etwas hohe Backenknochen, einen nicht sehr großen, wohlgestalteten Mund und etwas volle Lippen. In ihrem Äußeren haben sie sämtlich etwas auffallend Angenehmes, und hinsichtlich des gesitteten und höflichen Betragens bilden sie zu den anderen Stämmen einen großen Kontrast. Im ganzen weist ihre Erscheinung nach Baker, den Hartmann (Abessinien, S. 171) insofern als einen Zeugen für die nationale Zusammengehörigkeit aller inner- und ostafrikanischen Stämme anführt, auf einen Gala-Ursprung hin; der Akkarastamm am östlichen Ufer des Tschol, vier Tagemärsche östlich von Latuka, besteht aus echten Gala, die häufig ins Latukaland eingefallen sind, auf Maultieren reitend, die wohl bei den Gala und Abessiniern, aber nicht bei den Stämmen am Weißen Nil, die überhaupt keine Lasttiere kennen, gezogen werden; so habe ein früherer Einfall der Gala die Niederlassung der Latuka herbeigeführt. Um so weniger sind sie von Hause aus als religionslos zu denken. Über Tarrangolle und die Behandlung der Toten siehe Baker, S. 144 f., das Gespräch mit Kommoro (Löwe) S. 169 ff. Dieser sagte zuerst, die Leichengebräuche seien immer so Sitte gewesen bei den Vorfahren; er könne sie jedoch nicht erklären. Hiernach können wir wohl annehmen, daß wenigstens die Vorfahren mit diesen Gebräuchen ihren fortlebend gedachten Toten haben dienen wollen. Übrigens konnte sich Baker nur durch Dolmetscher mit Kommoro unterhalten; er erwartete in dem Wiederausgraben der Gebeine ein Symbol der Auferstehung anerkannt zu finden. Der Leichentanz gab die Veranlassung zu dem Gespräch; Baker (S. 167 f. mit Bild) schildert ihn also: Die Tänzer waren höchst grotesk aufgeputzt; Straußfedern schmückten ihre Helme; von ihren Schultern hing ein Leoparden- oder Affenfell, und ein um den Leib gebundenes Leder bedeckte eine große eiserne Glocke, die mit einem Riemen auf die Lenden jedes Tänzers geschnürt war; diese ließen sie nach dem Takte des Tanzes ertönen, indem sie ihre Gesäße auf die abgeschmackteste Art hin und herwarfen. Ein großer, auf solche

Weise ausstaffierter Haufe machte ein unbeschreibliches Getöse, welches durch das Blasen der Hörner und das Schlagen von sieben Trommeln (Nogara) noch vermehrt wurde. Jeder Tänzer trug ein um den Hals hängendes Antilopenhorn, das er dann und wann, wenn er in höchster Aufregung war, blies. Diese Instrumente gaben einen Ton, der das Geschrei eines Esels und einer Eule vereinigte. Haufen von Männern und Frauen flogen immer ringsum in einer Art von Höllengalopp, indem sie, ihre Lanzen und mit eisernen Köpfen versehenen Keulen schwingend und sich erträglich in 5—6 Mann tiefer Linie haltend, dem Vortänzer folgten, der rücklings tanzend sie führte. Die Frauen blieben außerhalb der Linie; sie tanzten einen langsamen dummen Schritt und schrieten einen wilden unharmonischen Gesang, während eine lange Reihe junger Mädchen und kleiner Kinder, die Köpfe und Hälse mit rotem Eisenocker und Fett eingerieben und um die Lenden hübsch mit Perlenschnüren geschmückt, sich in einer sehr guten Linie hielten, wobei sie mit den Füßen den Takt schlugen und mit zahlreichen eisernen Ringen klimperten, die ihre Knöchel zierten, um mit den Trommeln Takt zu halten. Eine Frau wartete den Männern auf, indem sie mit einer Kürbisflasche voll Holzasche durch das Gedränge sprang und ihnen Hände voll über die Köpfe streute, wodurch sie dieselben wie Müller einpuderte. Welchen Zweck dies hatte, konnte Baker auch nicht erfahren. Die Vortänzerin war ungeheuer fett und über die Blüte der Jugend hinaus, hielt aber trotz ihrer Schwerfälligkeit bis zuletzt Schritt. Diese Festlichkeiten sollten zu Ehren der Toten fortgesetzt werden und, da kürzlich viele Freunde getötet worden waren, so konnten Musik und Tanz einige Wochen lang Mode sein. Obgleich Baker (S. 166) die Latuka besser nennt als andere Stämme, die er getroffen, klagt er doch sehr über ihre Stumpfheit, daß er sie, wobei ihm freilich Kenntnis ihrer Sprache fehlte, nicht dahin bringen konnte, das Dasein eines guten Urwesens zu begreifen; ihr einziger Begriff (Gottes oder bloß ihres höchsten Guts und Ideals?) war Macht, Gewalt, die alles erreichen, die starke Hand, die den Schwachen zerreißen konnte; an Bakers Wohlwollen glaubten sie nicht (sie warfen alle Fremden mit den verhafsten Türken in eine Klasse, die gleichzeitig eingefallen und besiegt worden waren, S. 158), sondern schrieben seine Milde der Schwäche zu; Adda, einer der Häuptlinge, bat ihn, eins seiner eigenen Dörfer, dessen Bewohner etwas rebellisch waren, plündern zu helfen. Die Latuka tragen feste Helme von ihrem eigenen Haar, das man durch Garn aus Baumrinde wachsen läßt, mit Kauri und Kupfer schützt und mit Perlen schmückt. Die Latuka haben weder Bogen noch Pfeile; ihre Waffen sind Lanze, Keule, Schwert, Schild (von Büffel- oder Giraffenhaut) und ein mit Messerklingen versehenes eisernes Armband. Die Frauen tragen

lange Schwänze aus feinem Garn, vorn einen großen Lappen von gegerbtem Leder (S. 146ff.). Das Haar tragen sie kurz, mit rotem Eisenocker und Fett übertüncht, in der Unterlippe einen spitzen, langen, polierten Krystall, der in den Raum dringt, der durch das Ausziehen der vier unteren Vorderzähne entstand; Wangen und Schläfen schwach tätowiert (S. 150f.). Vielweiberei ist allgemeine Sitte; die Anzahl der Weiber hängt vom Vermögen des Mannes ab; der Preis eines Mädchens, das einen schweren Wasserkrug tragen kann, beträgt zehn Kühe. Mädchen und Knaben gehen vollkommen nackt. Die Frauen mahlen das Getreide, holen das Wasser, sammeln Brennholz, belegen die Fußböden mit Zement, kochen die Speise (S. 152), werden aber auch im Kriege nicht getötet (S. 239). Die Latuka sind in ihren Städten auffallend reinlich (S. 176). Sie sind ausgezeichnete Grobschmiede (S. 179; Bild S. 142). Feuer erzeugen sie durch Reiben zweier Stöcke an einander (S. 170). Die Afrikaner, bemerkt Baker (S. 195) bei Besprechung der Latuka-Jagden, sind so roh, daß sie nur auf Vernichtung des Elefanten denken und niemals dessen Zähmung versuchen. Thomson hat auf seiner Expedition nach den Seen von Zentral-Afrika (II, 211) keinen einzigen Elefanten mehr gesehen, während sie vor 20 Jahren noch zahlreich durch diese Länder schwärmten. Die Eingeborenen von Obbo sind nach Baker (S. 209f.) in Sprache und äußerem Ansehen von den Latuka ganz verschieden. Sie haben eine gute Gesichtsbildung und eine besonders schön gestaltete Nase, die Baker (S. 214), an die Somal erinnerte. Sie sind völlig nackt, ausser wenn sie in den Krieg gehen, wo sie sich in roten und gelben Streifen bemalen; ihre gewöhnliche Bedeckung aber ist das über die Schultern geworfene Fell einer Antilope oder Ziege. Das wollige Haar wird mit Zwirn geflochten und in eine platte Gestalt verarbeitet gleich einem Biberschwanz, dann zur Befestigung mit einer feinen Kante von roter Haut besetzt. Von ihrer vergangenen Geschichte fand Baker (S. 215) weder Überlieferungen noch Vorstellungen; er giebt einige Wörter zur Vergleichung der drei Sprachen in Madi, des Obba, Latuka und Bari: Wasser fi (Obbo), cari (Latuka), fium (Bari); Feuer mite, nyemé, kimang; Sonne t'seän, narlong, karlong; Kuh deeang, nyëtän, kiltän; Ziege dëeän, nyënë, eddin; Milch t'sarek, nällè, le; Huhn gwéno, näcömë, tschököré. Begrüßungstanz S. 213. Katschiba S. 215 ff. (Er hatte eine gewisse Anzahl Weiber in jedem seiner Dörfer, 116 lebende Kinder als Beweis seiner Zauberei in den Augen des Volks; eine kinderlose Frau Katschibas schob die Schuld auf Katschibas Grausamkeit gegen sie, der ihr den Zauber vorenthalte und bat Baker um solchen; jedes seiner Dörfer liefs Katschiba von einem seiner Söhne regieren.) Bei einem Ausflug von Obbo nach dem Distrikt Fara djoke kam Baker (S. 222) der Häuptling eines

Dorfes mit mehreren seiner Leute entgegen; sie führten eine Ziege, die Baker geschenkt und sofort an den Füßen seines Pferdes als ein Opfer geschlachtet wurde. Der Häuptling trug ein Huhn, das er an den Beinen, mit dem Kopf vorwärts, hielt; er strich mit dem Huhn die Vorderfüße des Pferdes und zog einen Kreis um dieses, strich ebenso Bakers Füße und schwang das Huhn um den Kopf des sich bückenden Reisenden, wie des Pferdes, das zur großen Niederlage der Eingeborenen sich bäumte; nach Vollendung der Bewillkommungsfeierlichkeit ward der Vogel geopfert und Bakers Vorsteher eingehändigt; Baker ward darauf in das umzäunte schmutzige Dorf geführt. Faradjoke wird nebst den Schoggo- und Madi-Stämmen in dem sich weit ausdehnenden Lande Suli mitinbegriffen, in dem alle Städte unter dem Befehl kleiner Häuptlinge stehen. Katschiba reiste gewöhnlich auf dem Rücken eines starken Unterthanen. Ebd., S. 224. Abschied von Katschiba S. 227. In Obbo tragen die Männer Kuhschwanz-Quasten am Ellbogen und 6—8 polierte Eisenringe knapp um den Hals (S. 253). Sie hielten eine Beratung, in der sie beschlossen, die Türken auf einem Plünderungszug zu begleiten, und schlossen mit einem Kriegstanz, alle in verschiedenen Mustern rot und weiß bemalt, die Köpfe mit Kauri und Straußfedern geschmückt (S. 254 mit Bild). Katschiba singt bei Bakers Besuch ein klagendes, schwärmerisches, aber angenehmes Lied und begleitet es meisterhaft auf einer achtsaitigen Harfe (S. 263, Bild der Harfe S. 8). Katschiba erhält von seinem Volk Vorwürfe, daß es 14 Tage nicht geregnet (S. 268), bläst auf seiner Zauberpfeife (S. 269); nach einigen Tagen vermehrt ein Gewitter seinen Ruf; Hörner und Nogara erschallen ihm zu Ehren (S. 270). Nach Unyoro ging Baker (S. 279f.) über Schoa, dessen Einwohner in Sprache und Gestalt denen von Obbo und Faradjoke gleichen; sie zeigten sich sehr mild und gastlich; Baker rühmt ihren Feldbau und Getreidespeicher; Hühner, Ziegen, Butter war im Überflus vorhanden; einen großen Häuptling gab es in Schoa nicht; jedes Dorf hatte seinen besonderen Ortsvorsteher. In Fatiko war die Begrüßung, daß jeder Eingeborene Bakers Hände ergriff und seine Arme dreimal in ihrer vollen Ausstreckung über seinen Kopf emporhob (S. 283). 30 Meilen von Schoa liegt das Land Lira, dessen Einwohner denselben Typus haben wie die Madi, aber das Haar anders, zu einem dicken Filz gewebt, dem sie auch das Haar ihrer Verstorbenen zufügen, tragen (S. 435); der Häuptling trug darüber noch einen Schmuck von Kauri mit Feder (Bild S. 445, wo auch über Spielarten der Baumwolle in Lira). Nach Speke (II, 257) kleidet sich das Madi-Volk in derselben nackten Manier wie seine Nachbarn und braucht Bogen und Pfeile; alle Dörfer sind mit Zäunen (Boma) umgeben; an einem Ort zeigte es sich gastlich, an einem andern scheu; selbst der Häuptling

hielt zuerst die Reisenden für irgendwelche nicht-irdische Ungeheuer. Eines Abends fand Speke (S. 266) die völlig nackten Eingeborenen eines Dorfes bei Mondschein tanzend. Trommeln wurden von Männern im Zentrum geschlagen; diesen zunächst kam ein dichter Kreis von Frauen, von denen die Hälfte ihre Säuglinge schleppte; außerhalb dieser war ein noch dichterer Kreis Männer, einige Hörner blasend, die meisten ihre Speere aufrechthaltend. Nach dem Klange der Musik sprangen und wandten sich beide Kreise der verschiedenen Geschlechter rund um die Trommler und machten die grotesksten und obscönsten Gesten zu einander. In Koki wohnte der gastliche Chongi, vom Unyoro-König Kamrasi ernannter Gouverneur des Gani-Distrikts; schon sein Urgroßvater, in Unyoro geboren, war von dem damaligen König dazu ernannt worden, über dies Land zu herrschen und das benachbarte Kidi-Volk in Schach zu halten. Der Anzug der Madi bestand, abgesehen von der Kriegsfärbung, aus Perlen, Eisen- und Messingschmuck mit einigen Federn oder Kauri-Perlen am phantastisch arrangierten Haare; selbst die Frauen begnügten sich mit wenigen Fasern, die wie Schwänze vorn und hinten hingen, und stülpten halbe Kürbisse über die kleinen Kinder, die sie auf dem Rücken trugen. Auch führten sie wie die Kidi Sesselchen mit sich, um sich, wohin sie auch gingen, setzen zu können (II, 253 ff.). Speke (S. 256) suchte zu ermitteln, ob es hier auch Präfixe gebe wie in den südafrikanischen Dialekten zur Unterscheidung von Volk und Land, erfuhr aber, daß hier und in den Ländern nordwärts Chopi, Kidi, Gani, Madi, Bari gleichmäÙig für Personen und Orte gebraucht wird; doch sei io Äquivalent für das südafrikanische wa, dano für mtu; die Wörter und ganzen Sprachsysteme waren hier ganz andere als im Süden (mazi, Feuer; pi, Wasser; pe, es giebt nicht; bugra, Kuh; poko poko wingi bongo, wir verstehen nicht); Speke vergleicht dem Klange nach die Gani-Sprache der der Tibet-Tataren.

Zu S. 498, Z. 12 von unten. Speke II, 153 ff. Der große König von Unyoro „der Vater aller Könige“ (S. 160), König von Kittara, das alle Unyoro umgebenden Länder umfaßt (S. 175. 194). Kittara ist nach Speke (I, 274) das von den Wahuma, seitdem sie den Nil überschritten, gegründete Königreich, ein großer Landstrich südlich vom Viktoria-N'yanza und Kitangule Kagéra (Fluß), östlich vom Nil, nördlich vom Luta-Nzige-See und westlich von den Königreichen Utumbi und Nkole begrenzt; der Name Kittara stirbt allmählich aus und wird selten auf einen andern als den westlichen Teil angewandt; der nördliche dagegen heißt Unyoro und der andere Uddu, getrennt von Uganda. Der erste Marsch Spekes durch Unyoro war ein Bild des ganzen Landes bis zur Hauptstadt, ein grenzen-

loser Wald von kleinen Bäumen, Gebüsch und hohem Grase, mit zerstreut stehenden Dörfern, niedrigen Hütten und schmutzig aussehendem, in Felle gekleidetem Volk; Bananen, Bataten, Sesam und Hirse (Ulézi) Nahrung; Kühe von den wandernden, ungesellig lebenden Wahuma gehalten (II, 164). Kamrasi Palast eine große Hütte, von vielen kleineren umgeben, die schlechteste königliche Residenz, die Speke seit Uzinza gesehen (S. 176 f. mit Bild). Kidwiga erzählte, daß Kamrasi und Mtesa, in der That alle Wahuma, ursprünglich von einem gemeinsamen Stamm herkämen, der jenseit Kidi wohne. Alle begraben ihre Toten in derselben Weise unter die Erde; die Könige werden aber zuerst monatelang geröstet, bis sie wie in der Sonne getrocknetes Fleisch aussehen, worauf ihr Unterkiefer herausgeschnitten und, mit Perlen bedeckt, aufgehoben wird. Die Königsgräber werden der Obhut besonderer Beamten übergeben, die in über den Gräbern errichteten Hütten wohnen. Die Nabelstränge werden von der Geburt an aufbewahrt; beim Tode werden die von Männern innerhalb der Thürbekleidung, die von Weibern außerhalb begraben. Beim Tode eines großen Staatsbeamten bewahrt man die Fingerknochen und Haare auf oder, wenn sie glattgeschoren sterben, ein bißchen ihrer Mbugu-Kleidung; ihre Familien bewachen die Gräber. Speke hatte in Karagwe von gehörnten Hunden in Unyoro gehört; Kidwiga wollte einen solchen im Besitz einer offiziellen Person gesehen haben; nach seinem Tode wurde das Horn mit magischem Pulver gefüllt, und so oft eine Armee in den Krieg zieht, wird es auf den Weg gelegt, daß die Soldaten darüber hinschreiten (S. 178). Eine kleine Hütte war zum Empfang gebaut; darin saß Kamrasi, über sechs Fuß groß, auf einem niedrigen Holzstuhl, der auf Fellen stand, auf einer erhöhten Plattform von Gras, in seinem Mbugu-Anzug, ein Armband von Messingdraht am linken Handgelenk, sein halbzolllanges Haar in pfefferkornartige Knötchen verarbeitet (S. 189). Er verlangt Spekes Chronometer als Pembe oder Zauberhorn (S. 195). Seine Brüder fürchten sich vor demselben und halten die Gäste für Unglück bringende Zauberer (S. 200). Kamrasi will mit Speke Zauberpulver tauschen (S. 211). Er kommt, um ihm Geschenke abzubetteln; als Speke ihm das vorhält, geht er hinaus mit dem Wort „Jrokh togend“ (wir wollen aufstehen und gehen), läßt sich nicht sehen infolge des Neumonds, der mit Trommeln gefeiert wird, zeigt sich aber wieder versöhnt, als sich Speke für beleidigt erklärt (S. 200 ff.). Nichts konnte schmutziger sein als der Zustand des Palastes und der zu ihm führenden Straßen. Selbst die Kühe des Königs werden in den Einfriedigungen des Palastes gehalten, die Kälber kommen selbst in die Hütte, wo Kamrasi bis zu den Knöcheln in Schmutz unter ihnen umherwaltet (S. 205). Kamrasi Zwillinge geboren; dies vier Monate mit Musik gefeiert

(S. 211). Kamrasis Schwestern dürfen nicht heiraten und werden mit Milch fett gemacht; auch die Brüder dürfen nicht aus dem Bereich des Palastes gehen zur Vermeidung von Bürgerkriegen (S. 213). Nach Kamrasis eigener Aussage fechten die Brüder um den erledigten Thron, und der beste gewinnt die Krone (S. 226). Als die Reisenden meteorologische Instrumente vermissten, baten sie den König, sie durch seine Magier suchen zu lassen. Er schickte einen alten, beinahe blinden Mann, der mit Streifen alten Leders, an der Taille befestigt, bekleidet war und in der einen Hand ein mit Zauberpulver gefülltes Kuhhorn trug, dessen Öffnung sorgfältig mit Leder bedeckt war, an dem eine eiserne Glocke hing. Er liefs diese klingen, betrat Spekes Hütte, fragte kauernd nach den fehlenden Sachen, grunzte, bewegte seine häutigen Arme um seinen Kopf, als wollte er Luft von allen vier Seiten der Hütte haschen, drückte dann die gewonnene Luft auf den Kopf seines Horns, roch es an, liefs die Glocke dicht an seinem Ohr klingen und grunzte seine Befriedigung; die fehlenden Sachen müßten gefunden werden. Dann hiefs er Spekes Leute sich ins Gras vor die Hütte setzen, klingelte, stiefs dann auf einen nach dem andern das Horn vorwärts und roch es an, bis er befriedigt war, dafs sie die Diebe nicht seien. Er ging dann in Grants Hütte, inspizierte diese und wandte sich endlich nach dem Ort, wo die fehlende Flasche gestanden; wieder liefs er die Glocke am Ohr klingen; dann fand er die Spur einer Hyäne und darauf die von ihr fortgeschleppten Sachen (S. 212 f. mit Bild). Budja starb auf der Rückreise nach Uganda, bezaubert von Kamrasis Grenzzoffizier, der den Zauber in einen Krug Pombe that (S. 217). Eine Myorofrau, die Zwillinge geboren, welche wieder gestorben waren, hält in ihrem Hause als Abbilder der Kinder zwei kleine Krüge, in welche sie sich jeden Abend abmilcht; sie thut dies fünf Monate hindurch, die zum Stillen der Kinder bestimmte Zeit, damit nicht die Geister der Toten sie verfolgen. Die Zwillinge werden nicht wie gewöhnliche Leute unter die Erde begraben, sondern in einen irdenen Krug gethan, einen solchen, wie die Wanyoro zur Aufbewahrung des Pombe brauchen. Diese werden ins Dschungel gebracht und mit der Öffnung des Kruges nach unten an einen Baum gestellt (S. 220 f.). Niemand konnte Speke angeben, wieviel Generationen die Wahuma-Herrschaft in Unyoro alt sei; die Vorgänger Kamrasis waren Chiawambi und N'yawongo. In sehr frühen Zeiten verursachten Zwistigkeiten in der königlichen Familie eine Trennung des Hauptstammes und trieben den schwächeren dazu, in Nkole Schutz zu suchen, wo eine zweite unabhängige Wahuma-Herrschaft begründet wurde (I, 274). Kamrasi nannte sich, Mtesa und Rumanika Wawitu (Prinzen, in Karagwe Wahinda), die aus dem nach Osten liegenden Uwitu (Land der Prinzen) stammten, was

Speke (I, 274; II, 215) mit Omwita, dem alten Namen von Mombas kombiniert. „Früher“, sagte ihm Kamrasi weiter, „war unser Stamm halbweiß und halbschwarz, die eine Seite des Kopfes mit schlichtem Haar, die andere kraus.“ Vgl. Speke II, 249 über diese Tradition. Nach Speke (I, 276) haben sich die Wahuma den Ordnungen der verschiedenen Länder bequemt, welche sie adoptierten; die Wahuma von Uganda und Karagwe reißen ihre unteren Schneidezähne nicht aus, während man in Unyoro wie in Usoga keine Person aus einem Becher trinken läßt, der nicht 4—6 untere Schneidezähne ausgezogen (II, 152); die Wanyoro gebrauchen im Kriege nur den Speer, wogegen die Wahuma in Karagwe die geübtesten Bogenschützen in Afrika sind. Zu Baker (Der Albert N'yanza, S. 388) sagte Kamrasi, er habe noch seinen Großvater Tscherrybambi gekannt, aber von der Geschichte des Landes wisse er nur, daß es früher ein sehr ausgedehntes Königreich gewesen, und daß das Land Kitwara mit Unyoro und Tschopi die Länder Uganda und Utumbi mitumfaßt habe; unter Tscherrybambi empörte sich die Provinz Utumbi und vertrieb ihn aus Uganda über den Fluß Kafur bis Unyoro; der Vater Mtesas eroberte dann Uganda, und seitdem gab es fortwährend Krieg zwischen Uganda und Unyoro (auch Baker [S. 404] erlebte einen Einfall der M'wa d. h. Waganda in Unyoro). Tschopi hatte Kamrasi erst vor zehn Jahren wiedererobert, ohne sich auf die Häuptlinge auf ihren Flußinseln verlassen zu können. Tschopi heißt nach Baker (S. 297) der nördliche Distrikt von Unyoro bei Karuma; die Sprache ist dieselbe wie das Madi und von derjenigen in den mittleren und südlichen Teilen des Reichs abweichend; die Menschen unterscheiden sich von den Negern in ihrem Typus, haben aber das wollige Haar aller anderen Stämme des Weißen Nil. Zwischen den Stämmen von Unyoro und den nördlichen Stämmen, die Baker bis dahin gesehen, fand er einen auffallenden Unterschied; auf der Nordseite des Flusses waren die Eingeborenen entweder fadennackt oder trugen nur ein über die Schultern geworfenes Fell, während den Wanyoro das Nacktgehen als unanständig gilt; eine relative Kultur derselben zeigte sich auch in der Geschicktheit der Grobschmiede und in Töpferarbeit; doch sah auch Baker (S. 304) nie Eingeborene, die so schmutzig in ihren Wohnungen waren wie die Wanyoro. Obgleich Baker (S. 403) täglich von Kamrasi mit Rindfleisch versorgt ward, war es doch schwierig, Hühner zu bekommen, während des Krieges mit Fowuka, der die Vernichtung fast alles Geflügels in der Nähe von Kisuna veranlaßte, da Kamrasi und seine Kodschor (Magiker) täglich mit Opfern beschäftigt waren; indem sie aus der Beschaffenheit der Eingeweide der geschlachteten Vögel Vorbedeutungen künftiger Ereignisse herleiteten. Der König war von Zauberern, Männern sowohl als Frauen, von denen viele alt

und hager waren, umringt, die Kränze von verschiedenen getrockneten Wurzeln auf dem Kopfe trugen; manche hatten nebst ihrer Sammlung von Zaubermitteln noch getrocknete Eidechsen, Krokodilzähne, Löwenklauen, ganz kleine Schildkrötenschalen u. s. w. An solche Hexen und Wahrsager glaubten Kamrasi und sein Volk unbedingt. Als Bakers Frau durch Sonnenstich dem Tode nahe war, tötete eine Hexe ein Huhn, um es zu fragen, ob sie wieder genesen werde; das Huhn steckte im Todeskampfe die Zunge heraus, ein Zeichen, das als bejahend betrachtet wird, und die Eingeborenen zweifelten nicht an der Genesung. Obgleich Baker (S. 404) diese Menschen in geistiger Beziehung überhaupt höher stellt als die Stämme im Norden des Nil, so hatten sie doch nach ihm keinen Begriff von einem höchsten Wesen noch irgendeinen Gegenstand der Anbetung; ihr ganzes Vertrauen beruhte, wie das der Eingeborenen von Madi und Obbo, auf Magie. Gleichwohl denkt auch Baker (S. 388) an ihre Abstammung von den Gala. Kamrasi zeigte sich zuerst Baker gar nicht, liefs aus Furcht vor dem Europäer seinen jüngern Bruder M'gangi seine Rolle spielen (S. 376); dieser gab Baker (S. 313f.) einen Häuptling mit einer Eskorte, die überall plünderte, und einen Führer nach dem M-wutan N'zige mit, so nannte M'gangi den von Baker Albert-N'yanza umgetauften See (S. 308); Speke schreibt Luta N'zige (tote Eidechse); es kommen im Kinyoro einige dialektische Verschiedenheiten vor (Baker, S. 79). Am See kam Baker (S. 329) nach dem elenden Fischerdorf Vacovia. Die Harpunen für Flufspferde waren hier genau nach demselben Modell gearbeitet wie die der Hamran-Araber an der Takagrenze Abessiniens. Auch Speke (II, 248) bemerkt bei den Karumafällen, daß die Hippopotamus mit Lunda gefangen werden, den gewöhnlichen Klappfallen mit Eisen spitzen, die auf die Wege des Tiers gestellt werden, wie sie jeder südafrikanische Reisende beschreibt und soweit allgemein bekannt sind, als die hamitischen Sprachen Verbreitung haben. Der Häuptling sagte Baker (S. 331), die Westküste des Sees sei mit in dem großen Königreich Malegga inbegriffen, das der König Kadjoro regiere, welcher große Kanoe besäße und von einem Magungo gegenüberliegenden Punkte aus, wo sich der See bis auf eine Tagesreise verschmälere, mit Kamrasi Handel treibe. Er beschrieb Malegga als ein sehr mächtiges Land, das eine größere Ausdehnung habe als Unyoro oder selbst Uganda. Südlich von Malegga liege ein Land, das Tori heiße, von einem König desselben Namens regiert. Darüber hinaus könne man von niemand Kunde erhalten. Die Ostküsten des Sees werden (von Norden nach Süden) von Tschopi, Unyoro, Utumbi und Karagwe eingenommen. Der eine halbe Meile breite Kanal von totem Wasser an der Nordostseite des Sees ist der Eintritt des aus dem Viktoria-Nyanza kommenden Weißen oder Viktoria-Nil oder Somersetflusses (S. 349. 353).

Zu S. 498, Anm. 1. Speke II, 250. Der den Karumafällen gegebene Name rührt von dem Glauben her, daß Karuma, der Agent oder Familiarius eines gewissen großen Geistes, die Felsen, die das Wasser brechen, in den Fluß gelegt habe und dafür von seinem Herrn sehr belohnt wurde, welcher gestattete, daß zu seiner Auszeichnung die Felsen Karuma genannt würden. In der Nähe ist ein Baum, der einen Geist beherbergt; seine Attribute zur Befriedigung der Kräfte und Wünsche von sowohl Männern als Frauen schienen Speke (S. 249), dem Kapitän der englischen Armee in Indien, fast identisch mit denen des indischen Mahadeo Ligna.

Zu S. 500, Anm. 1. Speke I, 219—270. Vor 20 Generationen soll die Wahuma-Herrschaft in Karagwe gegründet worden sein. Der Verschwörer Rohinda floh mit einer großen Zahl Wahuma von Kittara nach Karagwe, suchte die Protektion Nonos, der, ein Myambo, König über die Wanyambo dort war, machte sich und sein Gefolge bei den Wanyambo sehr beliebt und, für sich selbst eine Krone begehrend, gab er endlich ein Fest, tötete verräterischer Weise den König Nono beim Gelage und setzte sich selbst auf den Thron als der erste Mkama (König) in Karagwe. Ihm folgte Ntare, diesem Rohinda II., diesem Ntare II., welche Reihenfolge erst mit dem elften Thronwechsel sich änderte, wo Rusatira König ward; dann folgte Mehinga, Kaliméra, Ntare VII., Rohinda VI., Dagara, Rumanika (S. 275). Rumanika erzählte, Karagwe habe früher Usundi, Ruanda und Kishakka eingeschlossen, die unter dem Namen des Königreichs Meru von einem Mann beherrscht worden (S. 251). In Karagwe wurden von den Fremden keine Steuern erhoben, nur Geschenke ausgetauscht (S. 220). Reiche Kultivation, besonders der Bananen; doch schienen die in kleinen schmutzigen Hütten lebenden Wanyambo arm (S. 224). Empfang bei Rumanika S. 227. Rumanika bat Speke bei einem Besuch mit Nnanaji, durch einige Zauberformeln ihren Bruder Rogéro zu töten, der auf einem den Kitangula überrückenden Berge lebe. Ehe ihr alter Vater Dagara starb, hatte er unwissentlich zur Mutter Rogeros gesagt, was der für einen schönen König abgeben würde, obgleich er der zuletzt geborene war. Die Mutter erzog infolge dessen ihren Sohn in Erwartung der Herrschaft über das Land; doch bestimmt das Landesgesetz in der königlichen Familie das Primogenitursystem, das sich indes nur auf die Söhne bezieht, die nach der Thronbesteigung des Königs geboren werden. Sobald Dagara gestorben war, mit Hinterlassung der drei genannten Söhne, beanspruchte Rogero den Thron, wurde aber von Rumanika und dem mit diesen haltenden Nnanaji verjagt (S. 231). Frauenmästung S. 233. Die fünf fetten Weiber des Königs S. 261. Die Prinzen treffliche Bogenschützen S. 237. Speke wollte einst am

See Enten schiessen; die abergläubischen Bootsleute beschworen ihn aber, es nicht zu thun, damit nicht der Geist des Sees aufgereggt werde und das Wasser austrockene. Rumanika verbrachte gleichzeitig eine Nacht damit, am Grabe seines Vaters Dagara seine Ehrfurcht zu beweisen und einen jungen Ochsen zu opfern (S. 244). Am Morgen gab er Speken als Beweis, wie die Götter geneigt wären, aller Welt zu zeigen, daß er der rechtmäßige Thronerbe sei, folgende Erzählung: Als Dagara gestorben war, wurde eine kleine Zaubertrommel von den Staatsbeamten vor die drei Söhne hingestellt. Sie war nur federleicht, aber wurde, da mit Zauberei beladen, für die, welche nicht zum Thron berechtigt waren, so schwer, daß sie nur die Person aufzuheben imstande war, dem die Geister als dem rechtmäßigen Nachfolger geneigt waren. Während sich seine Brüder vergebens anstrebten, sie zu bewegen, hob Rumanika sie ohne irgendwelche Anstrengung mit dem kleinen Finger auf (S. 245). Ich möchte vermuten, wenn nicht Betrug oder überhaupt etwas That-sächlichliches zugrunde liegt, daß die Brüder sich auf das Gottesurteil asketisch präparieren mußten und infolgedessen nicht ihrer Sinne mächtig waren, zudem mit dem Glauben an die mit dem Landesgesetz übereinstimmende Macht des Orakels erfüllt. Weiter erfuhr Speke, daß der Körper des alten Königs nach Art seiner Vorfahren in eine Kuhhaut eingenäht und in ein auf dem See schwimmendes Boot gelegt wurde. Darin blieb er drei Tage, bis die Zersetzung eintrat und sich Maden erzeugt hatten. Von diesen wurden drei nach dem Palast genommen und in die Obhut des erwählten Erben gegeben. Statt aber zu bleiben, was sie waren, verwandelte sich (der Glaube an Seelenwanderung liegt jedenfalls auch hier ursprünglich zugrunde) ein Wurm in einen Löwen, einer in einen Leopard, der dritte in einen Stock. Darauf wurde der Leichnam des Königs auf dem Berge Moga-Namirinzi bestattet; statt ihn aber unter die Erde zu bringen, errichtete man eine Hütte über ihm, steckte 5 Mädchen und 50 Kühe hinein und verschloß dann die Thüre so, daß sie alle später verhungerten. Rumanika erzählte weiter, daß sein Großvater Rohinda VI. ein äußerst wunderbarer Mann gewesen; in der That wäre Karagwe mehr mit übernatürlichen Einwirkungen gesegnet, als irgendein anderes Land. Rohinda VI. zählte soviel Jahre, daß das Volk glaubte, er würde nie sterben, und ihm selbst ging die Sache so nahe, daß er bedenkend, daß sein Sohn Dagara nie sich des Thrones erfreuen würde, einige magische Pulver nahm und sein Leben wegzauberte. Seine irdischen Reste wurden dann nach dem Moga-Namirinzi gebracht in derselben Weise, wie die Dagaras; aber aus dem Herzen des Leichnams sprang ein junger Löwe (vielleicht hatte diesen der Geruch der Totenopfer angelockt, und man glaubte die Seele des Königs in ihn gefahren) und bewachte den

Hügel; aus ihm entstanden andere Löwen, bis der ganze Ort von ihnen eingenommen und zu einem Schrecken für alle anderen Nationen wurde; denn diese Löwen wurden dem Willen Dagaras untergeben, der dann, von den nördlichen Völkern angegriffen, statt eine Armee zu sammeln, seine Löwen zusammenrief und alles vor sich wegfegte (S. 246). Rumanika scheint allerdings mit dem Glauben an Zaubermacht auch starke Phantasie, wenn nicht Lügenschaft verbunden zu haben. Auf Veranlassung K'yengos (eines Hauptmagiers, S. 240), welcher glaubte, Rumanika habe noch nicht nachdrücklich genug sein Anrecht an den Thron dargethan, wurde noch folgender Beweis vorgebracht: Selbst nach der Probe mit der Trommel wurde jeder Erbe der Reiche noch veranlaßt, sich auf einem gewissen Platze im Lande auf den Boden zu setzen (man könnte freilich an hier aufsteigende Dämpfe denken, die den sie Atmenden in Verzückung versetzten); hier werde nun, wenn er Mut genug habe, sich hinzusetzen, das Land allmählich wie ein Teleskop sich erheben, bis es an den Himmel reiche; sei nun der Aspirant die von den Geistern dafür gehaltene richtige Person zur Erbfolge in Karagwe, so werde er langsam wieder herabkommen, ohne daß ihm ein Schaden zustofse; im andern Fall werde der elastische Berg plötzlich zusammenfallen, (und er werde zu Stücken zerschmettert. Nach seinem eigenen Bekenntnis hätte Rumanika die Probe mit auffallendem Erfolge bestanden, bejahte auch, daß er die Luft oben kalt gefunden; als Speke lachte, sagten die übrigen, es müsse näher der Sonne doch wohl heißer gewesen sein. Rumanika zeigte dann ein kleines Stückchen Eisen, das ein Dorfbewohner bei der Feldarbeit unter der Erde gefunden, aber nicht, auch nicht mit anderen, habe herausschaffen könne, bis er, der König, da hier Zauber vorgelegen, geholt worden sei und das Eisen ohne Anstrengung herausgenommen. Was kann ein solches Zeichen bedeuten? fragte er. „Natürlich, daß du der rechtmäßige König bist“, antworteten seine Schmeichler (S. 247). Ferner, sagte jener in erhobener freudiger Stimmung, erhob sich einst zu Dagaras Zeit, als der König mit vielen anderen Männern außerhalb der Hütte saß, ein fürchterliches Gewitter mit Donner und Blitz, und ein Donnerkeil (vgl. Nachtrag zu S. 289) fuhr mitten zwischen sie in den Boden, der alle auseinanderstob bis auf Dagara, der den Donnerkeil ruhig aufhob und in seinen Palast brachte; ich gelangte indes kaum in den Besitz, und Rogero fing mit mir zu streiten an, als der Donnerkeil verschwand; wie würdet ihr das erklären? Die Schmeichler erwiderten: „Das ist so klar als möglich; Gott (also doch wohl hier Gott schlechthin oder ein höchster!) gab dem Dagara den Donnerkeil als ein Zeichen, daß er Gefallen an ihm und seinem Regimente habe; als er aber zwei Brüder einander befehden sah, nahm er ihn weg, um zu zeigen,

dafs ihr Betragen ungerecht sei“ (S. 248). Am folgenden Nachmittag lud Rumanika Grant und Speke ein, Zeuge seines Neumondlever zu sein, einer Zeremonie, die jeden Monat stattfindet in der Absicht zu vergewissern, wie viele seiner Unterthanen loyal sind. „Das erste, was wir beim Eintritt in die Palasteinfriedigungen sahen, war ein Horn eines blauen Bocks, von Kyengo sehr imponierend mit magischem Pulver gefüllt und mit der Öffnung in der Richtung nach Rogero in die Erde gesteckt. Im zweiten Hofe fanden wir 35 Trommeln auf dem Boden aufgestellt mit ebensoviel Trommlern; Prinzen und Beamte eskortierten uns in die dritte Einfriedigung, wo wir in seiner Haupthütte Rumanika auf der Erde kauern sahen, der uns hereinwinkte. Sein Kopf war mit einer Tiara von Perlen angethan, aus deren Mitte direkt über der Stirn ein Busch roter Federn hervorragte. Wir wurden gebeten, neben Nnanaji niederzukauern, der Zeremonienmeister und eine große Gruppe hoher Beamten außerhalb des Portals. Dann fingen die 35 Trommler in sehr guter Harmonie zu schlagen an; darauf wurde eine Bande mit Handtrommeln und Rohrinstrumenten hereinbeordert, uns zu unterhalten. Als diese Ausführung beendet war, kamen die Distrikts-Hauptleute einer nach dem andern auf den Fufsspitzen heran, passierten, ihre Körper verrenkend, Trommelschlägel oder Zweige in den Händen, mit springendem Gange vorwärts, schworen hierauf mit wütender Stimme dem Könige einen Eid ihrer Loyalität und Ergebenheit, begleitet von dem Ausdruck der Hoffnung, dafs er ihre Köpfe abschneiden sollte, wenn sie je vor seinen Feinden umkehren würden, und knieeten dann, ihre Stöcke ausstreckend, vor ihm nieder, so dafs er sie berühren konnte. Mit einer beständigen Wiederholung dieser Szenen, dem Begrüfsen und der Musik, nur einmal von einem Tanz von Mädchen unterbrochen, wurde die Zeremonie beendet (S. 248 ff.). Als Speke dem König von der Erschaffung der Menschen erzählte, hörte er aufmerksam zu und fragte, was bei der Schöpfung das größte Ding wäre, ob es nicht die Erde wäre, da sie niemals stürbe (S. 250). Bei einer partiellen Mondfinsternis gingen Spekes Wanguana vor Rumanikas und Nnanajis Hütte auf und nieder, singend und zinnerne Kochgeschirre (Spekes) schlagend, um die bösen Geister der Sonne fortzuschrecken, dafs sie nicht ganz den Hauptgegenstand ihrer Verehrung, den Mond, verzehrten (S. 268). Als ein von Speke im See geschossenes Flufspferd untertauchte und nicht wieder gesehen wurde, erklärte Kyengo dies dadurch, dafs die Geister (hier also doch wohl abgeschiedene) der Tiefe sich über seine Eingriffe in ihre Rechte ärgerten, da er nicht einmal ihnen eine Ziege oder Kuh geopfert (S. 260). Rumanika fragte Speke darauf, ob dieselbe Sonne, die an einem Tage schiene, wieder scheine oder ob alle Tage frische Sonnen kämen, und ob der Mond verschiedene Gesichter mache, um über die

Sterblichen zu lachen oder nicht (S. 261), und schickte, als er hörte, daß die beiden Reisenden die Geburt des Heilandes feiern wollten, ihnen einen Ochsen (S. 262). Die Wanyambo stellten einen Kürbis auf den Weg, um das Mitleid aller Vorübergehenden für ihre bevorstehende Ernte zu erregen, auf die ein Mehltau gefallen, wobei sie sich einbildeten, daß die Geister die Stimmen der Mitleidigen hören und die Ernte wieder gesund machen würden (S. 264). Auf seinem Weg nach Uganda kam Speke an die Wohnung eines Distrikthauptmanns (Mkungu) Rumanikas, vor dessen gut gehaltenem Hause eine Einfriedigung mit drei kleinen Hütten darin war, um die bösen Geister zu versöhnen (S. 291). Rumanika erzählte einige häusliche Vorfälle mit der Moral, daß Heirat in Karagwe bloße Geldsache sei. Kühe, Schafe und Sklaven müssen dem Vater für die Tochter gegeben werden; sieht er aber, daß sie sich getäuscht hat, kann sie die Aussteuer zurückzahlen und ihre Freiheit wiedererlangen. Obgleich die Wahuma Sklaven halten und sich mit reinen Negern verheiraten, erlauben sie doch ihren Töchtern nicht, ihr Blut durch eine Heirat außerhalb ihres Stammes zu vermischen. Im Kriege ist es Regel, daß die Wahinda (Prinzen) ihre Soldaten anführen und ihnen damit ein Beispiel von Mut geben, daß sie nach Absenden weniger Pfeile ihre Bogen wegwerfen und schnell mit ihren Speeren und Assagai draufgehen. Die Todesstrafe wird in Karagwe nie angewendet, weder für Mord noch für Feigheit, da sie ihre Wahuma-Rasse so hoch schätzen; für alle Vergehen aber werden Strafen durch Wegnahme von Kühen, je nach der Größe des Verbrechens, auferlegt (S. 265). Speke stellte dem Köhig den Saidi, einen abessinischen Sklaven aus Walamo als den Wahuma ähnlich vor; derselbe sagte, sein Stamm halte Rindvieh mit denselben großen Hörnern wie das der Wahuma; auch mischten sie alle in gleicher Weise Blut mit Milch zu ihren Mahlzeiten (S. 268). Es sei hierbei noch bemerkt, daß einer von Spekes Leuten, Wadi Hamadi aus Zanzibar auf seiner Reise dreimal auf seiner Reise, in Usui, Karagwe und Unyoro von einem Teufel (Phepo) besessen wurde, der ihm Unglück voraussagte, das auch irgendwie eintraf; er war schon wie sein Begleiter Uledi in Zanzibar von Phepo besessen gewesen, Uledi aber hatte sich, um von denselben nicht auf der Reise belästigt zu werden, von ihnen befreit, indem er eine Kuh opferte und nach des großen Phepo Befehlen die Armen speiste; Wadi Hamadi hatte dies unterlassen (II, 173).

Zu S. 501, Anm. 4. Speke I, 106. U-n-ya-mwezi ist nach ihm an seinem nördlichen Ende unter den Namen U-sukuma, nördliches Land, an seinem südlichen unter dem Namen U-takama, südliches Land bekannt. — Die echten Wanyamwezi sind meist mittel-

grofs, schlank, selbst hager; Gesichtsform oval, die Augen länglich, selbst etwas geschlitzt mit ein wenig hochgezogenem äufseren Augenwinkel, die Nase gerade, lang und scharf geschnitten, zuweilen auch gebogen, nie, wie bei so vielen Negerstämmen, mit eingedrücktem Nasenbein und breitem, aufgestülptem Ende; die Lippen schmal; die Backenknochen wenig hervortretend; die Farbe stuft sich von sehr hell gelbbraun bis rotbraun ab, ist nie wirklich schwarz. Doch ist dieser Typus durch Vermischung, namentlich umfangreiche Einführung von Sklaven, besonders aus Uëmba im Süden des Tanganika, gröfstenteils sehr vermischt; Eingewanderte bleiben stets Fremde (wa-njamiko) und insofern rechtlos, als man das von denselben hier erworbene Eigentum als dem Lande gehörig betrachtet und ihnen, falls sie wieder auswandern wollen, wieder entreißt, worauf es in den Besitz des Mtemi übergeht; im übrigen wird jeder Erwerb unter Verwandten gleichmäfsig verteilt und an den Mtemi eine Abgabe entrichtet; im Falle einer Verheimlichung erworbenen Gutes wird der Betreffende als Mrosi (Zauberer) hingerichtet. „Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft“ IV, 15 f.

Zu S. 502, Anm. 1. Speke I, 107f. (mit Bild von Geräten; alle reifsen sich mehr oder weniger ihre unteren Schneidezähne aus und schneiden ein \wedge zwischen die oberen); S. 138 (mit Bild der Erntearbeiten; ein Haus nach dem andern braut Pombe zum Fest, bei dem der es leitende Häuptling umsonst und mehr als die andern trinkt, Spafsmacher mit Zebra-Mähnen über dem Kopf die Heiterkeit vermehren und Männer, Weiber und Kinder, singend und die Hände zusammenschlagend, stundenlang tanzen). Cameron I, 163 ff.: Die Frauen tanzen nicht immer züchtig, doch nie mit den Männern; die Hütten aus Pfählen mit Lehmausfüllung und flachen Dächern enthalten 2—3 Abteilungen, die erste Bettplätze mit Häuten und die Feuerstelle mit irdenen Töpfen, die zweite Ziegen und Lämmer, die dritte Korn; die Frauen haben beim Kornzerreiben die Kinder auf dem Rücken gebunden; Stammeszeichen eine tätowierte Linie auf der Mitte der Stirn und auf der Schläfe; die beiden oberen Schneidezähne am Rand ausgebrochen; Häuptlinge und Vornehme tragen enorme zylinderische Armbänder; die Männer rasieren sich gewöhnlich den Wirbel des Kopfes und flechten die Haare in unzählige kleine Stränge, die künstlich durch Fasern aus Basttuch verlängert werden, tragen auch Perücken; die Frauen folgen in ihren Haartrachten keiner bestimmten Mode. Hartmann (Abessynien, S. 258 f.) nennt die Haarzöpfchen der Männer altägyptisch und nubisch; zur Gesichtstätowierung bemerkt er: Männer färben die Narben schwarz, Frauen blau; die Tembe beschreibt er als länglich viereckige oder spitzdachige Kegelhütten; die Wanyamwezi halten nach ihm auch

Esel zum Reiten und Lasttragen wie die Gala und Orloikob und stehen unter Häuptlingen, den Mtemi oder Mwame, deren jeder in einem Mgawe (Plural Wagawe, Adelige), einem Wekil (Stellvertreter) und in den Wanyapara (Ältesten) seinen Beirat hat; die Mtemi sind nicht erblich, aber von vornehmerem Geblüt; sie haben despotische Macht und beziehen ihre Einnahmen von den Abgaben der Karawanen und von den Zauberern, Mrosi, den unglücklichen Opfern betrügerischer Waganga, hier Mfumo genannt; die Mrosi werden entweder vernichtet und ihre Habe dem Mtemi zuerteilt, oder sie werden verkauft und der Erlös dafür vom Mtemi eingezo-gen.

Zu S. 503, Anm. 1. Speke I, 108 f. (mit Vorderansicht [Veranda] von Musas Tembe). S. 130: Musa verstößt eine Gattin als zu fett, verkauft Männer und Frauen. S. 137: Musas Leute flohen auf die Nachricht, daß der Häuptling von Unyambéwa durch einen aus der Hand seiner Frau fallenden Pfeil verwundet worden, als er sich nach Beendigung des Kriegs mit ihr unterhalten; da die Verletzung eine schlimme Wendung bekommen, sandte der Häuptling nach seinen Magiern, die erklärten, daß es nicht Schuld seiner Frau sei; irgendein anderer müsse den Pfeil verzaubert haben; sie ergriffen dann ihr magisches Horn, zu dem Zweck geladen, und ließen sich von ihm bis zur Wohnung der Schuldigen fortziehen; vier arme Kerle, die auf diese Weise überführt waren, wurden sofort mit dem Tode bestraft, der Häuptling aber genas. S. 139f.: Der große Häuptling Ukulima (der Gräber) von Nunda verlangte von Grant vier Yards Kattun, weil er um eine tote Löwin herumgegangen sei und so einen Zauber zerstört habe, der seine Leute gegen Löwen schütze, war jedoch sonst freundlich, obwohl er die Hände und Köpfe seiner Opfer an die Pfähle seines Boma als Warnung für andere steckte; er hielt fünf Frauen, that aber trotz seines hohen Alters alles, was der Staat oder sein großer Hofstaat erforderte, selbst; alle Männer seines Distrikts grüßten ihn durch Händeklatschen, die Frauen durch Knicksen; als ihn ein anderer Häuptling besuchte, ließ er von allen Männern seines Dorfes einen Tanz auf-führen. S. 133: In Musas Tembe gingen alle Frauen, als eine von ihnen mit toten Zwillingen niedergekommen war, in Prozession umher, in der grotesksten Manier bemalt und geputzt, heulend und kreis-schend, singend und tanzend, bis der Abend einbrach, wo sie ein großes Bündel Binsen sammelten, mit einem Tuch bedeckten und auf ihren Schultern an die Thür der Trauernden trugen, als wenn es ein Sarg wäre; dann setzten sie es auf die Erde, pflanzten ein paar Binsen an jede Seite des Eingangs, knieeten alle nieder und jammerten nun stundenlang. Ebd. II, 221: Maula, einer von Spekes Leuten, der ein Zwilling war, sagte, daß in Nguru, einer der

Schwesterprovinzen von Unyanyembe, Zwillinge auf Befehl getödet und sofort nach der Geburt ins Wasser geworfen werden müssen, damit nicht Dürre, Hungersnot oder Überschwemmungen das Land bedrücken. Sollte jemand versuchen, Zwillinge zu verbergen, so würde die ganze Familie vom Häuptling ermordet. In der Provinz von Unyanyembe dagegen wird die Geburt von Zwillingen mit Entzücken begrüßt, weil sie die Familie vermehren; aber wenn ein oder beide Zwillinge sterben, werden sie aus demselben Grunde ins Wasser geworfen wie in Nguru. Speke sah selbst, wie die Mutter eines wieder gestorbenen Zwillinges einen kleinen Kürbis an ihren Hals bindet als einen Stellvertreter und von allem, was das lebende Kind erhält, eine Kleinigkeit hineinthat, damit nicht die Eifersucht des abgeschiedenen Geistes sie quäle. Ferner beschmiert sie sich beim Tode des Kindes mit Butter und Asche und rennt rasend umher, zaust sich das Haar und heult mitleiderregend, während die Männer des Orts gegen sie in der gemeinsten Sprache reden, scheinbar ihre Person schmähend, in Wirklichkeit aber, um den Dämon wegzuscheuchen, der ihr Nest beraubt hat. Ebd. II, 178: In Unyamwezi opfert man ein Kind, um den Sieg zu sichern. Cameron (I, 123) kam an der Grenze von Urguru und Unyanyembe an einen Lagerplatz inmitten ungeheurer Felsen; Wasser kann man nur durch Eingraben am Fulse eines der größten bekommen. Dieser Felsen soll einst auf ein Dorf herabgefallen sein und alle Einwohner zerschmettert haben; das Volk glaubt, daß die Geister der Erschlagenen den Platz noch fortwährend umschweben. Sollte jemand von der Quelle nicht mit gebührender Achtung sprechen, z. B. nur madschi (Wasser) statt marwa (Pombe, Palmwein) sagen, oder sich dem Ort in Stiefeln nahen oder eine Flinte abfeuern, so würden die Geister die Quelle verstopfen. Wenn man das Wasser schöpft, so pflegt man auch ein kleines Geschenk von Perlen oder Zeug hinabzuwerfen, um die Schutzgeister des Brunnens mild zu stimmen. Cameron (I, 162) berichtet auch von abergläubischen Vorstellungen über Schlangen. Einer seiner Leute rief ihm zu, daß in seiner Hütte eine große Schlange wäre; Cameron wollte sie mit seiner Flinte töten; aber die Eingeborenen gestatteten nicht, daß dem Reptil, einer Boa von etwa zehn Fufs Länge, ein Leid geschähe, sondern begnügten sich damit, das Tier mit langen Stöcken ruhig aus dem Dorf zu treiben, da es ein Pepo, ein Geist sei und ein Unglück über die Bewohner des Dorfes kommen würde, wenn man es verletzt hätte. Der weitgereiste Händler Dschumah erzählte Cameron (II, 76) von drei hohen Bäumen von dichtem, dunkelgrünem Laub in Urguru, einem Bezirk von Unyamwezi, unter deren Schatten drei vorüberreisende Warori übernachteten und am nächsten Morgen tot waren; kein Grashalm wachse an der Stelle; kein Vogel lasse sich auf den Zweigen nieder; ferner

in der Nähe von Mfuto, einer Stadt bei Tabora, sei die Figur eines Mannes, auf einem Stuhle sitzend und eine Trommel in den Händen, daneben ein Hund und eine Ziege, in den harten Fels gehauen; auch hätten ihm Araber von einem Brunnen in Uvinza, östlich vom Tanganika, berichtet, der mit figurenreichen, sehr gut ausgeführten steinernen Bogen überwölbt sei; dieses Kunstwerk wurde von den Eingeborenen einem ausgestorbenen Wasungustamm zugeschrieben; die Araber aber hielten es für ein Werk des Suleiman ibn Dâud und der guten Geister.

Zu S. 504, Z. 13. Kaiser wollte zunächst den östlich vom südlichen Teil des Tanganika gelegenen See Rikwa erforschen und sandte, da die Träger sich weigerten, den See zu umgehen, nach dem drei Tagereisen entfernten Quikuru des Kapufi, des größten Mtemi von Ufipa, der seinen Sohn mit Trägern und dem Verbot, Lohn zu nehmen, sandte und durch den Sohn und den Diener Kaisers mit diesem Blutsbrüderschaft schloß. Leider zog sich Kaiser durch ein Bad im See Lähmung und Tod zu. „Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft“ IV, 1. S. 1. 17.

Zu S. 504, Anm. 3. An den Wegen fanden die deutschen Forscher Stangen mit Strohbindeln u. dgl. als Dana, Schutzmittel, aufgestellt. Lippert, Priestertum, S. 81. Für das ethnologische Museum ist die erste Sendung von der deutschen Station in Unyamwezi eingetroffen; unter den ethnologischen Gegenständen sind auch Amulette, dreieckige Elfenbeinplatten, die an Holzringen hängen, die die Negerinnen um den Hals tragen, desgleichen mit Draht umwundene Amulette, die den Träger stich- und kugelfest machen. „Neue Preussische Zeitung“ 1883, 8. Juni. Es sei hierbei noch erwähnt, daß Wisfmann nach seiner Ankunft in einem neueroberten Dorfe Mirambos nachts aufgeschreckt wurde durch die Ermordung eines jungen Weibes und vom Häuptling erfuhr, daß sie eine Zauberin sei, die er habe erschlagen lassen, damit der Reisende Mirambo von der strengen Justiz berichte. „Mitteilungen der Afrikan. Gesellsch.“ IV, 1. S. 53. Vgl. Nachtrag zu S. 501f.

Zu S. 507, Z. 10. Einige Tage nach Einsetzung des neuen Mtemi wurde von den Wafumu im Quikuru „neues Feuer“ entzündet und zwar angeblich aus dem Wasser geholt, weil das alte unter dem verstorbenen Mtemi entfachte nunmehr von schlechtem Einfluß sei. In der Nacht wurden in der ganzen Stadt sorgfältig alle Feuer ausgelöscht und die alten Herdstätten, sowie sämtliche Aschen- und Kohlen-Reste auf einen großen Haufen vor dem Zongäro zusammengeworfen. Dasselbe geschah im ganzen Lande, und jeder mußte sich gegen eine kleine Entschädigung neues Feuer bei den Wafumu im Quikuru holen. Nur Böhm und Reichard erhielten dasselbe als Mitregenten umsonst. Die Thüren des Quikuru wurden versetzt, da

für den neuen Mtemi auch neue Aus- und Eingänge geschaffen werden müssen. „Mitteilungen der Afrikan. Gesellsch.“ IV, 1. S. 16.

Zu S. 511, Z. 13. Missionar Walter Hutley erzählt von den Waguha: Ich habe bei ihnen keine Spuren mehr von Verehrung der Sonne gefunden; aber der Name des Abendsterns steht im Zusammenhang mit dem Wort für Himmel. Wie mir einer von ihnen auseinandersetzte, glauben sie, daß die Seelen der Sterbenden in den Abendhimmel gehen und dort von dem „großen Wesen“ gerichtet werden über ihr ganzes verflissenes Leben, ob sie auch würdig sind, bei ihm zu leben. Wenn sie Böses gethan haben, so werden sie von ihm ausgestoßen. Die Seelen, denen gestattet wird, bei diesem „großen Wesen“ zu wohnen, werden gute Geister; zu ihnen beten die Waguha und errichten ihnen zu Ehren kleine Häuschen. Sie zeichnen sich auch durch Ehrlichkeit aus. „Barmer Missionsblatt“ 1883, Juli, S. 55, nach dem „Chronicle of the L. M. S.“

Zu S. 512 ff. Cameron im Dorf Itambara, dem Wohnsitz des Häuptlings von Uvinza (Land östlich am Tanganika) I, 191 ff. Der Titel Mutwale wird durch ganz Uvinza und auch in einigen benachbarten Bezirken dem Häuptling eines einzelnen Dorfes gegeben (S. 192). Hohe Mhongo (S. 193). Die Begrüßung ist hier sehr zeremoniell. Wenn sich zwei „Granden“ treffen, so verbeugt sich der jüngere, knieet nieder und legt die flache Hand auf den Boden, während der ältere sechs- oder siebenmal in die Hände klatscht; dann wechseln sie damit, und der jüngere schlägt sich erst unter die linke, dann unter die rechte Achselhöhle. Trifft aber ein Vornehmer einen Niedrigstehenden, so klatscht jener bloß in die Hände, ohne die Begrüßung durch Nachahmung des zuerst Grüßenden vollständig zu erwidern. Begegnen sich zwei gewöhnliche Leute, so schlagen sie sich auf den Bauch, klatschen dann gegenseitig mit den Händen aneinander und schütteln sich schließlic die Hände. Die Leute sind meist am ganzen Körper tätowiert mit kleinen Strichen in Form von Spiralen, Kreisen und graden Linien; das Haar scheren sie an einzelnen Stellen ab oder tragen es ganz kurz geschnitten. Als Schmuck verwenden sie Armringe aus Draht, Sambo, Perlen und kleine eiserne Klingeln. Ausländische Zeuge werden wenig getragen; die meisten kleiden sich in Basttuch oder Felle (S. 194). Aus Sümpfen wird durch Auskochen des Schlammes Salz gewonnen und weithin ausgeführt (S. 198f.). Die Wadschidschi sind eine ziemlich gut aussehende Rasse und, obwohl als trunksüchtig und diebisch verrufen, gute Schmiede und Träger, Fischer und Ruderer. Ihre Kleidung besteht aus einem Basttuch mit zwei Zipfeln, die über der einen Schulter zusammengebunden und unter der andern Achselhöhle herangezogen werden; häufig ist es mit schwarzen und gelben

Streifen und Flecken bemalt. Sie tragen einen sichelähnlichen Halschmuck aus poliertem Flusspferd-Elfenbein, auch Sambo, kleine Klingeln und Armbänder aus Draht. Die Männer führen gewöhnlich Speere. Ihr Haar ist kurz geschoren und in Figuren, wie Spiralen, Zickzacklinien oder Büscheln ausrasiert, die man auf der nackten Kopfhaut stehen läßt; zuweilen sind auch runde Stellen mitten auf dem Kopf ausrasiert. Die Häuptlinge tragen bunte Tücher, die sie durch die Händler bekommen, und schmücken sich mit schweren Armringen, die auf der Rückseite einen Knopf haben. Der Oberhäuptling (Mteme) von Udschidschi wohnt in einem etwas vom See entfernten Bergdorf; aber jeder kleine Distrikt wird von einem Mutwale oder Hauptmann beherrscht, dessen Würde oft erblich ist, und den drei oder vier Wateko (Älteste) in seinem Amt unterstützen. Diese Leute schlichten Streitigkeiten, sammeln alle Tribute und liefern die Einkünfte an den Mteme ab, nachdem sie für ihre Mühe einen bestimmten Betrag abgezogen (S. 208 f.). In Kawele (in Udschidschi) wird täglich zweimal Markt gehalten, der von den Waguhha, Wavira, Warundi und vielen an der Küste des Sees wohnenden Stämmen besucht wird. Die Waguhha sind kenntlich an der sorgfältigen Weise, wie beide Geschlechter ihr Haar tragen, und an den phantastischen und ausgedehnten Tätowierungen der Frauen; die Warundi dagegen beschmieren sich mit roter Erde und Öl. Frauen aus Kawele und den umliegenden Dörfern bringen Mehl, Früchte (auch der Ölpalme, die man hier zuerst trifft), Topfgeschirr und in großen Kürbisflaschen Pombe und Palmwein zu Markt; die Männer verkaufen getrocknete oder frische Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Holz zu Speeren und Bogen und Basttuch. Die Warundi handeln hauptsächlich mit Korn und Rudern; von der Insel Ubwari wird eine Art Hanf eingeführt, aus dem die Wagogo ihre Netze verfertigen, während Uvira Topfwaren und eiserne Geräte liefert, Uvinza Salz, andere Distrikte Palmöl. Jeder Verkäufer hat täglich denselben Platz, vielfach in einer kleinen Hütte von Palmzweigen. Andere Trupps kommen von entfernten Gegenden nach diesem Mittelpunkt des Handels, um Sklaven und Elfenbein abzusetzen. Alles wird mit Perlen (Sofi) bezahlt (S. 210). Schöngeformtes Topfgeschirr aus Udschidschi abgebildet S. 219. Fahrende Musikanten, die zu ihren Gesängen und Tänzen ihre mit Kieselsteinen gefüllten Kürbisse schütteln (S. 214). Cameron wollte auf seiner Seefahrt die Ostküste entlang Ras Kabogo, eine Art Doppelkap umschiffen; in dem einen soll der Teufel selbst hausen, in dem andern aber sein Weib, und deshalb gilt dieser Ort für doppelt gefährlich. Den Lotsen ging der Mut aus; sie wagten erst am folgenden Tage, ihn zu passieren. Die Leute standen am Bug des Bootes und brachten diesen bösen Geistern Opfer dar. Der eine streckte das Ruder hinaus, auf welches einige gewöhnliche

Perlen gelegt waren, und beide sprachen dann zusammen; „Du erhabener Mann, du erhabener Teufel, du grosser König, du nimmst alle Menschen, du tötest alle Menschen; laß du uns nun ungeschoren.“ Nach einigen Verbeugungen und Gestikulationen ließen sie die Perlen in das Wasser fallen, und die gefürchteten Geister waren besänftigt (S. 217). Gegenüber der Insel Kabogo lag Karyan Gwina, das befestigte Dorf des Häuptlings Ponda, dessen Vater über ganz Kawendi geherrscht; am Thore waren gegen 40 Schädel von Menschen, sechs von wilden Tieren aufgepflanzt; um zwei häßliche alte Hexen, bekleidet mit Basttuch, Zebraschwänzen und Glockenringen an den Knöcheln, nach dem Schall zweier von Männern geschlagenen Trommeln tanzen zu sehen, hatte sich eine große Volksmenge im Dorf gesammelt; in den Gesang der Tänzerinnen stimmten bei jeder stärkeren konvulsivischen Verrenkung die umstehenden Weiber ein. Der Häuptling ließ sich vor Cameron nicht sehen, weil er ihn, wie dieser später erfuhr, als einen Zauberer, der ihm seinen Verstand rauben könnte, fürchtete (S. 225 f.). Am Makanyaziffuß sollte Honig massenhaft vorhanden sein nach Behauptung der Führer, aber unter dem Schutz eines bösen Geistes stehen, der dem Schaden zufügen würde, der etwas davon sammelte, weshalb es niemand wagte (S. 228). Nachdem Cameron die Mündung des Flusses Musamwira passiert, kam er am folgenden Tage an die Wohnung eines bösen Geistes, Musamwira, dem die Führer unter den üblichen Beschwörungen Opfer darbrachten, diesmal etwas Salz, das sie auf ihre Häupter streuten und ins Wasser warfen; auf die Frage, weshalb er nicht den gleichnamigen Fluß bewohne, erfuhr Cameron, daß er manchmal auch dahin ginge; sein gewöhnlicher Aufenthalt aber läge gerade hinter dem Berge, wo das Opfer gebracht worden (S. 230). In Kamasanga kam er wieder an die Wohnung eines bösen Geistes; die Wadschidschi brachten ihm wie immer ihre Huldigungen und riefen: „O Teufel, gib uns guten See, wenig Wind, wenig Regen; laß die Böte gehen gut, gehen schnell“ (S. 233). In dem befestigten Ort Makukira am gleichnamigen Fluß hatte sich der Häuptling stark mit Rufs beschmiert auf Brust und Stirn und alle seine Tätowierungen damit eingerieben. Er trug eine Tiara von Leopardenklauen mit einem Büschel grauweißer Haare, eine Schürze aus Leopardenhaut, einige Ringe von gelbem Gras und einen Sofi-Ring an den Beinen und einen Fliegenwedel. Mädchen binden Puppen als Kinder auf ihren Rücken (S. 236). In Mikisungi hatte der alte Häuptling Stammesnarben auf jeder Schläfe und spann mit seinen Weibern und Töchtern Baumwolle; der Oberhäuptling wohnt vier Tagemärsche weiter im Inland (S. 237 f.). Früher trieb dies Volk Ackerbau, aber die Wa-tuta oder, wie man hier sagt, Ba-tuta haben die meisten Männer getötet (S. 239). In dem streitigen Landstrich zwischen Ufipa und Ulungu kam Cameron wieder an ein

leeres Dorf und sah mehrere andere, die die Bewohner verlassen hatten, weil Todesfälle darin vorgekommen waren (S. 241). Das Dorf Kasangalowa war im Besitz gut bewaffneter, tiefschwarzer, nackter (die Frauen tragen Fellschürzen) Watuta, die sich die vorderen oberen Schneidezähne spitz feilen, auch wohl die zwei Mittelzähne im Unterkiefer ausziehen lassen; das Abzeichen des Stammes ist eine senkrechte Linie in der Mitte der Stirn und zwei an den Schläfen, die sich zuweilen bis zum Kinn fortsetzen. Wapimbwe und Watongwe leben in Ufipa vermischt mit Bafipa. In Ulungu (südlich am Tanganika) wohnen die wilden Stämme der Watuta und Wapimbwe unter verschiedenen Häuptlingen, aber miteinander verbündet. Kitimba ist der Häuptling aller Watuta; sie gewinnen ihren Lebensunterhalt durch Raub und metzeln alles schonungslos nieder (S. 245 ff.) Auf der Westküste des Sees sah Cameron in Akalunga, einem der größten Dörfer Afrikas (Häuptling Miriro bekleidet) Kornspeicher auf Pfählen, viele Frauen hier wie in Kasangalowa mit ausgeschnittenen Brustwarzen, ohne zu erfahren, ob zur Strafe oder Zierde (S. 251 ff.). Bei Ras Niongo ist eine heisse Quelle; der Führer bat Cameron um einige Perlen zum Opfer für den Geist des Ortes, warf aber nur eine oder die andere davon ins Wasser und behielt die anderen als Bezahlung für sich (S. 260); der fette Häuptling Luliki versicherte, daß der Lukuga aus dem See komme. Die Waguhha verwenden große Sorgfalt auf den Kopfputz, tragen in den Haaren auch die zum Tätowieren dienenden Messer (S. 261 mit Bild), die Männer meist eine kleine Figur mit geschnitztem Kopf und kegelförmigem Leib mit 2—3 Füßen — die ersten Götzenbilder, die Cameron sah — an einer Schnur um den Hals. Der Häuptling bestätigte, daß der Lukuga in den Lualaba fließe und fuhr mit Cameron 4—5 Meilen den Fluß hinab durch die schwimmenden Pflanzeninseln (S. 262). Bogenständer der Waguhha mit geschnitzten menschlichen Gesichtern bzw. Körpern abgebildet S. 270, Schurz und Tätowierung der Waguhha-Frauen abgebildet S. 279. Auf dem Wege von Mekéto, am Kaça, einem Nebenfluß des Lukuga, zum Dorf des Pakwanywa, Häuptlings von Ubûdschwa, besaß jedes Dorf seine Fetischhütte mit kleinen geschnitzten Götzen, unter deren Schutz es zu stehen meint; ebenso waren auf den Feldern rohere Götzenbilder aufgestellt, die das Gedeihen der Früchte überwachen; diesen Bildern werden oft Pombe und Korn zum Opfer dargebracht, zur Zeit der Aussaat und der Ernte wohl gar eine Ziege oder ein Huhn; auch schöne Näpfe und Trommeln werden hier aus Holz geschnitzt, vom Mpafu wohlriechendes Öl gewonnen (S. 281 ff. mit Bildern von Götzen, auch in Hartmann, Völker Afrikas, S. 222, Figur 90). Mit Pakwanywa schloß Cameron Bruderschaft, wobei die Vertreter sich in ihr rechtes Handgelenk einen leichten Schnitt

machten, einige Tropfen in den Schnitt des andern schmierten und Flüche über den Bundbrüchigen sprachen (S. 287). Makwanyas Kinanda, ein Bret mit elastischen tonerzeugenden eisernen Tasten von verschiedener Länge und Breite und einem Kürbis als Resonanzboden (S. 288). Die oberen Klassen der Ubudschwa putzen, schmücken und tätowieren sich ebenso wie die der Waguhha und Warua; sie gehören nach Cameron derselben Rasse an. Die niederen Klassen, die er für die Ureinwohner hält, unterscheiden sich wesentlich von jenen sowohl in den Gesichtszügen, wie im Putz. Ihre Weiber durchbohren sich die Oberlippe und zwängen ein Steinchen oder ein Stückchen Holz hinein und nach und nach ein immer größeres Stück. Um den Leib tragen sie 1—3 lederne wie Büffelhörner gestaltete Polster, die dicksten Teile nach hinten, ein kleines Basttuch vorn als Schürze. Die Männer tragen Schürzen von Haut oder Fell und schmieren sich roten Thon und Fett in ihr ungestutztes wolliges Haar. Sie tätowieren sich ebenfalls das Gesicht und reiben es mit Ruß ein. Beide Geschlechter aller Klassen tragen als Zauber gegen böse Geister kleine geschnitzte Götzen um den Hals oder an den Oberarm gebunden, deren hohles Innere von dem Fetischmann mit Kot gefüllt wird (S. 289f. mit Bildern der Ubudschawa-Weiber und der als Amulette getragenen Götzen von menschlicher Gestalt, mehrere bekleidet). In Uhiya, das Cameron nun durchzog, unterschied sich das Volk in Tracht und Gebräuchen wesentlich von seinen Nachbarn. Viele hatten alle Zähne spitz gefeilt. Die Haartracht war ebenso häßlich als seltsam, doch nicht uniform. Beide Geschlechter tätowierten sich, aber nicht in schönen und regelrechten Figuren wie die Waguhha; vielmehr boten die Narben einen höchst widerwärtigen Anblick. Die beliebtesten Zeichen waren rohe Umrisse von Halbmonden und Malteserkreuzen, und ein Netz von tiefen Einschnitten überzog in unregelmäßigster Form den ganzen Körper. Bekleidet waren die Männer gewöhnlich mit einem kurzen Rock aus Fellen oder Bast. Die Frauen trugen einen in zwei oder drei Streifen geteilten Ledergürtel, von dem hinten ein Stückchen Zeug, vorn eine noch kleinere Schürze herabhing. Vor Überschreitung der Grenze (am Luwika, Nebenfluß des Lukuga) lagerte Cameron in einem verlassenem Dorf, dessen Bewohner wegen des Ablebens ihres Häuptlings fortgezogen und damit beschäftigt waren, unfern davon sich ein neues Dorf zu bauen. Sie hatten bereits junge Bastzeughäuser um dasselbe gepflanzt und die Gerüste der Hütten und Kornspeicher errichtet; letztere wurden mit rotem Thon beworfen, der auch zur Töpferei verwandt wird. Die Hütten waren viereckig, aus vier Fuß hohen, in den Boden gerammten Pfählen errichtet, die durch doppeltes Rutengeflecht fest unter sich verbunden wurden und oben biegsame Stäbe trugen, die zu einer Spitze zusammengebunden

wurden; die Wände wurden mit Lehm ausgefüllt (S. 295 ff. mit Bild der Hütten). Als Waffen hat man in Uhiya leichte Speere und große mit Rohrsehnen bezogene Bogen (S. 300). Von hier kam Cameron in das vom Lulumbidscha, Nebenfluß des Luwika durchflossene Land Uvinza, nicht zu verwechseln mit dem östlich vom Tanganika. In der Nähe einiger Dörfer sah er große thönerne Götzen in verschiedenen Stellungen sitzend, aufrechtstehend oder liegend; sie waren mit einem Schutzdach versehen und rings um sie lagen Töpfe mit Pombe und Gefäße mit Kornähren. Die Bewohner von Uvinza zeigten größere Geschicklichkeit in Schnitzen, als Cameron bisher angetroffen; Männer und Weiber trugen Stücke von Rohr oder Perlenringe im durchbohrten Nasenknorpel; die Haare waren geschmackvoll kegelförmig oder in Wulste mit herabhängenden Flechten geordnet (S. 299 mit Bild eines kunstvoll geschnitzten Stockes, in dessen Mitte zwei menschliche Figuren, eine auf den Schultern der andern sitzend). Die Bewohner von Rohombo fand Cameron besonders roh und unsauber; auch auf ihre von Schmutz starrenden Haare verwandten sie nicht die mindeste Sorgfalt (S. 301). Hier beginnt staatlich das Reich Manyúéma, während seine Grenze geographisch und ethnologisch durch das Bambarre-Gebirge bezeichnet wird. Manyuendorf und Köpfe mit Haartouren abgebildet S. 304, Waffen (Speere, auch Fischspeer, Pfeilspitzen, Bogen, Messer) und Geräte (geschnitzte Stöcke, einer oben mit Tierkopf, ein einer Gesichturne ähnliches, an einer Schnur getragenes Amulett, Trommeln, eisernes Gong, eiserne Glocken, Marimba und andere Musikinstrumente) abgebildet zu S. 307, über den Kannibalismus ebd. Der Tanz Vorrecht der Häuptlinge; wenn der Häuptling ein Mädchen zum Tanz auffordert, ist das ein Heiratsantrag (S. 308). Schmelzhütten (S. 319 f.), Töpfe (ebd. II, 4 mit Bild). Vor Überschreitung des Lomâmi erhielt Cameron den Besuch des großen Häuptlings Kasongo. Zuerst erschien der Zeremonienmeister mit einem langen geschnitzten Stab und drängte die schaulustigen Haufen von dem Platz zurück, auf dem die Unterhäuptlinge mit ihrem je nach dem Rang größeren und geringern Gefolge von Speer- und Schildträgern sich aufstellten. Trommler eröffneten den Zug, in dem Kasongo nahte; vor ihm gingen 30–40 Speerträger und 6 Frauen mit Schilden; er selbst war umgeben von seinen Brüdern, seinem ältesten Sohne, zwei Töchtern und einigen Beamten; den Nachtrab bildeten wieder Speerträger, Trommler und Marimba-Spieler. Angelangt führte Kasongo, gekleidet in Jacke und Rock aus rotem und gelbem, mit Affenpelz verbrämten Wollenzeug, um den Kopf ein schmutziges Tuch, mit seinen zwei Töchtern einen hüpfenden Tanz auf, der etwa eine Viertelstunde dauerte; dann begann er die Unterredung mit Cameron (II, 19). Dieser fand ihn bei seinem Gegenbesuch in seinem

Dorfe, das aus gut gebauten Hütten bestand, auf einem freien Rasenplatz sitzend, mit einfachem, im Lande gewebtem Zeug bekleidet (S. 22). Hütten in Kifuma mit großem Kuppeldach und geschnitzten Thürpfosten (S. 27 mit Bild). Die Bewohner des großen Dorfs Kamwawi glichen in Tracht, Tätowierung und Kopfputz den Waguhha (S. 33 mit Bild einer Dorfschmiede; der große geschnitzte Kegel mit Menschenkopf und Händen auf dem Bilde wohl Götzenbild). Camerons Führer Mona Kasanga, Sohn eines Waruahäuptlings am Kowamba-See (S. 23), betrank sich in einem Dorf, dessen Vorsteher MP'Ntschkulla sein Freund war, mit diesem zu Ehren eines vor drei Monaten gestorbenen gemeinsamen Bekannten (S. 41). Am Luvidscho, Nebenfluß des Lualaba, machen sich die Eingeborenen zur Verschönerung mit Zinnober einen roten Klex auf der Nasenspitze; manche beschmieren sich auch die Backen mit weißem Thon. Ihr Schmuck besteht hauptsächlich in Perlen, die sie massenhaft an Armen und Beinen tragen. Die Haare waren sorgfältig geordnet und mit eisernen Schmucksachen verziert (S. 42). Kohlenmeiler und Eisenschmelzen; Salzgewinnung; Dörfer verwüstet durch Banden Kasongos und des portugiesischen Sklavenhändlers (S. 44 ff. 96). Kasongo in der Residenz (Kwinhata, S. 69) Mussumba bei Kilemba abwesend wegen eines Zuges durch sein Reich, um Tribut einzufordern und die damit rückständigen Dörfer zu züchtigen, wurde vertreten durch seine vornehmste Frau (Mke) Fumé a Kenna; sie residierte in einem umfänglichen viereckigen Komplex von runden, oben spitzen Hütten, deren größte Kasongo, eine zweite sie selbst bewohnte; in den übrigen kleineren wohnten die anderen Frauen des Harems zusammen (S. 49, Audienz, S. 52, Bild S. 80). Die Gesetze der Etikette verbieten jedem Rua, seinen eigenen Namen auszusprechen und den einer anwesenden Person zu nennen; man nimmt jedoch keinen Anstoß daran, wie dies bei einigen Stämmen in Südamerika der Fall ist, mit seinem Namen angeredet zu werden (S. 53). Hütten in dem zwei Tagereisen entfernten Mohrya-See (S. 56 mit Bild). Auf dem Rückweg nach Kilemba kam Cameron an den Ort, der die Residenz von Kasongos Vater Bambarré gewesen. In der alten Umzäunung, die einst seinen Harem umschloß, wohnte noch seine vornehmste Frau. Sie durfte keine anderen Besucher empfangen als einen von Kasongos Zauberern, welcher sie bei allen wichtigen Vorkommnissen um Rat fragte; denn sie galt für ein spiritistisches Medium; man glaubte, sie unterhalte noch Verkehr mit ihrem verstorbenen Gatten, sei folglich im Besitz prophetischer Gaben; nur einige Sklaven ihres verstorbenen Mannes wohnten in ihrer Nähe, die ihr nachts Speisen hinstellen und sich dann wieder entfernen mußten. Ferner kam Cameron an einer besonders sorgfältig gebauten Hütte vorbei, deren Inneres durch vom Dach herabhängende Streifen Zeug vor neu-

gierigen Augen verhüllt war; Cameron erfuhr, diese Hütte sei eine große „Medizin“, und als er einen der Zeugstreifen in die Höhe hob, erblickte er im Kreise aneinandergereiht eine Anzahl mit Perlen geschmückter Schädel, die von Brüdern und Häuptlingen Bambarres, die sich gegen ihn empört hatten, aber besiegt und getötet wurden (S. 58). Kasongos ungeheures Reich ist in viele Distrikte geteilt, deren jeder von einem Kilolo regiert oder vielmehr misregiert wird; die einen sind erbliche Statthalter; andere werden von Kasongo auf vier Jahre ernannt, ist er dann mit ihnen zufrieden, wieder ernannt oder nach einem andern Distrikt versetzt oder dürfen sich ins Privatleben zurückziehen; haben sie sich aber sein Mißfallen zugezogen, so läßt er ihnen Nase, Ohren oder Hände abschneiden. Die Rangstufen sind bei den Warua streng geschieden, und die Höherstehenden heischen von den Niedrigern vollkommenste Ehrerbietung. Als sich ein Hochgestellter zur Unterhaltung mit Cameron niedersetzte, während ein noch Höherer dabeistand, verdankte er es nur der Gegenwart Camerons, daß er seine Ohren behielt (S. 59). Strafen, Selbstvergötterung des Königs, seine Frauen, von denen die vornehmsten seine Schwestern oder Geschwisterkinder; ja in seinem Harem seine eigenen Töchter; demgemäß laxer Moral durch das ganze Land (S. 60). Für alle Warua mit Ausnahme des Königs Gesetz, daß sie sich selbst Feuer anzünden und Speise kochen. Kein Rua gestattet, daß andere, zumal Frauen, ihm zusehen, wenn er isst oder trinkt; oft deshalb ein Tuch vorgehalten (S. 61). Die Warua beten (sakalese) zu Gott (Vidie), der ihnen gebe, was sie brauchen (S. 299. 304). In allen Dörfern giebt es Teufelhütten und Götzen, vor die man Opfer an Pombe, Korn und Fleisch hinstellt; fast jeder trägt ein kleines Götzenbild um Hals oder Arm. Überall werden Götzenbilder (kavita) von Zauberern umhergetragen und von diesen um das Heil ihrer Klienten befragt (S. 61. 70 ff. mit Bild). Der große Mittelpunkt der Religion ist der Götze Kungwé a Banza, der den Gründer der Kasongoschen Dynastie vorstellen und allmächtig sein soll im Guten wie im Bösen. Seine Hütte steht auf einer Lichtung inmitten dichter Dschungeln. Er hat immer eine Schwester des regierenden Häuptlings zur Frau, die den Titel Mwali a Panga führt (S. 61. 309). Rings um die Dschungeln wohnt eine Anzahl Priester, die den heiligen Hain vor profanen Eindringlingen hüten und die Opfer für den Götzen, sowie auch einen großen Teil des an Kasongo gezahlten Tributs in Empfang nehmen. Aber obgleich sie eine so hohe Amtswürde bekleiden und so vertraut sind mit dem ganzen Zeremoniendienst, der dem Gotte gebührt, ist es ihnen doch nicht gestattet, ihn selbst mit Augen zu schauen; dies Vorrecht haben einzig seine Frau und der regierende Häuptling, welcher ihn bei wichtigen Anlässen um Rat fragt und ihm bei seiner Thronbesteigung und nach einem

großen Siege Opfer darbringt. Mehrmals sprach Cameron den Namen Kungwe a Banza dicht hinter einem Rua aus, der dann plötzlich wie vom Schläge gerührt zusammenzuckte und die höchste Angst zeigte. In Tracht und Tätowierung unterscheiden sich die Warua kaum von den Waguhha; nur das Haar tragen sie anders, meist hinten in einen sonderbar geformten, weit abstehenden Knoten zusammengebunden (S. 62). Die Männer tragen auch einen Federbusch, gewöhnlich aus den roten Schwanzfedern des grauen Papagei, auf dem Kopfe; des Busches Größe und Form ist je nach dem Range des Mannes verschieden. Als Schurz verwenden sie ein Stück Tierhaut, und zwar legen die Männer aus demselben Geschlecht oder derselben Familie die Haut von demselben sie kennzeichnenden Tiere an, wenn sie vor dem Häuptling erscheinen (S. 63). Hochzeitstanz; die Braut, angethan mit allem Schmuck, auf den Schultern einer Frau (S. 65 mit Bild). Die Wahrsager verkündeten dem Häuptling Kikondscha, wenn Cameron auf den Kassali-See blicke, werde derselbe austrocknen (S. 72). Märchen von dem freundschaftlichen Verkehr der Bewohner des Dorfes Ukaranga mit Löwen; um einen verstorbenen Löwen traure man wie um einen nahen Verwandten (S. 75 f.). Livingstone hatte von unterirdischen Wohnungen der Warua gehört; auch Cameron hörte von bewohnten Höhlen in Mkanna am Ufer des Lufira, kleineren in Mkwamba weiter aufwärts vom Lufira (S. 77). Unter den Begleitern des zurückgekehrten Kasongo sah Cameron eine große Zahl Verstümmelter, alle devot; der eine hatte infolge augenblicklicher Laune des Königs, der oft in solcher Weise bloß seine Macht zeigt, Hände, Nase, Ohren und Lippen eingebüßt, schien aber doch den Boden zu verehren, den seines Herrn Fuß betrat (S. 84). Der Sklavenhändler João Ferreira erzählte, seinem Besuch zu Ehren habe Kasongo eine Anzahl Sklaven Hände und Ohren abschneiden lassen (S. 189). Kasongo schließt aus den Erzählungen von der Macht der Engländer, Cameron sei ein Geist, aus dem Geisterland zu ihm gekommen (S. 86). Die Häuptlinge begrüßen Kasongo, indem einer nach dem andern, vom niedrigsten an sich mit Thon oder Zinnober Brust und Arme reibt, dabei Kasongos Titel (z. B. König der Menschen, Moëne Munza, der Welt, Moëne Tanda, Gott, Vidie, S. 309) ruft, mit seinem Schwert auf Kasongo stürzt, es dann plötzlich in den Boden stößt, auf die Knie fällt und die Stirn im Staube reibt (S. 89). Häuptlingsbegräbnis. Mit Bambarre sollen 100 Frauen lebendig begraben sein. Kleinere Häuptlinge nur mit 2—3 Frauen begraben, ihr Grab auch nur mit dem Blut weniger Sklaven besprengt; die Leiche in die Gruft gesetzt mit bis zur Spitze des Grabhügels emporgerichtetem rechten Zeigefinger (S. 95). Kilui, Geist; miliwa, Seele; mfwischi, böser Zauberer (S. 300). Antilopenhörner große Medizin (S. 307). Alvez, dem Namen nach Christ, läßt vor Antritt des Mar-

sches durch einen mitgebrachten Fetischpriester (Mganga) von Bihe „Medizin“ gegen Feuersgefahr machen; derselbe, der einen weißbemalten Knaben zur Hilfe hat, zeichnet, den Arm gegen die untergehende Sonne ausstreckend, mit dem Fuß ein Kreuz auf die Erde, nimmt eine Hand voll Rindenpulver, bläst einen Teil nach der Sonne zu, den Rest nach Osten; darauf läßt er in einen an der Stelle des Kreuzes eingegrabenen, mit Wasser versehenen Trog bespuckte Wurzeln und Reiserstückchen fallen, dann das Blut eines geopfert Huhns und Ziege hineinlaufen, mit dem er sein Gesicht wäscht und seinen Mund füllt, um einen Teil gegen die Sonne, den Rest nach Osten auszuspeien; etwas von dem Gebräu wird in einen Napf geschüttet und an die Hütten gesprengt; mit dem Trog wird schließlich die Grube zugedeckt, an ihrem östlichen Ende der Zweig in die Erde gepflanzt. Cameron deutet die Zeremonie als ein Opfer an die Sonne (S. 101 ff.). Marsch durch das Land Lovalé, dessen wildes raubsüchtiges Volk ganz unter dem Einfluß seiner Fetischpriester oder Zauberer steht; durch eingebrannte Zeichen markierte Bäume dürfen nicht umgehauen werden; die Männer tragen einen Lederschurz, die Frauen nur Riemen oder ein Stückchen Zeug; die Haartour wird mit Lehm und Öl verkleistert (S. 143 ff.); in allen Dörfern giebt es Fetische in Menge, rot und weißgefleckte Gebilde von Thon, die Leoparden und andere wilde Tiere vorstellen sollen, oder roh aus Holz geschnitzte menschliche Figuren (S. 146 mit Bild einer Fetischhütte, auch in Hartmann, Völker Afrikas, S. 223, Fig. 91). Lovale stand früher unter einem Herrscher, ist jetzt in zwei oder drei selbständige Gebiete geteilt; den einen Oberhäuptling Katende in buntem Hemd und langem Weiberrock fand Cameron (S. 148) unter einem breitästigen Baume, umgeben von seinen Räten; zu jeder Seite des Baumes stand eine Fetischhütte; die eine enthielt zwei unerkennbare Tiergebilde; die anderen Götzen in karikiert Menschen-gestalt; von einem Ast hing ein zauberkräftiges Bockshorn. Eingeborene erzählten die schon von Livingstone (siehe oben S. 392) mitgeteilte Sage vom Ursprung des Dilolo-Sees, doch ist der abgewiesene Bettler in Camerons Wiedergabe irgendein Mann; ein mitleidiger Einwohner, der ihn gespeist, entflieht auf seine Weisung mit seiner Familie und Habe dem Untergang. Vgl. noch Nachtrag zu S. 365.

Zu S. 516. Thomson, von Osten kommend (siehe Nachtrag zu S. 482), erreichte zuerst das nördliche Ende des Nyassa, von dem Livingstone und Elton noch sieben Meilen entfernt geblieben. (Expedition nach den Seen von Zentral-Afrika I, 192). In dem Dorf sahen die Männer bedeutend besser aus als die Bergstämme am Ruaha und erschienen im allgemeinen wie die Neger Ost-Afrikas.

Die Hütten zeigten runde Lehmziegel zwischen den Pfählen. Die Dorfbewohner waren Fischer (S. 193). Der Häuptling prügelte die Unterthanen, die sich roh oder übermütig zeigten (S. 204). Die Eingeborenen gaben Milch im Überflus ohne Bezahlung. Makulas Volk bestand nicht aus Wahungu, wie Elton annahm, sondern aus Wakinga, die aus politischen Gründen vom Hochgebirge im Norden des Sees auswanderten und den fruchtbaren Landstrich am Nyassa in Besitz nahmen. Ukinga war früher ein Land von großer Bedeutung, bis Zwistigkeiten den Stamm auflösten, einige auswanderten, einige andere Stämmen sich anschlossen und der ganze Distrikt endlich unter Herrschaft zuerst von Merere, dann von Mamle geriet (S. 205). Auf seiner Reise von hier zum Tanganika kam Thomson durch Wanyika (S. 213), nach Überschreiten des Chingambo-Gebirges in das Land Inyamwanga. Er wollte hier in einem schattigen Hain sein Zelt aufschlagen, wurde aber daran von den aufgeregten Dorfbewohnern verhindert, da der Ort ihrem verstorbenen Häuptling geweiht war, der in einer nahegelegenen Hütte begraben lag; Thomson erklärte, den Geist besänftigen zu wollen durch ein Geschenk an Tuch, das der Häuptling nach dem Grabe trug (S. 220). Im Ulungu-Land waren die Eingeborenen besser bekleidet; doch schienen sie Thomson sehr roh und sittlich sehr tief, besonders die Frauen (S. 228). In Smilo, dem letzten Dorf vor dem Tanganika, hatten alle ihre Vorderzähne spitz gefeilt; überall sah man Tätowierungen; die Frauen trugen kein Bedecken, mit Thomsons Lastträgern in großen Massen aus dem Dorf zu ziehen (S. 229). Zwischen allen Völkern des Hochlandes, den Wanyika, Wanyamwanga, Wanyambwe, Walungu bemerkte Thomson nur unbedeutende Abstufungen; am meisten differieren im Äußern und Gebräuchen die östlichen rohen und kriegerischen stark behaarten Wanyika in kleinen kotigen Dörfern mit wenig Vieh und die heller gefärbten, weniger behaarten Walungu von angenehmen Zügen, in größeren Dörfern unter ziemlich mächtigen Häuptlingen, ohne Zuchttiere, aber Ackerbau treibend, mehr bekleidet und geschmückt infolge vielfacher Berührung mit Kaufleuten, freilich auch feiger (S. 236). Vor mehr als 20 Jahren wurde Ulungu vom Häuptling Kakungu regiert, aber durch beständige Einfälle der Watuta oder Mazitu unter dem Häuptling Tafuna beunruhigt. Bei einem solchen Einfall wurde Mutalani, Kakungus ältester Sohn gefangen, aber wieder frei, nachdem er bei den Watuta die Kriegskunst gelernt, in der er dann sein Volk unterrichtete, das nun die ganze Gegend um den Tanganika und Nyassa beunruhigte; als aber Kakungu alt wurde, teilte er das Reich unter seine fünf Söhne (S. 237). Beim Tode eines Walungu-Häuptlings werden alle seine Frauen zugleich mit seinem Hauptmann getötet und verbrannt; nur eine wird in eine Grube gestellt und dann überschüttet bis auf

eine schmale Öffnung, durch die ein Speer ihr in die Hand gegeben wird und etwas Luft hineindringt; wenn sie zwei Tage in der Grube überlebt und den Speer in der Hand behalten, gestattet man ihr weiterzuleben (S. 239). Am Tanganika fand Thomson noch alle Schrecken des Sklavenhandels, obgleich nicht in früherer Ausdehnung (II, 6 f.). Die Wa-itawa an der südlichen Westküste nennt er anziehend in ihrem Äußern und in ihren Sitten, muskulös mit oft hübschen, feinen Gesichtszügen, geraden gut gestalteten Nasen und dünnen Lippen; bei der angenehmen Schattenfarbe erscheine Kleidung überflüssig. Sie scheren ihre Haare auf der obern Stirn und tragen um dieselbe eine Perlenschnur; die Männer drehen es oft in Hörnerform; die Frauen tragen große Cylinder in den Ohrläppchen, Kupfernadeln in den Lippen und Nasenflügeln; der Mangel an einem hinten hängenden Fellstück gilt als unschicklich. Thomson wurde hier zuerst wie ein Gespenst betrachtet. Die Hauptstadt von Itawa, Wohnort des Häuptlings Mlilo ist Pamlilo (S. 18 f.), zur Zeit Camerons Akalunga genannt, aber seitdem infolge einer Invasion der Waemba von Westen her, an die noch zahlreiche Schädel auf dem Boden und auf den Staketen erinnerten, zu einem Dorf dritten oder vierten Ranges heruntergekommen. Am Fluß Runangwe erreichte Thomson die Grenze zwischen Itawa und Marungu (S. 22). Die Gesichtszüge des verständigen Häuptlings in Kapamba zeigten wenig vom Neger. Die gewöhnliche Kleidung ist aus Rindentuch; die Äxte sind kunstvoll mit Messing- und Kupferdraht verziert, die Stile geschmackvoll in der Gestalt eines menschlichen Gesichts ausgeschmückt (S. 32). Als Thomson mit Häuptling Funge vom Dorf Tembwe am Kap gleichen Namens bei einem Topf Pombe Brüderschaft schließen wollte und ihm einen Trunk der Mischung anbot, wurde dieser sehr betroffen und die Menge brach in mißbilligendes Geschrei aus, weil es für einen Häuptling keine größere Verletzung des Anstandes gäbe, als angesichts seines Volkes und namentlich der Weiber Pombe zu trinken. Bevor er trank, wurden alle Weiber fortgetrieben, und die Männer wendeten sich ab. Er schenkte Thomson einen Speer von sauberer künstlicher Form und schönem Schaft (S. 33 f.). Funge hatte durch einen Einfall des blutdürstigen, Sklaven jagenden Uguha-Häuptlings Lasinga mit Beinamen Kambelebele (Schnellfuß) alle seine Dörfer verloren und nur durch Unterwerfung Tembwe gerettet, neben welchem an der Bucht, in die sich der Luhanda ergießt, Lasinga sich ein großes umzäuntes Dorf Baliolima gebaut (S. 38). Den Lukuga fand Thomson als Ausfluß des Sees, nicht versumpft, sondern mit einer Menge schönen Wassers, das westwärts nach dem Kongo floß (S. 41). Durch Ruanda, Hauptstadt von Uguha, kam Thomson an den Gipfel des Gona-Gebirges (S. 44). Als er den Hügel überschritten, hielten die Männer an, um Gras zu

pflücken und dasselbe auf einen bereits vorhandenen großen Haufen zu werfen, der dort errichtet war, um irgendeinen bösen Geist zu versöhnen oder Unglück zu verhüten (S. 45). Thomson verfolgte den Lauf des Lukuga und fand, daß er, zuerst südwestlich nach dem Kongo zufließend, sich dann nordwestlich hielt. Makalumbi, das letzte Waguha-Dorf nach Westen, war das größte, welches Thomson hier zu Lande sah, das Haus in der Mitte das größte, das er in Afrika gesehen; die Häuser sind überhaupt sehr groß und haben die gewöhnliche halb pyramidale, halb kuppelähnliche Gestalt, sehen, da nur das Dach sichtbar, wie Heuschaber aus und stehen weitläufig in regelmäßigen Linien und gleichmäßigen Entfernungen von einander, dazwischen Gras und Unkraut. Das Volk ist gemischt aus Waguha und Warua; die ersteren sind vorwiegend; aber der Häuptling ist ein (M)Rua. Inbezug auf Geschmack, Verstand, Reinlichkeit, Ordnung, Sittlichkeit ist es nach Thomson fast allen anderen Stämmen des östlichen Mittel-Afrika weit überlegen, obgleich sie sich von jeder Verbindung mit Arabern ferngehalten. Die Schädel sind besser gestaltet, als die der meisten Neger, aber viel breiter. Den phantastischen Haarschmuck schont man nachts durch unbequeme Nackenhalter. Die Männer tragen ein Stück Tuch, gewoben aus Fasern der Mwale-Palmblätter um die Lenden, die Frauen nur vorn einen Schurz; Schmuck sind Perlenschnüre und Messingringe. Bei den Waguha, besonders bei den Frauen, ist das Tätowieren zu einem Zweig der Kunst erhoben; der Unterleib wird symmetrisch mit erhabenen Flecken und Linien bedeckt (S. 82 ff.). In Urua kam Thomson zuerst in des Häuptlings Kasenga Dorf Makasenga (das Präfix ma bedeutet Dorf oder Stadt); die geschnitzten Götzenbilder, Stöcke und Bogen zeigten hier einen bedeutenden künstlerischen Geschmack; die eisernen Dolche nennt Thomson die kunstvollste Arbeit, die er in Afrika gesehen; vergiftete Speere wurden gewöhnlich getragen. In Makaunga, einer Gruppe von Dörfern des Häuptlings Kaunga in einem kultivierten Distrikt trug ein Rua einen Kürbis voll lebender Raupen für sein Mittagmahl (S. 92. 96). In Makihuju sah Thomson zum erstenmal halb gezähmte, schwarze Schweine (S. 97). Der Häuptling Kisa im Dorf Kwakisa zeigte sich mit den Bewohnern sehr drohend (S. 100). Thomson erwähnt die schrecklichen gefeilten Fangzähne der Warua; die Frauen brechen sich zwei Zähne aus der unteren Reihe aus. Mehr als die Hälfte war schieläugig, was Thomson in anderen Urua-Dörfern nicht aufgefallen war. Die Sitte der Waguha, ungeheure Haarnadeln auf dem Kopf zu tragen, wird von den Warua noch übertrieben (S. 104). Thomson hält die Warua trotz ihres Götzendienstes, Blutdurstes und List doch für das in vieler Hinsicht am meisten vorgeschrittene Volk, dem er begegnet, obgleich sie so seltsame Vorstellungen vom Eigentumsrecht haben,

dafs die arabischen Kaufleute sich fürchten, zu ihnen zu gehen. Ihre Schnitzarbeiten sind höchst kunstreich. Sie haben hölzerne Schüsseln, die auf der Rückseite ausgehöhlt sind und die Gestalten verschiedener Tiere haben. Thomson findet viel Ähnlichkeit der Warua mit den Monbuttu. Ihre Begrüßungsformen sind sehr zusammengesetzt. Urua ist ein sehr reiches Land. Besonders Kassawa wird kultiviert. Haustiere sind Ziegen, Schafe, schwarze Schweine, Geflügel. Ein vorherrschender Zug aller Warua-Dörfer sind die zahlreichen ausgeschnitzten Götzenbilder, die unter Schutzdächern stehen. Niemand wagt sich auf eine Reise, ohne ein großes Bündel von allerlei Amuletten mit sich zu führen, und gewöhnlich wird den auserwählten Götzen bei solcher Gelegenheit ein reiches Trankopfer gespendet. Thomson mußte von hier zurück; man ließ ihn nicht weiter vordringen (S. 113f.). Kihugu, Häuptling von Makihugu, braute in Besorgnis, daß die übel von den Weißen erworbenen Geschenke von nachteiligem Einfluß sein könnten, große Krüge Pombe, trug sie in Prozession vor sein Götzenbild und spendete den Göttern Trankopfer, wobei er beständig Gebete murmelte, um Unglück von sich abzuwenden. Es ist niemandem gestattet, den Häuptling essen zu sehen (S. 117). Als Thomson nach Makaunga zurückgekehrt, drang ein Rua in das Zelt, um zu stehlen, legte aber die Uhr wieder hin aus Furcht vor deren Ticken (S. 119). Es gilt als Verbrechen, vor jemand auszuspucken, da dies ihn bezaubere (S. 130). Zum Tanganika zurückgekehrt, besuchte Thomson die Wafipa an der südlichen Ostküste; sie unterscheiden sich nach ihm bedeutend in ihrem Äußern von anderen Stämmen, besonders durch ihren größeren Kopf; dicke Lippen sind gewöhnlich. In der Farbe wechseln sie von hellbraun bis kohlschwarz. Die Kleidung der Armen besteht aus einem einfachen Lendentuch von einheimischem Baumwollentuch; die anderen fügen ein lose über den Rücken hängendes, um den Hals geschlungenes weißes Baumwollentuch hinzu. Sie sind dem Ackerbau mehr zugethan, als irgendein anderer Stamm, den Thomson gesehen. Ihre Dörfer sind freilich kotig. Nie lassen sie sich auf Krieg ein und machen keine Sklaven. Die einzigen Strafen für Vergehen sind Prügel, Geldstrafe und Gefängnis. Ehebruch wird durch Geldstrafe gebüßt. Ein Mörder wird für eine gewisse Zeit an einen Pfosten gebunden und seine Güter konfisziert. Wenn große Dürre eintritt, versammeln sich die Häuptlinge in der Nähe des Tanganika, opfern Schafe, Ziegen und Hühner und bitten den Geist, Regen zu senden. Hiernach scheint der Seegott als Regengott auch mit dem Himmel in Verbindung. Eine sonderbare Achtung haben sie vor Schafen; es ist ein Verbrechen, sie an Stricke zu binden; bevor eines getötet wird, muß die Einwilligung des Kapusi geholt werden, der Häuptling von ganz Ufipa ist; man hat große Achtung und Ehrfurcht vor ihm;

seine Befehle werden stets befolgt (S. 165 f.). Thomson besuchte hier noch den zwölf Meilen breiten See Hikwa (Likwa, Rikwa), von dessen Fischen die Wafipa nicht essen; an das Nordende reichen die Wasongo; die östlichen Wakhonongo waren von dem Räuberhauptmann Nyungu besiegt (S. 168 f.). Von hier kehrte Thomson über Unyamwezi (Igonda, Hauptstadt des Mlima Ngombe [Küstenstier], des Häuptlings von Ugunda, der durch seine 150 Frauen den Verstand verloren haben soll, S. 182) und Ugogo (S. 193) nach der Ostküste zurück.

Zu S. 518. Vgl. Zöllner, S. 241 ff.; „Missionsfreund“ 1882, S. 44. Unter den Mangandja sollten manche wohlgestaltete Köpfe, angenehme Gesichtszüge und hohe Stirnen haben. Livingstone berichtet vom Häuptling Chinsamba, er habe etwas Jüdisches in seinem Gesicht oder vielmehr das altassyrische Gesicht. Diese Gesichtsbildung ist hier sehr gewöhnlich. Die Lippen gleichen denen der Europäer mehr als denen der Neger auf der Westküste. Ein großer Ring in dem einen Ohr erinnert an die ägyptischen Denkmäler, ebenso manche Moden der Haarfrisur. Mehrfach hat Livingstone eine eigentümliche Länge des Schenkelbeins bemerkt. Die Mangandja tragen Ringe von Messing, Kupfer oder Eisen an allen Fingern, an Armen, Beinen und Hals. Der Pelele wird nur in Trauerzeiten abgenommen. Beim Mundöffnen klappt dieser Zierrat nach oben um, wobei die spitz geschlagenen Zähne entblößt werden. Der Pelele ist auch am Rowuma und unter den Makua adoptiert worden. Der Körper wird durch rosetten- und linienförmige Einschnitte verunziert. Als Kleidung dienen baumwollene, von ihnen selbst gewobene Schurztücher. Ihre Hütten ähneln nach Livingstones Abbildungen den gewöhnlichen abyssinischen und sennaarischen Togule. Sie sind sehr fleißige und umsichtige Ackerbauer. Den Dung liefert die Asche der niedergeschlagenen Bäume und des Steppengrases. Die einheimische Baumwolle, Tonja Kadja, fühlt sich wie Wolle an und ist wegen ihrer Festigkeit beliebt. In fast jedem Dorf wird Baumwolle gereinigt, gesponnen und gewoben. Livingstone bildet einen liegenden, dem abyssinischen ähnlichen Webstuhl ab. Die Spindel ähnelt der der Nubier und Kaffern. Eisenerz wird aus den Hügeln gegraben; jedes Dorf hat seine Schmelzhütte, seine Kohlenbrenner und Schmiede. Diese arbeiten mittels einfacher Instrumente und mittels Blasebälgen aus Ziegenleder Äxte, Speere, Nadeln, Pfeilspitzen, Armbänder u. s. w. Man dreht allerhand Koch-, Wasser- und Getreidetöpfe, die mit dem in den Hügeln gefundenen Graphit blank gemacht werden. Auch flechten sie Körbe aus Bambusrohr und Netze aus Buazefasern. Sie brauen Sorghum-Bier und vertilgen es in großen Quantitäten. Zwischen den Dörfern wird

Tauschhandel getrieben. An Vieh halten die Mangandja nur wenige Ziegen, noch weniger Schafe. Das Volk lebt in Dörfern, deren jedes seinen Ortsvorsteher hat; doch kann ein solcher auch über mehrere angrenzende Dörfer gebieten; die Unterthanen werden, wie so vielfach in Afrika, als seine Kinder betrachtet; alle kleinen Häuptlinge eines Distrikts leisten einem Oberhäuptling (Rondo, Rundo) eine Art Lehnspflicht. Sie sind verbunden, ihm einem kleinen jährlichen Tribut zu entrichten und von jedem erlegten Elefanten einen der Stofszähne zu liefern; dafür hat der Rundo seine Leute gegen feindliche Angriffe zu schützen. Hartmann, Abessynien, S. 266 ff. Derselbe bemerkt schliesslich (S. 272), dass die Stämme der äquatorialen Gebiete Ostafrikas, von manchem Ethnologen direkt zu den Abantu gerechnet, mindestens den Übergang zwischen den Nigritiern Ostsudans, den Gala, Orloikob u. s. w. zu den Abantu vermitteln.

Zu S. 521. Über die Batoka u. s. w. vgl. Nachtrag zu S. 390. Mohrs Führer Masupasila nannte den grossen Viktoriafall Sipôma (Wasserfall); in dem von Livingstone angeführten Namen Mosiatunya (Rauch macht Lärm) vermutet Mohr (Nach den Viktoriafällen des Zambesi [1876] in Grube, Geographische Charakterbilder II, 478) ein Wort der Makololo. Nach Serpa Pinto (Quer durch Afrika II, 137) geben die Eingeborenen in dem von den Makololo eingeführten, noch jetzt am obern Zambesi, nur etwas korrumpiert, herrschenden Sesuto dem Fall den Namen Mosi-*oa*-tunia (d. h. der Rauch steigt auf, ein noch jetzt im Sesuto täglich vorkommender Ausdruck beim Kochen des Mittagmahls) oder Mesi-*oa*-tuna (d. h. das grosse Wasser); die Makalaka dagegen vor der Invasion der Makololo nannten ihn Chongue.

Zu S. 525, Z. 5 von unten. D. Wangemann (Ein Reisejahr in Südafrika [1868], S. 436 ff.) besuchte mit Merensky am Rand des Matlale-Gebirges im Gebiete der Bassuto einen Kral, besetzt mit Leuten des Malepa, die sich Banyai-Bakchalaka nennen und vom Zambesi, wo sie beim Fluss Loathe neben Portugiesen und Moselekazzi gewohnt, von Manekos (von uns erwähnt S. 534) verjagt, hergekommen zu sein sich erinnern; ihre Väter seien grosse Könige gewesen und haben masila (gemachte Kleider) getragen. Diese Malepa zeichnen sich durch kahlgeschorene Scheitel vor den Bassuto und Matabelen aus und haben noch Reste von Gottserkenntnis und Gottesdienst, die an biblische Traditionen erinnern; ob original oder Reste von portugiesischem Unterricht (es fließt wohl beides zusammen), konnten Wangemann und Merensky aus den wenigen schon verschwindenden Brocken, die Merensky mittels des Sessuto von den Alten erfragte, welche die Sprache ihrer alten Gebete selbst nicht

mehr verstehen, nicht ersehen. Sie essen kein Blut, schlachten daher jedes Tier, auch das geschossene Wild, durch Kehlabschneiden. Sie lehren, Gott (toyato) ist da; er hat den Menschen gemacht; man hört oft Gewehre (Donner) oben und Trommeln in der Erde; dabei ist es Gott. Er hat zuerst den Mann erschaffen, dann das Weib, im Anfang, dann gesagt, sie sollen sich mehren; von Jobzoane (vgl. Kozane bei den Vawenda, S. 542) sind die Menschen im Anfang gemacht. Zuerst hat er Haupt und Arme gemacht aus demselben Stoff wie die Steine. Alle Menschen sind einst vom Wasser getötet; die Sonne war finster, und das Meer kam über das Land. Wenn sie beten, waschen die Malepa sich die Hände, nehmen weiße Decken um und sagen: Ha mena oa honzó oa le farafatela oa helezano oa honzó oa honzó oa helazano oa farafatela; was die Worte bedeuten, wissen sie selbst nicht. Sie beten nur allein, nicht in Gemeinschaft mit den Bassuto. Sie haben die Beschneidung. Stehlen, Ehebrechen und Giftmischen erklären sie für Sünde. Wenn ein Mensch stirbt, sagen sie, geht sein Geist zu Gott; hat er Böses gethan, so wird er vom Herrn im Himmel verworfen und bleibt nicht bei den Seligen. Ihre Toten begraben sie nicht in sitzender Stellung wie die Bassuto, sondern legen sie in ein Grab. Dazu beten sie: „Schlaf wohl, schlaf bei Gott; wir, die wir zurückbleiben, sind froh.“ In ihrem krausen Haar tragen sie Glimmerstaub, was aber auch Bassuto thun. Als Sprachproben führt Wangemann noch folgende Vokabeln an: Auge meso, Bein kumbo (Plural ma), Arm leboko (Plural ma), Garten menta, Korn mafonde, Stück Vieh nombe, Ochs muru (Plural zimuru), Kleider matsela, Frau inkatsi, Mann dume (Plural badume), alle bose, Wasser vura, Regen vula, Waffen mafumo, Schild tsetanyu, Kraal munzi, Elefant solowesó.

Zu S. 526, Z. 9. Nach Serpa Pinto (II, 318) heißt Gott im Tete-Kaffir Mumugo.

Zu S. 526, Z. 6 von unten. Nach Owen (Narr. of voy. to explore the shores of Afr. [1833] I, 294) werden in Quilimane die Leichen in eine Höhle oder in einen Fluß geworfen. Waitz, S. 196.

Zu S. 529, Anm. 1. D. Wangemann (Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft [1872—1875] I, 4) teilt das die Urkunde der Besitznahme eröffnende Gebet Riebeeckes (so schreibt Wangemann) um Bekehrung des wilden rohen Volkes mit. Riebeeke, zuerst Schiffsarzt, wurde Statthalter der Kolonie.

Zu S. 530. Eine Vergleichung der von Mauch und Baines aufgenommenen bildlichen Darstellungen der Symbaoe mit den von Hübner abgebildeten alten Befestigungen im Matabele-Lande zeigt überraschende Ähnlichkeit der Baukonstruktion. Bereits Fritsch

hielt derartige Bauten für Schutzarbeiten der mit Eisenindustrie beschäftigt gewesenen Maschona. Hübner vermutet, daß diese bereits Gold aus den Quarzgängen gewonnen und an die Portugiesen verhandelt. Es finden sich hier überall alte Gräber, Goldgruben, Granitkugeln, altkafferische Eisenschmelzereien, auf die auch der Name deutet; denn Symba heißt Eisen. Schon de Barros erwähnt Eisenäxte der Monomotaper. Hartmann vermutet in dem kegelförmigen „Turm der Königin“ einen Schmelzofen, wie sie in ähnlicher Form, obgleich geringeren Dimensionen die Balonda haben. Nach Baines kommt bei jenem Turm alle 3—4 Jahre das Volk zusammen zu Festlichkeiten und einem Opfer, nach welchem der Oberpriester in den Turm klettert, den Ort besprengt und Mali, den Vater (?) bittet, er möge alle Krankheit fern halten. Inschriften sind in der Symbae nicht gefunden, nur rohe Zickzackornamentik. Monomotapa löste sich im 18. Jahrhundert infolge innerer Zwistigkeiten in mehrere Staaten auf; manche Landstriche gewannen die Portugiesen, die eine Zeit lang die Goldgruben von Manica ausbeuteten. Hartmann, Abessynien, S. 290 ff. (mit Bild des Turmes).

Zu S. 531, Z. 9 von unten. Vgl. S. 535. 613f. Kopf eines Makoaba oder Knopneuzen mit Narben abgebildet von Hartmann, Abessynien, S. 294.

Zu S. 532, Anm. 3. Ma-Tebele. Vgl. S. 534. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 156.

Zu S. 532, Anm. 6. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 74; II, 2. S. 95. 107.

Zu S. 533, Anm. 1. Die Fengu oder Fingu (d. h. Bettler), früher Fetkannah genannt (d. h. Räuber) sind gleich den Mantäti (auch = Räuber) zersprengte Reste von Völkerschaften, die der eiserne Fuß des Eroberers Tschakka (1810—1834) zertrat. Wie die Mantäti (wahrscheinlich Bassuto), aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen vertrieben, sich auf ihre schwächeren Nachbarn, die Betschuanen, mit Raub und Mord warfen, bis sie vor der Feuerwaffe der Griqua erlagen, so versuchten die Fetkannah (deren Wohnsitze früher am Draken-Gebirge gewesen), selbst Zulu von Geblüt, sich auf die schwächeren Kaffernstämme zu werfen. Da aber die Amapondo, Amagaleka und Amaxosa auch krieggeübt waren, gaben die Fetkannah endlich ihre Angriffe auf und stellten sich unter den Schutz der betreffenden größeren Kaffernstämme. Ein Teil von ihnen fand bei den Tembu und Xosa gute Aufnahme und durfte seine eigenen, freilich abhängigen Fürsten, Sitten und Rechte behalten; ein anderer Teil aber, bis 20000 an Zahl, wurde vom König Hintza geradezu zu Dienenden gemacht, ihres Eigentums, ja ihrer Kinder beraubt, mußten als „Hunde“ das Vieh der Kaffern hüten und wurden als Bettler

(daher der Name) verachtet. 1834 benutzten sie aber den Ausbruch des Krieges, besiegten ihre Bedränger und wurden nach Beendigung des Krieges freie Unterthanen Englands. Ein Teil erhielt am Fischfluß, Kaskamma und Chumie Wohnsitze, ein anderer 1858 in der Kapkolonie; sie zeigten sich besonders für das Evangelium empfänglich. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 73. 323 ff. (mit Bild von Fingu-Frauen).

Zu S. 534, Z. 7. Vgl. S. 543. 588. Die Zulu sind nach ihren ältesten Traditionen von Nordosten her eingewandert. Geschichtlich kommen sie zuerst in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts vor. Damals waren sie ein kleiner verachteter Stamm, eingekleint zwischen drei mächtigen Kafferstämmen, den Tetwa an der Lucia-Bai, den Qwabi an der untern Tugela und den Dwandwe im Innern des Landes. Man deutete den Namen Zulu als „Einwanderer“, was ebenfalls auf ihr Hereinkommen aus anderen Wohnsitzen schliesen läßt. Sie selbst bezeichnen als ihren Unkulunkulu oder Urahn den Häuptling Punga, der den Beinamen Zulu d. h. Himmel von der Macht und Gröfse, die er entfaltete, führte. Von Punga stammte Umageba; dessen Sohn war Dschama, dessen Sohn Senzangakona, der die Mnandi (d. h. Liebliche) zur Frau hatte und mit ihr einen Sohn zeugte, den er Tschaka nannte, d. h. Feuerbrand, wohl kaum ahnend, welche Weissagung in diesem Namen lag. Nach Pungas Beinamen Zulu hat das ganze Volk den Namen Zulu d. h. Himmel bekommen und später, zu seiner gewaltigen Macht entfaltet, mit Stolz geführt. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission III, 2. S. 38 f.

Zu S. 534, Z. 5 von unten. Vgl. S. 532. 594. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 156.

Zu S. 535, Anm. 3. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission III, 2. S. 67 ff. (mit Bild von Zulukaffern).

Zu S. 535, Z. 5 von unten. Die Betschuanen sind auf engste stammverwandt mit den Kaffern, so dafs sie von den Holländern auch geradezu Kaffern genannt werden, und doch wieder durch Nationalcharakter, Sitten und Sprache so verschieden von den Kaffern, wie etwa die Holländer von den Deutschen. Im Wuchs und Körperbau, in kriegerischem Mannesmut und Energie des Charakters erreichen sie den Kaffer nicht, übertreffen ihn dagegen in Lust und Fähigkeit zu geistiger Bildung. Das Setschuana entbehrt der häßlichen Schnalzlaute der Kaffersprache, aber auch ihres melodischen Wohllauts. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 85 f.

Zu S. 536, Z. 13. Der Name wird ausgesprochen Moschöeschöe, Moschwëschwe. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 343, wo dann auch seine Geschichte eingehend behandelt ist, die

spätere ebd. II, 1. S. 168 ff. 254 ff. Vgl. Burkhardt, Missionsbibliothek II, 2. S. 138 ff. Casalis, Les Bassoutos (1850).

Zu S. 536, Z. 7 ff. von unten. Von den Betschuanen wurden zuerst die Batlapi bekannt durch Kok, der sich 1801 als Lehrer an den Kurumanfluß begab, und Lichtenstein (Reisen II, 252 ff.), der durch Kok 1805 bei dem Oberhäuptling der Batlapi, dem edlen und tapfern Molehabangue, der dann auch die Mörder Koks hinrichten liefs, Aufnahme fand. Campbell sandte englischè Missionare, nachdem er selbst darüber 1813 mit Molehabanges Nachfolger Matibe (Mothibi) verhandelt; dieser wurde in Kämpfe mit den Bawangketsi verwickelt. Dem am Kurunan missionierenden Hamilton kam 1821 Moffat zuhülfe, dem zuerst allmählich eine ausgebreitere Wirksamkeit gelang, nachdem er 1823, als die Mantäti (s. Nachtrag zu S. 533) Matibes Reich bedrohten, die bereits christianisierten Griqua zuhülfe gerufen, die den Feind vollständig schlugen. 1824 fand Moffat Aufnahme bei Makaba, König der benachbarten Bahurutsi, und wurde 1829 zu Moselekazzi, dem Matebelenhäuptling (s. oben S. 534) geladen. Burkhardt, Missionsbibliothek II, 2. S. 124 ff. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 147 ff. 326 ff. Livingstone (Südafrika, S. 11 ff.) ging 1840 von der Station Kuruman (Lattaku) nach Norden in das Land der Bakuene, eines der mächtigsten Betschuanenstämme, und gewann großen Einfluß auf ihren hochbegabten Häuptling Se(t)schéle, der in der Stadt Schokuáne, dann in Kolobeng residierte, von hier 1849 durch die Kalahari-Wüste nach dem Sugafuß, schließlic den Ngamisee entdeckend (S. 32 ff.), 1851 über die „Salzpfannen“ bis nach Liniandi, der Residenz des Makolohöhauptlings Sebitoane, der Seschele, dessen Vater ermordet worden, erzogen hatte (S. 41 ff.). Unter den Barolong missionierten die Methodisten seit 1823. Wangemann I, 336. Aus Kolobeng von den Buhren vertrieben, residiert Seschele seit 1865 in Molopolole; die Zahl seiner Unterthanen, obgleich durch innere Reibungen und Kriege mit Nachbarstämmen bedeutend zusammengeschmolzen, beträgt noch 32000—35000. Dr. Holub, Sieben Jahre in Afrika (1881) I, 394 ff. Montsua, König der Barolong, ist noch Heide; doch stellt ihn Holub (S. 369) unter den Betschuanenfürsten nach Khama, jetzt König der östlichen Bamangwato, obenan und zählt dann noch zu den hervorragendsten Chatsitsive, König der Banquaketse, dessen Hauptstadt Kanja. Die wichtigste Stadt der unabhängigen Eingeborenenreiche im Innern Südafrikas ist nach Holub (I, 454) Schoschong, der Hauptort der östlichen Bamangwato, von schoschon (Fluß) ablativ = „am Flusse liegend“, eine der älteren und vor zehn Jahren die bevölkertste Stadt in den unabhängigen Betschuanaländern mit 30000 Einwohnern,

dann nur einem Fünftel davon infolge eines durch den König Sekhomo entfachten Bürgerkrieges, der eine Spaltung des Stammes und Auswanderung der Makalaka hervorrief, während sich jetzt die Stadt wieder erholt unter Sekhomos Sohn Khama (nach Serpa Pinto II, 187 hat sie augenblicklich 15000 Seelen); daß er der beste Herrscher in Südafrika, ist nach Holub (S. 463) das Werk des Londoner Missionars Mackenzie, dem Holub auch viel Aufschlüsse über Geschichte und Gebräuche der Betschuanen verdankt. Nach den von Mackenzie gesammelten Traditionen stammen die Bamangwato von den Banquaketso ab, lösten sich von ihnen als der schwächere Teil und besetzten die Gebiete nördlich von den Bakuena bis an den Zambesi und Tschobe. Zur Zeit von Sekhomos Urgroßvater Matipi fand wieder eine Teilung statt in zwei Bamangwato-Reiche, eines westlich vom Ngami-See, das andere östlich mit der Hauptstadt Schoschong, gestiftet von Towane, dem jüngeren Sohne Matipis, während der ältere, Khama in jenem blieb. Towane behandelte den mit ihm ziehenden greisen Vater so schlecht, daß dieser wieder zu Khama seine Zuflucht nahm, der ihn zwar in sein Land, aber nicht in seine Residenz liefs, worüber dem alten Mann das Herz brach, daß er sich das Leben nahm; seine Grabstelle wird noch bis jetzt von den Bamangwato in Ehren gehalten. Der gerechteste unter den sieben Bamangwato-Herrschern, deren Namen die Tradition nennt, war Chari; er fiel aber im Kampf mit einem südlichen Maschona-häuptling, worauf das Land in Anarchie verfiel und eine Beute des von Sebituane angeführten Basutho-Stammes der Makololo wurde, die dann am Tschobe eine neue Heimat gründend, die Hinterbliebenen des Königs als Gefangene mit nach Norden schleppten; doch gelang es diesen zu entfliehen und Sekhomo, der älteste Sohn Charis, obgleich nach dem Gesetz von der Thronfolge ausgeschlossen, weil nicht das Kind des ersten Weibes seines Vaters, sammelte die zerstreuten Bamangwato, besiegte die Makololo und gewann die meisten Häuptlinge des Landes für sich, die den eigentlichen Thronerben töteten, während sein Bruder Matscheng sich durch Flucht vor ähnlichem Schicksal rettete. Bald waren die Bamangwato so erstarkt, daß sie den Matebele-Zulu, die seit 30 Jahren die Betschuanenländer bedrängten, erfolgreich Widerstand entgegensetzten und ihr König Moselikatse 20 Jahre keinen Angriff mehr wagte, bis er ihn 1862 erneuerte, aber wieder abziehen mußte. Jndes war Matscheng, der flüchtige Stiefbruder Sekhomos, von den Matebele gefangen, als gemeiner Soldat aufgezogen und durch Moffats Einfluß freigelassen worden; Seschele gewann die Bramangwato für ihren rechtmäßigen Herrscher, und Sekhomo floh. Als aber Matscheng den Despotismus der Matebelen einführen wollte, kosteten ihm seine Übergriffe und Grausamkeiten den Thron, den Sekhomo mit Sescheles Hilfe zuerst

wiedererlangte, dann aber nochmals, nachdem er auch mit seinen Söhnen Khama und Khamane, die sich zur Beschneidung (Boguera) nicht stellten, zerfallen und Seschele wieder für Matscheng Partei nahm, an diesen verlor, der aber, dem Khama nachstellend, von diesem mit Hilfstruppen Sescheles besiegt wurde und nach dem Mabolo-Gebirge zog. So wurde Khama König der östlichen Bamangwato, rief jedoch Sekhomo nach Schoschong zurück, und wanderte, als dieser Zwietracht zwischen ihm und Khamane stiftete, mit dem größten Teil der Schoschonger ins Gebiet der westlichen Bamangwato an den Zuga-River aus, wo er sich große Achtung und Zuneigung erwarb, dachte jedoch, veranlaßt durch eine Fieber-Epidemie, an seinen Rückzug, als Holub eintraf (I, 463—475). Serpa Pinto (II, 182ff.) fand Khama bereits wieder als Herrscher in Schoschong; er hatte seine Macht ununterbrochen befestigt, auch seinen Bruder (hier Camanhane genannt) in seiner Umgebung; Khama hatte ihm als Christ verziehen und dachte, wie auch Serpa Pinto bezeugt, in seiner Regierung stets zuerst an seine Unterthanen; er wurde dem entsprechend von ihnen verehrt und geliebt; ein großer Teil der Bevölkerung war christlich; alle kleideten sich nach europäischer Weise; Frauen und Männer bestellen die Felder mit Pflügen; viele besitzen große Rinder- und Schafherden; Khama selbst geht in allen Beschäftigungen mit gutem Beispiel voran, besucht die Wohnungen der Armen so gut wie die der Reichen und geht fast stets ohne Begleitung umher; den Europäern sind die Bamangwato sehr freundlich gesinnt, schöne Früchte, die nach Serpa Pinto den englischen Missionaren zu danken sind, obschon er das Volk im Fall eines nichtchristlichen Nachfolgers noch nicht vor Rückfall in Heidentum und namentlich Polygamie genügend gesichert hält (S. 186). — Über den religiösen Prinzipiat der Bahurutse bei der Erntefeier der Betschuanastämme haben wir S. 569, Anm. 3 eine Andeutung gegeben. Holub hat darüber Weiteres ermittelt, das sowohl für die Stammesgeschichte als für die Religion der Betschuanen von höchster Bedeutung ist: Als die Betschuana ein wohl in mehrere Unterfamilien geteiltes, doch noch unter einem Scepter vereinigt Volk waren, war das Königtum in der Familie Bahurutse (Baharutse) erblich. Selbst als sich später die Betschuana teilten, die einen nach Norden u. s. w. zogen, selbständige kleinere und größere Königreiche errichteten und die alte königliche Familie machtlos geworden, blieb ihr doch das Vorrecht, jene abergläubischen, dem Hohenprieser zukommenden Gebräuche zu verrichten, und Mitglieder königlicher Familien wanderten an den Hof der Bahurutse, um von dem jeweiligen Oberhaupte diese Gebräuche verrichten zu sehen. Seitdem jedoch einzelne Stammzweige der Betschuanen eigene mächtige Reiche errichtet und einige Chefs oder Könige christlich geworden, hat das zwar beinahe völlig

aufgehört; trotzdem wird von allen Betschuanen mit höchster Verehrung von der alten königlichen Familie gesprochen, die einerseits der Transvaal-Kolonie unterthan ist; anderseits als Unterthan des Königs der Banquaketse, Chatsitsive, die Stadt Moschaneng bewohnt. Der jetzige Häuptling der östlichen Bahurutse ist der noch junge Kopani. Dem Stammesoberhaupt als obersten Zauberer und Regenmacher stehen bei Ausübung der Zeremonieen die Li-Njaka (Priester) zur Seite; nur der zeremonielle Genuß der ersten geweihten Feldfrüchte (meist Kürbisse) steht ihm allein zu (I, 414 f.). Dies ist ein schlagender Beweis für die ursprüngliche Einheit des Königs- und Priestertums (vgl. Nachtrag zu S. 345. 349). Holub (I, 463 f.) faßt die Bahurutse geradezu als den Urstamm der Betschuana; er teilte sich in mehrere Unterabteilungen, die von gemeinsamen Stammsitzen auswanderten; eine dieser Unterabteilungen teilte sich später in zwei Stämme, die Banquaketse und die Bakuena, von welchen ersteren sich wieder die Bamangwato, wie erwähnt, ablösten.

Zu S. 537, Z. 7. Wangemann (Geschichte der Berliner Mission I, 304) nennt die Ova-Herero einen versprengten Stamm des Betschuanenvolks, Männer von schönem Wuchs und Gestalt, zum Teil fast europäischer Gesichtsbildung, Verehrer ihrer Rinderherden, wie alle Kaffern, deren nationale Sitten, Fehler und Gepräge sie überhaupt in vielen Einzelzügen zeigen.

Zu S. 538, Z. 3. Wangemann (Geschichte der Berl. Miss. I, 305) vermutet in den Ovambo bereits Negerblut; sie sind 1851 von Galton und Andersson, 1857 von den Missionaren Rath und H. Hahn, von diesen jedoch nur behufs der Rekognoszierung besucht worden. Erst seit 1870 arbeiteten unter ihnen finnische Missionare unter den größten Schwierigkeiten, ohne daß es lange Zeit zur Taufe eines Heiden kam außer der eines Ovambo-Mädchens, die im Dienste eines Missionars ihn in seine Heimat begleitete. Erst 1879 wagten vier Jünglinge, in den Taufunterricht zu treten, wozu sie aber bei der Feindschaft namentlich der Häuptlinge gegen die Religion der Weißen ins Hereroland zu den Barmer Missionaren fliehen mußten, wo sie dann 1881 getauft wurden. Als die Nachricht davon in ihre Heimat kam, meldeten sich dort sogleich sieben andere zur Taufe, und es trat allmählich ein Umschwung in der Gesinnung des Volkes ein. 1882 durfte ein getaufter Jüngling unangefochten in die Heimat zurückkehren und als Gehilfe in der Schule thätig sein. Nun mehrte sich der Schul- und Kirchenbesuch. Selbst der König erklärte, er wünsche, daß sein ganzes Volk Unterricht erhalte. Am Epiphaniensfest 1883 sind in Ondonga die Erstlinge getauft worden. „*Missionsfreund*“ 1883, S. 157.

Zu S. 538, Z. 14. Wangemann (Geschichte der Berl. Miss. III, 2. S. 67 ff.) giebt anschauliche Bilder von Leben und Sitten der Zulu in Natal aus der Feder des Missionars Posselt, in welchen auch dieser den Kaffern, soweit sie noch nicht bekehrt sind, alle Religion abspricht (S. 74), obwohl derselbe dann doch auch einige Überreste einer untergegangenen Religion anerkennt, den Unkulunkulu d. h. Größten, von dem freilich der Zulu nicht wisse, ob er Mensch oder Gott gewesen, die Amatongo als Kobolde, die nachts aus dem Wasser kriechen und ihn erschrecken, die Neujahrsfeier verbunden mit einigen Zeremonien, besonders der Kraftprobe des Erwürgens eines Ochsen mit bloßen Händen und darauffolgendem Fleischessen (S. 75). Wangemann selbst bemerkt dabei (S. 73): „Posselts Bericht über die Religion der Zulu bezieht sich auf diejenigen Heiden, die, weil einzeln oder in kleinen Haufen von ihren altererbten Umgebungen losgerissen, auch dasjenige verloren haben, was das Volk ursprünglich an religiöser Tradition besessen hat.“

Zu S. 539. Holub, Sieben Jahre in Afrika I, 412: Eigentliche Religion besitzen die Betschuana nicht; doch können wir aus dem Umstand, daß sie bei den ersten Belehrungen im Christentum den unsichtbaren Gott sofort mit dem Wort Morimo belegten, ohne daß das Wort eine andere Verwendung fände, schließen, daß sie in einer längst vergangenen Zeit einem sichtbaren oder unsichtbaren Wesen göttliche Verehrung gezollt. (Den Begriff desselben haben sie freilich verloren bis auf den Gedanken, daß Morimo ein höher als die Morena [Fürsten] gestelltes Wesen, ebd., S. 436). Das nächste verwandte Wort ist barimo d. h. Geister der Abgeschiedenen. Doch hängt die Masse an vielen Gebräuchen, die bei anderen Völkern als religiös gelten.

Zu S. 541, Z. 1 von unten. Vgl. S. 611, Anm. 1.

Zu S. 544 ff. Hochwichtig für die Religion der Küstenkaffern insbesondere der Zulu, wodurch diese auch außerordentlich hoch unter den afrikanischen Naturvölkern zu stehen kommen, sind die Mitteilungen, die Wangemann (Gesch. d. Berl. Miss. III, 2. S. 4—32) aus folgender Quelle giebt: Als Missionar Döhne unterhalb des Tafelberges unweit Pietrmaritzburg seine Station eingerichtet hatte, wurde er auf eine in den tiefen Felsschluchten jener Gegend wohnende Kafferfamilie aufmerksam. Der Vater war eine Art Philosoph, der, tiefer als irgendeiner seiner Stammesgenossen in die Mythologie und Religionsvorstellungen seines Volkes eingeweiht, die Erforschung der traditionell überlieferten Geheimnisse sich zur Lebensaufgabe gestellt und seine vier Söhne gewissermaßen systematisch in derselben unterwies. Der eine Sohn, Namens Um-Pengula, trat mit Döhne bald in einen innigen geistigen Verkehr; Döhne bezeichnet ihn als einen Mann von hohen Anlagen, bei nervösem Wesen tief sinnenden Charakter, einen

wahren Plato in seinem versunkenen Geschlecht, einen spekulativen Kopf, der mit aller Anstrengung des Geistes nach Wahrheit über die Geheimnisse Gottes forschte und darüber mit Döhne die eingehendsten Gespräche führte, bis er von der Nichtigkeit des Heidentums überzeugt, mit aller Inbrunst die Wahrheit des Evangelii ergriff und durch Döhne zur Taufe vorbereitet wurde. Da Döhne nach der Kapstadt abgerufen wurde, ging Pengula auf eine englisch-bischöfliche Station, wurde dort getauft, leistete dem Dr. Callaway bei Übersetzung der Bibel in die Zulusprache die wesentlichsten Dienste und ist einer der hervorragendsten Kaffern-Nationalhelfer für die Mission geworden (S. 4). Die von uns nach Callaway u. a. gegebenen Mitteilungen über das Gottesbewußtsein der Zulu werden durch diejenigen Döhnes bei Wangemann bestätigt und ergänzt. Der Name Unkulunkulu bedeutet nach dieser Quelle der „Große, Große“ im Sinn des Ur-ahnen, wie noch jetzt der Gründer eines Volks oder Stammes dessen Unkulunkulu heißt. Dem Kaffer gehen in diesem Worte die Begriffe „Gott, Schöpfer“ und „der erste Mensch“ durcheinander. Neben Unkulunkulu nennen die Zulu (ähnlich wie die Xosa, die ursprünglich den Unkulunkulu nicht kannten) den Umvelinqangi (wörtlich: der zuerst zum Vorschein Kommende, der Ursprung) als Schöpfer aller Dinge, in einer Weise, daß beide bald als zwei verschiedene Personen, einer der Vater des andern, bald als eine einheitliche Person erscheinen. Umvelinqangi gebar den Unkulunkulu aus der umhlanga (Schlamm, Urmaterie; daher sagt man auch: Er entstand aus umhlangeni; vgl. den Namen des Kafferpropheten S. 549. 580) und zwar als ein Doppelwesen, so daß Unkulukulu zuerst als Mann, dann als Weib zum Vorschein kam und bald als Erschaffer des Weibes, bald als ihr erster Mann erscheint. Dies geschah ekuqala d. h. im Anfang. Wie Unkulunkulu selbst aus der Umhlanga entsprungen war, erschuf er auch den ersten Menschen aus uhlanga (Masse, Schlamm), wörtlich: „liefs ihn aus einer zeugenden Materie entstehen.“ Mit ihm zugleich, aber den Menschen zuerst, erschuf er die übrige Kreatur. Unkulunkulu rief aus und sprach: „Es kommen hervor Menschen; es kommen hervor alle Dinge, Hunde und Vieh, Heuschrecken und Bäume, Gras und Korn!“ Er gebot, daß die Menschen ihre Nahrung von der Erde nähmen, daß das Vieh von Gras leben solle. Auch gebot er, daß Brüder und Schwestern miteinander Kinder erzeugten, damit das Menschengeschlecht sich ausbreitete und also die Blutsverwandtschaften immer ferner würden, damit niemand später eine nahe Verwandte heiraten durfte. Und der Schöpfer sah die Sonne, nachdem sie bereitet war, und sprach: „Das ist die Leuchte, die euch vorleuchten soll, damit ihr sehet.“ Und er sah das Vieh und sprach: „Das ist das Vieh, sehet es euch an; es ist zu eurer Speise, damit ihr Fleisch und Milch habet.“ Und er

sah das Wild und sprach: „Das ist solch und solches Tier, das da ist ein Elefant, das da ist ein Büffel.“ Er sah alle Dinge an und sprach: „Dies und dies ist der Name von jedem Dinge.“ Und der Unkulunkulu sprach: „Diese Dinge habe ich für euch gemacht, auf das ihr mich daran erkennen sollt.“ Und als nun das Korn völlig reif war, sprach nun der Mann zum Weibe: „Das, was du hier siehst, ist Getreide, welches wir von nun an essen werden, siehe da Korn.“ Und nachdem sie gegessen hatten, sprachen sie: „Wir werden nie sterben, so lange wir dieses Korn essen“ (S. 5 f.). Als ein Missionar dem König Panda, den er um Erlaubnis zur Gründung einer Missionsstation gebeten, als Probe seiner Botschaft die mosaische Schöpfungsgeschichte mit dem Gottesnamen Unkulunkulu erzählte, sagte der König: „Wenn ihr diese Dinge lehrt, seid ihr nicht gefährlich; denn wir selbst wissen sie schon lange; es ist kein Böses darin“ (S. 7). Freilich könnte in dem nordöstlichen Ursitz der Kaffern von den Portugiesen her die biblische Schöpfungsgeschichte bekannt geworden sein, während Wangemann eine reine Überlieferung aus der Uroffenbarung annimmt; es bleibt aber immer der Zulusage des Eigentümlichen und Heidnischen genug, da der Schöpfer nicht bloß zugleich als Urahn, sondern auch aus dem Urschlamm entsprungen gedacht ist, der übrigens auf den Regen und Himmel zurückweist. Als Vermittler des Himmels und der Erde und Unkulunkulus Doppelgänger erscheint der Blitzgott, der aber zugleich der Himmelsgott ist, in folgender Sage (S. 6 f.): Zu dem Unkulunkulu, der unten (auf der Erde) ist, kam ein anderer in einer Nebelwolke von oben; er fuhr herab gleich wie ein Fels; er war ganz weiß, und die Menschen erschranken. Er aber antwortete: „Was erschreckt ihr über mich, da ich doch ein Mensch bin gleich wie ihr!“ Man holte nun ein Stück Vieh und opferte es ihm. Aber er aß nicht davon, sondern aß, was er sich selbst mitgebracht hatte. Er blieb dann eine lange Zeit unten; dann kam wiederum eine Nebelwolke, und er verschwand in derselben und ward nicht mehr gesehen. Er wird „der Herr dort oben im Himmel“, inkosi-i pezulu genannt, „den man am Donner und Blitz erkennt“. Vgl. hierzu das von uns S. 543. 576. 593 Bemerkte. Auch die an erster Stelle angeführten Reden beim Gewitter bestätigt Döhne (bei Wangemann, S. 7); man sagt ferner nach ihm beim Donner: „Der Inkosi hält Manöver ab“, beim Hagel: „Der Herr greift zu den Waffen, machet alles bereit!“ und dann wird alles bereit gemacht, was im Hause ist, die Waffen mit den Spitzen nach oben gekehrt, damit der Herr sie bereit finde, das Vieh schnell in den Kraal gebracht, damit der Herr nur zugreifen dürfe, das Korn in den Häusern zurecht gesetzt, als wollte man sagen: „Der Herr nehme, was ihm beliebt, nur uns nicht.“ Fürchtet sich jemand beim Gewitter, so fragt man ihn: „Was fürch-

test du dich so sehr? Was hast du gegen den Herrn gesündigt oder Übles gethan? Was hast du dem Herrn entwandt?“ Wird jemand vom Blitz erschlagen, so heisst es: „Der Herr hat den Menschen gestraft.“ Bisweilen wird dies auch für ein Glück angesehen und fast nie darüber getrauert. Dem inkosi yezulu wird gewöhnlich der erste Anlaß zu den Opfern zugeschrieben, weil er den Regen nicht gegeben habe und somit Hunger und Not im Volke entstanden sei. Es wird ausdrücklich erzählt, daß von den Alten schon vor Tschakas Zeit Gebete um Regen gethan worden; er dagegen soll diese Gebete und Opfer dafür viel eifriger als alle vor ihm betrieben haben. Er berief dazu eine große Versammlung aller Hauptleute; man brachte Ochsen, Schafe und Böcke von schwarzer Farbe (nicht Trauerfarbe der Zulu, sondern wohl den Zorn bezeichnend, da man sich den Inkosi des Himmels auch so vorstellte, oder den Tod?) zusammen. Dann sang man ein von ihm besonders dazu gemachtes Stück: I ya wu; a wu! o ye i ye d. h. „Er geht mit Macht, sie (die Wolken) mit Macht; möge er (regnen) wollen und gehen.“ Das Volk antwortet darauf: I ya wo d. h. „Er wird (wollen) mit Macht.“ Er betete zum Inkosi des Himmels und rief auch seine Vorväter (onkulunkulu) an; um für ihn bei dem Inkosi des Himmels um Regen zu bitten (S. 21). Hat der Blitz eingeschlagen, sagt man auch, ein Stern sei vom Himmel gefallen, und durch Schlachtung und Verbrennung einer Kuh muß der Himmel versöhnt werden, damit er nicht noch mehr Sterne an diesen Ort werfe, der übrigens sofort mit Abbrechung sämtlicher Hütten verlassen wird (II, 2. S. 47). Der Zulukönig Dingan liefs alle Hähne schlachten, weil sie durch ihr Krähen den Blitz hervor gebracht (III, 2. S. 54). Vgl. unten S. 570. Auf die Gotteserkenntnis bezieht sich noch folgende Sage (S. 6): „Im Anfang war ein Garten; in diesem sahen die ersten Menschen in einem sumpfigen Beet (umhlanga) etwas wachsen, das schön und rot war; sie pflückten, aßen davon und sprachen: ‚Es ist köstlich, es ist Speise.‘ Wenn wir nun fragten: ‚Woher kommt das Korn‘, so antworteten uns die Alten: ‚Es kommt von dem Schöpfer, der alles schuf.‘ Wir aber kannten denselben nicht; so fragten wir dann weiter: ‚Wo ist jener Schöpfer? Denn unsere Oberhäupter sehen wir.‘ Aber die Alten weigerten sich und sprachen: ‚Selbst jenes Oberhaupt, das wir sehen, es ist derselbe Schöpfer, der uns schuf.‘ (Vgl. unten S. 588). Wir fragten daher: ‚Wo ist er? Er ist ja nicht sichtbar.‘ Da hörten wir, daß die Alten nach oben zeigten und sagten: ‚Der Ursprung aller Dinge ist dort oben; auch giebt es eine Region von Menschen, die sich dort befinden.‘ Indes konnten wir nicht recht einsehen, wann der Ursprung zu sehen sein würde. So wurde er dann fortwährend genannt: ‚Herr der Herren.‘“ Die von uns S. 548 mitgeteilte Sage von dem Weib, das ihre Nebenbuhlerin vergiften wollte, wird in einer

andern Sage (Wangemann, S. 6) an das Kind geknüpft, welches das erste Weib gebar und ein anderes Weib aus Eifersucht vergiften wollte. Im Mythos von der Ursache des Todes (S. 547) tritt bei Wangemann (S. 8) eine Sinnesänderung Unkulunkulus nicht hervor; er sendet zuerst den Menschen den Umwabo (Chamäleon) mit der Botschaft, sie müßten nicht sterben, dann, da dieser sich bei der Frucht des Baumes Ubukwezane aufhält, die schnelle Eidechse Intulo, die in großer Hast lief und ihre Botschaft ausrichtete: „Ich sage euch, es heißt, daß die Menschen sterben müssen.“ Als sie schon zu Unkulunkulu wieder zurückgekehrt, kam Umwabo mit der entgegengesetzten Botschaft an; allein die Menschen antworteten ihm: „Was? Wir haben das Wort des Intulo ergriffen, daß die Menschen sterben müssen; darum hören wir nicht mehr auf dein Wort.“ Seitdem ist große Feindschaft der Menschen wider beide Boten. Wer so glücklich ist, den listigen Intulo zu erhaschen und zu töten, ruft dabei aus: *Yiya, isona lesi silimane, e ta gijima kuqala sa ya kuti Abantu a ba fe d. h.* „Das ist dir recht; du bist ja jener Unglücksstifter, der im Anfang sich beeilte und sagte, daß die Menschen sterben müßten.“ Aber auch der Umwabo wird totgeschlagen, weil er aus Trägheit die gute Botschaft versäumt und aus Mißgunst sie ihnen nicht gönnt, auch in den Viehkraalen Unglück anrichtet. Man gebraucht ihn auch als Zaubermittel in den Gärten, damit die Vögel die Ernte nicht abfressen. Darauf, heißt es weiter (a. a. O.), gab Unkulunkulu den Menschen Gelehrte und Ärzte, um Krankheit zu heilen, und Heilmittel. Er gebot auch, daß, wer krank werde, ein Stück Vieh opfern solle und dem Geiste Ehre anthun, so werde der Mensch genesen von seiner Krankheit. Er sagte ihnen auch, daß Geister gewesen seien, bevor der Mensch geschaffen sei, und daß der Mensch die Geister verehren solle (wohl präexistente Seelen, nicht Naturgeister, da die Dinge erst mit dem Menschen geschaffen wurden; die Präexistenz ergab sich leicht aus der Vorstellung der Seelenwanderung und der Apotheose der abgeschiedenen Geister; vgl. Nachtrag zu S. 556). Dann befahl er ihnen, sich zu beschneiden. Er gebot auch, daß schwarze Oberhäupter sein sollen für jeden Stamm und alle sich unter dasselbe versammeln; dazu wies er die Menschen an, wie sie alle Dinge, Feuer, Äcker, Gewächse, Vieh gebrauchen sollten. Gleichwohl ist die Idee des Unkulunkulu noch überwiegend physisch; der Kaffer entschuldigt seine Sünde mit ihm, der das Böse zum Vorschein gebracht, ja selbst durch ihn sündige. (Wangemann bemerkt dabei, daß der Sprache der Name für Gewissen fehle). Ferner stimmen alle Aussagen der Kaffern dahin überein, daß, obgleich er die Verehrung der Geister befohlen, selbst nie angebetet worden. „Wir beten nicht zu ihm; es sind auch keine Ehrentitel da, um ihn damit zu loben; gleich den Ehrentiteln (izi-

bongo, S. 18), mit denen wir die Geister der Abgeschiedenen loben.“ Ja die Kaffern sagen: „Unkulunkulu ist einst gewesen, aber jetzt nicht mehr; niemand hat ihn gesehen; wir hörten nur, daß von ihm gesprochen wurde“ (S. 9). Döhne teilt auch Aussprüche skeptischer Zulu-Philosophen mit: „Alles, was von Unkulunkulu gesagt wird, sind unverständliche Bruchstücke; sie kann niemand, auch selbst nicht ein Häuptling, der immer in besonderm Sinn ein Träger der Geschichten ist, so erklären, daß auch andere sich eine deutliche Vorstellung von ihm verschaffen können; auch unser Erkenntnisvermögen ist bei uns nicht so stark, daß wir dieser Sache bis auf die Wurzel nachforschen könnten, woher sie erwachsen. Was unsern frühern Zustand betrifft und jene Geschichte des Unkulunkulu, können wir sie in keinen Zusammenhang bringen mit unsern gegenwärtigen Lebensverhältnissen. Sein Weg kommt infolge unserer Abirrung nicht zu uns, sondern geht jenseits hin, wo wir nichts kennen oder wissen. Doch ich will's annehmen, falls jemand meint, er könne die Dinge des Unkulunkulu verstehen, und ich möchte sagen, daß er sie kennt, insofern als wir ihn kennen d. h. daß er uns alles gab. Allein sein damaliges Geben ist nicht auf uns fortgegangen bis zu den Dingen, welche wir jetzt besitzen.“ Doch folgt dann auch der schöne Gedanke: „Unkulunkulu, der rechte Ursprung, gab uns darum alle Dinge, daß er gegen uns das Geben als das Größte hervorheben wollte“ (S. 28 f.). Von dem ersten Unkulunkulu wird noch unterschieden der von ihm abstammende unkulunkulu wamandulo d. h. Urvater der ältesten Vorzeit, der Urahn der Zulufürsten, und alle Ahnen derselben Onkulunkulo im Plural (S. 11). Über den Gottesnamen Tongo bei den Swazi vgl. Nachtrag zu S. 556. Es sei hierbei noch zur Vergleichung bemerkt, daß in Yoruba die Donnerpriester alles Eigentum, das durch den einfallenden Strahl ihr Gott als das seinige bezeichnet, für sich in Anspruch nahmen; dem vom Blitz Erschlagenen durfte man sich nur tanzend nahen (Bastian, Zur Kenntnis Hawaiis, S. 49).

Zu S. 550, Z. 9. Nach Posselt würdigt der Kaffer den Sternenhimmel keiner Betrachtung. Nur den Lauf des Siebengestirnes beobachtet er. Er nennt es isilimela (von ukulima, ackern) d. h. der Ankündiger der Säe- und Ackerzeit; denn während des Periheliums wird dies Gestirn im Winter auf kurze Zeit unsichtbar, und eilt es dann dem Aphelium entgegen, so zeigt es dem Kaffer den heranahenden Frühling an. Die Venus kennt er als Morgenstern unter dem Namen ikvezi; als Abendstern heißt sie isitela 'nkobe d. h. die um gekochtes Korn bittet; wahrscheinlich will er damit an seinen Magen erinnern. Vom Kometen sagt er: „Er hat den Durchfall.“ Den Regenbogen beneunt er: utingo lwenhlu yenkosikazi d. h. der Bogen des Hauses der Himmelskönigin (Sonne). Nach den Phasen

des Mondes rechnet er die Tage und Monate. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission III, 2. S. 75.

Zu S. 553, Z. 2 von unten. Obgleich die Kaffern an eine Auferstehung der Toten eigentlich nicht glauben, leben sie doch in steter Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, die in der Nähe der von ihnen bewohnt gewesenen Hütten umherirren, um die Lebenden zu plagen. Da die Sühne von Opfervieh, die sie auf Geheiß der Zauberer diesen Geistern bringen, nicht ausreicht, so wird die Hütte, die eine Leiche geborgen hatte, verbrannt, oft auch der ganze Kraal verlassen. Wangemann, Gesch. der Berl. Miss. I, 80.

Zu S. 556 ff. Wangemann (Geschichte der Berliner Mission III, 2. S. 47 ff.) beschreibt die Feierlichkeiten und Menschenopfer beim Tode der Mutter Tschakas und giebt (ebd., S. 14—27) die eingehenden Mitteilungen Um-Pengulas an Döhne über den Ahnenkult der Zulu. Sie dehnen die göttliche Verehrung ihrer Fürsten auch auf deren Vorfahren aus, deren Namen sie zu Eidesformeln gebrauchen, und glauben überhaupt, daß ihre Toten noch fortleben in einem Schattenleben und mit denen, die auf Erden wohnen, in einem fortgesetzten Verkehr bleiben. Der Verstorbene bleibt der eigentliche Besitzer des Viehs, das ihm bei Lebzeiten gehört, und weiß, wenn er nicht genügend geehrt wird, durch allerlei Schädigung und Krankheiten an Menschen und Vieh sich zu rächen. Deshalb muß man die Verstorbenen nicht erzürnen, oder, wo man dies unwissend gethan, sie sofort durch Opferung eines Stücks Vieh wieder versöhnen (S. 14). Die verstorbenen Häuptlinge aber muß man als Häuptlinge ehren, damit sie nicht dem ganzen Volke Schaden zufügen. Der Zulu achtet die Geisterwelt als eine höhere Macht, der er aus Furcht dient, obgleich er nicht immer allzu respektvoll von den Geistern oder zu ihnen redet. Der Zulu unterscheidet vier Arten von Geistern, ama-tongo, ama-blozi, isi tunzi und isi tuta (S. 15). Die Ama-tongo sind die verstorbenen Häuptlinge, auch hervorragende Helden. Jede Familie hat ihren Familienvater neben den allgemeinen Amatongo noch als ihren besonderen Itongo und Schutzgeist. „Unser Vater, den wir kennen“, sprechen sie, „ist der Anfang und das Ende unseres Lebens“ (dies bestätigt recht schlagend unsere prinzipielle Auffassung des Ahnenkult). Von verstorbenen Weibern wird selten eine als Itongo verehrt; so die Mutter Tschakas, aber auch ab und zu eine Frau, die viele Kinder geboren und großgezogen. Von den Amatongo, da sie in der Geisterwelt die höchste Stufe einnehmen, glauben die Zulu, daß ihre Gemeinschaft schon vor dem ersten Menschen vorhanden gewesen sei; Unweliquangi hat sie nicht geschaffen, sondern „bestimmt“ d. h. ihnen ihre Stellung im Weltganzen angewiesen und den Menschen befohlen, sie zu verehren (S. 16; vgl. Nachtrag zu S. 544). Das Wort tongo bedeutet eine

übernatürliche Macht (daher ubu-tongu ein fester, tiefer Schlaf, der alle Kräfte des Lebens gewaltsam gefesselt hält); deshalb nennen die Swazi ihren „großen Geist“ Tongo. Da nur der Begriff der Macht, nicht des Guten in dem Worte liegt, giebt es gute und böse Amatongo, unter deren Leitung der Mensch geboren wird und lebt. Der Itongo ist Ursache von Freud' und Leid, Glück und Unglück, Krankheit und Tod. Jeder Ort hat seinen Itongo, der als Schlange vorhanden ist und verehrt wird. Der I-hlozi ist der Geist eines gewöhnlichen Verstorbenen, der in ein anderes Wesen, auch eine Schlange übergegangen ist und in dieser Gestalt mit Bewußtsein weiter lebt. Die Häuptlinge werden begraben und ihr Grab mit Baumstäben und Büschen zugedeckt; ein großer Diener mußte dabei Wache halten. Starb der Hausvater, so hielt der älteste Sohn diesen Wachtdienst und gab sorgsam acht, wenn die Büsche zu verwelken begannen. Dies galt als Beweis, daß der Tote nicht vom Grabe gewichen, sondern in demselben verwest sei. Wenn sie dann unter den Büschen eine Schlange sahen — was in diesem Lande, wo viele Schlangen sind, die den Aufenthalt solcher Büsche sehr lieben, bald geschah —, so kehrte er mit Freuden nachhause zurück und berichtete, er habe den Ihlozi gesehen. Dieser wirkt nun, wie der Itongo, Schutz und Hilfe für Lebende, sowie Not und Tod (S. 15). Verzieht ein Stamm oder ein Teil desselben nach einer andern Gegend und sieht den Itongo nicht auf der neuen Wohnstätte, so glaubt man ihn auf der alten zurückgeblieben und holt ihn von da. Ein Ast vom wilden Maulbeerbaum wird abgehauen und nach der alten Stätte getragen. Ein Opfer wird gebracht und das Lieblingslied des Itongo gesungen, damit derselbe denke: „Wirklich meine Kinder fühlen sich verlassen, weil ich nicht unter ihnen bin.“ Dann wird der Ast nach der neuen Wohnstätte geschleift, ob nicht etwa der Itongo auf der Spur folgen oder im Traumgesicht den Grund seines Fortbleibens sagen will (S. 17). Nach Missionar Zunkel (ebd., S. 155) wähen die Zulu die Amahlozi nicht bloß in Schlangen, sondern auch in anderm Getier fortlebend, nach Wangemann (ebd I, 80) auch in Löwen und Tigern. Vgl. unten S. 566, Anm. 4; Nachtrag zu S. 295. Nach Kay (Travels, p. 125. 138) essen die Kaffern nicht das Fleisch des Elefanten, jagen ihn aber und sprechen: „Töte uns nicht, großer Häuptling; tritt nicht auf uns, mächtiger Häuptling!“ Waitz, S. 178. Isi-tunzi bedeutet Schatten (Wang., S. 15). Der Schatten gilt dem Zulu als Beweis, daß ein Gegenstand wirklich existiere; denn wäre er nicht wirklich, so könnte er auch keinen Schatten werfen; aber auch als ein Bild und Ähnlichkeit; denn wie der Gegenstand, so ähnlich sieht auch sein Schatten aus. So ist das Vorhandensein eines Schattens von dem Verstorbenen der Beweis, daß er wirklich lebt. Wenn der Zulu spricht: „Wir alle, jung und alt, sterben, und

der Schatten muß vergehen“, so meint er, die äußere Erscheinung des irdischen Daseins muß ein Ende nehmen. Aber ist diese äußere Erscheinung zu Ende, so ist damit nur die äußere Schranke gefallen; der Schatten ist nun seines Bandes, das ihn an den wirklichen Menschen knüpfte, entledigt; er ist frei geworden und lebt weiter. Aber nicht lebt er für sich selbst (? siehe gleich nachher), sondern zum besten seiner irdischen Verwandten, denen er ja lebendig vor Augen steht; er offenbart sich auch nicht in Gestalt einer Schlange, sondern in der wirklichen Gestalt seines irdischen Lebens; so thut er sich in Träumen kund. Wer ihn also geschaut hat, ruft beim Erwachen: „Ich meinte, er sei noch ganz am Leben; ja dieselben Kleider, welche er bei seinem Tode trug, hatte er an.“ Die Isituta haben ihren Namen von tuta = wegtragen. Der Name bezeichnet etwas Verächtliches. Die Isituta sind die gemeinste Art von Geistern, scheu und unstet, gern bei den Gräbern weilend, von wo aus sie mittels Zuredede und Opfer auch ins Haus gebracht werden, wohin man sie aus Mitleid einladet (S. 16). Sie erhalten kein Opfer (S. 21). Nach dem Nationalhelfer Dalana nennt man jedoch auch die als Schatten umherirrende, freilich auch zuweilen in Gestalt einer Schlange erscheinende Seele ihlozi (S. 251). Bisweilen nimmt auch ein böser Itongo seinen Wohnsitz im Hause, der nur plagt und Unglück bringt. Dann muß er gebannt werden. Der Doktor bringt dem Geplagten eine gewisse Medizin, die derselbe, gleich nachdem er vom Itongo geträumt, beim Erwachen durchkauen und auf einen Feuerbrand speien muß oder auf einen Stein. Diesen wirft er rückwärts über seinen Kopf und geht fort, ohne umzukehren. Hilft das nicht, so nimmt der Doktor ein Stückchen Holz und steckt es in einen Ameisenhaufen oder in eine Höhle, die er verschließt. Damit ist der böse Geist an diesen Ort gebannt. Oder etwas vom Blut des Kranken oder Geplagten wird einem Tier in den Mund gesteckt. So wird die Krankheit weggeschickt (S. 18). Oft peinigt ein verstorbener Verwandter z. B. älterer Bruder einen Kranken im Traume, daß er ihm nicht genug Ehre und Opfer gebe, obwohl der Kranke das nicht zugeben will; da sagt er: „Ich will ihm das Fleisch geben, was er haben will, obgleich er nicht friedlich mit mir im Traume redet, sondern mir täglich Unrecht thut. Nein, er ist kein Bruder, sondern ein elendes Wesen, welches nur zanken und kriegen will mit den Leuten. Kann der Geist eines solchen Unzufriedenen gut sein? zumal, wenn er in einem solchen Zustand gestorben ist? In der That ist der Mensch gut, welcher lange vor seinem Tode gut gewesen ist. Vielleicht wird auch der, welcher gut gewesen ist, böse, nachdem er gestorben ist, und der, welcher böse gewesen ist, wird nach seinem Tode ein guter Itongo; doch das scheint bloß so; wer gut gewesen und nach seinem Tode sich als böse ausweist, ist nicht in dem guten

Zustand abgeschieden, in dem er auf Erden lebte, und umgekehrt. Mein Bruder war ein Mensch, der mit jedermann zankte, und geradeso ist er als abgeschiedener Geist, und wenn er einmal in Wut gerät, dann bringt er reisende Tiere“ (S. 19). Der Kranke gelobt in solchem Fall auch das Opfer nur hypothetisch, wenn er Besserung fühle (S. 20). Das Opfer ist bei dem Zulu nach Döhne (ebd.) eine Gabe, Hingabe oder äufere Darbringung seines Eigentums zu dem Zweck, um die Eifersucht und Unzufriedenheit der Geister zu sühnen, ein gutes Verhältnis oder nähere Verbindung mit ihnen zu bewahren. Die Opfer nehmen immer die Form von Opfermahlen an; das Fleisch wird mit der Familie und Nachbarn gegessen, aber zu Ehren der Geister, ihnen als Opfer geweiht, und diese, wenn sie es auch nicht essen, beriechen und belecken es doch, erhalten auch vom besten Fett und das Mark mit den Knochen, das verbrannt und in den Viehkraal auf die Erde gegossen wird. Zu Opfertieren werden nur Rindvieh, Schafe und Ziegen genommen (S. 21). Beim Opfer für Regen erstachen die Hauptleute das dazu bestimmte Vieh und gürteten sich dabei mit den Gürteln der jungen Mädchen. Die jungen Leute trugen das Fleisch in den großen Kraal des Häuptlings und legten es in dem Hause der isalukazana (alten Frau) nieder, in welches niemand eingeht, als sie und die kleinen Kinder, die unter ihrer Aufsicht stehen. Am nächsten Morgen geht derjenige Hauptmann, unter dessen Aufsicht das Schlachten geschieht, mit seinen Helfern, das Fleisch zum Kochen zu arrangieren. Bei Sonnenuntergang wird es unter die Leute — nur Männer — verteilt; alle müssen sich bei Haufen, nach ihren Kraalen, niedersetzen, jeder das ihm von den Eismatten gereichte Fleisch so lange in der Hand halten, bis der letzte bedient ist. Dann singen sie eine Weise und stampfen dabei mit den Füßen, ehe sie essen; wer längere Zeit zum Essen braucht, unterbricht dasselbe wieder durch Gesang (S. 22). Wenn bei einer andern Gelegenheit ein Opfertier geschlachtet wird, bestellt der Eigentümer desselben jemand, der das Schlachten beaufsichtigt, damit alles ordentlich zugehe, und dafür noch Extrafleisch für seine Kinder nachhause nehmen darf. Dieser läßt das Opfertier in die Ecke des Kraals treiben und, nachdem der Eingang zugemacht ist, geht er mit der Assagai vorsichtig auf die rechte Seite des Viehs und sticht es hinter das Schulterblatt in der Richtung nach dem Herzen zu. Das Vieh muß sich tot bluten, ohne daß das Blut ausströmen darf. Dann erst wird das Opfer aufgeschnitten; einer schöpft das Blut mit beiden Händen aus dem Körper und verteilt es in die Töpfe der Teilnehmer. Am Tage des Schlachtens wird nur das Eingeweide und Blut gekocht und gegessen, erst am nächsten Morgen das Fleisch gekocht und nachmittags im Viehkraal vom Hauptmann zum gemeinsamen Mahl verteilt (S. 23; Nichtessen der Spannader wie bei

den Juden; Reisejahr, S. 214). Es scheint eine sehr alte Gewohnheit zu sein, daß man Opfer brachte, ehe man in den Krieg zog, um dadurch die Gunst der Amatongo auf seiner Seite zu haben; mit der Galle des Opfertiers wurden die Krieger besprengt und stark gemacht, wozu sie auch durch den Dampf von Räuchwerk zogen; nachher wurden wieder Opfer gebracht für die, welche im Kriege nicht gefallen, deren Magen durch Brechmittel und andere Medizin vom Ekel infolge des Blutvergießens gereinigt wurde, und auch für oder um der Gefallenen willen (S. 22. 26). Für Wohlthaten und Gesundheit werden Dankopfer gebracht. Der Häuptling eines Ortes betet dabei im Kraal, ehe das von ihm bestimmte Rind geschlachtet wird: „Nehmt an das Opfer, ihr Geister unseres Hauses, unserer Großeltern! Siehe da ist eure Speise! Ich bitte um gesunden Leib, damit ich möge gemächlich und behaglich leben, und du N. N. (Name), behandle mich mit Barmherzigkeit, und ihr alle (Geister, mit Namen genannt), die zu uns gehören!“ Wenn der Ochse beim Schlachten schreit, sagt jener: „Rufe laut, du Ochse unserer Geister“ und nimmt das Schreien des Tieres als freundliche Antwort. Nachdem der Körper aufgeschnitten, nimmt er etwas vom Blut und (innern) Netzfett und verbrennt beides mit Räuchwerk, um den Geistern einen angenehmen Geruch (vgl. 2 Mos. 29, 13) zu bereiten. Hierauf folgt die Mahlzeit. Nach derselben gebietet der Häuptling Stille und spricht am obern Ende des Kraals: „Ja wohl, ihr Geister der Unseren, die so große und edle Thaten für uns verrichteten, ich bete zu euch, und bitte um guten Fortgang und Glück, nachdem ich euch mit diesem Opfer verehrt habe. Freilich kann ich nicht anders; denn ihr seid es ja, von denen mir dieses Vieh gegeben worden ist. Wenn ihr daher Essen von mir fordert, welches ihr mir gegeben, würde es mir nicht geziemen, euch dasselbe zu verweigern. Ich bitte um Vieh, daß dieser Kraal voll werde; ich bitte um Korn, damit viele Leute zu diesem eurem Platze eingehen mögen, um fröhlich zu sein und euch zu ehren (also auch dies Zweck!) Ich bitte euch um Kinder, damit es in diesem Platze wohlstehe und euer Name nimmer enden möge!“ Danach halten die Weiber ihr Mahl, wenn es an dem Tage zu spät ist, am folgenden (S. 23 f.). Auch für Genesung von Krankheit werden Dankopfer gebracht. Nachdem der Gesundgewordene ein Schlachtopfer bestimmt hat, betet er: „Das waltet, ihr Geister unsers Hauses! Möge ein guter Geist mit uns sein, damit auch die Kinder gesund und die Erwachsenen wohl seien! Wie ist's, daß du Geist, der du doch mein Bruder bist, wieder und wieder zu mir kommst im Schlaf und ich von dir träume und davon krank werde? Gut ist der Geist, der zu jemand kommt und ihm gute Botschaft bringt; ich aber muß allezeit über Krankheit klagen! Was für Vieh ist's, das ein Eigentümer essen kann, wenn er immer

krank ist? Daher bitte ich: Höre auf, mich ferner unwohl zu machen! Komm zu mir im Schlafe und erzähle mir brüderlich, was ich dir thun soll. Du aber kommst nur, um mich zu töten. Man weiß sehr gut, daß du ein böser Kerl gewesen bist. Bist du auch unter der Erde noch ein solcher? Sollte ich nicht erwarten, daß dein Itongo auf bessere Weise zu mir käme? Was hast du vor, der du, mein älterer Bruder, unsern Platz in Ordnung halten solltest, damit kein Übel innerhalb desselben vorkomme? Ich weiß ja recht gut, daß du der Eigentümer davon bist. Da hast du das Vieh, welches ich dir davon opfere! Da ist der rote Ochse, da die rote, fette Kuh! Schlachte! Ich suche weiter nichts, als daß, wenn ich des Morgens erwache, mein Körper sich wohl befinden möge. Laß alle Geister der Unsern mit dir jetzt zusammenkommen und essen!“ Darauf wird der Ochse geschlachtet, und alle Leute kommen, sich Fleisch auszubitten; nachdem sie zur Genüge gegessen, sprechen sie: „Wir danken dir und bitten um einen guten Geist für dich. Und wenn wir sehen, daß wirklich ein böser übelwollender Ihlozi die Ursache deiner Krankheit war, so wird es deutlich werden, daß dieser Übelthäter wirklich dein Bruder ist. Wir dachten nicht, daß wir bei dir Fleisch essen sollten infolge einer so herben Krankheit, freuen uns indes, dich wieder gesund zu erblicken“ (S. 24f.). Das Brandopfer während der Krankheit (S. 25f.) haben wir S. 561 besprochen, doch mit anderem Schluß. Nach dem Gebet heißt es bei Wangemann, S. 26: „Dann wird das Opfertier geschlachtet und zerlegt. Es wird ein Stück vom Netzfett und eine Scherbe mit glühenden Kohlen und Räuchwerk darauf in das Krankenhaus gebracht, um dasselbe mit diesem Geruch zu füllen; dann schüttet der Kranke die Galle des Tieres auf seinen Leib und verspricht dabei seine Krankheit. Zuweilen werden auch alle Leute des Ortes, besonders an Händen und Füßen, damit besprengt oder eingerieben. Erfolgt die Besserung nicht, wird derselbe Prozeß so lange wiederholt, bis das letzte Stück Vieh darangegeben ist. Wird er dann nicht besser, so glaubt man, daß seine Krankheit nicht von den Amatongo herrühre, weil angenommen wird, daß diese helfen würden zur Besserung.“ (Man denkt dann an Bezauberung). An den Opfer- und Ahnenkult schließt sich die Verehrung von Reliquien als imiti (Heilmittel, kräftige Mittel): der gehörnten Schädel der geopferten Rinder, angebracht auf dem vorzüglichsten Hause des Kraals dessen Eingang gegenüber zur Erinnerung auch für die Amatongo an die erhaltenen Opfer, ebenso ihrer Felle auf der Umzäumung des Viehkraals, des Gerippes der Schlange (imamba), die der Itongo eines Häuptlings oder eines seiner großen Diener war, der mit ihm starb; es schützt den Platz, in dessen Umzäumung es aufgehängt ist. Endlich wird der Kopf eines im Kriege erschlagenen Häuptlings als Trophäe und imiti zum

Platz des Siegers gebracht, daselbst zubereitet und sorgfältig aufbewahrt; nur vor dem Kriege wird derselbe hervorgeholt und mit Wasser und anderen flüssigen Medikamenten begossen, die dann in ein Gefäß herabfließend, auf die Krieger besprengt werden, wodurch sie Stärke und Mut empfangen (S. 26f.). Doch hat sich auch unter den Zulu Skepticismus gegen ihren Ahnenkult entwickelt: „Wir meinen von den verstorbenen Geistern, daß der Tod in ihrer Macht ist; wo sie nicht wollen, kann er nicht eindringen; aber wir fühlen unser Unvermögen, es zu verstehen, da jene Leute, von denen wir meinen, daß sie uns verteidigen, von der Krankheit überwunden sind und sterben, obgleich sie nicht sterben wollten. Aber wenn wir ihnen ein Opfer bringen, sagen wir, daß gewisse Krankheit aufhöre; hört sie nicht auf, dann fangen wir an, mit ihnen zu streiten, verleugnen und sagen: ‚Es giebt keine Schutzgeister.‘ Obgleich andere sagen, es gäbe welche; ich für meinen Teil glaube, daß die von unserm Hause für immer tot sind. So bekennen und leugnen wir sie; Gewißheit ist noch nicht da. Wenn wir Glück haben, sagen wir: ‚Sie existieren‘; wenn wir Not leiden, sagen wir: ‚Sie existieren nicht.‘ Fragst du die, die ihre Last haben: ‚Lieber, wie kannst du dich heute so befinden, da ihr doch sagt, ihr hättet Schutzgeister?‘ so antwortet er vielleicht: ‚Lafs mich nur zufrieden; sie sind bei denen, die sie haben, aber ich habe keinen; jetzt sehe ich erst ein, daß es eine Art von Geist giebt, welche wünscht, daß man in Armut gerate und sein ganzes Vermögen verbrauche.‘ Daher sagt man, da, wo ein Geist vorhanden sein soll, ist keiner vorhanden“ (S. 30). So sagte der junge sterbende heidnische Häuptling Manzezulu zu Missionar Neizel: „Ich habe keinen Ihlozi (Schutzgeist); darum bin ich so krank“ (S. 277).

Zu S. 565, Anm. 4. Der niedrige Felskopf bei Matlale ist des Häuptlings heiliger Dachsberg, auf dem niemand einen Dachs schießen darf. Wangemann, Ein Reisejahr in Südafrika, S. 431.

Zu S. 567, Z. 18. Moffat wurde 1824 von Makaba, König der Bahurutse, sehr wohlwollend aufgenommen, stieß aber bei ihm auf heftigen Widerspruch gegen die Lehre von der Auferstehung der Toten. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 149 f. Vgl. Burkhardt II, 2. S. 127. 129 f.

Zu S. 568. Vgl. Holub I, 486 über die Isolierung und Abschließung der Schwerkranken, sowie Reinigung derer, die eine Leiche berührt, derer, die vom Krieg heimkehren, samt Waffen und Beute, auch der Frauen nach einer Geburt, die 1—3 Monate (je nach der Wohlhabenheit des Mannes länger) abgesondert leben müssen; die Reinigungen, die zumeist gegen Bezahlung vom Linjaka ausgeführt,

auch angeordnet werden, sind sehr mannigfach z. B. Abschaben der Wollhaare am Kopf.

Zu S. 569. Vgl. S. 541. 566 f. Nachtrag zu S. 584 (Opfer an den geheimgehaltenen Häuptlingsgräbern bei Dürre). Holub I, 412: Barimo, d. h. Geister der Abgeschiedenen; die Verehrung gewisser Tiere beschränkt sich jetzt darauf, daß man das Tier nicht tötet, sein Fleisch nicht genießt, sein Fell nicht gebraucht. S. 478: Das Fell, Horn und Fleisch eines gewissen Tieres — die Denkergazelle bei den Bamangwato, das Krokodil bei den Bakuena — darf nicht berührt werden. Eine auf der Hütte sitzende Eule gilt als Unglücksbotin, und es wird die Hilfe des Linjaka in Anspruch genommen, um die vom Vogel berührte Stelle zu reinigen. Außerdem werden Tiere, die irgendetwas Ungewöhnliches begehen, als gefährlich getötet oder durch einen Linjaka gereinigt. So wird z. B. eine auf das Dach springende Ziege mit einer Assagai durchbohrt; peitscht eine Kuh im Viehkraal längere Zeit den Boden mit dem Schwanz, so ist sie *tiba*, unheilbringend, wird getötet oder von Ärmeren verkauft. Keinem Weib ist gestattet, die Rinder zu berühren (anders bei den Hottentotten). S. 139: Alle Eingeborenen (zunächst ist von den Batlapinen die Rede) mit Ausnahme der Zauberer fürchten sich vor den Schlangen. S. 403: Stammnamen. Vgl. Wangemann, Reisejahr, S. 411 über Krokodil und schwarzen Ibis als heilige Tiere der Betschuana; einige Stämme sagen, das Krokodil darf überhaupt nicht getötet werden; denn es macht die Kinder groß; wer ein Krokodil tötet, dem sterben die Kinder. Ebd., S. 369: Der wilde Hund, von den Betschuana zur Jagd benutzt, gilt als heiliges Tier, das nicht getötet werden darf; die Betschuana stellen die Jagd auch in Spielen dar; die Knaben sind die wilden Hunde, die Mädchen das Wild. Über die den Betschuana heilige Akazie siehe Nachtrag zu S. 584. Über Amulette, die die Betschuanapriester verfertigen, vgl. Nachtrag zu S. 584 f. Talismane aller Art sollen dem Kaffer gegen Hagel, Viehseuche, Verwundung im Kriege, Krankheiten, Unfälle auf Reisen helfen. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 79.

Zu S. 571, Anm. 1. Nach Holub (I, 264) ist es ein Unterscheidungsmerkmal der Basuto-Industrie von der der übrigen Bantustämme, daß sie aus Holz geschnitzte Fetische (Götzenbilder) anfertigen, die sie meist rot und schwarz färben. Bei den Bamangwato erwarb Holub (S. 478) einen aus Elfenbein gearbeiteten kleinen Fetisch, Sekhomos Regen und Kriegstrommel.

Zu S. 575, Anm. 3. „Unser Weg führte uns am Fuße des an 3000 Fuß hohen Lolu-Gebirges entlang; in einem großen Regenlauf fanden wir einen wohl sechs Fuß im Durchmesser haltenden, fast kugelrunden Granitblock, der auf einem natürlichen Unterbau von

weicherer Masse ruht. Diesen Stein verehren die Bassuto als ihren Gott; sie tanzen um ihn auf einem Bein herum und spucken ihn an. Weiterhin ritten wir durch eine große Reihe von Kraalen längs des Lolu. Weiterhin fanden wir über den Pfad hin einen Zauberstab gelegt, und als wir in die letzte Kloof vor Thaba Mossägu (Berg des Lachens) einbogen, da hing an einem großen Baum eine zerbrochene Futterschwinge mit Zaubermitteln. Auf diese Weise gedachte Sekukuni sich zu sichern gegen mein Kommen.“ Wangemann, Reisejahr, S. 500 f. (Sekukuni liefs sich von Wangemann nicht sprechen).

Zu S. 576, Z. 2. Beim Betreten einer Betschuanenstadt hebt der Ankömmling die auf seinem Pfad liegenden Steine auf und wirft sie in einen Busch oder legt sie in die Astgabelungen der Bäume, indem er den Wunsch ausspricht, er möge den Zweck seiner Reise erreichen. Holub I, 478.

Zu S. 577f. 583 f. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 79: Die Zauberer, Doktoren und Regenmacher sind sehr gewichtige Personen im Leben des Kaffervolks. Fehlt es an Regen, so tanzt der Regenmacher unter abscheulichen Grimassen und fordert Vieh, das zur Sühne geschlachtet werden muß. S. 80: Die Zauberer zerfallen in zwei Klassen, die bösen Takati, und die Heilzauberer, Riecher, Tsanusen, die vorgeben, sie können den Takati unschädlich machen. Fast jeder Ort hat einen Takati, der alle Giftkräuter kennt und teils aus ihnen, teils aus Schlangen- und Leichengift das Umbekti, den Zauberstoff bereitet, mittels dessen er allerlei Krankheiten über Menschen und Vieh hervorbringt. Die Schändlichsten allein im Volk kennen den Takati, sind aber zu sehr in sein Thun mitverflochten, als daß sie ihn verraten dürften. Deshalb leben die Kaffern vor einander in beständiger Furcht, und nicht leicht genießt einer das ihm angebotene Bier oder Speise, wenn nicht der Wirt zuvor davon gekostet hat. Weil diese Greuelthaten so vielfach vorkommen, so ist bei jeder Krankheit und jedem Todesfall der erste Gedanke der an den Takati; ihn herauszuspüren ist die Aufgabe des Tsanuse. Tsanuse zu werden darf nicht jeder Kaffer sich beikommen lassen. Er muß schon in frühester Jugend durch Witz, Scharfsinn, Thatkraft und Ausdauer sich so hervorthun, daß die Leute sagen: „Seht, das wird einmal ein Tsanuse!“ Bei heranwachsenden Jahren fängt er an zu träumen von allerlei Wunderbarem, namentlich von Schlangen, Löwen, Tigern, in denen die Seelen der verstorbenen Häuptlinge und Väter wohnen. Fällt er dann ab und zu in Raserei und Verzückung, dann darf er sich bei einem in Ruf stehenden Tsanusen in Unterricht geben. Das Geschenk einer Ziege öffnet ihm die Thür. Hat er hier die Bereitung einer Anzahl von Heilmitteln

gelernt, so begiebt er sich unter Darbringung eines Ochsen zu einem berühmten Tsanusen, der noch kräftigere Geheimmittel, daneben aber auch wilde Tänze und die Anrufung des Jezwa, des Zaubergeistes ihn lehrt. Als ein anderer Mensch scheidet der junge Tsanuse aus dem Unterricht aus; eine Menge lügenhafter Wunder und Fabeln öffnet ihm die Bewunderung und das Vertrauen seiner Landsleute. Will nun irgendein Kaffer sich seiner Hilfe gegen den Takati bedienen, dann ruft er alle Leute seines Kraals zusammen, und niemand wagt zurückzubleiben; denn das gälte schon als Beweis der Schuld. S. 81: Ukubula; Tanz der Raserei; Bereicherung des Häuptlings durch das Vieh des „Aufgefressenen“; auch der Tsanuse wird bald reich, geachtet, gefürchtet; aber das Los, das er seinem Feinde bereitet, trifft leicht auch ihn selbst. Selten stirbt ein Tsanuse, Takati oder Regendoktor eines natürlichen Todes. Chachabe, Chlambes Vater, hat die Zauberer zu Hunderten getötet. Ein Felsabhang beim Fluß Chakun heißt uwa amaghira (Doktorsabgrund), weil Chachabe dort die Zauberer hinabstürzen liefs. II, 2, 47: Wenn ein Kaffer am Halse leidet, muß ihm ein Frosch in die Kehle geschlichen sein, der nur durch Zauberkünste wieder herausgebracht werden kann; steht bei einer Kuh die Milch, so muß irgendein altes Weib eine Schlange oder einen Affen besitzen, der nachts kommt, um die Milch auszusaugen, infolgedessen die Kuh sterben muß. S. 48 (nach Döhne): Ist ein Kaffer krank, so wird ein angeblicher Arzt, meist eine Frau gerufen, die nach Auflegung kopfgroßer Kugeln aus Mist und Lehm ein Stück Schlange, Insekt, Stein, Bohne u. dgl. aus dem Kranken hervorzaubert und dafür Lohn erhält; bessert er sich nicht, versammelt sie die Weiber des Kraals in einer Hütte; diese trommeln auf ein getrocknetes Fell und singen: „Habe Erbarmen mit uns!“ während jene tanzt, bis sie außer Atem und Besinnung ist. Hilft auch das nicht, riecht sie im Kraal herum nach einem, der viel Vieh hat und den Kranken behext habe, giebt an, wo jener das Zaubergut, ein Stückchen Holz, Stein u. dgl. vergraben habe, und, wenn er nicht gesteht, wird er gebunden in einen Ameisenhaufen gelegt und dann noch stärker gequält, bis er gesteht oder stirbt; ist der Mensch tot, wird sein ganzes Vieh genommen, wovon die Doktorin den größten Teil erhält. S. 49: Yolasche, eine alte sehr vornehme Frau, nahe Verwandte von Gasäla, wurde auf die Beschuldigung, sein kränkendes Enkelkind durch Anspeien behext zu haben, als dies starb, von seinen Räten mit ihren Kirri (Knopfkeulen) erschlagen. S. 288: Der Schulze Um-Bunge in Bethel fiel 1861, als seine Kinder starben, ins Heidentum zurück, verließ den Ort, beschuldigte zuerst seine eigene fromme Mutter, die Kinder durch Zauberei getötet zu haben, dann den Ort Bethel, der Kinder fresse, und wandte sich an den heidnischen Zauberer Mahamba in Emgwali um Zaubermethoden zur

Heilung seines kranken Kindes, zur Bannung des bösen Geistes in Bethel und zur Herausriechung der schuldigen Person; Mahamba antwortete, er könne nur da den impudulu (Geist mit dem Kuhkopf) austreiben, wo das Unglück geschehen. Da dies in Bethel nicht geschehen konnte, zog Bunge von daunen. Nun wufste man auch, woher der Spuk mit dem verzauberten Affen, der monatelang um diese Zeit sein Wesen getrieben, seinen Ursprung genommen. III, 2. S. 316: Nachdem am Draken-Gebirge 1868 der Zauberdoktor Tekwane gestorben, wurden von Häuptling Mafof sofort die Zauberdoktoren gerufen, um zu riechen (nuka), wer ihn ums Leben gebracht. Die Würfel der Zauberer fielen, und ein Unglücklicher Namens Maschinaschina wurde bezeichnet, sofort für verfehmt erklärt und von allen gemieden; Mafof nahm ihm seine Gärten und sein Vieh, welches letztere er jedoch auf des Missionars Procesky Drohung mit dem britischen Gouvernement wieder dem Beraubten zustellte, der nun zum Dank zu einem andern Zauberriecher ging und durch diesen einen andern Kaffer als den Thäter bezeichnen liefs.

Zu S. 581, Anm. 1. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission II, 2. S. 148 ff.

Zu S. 583, Anm. 1. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission II, 2. S. 185 ff.

Zu S. 584 ff. Holub I, 413: Die religiösen Gebräuche werden bei den Betschuana von bestimmten dazu herangebildeten Personen gelehrt und ausgeübt, die den König oder, ist er Christ geworden, einen ihm an Würde zunächststehenden Heiden als ihr Oberhaupt anerkennen und auf diese Weise die Kaste der Priester und des Oberpriesters repräsentieren und Naja (Njaka, Njaga) heißen. S. 414: Hohepriestertum des Bahurutsekönigs (siehe oben Nachtrag zu S. 536). S. 415: Dem Stammesoberhaupt als oberstem Doktor, Zauberer und Regenmacher stehen bei Ausübung der Zeremonieen mit Ausnahme des zeremoniellen Genusses der ersten geweihten Feldfrüchte, der ihm allein zusteht, die Linjaka (Priester), die man jedoch auch Njaka nennt, zur Seite, die die übrigen Zeremonieen der Zauberei und Regenmacherei verrichten und damit auch einige primitive Kenntnisse der Heilkunde verbinden. Als Heilkünstler erkennt man sie in der Öffentlichkeit an einem Mäntelchen aus Pavianfell und in ihren Wohnungen an den aus dem Fell der gefleckten Hyäne gemachten Fufsdecken, auf denen sie Audienzen erteilen. Manche tragen auch um den Hals an Schnüren oder Riemen verschiedene Säugetier-, Vögel- und Reptilienknochen, doch immer auch vier meist aus Elfenbein, zuweilen aus Horn geschnitzte, mit eingebrannten Zeichnungen versehene Stäbchen und Pflöckchen, welche Würfel (dolo) darstellen und zur Diagnose benutzt werden, aber auch von Men-

schen getragen werden, die gegen Bezahlung des Lehrgeldes blofs im Werfen derselben unterrichtet worden, ohne dafs sie wirklich Linjaka wären. Das Amt der Linjaka ist erblich; doch werden auch wissbegierige junge Männer zu Doktoren gebildet. Der Aspirant giebt seinem Lehrer als Honorar eine Kuh oder Äquivalent. Der medizinische Kursus beginnt mit dem „Ausgraben“ (das Graben bildet einen wichtigen Begriff bei vielen Zeremonien der Betschuanen) der Heilkräuter, Belehrung über die Jahres- und Tageszeit des Sammelns, die weitere Zubereitung derselben zu einem Pulver oder Absud, die dabei wie bei der unter grossem Lärm inszenierten Verabreichung an die Kranken zu beobachtenden Sprüche und Formalitäten. Den letzten Lehrkurs bildet die Belehrung über das Werfen der Dolo. S. 416: Schweifstreibende Vegetabilien werden oft verordnet (auch Schröpfen bei lokalem Schmerz); dabei mufs der Kranke sich in seinen besten Karofs oder in eine gekaufte Woldecke hüllen, die dann der Doktor holt, um sie mit dem Schweifs, dem transpirierten Krankheitsstoff „einzugraben“ d. h. sie in Besitz zu nehmen, während der Kranke froh ist, den Grund seines Übels aus dem Hause entfernt zu wissen, und nie wagen würde, sie zurückzufordern, wenn er sie dann auch von der Frau Doktorin getragen sieht. Die Linjaka haben auch den Dienst der Beschwörer oder guten Zauberer zu versehen. Hierher gehört das Herbeischaffen von Mitteln, die an einer Schnur an Stirn und Hals getragen z. B. den Träger einer Löwenklau mutig und flink, seine Verfolger träge, ihn selbst kugelfest machen sollen. Solche Mittel sind ferner: aus kleinen Tarsus- und Karpusknochen gewisser kleiner Säugetiermännchen, verschiedener Vierfüßler, Schuppen des Schuppentiers, Metatarsusknochen gewisser Vögel und den Klauen bestimmter Raubvögel, aus Schlangen- und Leguanhaut, kleinen Schildkröten, grosen Rüsselkäfern verfertigte Amulette; mit verschiedenen eingebrannten Zeichen versehene Holzpflöckchen; eingeschnittene Ziegenbockhörner und kleinere Hörnchen der zarteren Gazellenarten u. s. w., welche allein oder mit verschiedenen buntbemalten Glasperlen an einer Gras- oder Giraffenschwanzhaarschnur angefädelt als Schutz vor Krankheiten, Übeln und Unfällen am Arm oder um den Hals getragen werden. S. 417: In den Amtsberuf der Linjaka gehört ferner der Gebrauch der Dolo, um die Zukunft oder z. B. den Ort zu erfahren, wo gestohlenes Gut oder ein Flüchtling zu finden ist, die Beschwörungsweisen, um böse und unreine Menschen und Tiere zu schrecken und sich von ersteren zu befreien z. B. durch Aufhängen verschiedener Artikel unmittelbar an oder in die Nähe der Umzäunung des Gegners, durch das Errichten von Feuer in seiner Nähe, welche umgangen oder umtragen wird, und über welche gewisse Formeln gemurmelt werden. S. 418: Zur Arbeit der guten Zauberer gehört auch die Ausübung der zum öffent-

lichen Wohl gereichenden Beschwörungsgebräuche, wie das Vergraben von zwei Antilopenhörnern an den zu einer Stadt führenden Pfaden, das Aufhängen von Töpfen und Pfählen zwischen den Gehöften, in manchen Hofräumen oder an den die Stadt beherrschenden Punkten, das Aufhängen von Pavianköpfen nahe am Eingang zur Kotla und der Köpfe größerer Raubtiere in der Nähe des Viehkraals u. s. w., um eine Herde, in die Raubtiere eingedrungen, vor weiteren Angriffen zu bewahren, um Segen und Gedeihen in einer Stadt zu verbreiten, sie gegen Feuersbrunst und Feinde zu schützen. Auch die Felder werden in ähnlicher Weise mit Beschwörungsmitteln umgeben, um eine gute Ernte zu sichern und Heuschrecken abzuhalten. Diese öffentlichen Amulette, *lipeku* genannt, werden nur von den ältesten *Linjaka* auf die feierlichste und geheimnisvollste Weise bereitet. Nur einige solcher Zeremonien sind auch Fremden zugänglich z. B. der *Khomo kho lipeku* d. h. der dem *Lipeku* geweihte Ochs; zu dieser Zeremonie wird ein bisher weder als Zug- noch als Packtier benutztes Tier ausgesucht, diesem die Augenlider mit feinen Tiersehnen zugenäht und dasselbe wieder in die Herde getrieben, dabei sorgfältig bewacht und nach einiger Zeit geschlachtet; hierauf wird sein Blut mit anderen Mitteln zusammengekocht und der Brei in kleinen Kürbisgefäßen aufbewahrt; im Kriege beschmieren sich die Heerführer mit diesem Brei oder behängen sich mit kleinen damit gefüllten Gefäßen. S. 419: *Linjaka*, die aus Rache oder Böswilligkeit jemand schaden wollen, aber auch solche, deren Zauberschwindel eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, heißen *Moloi* d. h. böse Zauberer und werden gefürchtet und gehaßt. Der *Moloi* erscheint den *Betschuanen* mächtiger als der *Linjaka*, da jenem ohne Ausübung seiner Zaubermittel selbst die stumme Natur gehorcht; er geht über Zäune, Felsen und Flüsse, ohne gehört zu werden; Feuer schadet ihm nicht; Hunde, Schakale sind still, wenn er vorbeigeht. Er trachtet die Ernte zu schädigen; doch auch *Linjaka* werden von ihren Häuptlingen ausgesandt, das einem Nachbarstaat anzuthun. Die *Betschuana* behaupten, daß die *Moloi* Leichen ausgraben, um ihnen gewisse Körperteile zu entnehmen, daß sie Neugeborene töten und aus Teilen derselben Zaubermittel bereiten; doch die wichtigsten ihrer Mittel gewinnen sie von Tieren, die allgemein gefürchtet sind und nur schwer in die Gewalt des Menschen gelangen z. B. von der *Boa*, *Krokodil* u. a. Haßt ein Mann einen andern, geht er in der Dämmerung zu einem *Moloi*, um diesen gegen Honorar für seinen Plan zu gewinnen, und glaubt, sein *Molemo* (Gift) habe den Feind getötet, wenn dieser natürlichen Todes stirbt, oder, wenn durch ein Tier, dies sei durch den *Moloi* gewonnen. S. 420: Die *Moloi* gelten als Feinde des Regens, glauben durch die unter Verwünschungsformeln ins

Feuer geworfenen frischen Zweige eines grünen Busches, sowie Verückung der von den Regendoktoren ausgesetzten Zaubermittel den Regen bannen, durch Flintenschüsse sich nähernde Wolken verscheuchen zu können. Der wichtigste Dienst, der von den Linjaka und ihrem Oberhaupt gefordert wird, ist die Regenbeschwörung (pula-jana, S. 372). Da jedoch der Misserfolg leicht ersichtlich wäre, gewinnt man für diese Arbeit bei langer Dürre gegen ein Geschenk an Vieh Linjaka aus regenreichen Gegenden, meist die am rechten Ufer des mittleren Limpopo wohnenden Ma-lokwana. In feuchten Jahren wird die Arbeit den einheimischen Linjaka überlassen. Sie begeben sich im Frühjahr auf ein speziell dazu bestimmtes fruchtbares Grundstück, um „tsimo ea pulo“ d. h. das Feld des Regens zu graben. Dann folgt das Umgraben der Fluren durch die Frauen, nachdem noch zuvor die Männer von den Linjaka durch Beschwörung gesegneten Samen (Kafferkorn, Mais, Kürbis, Melone) gekauft und diesen in die vier Ecken des Feldchens gepflanzt. An diesem Tag wird alle Arbeit eingestellt und erst am folgenden von den Frauen fortgesetzt. Von diesem Tag ab ist es ferner den Betschuana verboten, die jungen Zweige der Bäume, vor allem des unter den Betschuana allgemein verehrten Wart-en-bichi (*Acacia detinens*) abzubrechen; erst zur Kornreife hauen die angesehenen Männer, vom Njaka geführt, einige Äste von der heiligen Akazie, um damit den königlichen Viehkraal und dann die übrigen Kraalzäune auszubessern. S. 421: Zur Erntezeit müssen alle Baum- und Buschfrüchte, Straußenfedern und Elfenbein bedeckt aus dem Wald zur Stadt gebracht werden. Hat es in der Nacht bis zum Morgen geregnet, bebaut niemand an diesem Tag die Felder, um den Regen nicht aufzuhalten oder zu stören. Hat sich die nasse Jahreszeit, angeblich durch die Medizinen der Linjaka eingestellt, so suchen diese ihn auf längere Zeit zu „fesseln“, indem sie, allein oder von den Besitzern der Felder begleitet (zur Verscheuchung böser Geister) an einsamen Orten, meist Höhlen pfeifen, schreien, Formeln murmeln, auch Feuer anzünden, in das sie zuweilen gewisse Ingredienzien werfen. Fällt trotz aller Zauberei kein Regen, wird das Volk des Verstosses gegen die herkömmlichen Gesetze beschuldigt, besonders Witwer und Witwen der Unterlassung der Reinigungen, denen die schuldig befundenen sich öffentlich unterziehen müssen. Die Linjaka bauen ihnen dann gegen Bezahlung aufser der Stadt Grashütten, wo sie einige Zeit bleiben müssen, um sich ihre Wolle vom Kopf schaben und von den Linjaka reinigen zu lassen. Hilft auch das nichts, so wird eine allgemeine Reinigung des Feuers und der drei Herdsteine vorgenommen, die an einem bestimmten Platz vor der Stadt aufgehäuft und aufs neue geweiht werden; alle Herdfeuer werden ausgelöscht, die Feuerstelle gescheuert; am Abend oder folgenden Morgen wird mit einem

vom Oberpriester geweihten brennenden Stock und Reisig das Feuer in der ganzen Stadt neu angezündet. Kommt dann noch kein Regen, ordnet man eine allgemeine Reinigung der Stadt an; herumliegende Fellstücke, Knochen im Feld, vielleicht nah bei der Stadt zutage liegende Menschenreste werden begraben; bei der sonst geheimgehaltenen Begräbnisstätte eines Häuptlings schlachtet man Vieh zur Besänftigung des vielleicht erzürnten Toten; auf Tiere, von denen die Linjaka gewisse Organe zur Regenbeschwörung gebrauchen, werden Jagden (letschulo) veranstaltet; ein Beispiel erzählt Holub S. 370.

Zu S. 586, Anm. 2. Vgl. Döhne bei Wangemann, Gesch. der Berl. Miss. II, 2. S. 18f.

Zu S. 588, Z. 17ff. Vgl. S. 534 mit Nachtrag. Döhne (bzw. Pengula) bei Wangemann, Geschichte der Berliner Mission III, 2. S. 11: Die Zulu sprachen: „Gott ist eine Macht, die wir nicht sehen, die sich aber verkörpert hat in unseren Königen, Ahnen und Gründern von Stämmen und Familien.“ Deshalb führen sie mit großer Sorgfalt die Stammtafeln ihrer Fürsten und nennen alle diese Ahnen ihre Onkulunkulu. S. 12: Die Zulusprache hat kein Wort für Gesetz in unserm Sinn; die letzte Instanz ist: itsho inkosi „so spricht der Herr“ d. h. der König, der sich selbst inkosi yezulu „Herr des Himmels“ nennt und allein mit folgenden Titeln und Ehrennamen angeredet wurde: bayeti (Majestät), isilo (Tiger), inhlon (Elefant), intaba (Berg), izulu (Himmel), umnyama (Regenbogen). S. 13: Der Zulu, wenn er etwas erbittet oder danken will, schickt die Worte voran: u yinkosi yami „du bist mein Herr“, was sich auf den König bezieht, der allein alle Güter seinem Volke spendet. Der Zulukönig, zugleich Priester, d. h. Vermittler der untern mit den stets neidisch oder feindlich gedachten Geistern der Oberwelt, mußte ein Opfer bringen, wenn der Blitz eingeschlagen oder der Regen ausblieb. S. 22: Der Häuptling allein hat das Recht, ohne Doktor zu handeln, und das thun manchmal jetzt auch Hauptmänner eines Kraals, obwohl sie es früher nicht durften. S. 14: Alle Macht besitzt der Zulufürst vermöge seiner Abstammung von den großen Onkulunkulu; die anderen Menschen sind völlig unvergleichbar mit ihm; nur wer etwa in entfernterem Grade von einem solchen großen Onkulunkulu abstammt, kann ein Fürst geringeren Ranges werden. Als der englische Minister Shepstone einen Kaffer geringern Ursprungs, Ngosa zum Häuptling eines Stammes gemacht, erkannte kein Kaffer außer seinen Untergebenen ihn als wirklichen Häuptling an; sein Nachbar Tinta, viel geringer an Land und Volk, sah mit größter Verachtung auf ihn; ein noch geringerer Häuptling sagte von Ngosa: „Dieser Mensch will ein Inkosi sein? Der Hund ist ja nicht mehr als ich; er ist

kein Mensch des Ursprunges.“ S. 12f.: Die Ehrennamen des Königs (izibongo zenkosi) wurden später zu besonderen Majestätsliedern erweitert, deren jeder Inkosi eins oder mehrere erhielt, die nur zu seinem Preise und mit solcher Anstrengung der Stimme und Betonung der Worte gesungen werden mußten, daß auch dem Stärksten die Adern anschwellen. S. 39 f.: Zwei Izibongo an den Geist U-Senzangakona (Tschakas Vater), übersetzt von Döhne, die nach Wangemann Geistesverwandtschaft zeigen mit der ältesten hebräischen Volkpoesie (num. 21; jud. 5):

„Höre nun, König, du Flügelmann der Größten,
Schönste Schönheit des Kumede Mandondo (seines Vorgängers),
Noch beschäftigt mit Fragen nach dem (gewöhnlich verfolgten) Erstgebornen hier:

Komm, laß uns ein Seil flechten nach dem Ausbreiter von Jama,
Damit wir in die Höhe (zum Himmel, wohin er sich geflüchtet) fahren, wohin
die Irrgeister (Spione) des Mageba nicht kommen,
Und, wenn sie dorthin klettern wollen, müssen sie die Zehen brechen.“

S. 40, Nr. 2:

„Dunkle Höhle (d. i. der König als unsichtbare Macht) von der Nobamba
(d. h. Angriff, Name der Mutter Senzangakomas),
Welche immerfort umschlingt die Knöchel derer sowohl bei dem Feinde, als
derer zuhause,

Die schwarzgefleckte Kuh (einen besiegten nach seinen schwarzbunten Schilden
genannten Stamm) des Zwa Ngendabo (Häuptlings),
Die Riesenschlange (ein gleichfalls besiegtes feindliches Regiment) des Ma-
ganda Nsele (Häuptlings)!

Du verschlangest die Frucht mit den Blättern,
Du Vernichter bis aufs letzte, des Menzi (Häuptlings; der Name bedeutet
,Schöpfer')!

Quelle von der Novamba, von welcher ich getrunken,
Die Höhle erreichte und unterging in den Geist des Punga (Urahn der
Dynastie).“

S. 51: Izibongo auf Tschaka, von Döhne übersetzt; alle späteren Lieder auf ihn (von denen Wangemann noch zwei mitteilt) begannen mit folgendem:

„Bayeti, 'ngani! 'nkosi!

Nkosi enkulu! wena umnyama!

U nga ngezulu! u nga ngentaba!

Wena wa kula be libele!“

„Majestät, Teuerster! Herr!

Großer Herrscher! Du unerforschlicher!

Du bist gleich wie der Himmel! Du bist
wie der Berg!

Du wuchsest groß, während sie zurück-
blieben!“

S. 48f. Als Tschakas Mutter gestorben, wurde sie nicht bloß als „die große Elefant in mit den kleinen Brüsten“, sondern auch als „der allmächtige Geist alles Wachstums“, „die große Mutter der Erde und des Kornes“ beklagt. — S. 54. Izibongo des Dingan(e):

„Du Dürftiger (ironisch), Sohn der Geberin (Umpikazi, Name der Mutter),

Dessen Auge auf das Vieh der Leute sieht;

Vogel des Geiergeschlechts, mit Blitzesschnelle schiefend

Mit Schwung der schönen Hinterteile!

Dessen Vieh so zahlreich und dick wie der Honigkamm,

So daß sie im Gehen stehen bleiben.

Du hast Umzilikazi vernichtet, den Sohn Matschobanes.

Der Himmel, welcher sich in Schauern ergießt!“

Dingan komponierte selbst für seine Krieger die Tänze und die dabei zu singenden Lieder; für die einzelnen Regimenter hielt er besondere Tanzmeister, die für ihre neuen Tänze mit Kühen bezahlt wurden. S. 62: Izibongo des Panda.

Zu S. 592, Anm. 1. Vgl. S. 536. 617. Nach Wangemann (Reisejahr, S. 529f.) hat ein Kahlkaffer aus Swazis Land in einer Hungersnot die Basuto zur Menschenfresserei aufgefordert.

Zu S. 593. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 82f.: Die despotische Macht der Kafferhäuptlinge wird durch eine sehr ausgebildete Verfassung und Gesetzgebung etwas gezügelt. Häuptling kann der Kaffer nur durch Geburt sein; ein solcher wird als eine Art höheres Wesen, als ein kleiner Gott angesehen. Bei den Xosa steht dem Häuptling ein gemeiner Rat der Vornehmsten (amapakati) mit ausgedehnten Machtbefugnissen zur Seite; sie sind die Bewahrer des traditionellen Kaffergesetzes und würden ihn, wenn er es oder sie stark verletzte, absetzen. Die Würde des Häuptlings erfordert viele Frauen, die ihm von den Unterkapitänen in deren Töchtern nach und nach zugesandt werden; jede nächstfolgende darf nicht niederen Ranges sein als die vorhergehende; daher ist gewöhnlich die letzte „die große Frau“ und deren ältester Sohn, der Thronfolger, beim Tod des Vaters minderjährig, was dann die Macht der Amapakati befestigt. Alle schwierigen Rechtsfälle werden auf dem unzi wakwumkulu, der großen Ratsversammlung vor den Amapakati verhandelt. Vgl. ebd. II, 2. S. 47. 50f. 78.

Zu S. 595, Z. 10. Vgl. Wangemann, Reisejahr, S. 310. 439. 533; Geschichte der Berliner Mission I, 91. Holub I, 479: Die Regierungsform der Betschuana ist in gewissem Sinn konstitutionell; alle wichtigen Verfügungen müssen von einem Pitscho besprochen werden; doch sind gewöhnlich, wenn der König die Häuptlinge für sich zu gewinnen weiß, alle Beschlüsse vorher schon abgemacht. S. 480f.: Von den Pitscho als Gerichtsbehörde wird gewöhnlich darauf Rücksicht genommen, ob der Schuldige bei Hof beliebt; dabei geht auch oft ein Mörder strafflos aus. Sonst wird Mord gewöhnlich mit Tod bestraft, doch auch durch ein Blutgeld bezahlt; zur Ermittlung eines Diebes wird oft ein Linjaka geholt. S. 167: Die Batlapinen in Transvaal scheinen ihr Oberhaupt (König Gassibone) nicht besonders zu respektieren. S. 369: Die Verfassung unter den Barolong und Banquaketse ist etwas beschränkter konstitutionell, als unter den Bakuena und östlichen Bamangwato. S. 486: Tschwaragana moschwang heißt das Freundschaftsbündnis zwischen zwei Häuptlingen; dabei wird ein Haustier geschlachtet, der Magen aufgeschnitten; beide Häuptlinge tauchen ihre Hände in seinen Inhalt und schütteln sich dann dieselben.

Zu S. 597, Z. 1 von unten. Vgl. Wangemann, Reisejahr, S. 176. 214 (Verbotene Verwandtschaftsgrade bei Ehen). Geschichte der Berliner Mission I, 83; III, 2. S. 88 ff. (lobola, Kaufpreis = מָוִיָר, S. 88, ibotwe, Wohnung des „großen“ Weibes, S. 94), S. 212 (die Ehebrecherin holt sich ein Stück Vieh von ihrem Vater und giebt es ihrem Manne; das ist Kafferngesetz; sie wird dadurch auch unter den Zorn ihres Vaters gestellt, weil sie diesen um das Stück Vieh gebracht).

Zu S. 601, Z. 1. Missionar Shepstone (bei Wangemann III, 2. S. 95) bestreitet, daß die Zulufrauen Sklavinnen, giebt jedoch Ausnahmefälle zu; jedenfalls sind sie den Männern durchaus untergeordnet, dürfen nach Döhne (ebd., S. 96) nicht einmal mit ihm essen. Holub I, 478: Der gewöhnliche heidnische Betschuane besitzt in der Regel eine Frau, die wohlhabendern zuweilen zwei, Unterhäuptlinge drei bis sechs, Könige noch mehr. S. 369: Hochzeitorgien. S. 423: Obgleich das Christentum das Los der Betschuanenfrauen etwas gemildert, so konnte es ihnen doch viele der schwersten Arbeiten nicht abnehmen; erst der eingeführte Pflug, dessen Gebrauch sich immer mehr einbürgert, hat ihr Los weiter erleichtert dadurch, daß der Mann ihn mit Hilfe der Ochsen verwendet, die die Frau nie berühren darf.

Zu S. 603, Anm. 5. Unter den Betschuana ändert in der Regel der Vater seinen Namen, wenn er mehrere aufwachsende Söhne hat, indem er den Namen des ältesten Sohnes annimmt, z. B. heißt der Häuptling der östlichen Bakhatla jetzt Ra-Piti d. h. Vater des Piti, seines ältesten Sohnes; dagegen nimmt die Mutter den Namen des jüngsten Sohnes an; so heißt die Königin, Sescheles Frau Ma-sebele d. h. Mutter des Sebele. Holub I, 406.

Zu S. 606 ff. Vgl. S. 614, Anm. 3. Die zu beschneidenden Kafferjünglinge bis aufs Blut gepeitscht, in Unzuchtssünden unterwiesen, die beschnittenen mit Fett bestrichen, ebenso der jedem überreichte Wunderstab, der oft erst mit dem Greise ins Grab geht, die Hütte der Beschnittenen verbrannt; besonders bevorzugte erhalten eine Assagai, um geheimnisvollen Religionsdienst damit zeitlebens zu verrichten (Wangemann, Geschichte der Berliner Mission II, 2. S. 320 f.). Die neubeschnittenen ziehen, das Gesicht weiß bemalt, mit Mützen und Schürzen von Sandau (feinem Schilf) bekleidet von Kraal zu Kraal und tanzen vor den Alten, wozu die Weiber singen und auf einem getrockneten Kuhfell den Takt schlagen (Wangemann II, 2. S. 145). Intonjane mit Tänzen (ebd., S. 183). In Soschong hörte Mohr (bei Grube II, 471) Tag und Nacht trommeln, tanzen und singen zur Zeit, wo die mannbar gewordenen Mädchen das Gesicht gelb gefärbt mit roten Streifen, die Hüften mit

Schilfröckchen bekleidet, die Schule und schweren Proben für ihren zukünftigen Beruf unter strenger Zucht alter Weiber durchmachen; kein Mann darf in ihre Nähe, würde sonst mit Dornbüschen übel zugerichtet werden. Holub I, 483: Die Beschneidung (Boguera) ist die wichtigste Zeremonie bei den heidnischen Betschuana, ohne die der Jüngling von seinen Gefährten weder als Mann, noch die Frau als heiratsfähig anerkannt wird; doch fällt diese Zeremonie nicht mit dem Stadium der Mannbarkeit zusammen wie z. B. bei den Matonga und Maschukulambe und deren Sitte des Zähneausbrechens; sie wird an dem Knaben vor seinem neunten Jahre ausgeübt, um die Reihe von Abhärtungen zu beginnen, die er durchmachen muß, um einst, wenn er Mann geworden, den Titel eines Mona und Ra führen zu können. Je nach der Stärke des Stammes wird sie alle 2—5 Jahre vorgenommen und bildet eine der größten Festlichkeiten in den Städten. Mit einer Kalklösung bestrichen, gehen um diese Zeit die Knaben einher, die Mädchen nur mit aus Schilfrohrstücken verfertigten Bändern oder Genettaschwanzschürzen bekleidet, auch sie auf Brust und Gesicht weiß übertüncht. Die Zeremonie wird außerhalb der Stadt an den Knaben von alten Männern, an den Mädchen von alten Frauen ausgeführt. Das Peitschen, durch Sandalen abgewehrt, sah Holub, wie Livingstone es beschrieben. Alle zugleich beschnittenen Knaben werden in ein Regiment eingereiht. S. 485: Der Zeremonie folgt ein gleichfalls der Abhärtung dienender Jagdzug. S. 486: Der gemeine Betschuane bestimmt sein Alter nach der Boguera.

Zu S. 614, Anm. 3. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 75; III, 2. S. 70f.; Reisejahr, S. 392.

Zu S. 615, Anm. 1. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 76. 86f.; II, 2. S. 44; Reisejahr, S. 627 (mit Bild einer Betschuanahütte). Holub I, 315. 396. 478.

Zu S. 616, Z. 17. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I. 89f.; Holub I, 323.

Zu S. 616, Anm. 1. Posselt bei Wangemann, Geschichte der Berliner Mission III, 2. S. 209: Dünger aufs Land bringen, fällt den heidnischen Kaffern nie ein; sie säen und ernten so lange, bis der Acker ausgemergelt ist; dann heißt es: itsweh ligugile (das Land ist alt geworden); nun wird es weggeworfen, und man zieht nach einem neuen Orte. Ebd., S. 75: Sinn für Blumen fehlt dem Kaffer. Holub I, 263: Unter allen Bantustämmen haben es die Basutho inbezug auf Ackerbau am weitesten gebracht, ihnen zunächst stehen die Bahurutse.

Zu S. 616, Anm. 2. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission II, 261 mit Bild.

Zu S. 616, Anm. 3. Ein alter heidnischer Gebrauch liegt dem sogen. Rohrtanz der Betschuana zugrunde, der von durch die Städte ziehenden, auf Schilfrohr unaufhörlich blasenden Männern getanz wird; zuweilen stirbt einer derselben dabei an akutem Emphysem. Holub I, 369.

Zu S. 616, Anm. 4. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berl. Miss. III, 2. S. 76 ff. Der Zulu redet häufig von zwei Herzen in seinem Innern, die er zuweilen personifiziert, das friedfertige, nachgiebige als Unembeza, das zornige, rachsüchtige als Ugovana (S. 77). Die Kehle, das Geschmacksorgan, Sitz der Liebe (S. 151). Natürliche Heiterkeit, Ehrlichkeit (S. 79f.). Gastlichkeit (S. 81). Achtung gegen die Älteren, Höflichkeit; der Kommende begrüßt mit sakubona „wir sehen oder respektieren dich“, beim Weggehen heala kamkaudi „lebe wohl!“ (S. 82. 107). Liebe zu den Kindern; auch fremden; eine Waise heißt intandane d. h. jemand, den andere Menschen lieben (S. 83). Geiz; einen auffallenden Kontrast zum Stolz und Selbstbewusstsein des Kaffer bildet sein Hang zum Betteln, dessen sich der König so wenig als der geringste Knecht schämt; Sandili bettelte um einen Sixpence zu Tabak (Reisejahr, S. 214).

Zu S. 617, Anm. 2. Vgl. S. 536. 592 mit Nachtrag.

Zu S. 617, Anm. 3. Freilich metzeln sie dafür im Kriege alles grausam nieder. Vgl. auch Nachtrag zu S. 533. Holub I, 431 ff.: Die Betschuana (sowie manche wohlhabenden Koranna, S. 111) besitzen Diener oder besser Sklaven, obgleich ziemlich mild behandelt und zum Hirtendienst verwendet, die dem Makalaharistamm (auch Bakalahari) angehören, der früher die Gebiete zwischen Zambesi und Oranjeflufs sein eigen nannte. Außerdem befinden sich in den Betschuanareichen noch zwei andere Stämme als weit härter behandelte, zum Jagddienst verwendete Sklaven: die Barwa, die bei den nördlichen Betschuana Masarwa heißen, und die Madenassana, die im nordwestlichen Gebiet der östlichen und im nordöstlichen der westlichen Bamangwato wohnen. Die mittelgroßen Barwa-Masarwa sind nach Gestalt, rötlich braunem Teint, Gebräuchen und Sprache ein Mischvolk aus Makalahari und Buschmännern. Sie führen im Unterschied von den Betschuana Bogen und Pfeile, wie die Buschmänner und bewohnen in wildreichen Gegenden kleine Dörfchen, d. h. Hütten, deren heuschoberähnliches Geripp aus einigen in die Erde tief eingetriebenen, fünf Fuß über den Boden miteinander verbundenen Pfählen besteht und mit dürren Zweigen und Gras überdeckt wird. Gewöhnlich jagt mit ihnen ein Betschuane, dessen Leibdiener sie sind; sonst müssen sie die Jagdbeute nach 2—5. Monaten in der Hauptstadt abliefern. S. 436: Sie leben in krassestem Aberglauben. Auf der Jagd werden die einfachen Knochen- und Holz-

amulette (Dolo) geschüttelt und geworfen, um die Richtung des Wildes, Art und Zahl desselben und den Erfolg der Jagd zu erfahren; auch in Krankheitsfällen, auch, ob der „Herr“ kommt, werden sie befragt und teils selbst als Morimo, teils als die Dinge Morimos, die ihn benachrichtigen und sein Offenbarungsmittel sind, bezeichnet. Die Männer dieses gedrückten Stammes zeigen ihren Frauen mehr Anhänglichkeit als die Betschuana. S. 437: Im Stadium der Pubertät durchbohren sie sich mit einem Knochen die Nasescheidewand und schieben ein Holzpflockchen ein, das dann wieder entfernt wird; sie benennen diese *That rupa*, welches Wort im Setschuana die Einleitungszeremonie zur Beschneidung bezeichnet.

Zu S. 619, Anm. 1. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berl. Mission I, 58ff. *Serpa Pinto* (II, 163f.) nennt die nomadischen Buschmänner, die die Wüste Kalahari da, wo sie Wasser besitzt, bewohnen, *Massarua*; er schildert sie als tief schwarz mit stark vorstehenden Backenknochen, kleinen glänzenden Augen und wenigem Haar, weniger wild als die *Mucassequere*, die er an der Mündung des *Quando* antraf. Er besuchte ein Lager der *Massarua* und bemerkte, daß sie Nöpfe zum Kochen der Nahrung und einige andere Gegenstände besaßen, die auf einen Beginn der Zivilisierung schließen ließen. Die Frauen waren mit dürrtigen Fellen bekleidet und samt den Kindern mit Glasperlen geschmückt. Ihre Waffen waren *Assagais* und kleine ovale Schilde. An Arm- und Beingelenken tragen sie lederne Zieraten, auf der Brust zahlreiche Amulette. Der Kopf wird rasiert bis auf einen runden Fleck.

Zu S. 622. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 68: Die Buschleute des Stammes *Macolong* sagen, daß ein *Kaang* oder Herr im Himmel ist, den sie auch *Kue-Akengteng* nennen d. h. der Mann oder der Meister aller Dinge. Nach ihrem Ausdruck sieht man ihn nicht mit den Augen, aber kennt ihn im Herzen. Sie rufen ihn um Hilfe an in Zeiten der Not oder wenn sie in den Krieg ziehen, und dies geschieht dann die ganze Nacht hindurch unter Auf- führung des Nationaltanzes. Von *Kaang* kommt Leben und Sterben; er giebt oder versagt den Regen. Er ist es auch, der an allen Tieren des Feldes ein Zeichen gemacht hat. Wenn es an Wild fehlt, sagen die *Macolong*, daß es ihnen ihr Herr versage (*Kaang ta' ko' ga go si 'ko kaa akeng 'küaing*).

Zu S. 625, Anm. 1. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 68f.

Zu S. 626, Z. 5 ff. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 67: Weil die Raupe *N'go* ihnen für ihre Pfeile das stärkste Gift bietet, haben sie sie zu ihrem Gott gemacht. Das Gebet zu ihm,

wenn ein Buschmann auf die Jagd geht, lautet in seiner Sprache: 'Kaang ta, ha a ntanga ë? 'Kaang ta, 'gnu a kna a sé'gè. Itanga 'kogu 'koba hu; i'konté, i'kagé, itanga i'kogu 'koba hu. 'Kaang ta, 'gnu a kna a sé'gè. S. 68: Von anderen Buschleuten wird versichert, daß sie den Blefsbock oder auch sonst eine Antilope zu ihrem Gott gemacht hätten.

Zu S. 632, Anm. 3. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berl. Mission I, 70: Die Zeichnungen in den Höhlen, wo die Buschmänner sich aufhalten, namentlich in denen der Schneeberge und des Winterberges, stellen hauptsächlich jagdbare Tiere vor: Zebra, Quagga, Gemsböcke, Spring-, Rehböcke, Elentiere, Strauße, auch Paviane. Barrow sah an einer Stelle sogar den Hals und Kopf des berühmten Einhorns und schloß darauf, daß dasselbe wirklich existieren müsse. Daneben finden sich in langen Reihen verschiedene Kreuze, Zirkel, Punkte und Linien, endlich auch solche Darstellungen, die sich auf das Verhältnis zu den Bühen beziehen.

Zu S. 633, Z. 20 ff. Vgl. über die Hottentotten Wangemann, Reisejahr, S. 29; Geschichte der Berliner Mission I, 51 ff. 253f. 265. 306. Die Koranna (Einzahl Korab) zerfielen noch um die Mitte unsers Jahrhunderts, obgleich nur 20000 Köpfe zählend, in 17 Stämme: 1) Am cakua, die Rechthände, mit dem Häuptling Goliat, auf Bethanien und Hebron; 2) Keicha eis, die Zauberer, mit Häuptling Jacobus (Müller), früher am Modderfluß, später größtenteils auf Hebron; beide Stämme zusammen heißen auch nu-eis, das schwarze Volk; 3) Arei cakua, die Linkhände, unter Häuptling Gert Hareip; unter ihnen Station Saron; 4) Kungtei-eis, die Springböcke, an 2000 Seelen, teils am Vaalfluß bei Pniel, teils weiter westlich am Oranjefluß; Häuptling Chorab nu, sein Stellvertreter Jan Blum; 5) Kei-Koranna, die großen Koranna, auf Miramezi; 6) Hu-ei eis, das Skorpionenvolk am Vaalfluß unweit Hebron; 7) Dausei-eis, Eselvolk am Vaalfluß; 8) Kurri eis, das hochmütige Volk, bei Pniel; 9) Kurri-kama, die Hochstehenden, am Zusammenfluß des Vaal- und Oranjeflusses; 10) Kumtee-eis; Kräutervolk, zerstreut unter den Griqua; 11) Chau-ei-kua, die Nilpferde, am Modder- und Vaalfluß; 12) Hoang kua, die Katzen am Oranjefluß; 13) Namm eina, das Karosvolk am Oranjefluß und unter den Griqua zerstreut; 14) Channis-eis, Buchvolk, weit unten am Oranjefluß; 15) Ocho kua, die Schmalbacken, ebendasselbst; 16) Kau kua, die Schneidenden, ebenda; 17) Amsa kua, die Schaber oder Gerber, ebenda (S. 51). Wahrscheinlich sind die Tiere in den Stammesnamen wie bei den Betschuana zu erklären.

Zu S. 634, Anm. 4. Dies soll wohl die alte Überlieferung von der Sündflut sein, die sich nach Wangemann (Geschichte der Berl. Miss. I, 57) bei den Koranna erhalten hat.

Zu S. 634, Z. 4 von unten. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 55: Etliche alte Gesetze, die sie von den ersten Menschen ableiten, haben die Koranna von ihren Voreltern durch Tradition ererbt, z. B.: Du sollst nicht stehlen; du sollst keinen Hasen und Schakal essen, sollst auch keine Ziegenmilch trinken; für die Armen sollst du schlachten; wenn du deines Nächsten Kuh oder Schaf im Felde verirrt findest, sollst du es wieder zurückbringen — zum Teil Anklänge an jüdische und ägyptische Gesetze.

Zu S. 636, Anm. 2. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 99.

Zu S. 638, Anm. 2. Van der Kamp fand das Wort U Tixo bei den Kaffern vor; die sagten ihm, es käme von den Hottentotten her und bedeute soviel als: einer, der Strafe verhängt. Im Land Congo im Reich Bamba verehren die Leute ein Wesen göttlich, das sie Tschikob nennen. Vgl. „Missionsfreund“ 1849, S. 94; Wangemann, Gesch. d. Berl. Miss. I, 56.

Zu S. 639. Wangemann, Gesch. d. Berl. Miss. I, 56: Als Anderson und Jansen das Wort von dem lebendigen Gott unter den Hottentotten verkündeten, sprachen sie: Ist das nicht Cü koab, von dem wir schon von unseren Vätern gehört haben? Dieser, sagen sie, ist das allerhöchste gute Wesen, kau naam (der Teufel) das Böse. Cü Koab war der Schöpfer aller Dinge. Er schuf zwei Menschen, ein Männlein und ein Fräulein. Den Mann nannte er Kamma (d. h. Strausfeder d. h. Majestät), die Frau Hau na maos (d. h. gelber Messing, schöner Schmuck) u. s. w. — Kau naam wohnt im Feuer, und die Bösen müssen auch dorthin; von ihm kommt alles Übel. (Der erste Europäer, der um 1770 mit den Koranna in Berührung kam, war Krüger, ein Falschmünzer, der, auf Robbenisland gefangen gesetzt, auf einem Kahn nach dem Festland kam; als sie den weisen Mann sahen, sprachen sie: „Das ist Kau naam“ (als Todesgott in einem Revenant?) und wollten ihn erschlagen; er wurde ein wahrer Teufel unter ihnen, warf sich zu einem Häuptling auf, nahm die schönsten Weiber und mordete unter seinen Gegnern, wurde aber auf der Jagd von einem Elefanten totgetreten, S. 58). Missionar Wuras erzählte Wangemann, er habe durch einen alten Hottentotten gehört: Zu der Zeit, als der erste Missionar ins Land gekommen, haben zwei Brüder, Söhne eines mächtigen Fürsten, um die Herrschaft gestritten, der jüngere den älteren überwunden und dann nach und nach alle Hottentotten sich unterworfen, so daß sein Name weit und breit gefürchtet wurde; in der Schlacht gegen seinen Bruder habe er eine Wunde am Knie erhalten und seitdem den Namen Cü Koab geführt d. h. „verwundetes Knie“. Als nun der Missionar die Leute gefragt habe, wie sie denn wohl das allermächtigste Wesen in der Welt

nenneten, haben sie alle geantwortet: Cü Koab und der Missionar habe, ohne die eigentliche Bedeutung des Worts zu kennen, dasselbe für „Gott“ in Gebrauch genommen. Max Müller deutet den Namen „Wundknie“ als Morgenröte. Vgl. Lippert, Priestertum, S. 138. Zur Verbindung von Mond und Hase vgl. „Globus“ XXIII, 108f. 139f.

Zu S. 652, Anm. 2. Die Farbigen in Enon, Hottentotten reines Geblüts, glauben an ein Tier, das herumgeht, den Leuten Böses zu thun; jeder Zauberer habe ein solches Tier unter sich. Auch glauben sie, daß die Seele nicht Ruhe findet im Grabe, sondern als Spuk umhergeht. Eine Art Wassernixe, ein Weib mit Alligatorschwanz, die Kaimannsmaid, von den Kaffern Hilihili genannt, fürchten sie entsetzlich; dieselbe soll die Leute in das Wasser ziehen und dann die Krabben senden, um die Ertrunkenen sofort anzufressen. Der Totenkopfschmetterling, große Biene genannt, soll mit seinem Rüssel Menschen töten, ebenso eine kleine Eidechse, Geitje genannt, mit stumpfem Schwanz. Wangemann, Reisejahr, S. 167f.

Zu S. 653, Anm. 1. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 55; wonach auch, wenn jemand stirbt, die klagenden Weiber ihr Vieh mit Messern und Assagaien verwunden.

Zu S. 654, Anm. 1. Nach Wangemann (Gesch. d. Berl. Miss. I, 57) gehört auch Giftmischerei zur Zauberei der Hottentotten.

Zu S. 655. Vgl. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 52. Holub I, 111 ff.

Zu S. 656, Anm. 2. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 57: Das Salben (au) Zeichen der Freude besonders beim Besuch entfernter Freunde; nachdem sie sich geküßt, wird Kopf und Gesicht des Gastes bestrichen aus einem Horn mit dünnem Fett, das mit Bucho (Ocker) aufgemacht ist.

Zu S. 657, Z. 1 ff. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 54: Dem neugeborenen Korabkinde wird ein Stück Fell des zu seinen Ehren geschlachteten Tieres um den Hals gehängt; das soll Reichtum und Glück bringen; die Kinder der Armen, die kein Vieh schlachten können, können nie reich werden. S. 55: Der 18jährige Knabe wird unter die Männer aufgenommen mittels einer Feierlichkeit, bei der Vieh geschlachtet wird, wovon aber nur Männer essen dürfen. Der Hauptakt der Handlung heißt kau (schneiden) und besteht darin, daß der älteste Mann dem Jüngling unter der Herzgrube mit dem Messer mehrere Schmitte beibringt, in welche gestoßene Kohle gestreut wird. Solche Schmitte erhält auch der, der eine Heldenthat gethan z. B. ein Nilpferd erlegt hat. S. 57: Das

gewöhnliche Schlachten von Vieh heißt a; ku üb aber ist das Schlachten zu gewissen feierlichen Handlungen, namentlich zum Zweck der religiösen Reinigung. Dazu werden die Knochen und das Fell des Tieres verbrannt; der Mensch wird in den Rauch gestellt, wodurch die Übertretungen gegen das Gesetz hinweggenommen werden. Diese Handlung wird vornehmlich mit den jungen Männern vorgenommen, wenn sie das Korannagesetz annehmen. Das Schlachten des ku-üb Tieres geschieht auch auf andere Weise als das des gewöhnlichen Schlachtviehs. Es wird in der Nähe des Herzens ein Einschnitt gemacht; der älteste Mann fährt mit der Hand hinein und zerreißt eine gewisse Ader mit dem Finger. Holub I, 115: Bei den Koranna hat sich eine Art Freimaurertum erhalten (jedenfalls nur die Gesellschaft der Mannbaren, soweit diese noch die alten Bräuche üben). Die Mitglieder dieser Gesellschaft erkennen sich an einem äußern Abzeichen, in der Regel drei auf der Brust ausgeführten, ein bis anderthalb Zoll langen vernarbten Schnitten. Ein Mitglied dieses Bundes findet überall, wo es zu seinesgleichen kommt, freundlichste Aufnahme. Eintreten kann jeder, der die Kosten der Einweihungszeremonie zu tragen imstande ist, diese besteht darin, daß man ihm die gegenseitigen Unterstützungspflichten bekannt gemacht und, nachdem er von dem Ältesten die drei Schnitte erhalten, das Gelübde, jenen Pflichten nachzukommen, abnimmt, das er mit dem gewöhnlichen Schwur: „so wahr als ich eine Mutter habe“, bekräftigt. Eine Orgie beschließt diese Zeremonie, wobei einige Stücke Rindvieh, Schafe und Ziegen geschlachtet werden und die Gesellschaft nicht eher scheidet, als bis alles verzehrt ist.

Zu S. 658. Wangemann, Geschichte der Berliner Mission I, 55: Will ein Koranna ein Mädchen freien, so treibt er so viel Vieh, als er vermögend ist, vor ihre Hütte. Will ihn das Mädchen nicht, so jagt sie das Vieh mit ihrem Vorschurz weg; will sie ihn, so läßt sie das Vieh stehen. Dasselbe wird sofort geschlachtet; der ganze Kraal versammelt sich und verzehrt es. Dadurch ist die Ehe geschlossen. Obleich Vielweiberei selten unter den Koranna vorkommt, ist das eheliche Verhältnis sehr lose. Um der geringsten Ursache halben verläßt der Mann sein Weib und hat deren sechs bis acht hintereinander. Die Volksspiele laufen fast nur auf Fressen, Saufen, Tanz und Unzucht hinaus. Beim Rohrspiel versammeln sich die Weiber, in mond heller Nacht, klappen mit den Händen, werfen ihre Schurzfelle in die Luft und fangen sie auf. Beim Wolfspiel läuft ein Mann mit blankem Messer zwischen das Vieh, heult wie ein Wolf und sticht nieder, was ihm in den Weg kommt. Das wird dann gemeinsam gegessen, und schließlich endet alles in Unzucht.

Zu S. 660, Anm. 4. Wangemann (Reisejahr, S. 350 f.) charakterisiert die Koranna: Stolz auf ihre Nationalität, eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, schlaff zur Arbeit, daher nur von Viehzucht lebend, dabei ehrlich, so daß Diebstahl kaum erhört ist, soweit nicht europäische Verführung dazu verleitet hat, unzuverlässig in bezug auf übertragene Arbeit, weniger ehebrecherisch als andere Stämme, aber sehr unzüchtig in der Kleidung, so daß die Weiber fast nackt gehen, dabei gutmütig, gefällig, dienstfertig; das Evangelium nehmen sie nicht allzuschwer an, obgleich sie seine Früchte nicht sonderlich zeigen; ihr Unabhängigkeitssinn treibt sie weiter und weiter von den Wohnungen der Weissen.

Zu 661 ff. In seinem zweiten (S. 667, Anm. 5 genannten) Werk über Madagaskar (deutsch, 1881, Leipzig bei Brockhaus) beruft sich Sibree (S. 72 f.) für Sclaters Hypothese auch auf die Zustimmung von Wallace in dessen jüngstem Werk „Die geographische Verbreitung der Tiere“. Dieser hebt hervor, daß Madagaskar (vgl. Audebert, Beiträge zur Kenntnis Madagaskars [1883] I, 6), die Maskarenen, Seychellen, Amiranten und die Chagos-Gruppe und nahe auch bei Indien die Lakediven und Malediven von Kreiskorallenriffen umgeben sind, woraus sich nach Darwins Untersuchungen über die Korallenriffe ergebe, daß die Inseln noch sinkendes Land; doch weise auch eine Untiefe im Kanal von Mozambique auf einen frühern Zusammenhang Madagaskars mit dem Festland in der Tertiärzeit. Die Annahme eines untergegangenen Kontinents wird doch auch selbst nach Sibree (S. 131; wir citieren immer nur sein zweites Werk) durch die neuen Tiefseemessungen wenigstens nicht in allen erforderlichen Punkten bestätigt. Darwin (Die Struktur und Verbreitung der Korallenriffe, S. 104 f.) giebt einige Thatsachen an, die das wunderbar schnelle Wachstum verschiedener Korallenarten an der Küste von Madagaskar zeigen. Vgl. Sibree, S. 39 f. Jedoch hat sich schon Professor Semper in Würzburg, dann Professor Rein in Marburg in seinem Vertrag über die Barmudas-Inseln und ihre Korallenriffe (Verhandlungen des ersten deutschen Geographentags zu Berlin den 7. u. 8. Juni 1881; Berlin 1882 bei Reimer) gegen Darwins Senkungstheorie erklärt, auf Grund seiner Betrachtungen während eines zweijährigen Aufenthalts auf den Barmudas 1862/63. Das Riff der Barmudas, ein elliptischer Atoll, krönt mit seiner Lagune einen submarinen Pik, der sich beinahe bis zur Höhe des Montblanc vom Meeresboden aus steil erhebt. In sechs Sätzen faßt Rein das Resultat seiner Untersuchungen zusammen. Satz 3: In keiner geologischen Formation giebt es Korallenriffe, die auch nur annähernd die Dicke hätte, wie sie von den Anhängern der Senkungstheorie für junge, submarine Riffe angenommen werden. Satz 4: Es

ist einfacher und natürlicher, die Korallenriffe als Krönungen submariner Berge anzusehen; diese mögen in einfachen Fällen immerhin begrabene Inseln sein; doch ist es wahrscheinlicher, daß die meisten durch vulkanische Thätigkeit oder auf andere Weise emporgestiegen sind und ihre Gipfel endlich durch Aufbau von Tier- und Pflanzenresten bis in die Nähe des Meeresspiegels gelangten, wo dann Riffe bildende Polypen ihre Arbeit begannen. Satz 6: Die bis jetzt an Korallenriffen beobachteten Wachstumserscheinungen lassen sich nicht als geologisches Zeitmaß zur Berechnung der Wachstumsdauer eines Riffs verwerten. Vgl. „Natur“ 1882, S. 256. Es ist dies wichtig auch zur Beurteilung der verschiedenen Flutsagen in der Südsee, die wir S. 1010 erwähnt. Die S. 681 berührte Flutsage auf Madagaskar könnte freilich, wenn sie nicht bloß von den Arabern importiert ist, auch aus dem Auffinden fossiler Muscheln in weiter Entfernung vom Meere und viele Meter über seinem Niveau (Sibree, S. 37) entstanden sein. Grandidier hat übrigens auch die Knochen einer kleinen Hippopotamos-Art in subfossilem Zustand in den Südwest-Provinzen aufgefunden (Sibree, S. 51). Beachtenswert ist auch die Verwandtschaft mehrerer Laubmoose (*Streptopogon*, *Lindingia*) und der Brenthidenkäfer mit solchen in Süd- und Mittelamerika, wie sich schon nach Hooker in der Pflanzenwelt viele Anklänge von den Gebirgen Mexikos auf den Höhen des Kamerun-Gebirges an der Westküste Afrikas und weit über Binnenafrika hinweg wieder im abessinischen Alpenland finden; die Erklärung solcher Verwandtschaften, sagt K. Müller („Natur“ 1883, S. 361), muß doch in ganz anderen Dingen ruhen, als in Landbrücken. Über die Entdeckung Madagaskars durch die Europäer und die ersten Nachrichten über dasselbe seit Marco Polo bis auf die neuesten Forschungen vgl. Sibree, S. 3—23. Im letzten Jahrzehnt versuchten sechs Reisende von verschiedenen Seiten in das Innere einzudringen, nur einer kehrte mit genauer Not zurück; die fünf andern fielen dem Fieber, Mord und Gift zum Opfer, unter ihnen zwei Deutsche; v. Rutenberg wurde ermordet, Dr. Hildebrandt starb 1881 am Fieber. (Audebert, S. 5). Die schon von Hieron. Megiserus (Beschreibung der mechtigen und weitberühmten Insul Madagascar, 1609) behauptete Identität der Insel mit der Menuthis u. a. der Alten (Sibree, S. 2) ist völlig unsicher; die arabischen Geographen des Mittelalters haben sie nach Sibree (S. 3) unter verschiedenen Namen (Serandah, Chebona, Phelon oder Phenbalon, Quambalon, Chambalon, Zaledz, Gezirat al Komr oder Insel des Mondes) erwähnt. Unauslöschliche Spuren von dem Einfluß der Araber haben sich nach Sibree (S. 1) bis heute in den zahlreichen in die malagassische Sprache eingeführten Worten, besonders den Namen der Tage und Monate und den auf Wahrsagerei und Astrologie bezüglichen Ausdrücken, sowie in mannigfachen abergläubischen

Vorstellungen erhalten, die sie der ursprünglichen Religion und dem alten Zauberglauben der Einwohner aufpfropften. Vgl. Rev. L. Dahle im „Antananarivo Annual“ II, 75—91. Nach Sibree (S. 117) enthalten die östlichen Stämme auch ein arabisches Element, das von den alten arabischen Niederlassungen in der Provinz Matitánana an der Südostküste, auf der Insel St. Marie und der ihr gegenüberliegenden nördlicheren Küstenstrecke her stammt. Nach dem Antananarivo-Jahrbuch sollen auch unter den Tanála oder Waldstämmen, die viele Meilen landeinwärts in den dichten Wäldern der Ostseite leben, einige Häuptlinge ihre Abstammung von den arabischen Ansiedlern herleiten. In derselben Zeitschrift III, 115 beschreibt Rev. W. D. Cowan ein großes, einen Elefanten darstellendes Steinbild im Dorf Ambóhisáry an der Ostküste; die Figur ist innen hohl und hat demnach wahrscheinlich (vgl. Nachtrag zu S. 367) zur Aufnahme von Spenden und Opfern gedient. Nach der Tradition hat Ramania, der Vorfahr des im Distrikt von Mananjára wohnhaften Stammes der Zafiramania, den Steinelefanten aus Imáka (Mekka?) mitgebracht. Ramania soll ein Oheim Mohammeds gewesen sein; zahlreiche Einzelheiten seiner Geschichte finden sich in mehreren der von seinen Nachkommen verfaßten arabischen Bücher aufbewahrt, deren einige auf Befehl des französischen Kommandanten Flacourt (um 1650), andere auf Veranlassung Benjowskys (um 1780) übersetzt worden sind. Vgl. Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 286f. (nach Flacourt): „Der Prophet Ramini (créé de dieu à la mer, soit qu'il l'ait fait descendre du ciel et des étoiles, ou qu'il l'ait créé de l'écume de la mer) begab sich, nachdem er, zum Roten Meer verschlagen, in Mekka mit Mohammed zusammengetroffen, nach dem östlichen Land Mangadsini oder Mangaroro (mit Manguelor), wo der von seiner Frau Rafateme geborene Sohn Rahouroud mit seiner Schwester Raminia die Söhne Rahadzi und Racoube oder Racouatsi zeugte. Als Rahadzi von seinen Seezügen zurückkehrte, flüchtete der in seiner Abwesenheit zum König eingesetzte Racoube nach Comoro und von da, durch Rahadzi verfolgt, zum Fluß Harengazavai auf Madagascar (als Mananzari) und nach der Ankunft Rahadzis (der darauf, aus seiner Vermählung im Lande die Zafferamini genannten Weißen zurücklassend, nach Mangororo zurückkehrte), über Hombes bis Azonringhet aufsteigend, wo er sich mit einer Tochter des Landes vermählte.“ Von anderen gleichzeitig mit Ramania eingewanderten Arabern sollen einige Herrscher-Clans (Andrianen) der Ostküste abstammen; zwar konnte Sibree (S. 118) den von Cowan beobachteten Unterschied dieser Geschlechter von der Masse des Volks, ebenso den der Zafi Ibrahim in Ambóhipéno unweit der Mündung des Matitánana, die sich Sibree gegenüber für Juden erklärten, in Hautfarbe, Gesichtsbildung und Dialekt von den anderen Bewohnern der Ostküste nicht gewahren,

bezeichnet jedoch den arabischen Einfluß in dieser Gegend als unverkennbar. Grandidier verschaffte sich 1870 in Ambohipeno Abschriften von arabischen Büchern verschiedenen Inhalts; auch Sibree erhielt hier von dem Sohne eines der ehemaligen Ombiásy (Wahrsager) ein mit vielen arabischen und äquivalenten Malagassyworten beschriebenes Blatt. Auch weiter nördlich, auf der Insel St. Marie und der gegenüberliegenden Küste nennt sich das Volk Zafi Ibrahim (Zafin 'Ibrahima, S. 159). Nach den Traditionen und schriftlichen Dokumenten ist dies arabische Element etwa vor 1200 Jahren eingewandert; von mehreren wird ausdrücklich berichtet, daß sie eingeborene Weiber geheiratet, und daher und aus fortgesetzter Mischung mit Malagassiblut, wie klimatischen Einflüssen erklärt Sibree (S. 119) das Zurücktreten des fremden Einflusses in Gesichtszügen und Hautfarbe des Volkes. Freilich erwähnt er auch, daß die Namen der arabischen Vorfahren jener Adelsgeschlechter von rein malagassischen Wurzeln abgeleitet zu sein scheinen; Rania, Isambo, Imaházo, Imanély, Irambo seien echte Malagassywörter; doch sei es auch möglich, daß ihre ursprünglich arabische Form modifiziert worden, um sie der Sprache der Eingeborenen ähnlicher zu machen. Wir stoßen auch hier wieder auf die Schwierigkeit, die Rassen scharf auseinanderzuhalten; wenn nach unserer Ausführung § 23 die Malayen und Südseeinsulaner den mesopotamisch-afrikanischen Kuschiten und diese wieder den Semiten ursprünglich verwandt sind, hat es viel für sich, Madagaskar ursprünglich von kuschitischen Stämmen aus Arabien bevölkert zu denken (vgl. S. 689, Anm. 2), die in frühen Zeiten Handelsverkehr mit den nach Südindien gezogenen verwandten Stämmen unterhielten und ebenso von diesen her wieder Zuzug erhielten, wie von Arabien her, dessen kuschitisches Element ja freilich früh von dem semitischen zurückgedrängt oder absorbiert wurde. Sibree widmet ein ganzes Kapitel (16) madagassischen Gebräuchen, die biblischen entsprechen. Freilich Rev. Dahle (Antananarivo-Annual II, 82; Sibree, S. 134) datiert den Einfluß der Araber auf Madagaskar erst nach 900, wo sie die astronomischen Werke der Griechen kennen lernten; doch ist die arabische Astrologie uralte, wurzelt in Gestirnkult. Nach Cousins (bei Sibree, S. 134) fehlen grade mohammedanische Traditionen in Madagaskar. Über madagassische Astrologie und Zeitrechnung haben wir S. 722 gesprochen. Dahle (Antananarivo Annual II [1876], p. 75—91) weist nach, daß die Malagassywörter für die Wochentage mit den arabischen beinahe identisch d. h. für die ersten fünf Tage die Ordnungszahlen sind, während zóma, Freitag = arabisch dschuma „Versammlungstag“, der heilige Tag der Mohammedaner, asabótsy = Sabbat. Die malagassischen Monatsnamen hat Dahle mit den arabischen Namen zwar

nicht für die Monate, aber für die Sternbilder des Tierkreises identifiziert, ebenso viele Namen einzelner Tage bei dem in einigen Landesteilen üblichen Gebrauch, die Tage der (synodischen) Monate nicht in Abteilungen von je sieben zu zählen, sondern ihnen vom ersten bis zum 28. verschiedene Namen zu geben. Auch malagassische Bezeichnungen für Wahrsagung (sikidy), Zauberei (mosávy), Fatum (vintana), die mit Astrologie zusammenhängen, sind arabischen Ursprungs (vgl. Sibree, S. 347, Nachtrag zu S. 722), ebenso einige Begrüßungsformeln (salam, arabába Sibree, S. 174. 177), viele auf Kleidung u. s. w. bezüglichen Ausdrücke, die Wörter für Handel, Geld, Schriften und noch etwa 60 andere, wichtige sprachliche Dokumente über den Einfluß der Araber auf die Kulturentwicklung der Madagassen (Sibree, S. 171). Nach Sibree (S. 313) sind die aus dem Arabischen stammenden Monatsnamen zwar bei den Hova, dagegen an der Küste aus einheimischen Wörtern zusammengesetzte gebräuchlich. Jedenfalls gehören auch die madagassischen Juden wie die der Loangküste, die abessinischen Falascha, die schwarzen Juden Indiens und die krimischen Karaiten zu den Pseudojuden R. Andrees (Hartmann, Abessynien, S. 42). Hartmanns angekündigtes Werk über Madagaskar ist leider noch nicht erschienen; doch bietet im zweiten Teil das weitere Eingehen auf den Ursprung der Malayen und Polynesier Gelegenheit, auf dasselbe noch Bezug zu nehmen, ebenso wie auf das noch in Druck befindliche zweite Heft von Audebert, Beiträge zur Kenntnis Madagaskars, das die wilden Stämme der Insel behandelt. Audebert scheint das malayische Element auf Madagaskar fast ganz auf die erst sehr spät eingedrungenen Hova zurückzuführen. Er sagt (I, 25): „Noch 1624 war das Volk der Hova dort ganz unbekannt; es findet sich nicht die mindeste Spur einer mündlichen Überlieferung, die auf ein Dasein derselben zu schließen erlaubt, wogegen die damals dort vorhandenen Stämme auch jetzt noch bestehen und bis auf den heutigen Tag fast ganz unverändert geblieben sind. Man ist im ersten Eifer bei der Entdeckung einer Annäherung der Fauna Madagaskars an die indische zu weit gegangen; zeigt doch die Insel auch echt afrikanische Arten (z. B. Numida). Die schon mehrere Jahrhunderte zurückreichende geschichtliche Tradition der Malgaschen erwähnt wohl der Araber und afrikanischen Neger, jedoch nirgends der Malayen. Auch die Behauptung, die Sprache Madagaskars sei malaiischen Ursprungs, ist nicht stichhaltig. Diejenigen Einwohner der Insel, die mit den Hova nicht in Berührung kommen, sprechen eine ganz andere Sprache; wir finden darin auch mitunter arabische und afrikanische Ausdrücke, wie denn auch in ganz Süd-Madagaskar die arabischen Schriftzeichen die gebräuchlichsten sind. Nur da, wo die Hova herrschen und wo sich deren Sprache mit der der übrigen Einwohner vermischt hat,

wurde aus dieser Paarung ein Dialekt geboren, der allerdings Anklänge an die malaische Sprache hat.“ Audebert war sieben Jahre in Madagaskar; er bereiste es im Dienste des Königlich Niederländischen Reichsmuseums und zwar die Ostküste und das Innere der Insel bis zur Wasserscheide (S. 5). Schon Crawford in seiner Dissertation über die Verwandtschaft der malayischen Sprachen bekämpfte die malayische Verwandtschaft der Madagassen, die vielmehr Neger, freilich von besonderer Beschaffenheit wären, und reduzierte die sprachlichen Ähnlichkeiten mit dem Malayischen auf die Einwanderung etlicher durch einen Orkan vorzeiten aus dem malayischen Archipel verschlagener Piraten, hat jedoch, wie auch Rev. Cousins nachgewiesen, den Zusammenhang zwischen den beiden Sprachen unterschätzt (Sibree, S. 113); Cousins (*The Malagassy Language*, in „*Transactions of the Philological Society*“ 1878) sieht die Malagassy-Sprache, die sich durch Reichtum an Derivaten, Zahl-, Fürwörtern, Ortsadverbien und häufigen Gebrauch des Suffixpronomens auszeichnet (vgl. Sibree, S. 164) als Repräsentantin einer ziemlich frühen Stufe der allgemeinen, jetzt so weit über den Indischen und Stillen Ozean verbreiteten Sprache an, die in keinem Fall von der heutigen sogen. malayischen Sprache abzuleiten ist (Sibree, S. 134 f. 162). Schon Fred. de Houtman (*Spraak ende woord boek in de Maleische en de Madagaskarsche talen*, 1603) und Goth. Arthusius (*Colloquia latino-maleyica et madagascarica*, 1613) haben die Verwandtschaft des Malagassy und Malayischen erkannt, die seitdem von Reland, Marsden, W. v. Humboldt, Freeman, Latham, van der Tunk (*Outlines of a grammar of the Malagasy language*) und Marre de Marin bestätigt ist, während das Malagassy nur in sehr wenigen Punkten nach Sibree (S. 161) einen Konnex mit den Sprachen des afrikanischen Kontinents aufweist. Auch die Wörterliste Drurys, der 1702—1717 auf der Insel war, ist nach Sibree (S. 16) meist identisch mit dem Hova-Dialekt, ebenso die Mehrzahl der von Megiser (*Dictionarium der Madagascarischen Sprach*, 1609) angeführten Worte leicht erkennbar. Sibree (S. 125 f.) erkennt zwar an, daß das Malagassyvolk sprachlich in zwei sehr deutlich unterschiedene Gruppen zerfällt, deren eine von den Hova oder den nördlichen Zentralstämmen gebildet wird, während die andere den übrigen Teil des Volks, d. h. die Bewohner der Ost- und Westküsten und der nördlichen und südlichen Zentralprovinzen umfaßt. Ist auch keiner der andern Dialekte so genau wie der der Hova bekannt (am meisten noch der Sakalava- und Betsimisaraka-Dialekt, S. 165), so sind doch alle untereinander näher verwandt als mit dem Hova-Dialekt; die meisten von ihnen, wenn nicht alle, besitzen einen nasaleren Ton des *n*, einen breiteren und offeneren Ton in einigen Vokalen und stoßen viele der Endlaute dreisilbiger Wurzeln (ka, tra, na) ab, während manche Worte, die in

den Zentralprovinzen schon obsolet sind oder nur in ganz besonderem Sinne angewendet werden, unter den äusseren Stämmen noch allgemein gebräuchlich sind. Hieraus wie aus der Tradition des Volks schliesst auch Sibree, dass die Hova und vielleicht auch einige der hellfarbigen östlichen Stämme als späteste Einwanderer ins Land gekommen. (Die Dialekte an den Küsten haben durch ihren Vokalreichtum noch grössere Ähnlichkeit mit den polynesischen Sprachen als der rauhere, kräftigere Hova-Dialekt, S. 165). Dagegen hält er doch an der Spracheinheit in den wesentlichen Bestandteilen der Dialekte fest, die, wenn nicht auf einen gemeinsamen Ursprung, doch wenigstens auf eine nicht durchaus verschiedene Abstammung, auf eine gemeinsame Region hinweise, aus der sie alle, vielleicht in weit auseinander liegenden Zeiträumen gekommen. Er leugnet aufs entschiedenste, dass sich bei den Eingeborenen Madagaskars irgendwelche deutliche Spuren auch nur von zwei von Grund aus verschiedenen Sprachen vorfinden. Er schreibt es nur der verschiedenen Aussprache sowie dem Gebrauch von veralteten oder in anderer Bedeutung gebrauchten Wörtern und ähnlichen kleinen Abweichungen zu, wenn die Dialekte einiger Stämme den Eingeborenen und Europäern aus einem entfernten Teil des Landes zuerst fremd und unverständlich erschienen. Er erinnert auch an die Umänderung der Sprache durch den Gebrauch, alle Worte oder Silben, die in den Namen der Stammeshäuptlinge vorkommen, als Fady (Tabu) zu vermeiden (S. 129. 167). Für die Dialekte der Westküste giebt er (S. 127) einige afrikanische Beimischungen zu, auch dass die wenigen mit ng und nj anlautenden Wurzeln vielleicht einem von der grossen Sprachmasse ganz verschiedenen Stamme angehören, findet dies aber nur natürlich bei der grossen Nähe Afrikas und dem beständigen Verkehr seit undenklicher Zeit. Insbesondere leitet er aber (S. 121) das afrikanische Element von den zahllosen Sklaven her, die seit undenklichen Zeiten schon auf den Sklaven-Dhows der Araber vom Festland nach der Insel gebracht worden, auch auf die Sprache der westlichen Stämme eingewirkt und wohl auch ihrer Hautfarbe den dunkleren Ton gegeben hätten. Staniland Wake nahm freilich in seiner vor der anthropologischen Gesellschaft in London 14. Dezember 1869 gelesenen Abhandlung über die Rasselemente der Madagassen einen viel engeren Zusammenhang zwischen den Völkern Madagaskars und denen Süd- und Ostafrikas an mit Berufung auf eine Reihe von Ähnlichkeiten in Körperbau, Haar, Schädelform, Hirtenleben, politischen Einrichtungen, religiösen Begriffen und abergläubischen Vorstellungen. Selbst Sibree (S. 114) hält einige seiner Beweise für schwerwiegend und beachtenswert, bezweifelt aber die Echtheit des Hova- und des Betsimisaraka-Schädels, auf die sich jener beruft, und hält sie für Sklavenschädel, da es äusserst schwer sei, den eines

Freien zu erlangen und die Verletzung eines Grabes für das hassenswerteste Verbrechen gelte; ferner spreche gegen Wake, daß die Malagassy zur Kleidung nicht, wie in Südafrika, Tierfelle, sondern Stoffe aus gewebten und weichgeklopften Pflanzenfasern verwenden (dies findet sich allerdings auch in Ostafrika), der malayische Federblasebalg, das Eisenschmelzen, die Blutsverbrüderung (dies beides ist aber auch afrikanisch). Was Wake für die Verwandtschaft der südafrikanischen und madagassischen Sprachen anführt, sei dunkel und zweifelhaft; er nehme seine Beispiele nur aus Dumont d'Urville's Vokabular, nicht aus den vollständigeren und korrekteren englischen und französischen Wörterbüchern des Hova-Dialekts und des Abbé Dalmont *Vocabulaire Sakalava et Betsimisara*; andere angeblich mit Kafir- und Nama- verwandte Malagassyworte finden sich auch in einer oder der andern der malayisch-polynesischen Sprachen (S. 115). Es fragt sich aber doch, ob nicht das alte Malagasi den urkuschitischen Sprachen näher stand und ein Mittelglied zwischen den afrikanischen und malayisch-polynesischen bildete, wie denn die Abhandlung der Londoner „*Anthropological Review*“ 1869 über die ethnographische Stellung der Madagassen deren helle Stämme, Malayen, Anamiten, Hottentotten, Buschmänner den Papua und Kaffern gegenüberstellt und zu einer Rasse verschmilzt, ja die alten Ägypter mit heranzieht. „*Globus*“ XVII, 206 wird dies zwar getadelt, dagegen anerkannt, daß in Körperbau und Farbe manche madagassische Stämme in hohem Grade den Kaffern gleichen; ferner seien die Namen der Haustiere diesseits und jenseits des Mozambique-Kanals dieselben (vgl. Sibree, S. 173); ebenso die Verehrung verstorbener Häuptlinge, der Krokodile und grüner Eidechsen, die häufigen religiösen Reinigungen durch Wasser und Feuer, die Beschwörung, das Loswerfen und andere Orakel, auch die eigentümliche Stellung der Schmiede, die eine Kaste bilden, in welche der Eintritt nur nach mancherlei Zeremonieen gestattet wird, und die von Steuern frei sind. Schon Lesson fand für die Bewohner von Südmadagaskar die Ähnlichkeit mit den Papua als charakteristisch geltend und vermutet in Madagaskar deren Heimat. Wake, der übrigens für die Hova besonders ihre Übereinstimmung mit den Siamesen hervorhebt, nimmt auch Madagaskar als Ausgangspunkt vieler afrikanischen Stämme und sogar (wenn nicht ein weiter nach Osten gelegenes, heute versunkenes Land) als Stätte der ersten menschlichen Zivilisation, wogegen ich die Insel nur als eine Station uralter kuschitischer oder allgemeiner hamitischer Wanderungen nach Afrika sowohl wie nach Südindien u. s. w. ansehen möchte. Noch bemerke ich, daß die Köpfe der bei Beerdigung eines Häuptlings geschlachteten Ochsen ebenso bei den Ovaherero wie auf Madagaskar an einen Baum oder Pfahl über dem Grabe angebracht werden („*Das Neue Blatt*“ 1884, S. 159 f. mit Bild).

Lieutenant Oliver bezeichnete in der anthropologischen Gesellschaft zu London (März 1868) die hellen Hova; die hellbraunen Betanimena und Betsimisarakana, wie die braunen Betsileo als malayischen Ursprungs, die dunkelbraunen Antsihanaka und Bezanozano, die schwarzen südlichen Stämme und Sakalava als aborigin (Sibree, S. 156). Nach Sibree (S. 121) ist unter den madagassischen Stämmen fast jede Hautschattierung von der hellen Olivenfarbe des Südeuropäers durch alle Abstufungen von braun bis zu einem beinahe schwarzen Tone vertreten; die heller gefärbten Individuen haben gewöhnlich langes, schwarzes und glattes Haar, die dunkleren Stämme in der Regel kürzeres und krauseres, das gleichwohl, wenn auch mit Hilfe falschen Haares, in lange dünne Zöpfe geflochten wird (20 Wörter für verschiedene Haartrachten, S. 164; vgl. S. 235 ff.); doch komme das wollige oder büschelförmige Negerhaar nur äußerst selten, wenn überhaupt jemals, vor, ebenso wenig eine entschiedene Negerphysiognomie, obwohl manche Individuen mit breiten, etwas prognathen Nasenlöchern und dicken Lippen etwas an den afrikanischen Typus erinnern, während andere die vortretenden Backenknochen der malayischen Gesichtsbildung haben, viele sich der europäischen Kopfbildung nähern. Die Betsileo und Bara (südliche Mitte), sowie die östlichen Tanála stellt Sibree (S. 122) der Farbe nach in die Mitte zwischen den im ganzen hellsten (namentlich Hova) und den dunkelsten Stämmen (namentlich Sakalava). Doch bestreitet Sibree (S. 125) die Behauptung, daß die hellern und dunklern Stämme deutlich gesonderte Gruppen bilden, da vielmehr die einzelnen Typen so stufenweise und allmählich in einander übergehen, daß es nicht möglich sei, sie durch Stammes- oder geographische Unterschiede genau von einander zu sondern. So gebe es auch dunkel-schwärzliche Hova (S. 122), und die wegen ihrer dunkeln Hautfarbe zu den Sakalava gezählten Sihanaka (Seevolk, vom Alaótra-See) seien nach ihrem Dialekt und Gebräuchen eine Abteilung der helleren Betsimisarakana oder Bezanozano (S. 125. 143). Auch in geistiger Begabung ständen die verschiedensten Stämme, selbst die Tanala, einander gleich (S. 124). Doch hält auch Sibree (S. 127) die Erklärung der Abstufungen aus den verschiedenartigen klimatischen Verhältnissen der Hoch- und Tiefländer nicht für ausreichend, sondern nimmt auf Madagaskar zwei Rassen an, die den Poly- und Melanesiern der Südsee verwandt seien; auch den gemischten Charakter der Wörter des Malagassy-Vokabulars führt er (S. 128) für diese Annahme einer gemischten Abstammung an. Für die Seetüchtigkeit der Küstenstämme beruft er sich (S. 130) auf die bis 1816 von der Nordwestküste ausgeführten Piratenfahrten nach den Komoro-Inseln, fand auch selbst an der Südostküste sinnreich konstruierte Kanoe in Gebrauch, die durch die starke Brandung nach den fremden Schiffen

hinüberfahren. Die Kanoe der Sakalava und Antakarana an der Nordwestküste sind meist mit einem Ausleger versehen und nach Sibree (S. 199) vielleicht aus Indien eingeführt; sie erinnern an die papuanischen, sind aber von denen der Hova verschieden. Der Sage nach soll ein früherer Hovakönig Andriamanélo den Gebrauch von Kanoe eingeführt haben (S. 197). Von den mündlichen Ueberlieferungen der Küstenstämme ist uns bis jetzt nur wenig bekannt; dagegen sind nach der Tradition der Hova ihre Vorfahren von der Ostküste gekommen; in der Liste der Hova-Häuptlinge und Könige in dem 1873 in der Hauptstadt erschienenen einheimischen Geschichtswerk ist Ranavalona II. der 36. Souverän; doch sei der zuerst genannte nicht der erste gewesen, vielmehr die Anfänge der ersten Herrscher noch in Dunkel gehüllt, da die Berichte über sie noch mit vielen Märchen gemischt seien; dann folgt eine Erzählung über die Abstammung einiger dieser Häuptlinge von einem Sohne Andriamanitras (Gottes), den der Vater auf die Erde geworfen, damit er daselbst mit den Vazimba (Urbewohnern) spiele (S. 133). Als die Hova noch den umliegenden Stämmen tributpflichtig waren, wurden sie von diesen amboa-lambo (Hundschwein) genannt und als unrein verachtet, so daß sie nicht die Hütte eines Nachbardorfes, wenn sie des Handels wegen in dasselbe kamen, betreten durften, und, wenn sie zufällig ein Gerät oder Kleid daselbst berührten, dasselbe ängstlich gereinigt und abgewaschen wurde. Jedoch erklärt dies auch Audebert (I, 24) daraus, daß die Hova in ihrem rauheren Klima und wasserärmeren Bergen die von den anderen Malgaschen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verrichteten Waschungen unterließen, da im übrigen keine allzugroße Verschiedenheit der Sitten herrschte. Nach demselben (S. 38) erstreckt sich die gegenwärtige Herrschaft der Hova nur auf die Hälfte der Insel; von den ihnen ganz unterworfenen Stämmen nennt er als die bedeutendsten die Antakaren, Ant-Sianaka, Betsimisaraken, Betanimenen, Betsiléó, Antaimor, als unvollständig unterworfen die Sakalaven des Nordens, die Antambahoken, die Antefassen, die Anteisaken, die Antanala. Auch nach Sibree (S. 137) ist ein Drittel der Insel im westlichen und südlichen Teile noch unabhängig und in vielen anderen entlegenen Gegenden die Autorität der Hova noch sehr fraglich. Er giebt zum Schluß des 6. Kapitels (S. 159) folgende Aufzählung aller Stämme Madagaskars, von Norden nach Süden gehend: Zu den westlichen Stämmen, die den Gesamtamen Sakaláva führen, gehören: die An-Tankárana (d. h. Felsenbewohner [S. 28. 189], nördlichst), Tándrona, Behisotra, Tsimihéty, Tibóina, Tsimilánja, Timiráha, Behósy, Timahílaka oder Kalio, Vazimba, Tiména, Antanáandro, Tifiherénana (mit den Zafimanély) oder Andraivóla, Vezo oder Masikóra, Tanósy, Mahafály (von der Südost- nach der Südwestküste eingewandert), Kárambóla. Die zentralen Stämme

sind: die nördlichen Tankay, Sihánaka, Mainty (in Manisotra, Manéndy, Tsiérandahy geteilt), Hova (Abteilungen: Vonizóngo, Imámo, Marovátana, Tsimáhafótsy, Mandiaváto, Tsimiamboholáhy, Voromahéry; vgl. über die poetische Bedeutung dieser Stammesnamen Sibree, S. 189) mit den Vákinankáratra, daneben die östlichen Tankay (von hay, Lichtung) oder Bezanozáno (von zanozano, kleine Bäume, Strauchwerk. S. 142) mit den Taisáha, südlich von ihnen die Tanála (Waldstämme: Ménabé, Zafimaníry, Itongoarivoláva, Itsitiaróá, Vohitrósa, Tsimanambóndro, Sotroházo, Taivóndro, Tatsímo, Safina, Tsimanómpo, Marohála, Zafintsíra, Taivónona, Taisónjo), daneben westlich im Süden von den Hova die Betsiléó (d. h. die vielen Unbesiegten [S. 189]) zerfallend in Manandriána, Isándra, Ilalangina, Jarindráno, diese Hauptstämme wieder in zahlreiche Unterabteilungen, S. 139), davon südlich die erst seit 1873, besonders 1876 durch Rev. Richardson (Lights and shadows or chequered experiences among some of the heathen tribes of Madagascar, Sibree, S. 140) bekannter gewordenen Bára (viele Unterabteilungen, oft nach dem Namen ihrer Häuptlinge benannt), noch südlicher die Tsiénimbalála (noch ganz unbekannt), Kimos (ausgestorben?) und auf der Südspitze die Tandróy. Die östlichen Stämme sind: nördliche Sakaláva, dann die den Hova ähnlichen hellen, straffhaarigen Betsimisáraka (d. h. die vielen Ungetrennten, S. 189) mit den Zafin 'Ibrahima (auf St. Marie) und etwas landeinwärts die Betaniména, die Antáiva (Antéva), Vorímo, Tambahóaka, östlich von den Tanala die dunkleren kraushaarigen Taimóro (geteilt in Antaraáy, Tapásana, Zafin 'Ibrahima oder Antaráva, Tatsímatra), südlich davon die wieder helleren Taifasy (umfassend Zafisóro, Zazaláva und Mahazoarívo, Kolonie der Sakalava) weiter südlich die wieder dunkeln Taisáka (geteilt in Zanafániliána, Taizáto, Toniláza, Zaramanómpo, Ranováó, Zazaména, Lohavóhitra, Zázavao, Masiánaka) und Tanósy im äußersten Südosten (S. 145 f. 159). Noch vor Besiegung durch die Hova wurden die sehr despotisch regierenden Betsileo-Könige die Hova genannt (S. 139), was für Stammesverwandtschaft mit jenen spricht. Mit den Betsileo und östlichen Küstenstämmen für verwandt hält Sibree (S. 140 f.) die Tanála (von ala, Wald), deren nördlichster Teil unter der alten Häuptlingin Jóvana die Oberherrschaft der Hova anerkennt. Die westlichen Stämme führen nach Sibree (S. 146) den gemeinsamen Namen Sakaláva von einem kleinen Stamme, der ursprünglich aus dem Südwesten gekommen war und sich nach dem Flüßchen Sakaláva benannt hatte, an dessen Ufern er wohnte; dieser kriegerische, von fähigen, starken Häuptlingen angeführte Stamm fiel vor mehr als 200 Jahren in die benachbarten Gebiete ein und nahm durch eine Reihe von Eroberungen allmählich die verschiedenen Stämme des ganzen Westteils der Insel in sich auf; zuerst wurde das Königreich

Ménabé (d. i. des Südens), sehr bald darauf das Königreich Ibóina (d. i. des Nordens) und zwar beide durch Mitglieder desselben Häuptlingsgeschlechts gegründet. Erst als sich der Hovakönig Radáma I. nach schweren Kämpfen mit den Sakalava mit der Tochter des Königs von Menabe vermählt, erkannte dieser die Oberherrschaft der Hova an; 1824 befand sich der größte Teil des Westens in Radamas Gewalt, während unter seinem Nachfolger die Königin von Iboina, Schutz bei Frankreich suchend, einen Teil ihres Gebiets an dasselbe abtrat. Die Stämme im Südwesten sind auch nach Sibree (S. 148) von den Hova noch völlig unabhängig. Sibree (S. 149) erkennt schliesslich auch Ureinwohner vor der malayischen Einwanderung an, zunächst die Vazimba (Vinzimber), von deren über die Hügel Imerinas zerstreuten Gräbern er nur bedauert, daß der Aberglaube des Volks nicht gestattet, sie aufzugraben und zu untersuchen, da sich dadurch gewiß Bestimmteres über die Vazimba ergeben würde; auch wünscht er (S. 150), daß ein sachverständiger Reisender den Überrest des Vazimbavolkes besuche, der noch heute (vgl. Guillaín, Documents sur la partie occidentale de Madagascar, p. 118) an der Westküste zwischen den Flüssen Manambólo und Tsiribihina existieren soll. Die Namen von sechs Vazimbakönigen sind uns erhalten (leider teilt sie Sibree nicht mit trotz ihrer Wichtigkeit für die Sprachvergleichung), deren letzter durch den Hovakönig Andriamanélo aus Imerina nach Westen vertrieben worden sein soll. Die Eingeborenen erzählen, daß der 40 Meilen westlich von der Hauptstadt gelegene See Itásy dem Vazimba-Häuptling Rapéto (wir haben über ihn oder einen gleichnamigen Gott Mythen S. 713, Anm. 1 mitgeteilt; Ra ist vielleicht nur Präfix, vgl. Sibree, S. 184. 188) seine Entstehung verdanke, der einen Fluß der Umgegend abgedämmt und so die Reisfelder eines feindlichen Häuptlings überschwemmt habe. Aus den Berichten über die kleine Statur der Vazimba, ihre etwas schmalen länglichen Köpfe (nach Chamisso künstlich verbildet), ihre Unkenntnis eiserner Waffen schließt auch Sibree (vgl. S. 241) auf ein Volk von anderer Abstammung. Er berichtet (S. 346f.) noch Folgendes über die Verehrung der Vazimbageister in der Zentralprovinz: Um Gutes von ihnen zu erlangen oder ihren Zorn abzuwenden, opferte man an ihren Gräbern Ochsen, Schafe und Hühner und bestrich die Steine mit Fett. Man glaubte, daß das Betreten ihrer Gräber sie ganz besonders beleidige und von ihnen mit Krankheit oder Erblindung bestraft werde. Man unterschied die freundlichen und die bösen Vazimba. Einige von ihnen sollten im Wasser, besonders im Itasy-See leben, wo sie sich täglich, mit rotem Lamba bekleidet (Sibree denkt an Flamingo), auf dem Felsen in der Mitte zu baden pflegten, aber verschwanden, sobald ein Mensch zu nahe kam. Andere Vazimba sollen sich am Ufer des Meeres zeigen (Sibree denkt an Seehunde), während sich

andere auf dem Lande aufhielten, aber seit Verbrennung der Idole auch in das westliche Meer gegangen sein sollen. Man glaubte, daß sie den Menschen, die ihre Hilfe anflehten, im Traum erschienen und ihnen Warnungen und Rat erteilten. Eine solche Erscheinung nannte man *tsindry* (gepreßt) — *mandry* (ruhend). Ein berühmter *Vazimba*, *Ranóro*, hatte ebenso wie die Hauptidole (vgl. unten S. 710ff. mit Nachtrag) seine *fady*, ihm antipathischen oder tabuierten Dinge, so das Salz, das nicht an den Rand des Sees, in dem er wohnte, gebracht werden durfte und, wenn es in der Nähe vorbeigetragen wurde, nicht wie gewöhnlich *sira*, sondern *faráo* genannt werden mußte, da es sich sonst auflöse und vergehe; die Leute aber, die der *Vazimba* begeisterte, mußten es *sakay mámy* (süßser Pfeffer) nennen; sonst wurden sie von dem erzürnten Geist heftig geschüttelt. Auch Zwiebeln, Schaltiere und Fleisch von Begräbnisochsen beleidigten ihn. Ein von *Ranoro* inspiriertes Sklavenmädchen wurde, als sie ihn beleidigt, blind, aber wieder sehend durch eine Waschung, die aus der blauen *Nifnakángablume*, aus *Sassafras* (*havozo*) und gewissen Teilen des *Fanazávabaumes* gemacht wurde; dann nahm *Ranoro* sie mit sich in den Fluß *Ikiópa*, wo sie drei Tage unter dem Wasser verweilte. Nach *Shaw* (*Antananarivo-Annual* IV, 5; *Sibree*, S. 150f.) sind auch in den Südprouvinzen *Vazimbagräber* bekannt, die jedoch nicht, wie in *Imerina*, aus zu Haufen aufgeschichteten, sondern vielmehr aus in großen Kreisen am Boden geordneten Steinen bestehen, inmitten deren noch heute Opfer behufs Abwendung von Krankheiten dargebracht werden; ein zufälliges Betreten dieser Grabkreise soll unfehlbar Krankheit nach sich ziehen, die nur durch ein an der entweihten Stätte dargebrachtes Opfer vertrieben werden kann. Über die zwerghaften wie die *San Südafrikas* hellfarbigen, wollhaarigen, tapferen und in Gebrauch von Pfeil und Bogen ebenso wie in gewissen technischen Fertigkeiten geschickten, zum Teil ein Hirtenleben führenden *Kimos* citiert *Sibree* (S. 151) die eingehenden Berichte des Botanikers *Commerson* und des *Comte de Modave*, der eine Frau dieses Stammes mit den ihnen eigenen auffallend flachen Brüsten in seinem Besitz hatte; er war 1768—1770 Gouverneur von *Fort Dauphin*, wovon etwa 290 Kilometer südlich auf dem 22. Breitengrad jener Stamm wohnte, also in dem noch jetzt unerforschten Teil der Insel, der südöstlich an das Land der *Bara* grenzt. Das von uns S. 667, Anm. 5 über die *Behosy* Bemerkte hat *Cousins* im „*Antananarivo-Annual*“ 1875, p. 76. 106 mitgeteilt; *Sibree* (S. 152) wünscht freilich noch eingehendere Berichte über sie; er vergleicht sie in einigen ihrer Gewohnheiten mit den „*Affen-Menschen*“ der *Durgastraße* auf *Neuguinea*. Vgl. *Chamisso*, Werke II, 398 f.

Zu S. 670, Z. 5 von unten. Die Araber dachten sich abgeschiedene Seelen in Nachteulen verwandelt. *Pococke*, Specimen

hist. Arabum, p. 134. Vurundul könnte identisch scheinen mit dem Todesgott Gurundal in den sinaitischen Inschriften. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft III, 170. Doch heißen die Eulen auf Madagaskar Vorondólo d. h. Geistervogel als Verkörperung böser abgeschiedener Geister. Sibree, S. 307.

Zu S. 671, Anm. 1. Nach Sibree (S. 6) ist der Name Madagaskar nicht einheimisch, höchstens die Form Madekassa bei Copland u. a., da das Malagassy nur vokalisch auslautet; doch denkt er an einen afrikanischen Ursprung des Namens mittels des südafrikanischen Präfixes ma, wie schon Megiser 1609 den Namen als Korruption von Magadoxo auf dem afrikanischen Festland erklärte, dessen König die Insel einmal überfallen habe (S. 2). Die Malagassen selbst nennen ihre Insel Izao rehétra izao „dieses Alles“ oder Izao tontólo izao „dieses Ganze“, nach Sibree (S. 6) in der Voraussetzung, daß ihr Land der wichtigste Teil der Welt sei; Radama I. heißt in der Inschrift auf seinem großen silbernen Sarg Tompon' (Herr) ny anivon' ny riaka (des [Landes] inmitten der bewegten Gewässer).

Zu S. 678. Andrian impoin imerina d. h. der Fürst in dem Herzen von Imerina. Sibree, S. 184. Antananarivo (1000 Städte) schildert Audebert I, 39f. Es hat nach Sibree (S. 158) über 100000 Einwohner. Über die Geschichte der Hova und ihrer Herrscher vgl. auch Audebert I, 24—33.

Zu S. 679, Z. 18. Das Christentum heißt allgemein fivaváhana d. h. „das Beten“. Sibree, S. 180.

Zu S. 680, Anm. 5. Das Volk wird ambáni-lanitra „das unter dem Himmel“ genannt, die königliche Familie ny ambáni ándro „das unter dem Tage“. Sibree, S. 175. Vgl. im Nachtrag zu S. 757 eine Anrufung der vier Ecken der Erde.

Zu S. 684. Beim Niesen eines Kindes sagt man: Hotahín' Andriamánitra hianao „Gott segne dich“. Sibree, S. 320. In einem Rary (Bittgesang), den die Weiber bei Kriegszeiten in der heiligen Nordostecke des Hauses anstimmen, heißt es: „Beschütze sie doch, o Gott“; das Rary wird auch bei Hagel, Blitzschlag, Wolkenbruch gesungen. Ebd., S. 321.

Zu S. 686 ff. Man sagte von den Toten, daß sie lásan-kórivotra d. h. in die Luft gegangen, nódy mándry d. h. zum Schlaf heimgegangen, lásan-ko Andriamanitra, Gott geworden. In einer dem König Andrianimpoinimerina zugeschriebenen Rede sagt derselbe zu seiner Familie und Freunden, daß er von Gott geholt werde und in den Himmel heimgehe. Der Glaube an Geister ist über die ganze Insel verbreitet. Man hat verschiedene Ausdrücke für diese Schatten z. B. matóatóa, ambiróa (in verschiedenen Variationen) und lólo (auch

= Schmetterling, wie ψυχί). Bei den Tanala heißen die Geister der Lebenden *ambiroa* oder *ameróy*. Bei den Betsileo, Tanala und andern Südstämmen bedeutet *kinóly* ein furchtbares Wesen, eine Art lebendigen Skeletts; ferner heißt ein Geist bei diesen Stämmen *fahasívín ny máty* „der neunte der Toten“, oft auch nur *fahasívy* „der neunte“. (Vgl. Nachtrag zu S. 722). Diese *fahasívy* sollen in Träumen erscheinen und werden durch Opfer von Ochsen versöhnt. Nach dem hohen waldbedeckten Berg *Ambóndrombé*, dessen Gipfel oft durch Wolken verhüllt ist, am Ostrand des Hochlands zwischen dem Betsileo-Gebiet und dem tiefer gelegenen Tanala-Distrikt gehen die Geister der Toten; das Volk der Umgegend wagt sich nicht, ihm zu nähern und erzählt wundersame Märchen von Kanonendonner und Salutschüssen, die in *Ambondrombe* erschallen, sobald ein Geist aus königlicher Familie dorthin komme. Shaw hat den Gipfel erstiegen und hält (*Antananarivo-Annual* II, 57) den Ostwind, der sich mit furchtbarer Gewalt hier bricht und durch die drei tiefen Längsthäler, die nur eine schmale Mündung haben, hindurchfährt, für den großen Geistererwecker. *Sibree*, S. 351 ff. Nach *Richardson* (*Ant. Ann.* III, 84; *Sibree*, S. 323) erwartet man Regenwetter, wenn jemand auf einer Reise stirbt und in der Ebene, wo er gestorben, begraben wird (ebenso, wenn jemand mit einem Kochtopf Wasser aus einem Teich oder Fluß schöpft). Die *Malagassy* haben eine Scheu vor jeder Erwähnung eines Verstorbenen; sie vermeiden es, wenn irgendmöglich, seinen Namen zu nennen und geben statt desselben gern eine schmeichelhafte Umschreibung. *Sibree*, S. 186. In einigen Gegenden ist freilich auch das Aussprechen des eigenen Namens *fady* (= *tabu*); man läßt, nach ihm gefragt, einen Diener antworten; so fand es *Grainge* (*Antananarivo-Annual* I, 24; *Sibree*, S. 324) in einem *Sakalava*-Distrikt. Es soll das vielleicht nur Vornehmheit anzeigen; immerhin vertritt nach *Sibree* (S. 187) der Name wirklich die Stelle der Person, die er bezeichnet, und wird derselben Ehren für würdig gehalten wie diese. Doch tragen oft angesehene Personen häßliche Namen, um nicht den Neid böser Mächte herauszufordern (*Audebert* I, 47; *Sibree*, S. 185 f.). Die Heiligkeit der Königsnamen bei den *Hova* wird nach dem Tode der Herrscher auch auf alles ausgedehnt, was mit den Zeremonien der Bestattung und ihren Gräbern zusammenhängt; man sagt nicht: „der König ist gestorben“, sondern: *niamboho* „hat sich zurückgezogen“; seine Leiche heißt nicht *fáty*, sondern *ny másina* „das Geheiligte“; sie wird nicht „begraben“ (*alévina*), sondern „verborgen“ (*afénina*); sein Grab heißt nicht *fásana*, sondern *trano masina* „das heilige Haus“, der silberne Sarg *lakambóla* „das silberne Kanoe“. (*Sibree*, S. 187). Das von uns S. 706. 738 besprochene Sprachtabu der *Sakalava* erwähnt auch *Sibree*, S. 167. 188. Alle die Insel bewohnenden Völker ohne Aus-

nahme verwenden nach ihm (S. 255) sehr viel Zeit, Mühe und Geld auf ihre Gräber und Begräbnisgebräuche infolge der Vorstellung, daß die Verstorbenen gewissermaßen göttlich werden und im Stande seien, ihren Nachkommen Gutes zu thun, wie denn die Malagassy die Gebete, die sie an das höchste Wesen richten, mit Gebeten an ihre Toten verbinden, deren Geistern sie zu bestimmten Zeiten im Jahre Opfer darbringen, indem sie ihre Grabsteine mit Blut und Fett bestreichen. Eigentümlich ist der mitendriilo genannte Brauch, daß, wenn die Trauerzeit um einen Verwandten ihr Ende erreicht hat, das jüngste Kind sich mit dem kleinen Finger der linken Hand etwas Fett auf die linke Seite des Halses streicht (Sibree, S. 323). Wie die Hova mit dem Kopf nach Norden oder Osten schlafen, so liegen auch ihre Toten, während der Eingang des Grabes stets an der Westseite ist. (Ebd., S. 321). Über die Gräber der Hova handelt Sibree S. 255—259; er bemerkt hier zuletzt: In früherer Zeit pflegte man in Imerina neben den Gräbern hohe Pfähle aufzupflanzen, an denen die Schädel und Hörner der bei den Trauermahlen geschlachteten Opfer befestigt wurden; heute kommt dieser Gebrauch, der bei anderen Stämmen noch besteht, in Imerina nur noch selten einmal vor; sie fehlten auch nicht den alten Grabdenkmälern der Betsileo, bei denen Sibree den Reichtum an Bildhauerarbeit an den Holzpfehlern und Gedenksteinen (auch eiserne Hörner kommen daran vor) und die zahlreichsten Kombinationen der verschiedenen Arten von Monumenten bewundert (S. 259 ff. 295 ff.); die Grabkammern liegen nach Richardson (Antananarivo-Annual I, 74sq.) sehr tief, oft 60 Fufs unter dem Boden; der Eingang zu dem unterirdischen, zu ihnen hinabführenden Gang ist etwa 40—50 Fufs vom Grabe entfernt; die Gräber der Reichen, die ganz über der Erde angelegt werden, haben manchmal eine Gröfse von 15 Quadratfuß; fünf ungeheure Steinplatten bilden die Wände und das Dach. Richardson sah einen runden Denkstein, der 20 Fufs Höhe und einen Umfang von 12 Fufs hatte; an einem verfallenen Grabe sah er 500 Ochschädel auf dem Gesims, an einem neuen auf dessen äußern Vierecke 108 symmetrisch geordnet, dahinter noch zwei ebensolche Schädelvierecke. Zu dem Zeremoniell, das er beim Begräbnis eines vornehmen Betsileokindes sah, gehörte zuerst der Kampf zweier Männer mit zwei Ochsen, die dann geschlachtet wurden; von dem dabei zuerst fließenden Blute mußte der Großvater des Kindes etwas genießen; Frauen zogen gleichzeitig mit dem Besitz des Kindes unablässig durch das Haus, immer durch die südliche Thür hinein, durch die westliche wieder heraus; auf dem mit einem Deckel und bunten Stoffen bedeckten Sarg wurden schließlichsch noch etwa 30 silberne Ringe befestigt; während der ganzen Zeit ertönte Heulen, Trommeln, Pfeifen und Muschelblasen. Am dritten Tage rollen die Betsileo und

ähnlich andere Stämme, wie die Antakarana im äußersten Norden nach Guillaïn (p. 158) und Rev. Batchelor (Ant.-Ann. III, 30; Sibree, S. 269 f.) den Leichnam zwischen Brettern weich, und machen am vierten Einschnitte in jede Ferse, fangen das Herausfließende in großen irdenen Töpfen auf und schnüren den dadurch auf Haut und Knochen reduzierten Körper mit der in lange Streifen geschnittenen Haut der geopferten Ochsen an dem Balken fest, wo man ihn (bei den Betsileo) hängen läßt, bis sich in einem der Töpfe ein kleiner Wurm zeigt, der dann in dem Topfe mit dem Leichnam ins Grab gesetzt wird, durch ein Bambusrohr Luft erhält und eine Eidechse werden soll, Fanany oder Fananim-pitolóha (Fanany mit sieben Köpfen) genannt, die, wenn sie von dem Teller, von dem der Verstorbene zuletzt gegessen, eine Mischung aus Rum und Blut von dem Ohre eines Ochsen trinkt, als dessen Schutzgeist in ein reines Tuch genommen, unter Festlichkeiten im Dorf herumgetragen und schließlich nach dem Grabe zurückgebracht wird, wo es zu ungeheurer Größe anwachsen soll, bei seinem Tode zu der eines Berges und durch seine Ausdünstung die Umgegend unbewohnbar machen soll oder in den Himmel aufsteigen oder sich ins Meer stürzen; als die Mutter eines Fürsten gestorben war, durfte das Volk fast drei Monate weder graben noch pflanzen, und es drohte eine Hungersnot, bis das Erscheinen des Fanany in dem Topfe durch die Hova-behörden beschleunigt wurde (Sibree, S. 309 f.). Die Antakarana begraben ihre Toten nur unmittelbar nach Erscheinen des neuen Mondes (Sibree, S. 315). Nach Batchelor halten sie von Zeit zu Zeit ein feierliches Mahl auf den an einsamer Meeresküste gelegenen Friedhöfen, an dem die Geister der Toten teilnehmen, denen neben dem Sarg — einem Kanoe — ein Becher und ein Teller hingestellt wird; die modernden Säрге werden durch neue ersetzt (Sibree, S. 270). Bei den Sihánaka sah Sibree (S. 264) 1874 am Eingang der meisten Dörfer starke Pfähle, manche von 30—50 Fußs Höhe, oben mit künstlich zugespitzten Gabelästen; daran bisweilen kleine Blechkisten (zum Aufenthalt für die Seelen?); an den niedrigeren Pfählen die Schädel und Hörner der während des Leichenzugs vor ihm her erstochenen und in der Trauerwoche allabendlich geschlachteten Ochsen, an einem Geländer daneben Geräte des Verstorbenen. Auch die verstorbenen Hova-Könige wurden früher über frischgeschlachtete Stiere und Pferde getragen (Ellis, History of Madagascar I, 251 sq.). Wie viele Polynesier begraben die Eingeborenen an der Antongilbai nach Rev. Houlder, die Bezanozano und Betsimisaraka nach Iukes und Lord (Sibree, S. 265 f.) die Toten nicht unter der Erde, sondern legen sie in hölzernen Särgen auf kleine Erdhügel oder Holzgestelle, daneben Näpfe mit Spirituosen; bei den Tanala bleibt die geschmückte Leiche einen Monat unbestattet und

bewacht; beim Begräbnis, das unter Klagegeheul und Flintenschüssen stattfindet, ruft ein Mann aus dem Gefolge den Geistern der hier früher bestatteten Toten zu: „Das ist's, was ihr bekommt; aber ihr dürft seinen Nachkommen, seinen Enkeln, seinen Brüdern nicht nachgehen; dies ist der eine, den ihr erhalten habt.“ Die Leiche eines Königs wird schon am Todestage in dem Familienbegräbnis, einem Holzhaus im Walde bestattet mit einigen zerbrochenen Flinten; Frau und Kinder des Königs scheren ihr Haar; sein Bild wird nach sechs Wochen in den Fluß Matitanana unter denselben Zeremonieen wie bei Bestattung der Unterthanen versenkt, jeder Ochs, der zu dieser Zeit brüllt, geschlachtet; der zerfallende Sarg wird durch einen neuen ersetzt, ebenso die Leiche von Zeit zu Zeit mit neuen Tüchern bedeckt. Einige Waldstämme werfen die Toten, in eine Binsenmatte gehüllt, in eine große Grube (Kibory); die Leiche im Sarge wird vom Gefolge nach verschiedenen Richtungen hin- und hergezerrt (wohl um die Rückkehr des Geistes zu verhindern); daher heißt das Begräbnis *fandroritam-paty* „das Ausrecken des Leichnams“. Bei den Ikongo im südlichen Tanala wird nach Shaw (*Antananarivo-Annual* I, 66) der Leichenzug durch Kampfspiele unterbrochen, die Grabstätte im Wald nur durch Kerbe in einem nahen Baum bezeichnet. (Sibree, S. 266 ff.). Die Bara legen nach Richardson (*Antananarivo-Annual* IV, 8) den nackten Leichnam in die Erde und schichten darüber einen länglichen Steinhaufen von 1—4 Fuß Höhe (an solche Gräber erinnern auch die *Fánatáovana* an Wegen in Imerina, die *Tatáo* in Betsileo, Haufen von Steinen, Stöcken, Gras, auf die jeder Vorübergehende für glückliche Heimkehr etwas wirft. Sibree, S. 325. 347); bei jedem Todesfall wird geschossen und geheult, ein Drittel der Ochsen des Verstorbenen getötet, bevor man „den Geist legt“; beim Tod eines Königs die Hälfte seiner Ochsen getötet; alle seiner Weiber scheren sich, und der Geist wird nicht eher „gelegt“ (durch Bestattung zur Ruhe gebracht), als bis sein Nachfolger eine Stadt erobert oder mit irgendjemand, es sei Freund oder Feind, bis zum Blutvergießen gekämpft. Auch bei den Bara stehen nach Richardson (bei Sibree, S. 344 f.) heilige Pfosten, oft sechs Fuß hoch, vor den Städten, einige niedrigere in rohester Manier zu Figuren von Männern oder Frauen zugeschnitten und als Beschützer der Stadt betrachtet; ebenso im Hofraum des Königs teils hohe, meist aber kleinere mit am obern Ende abgeschälten Streifen, die mit Blut, meist von geopfertem Ochsen, bestrichen werden; ein gleichfalls mit Blut bestrichener Speer ist inmitten dieser Stäbe schräg in den Boden gesteckt, das Ganze von einem Bambuszaun umgeben. In der Nähe des Isálo, wie bei zwei Abteilungen der Betsileo, begräbt man die Toten in Höhlen, die bewacht und mit Steinen verschlossen werden, auf denen man die Schädel der geschlachteten

Ochsen befestigt (Sibree, S. 268f.). Drurys Beschreibung der Totenfeier bei den südwestlichen Stämmen haben wir S. 726 erwähnt; er berichtet noch, daß der Baum, aus dem sie den Sarg machen, unter Anrufung der Vorfahren, Dämonen und Halbgötter mit dem Blut eines geschlachteten Rindes besprengt, die Leiche gewaschen, in eine, manchmal zwei Lamba gehüllt wird und selten länger als einen Tag unbeerdigt bleibt; nach Verbrennung des Rindes auf dem Begräbnisplatz der Familie ruft das Familienhaupt alle hier begrabenen Toten vom ältesten bis zum letzten an, den Verwandten, der sich zu ihnen legen wolle, als Freund aufzunehmen; die Leiche wird dann in das 7—8 Fuß tiefe Grab gelegt und mit Erde bedeckt, die Thür des Platzes verschlossen, und nur die Verwandten dürfen ihn betreten, aber nie, ohne zuvor ein Rind verbrannt zu haben (Sibree, S. 270f.). Nach Sibree (S. 326) ist durch das ganze Land der Glaube verbreitet, daß alles, was mit dem Tode zusammenhängt, unrein und verunreinigend sei (vgl. auch das von uns S. 740 Bemerkte); nach einem Begräbnis müssen alle Leidtragenden ihre Kleider waschen oder doch einen Zipfel davon in fließendes Wasser tauchen; diese Zeremonie heißt *áfana* (d. h. befreit). Auch Sibree erwähnt hierbei das von uns S. 706 besprochene Verlassen bzw. Abbrechen der Dörfer nach einem Sterbefall bei den Sakalava, die den Geist des Verstorbenen dort umgehend und Schaden zufügend fürchten; ebenso die Bara (Antan.-Annual II, 46); die Sihanaka lassen wenigstens die Häuser Verstorbenen als *trano fólaka* (zerbrochene Häuser) leer stehen und zerfallen (ib., p. 65); die Bezanozano brechen die Giebelhörner ab (ib. IV, 41; Sibree, S. 333); bei einem Leichenzug der Sihanaka trägt jemand eine Schüssel mit brennendem Kuhmist ans Grab, damit der Tote Feuer habe, wenn er frieren sollte; auch wird er nach der Beisetzung beschworen, den, der ihn bezaubert hat, zu töten (ib. III, 66); auch die Witwe wird beschuldigt, Ursache an seinem Tode zu sein, und schlecht behandelt, bis die Familie des Gatten sie freispricht (Sibree, S. 286); bei demselben Stamm wird jeder schwer Erkrankte aus dem Dorf nach einem abgelegenen Ort gebracht, wo ihn niemand als sein Pfleger sehen darf (Ant.-Ann. III, 63), ja bei den südlichen Tanala in den Wald, wo sie die Toten hinwerfen, und, kommt er ins Dorf zurück, mit Steinwürfen getötet; einen plötzlichen Tod nennen die Tanala *folamánta* (unreif abgebrochen) und schreiben ihn böser Zauberei zu; der Wahrsager legt einige eingewickelte schwarze Sandkörner (vgl. oben S. 664) auf das Haupt des Toten und spricht dabei: „Wer binnen jetzt und einem Monat dabei betroffen wird, daß er sein Tuch (Gewand) auf dem Kopf trägt, ist mein.“ Man glaubt, daß der böse Zauberer (*Mpamosávy*) durch den Sand gezwungen wird, nackt umherzugehen, und jeder, der im Lauf des folgenden Monats nackt getroffen wird, wird getötet

(Ant.-Annual II, 98). Diese Mpamosavy sollen auch auf den Gräbern Tänze aufführen (Sibree, S. 327f.). Die Tanala glauben, daß es unter dem Land, auf dem sie leben, noch ein Land gebe und in tiefem Wasser, wo viel langes Kraut wächst, die weiße Andriambavirano d. h. Wasserfürstin, mit langem grünen Haar, wohne, die Wasserrinder mit langem Haar besitze (Ant.-Ann. II, 100; Sibree, S. 347). Bei den Betsileo darf der Fluß Fanindrona nicht mit Böten befahren werden (Ant.-Ann. IV, 77; Sibree, S. 323f.). Die Sihanaka werfen in ein kleines Loch an einer gewissen Stelle ihres Gebiets einen Stein, um Reichtum und Glück zu erlangen. Sibree, S. 331. Bei den Betsileo früher, noch jetzt bei anderen südlichen Stämmen sucht man den Angatra (bösen Geist), von dem man jeden Kranken besessen glaubt, in andere Körper fahren zu lassen, das sogen. Salamanga; im südöstlichen Ikongo werden dazu nach Shaw (bei Sibree, S. 331) nach Anleitung eines Wahrsagers zugespitzte, mit schwarzen und roten Kreuzen bemalte weiße Holzstücke dicht neben die First in das Dach gesteckt, damit der Geist hinaufsteige; drei Fuß von der Thür der der Rinde entblößte Gabelast eines Baumes in die Erde gepflanzt, damit kein Fremder das Haus betrete; die ody (Hauszauber) werden in den Hof gebracht und nebst einer Silbermünze auf den hölzernen Reismörser gelegt, darüber ein Tuch oder Matte gebreitet und die wunderlich geschmückten Kranken, bisweilen eine mit Blättern, Blumen und Quaste geschmückte Zauberkappe auf dem Kopf, darauf gesetzt, dann um sie her unter Musik und Gesang mehrmals am Tage ein Tanz aufgeführt, damit der Angatra in einen der Tanzenden fahre. Vgl. unten S. 735. Über Speichel als Heilmittel und Auspeien als Gegenmittel gegen Übelriechendes vgl. Sibree, S. 320 und unten S. 824, Anm. 1.

Zu S. 705. Vgl. Grandidier im „Bulletin de la Société de géographie“, Avril 1872, p. 402. In Mojanga an der Bembatókabai ist das heilige Haus (Zomba) mit den Reliquien (Haaren und Nägeln) der früheren Könige der Nord-Sakalava in vier kleinen Kästen, die im östlichen durch eine Wand geschiedenen Teil des Hauses aufgehängt sind, von Waffen umgeben. Jeden Freitag singen und beten die Sakalava hier zu den königlichen Vorfahren; an einem bestimmten Tage des Jahres muß das ganze Volk der Umgegend hier zusammenkommen. Vor dem Betreten des Hauses werden zahlreiche Ochsen umhergejagt und getötet; niemand darf es betreten, der krank oder mit blauer Serge, mit Beinkleidern oder Schuhen bekleidet ist. Auch Sklaven dürfen nicht eintreten, würden sonst frei. Durch das östliche Hofthor dürfen nur die Adeligen und ihr Gefolge gehen, durch das westliche das gemeine Volk; man glaubt, das Durchschreiten eines falschen Thores ziehe den Tod nach sich. Die Zeremonien an dem

Tage der eigentlichen Feier bestehen in Gebeten, die von einem Nachkommen der alten Könige geleitet werden, in Verbrennung wohlriechenden Gummis und im Bestreichen der Reliquienkasten und des andern hier aufbewahrten königlichen Besitzes mit einem honigartigen Saft und weißer Erde. Hieran schloßen sich Gesänge und Tänze, von Muschelhörnern und Trommeln begleitet, bei denen stets einige sich in wahnsinnige Aufregung hineinarbeiten, die sie als inspiriert von den Geistern der verstorbenen Könige und ihre Worte als Orakelsprüche erscheinen läßt. Sibree, S. 253f.

Zu S. 707 ff. Bei den Bara, Tanala und einigen Stämmen der Ostküste trägt jeder seine Zauber um den Hals gehängt, manchmal auch ans Knie oder auf die Brust gebunden; es sind kleine Holzstückchen, mit Tier- oder Kastoröl beschmiert, oft mit Perlen verziert; manche sind wie Kanoe gestaltet (für glücklichen Flußübergang), manche kleine Figuren von Männern, Frauen, Ochsen (zur Erlangung von Sklaven, Weibern, Vieh); Hand- und Fufsknochen von Lemuren helfen gegen Ermüdung, Ochsenhörner mit einer Mischung von Fett und Asche zauberkräftiger Pflanzen, in der Nadeln stecken, sollen gegen Flintenkugeln schützen (sampiláhy, odibásy). Sibree, S. 329. Dem Feinde vor der Schlacht entgegengeworfene Zauber, odifitía (Liebestränke) u. dgl. ebd., S. 328. Die Zauber der Betsileo bestehen nach Shaw (Ant.-Ann. IV, 5sq.) aus spannenlangen Holzstäbchen, die von verschiedenen Bäumen, die oft sehr fern wachsen, abgeschnitten werden; einige sind Arzneimittel, andere gewähren Schutz gegen Diebe, Blitzschlag, Krokodile u. dgl. Ebd., S. 330. Bestreichung des Gesichts mit weißer Thonerde gilt den Sihanaka als Heilmittel, gehörte auch zum Krönungsschmuck der Ranavalona I. Ebd., S. 331.

Zu S. 708, Z. 1. Das Gebet bestand nach Drury (bei Sibree, S. 340) in Anrufung des höchsten Wesens und einiger untergeordneterer Gottheiten.

Zu S. 709, Z. 3. Vgl. S. 760.

Zu S. 710, Z. 12ff. Vgl. Sibree, S. 334ff. Nach einer Zeichnung, die Sibree von einem Eingeborenen erhielt, in dessen Familie das Hüteramt bei einem Hauptidol erblich gewesen, scheint Rakélimaláza nur aus drei kleinen Stücken vom Holz irgendeines heiligen Baumes bestanden zu haben (S. 335). Die Idolhüter durften unter andern den scharlachroten Sonnenschirm, das Zeichen der königlichen Familie, tragen und nie mit dem Tode bestraft werden. Die Hauptidole wurden jedes in einem eigenen Hause gewöhnlich in einem Kasten aufbewahrt und von Zeit zu Zeit mit Kastoröl und anderen Salben bestrichen. Ein eigentlicher Gottesdienst wurde jedoch in keinem dieser Idelhäuser abgehalten; nur diejenigen, die

einen bestimmten Vorteil oder die Erfüllung eines Wunsches erlangen wollten, kamen hierher und brachten dem Hüter des Idols ihre Spenden an Geld oder Geflügel, Schafen und anderen Tieren dar. Dem Kelimalaza war mißfällig und seinen Verehrern verboten (fady): der Genuß von Schweinefleisch und Schaltieren, sowie von einer Speise, die noch nicht fertig gekocht oder nicht nach derselben Seite vom Feuer abgenommen war, auf der man sie aufgesetzt hatte. Wenn der Tákatra-Vogel über den Weg flog, auf dem das Idol getragen wurde, mußte es in sein Haus zurückgebracht werden; flog er aber über dieses, mußte zur Entsühnung ein einfarbiger roter Ochs geschlachtet werden. Man durfte es weder an einem Freitag noch an einem Sonnabend im Lande umhertragen. Zwei Grasarten, das Horondrána und Ténona, durften nie in das Idolhaus gebracht werden. Seinen Hütern war es untersagt, vom Fleisch der bei einem Begräbnis geschlachteten Ochsen zu essen. Niemand, der kürzlich an einem Begräbnis teilgenommen, durfte das Haus des Idols betreten. Alle, die in dasselbe kamen, mußten mit dem rechten („besten“) Fuß zuerst hineintreten (was auch sonst, namentlich beim Eintritt in ein königliches Haus, gefordert ward, S. 320). Das Haar trugen die Hüter gescheitelt und hinten übergestrichen, nicht, wie sonst üblich, an der Stirn zu einem Knoten aufgerollt (S. 336). Ramahavály scheint nach der Zeichnung des Eingeborenen aus zwei roh in Holz geschnitzten Eidechsen bestanden zu haben, die mit Korallenperlen und Silberstückchen verziert waren. Nach dem Bericht eines Malagassy über die Verbrennung des Idols waren seine drei äußeren Decken aus blauer Baumwolle, aus einheimischem Seidenstoff und aus scharlachrotem Tuch und reich mit Silber und Perlen verziert; mit ihm wurden 26 Körbe verbrannt, gefüllt mit Blättern und Holzstückchen, welche als Zauber gedient, auch neun große Holzkasten mit anderen Zaubern, die, als Stirnbinden, Halsketten, Armringe getragen, in der Schlacht beschützen sollten. Als Heilmittel für Krankheiten wurden kleine Holzstückchen, die man eine Zeit lang am Idol befestigt hatte, verkauft (S. 337). Fady war für die Anhänger dieses Idols Genuß oder Berührung von Zwiebeln; sie durften Gemüse nur im Freien kochen, Reis nie in der Mitte des Kochtopfes umrühren, keine Schlange töten, das Haus des Idols nicht betreten, wenn sie vor kurzem an einem Begräbnis teilgenommen. Das Idol durfte nie am Donnerstag umhergetragen werden; jeder, der bei ihm Hilfe suchte, mußte den Hütern einen Hahn und etwas Geld geben. Rafantáka scheint nach der erwähnten Zeichnung ein Eberhauer gewesen zu sein, an dem ein rotes Seidenband befestigt war, dessen Enden mit Korallenschnüren und Silberstückchen verziert waren. Fady des Idols waren Zwiebeln, Nieren, Gedärme, das ana-mafáitra-Gras, das Fleisch von Begräbnisochsen, das Kosten von einer Speise

während des Kochens oder sie in „ungehöriger“ Weise vom Feuer zu nehmen, Grasrollen, die man unter Lasten auf dem Kopf trägt, und Binsen (*vóndrona*) in das Haus des Idols zu bringen. Das Schilf, das den Namen des Idols *fantaka* führt und das *haróngana* genannte Holz durfte nicht verbrannt werden. War ein *Takatra* über das Haus des Idols geflogen, mußte ein Ochs mit nach unten gewachsenen Hörnern geschlachtet werden. Die Verehrer des Idols opferten ihm blaues Zeug, einen silbernen Ring, eine kleine Geldsumme und wurden dafür von den Idolwächtern mit Wasser besprengt (S. 338). Auch gewisse Blumen galten als angenehme Opfer für die Idole; so wurde die rotblühende *Vonénina* der Schutzgöttheit der Dynastie dargebracht (S. 311). Mehrere der untergeordneteren Idole sollten gegen Hagel schützen, andere Reisende glücklich heimbringen, andere Diebe bestrafen. Allen diesen Idolen dichtete man seltsame und zahlreiche Antipathien an; sie sollten einen Abscheu gegen aus nicht brennbarem Material hergestellte Häuser haben, weshalb bis vor zehn Jahren die Erbauung von Stein- oder Lehmhäusern in der Zentralprovinz untersagt war (S. 339). Ein alter *Sihanaka* berichtet (*Antan.-Annual* III, 66; *Sibree*, S. 340) über die Religion seines Stammes: „Als unser Land noch von den *Hova* getrennt war, hatten wir keine Religion außer dem Darbringen von Bittopfern (*sórona*) und Dankopfern (*fánalámboády*); als *Radama I.* das Land erobert, wurden zuerst die Idole *Itsimalahy* und *Ramahavaly* hierhergebracht, deren Verehrung wir aber nur als einen Regierungsdienst betrachteten; denn wir konnten die Bedeutung davon nicht verstehen; das einzige Idol (Zauber), dessen wir *Sihanaka* uns bedienten; war ein Zauber für die Erhaltung der Rinder, den wir nicht anbeteten; sondern die Hirten nahmen ihn mit sich auf die Weide.“ Vgl. Nachtrag zu S. 707. Auch die Kenntnis mancher heilkräftiger Pflanzen verbindet sich bei den *Malagassen* mit dem Glauben an Zauberei. Ebd., S. 102. Es sei hier noch des Baumkultus gedacht, dessen Zusammenhang mit dem Ahnenkult namentlich aus der Verehrung der auf den *Vazimba*-Gräbern wachsenden *Fano-Mimose* und den im Nachtrag zu S. 686 erwähnten, den Verstorbenen geweihten Pfählen erhellt. Den *Hasina*-Baum, eine Art *Pandanus*, bezeichnet schon sein Name als heilig. Nach früherem Glauben mußte jeder, der einen *Záhana* (*Bignonia articulata*) auf seinem Lande pflanzt, früh oder plötzlich sterben. Den *Hazomanitra* der *Sakalava* haben wir S. 686. 752. 755 erwähnt. Bei Geburt des ersten Kindes mußte der Vater die Wurzel der *Varikitia* vor dem Hause über den Kopf halten und dann westwärts zu Boden schleudern. Den *Bara* und *Tanosy* ist die *Tamarinde* und der *Baobab* heilig, von dem ein bestimmter Teil als Eigentum Gottes betrachtet, schwarz, weiß und gelb bemalt, mit Matten umwunden und mit

Zaubern behängt wird. Sibree, S. 310ff. Die Bara haben nach Richardson (bei Sibree, S. 344f.) aufser den heiligen Pfählen auch Fetisch-Tamarinden, um deren Stamm sie Körbchen, Matten, Haarlocken u. dgl. legen, als Opfer, womit sie auch die Äste behängen. Anderwärts verehren die Bara den Bontóna, von dessen Zweigen ein Ochenschädel herabhängt, an dem zahlreiche Zauber befestigt sind. In einem andern Distrikt war an dem größten Baum ein hölzernes Frauenbild befestigt; hier beten die, welche heiraten wollen oder sonst nach Weibern verlangen.

Zu S. 722. Audebert (I, 12) sah auf seiner Reise von Maroangetra nach Antalaha unweit des Dorfes Andrahovolo den den Eingeborenen heiligen Berg Ambatomitatao, der unten weiß, oben rot ist und oben ein mit Wasser gefülltes Becken, am Fuß deren zwei besetzt. Man zählt nach Sibree (S. 323) auch zwölf Kapitalverbrechen und zwölf Scharfrichter für sie. Zur Zeitrechnung und Astrologie vgl. Nachtrag zu S. 661. Der Glaube an Glücks- und Unglückstage ist nach Sibree (S. 312) allen Stämmen der Insel gemein. Bei den Hova, die die aus dem Arabischen stammenden Monatsnamen haben, herrschte früher ein sehr kompliziertes System jener Tage. Von den 28 Tagen des Monats waren nur zwölf glückbringend. Die váva (Mund) oder ersten Tage mehrerer Monate waren besonders unheilvoll für die an ihnen geborenen Kinder, in manchen Fällen für die des ganzen Volks, in andern nur für die in der Familie oder dem Hause des Herrschers geborenen; man tötete sie gewöhnlich durch Untertauchen des Kopfes in lauwarmes Wasser, konnte sie aber ausnahmsweise durch Darbringung vorgeschriebener Opfer oder ein Ordeäl erhalten. Andererseits galten gewisse Tage als vorzugsweise günstig zum Pflanzen, Anfang eines Hausbaues, einer Reise, eines Kriegszuges u. s. w. (S. 313). Jeder Gott hatte im Imerina einen ihm besonders geheiligten Tag, an dem seine speziellen Verehrer und Diener keine Arbeit thun durften; Sonntag und Donnerstag waren für den Herrscher Glückstage, der Alákaósy galt den Hova als Unglücksmonat und, wie auch anderen Stämmen der Insel, die Zeit des abnehmenden Mondes als ungünstig für Unternehmungen (S. 315). Jeder Stamm hat aber auch eigene Gebräuche. Bei den südlichen Tanala fand Sibree (S. 313) den Glauben an acht unheilbringende Tage jedes Monats, an denen die Neugeborenen in angegebener Weise getötet werden; auch hat hier jeder Tag des Monats sein bestimmtes Fady d. h. eine unterwegs verbotene Speise. Bei den wilden Sihanaka des in einem Papyrusdickicht abgelegenen Dorfes Anorohóro hat jeder der zwölf Monate seine bestimmten guten oder bösen Eigenschaften und jeder Monat wieder seine Glücks- und Unglückstage, ja jeder Tag verschiedenartige Abschnitte; ein Fremder

darf zu einer Unglückszeit nicht in das Dorf; sie bringen ihm Speise heraus (Antananarivo-Annual III, 61). Ein Barakind bleibt leben, wenn es an einem Unglückstag für Vater oder Mutter allein geboren ist, wenn aber an einem solchen für beide, wird es als nébo (was den schärfsten Tadel bezeichnet) lebend in einen Ameisenhaufen eingegraben (Richardson, Lights and Shadows; Append. I, p. 3; Sibree, S. 314). Den Tanala gilt der Monat Faosa als unglückbringend, in dem niemand arbeitet oder seinen Aufenthalt ändert, alle Neugeborenen im fernen Wald lebendig begraben werden, wenn nicht die Eltern den Wahrsager (Ombiásy) für das zu erhaltende Kind ein Entsühnungsbad machen lassen; das Wasser mit den darein gethanen Kräutern wird begraben (Ant.-Annual II, 100). In einem Sakalava-Clan werden alle an einem Dienstag geborenen Kinder getötet; fast jede Familie hat noch ihren besonderen für ihre Neugeborenen ebenso unheilvollen Tag. Sibree, S. 315. Vgl. unten S. 753. Unter den Tanala-Wahrsagern sind die obersten eigentliche Sterndeuter, beobachten die kleinen Sterne, die gegen drei Uhr morgens am östlichen Himmel sichtbar sind, sagen aus ihnen Unheil voraus, das über einem Menschen oder einer Stadt schwebt, wissen aber auch Mittel, drohenden Tod abzuwenden; andere sehen in einem Spiegel oder weissen Platte drohende Krankheiten und geben Arzneien, sie abzuwenden; die Wahrsager im Taimóro-Gebiet sollen ein großes Buch haben, aus dem sie wahrsagen, woran man sterben soll und wodurch dies abzuwenden; nach Sibree (S. 351) stammt dies von den Arabern. Vgl. oben S. 663f. Auch von den Hova-Wahrsagern stellten die mpanandro d. h. „Schöpfer von Tagen“ das Horoskop, jedoch ohne eigentliche Astrologie; denn das Schicksal (vintana) der Menschen erklärten sie aus der Lichtgestalt und Stellung des Mondes bei ihrer Geburt (S. 350). Dem von uns S. 728 f. besprochenen Sikidy (Skidy, Sikili) liegt nach Steinschneider („Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft“ XXXI, 762; vgl. ebd., S. 545) arabische Geomantie zugrunde; die Steine, Bohnen, Reis, Sand u. s. w. vertreten eine Anzahl von Punkten; die daraus entstandenen Kombinationen von Figuren bilden die Grundlage der Divinationstheorie, welche eine verhältnismässig reiche Literatur (s. oben S. 663f.) besitzt und in Verbindung mit Astrologie in teilweis abweichenden Systemen behandelt worden ist. Ellis (History of Mad. I, cp. 15sq.) giebt Zeichnungen von Sikidytafeln und eine eingehende Beschreibung der Methoden, die Entscheidung abzulesen. Zur Abwendung der dadurch angegebenen Mißgeschicke dienten Opfergaben, die gewöhnlich einen verbalen oder sonstigen Zusammenhang mit dem abzuwendenden Übel hatten (Sibree, S. 348 ff.). Von der Stellung in den Zahlenreihen des Sikidy schreibt Sibree (S. 322) den Glauben an glück- und unglückbringende Zahlen

her. Bei Erbauung eines Hauses für die Königin diene als Maßeinheit ihr refy d. h. die Entfernung zwischen den Fingerspitzen ihrer ausgestreckten Arme, für kleinere Dimensionen die Spannweite ihrer Finger; doch durfte das Gebäude in keiner seiner Dimensionen jene Maße in den Unglückszahlen 6 oder 8 enthalten: enina (6) heißt auch „sich grämen“, válo (8) erinnert an fahaválo „Feind“, was auch fahatélo „der dritte“ bedeutet, wie fahasívy (der neunte) bei einigen Stämmen (s. Nachtrag zu S. 686) einen bösen Geist bezeichnet. Die Bara haben nach Richardson eine Abneigung gegen die Einzahl nicht blofs gegen ein einzelnes Geschenk, sondern auch zwei sind ihnen erst „eine Person“ (iraika amin' olo). In manchen Dörfern (wo?) werden für jedes Laststück zwei Träger verlangt (Sibree S. 323).

Zu S. 724, Z. 7ff. Vgl. S. 1067. Die Antaray halten nach Leguével (II, 223; Waitz, S. 179) die Krokodile für alte verzauberte Häuptlinge. Sibree (S. 302) bestätigt das von den Antakarana und Betsileo. Am Matitanana-Flufs wurde über die eines Verbrechens Verdächtigen eine Art Gottesurteil gehalten, wobei das Krokodil eine Hauptrolle spielte. Sibree, S. 62f. 318. Vgl. unten S. 734. Die Betanimena sehen in dem Babacoote, einem Lemur (vgl. Nachtrag zu S. 707), eine Verkörperung der Geister ihrer Vorfahren; niemand darf ihn töten, ebensowenig den harmlosen Aye-Aye, dessen blofses Anblick schon Unheil bringe. Ebd., S. 302. Unbegrabene Tote und hingerichtete Zauberer verwandeln sich in Wildkatzen, Fledermäuse, Eulen (Vorondólo, siehe Nachtrag zu S. 670). Kein Hova unternahm ein wichtiges Geschäft, wenn ihm ein Takatra (siehe Nachtrag zu S. 710) über den Weg flog; doch sollte der Zerstörung seines Nestes Aussatz folgen. Ebd., S. 307. Tanala-Wahrsager weissagen aus dem Geschrei und Fluge guter und böser Vögel; besonders die Hühnerweihe verkündet Unheil; wem ihr Kot auf den Kopf fällt, ist dem Tode verfallen, wenn ihn nicht die Opferung von Ochsen noch abwendet (Ant.-Ann. II, 98). Ein sehr großes Ei einer Henne verkündet ein aufergewöhnliches Ereignis, ein sehr kleines ein Unglück. Ein die jungen Reispflanzen beschädigendes Insekt, Ondrékélín' Andriamánitra (Gottes Lamm) genannt, gilt als Werkzeug göttlichen Strafgerichts. Sibree, S. 308. Erst der elfte Hohaherrscher Raláambo soll gewagt haben; das Fleisch der (nach Sibree [S. 303] vorher heilig gehaltenen) bis dahin jamóka, seitdem ómby („genug“, vielmehr das Suaheliwort ngombe) genannten Rinder zur Nahrung zu verwenden. Schon nach Drury und noch jetzt bei mehreren Stämmen nach Sibree (S. 304) darf nur der Häuptling einen Ochsen schlachten; viele Stämme, obgleich sie große Herden besitzen, thun es nur bei Begräbnissen oder andern sehr

wichtigen Gelegenheiten, die Betsileo nur zur Zeit der Ernte, die Tanala zur Pflanzzeit, wobei sie von dem Fleisch auf Altären inmitten der Felder opfern. Von jedem geschlachteten Ochsen erhielt der König das Lendenstück (sacrum in Rom und Hellas; vgl. Lev. 3, 6—11); das Lendenstück des Schafes war die die Ehe bindend machende Zahlung des Mannes an die Schwiegereltern; die Ablösung durch Geld heisst noch vodi-ondry. Ochse, Schafe und Hühner wurden geopfert. Ebd., S. 306. Bei den Beschneidungszeremonieen wird jedes Stück des geschlachteten, hier vorihány genannten Ochsen einer bestimmten Person zuerteilt und besungen. Ebd., S. 307. Dialogische Tierfabeln, mythische menschenfressende Tiere: ebd., S. 308. Über das Fanany s. Nachtrag zu S. 686.

Zu S. 727. Frühere Menschenopfer in Vangaindráno; Dankopfer = fanalamboády; Bittopfer = sórona, Sühnopfer = fáditra. Sibree, S. 341f. Vgl. Nachtrag zu S. 710.

Zu S. 730, Z. 11. Vgl. S. 734; Nachtrag zu S. 686; Sibree, S. 328. (Der Korb, den Ellis 1863 täglich fand, enthielt hiernach zwei Todessteine [Granitstückchen], Igelstacheln, Stücke von Skorpionen und Hundertfüßen, Haare, Erde von einem Grabe u. dgl.; das in den Korb gebrannte Loch sollte Feuersnot anzeigen). Auf die Frage, ob ein Kind hübsch und wohlgediehen sei, antwortet man regelmäsig: „Nein, es ist hässlich u. dgl., um die Folgen des bösen Blicks abzuwenden. Ebd., S. 186.

Zu S. 731ff. Vgl. Sibree, S. 315ff. Bei den Tanala muß der Angeklagte „lebendige“ Steine (vato véloná) aus einem Topf mit siedendem Wasser nehmen, das sogen. Tangén-Janaháry „des Schöpfers Ordal“; ferner ist bei ihnen üblich das Tängen-boády, des Krokodils (s. Nachtrag zu S. 724) und das Kodéo, bei dem der Angeklagte auf einem Reismörser sitzt und ein Mann vor ihm mit einem großen Stock auf die Erde schlägt, dann ihm dreimal Haare abschneidet und sie in die Luft wirft unter Anrufung des höchsten Wesens, Schuld oder Unschuld zu offenbaren. Der Schuldige soll sich durch Zittern und Brechen verraten, stirbt er nicht alsbald, der Blitz in sein Haus schlagen, kann jedoch auch von den Richtern, nachdem sie um göttliches Erbarmen für ihn gefleht, durch Lustration entschützt werden; auch der unschuldig befundene wird mit Wasser besprengt, in dem silberne Ringe gelegen haben. Sibree, S. 317ff. Endlich gießen sich streitende Parteien auf Madagaskar Wasser in die Nase (danach Rano-án'-órona genannt), das den Schuldigen zum Niesen bringe. Sibree, S. 320. In Imerina wurden Ochsen über die im Monat Alakáosy geborenen Kinder getrieben; auf diese Weise blieb der heutige Premierminister erhalten. Ebd., S. 319; vgl. unten S. 753.

Zu S. 736 ff. (Roter) Sonnenschirm Zeichen der königlichen Würde, wie bei vielen afrikanischen Negerkönigen (z. B. Aschanti), aber auch schon den alten assyrischen. Sibree, S. 207. Wie der polynesische König getragen wurde, da sonst alles Land, das sein Fuß betrat, sein Eigentum wurde, so sieht man die Herrscherin von Madagaskar, die für jede neue Baustelle eine Münze als Anerkennung ihres Eigentumsrechts erhält, meist im Staatspalankin getragen, wenn sie nicht aus demselben auf einen der „heiligen Steine“ steigt, und in den Lobgesängen auf sie heißt sie *tsy mandia tány* „nicht auf dem Boden gehend“. Ebd., S. 208. Sie muß in jeder Versammlung den höchsten Platz einnehmen, wie niemand auf einem Schiff sich über den König von Hawaii befinden durfte; naht die Herrscherin oder auch nur ihr Eigentum, muß der Weg geräumt, das Haupt entblößt werden; wer nicht dem Ruf der Speerträger: *Mitánilá* (geht auf die Seite) folgt, erhält einen Speerstofs, selbst ein Hund, der zufällig über den Weg läuft; ebenso mußte auf Hawaii jeder mit abgezogenem Gewand zur Erde fallen, wenn das Wasser für den König vorbeigetragen wurde. An einer Palastreparatur in Antananarivo arbeiten die höchsten Beamten mit. Ebd., S. 209f.

Zu S. 739. Sibree (S. 324f.) erwähnt die *Tatáo* genannte Sitte, sich vom Neujahrmahl etwas Reis, Honig und Fleisch aufs Haupt zu legen, und vergleicht den Brauch, nach glücklichem Passieren eines durch starke Strömung oder Krokodile gefahrvollen Flusses sich eine Hand voll Wasser über den Kopf zu gießen, was er als Dankopfer faßt. An einem für den König gebauten Hause wird der zuerst aufgestellte Pfosten an der heiligen Nordostecke mit geweihtem Wasser besprengt und in feierlicher Anrufung Segen auf das Gebäude herabgefleht. Ebd., S. 322.

Zu S. 744, Anm. 2. Vgl. Sibree, S. 203 f. 287. Audebert I, 47. (Der Adel der Andrian nur erblich und bevorzugt vor den Hova-Bürgern).

Zu S. 746, Z. 7. Vgl. die Schilderung eines Kabary bei Sibree, S. 211 ff.

Zu S. 747. Nach Audebert (I, 52ff.) beruht die Ordnung in der Verwaltung des Landes auf schonungslosem, eisernem Despotismus, der jedoch sich nicht auf die Einzelheiten der Verwaltungszweige erstreckt, sondern besonders darauf geht, möglichst viel Abgaben für den königlichen Schatz einzutreiben und zur Erhaltung der Herrschaft das Land vom äußern Einfluß und Verkehr abzuschließen; jedoch benachteiligen die Beamten trotz der Todesfurcht den Staatsäckel und schröpfen dazu ihre Untergebenen; ebenso seien die Richter käuflich, und, wer am meisten biete, gewinne seinen Prozeß. Die gemeinen Soldaten seien, da sie keinem Sold noch Nahrung noch

Kleidung erhalten, aufs Stehlen bei Eintreibung des Zehnten u. s. w. angewiesen (S. 50).

Zu S. 749. Verbote (*fady*) bei den Bara: Wer sich auf das Bett eines andern niederläßt, wird mit einer Buße von einem Ochsen bestraft oder erschossen; ebenso, wer über einen am Boden liegenden Menschen oder auch nur über den Fuß des andern hinwegschreitet oder mit einem Teil seines Körpers oder seiner Kleidung das Gesicht eines andern streift oder Löffel, Teller, Trinkgefäße eines andern benutzt. Richardson bei Sibree, S. 330. Vorsicht der Bara vor Feinden selbst beim Waschen: ebd., S. 321. Über das Familienleben vgl. Sibree, S. 178. 272ff. Ohne Nachkommen sterben gilt den Malagassy als eins der traurigsten Schicksale und heißt *mati-máso* d. h. tot, was das Auge betrifft; der, welcher seinem ältern Bruder in Leviratehe (*mitóndra lolóha*) Kinder erweckt, „macht das Auge leben“ *mamélomaso* (S. 275 f.). *Firenéna* „Volk, Stamm“ von *rény* „Mutter“ entspricht dem vorzugsweise befolgten Brauch der Erbfolge in weiblicher Descendenz (S. 276). Eine Heirat zwischen nahen Verwandten (besonders zwischen Bruderskindern häufig) heißt *lóva-tsi-mifindra* „nicht weggehendes Erbteil“ (S. 278). Ein Sprichwort bezeichnet die Eintracht mit der Schwiegermutter für wichtiger als die mit der Gattin; ein anderes vergleicht die Ehe mit einem locker geschürzten Knoten, der bei leisester Berührung sich löst (S. 280). Bei den Tanala darf die Ehe zwischen einem Bürgerlichen und einer Adelligen nur durch diese aufgelöst werden (S. 285). Die Hochzeitgebräuche einiger Stämme erinnern an Frauenraub. Bei den Sakalava und Betsileo mußte der Liebhaber, wenn er angenommen werden sollte, Mut und Geschick zeigen im Auffangen nach ihm geschleuderter Speere (S. 281). Bei Geschwisterehen der Sakalava wird die Braut mit geweihtem Wasser besprengt und Glück und Fruchtbarkeit erfleht (S. 282). Den Betsimisarakaka fehlt sogar das Wort für Jungfräulichkeit; dagegen herrscht unter anderen isolierten Stämmen des Ostens gröfsere Sittenstrenge, bei den Bara und Nachbarstämmen aber gröfste Unkeuschheit im Reden und Gebaren, und auch bei den Hova bezeichnet das Wort *saodránto* die Erlaubnis für die Frau, während Abwesenheit des Gatten mit einem andern Mann zu verkehren; bei Geburt eines Kindes in der königlichen Familie waren bis auf Radama I. den Hova die schamlosesten Ausschweifungen (*andro-tsi-máty* „nicht tote Tage“, d. h. in denen kein Verbrechen mit dem Tode bestraft wurde) gestattet (S. 283 nach Ellis, *History I*, 150). Nach Audebert (*I*, 46 f.) ist auch bei den Hova die Kebsweiberei noch lange nicht verschwunden und den Mädchen ein sehr freies Leben gestattet; selbst die Königin, als sie den ersten Minister heiratete, stahl ihn seiner Gattin, und, während sein

Sohn in Europa war, bemächtigte sich sein Bruder der Gattin desselben, wofür dieser ihn bei seiner Rückkehr erschofs. Doch ist auch nach Audebert im ganzen die Stellung des Weibes eine dem Mann gleichberechtigte und die Behandlung eine gute, die Umgangsformen zwischen Eltern und Kindern streng begrenzt, obgleich die Hova stolz auf Nachkommenschaft. Nach Sibree (S. 320) wird, wenn ein Kind einen seiner ersten Zähne verliert, derselbe über das Haus geworfen. Statt Kufs Nasenreiben, manóraka. (Ebd., S. 233).

Zu S. 755 f. Der Matrose Everard erzählt in dem Bericht (1693) über seine dreijährigen Leiden auf der kleinen Insel Assada an der Westküste von Madagaskar, daß einmal die Beschneidung von 20 Knaben durch die Frauen des Stammes vollzogen worden (Sibree, S. 14) wie noch jetzt bei mehreren westlichen Stämmen (S. 249). Sibree giebt (S. 244 ff.) eine eingehende Beschreibung der mit dem Ordnen des Haares beginnenden Beschneidungszeremonieen bei den Hova, besonders den Kindern der königlichen Familie; die Vorhaut wird in einem Bananenblatt den Kälbern gegeben, bei einigen Bewohnern der Westküste dem Kinde in einem spirituösen Getränk, bei den Bara in den Fluß geworfen; bei diesen wählt nach Richardson der Wahrsager die zur Beschneidung passende Zeit; ein junger Ochs wird getötet und mit einem Speer halbiert, der über die First des Hauses geworfen wird und dem nachlaufenden Wahrsager mit der Hälfte des Ochsen gehört. Bei den Tanala verliert ein fürstliches Kind seinen Rang, wenn es während der Zeremonie etwas Ungebührliches begeht, oder die Mutter sich nicht vorher gewisser Speisen und anderer Dinge enthält, früher auch, wenn ein auf dasselbe geschleuderter Speer seinen Träger traf; wenn dagegen beide unverletzt entkamen, galt dies als Zeichen, daß das Kind ein Fürst; die Ombiasy vollziehen die Operation mit einem gebogenen Messer, einige waschen die Wunde mit Milch (Ant.-Ann. II, 93; Sibree, S. 248). Über die Sakalava s. Grandidier in „Bull. de la Soc. geogr.“ Avril 1842, p. 397. Der (oft verwandte) Mann, der das Kind nach dem Ort der Operation trägt, wie der Vollzieher derselben heißen rainjaza, „Vater eines Kindes“, wie eine bei der Zeremonie als Mutter fungierende Frau reninjaza, nach Sibree (S. 279f.) eine Art Paten.

Zu S. 757, Anm. 2. Das Tätowieren kommt unter den Hova nie vor, wohl aber bei den Betsileo und anderen südlichen Stämmen hauptsächlich bei den Frauen auf Brust und Hals; die Muster, dunkelblau gefärbt, gleichen von weitem zierlichen Spitzenkragen, stimmen aber überein mit den Ornamenten auf den Grabsteinen und Grabpfählen der Betsileo. Einige Stämme bedecken sich

durch leichte Hauteinschnitte mit schwielenartigen Narben. Zur Verschönerung bestreichen die Hovafrauen das Gesicht mit weißem Teig und schwärzen runde Flecke; die Tanala schwärzen auch einen Teil der Zähne. Sibree, S. 234f.

Zu S. 757, Anm. 3. Vgl. Sibree, S. 249ff. Grandidier („Bull. de la Soc. géogr.“, Févr. 1872, p. 144) schloß Blutsbrüderschaft (famaké) mit Zoména, Häuptling der Tamósy. Die Bara schloßen nach Richardson Freundschaftsbündnisse für ihre Raubzüge dadurch, daß sie einander etwas von dem Blut zu trinken geben, das aus einem kleinen zu diesem Zweck an ihrem Leibe gemachten Einschnitte fließt. Der polnische Graf Benjowski, den 1776 die Eingeborenen der Ostküste zu ihrem Mpanjakabé (höchsten König) erwählten, mußte nach seinen Memoiren (II, 267) für jede Klasse des Volks Ochsen töten, von deren Blut die Häuptlinge (Rohandriana) einige Tropfen tranken, indem sie den Huldigungseid leisteten; dann machte sich jeder, ebenso der Graf, einen Einschnitt unter der linken Brust, und sie sogen einander etwas Blut daraus unter furchtbaren Verwünschungen gegen die Meineidigen und Segenswünschen für die Treuen. Bei den Hova werden die Verwünschungen nach Cousins durch verschiedene in eine Reisorworfelschüssel gelegte Gegenstände symbolisiert und Gott, die vier Ecken der Erde und ein übernatürliches Wesen namens Andriampátitra angerufen, Zeugen des Bundes zu sein; zum Schluß werden die über die Schüssel gestreckten Hände der Verbündeten mit Wasser begossen.

Zu S. 758, Z. 8 ff. Vgl. Sibree, S. 200ff. (wonach die Andevo die Kriegsgefangenen sind; auf den Eroberungszügen der Hova unter Radama I. und Ranavalona I. wurden die besiegten Männer, selbst wenn sie sich unterwarfen, oft erbarmungslos getötet, die Weiber und Kinder als Sklaven nach Imerina geschleppt wurden); Audebert I, 48ff. (bezeugt auch die gute Behandlung der Sklaven; den Vertrag Radamas 1820 bezieht er nur auf die Ausfuhr von Sklaven).

Zu S. 759 ff. Über die Häuser vgl. Sibree, S. 220f. 289 ff. und Audebert I, 39; Hausgeräte: Sibree, S. 232f.; Erzeugung des Feuers durch Reiben (mamósitra, miráingy): ebd., S. 232; Städte und Dörfer: ebd., S. 229ff. Während in Imerina dekorative Skulptur fehlt, findet dieselbe bei den Betsileo eine ungemein reiche Verwendung nach einem eigentümlichen Stil (Kreise in quadratischen Feldern, dazwischen Zickzack- oder Wellenlinien) in Ausschmückung ihrer Häuser und Gräber (s. Nachtrag zu S. 686) in den Verzierungen ihrer Hausgeräte, Löffel, Kalabassen, Schüsseln, ja in der Tätowierung (s. Nachtrag zu S. 757); nach Shaw (Ant.-Ann. IV, 11) sind die einfachen Muster fast identisch mit polynesischen, so die auf Löffelstielen der Betsileo mit der Ornamentierung eines geschnitzten Beil-

stieles aus Mangaia. Sibree, S. 294 ff. Kleidung der Hova Audebert I, 45. Die Betsileo, Tanala und die Stämme der Südostküste bekleiden sich vorzugsweise mit Matten aus Gras, Zozóro- (Papyrus-) Rinde und Hazondráno-Binse, die aber dem polynesischen Rindenzeug nachstehen. Sibree, S. 238. Bei den Waldstämmen gehen Männer und Frauen oberhalb der Hüften nur wenig bekleidet; dafür tragen vorzugsweise die Frauen der oberen Klassen ungemein viel Schmuckbänder an Kopf, Hals und Armen. Ebd., S. 240. Die alten Waffen der Malagassy, Speer und Schild, sind auch heute noch bei vielen östlichen und südlichen Stämmen die gebräuchlichsten; Bogen und Pfeile finden sich noch bei mehreren nördlichen im Gebrauch, in einigen Gegenden auch die Schleuder. Ebd., S. 241 f. In der Anfertigung von allerlei Metallarbeit beweisen die Männer große Geschicklichkeit; Sibree (S. 218 f.) rühmt besonders die silbernen Vasen und Ketten; die Weiber in künstlich geflochtenen Matten und Körben, sowie im Weben, obgleich die Webstühle von rohester Konstruktion. Über den Reisbau vgl. Sibree. S. 94. Unbeschränkte Gastfreundschaft erkennt auch Audebert I, 57 als Tugend der Hova an, während er sonst über ihren Charakter ungünstig urteilt; Falschheit, Verlogenheit, Verstellung seien Grundzüge desselben (S. 43); doch nennt er ihre geistigen Fähigkeiten sehr entwickelt (S. 42). Die Betsileo sollen in moralischer Beziehung über den Hova stehen, obgleich sie auch lügen und betrügen, sehr streitsüchtig sind und oft einen großen Teil ihres Besitzes in Prozessen über die geringfügigsten Dinge verschwenden (Sibree, S. 139). Die Bara sind in unaufhörlichem Krieg untereinander, mißtrauisch, gegen Fremde ungestlich, unmoralisch (ebd., S. 40), die Bezanozano dagegen wie alle Stämme der Ostküste und auch die Betsileo und Sihanaka sehr gastfrei (ebd., S. 143. 145). Die Sakalava führen ein weniger selbsthaftes Leben als die meisten anderen Stämme und sind mehr Hirten als Ackerbauer (ebd., S. 148). Über die Missionsarbeit unter allen diesen Stämmen macht Sibree auch an den angeführten Orten Mitteilung; über Licht und Schatten im madagassischen Christentum handelt er zum Schluß im 17. und 18. Kapitel. Audebert (S. 33) erkennt doch auch den Fortschritt der Hova auf dem Gebiet der Wissenschaften und technischen Fertigkeiten an und hält für ihre wichtigste Errungenschaft und solide Basis für die weitere Entwicklung, daß sie nicht bloß arbeiten gelernt, sondern auch den Wert und die Notwendigkeit der Arbeit begriffen, während die von ihnen unabhängige Hälfte Madagaskars noch in tiefer Barbarei liege.

Zu S. 777, Anm. 2. Vgl. Nachtrag zu S. 661. Bastian, Hawaii, S. 53. Heilige Sage der Polynesier, S. 126. 286 ff. Lassen (Indische Altertumskunde I, 467) suchte den Ursitz der malayo-polynesischen Rasse eher im Osten als im indischen Archipel, von dem aus sie sich aber

unstreitig nach ihren alten Traditionen über die Südsee verbreitet. Mit Unrecht beriefen sich Dumont d'Urville und Moerenhout für eine Einwanderung der Malayen aus Polynesien auf W. v. Humboldt, der bereits den ursprünglichen altertümlichen Typus der Südseesprachen erkannte, den die Polynesier aber gerade durch ihre Wanderung nach der isolierten Südsee rein erhalten konnten; wenn man sich weiter für die Wanderung von Osten nach Westen auf Meeresströmungen und Passatwinde berief, so sind nach La Pérouse und Kapitän Fitzroy in der betreffenden Südseezone Westwinde ebenso häufig als Ostwinde (Waitz V, 1. S. 2. 7f.). Die im nächsten Bande zu behandelnden Wandersagen der Polynesier weisen zurück auf einen weit im Westen gelegenen Ursitz, die Insel Hawaii, Sawaii, Havaiki, Avaiki; dieser dann auch verschiedenen Inseln in der neuen Heimat, der Südsee gegebene Name ergibt sich als identisch mit Java, wie von den Arabern die Sunda-Inseln überhaupt genannt wurden (die Molukken heißen Kleinjava [Java-Javaka] bei den Bugi, Ambon Jaba auf Ternate) und schliesslich mit Zaba oder Saba in Südarabien, da die Javaner nach ihrer Tradition (Raffles, History of Java II, 65) vom Roten Meer (Mira Laut) zu Schiffe längs der Küste Vorderindiens, das damals noch mit den Sunda-Inseln zusammengehangen habe, hergekommen sind. Nach Agatharchides (Bastian, S. 287) brachten die Sabäer die Gegenstände des indischen Handels in die Emporien an der Malabarküste. Wenn nach einer andern Sage der Javaner (De Barros bei Raffles I, p. XXI) die ersten Bewohner ihrer Insel Siamesen gewesen sind, so erklärt dies Waitz (V, 1. S. 5) aus der Neigung, die eigene Abstammung auf ein mächtiges Volk zurückzuführen, führt jedoch auch (S. 4) die Behauptung gebildeter Bugis an, dass viele der ostindischen Inseln ihre Bevölkerung ursprünglich von Siam und Kambodja erhalten und die Sprache von Kochinchina nur ein Dialekt ihrer eigenen Sprache sei (Dalton bei Moor, Notices of the Ind. Archipelago [1837], p. 46), und, wenn er dagegen geltend macht, dass nach Logan (Journal VI, 654) seit den ältesten Zeiten das Becken des Ganges und ein grosser Teil Hinterindiens von Völkern bewohnt war, die den Malayo-Polynesiern verwandt waren, und (S. 5) dabei stehen bleibt, dass die Malayensprachen keine Verwandtschaft zu den einsilbigen Sprachen Hinterindiens besitzen, so erkennt er doch die physische Ähnlichkeit der Malayen mit den Indochinesen in Siam, Birma, Kochinchina an und nimmt deshalb (S. 6) an, dass die Bevölkerung der ostindischen Inseln von Südostasien zuzeiten einen kleinen Zuschuss erhielt. Dies reicht freilich nicht aus, jene physische Ähnlichkeit zu erklären; dieselbe nötigt vielmehr, auch für jene Südasiaten und die Malayo-Polynesier einen gemeinsamen hamitischen Ursprung anzunehmen. Dass die afrikanischen Fulbe oder Fulah zur malayo-polynesischen Rasse ge-

hörten und innerhalb dieser den Javanen zunächst ständen, hat namentlich d'Eichthal (Hist. et origine des Foulahs, in den „Mém. de la soc. ethnol.“ I) nachzuweisen gesucht, nach Waitz (II, 458) mit vergeblicher Mühe; doch gesteht dieser, daß die Gegenwart einer malayischen Bevölkerung auf Madagaskar jene Kombination einfach und naheliegend erscheinen lasse. Schiefe Augen ostafrikanischer Stämme haben wir auch S. 1141. 1146 erwähnt. Der Arzt Lamprey (in den „Transactions of the Ethnological Society of London“ 1868) hat auf einige Ähnlichkeiten hottentottischer Schädel mit chinesischen aufmerksam gemacht, die die Abfertigung im „Globus“ XV, 281 ff. ebensowenig verdienten, als ebenda die von Lepsius behauptete Verwandtschaft der Hottentotten mit den Ägyptern. Auch Keane im „Journal of the Anthropological Institute“ (1880) IX, 258 läßt die malayische Rasse nicht mehr als eine für sich bestehende gelten, sondern Kaukasier in vorhistorischer Zeit nach Hinterindien und Polynesien kommen. Über die wichtigen kranilogischen Untersuchungen Krauses, wodurch unsere Auffassung von den Verwandtschaftsverhältnissen der Völker faktisch nur bestätigt wird, verweisen wir auf Nachtrag zu S. 860. Anklänge polynesischer Wörter (aus Mosblech, Vocabulaire Océanien [1843] und F. Müller II, 2. S. 24. 37 f.) an akkadische (aus Haupt, Die Akkadische Sprache [1883]) fehlen nicht; vgl. akk. ana, pol. ani, Himmel; akk. na, nu, hoch sein, pol. una, hoch; akk. a, pol. wai, Wasser; akk. ka, pol. haha, Mund; akk. gha, pol. ika, ia, Fisch; akk. aka, sumer. am, pol. maimai, makimaki, lieben; akk. tila, pol. ola, leben; akk. ma, mu, pol. naminami, nennen; akk. gaê, sumer. maê, pol. au, vau, ich; akk. zaê, pol. koe, ôe, du; akk. ene, pol. ia, ne, er; akk. nê, dieser; pol. nei, hier; tenei, lenei, heni, dieser; akk. as (Lenormant id), pol. tasi, kahi, 1; akk. taba (? Lenorm. kas), pol. ua, lua, rua, 2; akk. tattaba, tattava, pol. fa, a, ha, 4. O. Donner im Anhang zu Haupts Vortrag zieht auch bereits Berührungen des Akkadischen mit afrikanischen Sprachen inbetracht, während er die mit den uralaltaischen sehr reduziert, ohne ihre ursprüngliche Verwandtschaft aufzugeben. Die Pluralbildung im Mafor stimmt mit der akkadischen überein (Haupt, S. 13).

Zu S. 782, Anm. 3. Nunmehr behandelt F. Müller, Sprachwissenschaft III, 1 (1884) eingehend nach den Sprachen der Nuba- (S. 1—105) die der Dravidarasse und zwar als dazu gehörig 1) die Sprachen der Kolh-(Vindhya-)Stämme (S. 106—135) mit Suffix-Agglutination, daneben Infixbildung, durch welche, sowie durch den Bau des Verbum, den Dual, die Unterscheidung exklusiver und inklusiver Form der ersten Person Dualis und Pluralis beim Pronomen und Verbum, die vigesimale Zählmethode sich die Kolhsprachen wesentlich von den dravidischen unterscheiden (S. 106 f.),

während die eigentümlich abgebrochenen Explosivlaute auch im Chinesischen und Samojedischen (S. 107), die Infixbildung auch auf dem Gebiet der malayischen Sprachen sich findet (S. 109); 2) die Sprache der Sinhalesen (S. 136—161) auf dem der Sage nach zu Buddhas Zeit von Ariern eroberten Ceylon (S. 137; vgl. Lassen, Indische Altertumskunde [1847] I, 198; Virchow, Über die Wedda von Ceylon [1881], S. 16), die F. Müller nach Absonderung der arischen Schicht zwar mit E. Kuhn (Sitzungsber. der K. bayr. Akademie d. Wissenschaft. 1879, S. 399 ff.) zwar als eine für sich stehende Sprache ansieht, die jedoch mit den Dravidasprachen die eigentümlichen Zerebrallaute gemein hat (S. 136), zur Deklination des Nomen Suffixa verwendet und in dem einfachen unentwickelten Bau des Verbum z. B. an das Samojedische erinnert (S. 137), während sie nach Cust (Sketch of the languages of East India [1878], p. 63) und Tylor (Anfänge der Kultur I, 51) eine arische Sprache mit dravidischen Wörtern im Weddadialekt ist; auch nach Virchow (a. a. O., S. 129) lassen sich unter den Resten der älteren dravidischen oder vielleicht schon vordravidischen Stämme Vorderindiens Analogieen mit den Wedda nachweisen, während er den Zusammenhang der Wedda mit den Malayan noch als offene Frage behandelt und die von Topinard (L'Anthropologie [1877], p. 521) behauptete australische Verwandtschaft der Wedda, Bhil, Gond, Khond, Munda, Kurumba u. s. w. nach Callamand (Revue d'anthropologie, 1878, p. 624) abweist (S. 128 f.), obgleich die Kleinheit des Gehirns nicht bloß bei den Wedda (S. 49. 130), sondern auch unter indischen Stämmen (S. 132 f) vorkommt und erst recht bei den Eingeborenen Neuhollands, auch diese wie die Wedda (S. 53) meist dolichocephal sind; 3) die Dravidasprachen (Müller, S. 162—246), welche alle fünf, einige sogar sechs Klassen von Explosivlauten besitzen (S. 162), ferner Vokalharmonie wie in den ural-altaischen Sprachen, doch in umgekehrter Weise (S. 168); die meist als einsilbig nachweisbaren Wurzeln werden durch Anfügung bestimmter Elemente weiter entwickelt, die leicht ablösbar sind und gleichwie die wortbildenden Elemente aller agglutinierenden Sprachen eine bestimmte Bedeutung haben, die sich in einzelnen Fällen noch nachweisen läßt (S. 172, wo auch über den Ansatz zur Auffassung des Geschlechts). Vgl. das von uns S. 788 f. 794 f. Bemerkte.

Zu S. 784f. Auch Gerland (VI, 555 f.) hält entschieden fest an einer Zusammengehörigkeit der melanesischen Sprachen mit Berufung auf v. d. Gabelentz, beklagt freilich auch den Mangel weiteren Materials, führt aber noch Folgendes an: Aus Cheynes (Description of isl. of the W. Pacific [1852], p. 187 sqq.) unsicherem Wortverzeichnis von Eddystone kann man einzelne Anklänge an das Bauro herauslesen. Die Sprachproben von Vanicoro,

die Gaimard bei d'Urville (Voy. de l'Astrolabe V, 338 sqq.) giebt, stellen auch diese Insel in die Reihe der melanesischen Sprachen. Jukes (Narrative of the surveying voyage of H. M. S. Fly, 1847) giebt ein Wortverzeichnis von der Insel Errub (Darnleyinseln) in der Torresstraße (Latham, Elements of comparat. Philology [1862], p. 334) und Macgillivray von Inseln der Louisiade (ib., p. 335), in denen wir sehr auffallende Gleichheiten mit den Sprachen von Bauro und Gera, aber auch anderen melanesischen Sprachen sehen; auch an das Eddystone, wie es Cheyne giebt, klingen sie an. Während nach Macgillivray die Idiome der Louisiade unter sich verwandt sind, zeigen sich auch mancherlei Berührungen mit der Nordküste von Neuguinea und mit Neuirland (Macgillivray, Narrative of the voyage of H. M. S. Battlesnake [1852] I, 233). Auch die neuguineischen Wortverzeichnisse bei Marsden (Misc. works, 1834), Sal. Müller (Reizen [1857], p. 113 sq.), Modera (Verhaal van eene Reize naar en longs de Zuid-westkust van Nieuw-Guinea [1830], p. 115 sq.), Ottow (Neuguinea, S. 202 f.), Wallace II, 442. 444 f., zu denen jetzt auch die von Rosenberg (Der malayische Archipel [1879], S. 598 ff.) kommen, wo sich auch Wurzelverwandtschaft papuanisch-neuguineischer und malayischer Worte bekundet, zeigen Übereinstimmungen mit den übrigen melanesischen Sprachen (so z. B. in dem Wort für „Mond“ (Gerland, S. 615), und für einen „Monsun“ (S. 617 f.). Doch erkennt auch Gerland an, daß das ganze melanesische Gebiet sprachlich in hohem Grade zerklüftet ist, und sagt, daß die Sprachen dieser Völker dieselbe Variabilität zeigen wie ihr Äußeres. Was Wallace (II, 411 f.) als die typische Papuarasse hinstellt und zwar für ganz Melanesien (S. 419), widerspricht in dieser Allgemeinheit nach Gerland (S. 553) den Zeugnissen der glaubwürdigsten Reisenden. Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans [1875] I, 362) nennt als grammatische Eigentümlichkeiten des Melanesischen den Trial, das quinäre Zahlssystem, die Verwendung von Zahlwörtern und Konjunktionen als Verba. Gerland (S. 619) unterscheidet drei Stufen des melanesischen Zahlsystems, das ursprüngliche trinäre, dann das quinäre, dann bis 10, ja 20 (auf Mare).

Zu S. 786. Nach Latham findet sich eine gute Anzahl echter australischer, tasmanischer und papuanischer Worte in malayischen Vokabularien wieder (Jukes II, 316 sqq.), was freilich nach Hellwald (S. 51) noch der Bestätigung entbehrt. Die Sprache der Eingeborenen Neuhollands ist oft als völlig roh dargestellt worden; man hat sie mit Vogelgezwitscher verglichen; andererseits aber hat man ihr eine Vollkommenheit zugesprochen, die sie über die Sprachen von Kulturvölkern stellen würde. Daß die erste Behauptung

tung völlig irrig ist, wird jedem klar, der einen Blick in eins der vielen australischen Vokabularien gethan; dafs die zweite Behauptung übertrieben ist, zeigt eine genauere Prüfung. Für den niedrigen geistigen Zustand spricht z. B. der Mangel an Kollektiven; Zusammenfassungen von Individuen in Arten kennt man nicht; noch mehr fehlt es an Ausdrücken für abstrakte Begriffe. Ihre Gesänge enthalten ebensowenig wie ihre Umgangssprache etwas, das einer Metapher nur annähernd gleichkäme. Sie zählen nur bis vier und gerade der Redeteil, durch den die Sprache erst zur eigentlichen Rede wird, das Zeitwort ist am wenigsten ausgebildet. Jung in „Natur“ 1878, 5. März. Auch Eyre (II, 392) behauptet, es gäbe kein allgemeines Wort für Baum, Fisch, Vogel u. s. w. Doch ist dies nach Sturt (bei Gerland VI, 763) keineswegs allgemein richtig. Einige Stämme zählen nach den Angaben bei Gerland (S. 764f.) bis fünf, andere bis vier, die meisten nur bis zwei; doch auch nach Gerland beweist die Zählmethode nicht viel für den Bildungsstand der Stämme; denn sie bilden aus den wenigen Grundzahlen durch Komposition eine ganze Reihe höherer Zahlen. Vgl. Hellwald, S. 20 ff. 50; Max Müller, Ursprung der Religion, S. 80 ff. Doch findet auch er (Essays II, 585) in den tasmanischen Dialekten (nach Milligan) Abstraktion und Generalisation nur in geringem Mafse. Auch nach Gerland (VI, 706f.) sind alle bekannte Sprachen Neuhollands gleiches Baues und gehen auf eine Grundsprache zurück, die sich aber in zahlreiche Einzelsprachen bzw. Dialekte aufgelöst hat; dafs die ferneren Sprachen viele Verschiedenheiten zeigen, begründet Grey (Library II, part 1: Australia) richtig in dem blofs mündlichen Leben dieser Sprache, in der fehlenden Verbindung der Völker, der gänzlich anderen Natur; die grofse Verschiedenheit benachbarter Sprachen und das Verständnis derselben durch Andersredende klärt Grey wenigstens teilweise auf durch die Menge von Synonymen, von denen häufig der eine Stamm den einen, den andern Ausdruck braucht, obgleich beide Stämme beide verstehen; aber mehrfach sind auch fernere Sprachen im Wortschatz einander näher verwandt als Sprachen von Nachbarvölkern; nach Mitchell (Three expedit. II, 335) ist die Verwandtschaft von Westen nach Osten viel stärker, als von Norden nach Süden; doch besteht auch letztere ganz unzweifelhaft (Macgillivray I, 145; II, 330f.) Auch die Sitten gleichen nach Eyre (Discoveries in Centralaustralia [1845] II, 393) einander mehr von Westen nach Osten, als von Norden nach Süden; nach Grey steht indes der Westen dem Süden sehr nahe, dem Osten ferner. Da die Eingeborenen des ganzen Kontinents auch körperlich einander nahe stehen, weist Gerland (S. 707) die Annahme mehrerer Menschengespezie in Neuholland (Hombron in d'Urville, Voy. au Pole Sud [1841], Zool., p. 307 sqq.) entschieden ab. Nach

Eyre (II, 405) ist die Nordküste zuerst bevölkert worden; Gerland (S. 708) stimmt ihm hierin zu, da ihre Bewohner körperlich und geistig am besten entwickelt seien, hält jedoch Untersuchungen über den ursprünglichen Wanderungsweg der Bevölkerung bei dem beständigen Umherziehen der Stämme für schwierig. Zu den Eingeborenen Neuhollands zählt er (S. 706. 711) noch die Kavvarega auf den Inseln des Prinzen von Wales in der Torresstraße, die mit den Papua in derselben in unmittelbarer Berührung stehen. Nach Jukes (I, 153) reden die Stämme am Kap York eine verwandte Sprache mit der auf den Inseln der Endeavourstraße, auf den Murrayinseln, auf Masid und Errub, lauter Inseln östlich vom Eingang in die Torresstraße, was nach Peschel (S. 342) auf Einwanderung von Neuguinea zurückweist, die schon Cook (Reisen I, 122. 139 ed. Steger) annahm. Vgl. unsere Ausführungen S. 800f. und Nachtrag zu S. 814.

Zu S. 791, Anm. 1. Vgl. Reinisch, Der einheitliche Ursprung der Sprachen, S. 351: Teda turki besingen, erzählen; Hausa waka; Bagr. aka; Wolof way; Mah. iya singen, sagen; Dinka wiok; Bari kotok; Fula udruko; Kulf. agal, awal; Dong. agil; Mahasinuba ak Sprache, Wort, Rede, Mund; Sanskrit va(1)k sprechen, ark preisen; yaks und yaj ehren; vocare; ἔπος, εἶπον; Lit. sakyti, althochdeutsch sagjan sagen. Ebenso besteht in den afrikanischen und erythräischen Sprachen ein inniger Zusammenhang zwischen den Ausdrücken für „sagen, erzählen, singen“ und „tanzen, sich freuen“, weil Gesang fast immer mit Tanz verbunden wird.

Zu S. 793, Anm. 1. Fin polysynthetischer Charakter zeigt sich auch in Bildungen der Kaffernsprache; vgl. Döhne bei Wagemann, Geschichte der Berliner Mission II, 2. S. 11.

Zu S. 799 ff. Vgl. S. 775f. 781f. 786f. mit Nachtrag; S. 828, Anm. 4. Das physische Gesamtbild der Neuholländer S. 800, Anm. 1 nach Hale (Ethnogr. Unit. Stat. Exposit., p. 107) bei Gerland VI, 708; eine eingehende quellenmäßige Beschreibung der einzelnen Stämme giebt Gerland, S. 709—718; malayischer Einfluss an der Nordwestküste ebd., S. 709f. 761f.; künstliche Schädelformung S. 716. In Neusüdwaies legt man nach Bennet neugeborene Kinder rücklings auf die Erde und drückt die Stirn derselben einmal zusammen, welche Sitte allerdings nach R. Dawson nicht allgemein ist; am Kap York drückt man nach Macgillivray (I, 189; II, 12) Stirn und Hinterhaupt mit der Hand flach; auch die Nase wird nach Wilkes (Unit. Stat. Exposit. II, 185) den Kindern bis nahe an der Wurzel eingedrückt. Nach Dawson (bei Gerland, S. 714) sind die Neugeborenen am Bogasee stets hell kupferfarbig, nach Jung („Natur“ 1878, 5. März) die der Narinjeri fast so weiß wie die von Südeuropäern, nur mit einem mäfsig schwarzen Fleck auf der Stirn,

der sich in wenigen Tagen über den ganzen Körper verbreitet. Auch die Brachykephalie ist nach Topinard (*Revue d'anthropol.* 1872, p. 307) unter den Neuholländern nicht vereinzelt. Die Kleinheit des Gehirns (Hellwald, S. 11) erklärt sich aus den ungünstigen Existenzbedingungen; vgl. über dieselben S. 781, Gerland VI, 721 ff. Die Kapazität der Hirnschale beträgt nach Lucä (*Morphologie der Rassenschädel* [1864] II, 45) bei Australiern 1186, bei Negern 1344, bei Chinesen 1482, bei Deutschen 1531 Kubikcentimeter; auch Broca setzt das Gehirn des Australiers als das kleinste = 100, das des Negers = 112, das der weißen Rasse = 125 (Peschel, S. 69; „*Natur*“ 1884, S. 43); doch vgl. über die Ungenauigkeit der Berechnungsmethode des Hirngewichts aus dem Maß der Schädelkapazität von Bischoff, *Das Hirngewicht des Menschen* [1880], S. 66. Nach Virchow (*Wedda*, S. 130) kommt der Methode wenigstens ein approximativer Wert zu. Der Schädelumfang der Australier steht dem der Europäer nicht nach infolge weit stärkerer Knochen (Hellwald, S. 12).

Zu S. 802f. Nach Gerland (VI, 796) glaubt man freilich nur an wenigen Stellen Neuhollands an ein gutes Wesen; so in Südaustralien nach Köler (*Monatsberichte der geogr. Gesellschaft zu Berlin* 1850, S. 148) und Byrne (I, 375), in Neusüdwaales nach Cunningham (S. 181) und Byrne (I, 279) und im Innern des südöstlichen Teils (*Ev. Miss.-Mag.* 1860, S. 250); Cunningham nennt den guten Gott Koyan, den bösen, der namentlich Kinder frisst, Potoyan, dessen Stimme — Gerland (S. 801) erinnert an ganz gleichen polynesischen Glauben — ein leises Flüstern ist, welches nachahmend ein Kolonist einen ganzen Haufen Eingeborener in die Flucht scheuchte; Feuer vertreibt ihn (wie den Wandong im Osten [= Koen am Hunter, Tulugal und sein Weib am Murua], Hale, S. 111); aber eine im Kreis geschwungene Fackel zieht ihn herbei. Nach Howitt (S. 191) sind die Mythen von der Schöpfung, die doch nach ihm mit Tänzen vor Götterbildern gefeiert wird, und von der Flut aus europäischem Einfluß erwachsen; Gerland (S. 798) erinnert dagegen an ähnliche Mythen in Polynesien; vgl. unten S. 826f. Nach Byrne (I, 376) empfangen im Süden Idole von Holz, Rinde und Stein Opfer; Gerland (S. 804) vergleicht damit die 18 Zoll langen mit Rinde bedeckten Steine, die Flinders (II, 172) auf einer der Pellewinseln (Carpentariagolf) fand als Zeichen eines Fetisches oder Grabmals; vgl. Falkenstein, *Geschichte der Entdeckungsreisen* V, 15. Siehe auch über Steinkult unten S. 834. 839.

Zu S. 804, Anm. 2. Vgl. unten S. 841; Teichelmann-Schürmann, *Vocabulary*, p. 12. 51 bei Gerland VI, 794f. 801 (kuinyunda = todbringend, im südlichen Neuholland; man glaubt,

dafs Kuinyo die Bahre eines heimlich Ermordeten auf Fragen nach dem Mörder im Bejahungsfalle bewege).

Zu S. 806, Z. 4. Nach Peron (Voyage, 1824; Übersetzung I, 462 bei Gerland VI, 799) hielten die Eingeborenen die blauen Berge für unersteiglich; es wohne eine furchtbare Gottheit daselbst, welche Sturm und Gewitter schicke (nach Gerland der zu Port Linkoln gekannte Donnergott); jenseit der Berge aber sei ein großes Meer, wo weiße zivilisierte und bekleidete Menschen wohnen (nach Gerland das Luftmeer mit den es bewohnenden Geistern).

Zu S. 808. Wilhelmi (Sitten und Gebräuche der Port-Linkoln-Eingeborenen [1870], S. 32) knüpft die von uns Z. 11 ff. erwähnte Sage an Palgalanna; die der Kavrarega (s. Nachtrag zu S. 786) vom Riesen Adi giebt Macgillivray II, 30; nach Gerland (VI, 798) erinnern diese Sagen an die von Tangaloa und seinem Weibe te Papa, sowie an manches andere Polynesische. Er erzählt (S. 675) einen ähnlichen Mythos auch von der Insel Adie an der Nordwestküste von Neuguinea. In Gorontalo auf Celebes heisst poliamia Stern = pelua auf Engano (v. Rosenberg, S. 602).

Zu S. 809. Peiamei schreibt Gerland, S. 796, Baiamai, S. 797 nach Hale, S. 110 f., der auch das Februarfest, die weitverbreiteten Lieder und den Dararwical mit seinem Messer erwähnt.

Zu S. 811 f. Den Mythos von Pupperimbul (Hale, S. 110; Standbridge in „Transactions of the Ethnol. Soc. N. S. I, 301) vergleicht Gerland VI, 797 mit dem Schöpfungsmythos der Maori; Tarrotarro erwähnt er S. 800, die obscene Entstehung des Regenbogens (Behr, über die Urbewohner von Adelaide in „Monatsberichte der geographischen Gesellschaft zu Berlin, neue Folge“ V, 91), S. 797. In den bemalten Höhlen von Glenelg soll nach Grey (Journals of two expeditions in N. W. and W. Australia [1841] I, 261) der männlich gedachte Mond gewohnt haben; auch die Sonne, die ihn jeden Neumond tötet, soll einst auf der Erde gewohnt und vom Mond Kinder haben, wie auch ähnlich von den Sternen berichtet wird (Angas, Savage life and scenes in Australia and New Zealand (1847) I, 89; Shayer, S. 193; Salvado, S. 299); nach Salvado (a. a. O.) und King (p. 316) gelten Sonne und Mond als böse. Gerland, S. 799 f. Über den Korrobori vgl. unten S. 851 f. und Gerland, S. 751, wonach man im Süden mit religiösen Tänzen (Korrobori) aufer dem Angedenken der Toten jeden Vollmond und bestimmte Dankfeste feiert (Behr, S. 91; Leichhardt, S. 95; Bowen, S. 203). Nach Gerland (S. 755) diente der Korrobori zugleich als Friedensversicherung zwischen Stämmen (Bowen a. a. O.; Köler in „Monatsberichte der geogr. Gesellsch. zu Berlin“ 1844, S. 57); aber auch die Tänze vor den Schlachten (Shayer, S. 190)

oder nach denselben unter Mißhandlung der Feindesschädel (Macgillivray II, 7) hält er für ursprünglich religiös, ebenso die Jagdtänze, den Emu- und Kängurutanz (Darwin II, 250; Browne in Petermanns „Mitteilungen“ 1856, S. 445); um durch eine den Göttern heilige Darstellung der Tiere und Jagd die Götter gnädig, die Jagd günstig zu machen; auch sollten Tänze drohende Gespenster der Nacht verscheuchen (Shayer, S. 190). Am Port Jackson sangen die Eingeborenen von der Tagesdämmerung bis zum Sonnenaufgang einen Freudengesang. King, S. 317 bei Gerland, S. 799.

Zu S. 814 ff. Vgl. unten S. 826, Anm. 1; S. 846, Anm. 3; Nachtrag zu S. 802 und zu 828; Gerland, S. 801f.; dieser citiert über Yumburbar Macgillivray I, 151, über Wau-gul Grey II, 340, über Mārallye, den man jetzt als Menschen des zauberkräftigen Kukatastammes denkt, und die Purkabidni Wilhelmi, S. 30 ff., über die Mani (im Osten), die mit großem Geräusch ankommen, den Menschen würgen, ihm Haar und Bart absengen, King, S. 316. Auch weibliche Mani erwähnt Freycinet (II, 761) bei Gerland, S. 811. Der Mythos von der Sprachentrennung in Verbindung mit Nurrunderis anfänglichem Aufenthalt im Osten wird „Natur“ 1877, S. 524 ff. auf eine Einwanderung von Osten her gedeutet.

Zu S. 817 ff. Nach Dr. Woods in Adelaide („Daheim“ 1881, Nr. 29) läßt man alte schwache Leute einfach liegen und umkommen. Nach Wilhelmi (S. 23) werden Kranke meist gut und liebevoll gepflegt; nach Hodgson (S. 227) kommt ein Aussetzen derselben, ein absichtliches Töten nicht vor; nur wer auf einer Reise krank wird, erhält Lebensmittel und Wasser und wird verlassen (Gerland VI, 805); das Alter wird geehrt, ist frei vom Kriegsdienst, erhält die beste Nahrung, und Hilflose werden treu gepflegt (Grey II, 248; Salvado, S. 353; Köler in „Monatsberichte der geogr. Gesellsch. zu Berlin“ 1850, S. 148; Hale, S. 113; Barrington, S. 23; Mitchell, Three expedit. II, 340; Gerland, S. 781). Doch führt Gerland (S. 782) ein Beispiel vom Gegenteil bei Eyre (I, 40), sowie dessen Bemerkung (II, 316) an, daß die Verehrung nur so lange dauere, als Geistes- und Körperkraft ungeschwächt sei, während alte Leute, wenn sie anderen zur Last sind, verlassen würden. Gerland erwähnt hierbei das von uns S. 834 f. besprochene Auffressen derselben, wie Neugeborener, als Zeichen der Anhänglichkeit. Den Namen Toter auszusprechen (vgl. unten S. 823), war nach Gerland (S. 795) so streng tabu (kuinyunda (siehe oben), im Norden adzar, Macgillivray I, 150; II, 303. 610), daß sogar die Appellativa, von denen ein solcher Name stammte, aus der Sprache schwinden mußten (Eyre II, 354; Wilhelmi, S. 23; Stanbridge I,

289f.; Angas II, 227); nur in einigen Gegenden nannte man ihn noch, aber höchst selten und ganz leise (Angas I, 94); nach Hüber (im „Bull. de la Soc. de Geogr.“ 1865, p. 429 bei Gerland, S. 811) fürchtet man den Toten durch Nennung seines Namens herbeizurufen. Was die Totenbestattung betrifft, so haben wir noch S. 849 kahnartig ausgehöhlte Särge erwähnt, die zur Vorstellung (zu Port Linkoln) des Jenseits als einer fernen Insel (Wilhelmi, S. 28f.; Angas I, 108 bei Gerland, S. 810) vielleicht in Beziehung stehen. Nach Mitchell (II, 112 bei Gerland, S. 807) sind die Gräber am Murray und Murrumbidgee gut gedeckte Hütten, die in einem kahnartigen Unterbau stehen, auf den man nach Angas (I, 60. 94) jung verstorbene Krieger in Matten und Netzwerk gewickelt (nach Verstopfung der Leibesöffnungen zur Aufhaltung der Verwesung) setzt, während man alte Leute in Bäume steckt, die jedoch nach Stanbridge (I, 298f.) wie die Zauberer mit vielen Zeremonien besetzt werden. Gerland (S. 806ff.) giebt noch Mehreres über verschiedene Bestattungsarten: Man zündet in dem schmalen Grab zuerst ein Feuer an, um alle bösen Zauber zu entfernen, befestigt dann darin auf einer Laubschicht die langausgestreckte Leiche und bedeckt sie mit Laub, an das man das Blut von den Trauerwunden wischt, und Erde, die zu einem Hügel zu Häupten und Füßen jener aufgehäuft wird; außen wird das Grab oft mit Laub geschmückt (King, S. 316; Grey II, 327ff.). Öfter wird es mit roter Erde bestreut, eine Hütte darüber gebaut und an ihre Thür die zerbrochenen Speere des Toten gelegt, drei Bäume vor derselben mit Einschnitten und roh eingeritzten, rot bemalten Figuren versehen zum Zeichen, daß der Tote gerächt sei (Grey I, 323; II, 330sq.; vgl. unten S. 832. 840f.). An Georgs-Sund (ebenso nordwärts von den Seen, Angas I, 86) wird der Tote sitzend mit gekreuzten Armen, aber auf die Seite gelegt begraben, den Kopf nach Osten (Nind im „Journal of the R. Geogr. Soc.“ I, 46; Grey II, 325; Angas I, 94; Browne, S. 453; Salvado, S. 360); im Süden richtet man den Kopf nach Westen (Eyre II, 349). Die Waffen bekommt der Tote mit ins Grab (Grey I, 336), auf dem ein Feuer unterhalten wird, damit die Seele sich wärmen könne (Salvado, S. 360; vielleicht vielmehr zur Vertreibung von Geisterspuk). Nahe Bäume werden entrindet, bekränzt und ein Ruhesitz davor angebracht; Peron (I, 78f.) sah einen solchen, der in 27 Sitze eingeschnitten war, vor diesem einen $2\frac{1}{2}$ Fuß breiten Halbkreis von schwarzem Sand, davor einen großen von weißem Sand, in dem man Kreise, Dreiecke, Quadrate mit Binsen bepflanzt und diese verbrannt hatte. Ähnliche Grabplätze hat man im Süden (Köler in „Monatsberichte“ 1844, S. 35f.) und Osten, wo die Gräber entweder freie gereinigte Plätze mit mehrfach einander kreuzenden schmalen Wegen (Mitchell I,

317) oder konische Sandhügel sind (Leichhardt, S. 34; Oxley, S. 110), mit Reiserhaken darauf, bisweilen mit einem kreisförmigen Graben umgeben (Mitchell I, 251. 260) oder mit drei Reihen halbkreisförmiger Sitzbänke davor, in der Nähe von Bäumen, mit eingeritzten Figuren; die Leiche ist in ein Opossumfell gewickelt, durch Gras und Holz geschützt, zusammengebogen, die Arme zwischen den Knien hindurchgesteckt, das Gesicht nach unten gewendet (Oxley, S. 138. 224; Sturt I, 14). Westlich von Port Macquarie wird die Leiche, in Rinde genäht, an einem Baum zehn Fuß hoch aufgehängt; die Vorübergehenden werfen Holzstücke darunter, die später angezündet werden, wobei auch jene verbrennt (Breton, S. 228). Verbrannt werden nach Angas (II, 227) und Barrington (S. 27) nur die Alten in Neusüdwaales und ihre Asche, sowie die jungen Leute begraben, im Südosten und an Portlandsbai alle Toten, indem man sie in hohle Bäume steckt, die man anzündet (I, 97; „Globus“ XIII, 84). Nach Stanbridge („Trans. ethnol. Soc.“ N. S. I, 298 sq.) verbrennt man in Viktoria nur die an ekelhafter Krankheit Gestorbenen, nach anderm Bericht („Australia felix“, p. 139) auch kleine Kinder, während man die Alten einfach begräbt. Angesehene werden in sitzender Stellung an der Luft getrocknet und dann in hohle Bäume gesteckt, was mit anderen gleich geschieht. Man bewahrt die Leichen in ihren Gräbern sehr sorgsam, damit böse Geister sie nicht holen (Bennett I, 126; Macgillivray I, 148). Auch in Höhlen (in denen zu Port Linkoln die Seelen wohnen; Wilhelmi, S. 34 bei Gerland, S. 811) setzt man die Toten bei. Im Norden läßt man die Toten liegen, bis sie verwest sind; dann bemalt man ihre Gebeine rot und schleppt sie lange mit sich herum, bis man sie in einem hohlen Baume oder Grabe beisetzt, über das man einen niedrigen Hügel und Steine häuft; bisweilen steckt man einen Stab an jede Ecke (Macgillivray I, 49; Earl in „Journ. R. Geogr. Soc.“ XVI, 240; Wilson, S. 143). Die Schädel der Verstorbenen gebraucht man im Süden öfter als Trinkgefäße (Angas I, 94; Eyre II, 345; vgl. unten S. 847); auch die Haut angesehener Männer wird bisweilen aufbewahrt (Hodgson, S. 225; d'Urville, Voy. de l'Astrolabe I, 520; Lang, S. 424; Field, S. 72). Gerland VI, 806: Die Hütte, in der jemand gestorben, reißt ein altes Weib in Stücke (Grey II, 317f.); zur Trauer verwundet man sich (ebd., auch S. 232. 335; Cook, Erste Reise III, 235 u. s. w.) und bemalt sich Gesicht und Brust weiß (Grey I, 145; Eyre II, 353; Macgillivray I, 148) oder schwarz (Grey I, 250) oder trägt ein weißes Band um die Stirn (Mitchell I, 169). Der trauernde Bruder wohnt oft bei einem Toten, bis derselbe ganz verwest ist (Mitchell II, 71 bei Gerland, S. 781). Der Glaube an Unsterblichkeit ist nach Gerland (S. 809) nur selten erloschen (Hale, S. 112);

Geister erscheinen besonders an den Gräbern (Grey II, 336). Die Seele im Süden immateriell, vom Körper getrennt gedacht (Eyre II, 350), so klein, daß sie durch ein Nadelöhr geht und ohne Nahrung leben kann (Wilhelmi, S. 28); Gerland (S. 811) scheint der Same als ihre Verkörperung gedacht; yitpi heißt um Adelaide der Same, yitpi-tukutya (kleiner Same) die Seele (Teichelmann-Schürmann, s. v.). Furcht vor den Geistern, die Feuer verscheucht (Grey I, 340 u. s. w. bei Gerland, S. 802). Die Vorfahren veranlassen auch Glücksfälle z. B. das Stranden eines Walfisches (Freycinet II, 761 bei Gerland, S. 811). Viele Europäer für Revenants gehalten, z. B. Grey (I, 301 f. bei Gerland, S. 809 f.), auch Oxley (S. 236; Gerland, S. 801). Geistermärchen bei Wilhelmi, S. 34, Grey II, 363, Gerland, S. 759.

Zu S. 825, Anm. 3. Hale, S. 111. Gerland, S. 800.

Zu S. 826, Z. 9. Salvado, S. 209. 298.

Zu S. 827. Vgl. oben S. 807. Über Sternbilder und Zeitrechnung Gerland, S. 763: Die Zwillinge heißen der schwarze Mann und seine Frau, deren Heldenthaten besondere Lieder feierten (Lang, Polyn. nation, p. 247); ein roter Stern Vater des Orion (Shayer, p. 193); Orion Jünglinge auf der Kängurujagd (Freycinet II, 758; Teichelmann-Schürmann, S. 37. 47. 55. 56. 62; Stanbridge in „Trans. Ethn. Soc.“ N. S. I, 304). Zeitrechnung nach dem Stand des Mondes (Petermanns „Mitteilungen“ 1862, S. 80), nach Nächten (Freycinet II, 758); Jahreszeiten (sechs mit verschiedenen Namen, Salvado, S. 303). Nind in „Journal of the R. Geogr. Soc.“ I, 48), nach dem Stand der Sterne bestimmt (Sturt II, 138). Sternschnuppen gelten im Norden als Kinder der Sterne (Macgillivray II, 30; Gerland, S. 799). Yura im Fluß der Milchstraße straft auch Vernachlässigung der Beschneidung (Teichelmann-Schürmann, S. 31. 44sq. 56. 62). Die jagenden Jünglinge des Orion heißen Tinniinyaranna, die Wurzeln grabenden Mädchen des Siebengestirns heißen Mangkamangkaranna; ihre Eltern sind zwei helle Sterne in der Nähe. (Ebd., S. 37; Gerland, S. 800). Sternschnuppen, Kometen bedeuten Unheil (Wilhelmi, S. 32; King, S. 316; Freycinet II, 703; Gerland, S. 802, der dabei nach Macgillivray [II, 30] bemerkt, daß auch Niesen etwas bedeutet, Knacken in den Gelenken aber, daß jemand einem Gutes wünscht). Der Wilto ist ein mythischer Vogel und ein bestimmter Stern (Teichelmann-Schürmann, S. 9; Gerland a. a. O.). In Neusüdwaales glaubt man, daß die Seelen in den Wolken weiter leben (King, S. 316), wie man auch dachte, die ganze Bevölkerung sei einst von Westen her aus den Wolken ge-

kommen (Palacky, Australien [1866], S. 80), im Süden, daß sie zu Sternen würden (Howitt, S. 192; Gerland, S. 809).

Zu S. 828. Geschichten von fabelhaften Tieren, riesigen Schlangen u. s. w. erwähnt Grey (I, 214sq. bei Gerland, S. 759), Tarrotarro (oben S. 811), Nganno (oben S. 814), Tarinda (rotes Känguru als Behausung eines Geistes im Westen nicht gegessen nach Howitt, *The history of discovery in Australia* [1865] II, 124), sowie vielfache Verwandlungen von Menschen in Tiere (Köler in „Monatsberichte“ 1850, S. 148; Wilhelmi, S. 33f.) Gerland, S. 800. Über das Kobong handelt Grey II, 228sq., über verbotene Speisen ebenda und S. 86. 237. 257. 275. 281. 282; Mitchell, *Three exped.* II, 29; Gerland, S. 795, der zugleich anführt, daß keine schon Samen tragende Nahrungspflanze ausgegraben werden darf (Grey II, 236sq.) Habicht Seelenräuber. Teichelmann, S. 9; Gerland, S. 802.

Zu S. 830 ff. Über die Zeremonieen, die die heranwachsenden Knaben durchmachen müssen, bevor sie selbständig werden, giebt Gerland (S. 783 ff.) noch Folgendes: Die Beschneidung ist üblich im Süden (Eyre I, 212), im Innern (Sturt I, 210. 274), im Norden und Nordwesten (Leichhardt, S. 359; Grey II, 343; Flinders II, 138. 212; Macgillivray II, 14), doch nicht im Südwesten und Osten. Im Süden erst einige Jahre nach einer andern Zeremonie, wobei den Knaben die Augen zugehalten werden unter seltsamen Formeln und dem Brummen eines an einem Seil geschwungenen Holzes, dem Zeichen für Weiber und Kinder, sich fern zu halten; dann färbt sich der Knabe das Gesicht schwarz und darf drei Monate nicht laut sprechen (Schürmann bei Wilhelmi, S. 23f.), „als ob in dieser Zeit ein Gott in ihn stiege“. Die Beschneidung selbst gilt als durchaus religiös, unbeschnitten ist Schimpfwort (Teichelmann-Schürmann, S. 38). Die zu beschneidenden Knaben im Osten mit Fett gesalbt und rot bemalt (ebd., S. 20). Beschneider (Turlo) ist der nächste Verwandte; er wird mit Gewalt herbeigebracht, auf die Erde gelegt und mit Staub gerieben, dann an den Ohren emporgehoben unter lautem Geschrei, um ihn von seiner angeblichen Bezauberung aufzuwecken (ebd., S. 36). Auch nach Shayer (S. 191) wird der Beschneider gewaltsam herbeigebracht, die Knaben mit Ruten gepeitscht, auf die andern, die sich nach feierlichem Zuge auf die Erde legen, hingesetzt und beschnitten; die Flügel männer des Zuges haben mythische Namen; einer heißt parna, Stern (der den Herbst anzeigt, Teichelmann-Schürmann, s. v.). Die Zeremonieen variieren nach den Stämmen; nach Eyre (I, 212) wird des Jünglings Haar, auf eine besondere Art geflochten, in einem Netz und der Penis, der von unten bis zur Urethra gespalten wird, wie es die auf einer Insel wohnende Gottheit Midhalla (vgl. Jura

oben S. 827) eingeführt haben soll, bedeckt getragen in diesen Monaten. Im Süden folgt dann bei den Jünglingen von 18—20 Jahren die Tätowierung mit Narben unter dem Wehklagen der Weiber, die jedoch nicht zugegen sein dürfen, während jene, auch mit Blut am Arm sich verwundender Festgenossen bespritzt, keinen Schmerzenslaut äußern, neue Namen und dann unter andern eine Opossumschnur um den Hals erhalten, deren Abnahme nach 4—5 Monaten unter nochmaliger Besprengung mit Menschenblut sie zu freien Männern macht (Wilhelmi, S. 24f.; Köler in „Monatsberichte“ 1844, S. 55f.). Die um Adelaide müssen sich durch fünf Stadien zur vollen Manneswürde emporarbeiten (Eyre II, 333), die am untern Murray haben nur eine Feier (Angas I, 98). Nach Leigh (S. 151) findet die Beschneidung unmittelbar vor der Hochzeit statt; auch findet nach ihm (S. 164) um Adelaide kein Zahnausschlagen statt, nach Eyre (I, 318) auch nicht an anderen Punkten der Südküste, während Stanbridge („Transact. Ethn. Soc.“ N. S. I, 287) dieses auch von südlichen Stämmen berichtet, sowie, daß beide Geschlechter zugleich Hautnarben als Zeichen der Mannbarkeit zu derselben Zeit empfangen. Beim Goulburnstamm nördlich von Melbourne giebt der Jüngling die zwei oberen Schneidezähne, die er sich bei der Mannesweihe im Walde ausgeschlagen, seiner Mutter, die sie in einen jungen Gummibaum, den er nicht wissen darf, versteckt; nach seinem Tode wird derselbe entrindet und verkohlt (Wilhelmi, S. 27f.). Im Osten ruft nach Hale (S. 113) der Bubu im Walde die mannbaren Knaben; die Männer führen sie an einen verborgenen Platz, wo sie unter Tanzen und Fechten, abergläubischen Zeremonien und Mutproben die Mannesplichten kennen lernen. Die Küstenstämme schlagen einen Vorderzahn aus. Bei diesem Fest wird nach Hodgkinson (S. 231) der letzte fürs Leben bleibende Name gegeben. Die Zeremonien sind auch hier nach den Stämmen verschieden; etwas abweichend von Hale schildert sie Barrington (S. 12. 29) in Übereinstimmung mit Collins (S. 546. 564f.), Angas (II, 216) u. a.: Die ganze Nacht müssen die zu weihenden Jünglinge mit gekreuzten Händen knien und dürfen während des ganzen Festes nicht sprechen. Der Stamm der Camera-gal fordert hier zur Anerkennung seiner Superiorität von den jungen Leuten der anderen Stämme den obern rechten Schneidezahn, den der Operateur, dessen Namen der Eingeweihte erhält, mit dem heiligen Knochen oder Stein ausschlägt, den er in jener Nacht aus seinem Leib hervorgezogen; durch mimische Tier Tänze wird den Knaben Macht gegeben über die Hunde, Känguru u. s. w.; zum Schluß stürmen plötzlich die neuen Männer vor und jagen alles in Flucht zum Zeichen ihrer Tapferkeit; darauf allgemeine Lustbarkeit. Etwas anders ist das Fest bei den Macquarie (Angas II, 222). Nach Braim verschlingt ein böser Geist in Pferdegestalt

die, denen nicht ein Zahn ausgeschlagen ist. Doch findet sich das Zahnausschlagen nicht an der Moretonbai (Lang, S. 401; Field, S. 62), bei manchen Stämmen am Darling (Sturt I, 105; Mitchell I, 216. 256. 301); auch schwankt der Gebrauch nordwestlich von Darling (Sturt I, 274. 349), herrscht aber nördlich vom Port Macquarie (Hodgkinson, S. 230), am ganzen nördlichen Teil der Ostküste (Flinders II, 146) und im Norden (ebd. II, 146; King I, 359). Am Kap York geschieht Beschneidung und Ausschlagen des Zahns verborgen im Walde durch einen Mann im Federkleid; den folgenden Monat dürfen die Jünglinge von keinem Weib erblickt werden; dann kehren sie zu den Eltern zurück mit dem Schmuck der Festzeit, bis er abfällt, und einem Stück weißer Muschelschale vor der Stirn (Macgillivray II, 14f.). Am Port Essington schlägt man den rechten Schneidezahn, selten den linken aus; die Mannesweihe ist mit dem Einschneiden der Hautnarben verbunden (ebd. I, 146). Vgl. die Narbentätowierungen auf den Photographieen aus Queensland (Schmeltz-Krause, Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy in Hamburg [1881], S. 504).

Zu S. 835, Anm. 1. Vgl. „Globus“ XVI, 15 über das Leichenessen am Coopers Creek; auch Mütter aßen hier ihre eigenen Kinder nach dem Bericht der Missionare, ebenso nach Angas (I, 73) in Moretonbai, wie nach Stanbridge (S. 289) im Süden (Gerland, S. 748). An der Ostküste zwischen Moreton und Rockinghambai, ißt man die Leichen der Verwandten und Häuptlinge, „um ihre Tugenden zu erlangen“ (Gerland, S. 782 nach Moreton, der hier 16 Jahre lebte).

Zu S. 836 ff. Gerland, S. 803 ff.: Ganze Stämme von Zauberern glaubte man hauptsächlich im Norden seßhaft; sie flogen unsichtbar durch die Luft, senden Stürme, Krankheiten, Tod, alles Übel; schon von ihnen zu reden, schien gefährlich (Grey I, 363 f.; II, 237 ff.; Stanbridge, S. 300; Wilhelmi, S. 31 f.; Eyre II, 366; Mitchell I, 277). Zwei Leute wollten Grey (I, 363) am Gascognefluß wegzaubern. Zauberer von Profession sind es durch Besitz glänzender durchsichtiger heiliger Quarz-Steine, auch Knochen, die nur sie berühren und sehen dürfen (Grey II, 341 f.; Mitchell II, 338), aber auch beim Tätowieren gebrauchen (Teichelmann-Schürmann, S. 11); ja als Geschenk der Geister, denen sie in Ekstase (Stanbridge, S. 300) oder nachts auf frischem Grabe nahten, im Magen haben und Splitter davon in Erkrankende und dann wieder herauszaubern sollen (Salvado, S. 299; Grey II, 336 f.). Mit der Erbllichkeit des Zauberns in einigen Familien soll sich jener Quarz im Magen mitvererben (Salvado, S. 299). Dr. Woods („Daheim“ 1881, Nr. 29) erwähnt die geschickte Heilung von Knochenbrüchen durch Thonverband, von Geschwüren durch

alkalische Holzasche. Auch Gerland (S. 805) erwähnt das Unterbinden kranker Glieder als Einbinden böser Geister und neben den Zauberern noch eine besondere Klasse von Ärzten, die im Süden Mintapa (Wilhelmi, S. 22), im Norden Bilbo (Macgillivray I, 148) heißen; im Westen kurieren öfter alte Weiber (Salvado, S. 354). Bezauberung durch „Bohren“ erwähnt Wilhelmi (S. 31), durch Aneignung z. B. von Speiseüberresten, die man daher verbrennt, Grey II, 323; Leigh, S. 161. Krankheit gilt nach Howitt (S. 189) sehr gewöhnlich als Wegzauberung des Nierenfettes, das man als zauberkräftig nach Angas (I, 123) und Byrne (I, 273. 373) ermordeten, ja lebenden Feinden ausschneidet. Den Mörder zeigt der Tote selbst an (Eyre II, 344) oder ein Insekt am Grabe (Stanbridge I, 298f.; Howitt, S. 190; Grey II, 138. 326f.) oder das Werfen von Staub (Salvado, S. 358); Blutrache und endloser Streit folgen dem aus Zauberei erklärten Todesfall nach Hale (S. 115), Gerland (S. 744). Die Murup, todbringende Zauberer des Yarrastammes, erwähnt Bastian, Zur Kenntnis Hawaiis (1883), S. 64.

Zu S. 842. Nach Eyre (II, 315f.) finden sich fast nirgends Häuptlinge; was man so nennt, seien nur ältere Männer, die durch Kriegsthaten, gröfsere Zauberkunst u. dgl. allgemeines Ansehn haben und Rat, aber keine Befehle erteilen; jeder Familienvater herrsche vollkommen despotisch in seinem Kreise. Wenn Hodgson (S. 204f.) von einer Art Regierung durch die Ältesten, den Zauberarzt und die Kriegsobersten spricht, vor allgemein anerkannten Häuptlingen, die die Wanderungen leiten, Verträge schliessen, Ungehorsam strafen und das Eigentum schützen sollen, so nennt dies Gerland (S. 790f.) eine Übertreibung, erkennt jedoch an, dafs alles derartig Einflußreiche aus der Familie erwachsen ist, sowie, dafs Häuptlinge wirklich konstatiert sind an Moretonbai, wo sie großes Ansehen und unumschränkte Gewalt haben (d'Urville, Voy. de l'Astrolabe I, 509; Field, S. 62), auf der Insel Melville (wie Meinicke nachgewiesen), im Süden erbliche Stammeshäuptlinge (Stanbridge, S. 286), auch im Innern, südlich von der Halbinsel Koburg, wo sogar mehrere Stämme unter einem Häuptling stehen („Journ. R. G. S.“ XVI, 245), am Boganfluß (Mitchell I, 192), ebenso nördlich am Torrensbecken, wo der Häuptling (ein alter Mann) despotische Gewalt und als Abzeichen ein Stirnband von Emufedern hat (Petermanns „Mitteilungen“ 1860, S. 301).

Zu S. 843. Gerland, S. 792f.: Jeder Stamm hat sein scharf begrenztes Eigentum an Land und dem Wild darin; kleinere Gebiete davon gehören den einzelnen Familien, noch kleinere (im Westen auch mit den Tieren) den einzelnen Männern, die sie vom Vater erben (Grey II, 235f. u. a.) und nach Eyre (II, 297) auch verkaufen

dürfen, während sonst mit wenigen Ausnahmen (Nind, S. 38) die Vererbung, selbst der Blutrache, der Mutter folgt (Grey II, 225. 230ff. 391f.; Gerland, S. 777), im Süden und Norden auch die Weiber ererbtes Land (pangkarra, Teichelmann-Schürmann, S. 36) haben und der Erblasser auch frei disponieren kann (Stanbridge, „Trans. ethn. Soc.“ N. S. I, 286; Macgillivray II, 28). Wer an Georgsund die Raupe vom Baume eines andern isst, wird krank; um dies wie Privatrache zu vermeiden, steckt er einen Zweig bei dem Baume in die Erde, von dem er gegessen (Nind „Journal R. G. S.“ I, 34; Gerland, S. 795). Auch bei Port Essington auf der Halbinsel Koburg fällt Stamm und Familie zusammen; doch hat man hier noch eine andere Einteilung jedes Stammes in drei so streng geschiedene Stände, nach Gerland (S. 789) Rangstufen, daß sie nicht untereinander heiraten (Stokes I, 393; Macgillivray I, 151); nach Earl („Journ. R. G. S.“ XVI, 240) soll die vornehmste wenig zahlreiche Kaste vom Feuer, die zweite vom Land abstammen, der Name der dritten heißt Netzmacher; gleichbenannte Abteilungen, trotz strenger Scheidung an Recht und äußerlich gleich, nennt Wilson (S. 163) an der Rafflesbai.

Zu S. 844. In ganz Australien darf nach Gerland (S. 776) der Eidam nie den Namen der Schwieger, die Schnur nie den des Schwähers nennen und auch nie das gleiche Appellativ anwenden (Macgillivray II, 10f.; Eyre II, 339); ja in manchen Gegenden dürfen sich diese Verwandten nach der Verlobung bzw. Heirat nicht mehr sehen („Journ. R. G. S.“ VI, 421; Stokes I, 284; Stanbridge, S. 289; Wilhelmi, S. 20). Gerland, S. 771ff.: Polygamie ausnahmsweise selten bei Port Essington, wo Mädchen schon vor der Geburt verlobt (Macgillivray I, 151). Die Frau muß bei Todesstrafe aus anderm Klan sein (Stanbridge, S. 288; Grey II, 252f.; Wilhelmi, S. 19; „Journ. R. G. S.“ I, 38). Friedliches Anhalten um die Braut (Salvado, S. 313; Macgillivray II, 8) neben Entführung (Wilhelmi, S. 19f.), die, wenn wirklich gewaltsam, auch Repräsentationen ihres Stammes (d'Urville, Voy. de l'Astr. I, 454), ja Todesstrafe (Grey II, 252sq.) nach sich zieht. Strenge Zurückhaltung der Weiber (Cook, Erste Reise III, 226f.; Peron II, 250ff.; Macgillivray II, 8), Eifersucht der Männer (Grey I, 256; Salvado, S. 315); Tötung des Ehebrechers (Grey II, 252sq.; Salvado, S. 315; wenn er nicht Speerwürfen ausweicht, Stanbridge „Trans. ethn. Soc.“ I, 288) neben Verleumdung der Frauen, Gemeinbesitz der Brüder (Wilhelmi, S. 20; Eyre II, 319; Angus I, 93), Unkeuschheit der Mädchen und Witwen (Eyre II, 320; Macgillivray II, 8). Das Weib Sklavin des Mannes, grausam behandelt, hat alle schwere Arbeit zu thun (Eyre II, 319; Grey II,

252; Wilhelmi, S. 13; Köler in „Monatsberichte“ 1844, S. 52; Macgillivray II, 9; Wood in „Daheim“ 1881, Nr. 29), ist unrein während der Periode (Grey II, 344) in abgesonderter Hütte (Teichelmann-Schürmann, S. 10). Der Bruder (derselben Mutter) erbt Frau und Kinder (Grey II, 230; Salvado, S. 313; Journ. R. G. S. VI, 421). Von Zwillingen stets eins getötet (Bennett I, 122; Cunningham II, 7; Freycinet II, 747); der Säugling lebendig mit der verstorbenen Mutter begraben (Leigh, S. 159), wenn nicht adoptiert (Barrington, S. 28, vom ganzen Stamm adoptiert am Murchisonberg, Hüber „Bull. Soc. G.“ 1865, p. 430). Im Süden Albinos, Wahnsinnige, Einäugige u. dgl. hoch geehrt (Eyre II, 382; Hodgson, S. 246), während anderwärts Krüppel getötet werden (Gerland, S. 779).

Zu S. 846 ff. Vgl. Gerland, S. 735 ff. (Kleidung; Bemalung des Körpers mit schwarz, rot, gelb, weiß allgemein), 729 ff. (Wohnung), 726 f. (Erdgruben als Öfen, beschrieben von Eyre [II, 289], von Cook [Erste Reise III, 239] mit den tahitischen verglichen), 723 ff. (Nahrung), 727 (Feuerreiben, schon von Cook [III, 240] erwähnt; Yamsfelder im Westen [Grey II, 12] und im Innern [Petermanns „Mitteilungen“ 1862, S. 75]; Verbot, samentragende Pflanzen nach dem Verblühen auszugraben [Grey II, 292]), 734 f. (Geräte), 728 (Fischreusen), 742 ff. (Waffen), 732 ff. (Kähne), 759 ff. (Zeichnungen), 742 u. 745 (Rauchsignale, Schlachtlieder), 752 ff. (Gesang und Tanz), 764 (Tauschhandel im Norden), 744 ff. (Kriegführung, vielfach grausam, nur die Weiber gefangen), 749 ff. (strenge Höflichkeitsregeln, Freundschaftsbund durch Namentausch wie in Polynesien; Nasenreiben), 766 ff. (geistige Fähigkeiten vorhanden; einzelne sehr befähigte bei allen Stämmen gefunden; manche am Port Essington nach Macgillivray [I, 154 f.] über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragend; Trägheit nicht unbesieglich, Argwohn gegen Fremde, Empfindlichkeit, Stolz, Begehrlichkeit, Veränderlichkeit der Stimmung, Beweise auch von Mitleid, Dankbarkeit, Treue). Aus Schmeltz-Krause, Die ethnographisch-anthropologische Abteilung des Museum Godeffroy in Hamburg (1881) sei hier nur Folgendes (meist aus Queensland) erwähnt: b, Nr. 496: Kopfputz, Emufedern und Menschenhaar an einem nadelartig zugespitzten Knochen zum Einstecken ins Haar. Nr. 495: Stirnband aus rotbraun gefärbter Pflanzenfaserschnur, dicht geflochten, vorn weiß gefärbt (S. 3). Nr. 494: Stirnband aus sehr feinen rotbraun gefärbten Faserschnüren, weitmaschig filiert. Nr. 144: Armring aus Nufsschale, mit guirlandenartiger Verzierung aus eingegrabenen kurzen Strichen auf der Außenseite. Nr. 161: Schamschurz der Männer, ein Büschel rotbraun gefärbter Pflanzenfaserschnüre an einem um die Hüften zu legenden aus Menschenhaar

gedrehten Strang (vgl. „Globus“ XVI, 15). Nr. 484: Gürtel aus Pflanzenfaserschnur, netzartig geknotet (S. 4). c, Nr. 100: Steinbeil; um die aus grünem Gestein gefertigte Klinge ist ein Stück eines halbierten Astes gelegt, mittels Schnüre kurz hinter der Klinge zusammengebunden und mittels kittartiger Masse an der Steinklinge befestigt. Nr. 105: Steinmesser, dreiseitige, von grünlichem oder schwärzlichem Gestein mit rotem Farbestoff eingerieben; in einigen Fällen am Griff ein Stück Kängurufell mittels Kitts am Handgriff befestigt; in anderen das ganze Messer in mittels Menschenhaarschnur darum gebundenes Kängurufell zum Schutz der Schneide eingehüllt (S. 5). Dann (S. 5—12) zählt der Katalog Waffen auf, darunter Wurf Bretter zum Schlendern der Speere (S. 8). Nr. 438: Boot aus Baumrinde (S. 12). Nr. 1200: Fischnetz aus feinen Pflanzenfaserschnüren geknotet. Nr. 482: Großes Netz aus Pflanzenfaserschnüren für Kängurufang. d, Nr. 483: Nadeln (zugespitzte Knochen) für das Nähen der Rindenböte. Nr. 408—410: Körbe, beutelförmig, geflochten aus einer Graminee (S. 13). Nr. 402: Wassergefäß, aus dem Holz eines Flaschenbaums, Außenseite bemalt, auf rotem Grunde schwarz und weiße Streifen und Linien von unregelmäßiger Form. Nr. 403: Ein ähnliches, Außenseite mit roten, sich kreuzenden Streifen und weißen Flecken bemalt (S. 14).

Zu S. 854 ff. Eine quellenmäßige physische Schilderung der Tasmanier giebt Gerland VI, 718 ff., die kulturhistorische S. 811 ff. Holman nennt sie den Eingeborenen von Neuguinea ähnlich; nach Hombron stand der innere Augenwinkel ein wenig tiefer und das Auge dadurch etwas schief. Raegoo wrapper (to whom they attributed all their afflictions) bezeichnete bei den Tasmaniern thunder and lightning. Robertson bei Bastian, Zur Kenntnis Hawaii's (1883), S. 49.

Zu S. 860 ff. Nach Gerland (VI, 545) sind die Melanesier (mit Einschluss der Papua auf Neuguinea und der Fidschi) eine ungemischte einheitliche Rasse, auf welche stammesfremde Elemente nur in verhältnismäßig unbedeutendem Maße und nur an den Rändern ihres Gebiets eingewirkt haben, aber (S. 548 ff. in Übereinstimmung mit Quoy und Gaimard, Zool. zu Freycinet, p. 3) eine höchst variable Rasse. Kulturhistorische Schilderung: Beschneidung, Kleidung, Tätowierung, Nahrung, Wohnung, Schiffbau S. 560 ff. Geräte, Waffen, Musik, Tanz, Poesie, Handel, Zeitrechnung S. 595 ff. Umgangsformen, Feste, Familienleben, Krieg, Kannibalismus S. 622 ff. Verfassung, Religion S. 654 ff. Charakter, Geschichte, Mission S. 687 ff. Während Gerland mit der Gesamtschilderung sogleich alles Einzelne über die verschiedenen Stämme verknüpft, schickt Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans I, 1875) der gesonderten Behandlung der

einzelnen Inseln eine allgemeine Charakteristik der Melanesier voraus: Haare gekräuselt, doch die Schafte teilen sich nicht, wie bei den Negeren, sondern wachsen einzeln; Stirn schmal, Lippen dick (S. 58), Hautfarbe dunkles Kupferbraun, durch Bemalen mit schwarzer Farbe und Schmutz noch dunkler (S. 59). Charakter argwöhnisch, reizbar, aber auch freundlich, gutherzig, gastfreundlich, nicht so diebisch und liederlich wie der polynesischer; Nahrung überwiegend vegetabilisch, nicht wählerisch; Kawagenufs blofs auf den Salomo und Neuhebriden, doch nicht den Polynesiern entlehnt (S. 60). Feuerentzündung und Öfen (die nur in Neuguinea unbekannt sind) wie in Polynesien (S. 61). Nur in Rook, Muju, Wanikoro kein Kannibalismus (S. 361). Nackte Frauen auf Neubritannien, Banks- und Salomoinseln; Körperschmuck (S. 62f.). Tätowierung durch Narbenfiguren mittels heißer Steine, wie in Polynesien nur auf Tongarewa; Aufschlitzen der Vorhaut wie bei einigen polynesischen und neuholländischen Stämmen; Wohnungen mit spitzem Dach auf niedrigen Pfosten (S. 63); Gemeindegäuser zugleich Tempel; Landbau besonders Yams auf manchen Inseln; das erschöpfte Land auf Neuguinea und Wanikoro verlassen; Haustiere: Schweine, Hühner; Fischfang, Böte (S. 64); Zeuge, Matten, Waffen, auch Schilde, die dem Polynesier fehlen (S. 65). Glaube an obere Götter zurückgetreten hinter dem Kult der durch Bilder, auch Steine und Reliquien dargestellten Ahnen; Vermittler Priester, bald eine besondere Klasse, bald noch die Häuptlinge; Tapu in den nördlichen Archipelen wie in Polynesien (S. 66). Polygamie; Hochzeit meist nach früherer Verlobung, mit religiöser Zeremonie. Die Witwen gehen an die Verwandten des Mannes über. Die Frauen Lasttiere, dürfen nicht mit den Männern essen. Tänze, Gesang, Trommel, Flöte (S. 67). Schnitzerei, Handel, politische Institutionen, nicht den polynesischen entlehnt (S. 68). Nach Kirchhoff (Die Südseeinseln, in der Frommel-Pfaffschen Sammlung von Vorträgen III, 9. S. 248f.) sind von den Südseeinseln am frühesten die melanesischen vom australischen Archipel her durch Papúa bevölkert worden, denen er nach unparteiischen Beobachtern keine üblen Anlagen des Geistes und Charakters zuschreibt: sie sind seit unvordenklichen Zeiten die einzigen Töpfer der Südsee gewesen, versahen Holzgerät und Fahrzeuge mit kunstsinniger Schnitzarbeit, knüpften Tauschhandel mit den europäischen Schiffen an, verharrten aber, wie bei ihrem angestammten Wahnglauben, worin auch ihr Kannibalismus wurzelte, so bei der alten Sitte der Väter, die mehrfach an das spartanische Zusammenleben der Waffengenossen im Gemeinde-Manneshaus unter Ausschluss von Weib und Kind gemahnt und bei Einzelbesitz eines jeden am Grund und Boden keine Adelskaste kennt. Die Mikronesier hält auch er (S. 250) für Mischlinge papuanisch-polynesischer Abkunft. Nach Dr. med. Krause (Die ethnographisch-anthropologische

Abteilung des Museum Godeffroy, S. 549) findet sich in der reichhaltigen Godeffroyschen Sammlung von Schädeln aus dem australischen Erdteil die Dolichocephalie am meisten bei den Bewohnern des Viti-Archipels; die durchschnittliche Kapazität der 74 Viti-schädel, 1359 Kubikcentimeter (schwankend von 1680—1040), bleibt etwas hinter der von A. B. Meyer für die Papua Neuguineas gefundenen (1398) zurück und übersteigt die der Neubritannier (1232) bedeutend. Die Vitier besitzen sehr hohe schmale, hypsistenocephale Schädel mit extremer Dolichocephalie (S. 550). Eine Vergleichung der Schädel von den einzelnen Inseln innerhalb des Archipels ergibt, daß der Längenbreiten- und Längenhöhenindex wächst, der Breitenhöhenindex aber abnimmt von Westen nach Osten, der Tongagruppe zu, was sich aus Vermischung mit Tonganern erklärt. Hieran schließt sich die nordostaustralischen Schädel mit Längenbreitenindex von 72,2 zwei an, doch geringerer Höhe als die vitischen; dann stehen diesen dem Längenbreitenindex nach zunächst die 18 hebridischen Schädel von Mallicollo, die sämtlich Spuren künstlicher Deformation, doch ohne Beeinträchtigung des papuanischen Typus zeigen (S. 552f.). Die 150 Schädel vom Neubritannia-Archipel (26 von der gleichnamigen Hauptinsel, 120 von Mioko in der Duke of York-Gruppe) tragen alle ein einheitliches Gepräge, das sehr an die vitischen erinnert (S. 555) und gehören, wenn sie auch diesen in Dolichocephalie und Höhe etwas nachstehen, noch immer zu den schmalen Hochschädeln (Hypsistenocephalie) (S. 556). An den Schädeln aus Mikronesien nimmt der Längenbreitenindex von Osten nach Westen hin zu, worin immer mehr der Einfluß der breitschädelligen brachykephalen Polynesier hervortritt (S. 558). Die dolichocephalen Papua Melanesiens besitzen in den Längenbreitenindices einen großen Spielraum von 62 bis 80, also bis hart an die Brachykephalie heran, indes keinen einzigen ausgesprochenen Breitschädel; ebenso variiert der Längenbreitenindex in den Schädeln der brachykephalen Polynesier von 76 bis 87 (bei den acht Tongaschädeln 83,5; Kapazität 1538, selbst größer als der für deutsche Schädel berechnete Hirnraum, S. 560), ohne auch nur einmal zur entschiedenen Dolichocephalie herabzusinken (S. 565). Sobald die gesamte Bevölkerung einer Insel in ihrem mittleren Breitenindex mesocephal ist, muß sie nach Krause (S. 566) einer Vermischung beider Grundrassen unterlegen haben, aufser welchen auch Lesson (Les Polynesiens [1880], p. 6) keine andere in der Südsee annimmt. Ihr gesamter anthropologischer Unterschied wird von Krause (S. 567f.) dahin präzisiert: Die polynesische Rasse ist von mittlerer Größe, besitzt einen breiten Kopf, flaches breites Gesicht, orthognath, mit etwas hervorstehenden Backenknochen, Nase kurz und breit, eine in verschiedenen Abstufungen gelbbraune Haut, glattes grobes schwarzes Haupthaar und geringen

Bartwuchs; die Papua dagegen zeichnen sich aus durch einen langen, schmalen Kopf, mehr zusammengedrücktes vorspringendes Gesicht, hervorgewölbte dicke Augenbrauen, grossen, mitunter schnauzenartig vorgetriebenen Mund, grosse, meist gebogene Nase, deren Spitze nach unten gezogen mit breiten Nasenlöchern und dickem Nasenrücken; die Hautfarbe dunkel, mehr ins Schwarze neigend; das Haar wollig, schwarz, neben reichlichem Bartwuchs; die Gestalt im allgemeinen gröfser und kräftiger wie bei den Polynesiern. Ethnologisch scheidet sie Krause, wie wir es S. 865 nach Hellwald angegeben, geistig und moralisch in folgender Weise: Der Polynesier steht an Zivilisation dem Papua voran, was selbst physisch seinen Ausdruck in der bedeutend höheren Schädelkapazität von 1481 Kubikcentimeter gegenüber 1283 bei den Papua gefunden. Der Polynesier ist in seinem Benehmen zurückhaltend, höflich, zeremoniös, pflegmatisch, nicht gern demonstrativ aus sich heraustretend, ruhig und nicht streitsüchtig, dagegen im gegebenen Fall hinterlistig und grausam im höchsten Grade; seine Phantasie ist gering (das widerlegt entschieden seine Mythologie); er hat keine künstlerischen Neigungen (dies findet auch schon seine Beschränkung durch die reiche religiöse Poesie; hält doch auch Krause [S. 577 ff.] selbst die Vorfahren der Polynesier für die Urheber der alten Bauwerke auf einer gröfseren Menge von Südseeinseln, von denen allerdings auch Espiritu santo (Neuhebriden) solche Baureste hat); die Papua dagegen sind sanguinischen Temperamentes, treten gern mit ihren Empfindungen heraus, sind lebhaft in Bewegungen und Sprache, haben viel Sinn für künstlerische Ausschmückung, sind aber auch heftig, grausam und vielfach Kannibalen; bei ihrer guten Auffassungsgabe und Intelligenz erklärt Krause ihre niedrige Kultur aus ihrer Isoliertheit. Nach Krause (S. 569) liegt anatomisch und ethnologisch kein Grund vor, die Papua von den Negerstämmen Afrikas zu trennen; die Kaffern, Hottentotten, Sudan- und Loangoneger besitzen einen Längenbreitenindex von 71—73, also den Papua sich anschliessend; man stehe vor der Alternative, entweder eine Wanderung der schwarzen Rasse aus Melanesien nach Afrika oder umgekehrt annehmen zu müssen. Beides aber erklärt er bei der jetzigen Verteilung von Wasser auf der Südhälfte der Erde nicht möglich; auch habe ein grosser Teil Mittel- und Südafrikas noch unter Wasser gelegen, als der erste Mensch entstand, den er freilich bereits in der tertiären Epoche vermutet; in dieser nimmt auch er ein untergegangenes Festland an, das vom Ostrand Afrikas in den Indischen Ozean reichte und die Wiege der dolichocephalen Rasse gewesen sei (S. 570). Für die brachycephalen Polynesier sucht er freilich einen andern Ursprung, nicht in Amerika, obwohl er die anthropologisch nahe Zusammengehörigkeit mit den Amerikanern anerkennt, aber auch nicht bei den mongolischen Völkern Hinterindiens.

oder Mittel- und Ostasiens, da diese Völker durchaus keiner reinen Rasse angehören, schon einer Mischung unterlegen seien; denn ihr Breitenindex (auch in Japan) betrage nur 76 (Welcker) oder 77,6 (Broca), der nur nach der malayischen Halbinsel steige, wo die Siamesen bereits brachykephal. Aber auch, daß die Polynesier in der Südsee autochthon oder gar, wie Lesson annimmt, von Neuseeland stammen, weist Krause (S. 572) ab und sieht mit Gerland (V, 2. S. 18 ff.) die Heimat der Polynesier bei den Malayen Südasiens, deren Längenbreitenindex 83—84 den tongaischen entspreche, zumal in einer früheren geologischen Periode die Halbinsel Malakka mit den großen Sundainseln zusammengehangen habe, wofür die Ähnlichkeit der Bewohner, Pflanzen und Tiere spreche; von hier aus habe sich jene gelbe brachykephale Rasse ausgedehnt auch nach Norden, die ganze Ostküste Asiens entlang, schliesslich über die Behringstraße ziehend ganz Amerika bevölkert, ebenso nach Mittelasien, Arabien und Kleinasien. Wenn aber Krause (S. 573) für diese beiden Schädeltypen zwei Schöpfungsherde fordert, geht er zu weit in Entgegensetzung der beiden Rassen, übersieht das ihnen Gemeinsame und die von ihm selbst (S. 565) zugestandene Annäherung; es bleiben ihm in der Südsee nur die Tongainseln als eigentlicher Herd des brachykephalen Typus; mit der Entfernung von denselben nimmt der Längenbreitenindex in geradem Verhältnis ab; er beträgt auf den Herveysinseln 86, auf den Marquesas- und Sozietätsinseln 77, auf den Paumotuinseln 76, hier also an die Dolichocephalie grenzend, so daß Krause (S. 577) selbst für diese östlichen Inseln entweder eine langschädelige Urbevölkerung oder die Einwanderung einer schon gemischten Bevölkerung annimmt. Auch die 13 Schädel von Samoa, von denen nur zwei prognath (S. 559 f.) und die drei von Neuseeland sind mesokephal, und die drei Inselgruppen Hermit, Anchorites und L'Echiquier, die sich in unmittelbarer Nähe von Neuguinea und Neubritannien befinden und eine diesen Inseln gleichförmige Bevölkerung erwarten lassen, verhalten sich doch anders; Hermit und Anchorites zeigen entschieden brachykephale Schädel mit Längenbreitenindex 80, bzw. 79, während L'Echiquier sich mehr der Dolichocephalie durch den Index 76,1 nähert (S. 562). Hiernach ist die absolute Trennung von Lang- und Kurzschädeln unhaltbar, zumal auch die schwarzen Stämme im bergigen Innern der Philippineninsel Luzon brachykephal sind mit Längenbreitenindex 85,4 (S. 564 nach Virchow und Dr. Schadenberg in „Zeitschrift für Ethnologie“ 1880, Heft 2 u. 3). Das Auseinandergehen der ursprünglich verwandten Völker in vorherrschend dolicho- und vorherrschend brachykephale bleibt darum doch als eine wichtige Thatsache in ihrem Recht, und, wenn auch kein einzelnes Rassenmerkmal für sich ausreicht, so steht doch das kranilogische mit in erster Linie, bezeugt freilich auch die Rassen-

übergänge. Jedenfalls höchst beachtenswert sagt Krause (S. 580): „Das Skelett des Menschen und besonders der Schädel als Ausdruck des Gehirns sind diejenigen Bestandteile des Körpers, die am konstantesten den Typus der Rasse festhalten, während Größe, Hautfarbe, Haar, Sitte, Sprache viel leichter Veränderungen infolge von Klima, Lebensweise, Nahrung, Wohnort, Gewohnheiten und Gebräuchen unterliegen.“ Sehr beachtenswert ist aber auch, was v. Rosenberg (Der Malayische Archipel, S. 336) von den Bewohnern der Aru-, Tenimber- und Kei-Inseln sagt, daß es kaum möglich sei, sie unter eine bestimmte Rasse zu ordnen, da sie einen Übergang von der malayischen zur papuanischen Rasse bilden. Wie Krause meinten schon d'Urville und Hale, daß das Tabu in Melanesien von Polynesien her eingeführt sei; dies widerlegt Gerland (S. 676) mit Recht aus der allgemeinen Verbreitung der Sitte von der Mariannenstraße und Humboldtsbai auf Neuguinea bis Neukaledonien und Fidschi. Die von uns S. 865 erwähnten Norfolkinseln sowie die Lord-Howes-Inseln waren unbewohnt; Gerland, S. 519, der deshalb Kunaie (Kunie, Fichteninsel, Oberländer, S. 68) an der Südküste Neukaledoniens als südlichsten Punkt Melanesiens ansetzt. In der Einleitung zur ethnologischen Abteilung des Museum Godeffroy (p. xxii) ist mit Recht noch hingewiesen auf die üppige Flora und Fauna der melanesischen Inseln als eine Bedingung für die Entwickelung des künstlerischen Sinnes ihrer Bewohner.

Zu S. 874 ff. Vgl. über die Westküste Neuguineas: Kolff, Reize door den weinig bekenden zuidelyken molukschen Archipel (1826); Modera, Verhaal van eene reize (auf dem „Triton“) naar en langs de Zuid Westkust van Nieuw Guinea (1828); Temmink, Verhandelingen over de natuurlyke Geschiedenis der nederlandsche overzeesche Bezittingen; Land en volkenkunde door Dr. Salomon Müller (1839—1844); Salomon Müller, Reizen en onderzoekingen (1857). Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht en beschreven in 1858 door een nederlandsch indische Commissie (1862). Dieser Bericht über die Expedition des „Etna“ ist bearbeitet von Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt (1868) II, 222 ff. mit einer Ergänzung (S. 248 ff.) über die Mariannenstraße nach Modera. Wertvolle Ergänzungen zu jenem Kommissionsbericht giebt Rosenberg, Der malayische Archipel (1879), S. 411 ff. mit Vokabular vom Karufafuß (S. 598 ff.). K. E. v. Bär (Über Papua und Alfuren; Mém. de l'académie imp. des sciences de St. Petersbourg, 1859) unterschied infolge mangelhaften Materials zwei Typen in den kraushaarigen Bewohnern Neuguineas, die Papua und Alfuren; Lesson und Garnet hielten letztere (Endamener) für schlichthaarige Urbewohner, die Küstenpapua dagegen für eine Mischrasse von ihnen und Malayen;

auch Windsor Earl (The native races of the Indian Archipelago Papuans, 1853) giebt viel Hypothetisches inbezug auf Neuguinea. Vgl. noch Finsch, Neuguinea (1865), S. 33 ff. 49 ff.; „Globus“ XXI, 114 ff.; Gerland VI, 535 ff.; Meinicke I, 86 ff. 115 ff. 385. An der Mariannenstrafse (vgl. Finsch, S. 49 ff.; Gerland, S. 567 ff. 573 f. 582. 587. 594. 600 f. 603. 609. 621. 623. 627. 629. 647. 658. 676. 687) religiöser Tanz und Gesang (Kolff, S. 329), Tabu (Modera, S. 27), die ausgegrabenen Gebeine in Höhlen beigesetzt (Journal of the R. Geogr. Soc. VII, 389), Kannibalismus (? Kolff, S. 327), Kinderverkauf (ebd., S. 300), Weiber angeboten (Modera, S. 25), Nacktheit bis auf Binsengürtel (J. R. G. S. VII, 386), Penis in Muschel oder Kürbis (Modera, S. 28), Tierfelle Älterer (Kolff, S. 326): Zieraten, Gesicht schwarz und rot bemalt, keine Tätowierung (Müller, Reizen, S. 58), doch Hautnarben an Brust, Bauch, Armen; Vornehmere bzw. Häuptlinge malayisch gekleidet (J. R. G. S. VII, 387; Modera, S. 99), Haarknoten oder Zöpfe der Weiber (Modera, S. 31); Pfahlhütten, doch auch grössere Wohnungen (Kolff, S. 327 ff.; Müller, S. 52); kein Ackerbau (Kolff, S. 326); schlechte Kähne aus einem Baumstamm, stehend gerudert (Kolff, S. 323 f.; Modera, S. 78; Müller, S. 79. 93); Lanzen- und Pfeilspitzen mit Widerhaken, doch nicht vergiftet (J. R. G. S. VIII, 386; Kolff, S. 339; Müller, S. 60; Modera, S. 30); Pustrohre (Finsch, S. 57). Am Utanata (Finsch, S. 57 ff.; Gerland, S. 567 ff. 570. 573 f. 582. 594. 600. 609. 627. 662. 696) nomineller Mohammedanismus durch malayischen Einfluß (Müller, S. 88), Eid (ebd., S. 86), Häuptling Abrauw (Finsch, S. 63), Vielweiberei (ebd., S. 62), die Frauen durch schwere Arbeit gedrückt (Müller, S. 65 f.; Modera, S. 79). Gürtel; Penis in Kürbis oder Bambusstück (Modera, S. 75); Nase durchbohrt, Haarschmuck mit Kamm, Mütze (Müller, S. 70 f.); Zähne spitz gefeilt ebd., S. 66; Modera, S. 74); Hautnarben (Müller, S. 69); Familienhäuser (Finsch, S. 60; Rosenberg, S. 429); kein Ackerbau, einige Schweine (Finsch, S. 50); Kähne 60 Fufs lang (ebd., S. 93); Waffen (ebd., S. 81 f.; Modera, S. 77; Finsch, S. 61); Handel (Müller, S. 68. 75. 88). Pustrohre zu Signalen (Cook ed. Steger I, 137 sq.; auch bei australischen Stämmen, Finsch, S. 62).

Zu S. 876 ff. Das Reich Kowaay von Kap Buru bis Kap Baik unter dem Radja der Insel Namototte, seit 1848 geteilt unter die von Aiduma, Namototte und Adi (Finsch, S. 64 ff.; Friedmann, S. 228 ff.; Rosenberg, S. 411 ff.; über die ihnen tributären (J. R. G. S. VII, 389; Gerland, S. 658) Bergbewohner, Wuka, in der Tritonsbai (nach Müller) Mairassi genannt, vgl. Rosenberg, S. 430; Finsch, S. 77. 85 ff.; Meinicke, S. 116). An der Speelmans- und Kaimanibai, wo der Islam noch keineswegs Wurzel

gefaßt, hat man doch einen Begriff von einem obern Wesen (Auwé, Auvre, Aure), das über den Wolken wohnt und nach dessen Willen die Menschen leben, handeln und sterben, ohne Verehrung („Nieuw-Guinea“, S. 128; Finsch, S. 83; Rosenberg, S. 436); Gerland (S. 666) vergleicht den vitischen Schöpfergott Ove; das Wort bedeutet wohl den lichten Himmel; nach Rosenberg (S. 602) heißt am Karufa ohra (orie im Mafor) Sonne, und uran Mond. Die Wuka bringen der Sonne Opfer unter Gebet (Müller, S. 104), schwören auch, wie die Anwohner der Tritonsbai, bei der Sonne oder bei dem Berg Lamantscherie oder einer bestimmten Waffe, wobei man auch himmelwärts schaut (ebd.; Modera, S. 112; Gerland, S. 662. 667. 670. 679; Finsch, S. 76. 86). In dem Gott Rewata bei Rumpf (Hortus amboinensis II, 64) sieht Meinicke (I, 366) das indische Dewata. Die Insel Adi(e) bildete sich durch einen kolossalen Treibholzstamm; eine Frau (nach dem Prinzip der Mutterfolge) erwuchs auf ihr als erster Mensch, die dann mit einem Papua vom Festland Nachkommen zeugte („Nieuw Guinea“, S. 115; Finsch, S. 93); Gerland (S. 675) vergleicht den versteinerten ersten Menschen Adi in der Torresstrafse, den wir oben S. 808 erwähnt. Über Totenbestattung vgl. Modera, S. 113; Müller, S. 105; „Nieuw Guinea“, S. 49. 126; Gerland, S. 626. 687. Im Distrikt Aiduma stehen neben den Hütten Bambusgerüste mit Palmblattdächern für die ausgegrabenen Gebeine; die Verstorbenen werden manchmal durch ein Stückchen Holz, das am obern Ende einen roh ausgeschnitzten Kopf zeigt, vergegenwärtigt; Talismane, die bei den in den Sitten von den Strandbewohnern keineswegs verschiedenen Wuka noch gebäuchlicher sind (Finsch, S. 69). An der Ostküste der Speelmansbai befand sich an der Südseite eines größeren, in neun Kammern geteilten Familienhauses (Mamaai) ein durch Nippablätter abgesteckter Begräbnisplatz, in der Mitte einen halben Fuß über der Erde ein sargähnliches Gerüst, mit weißem Sand bestreut; ein mit unregelmäßigen schwarzen Figuren bemaltes Brett überragte das Ganze; auch das Haus war auf der Hinterseite mit hieroglyphenartigen Zeichen verziert; der feierliche Eindruck des Platzes wurde durch die schönen Kokospalmen in der Nähe vermehrt (ebd., S. 79; auf Namototte Rosenberg, S. 420). Auf dem mit eigentümlichen Häuschen versehenen Begräbnisplatz an der Speelmansbai saß oben auf einem Balken ein hölzerner Vogel, das Bild der Seele („Nieuw Guinea“, S. 23f.; Rosenberg, S. 421). Keyts (Reise nach Neuguinea im Jahre 1678, in „Allg. Hist. d. R.“ XVIII, 541) fand daselbst Totenköpfe, rote Zeichnungen und Menschenfiguren. Bei Lobo hob man die ausgegrabenen Gebeine in Körben auf und stellte knieende, zwei Fuß hohe Holzfiguren, deren Hände gegeneinander gelegt waren, deren Daumen an der Nase ruhten, auf den Gruben auf (Boudyck,

S. 31f.; Gerland, S. 687; der Name Karwar und das Orakel des Zitterns [Niesens] ist wohl nur mafoorisch). Ebenda wird während des achttägigen Festes bei Ausgrabung der vor einem Jahr Verstorbenen und Beisetzung der Gebeine in einer Höhle mit Tifa, Gong und Schüssen gelärmt (Finsch, S. 76), offenbar zur Verschéuchung böser Geister. Ähnlich an der Kaimanibucht (ebd., S. 81) und Adie (S. 92), während die Wuka die Leichen über Feuer dörren und dann auch nach achttägiger Lustbarkeit in Höhlen legen (S. 87). Die Totenhöhlen schon im 17. Jahrhundert beachtet (Valentyu, Oud en nieuw Oost VI, 65f.; Meinicke, S. 366). In einer Totengrotte an der Kaimanibucht (Bild Friedmann, S. 231; Rosenberg, S. 417) lagen die Gebeine in ausgehöhlten Holzblöcken, die Schädel auf deren Deckeln; auch außerhalb der Grotte stand auf einem nahen Felsvorsprung ein ähnlicher Behälter mit fünf Schädeln auf dem Deckel (Rosenberg, S. 419). Während sonst in dieser Gegend die ausgegrabenen Knochen nach mehrtägigem Fest in Höhlen oder auf Felswände niedergelegt werden, ohne daß man sich weiter um sie kümmert, werden sie im Busen von Lakahia im Innern der Häuser in Körben oder Säcken von Baumbast aufbewahrt (ebd., S. 434). Manche Stämme sind Kopfabscneider; die Sühne fordert für einen Gemordeten ein neues Opfer, und so entstehen oft blutige Fehden zwischen Nachbarstämmen, bis die geschwächte Partei einen unbeteiligten Häuptling zum Friedensvermittler wählt, der der am meisten schuldigen einen Blutpreis auferlegt; Kinder werden nie des Kopfes beraubt, sondern als Sklaven mitgeführt; die erbeuteten Köpfe werden zuhause geräuchert und getrocknet und nach mehrtägigen Festlichkeiten in die eine oder andere Totengrotte niedergelegt (ebd., S. 436; Finsch, S. 82f.; Gerland, S. 646f.; Meinicke, S. 125). Bei wichtigen Unternehmungen bringt man im Distrikt Namototte Opfer, indem man einen Lappen weißes Zeug in Stücke schneidet, diese auf die Erde breitet, einige Speisen dabei stellt und mit aufgehobenen Händen um Glück, Gesundheit u. s. w. bittet. Ebenda darf man in gewissen Fällen nicht baden, kein Holz fällen (Finsch, S. 76). Häuptlinge (ebd., S. 77. 90). Meist Monogamie; Keuschheit; Eheschließung mit Kaufpreis für die Frau (Müller, S. 99. 114f.; „Nieuw Guinea“, S. 124; Finsch, S. 77. 81. 91f.; Rosenberg, S. 433ff.; Wuka Müller, S. 104; Modera, S. 112; Gerland, S. 633f.; Meinicke, S. 126). Vererbung im Prinzip durch die Mutter (Müller, S. 96; Modera, S. 114; Gerland, S. 661). Der wenige Landbau liegt den Frauen ob, den Männern Jagd und Fischfang auf Kanoen mit Pfeil und Wurflanze; die wenigen ärmlichen Familienhäuser nicht feste Wohnsitze bei dem nomadischen Leben (Rosenberg, S. 432f.; Finsch, S. 68. 74. 80f. 84. 90). Auf Lobo und Adi malayische Kleidung, sonst Nacktheit bis auf die

Hüftenbedeckung: im Etnabusen Bambusrohr vor Penis, einfache Zieraten; am Karufa ein Holzstückchen mit Gesicht als Talisman am Hals; Zähne nicht gefeilt; regelmässige Figuren auf Gesicht, Brust, Bauch und Armen eingebrannt (Rosenberg, S. 431; Finsch, S. 67f. 74. 80. 84f. 90; Gerland, S. 568. 573f.). Schmiede (Finsch, S. 90f.). Geräte von Thon, wenige Eisenpfannen, Säcke, Körbe, Bambusköcher, Schlafmatten, Kopfhalter mit halbmondähnlichem Ausschnitt, auf einem zierlich mit Figuren versehenen Fufsstück ruhend; Pauken und Tritonshörner; Waffen: Bogen, Pfeile, Keulen, Hauer, einzelne Schießgewehre (Rosenberg, S. 431ff. u. a.). Geschnitzte Stöcke zum Prügeln bei Festen in Aiduma (Finsch, S. 69f.). Tanz (ebd.; Rosenberg, S. 435).

Zu S. 884, Anm. 2. Vgl. Gerland, S. 647. Von den Papua-inseln an der Nordwestspitze von Neuguinea sind die bedeutendsten Misool, Salawatti und Waigiu oder Wageu (Meinicke, S. 78ff.). Sie stehen unter dem Sultan von Tidore und gehören zur niederländischen Residentschaft Ternate: die Küstenbewohner sind meist Mohammedaner gemischten Ursprungs, die deren Radjas unterworfenen des Innern Papua, auch in den Sitten mit denen der Nordwestküste Neuguineas übereinstimmend (Rosenberg, S. 374—393). Auf Waigiu wird die Leiche beim Hause unter einer kleinen oder gröfseren mit Holzbildern geschmückten Hütte begraben (Freycinet II, 56f.; Gerland, S. 687); Lesson (Complém. zu Buffon III, 27; Gerland, S. 671. 677f.) erwähnt Tempel (vgl. Freycinet II, 54; Gerland, S. 587; Meinicke, S. 126), Bilder von Schutzgeistern und die Verehrung des Hai daselbst, Bastian (Inselgruppen, S. 79) unter den Tempelidolen das Krokodil; Tätowierung fehlt hier (Duperrey, Voy. sur la Coquille [1826], p. 531; Gerland, S. 573); die Vornehmen kleiden sich malayisch, tragen weisse Muschelringe am linken Arm (Freycinet II, 54; Gerland, S. 565. 568). Die Hütten ruhen auf Pfählen (Freycinet II, 53; Gerland, S. 587); so auch im Dorf Lelinta auf Misool (Rosenberg, S. 376) und im Dorf Samäte, der Residenz des Radja von Salawatti (ebd., S. 383f.).

Zu S. 885ff. Rosenberg (S. 484. 494) schreibt statt Mafor Nufoor von nu (wir) und foor (Feuer, scil. haben), statt Doreh Dorej (innerhalb). Physische Schilderung der Doresen ebd., S. 444f., der Arfakker, deren Sprache in ziemlich von einander abweichenden Dialekten gesprochen wird, S. 528f. Zufolge einer sehr phantastischen Volksüberlieferung stammen die Doresen von der Insel Nufuor (Meifore, Mysore, Mysole, Mafor, Schouteninsel oder -inseln) ab, deren Bewohner auch wirklich ganz ähnliche Sitten und Sprache haben (S. 462. 504) und sollen nach Geifslers und Ottows erst um 1700 von

dorther eingewandert sein („Nieuw Guinea“, S. 152; Gerland, S. 541). In der Geelvinksbai, den Papuainseln und der Westküste dieselbe Sprache, doch in Kowaay eine abweichende (Meinicke S. 128), nach Rosenberg (S. 463) aber auch demselben Stamm entsprungen; auch auf Jappen (Jobi), der größten Insel der Geelvinksbai ist eine andere Sprache; doch unterscheiden sich die Bewohner sonst nur wenig von den Doresen (ebd., S. 509f.). Der von uns S. 887 ff. mitgeteilte Mythos findet sich auch bei Goudswaard, De Papoewas van de Geelvinksbai (1863), S. 84 ff.; Gerland, S. 666 f. 670 (der Morgenstern Sampári wegen besonderer Zauberkräfte verehrt); Finsch, S. 110 ff. 128 ff. Mangundi, von seinem freiwilligen Feuertod wieder erstanden, ermahnte die Papua zu recht-schaffenem Leben und Erbauung des Rumsram und verschwand dann mit seinem Sohne (ebd., S. 131), hat auch den Namen Manaarmákrie „der Alte, der sich verjüngt“, da er aus dem Feuer als Jüngling hervorging; seine Blutspuren sind noch auf Meifore zu sehen (Gouds-waard a. a. O.). An dem von uns S. 895 f. besprochenen Rumsram sollen die zwei großen männlichen Korwar an den zwei Stützpfehlen des Daches die Stammväter Konori und Mangundi auf Mysore vor-stellen. An der westwärts gekehrten offenen Seite des Gebäudes liegen zwei hölzerne Figuren, der Mann Korombobi und die Frau Saribi im Coitus, an jenen sich mit den Füßen stemmend das Kind Nandawi, daneben ein Wassergefäß, aus dem sich die Eintretenden das Haar befeuchten. Auch an der Ostseite liegen ähnliche Figuren auf einem Balken, der Rimbori und die Tanindi, mit Wasserkübel, doch ohne Kind. Unter den Figuren an der Vorderseite der 24 Pfehle, auf denen das Haus ruht, ist eine Frau Simbooi mit acht monströsen Beinen, eine Schlange Kaydosira, ein Krokodil Ambranoki; die weib-lichen Bilder halten die Rechte wie die medicische Venus; die männlichen strecken drohend die Rechte aus; die Köpfe und Geni-talien sind bei allen Figuren unverhältnismäßig groß. Die Bilder von Schlangen, Krokodilen, Fischen sollen auf diejenigen Vorfahren hindeuten, die von solchen Tieren abstammen (d. h. deren Ahnen in ihnen inkarniert waren). Mädchen oder Frauen dürfen nie das Innere betreten; es dient den unverheirateten Männern zum Nachtquartier, die hier unter Aufsicht eines Alten von einer alten Frau Belehrungen über die Pflichten des Ehestandes erhalten; nach anderer Nachricht teilt erst der sterbende Vater dem ältesten Sohne die Mysterien des Rumsram mit. Ein ähnlicher Tempel im Nachbardorf Mansinam ist 1857 eingestürzt (Wallace II, 283; „Nieuw Guinea“, S. 151f.; Gerland, S. 588. 674; Finsch, S. 107 ff.; Friedmann, S. 240; Rosenberg, S. 451 f., Bild S. 456). Auch in den Dörfern der Schouteninsel(n) traf Rosenberg (S. 505) ähnliche Tempel, freilich kleinere und nur wenig mit Schnitzwerk verziert, unter Aufsicht alter

Weiber, als Nachtquartier für Jünglinge, die hier in die Geheimnisse des Priap eingeweiht werden. Anrufung des Himmels (kanggi Rosenberg, S. 601), den Meineidigen zu strafen; doch durch Umbiegen des dabei in der Hand gehaltenen Pfeils und bestimmte Kräuter der Eid wirkungslos (Goudswaard, S. 64; Gerland, S. 662). Der neue Mond (paik Rosenberg, S. 602) religiös mit Gesang und Trommel gefeiert (Forrest, S. 103; Gerland, S. 626). Zwölf Monate, nach den in jedem kulminierenden Sternbildern genannt (Friedmann, S. 246; Rosenberg, S. 463). Nach Goudswaard (S. 79 ff.) hat jeder Stamm an der Geelvinksbai seinen Manuwel oder Manuwin (von Gerland, S. 669 mit dem vitischen Gott Mbanuwe identifiziert), der alles Unheil, auch das moralisch Böse verursacht und Leute aus einem feindlichen Stamm sterben läßt, während der gute im Nebel wohnende Narvoje nur aus Liebe, namentlich Kinder tötet und Opfernden Rat erteilt. Bei Donner und Blitz verstopft man in Ayambori die Ohren, da sich dann böse Geister in der Luft streiten („Nieuw Guinea“, S. 162; Finsch, S. 117, nach dem die Ayamboresen von den Arfak stammen). Meinicke (S. 125) erwähnt neben den Manuwen oder Manoël die Götterklasse der Mon, die an Zahl geringer, aber höher geachtet sein sollen; den Gott Blis erklärt er (S. 366) als den mohammedanischen Iblis; ebenso weise der Name Swangi für böse Geister auf mohammedanische Vorstellungen. Nach Friedmann (S. 244) nimmt man die Existenz eines guten und eines schlimmen Wesens an, verehrt aber hauptsächlich das letztere, damit es nicht das zgedachte Schlimme ausführe. Nach Rosenberg (S. 460f.) besteht ein gewisser Begriff von einem höhern Wesen, doch kaum eine Spur von Kult; allgemein ist der Glaube an die feindlichen Manöen, die die verschiedensten Orte bewohnen, aber nicht abgebildet werden, während die hölzernen Karwar Verstorbene darstellen, die für Opfer Übel abwenden, wenn nicht den Supplikanten Zittern, Niesen, Husten befällt. Nach Goudswaard (S. 78), „Nieuw Guinea“ (S. 162), Finsch (S. 105) gilt eine zufällige Bewegung des Bildes durch äussere Einflüsse als bejahende Antwort. Gerland (S. 671) deutet das grosse spitzzahnige Maul des Korwar darauf, das der Schutzgeist ursprünglich die Seele frisst, was den Unterschied von den Manoën doch wieder in Frage stellt. Auch Schädel verstorbener Erstgeborener, deren Leiche gedörnt, Korwar (Goudswaard, S. 75; Finsch, S. 104f.; Meinicke, S. 126). Die Leichen sitzend mit Waffen und Geräten begraben und einem Korwar über dem umzäunten Grab (Bild Friedmann, S. 242); dann Totenmahl (Goudswaard, S. 70 f.; Gerland, S. 687; Finsch, S. 104; Rosenberg, S. 456f., nach ihm Meosmapi Begräbnisort der Doresen; Trauerzeichen eine Schnur um den Hals, bei entfernteren Verwandten um den Oberarm). Fortleben der Seelen

auf dem Meeresgrund (Goudswaard, S. 77), unter der Erde ähnlich wie auf Erden (Rosenberg, S. 462), in den Erstgeborenen (zu Ayambori, „Nieuw Guinea“, S. 162; Gerland, S. 673; Finsch, S. 117). Zur Wohnung für abgeschiedene Geister werden auch in Form eines Hauses zusammengehaute Holzklötze auf Waldbäumen befestigt (Rosenberg, S. 461). Auf Jappen werden die Leichen eine Zeit lang mit Wasser gespült, dann in einem bestimmten Waldflecke auf Horden zwischen den Ästen niedergelegt, schliesslich die Knochen in Strandhöhlen, symmetrisch geordnet, beigesetzt; im östlichen Teil der Insel werden die Leichen in sitzender Stellung mit in die Höhe gezogenen Knien auf einen Rost unter Feuer gedörret, dann in eine Ecke des Hauses unter einigen Zeremonien gesetzt, endlich nach Eintritt der Fäulnis in Höhlen gebracht (ebd., S. 511). Nach Finsch (S. 87) geschieht dies Dörren auf der Südküste von Jappen und der Nordostküste der Insel Waropin; auf der Südostküste Jappens beschreibt er (S. 126) einen unter Pisang und Kokospalmen neben den Häusern befindlichen, von Bambusstäben eingezäunten Begräbnisplatz mit einer Art kleinem Altar aus rohen Stücken Holz, auf dem ein Schädel bleichte. Jagd auf Köpfe, bei Doresen, Jappenern und Arfaken (Gerland, S. 646; Finsch, S. 118; Rosenberg, S. 448. 458. 512). Über die Zauberer (Kokinor) und sonstigen Aberglauben in Dore vgl. Goudswaard, S. 81f.; Gerland, S. 676; Finsch, S. 106f. 113f.; Friedmann, S. 245f.; Rosenberg, S. 461f.

Zu S. 902 ff. Vgl. über die staatlichen Verhältnisse in Doreh Gerland, S. 656; Friedmann, S. 236. 241; Rosenberg, S. 454; Monogamie, Keuschheit Goudswaard, S. 62f. 87 (Meifore); Gerland, S. 629f. 661; Finsch, S. 100. 118; Verheiratung Gerland, S. 633; Finsch, S. 101f.; Friedmann, S. 247; Rosenberg, S. 455; frühe Verlobung „Nieuw Guinea“, S. 160f.; Gerland, S. 631; Friedmann, S. 242; Finsch, S. 116f.; Geburt „Nieuw Guinea“, S. 160f.; Gerland, S. 634; Finsch, S. 103; Namenwechsel Friedmann, S. 242; Finsch, S. 117; Frauen gedrückt, Kindermord „Nieuw Guinea“, S. 148. 159; Gerland, S. 627. 639; Finsch, S. 99; Sklaven Gerland, S. 646; Finsch, S. 101. Kleidung und Schmuck Gerland, S. 568f.; Finsch, S. 95; Friedmann, S. 236ff.; Rosenberg, S. 445ff. Tätowierung (kapako), als Zierat reichlicher bei Frauen „Nieuw Guinea“, S. 147; Wallace J. R. G. S. XXXI, 174; Gerland, S. 573; als Trauerzeichen Friedmann, S. 238; Brandnarben Zeichen glücklich zurückgelegter Seereisen Van der Goes, Bydragen V, 147; Meinicke, S. 366; Finsch, S. 96; Tätowierung auf Run und Jappen Finsch, S. 124f.; Schwärzung des Gesichts auf Kriegszügen Goudwaards,

S. 52; Meinicke, S. 366; Kakadufeder Finsch, S. 99; Rosenberg, S. 449; Talisman am Halse Friedmann, S. 238; Rosenberg, S. 446; Meinicke, S. 119; auf Jappen Finsch, S. 125. Wohnungen „Nieuw Guinea“, S. 157; Gerland, S. 588f.; Finsch, S. 97f.; Friedmann, S. 239; Rosenberg, S. 450; auf Jappen Hütten auf den Ästen der höchsten Bäume 50 Fuß über dem Boden ebd., S. 512. Haus- und Kochgeräte Gerland, S. 596. 599; Friedmann, S. 240; Meinicke, S. 125; Rosenberg, S. 453. Geschickte Schnitzereien an Häusern, Schiffsschnäbeln, Geräten, Formen für Töpferwaren Wallace II, 300; Gerland, S. 602. Waffen Finsch, S. 98f.; Friedmann, S. 238; Rosenberg, 447; Schmiede Finsch, S. 113. Feuerreiben (auf Jappen) ebd., S. 126; (allgemein) Meinicke, S. 121. Reisbau ebd., S. 100; Land Eigentum des Bebauers Meinicke, S. 128; Rosenberg, S. 453. Kanoe Gerland, S. 594; Finsch, S. 96f.; Piratenflotten Gerland, S. 646. Handel ebd., S. 610. Musikinstrumente; Kriegstanz Friedmann, S. 244; Rosenberg, S. 459. Ehrlichkeit Gerland, S. 687. Energie und Offenheit Wallace J. R. G. S. XXX, 174. Nach Gerland (S. 689) stehen die Doresen sittlich am höchsten in ganz Melanesien. Dagegen sind als sehr grausam und wild berüchtigt die Biaker von Mysore (Rosenberg, S. 504), die die zahlreiche Bevölkerung auf den Pade-aido-(Verräter)-Inseln fast ganz vertilgt haben (ebd., S. 485), und die sogar kannibalischen Bewohner von Jappen (ebd., S. 512).

Zu S. 909 ff. Über Arfak vgl. Finsch, S. 120 ff.; Rosenberg, Der malayische Archipel, S. 492. 529 ff. Beschwörungen böser Geister (mngoam ebd., S. 540) finden statt bei durch sie verursachten Krankheiten. Eine Leiche wird in der Nähe des Sterbehauses in eine halbmondförmige Gruft, 7—8 Fuß tief, niedergelassen, in sitzender Stellung, mit emporgezogenen Knien, die Hände über der Brust gekreuzt. Rund um die Leiche steckt man starke Baumstangen, die oben Gabelenden haben, legt darein andere Stangen und ein Dach von Blättern und Zweigen darüber; dann wird die Grube mit Erde gefüllt und das zerschlagene Eßgeschirr des Verstorbenen darauf geworfen; endlich stellt man eine Stange an das Kopfende, woran das Säckchen des Verstorbenen mit seinem Inhalt, Messer, Tabak, Feuerzeug u. s. w., wie es im Leben jeder bei sich führt, gehängt wird. Kinderleichen werden ohne die Stangeneinfassung begraben. (Ebd., S. 535). Es gibt auch Zauberer, die Wind und Wetter regieren, Kranke heilen wollen, Waffen beschwören, damit diese stets treffen und nachts sich bei ihren Beschwörungen mit unangenehmem Geschrei hören lassen. (Ebd., S. 540). Die Dorfbewohner müssen den Häuptlingen bei Hausbau und Anlage von Gärten helfen, erhalten dafür

aber ein Anrecht auf einen Platz im Hause und einen Anteil an der Ernte. Für Missethaten wird eine Buße in Tauschwaren durch die Häuptlinge und Ältesten bestimmt. (Ebd., S. 536). Die Arfaker stehen unter dem Druck der Doresen, die die Früchte aus den Gärten von Andai rauben, beanspruchen aber Suprematie über die Hattamer (S. 532). Nach Hattam, der südlichen Seite des Arfakgebirges ist noch kein Europäer gekommen (Finsch, S. 128f.); auch Rosenberg (S. 545ff.) nicht; seine Jäger weigerten sich, in der Regenzeit dorthin mit ihm vorzudringen; doch sah er über 100 Hattamer und erfuhr Einiges über diesen Waldstamm, der ein heruntergekommenes Äußeres zeigt und durch weniger dickes und langes Haar, auch in Sprache, Sitten und Zieraten (z. B. Mütze der Männer, Stirnband u. s. w.) sich in mehrerer Hinsicht von den Stammesgenossen in Arfak unterscheidet. Die Hattamer lieben es sehr, ihre gleichfalls hoch auf Pfählen stehenden, durch niedrige Wände eingeteilte Häuser mit Schädeln zu verzieren, die sie aus den Gräbern ihrer Nachbarn stehlen, zu feig, die Lebenden anzugreifen. Sie bauen und verhandeln Tabak.

Zu S. 912. Vgl. über die kannibalischen Karon noch Finsch, S. 119f.: doch hält er (S. 132) die Erzählung Bruijn-Kops, daß die Bewohner der Vandammenbai ihre eigenen Verstorbenen verzehren, für noch unbewiesen. Nach Rosenberg (S. 492f.) sind die Bewohner von Wandammon (wie er schreibt), 1300 Seelen in 6 Dörfern, im ganzen Busen gefürchtet durch ihre Raub- und Mordzüge, die sie die Küste entlang nach allen Inseln bis Soek und Biak zu bestimmten Zeiten unternehmen, wobei sie die schrecklichsten Greuel ausüben, und die Bewohner der Landschaft Taruga im innersten Teil des Busens auf der Landenge, die beide Teile von Neuguinea verbindet, Kannibalen, zu denen nie Händler kommen.

Zu S. 913 ff. Vgl. über die Humboldtbai (Telok lentju) Gerland, S. 667. 676 (Tabu, angezeigt durch Blätterbüschel „Nieuw Guinea“, S. 182). 589 (Tempel). 671 (Hai verehrt). 687 (Leichen auf Bergen bestattet). 656 (Häuptlinge). 568 (Penis in Bambusfuttal). 573 (Tätowierung). 600f. (Waffen). 627 (Frauen besser gestellt). 602 (Schnitzwerk). 594 (Kähne). 618 (Mondmonate); Finsch, S. 132ff. (Eisen unbekannt, S. 139f. 145; bei einem Tempel auf der Spitze ein drei Fuß hohes männliches Bildnis, in liegender Stellung, das Gesicht nach unten; bei manchen Tempeln zwei Dächer übereinander, S. 142f.); Friedmann, S. 246ff. 252 (Bild eines Wassertempels); Rosenberg, S. 465ff. 599ff. (Vokabular); s. u. S. 1333.

Zu S. 919 ff. Zur Geographie der Ost- und Südküste Neuguineas, der Torresstraße und ihrer Inseln vgl. Meinicke I, 101ff.; Kapitän Chesters Fahrten in der Torresstraße „Globus“

XXI, 86 ff. Die Varianten Koiri Kaiari, Koiali sind vielleicht nur Druckfehler in Bastians „Inselgruppen“; doch wechselt *r* und *l* häufig, z. B. Mysore, Mysole; vgl. S. 966, Anm. 4. Bruno Beheim-Schwarzbach schreibt vom Dampfer Roma in der Torresstraße „zur Annektierung Neuguineas“ („Gegenwart“ 1883, 25. August, S. 113 ff.): „Auch im günstigsten Fall kann England jetzt nichts thun, als Küstenbefestigungen erbauen. Die englische Missionsgesellschaft hat in den südlicheren Küstenorten mehr oder weniger festen Fuß gefaßt; aber die Berichte der Missionare sind noch sehr unzusammenhängend, ungenügend und teilweise widersprechend, was kein Tadel sein soll bei so verschiedenen Eindrücken an den verschiedenen Küstenplätzen, während das Binnenland noch nicht erschlossen ist. Ich habe Einsicht genommen von den Berichten der Missionare Mac Farlane und Murray über Land und Leute der von ihnen begründeten Station Port Moresby gegenüber. Ihre Aussagen wurden durch spätere Besucher und Ereignisse total über den Haufen geworfen. Auch Lawes und Chalmers widersprechen sich in ihren Beurteilungen des Klimas und der Eingeborenen, ebenso Maclay und d'Albertis. Selbst der Engländer Goldie, der sich viele Jahre in Neuguinea aufhielt, ist noch nicht einig, ob der Ansiedelung europäischer Kolonisten das Wort zu reden sei. Chester, der im Auftrag der Queensland-Regierung wiederholt die Südostküste Neuguineas besuchte, wie die Missionare scheinen einig, die kleine fruchtbare Jule-Insel als den der europäischen Ansiedelung günstigsten Platz zu bezeichnen. Freilich sind die Meinungen über die umwohnenden Stämme recht geteilt; denn während diesen von einigen Berichterstattern Wildheit, Tücke, Rachsucht und kannibalische Neigungen zugeschrieben werden, urteilt Chester hier auch optimistisch. Tatsache ist, daß eine europäische Kolonie hier sicherer und gesunder ist als in der Nähe von Port Moresby. Die Papua, die übrigens in mehreren, besonders nördlichen Teilen der Insel eine gute Portion malayisches Blut in den Adern haben, stehen durchaus auf niedrigster Kulturstufe. Sie bewohnen an der Küste und wohl auch im Innern zusammenhängende Dorfschaften, in denen von Häuptlingen ein der primitiven Lebensweise entsprechender Gesetzescodex gehandhabt wird. Ich habe nicht erfahren, ob einzelne Individuen auf Grundeigentum Anspruch machen; jedenfalls thun solches die Dorf- und Stammgemeinschaften. Nächst den Folgen des stark entwickelten Aberglaubens, der z. B. den Tod eines Stammesmitglieds durch Zauberkünste eines benachbarten Volks verursacht wähnt, sind es Übertretungen ihrer Grundeigentumsrechte, die am häufigsten zu Krieg und Totschlag führen.“ Fortsetzung des östlichen Neuguinea die Luisiade (Massims) im Süden, Kirvirai und Muju (Mudschu) im Norden; Meinicke, S. 103; nach Gerland (S. 533 f.) sind die

Insulaner der Massims, denen er die d'Entrecasteaux zuzählt, blaßgelb bis kastanienbraun, mit wolligem, oft perückenartig frisierem Haar und bald negroiden, bald jüdischen, bald malayischen Zügen, klein, aber kräftig, wild, doch furchtsam, die Mujuer heller und weniger wild, das Südostende Neuguineas von demselben Stamm bewohnt, der über die Massims verbreitet ist; Macgillivray (I, 255. 294) fand keine bedeutenderen Unterschiede, doch jenseit der großen Papuabai einen verschiedenen Stamm (II, 77), etwas kleiner, doch mit hübscheren Zügen (II, 55); dieser Bevölkerung nennt er die Eingeborenen der Torresstraße gleich, deren östliche Inseln Meinicke (S. 114) in fünf Gruppen teilt: die auf dem Warriorriff, Bourke, Nepean, Errub (Darnley), Mer. Aus den Götternamen, die die Mujuer den Missionaren angaben (Curti, L'Isola Muju [1872], p. 29 sq.), läßt sich nach Meinicke (S. 125) nichts schließen. Die Europäer wurden auf den Torresinseln für Götter gehalten, Sagen von Riesen geglaubt wie von Adi (vgl. Nachtrag zu S. 876), dem ersten Menschen, der, beim Fischen von der Flut überrascht, mit seinen Weibern in Felsen verwandelt wurde, Sternschnuppen als fliegende Geister sehr gefürchtet (Macgillivray II, 29 sq.; Gerland, S. 667 f. 670. 675). Der von uns S. 921 erwähnte Salatau gehört jedenfalls nach Vate (S. 973 mit Nachtrag). Den doresischen Korwar entsprechen hölzerne Bilder von Schutzgeistern (Macgillivray II, 20) in der Torresstraße, vor denen Schädel und Hände getöteter Feinde hingen und Harz brannte (Flinders I, p. xxxvi; Gerland, S. 647. 672. 678; siehe auch oben S. 819). Auf einigen Inseln der Torresstraße liefs man die Leichen auf einem Gerüst unter beständiger Bewachung faulen, trennte dann das Haupt vom Rumpf, und dieses trug die Witwe bis zu ihrer Wiederverheiratung stets mit sich; der Rumpf wird begraben, ein Hügel gehäuft und dieser mit Stöcken, die oben rot sind, mit Muscheln u. dgl. verziert; auf andere Inseln hob man die Schädel oder statt ihrer zu grotesken Gesichtern bemalte Steine in offenen oder geschlossenen Gehegen auf, die im Walde gelegen und mit Muscheln und Knochen verziert waren (Macgillivray II, 32. 37; vgl. d'Urville, Voy. au Pole Sud IX, 330; Gerland, S. 686). Auf Badu (Mulgraveinsel) fand Chester („Globus“ XXI, 87) einige Masken aus Schildpat, die aber (vgl. d'Urville (Zool. II, 371; Gerland, S. 567. 603) bei Tänzen getragen werden, auf Marbiack (Jervis-Insel) die frischen Schädel der auf einem Kriegszug nach Ita (Banksinsel) Getöteten an den Hütten aufgehängt. Jagd auf Feindesköpfe (mit Feuer- und Rauchsignalen) findet sich auch nach Macgillivray (II, 5 ff.; Gerland, S. 587. 643. 646 f.) auf den Inseln der Torresstraße, und man bäckt sie in Öfen; die Sieger essen davon Augen und Wangen, um dadurch tapfer und stark zu werden, lassen bei den darauffolgenden Tänzen ihre

Wut an ihnen aus und hängen sie endlich an Stangen vor das Dorf. Doch herrscht nach Meinicke (S. 121) Anthropophagie auf den Inseln der Torresstraße und Muju nicht; jedenfalls aber auf der Moresby-Insel und Luisiade, wie wir S. 922 Anm. 3, bemerkt; auf letzterer (vgl. auch Gerland, S. 648) trägt man Armbänder aus menschlichen Kinnbacken (Meinicke, S. 119). Wie auf dem Festland glauben auch die Torresinsulaner, daß sie von gewissen Leuten bezaubert werden können; in jedem Stamm giebt es alte Leute, denen man diese Fähigkeit zutraut und die so ein auf Furcht begründetes Übergewicht erlangen. Die Zaubermethode, Takandinja, besteht darin, daß man die Hand- und Fußknöchel eines menschlichen Skeletts spitz schärft und diese Pfeile nachts im Dickicht gegen den eingebildeten Körper des Feindes wirft; wird dieser in nächster Zeit krank, ist das die Folge; die meisten Uebel werden der Verzauberung zugeschrieben, ebenso ein günstiger oder ungünstiger Wind (Chester im „Globus“ XXI, 88). In der Torresstraße scheint nach Jukes (I, 163), Macgillivray (I, 27), Gerland (S. 656) und Meinicke (S. 128) politische Organisation zu fehlen, nur Wohlstand oder persönliche Tüchtigkeit Familienvätern Einfluß zu verleihen; aber in Muju giebt es eine bevorrechtete Klasse von Adligen, die den Titel Guyan führen und in zwei Classen zerfallen, höheren und niederen Ranges, auch durch besondere Eigenthümlichkeiten der Tracht sich vom Volk unterscheiden (Curti, S. 40f.). Auf den Torresinseln giebt es Grundeigentum und vererbt sich auf die Kinder (Macgillivray II, 28; Gerland, S. 661); die Braut wird scheinbar gewaltsam entführt (Gerland, S. 633; Meinicke, S. 126, nach dem Monogamie herrscht, während Gerland [S. 269] nach Macgillivray [II, 8] das Gegenteil annimmt, doch nach ihm (I, 260. 271) Keuschheit anerkennt; das Familienleben ist hier nicht ohne Anmut; die Männer tragen die Kinder zärtlich auf den Armen und teilen mit den Frauen die schwere Arbeit (Macgillivray I, 271; II, 9; Jukes I, 177; II, 247; Gerland, S. 627. 637); wie auf Polynesien Namentausch mit geschätzten Fremden; Gruß durch Nasenreiben oder Handkitzeln, auch auf der Südküste (Meinicke, S. 127; Gerland, S. 622). Die Torresinsulaner gehen zum Teil ganz nackt (Flinders II, 109), zum Teil mit einer Muschel vor dem Penis, die Mädchen mit kürzerem, die Frauen mit längerem Blätterschurz (Wilson, Narr., p. 312; Macgillivray II, 20; Gerland, S. 567). Hier Schulternarben; Tätowierung auf der Südküste allgemein, auf den südöstlichen Inseln besonders bei Weibern, gar nicht auf der Luisiade (Macgillivray I, 126. 190. 262; II, 55; Gerland, S. 573; Meinicke, S. 120). Hier lange gewölbte Hütten mit Palmblattdächern, auf den östlichen Torresinseln bienenkorbähnliche aus Bambusrohr, mit Laub bedeckt, auf den westlichen viereckige

mit Dachgabeln (Gerland, S. 587 f.). An der Südostküste enden auch die Dächer mit zwei erhöhten Giebelspitzen; östlich von der Redscarbai zählt das Dorf Annapata nach Cora (Cosmos II, 88) 1500 Hütten; Landbau eifrig längs der ganzen Südküste, dürftig (gegen Gerland, S. 581) auf der Luisiade, Muju und den Torresinseln; auf letzteren aber die Böte (mit Ausleger Macgillivray II, 15) kunstvoller und besser; auch Flöße mit Rudern an der Südostküste (Meinicke, S. 121 ff.). Geräte vielfach nett, auf der Luisiade durch Laurusblätter wohlriechend (Gerland, S. 597). Muscheltrompeten, Trommeln (ebd., S. 600. 603). Die Torresinsulaner stehen nach Flinders und Macgillivray (Gerland, S. 689) verhältnismäßig hoch unter den Melanesiern, und sehr begabt (ebd., S. 621) sind auch trotz sittlicher Roheit die Eingeborenen der Luisiade und die noch zu besprechenden der Insel Ruk (Rook, Meinicke, S. 99), die sich unmittelbar westlich an Birara (Neubritannien) anschließt; sie zerfallen nach Salerio (in Petermanns „Mitteilungen“ 1862) in drei, nach Reina (in Neumanns „geogr. Zeitschrift“ 1856) in zwei Stämme, die auch sprachlich unterschieden sind; sie sind hellbraun, doch noch dunkler als die Mujuer (ebd., S. 533). Vulkan Göttersitz (Reina, S. 355; Gerland, S. 670). Aus den Namen der Götter Marsaba und Nabäo, die die katholischen Missionare in Ruk erfuhren, läßt sich nach Meinicke (S. 125) nichts schließen; doch ist jener ein Kompositum aus Mariu auf Mallikolo und Supe auf Nguna, dieser = Nobu auf Eromanga (s. S. 965 f. mit Nachtrag). Auf Ruk soll vor Zeiten Pura (vgl. den neubritannischen Turangan S. 940) mit seinen Kindern und verschiedenen Früchten gelandet sein; er lehrte die beiden Sprachen der Insel und verschwand; von seinen Kindern stammen die Bewohner; er galt bisweilen als Weiser, wie auch auf Birara alle Weisen Pura heißen (Reina, S. 358): nach Gerland (S. 667) ist er der lichte Himmelsgott; doch kann er, zugleich Urahn, sich infolge der Stammesteilung in jene beiden Götter differenziert haben. In die (ähnlich wie auf Lifu und Viti) Lottin genannte Unterwelt sucht man auf Ruk den Marsaba, den bösen Geist, der Krankheiten, alles Unglück und vielen Spuk anstiftet, nach besonderen Unglücksfällen zu verjagen. (Er wird, wenn der Kranke nicht mehr ist, beschworen; Gerland, S. 683.) Er ist äußerlich häßlich, besitzt noch andere Namen, aber auch einen geweihten Raum auf Ruk, wo ihm öfters nächtliche Feste von den Männern gefeiert werden. Bei den hauptsächlichsten derselben (was wieder an den neubritannischen Turangan = Duk-Duk anklingt) ziehen zwei Vermummte umher und fordern die von Marsaba „noch nicht gefressenen“ Jungen, schon beschnittene Jünglinge. Diese, ausgeliefert, müssen zwischen den Beinen der Vermummten durchkriechen, worauf das ganze Dorf Geschenke bringt,

nun sie, die nun vom Gott gefressenen, zu befreien. Gerland (S. 668) sieht hiernach in Marsaba den ursprünglichen Herrn der Unterwelt, der freilich zum bösen Spukgeist, wie Pura zum Menschen herabgesunken ist; gleiches Schicksal habe aufser anderen Geistern, die man zu Ruk kennt (doch auch abgeschiedene, Reina, S. 360, wo auch über Zauberei; Gerland, S. 672. 682), Nabäo, der auch zu Birara verehrt wird, getroffen; er sei ursprünglich wohl ein guter Geist gewesen, jetzt aber vorherrschend böse; ihm werden alle Schiffbrüchigen geopfert (Reina, S. 356). Kannibalismus fehlt hier (Salerio, S. 342; Gerland, S. 648). Ist jemand gestorben, erheben die Angehörigen ein lautes Jammergeschrei; das ganze Dorf weint einen halben Tag um ihn, der buntgemalt und vor seinem Hause begraben wird. Die Gräber sind mit Rohrzäunen umgeben, innerhalb deren während des ersten Monats ein Feuer brennt, „damit die Seele sich wärmen könne“; 4—5 Monate lang singt die Mutter oder Frau des Verstorbenen eine Totenklage jeden Morgen und Abend; dann wirft man die Umzäunung weit vom Dorfe weg, und ein Festmahl schließt die ganze Feier; die Reicheren werden auch gleich nach dem Tode durch ein Gastmahl gefeiert, Ärmere nicht, deren Leidtragende (wohl deshalb) verhöhnt werden (Reina, S. 360f.; Gerland, S. 684. 688f.). Wer reich und freigebig ist, wird Häuptling, deren es viele giebt, doch meist nur mit Macht über ihre nächste Umgebung; öffentliche Angelegenheiten werden von allen Stammgenossen behandelt (Reina, S. 363; Gerland, S. 654; Meinicke, S. 128). Eine Ausnahme in Melanesien ist hier der häufige, höchstens mit Schlägen bestrafte Ehebruch; auch Ehescheidung ist häufig und schrankenlose Liederlichkeit vor der Ehe (Reina, S. 358. 362; Gerland, S. 629. 634); alle Arbeit liegt den Weibern ob; nur die kümmerlich unterstützten Greise flechten Netze (Reina, S. 358. 361; Gerland, S. 627. 639). Mord neugeborener Kinder war häufig, ebenso das Begraben Kranker, die nicht mehr essen oder sprechen (Reina, S. 361; Gerland, S. 639; Meinicke, S. 127). Sonst erhält das neugeborene Kind sogleich den Namen eines Verwandten oder Freundes; die Namen sind für beide Geschlechter gleich (Reina, S. 359; Gerland, S. 636). Die Verstümmelung der Vorhaut findet sich hier als religiöser Gebrauch (Reina, S. 357; Gerland, S. 679; Meinicke, S. 120). Schamgurt (Reina, S. 360; Gerland, S. 567); Wohnungen auf mannshohen Pfählen (Reina, S. 359; Gerland, S. 586). Mit „Gebeten“ d. h. Zaubersformeln, die dadurch wirken, daß eine Kraft aus dem Bauch (Seelensitz) auf den betreffenden Gegenstand übergeht, bereiten die Boker sich gutes Wetter, reichen Fischfang, sichere Fahrt, Genesung u. s. w. (Reina, S. 357; Gerland, S. 605. 682. Ehrlichkeit (Salerio, S. 342f.; Gerland, S. 687).

Zu S. 927 ff. Meinicke (I, 134, 143) rechnet die Admiralitätsinseln und die westlich von ihnen liegenden los Monjes (Mönche), Anachoreten, Commerson, los Emeritanos, la Boudense, Echiquier, Durour, Matty zum neubritannischen Archipel. Miklucho-Maclay hat über seine Reise in Westmikronesien und Nordmelanesien referiert im Sitzungsbericht der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 9. März 1876 und Petermanns „Mitteilungen“ 1878, S. 40 ff. Über die Sammlungen des Kapitäns Freiherr v. Schleinitz und Kapitänlieutenants Struch auf der „Gazelle“, des Konsuls Hershheim auf Jaluit (Marshallinseln) und Dr. Finckh vgl. „Führer durch die ethnologische Sammlung des Königl. Museums zu Berlin“ (1881), S. 22 ff. Vgl. ferner Dr. Schmeltz, Die anthropologisch-ethnologische Abteilung des Museum Godeffroy, S. 78 f.: Anchoritesinseln; hier durch Kapitän Tetens gesammelt Kopfbedeckung (Bild Tafel 14, Fig. 1), Arm- und Halsschmuck, Hüftengürtel, Beinschiene, Anzug für Frauen, im gürtelähnlichen Teil des Schurzes ein Muster aus schwarzgefärbtem Faserstoff eingeflochten, der aus *Ficus religiosa* und *prolixa* durch Klopfen des Bastes auf Stein gewonnen wird; gewöhnlich gehen freilich (Strauch, S. 35) Männer und Frauen bis auf die Scham nackt. Nach Kubary (bei Schmeltz, S. 446 ff.) sind die Anchoriter nach Aussehen und Sitten Melanesier, doch mit poly- und mikronesischem Einfluß, der sich besonders in der Neigung zur Brachykephalie und Sprache zeige (S. 447 f.). Brandnarben nur als Heilmittel; Durchbohrung des Nasenknorpels bei beiden Geschlechtern; den kleinen Mädchen der Rand des Ohrlappens abgetrennt; sie sind während der Operation tabún (S. 449 f.). Haar kraus, aber nicht wollig, von den Frauen mit glühender Kokosnußschale abgesengt, von den Männern lang getragen in verschiedener Art, tabun für die Frauen (S. 451 f.). Vorbereitung durch den Uta zur Pubertätsweihe (S. 452 ff.), Bekleidung (S. 456 f.). Hohe, viereckige wohlbedeckte Häuser (Bougainville, Reise um die Welt [1772], S. 250; Gerland, S. 586). Die Hermit-Insulaner schildert Tetens bei Schmeltz (S. 458) als groß und stark, dunkler als die Karoliner, in geräumigen Wohnungen, auf den mit vielen Verzierungen und Schnitzwerk bedeckten, bisweilen zweimastigen und bis fünfzig Menschen tragenden Kanoen nach der Echiquier- und Anchoritesgruppe auf Menschenraub fahrend; Frauentracht wie auf letzterer Gruppe, Schamgurt der Männer; die Toten werden verbrannt, die Schädel mit Blumen in den Augenhöhlen an Bäume gehängt, die Unterkiefer in die Häuser oder um den Hals. Tafel 13, Fig. 1—5; Tafel 15, Fig. 2 u. 3 Fetische und Götzenbilder, auch bei Oberländer, Ozeanien, S. 363, Fig. b abgebildet; Beschreibung Schmeltz, S. 80: Nr. 429 f. Götzenbilder aus Holz von weißer Farbe, beide dicht nebeneinander in einem Tempel aufgefunden; das

Kinn lang bis auf die Mitte der Brust, Schilf- und Bastkränze um den Leib; daneben befand sich Nr. 431 Fetisch oder Epitaph aus Holz geschnitzt, ein oberes federähnliches Stück mit unteren schrägen Quer- und Längsbalken verbunden. Nr. 432, 436 Fetische, einem Bischofsstab ähnlich. Nr. 433 Fetisch, beilartig, durchbrochen geschnitzt, vorn zwei menschliche Gesichter. Nr. 434, Fetisch, durchbrochen geschnitzt, in Form eines gotischen Turmes, 52 Centimeter lang. Nr. 435 Fetisch ähnlicher Art. S. 81f.: Schmucksachen aus Muscheln, geflochtene Armbänder und Gürtel; Schurz. S. 83f. Kanoemodell mit Ausleger, Geräte mit Schnitzwerk (menschlichen Figuren). Vgl. Tafel 14f. S. 85: Echiquierinseln des Ninigo-Archipels, von Bougainville (a. a. O.; Gerland, S. 519) für unbewohnt gehalten; von Kapitän Tetens Nr. 428 (Bild Tafel 14, Fig. 1; vgl. Oberländer, S. 363, Fig. c) Götzenbild aus weichem, porösem Holz, der gröfsere Teil viereckig, vorn schmaler, das Gesicht in rohen Linien, über den Hals weit vorspringend, nur die Nase erhaben; Nr. 188. 214 Schnüre aus Haaren und Fasern. Die Bewohner der Admiralitätsinseln nach Labillardière (*Relation de voyage à la recherche de la Pérouse* [1806] I, 255) mattschwarz, nach Carteret (S. 385) dunkelkupferfarbig mit wolligem weißgepuderten Haar (Gerland, S. 534). Nach Meinicke (S. 145) stecken die Männer den Penis durch eine Muschel: doch wird dieselbe nach Mosely (*On the inhabitants of the Admiralty islands*, im „*Journal of the anthr. inst.*“ 1877; Schmeltz, S. 445f.) keineswegs durchlöchert und ist nur Bedeckung, wenn die Bastbekleidung abgelegt wird; den Penis zu entblößen gilt für unanständig und irreligiös. Unbedingte Macht der Häuptlinge (Labillardière I, 251. 261; Gerland, S. 654). Glaube an die Geister der Verstorbenen (Labillardière I, 267; Gerland, S. 672). Ehrlichkeit (Labillardière I, 261; Gerland, S. 687).

Zu S. 930 ff. Über das Physische der Bewohner des Neubritannien-Archipels vgl. noch Gerland, S. 531f.; Meinicke, S. 144; Schmeltz, S. 432. Im Innern der Insel Neubritannien soll nach Brown eine bekleidete Rasse von hellerer Hautfarbe, glattem Haar mit anderer Sprache und Waffen vorkommen. Über Berührungen in der Religion mit Ruk vgl. Nachtrag zu S. 919; über Götzenbilder Dampier, *Voyage aux terres australes*, trad. de l'Anglais (1705) V, 98; Lesson (*Compl. Buff.*) III, 81; Gerland, S. 678; Meinicke, S. 147. Schmeltz, Tafel 8, Fig. 1 u. 2 und Tafel 34, Fig. 1 u. 2 Idole von Neuirland abgebildet, beschrieben S. 16: Nr. 1653f. hölzerne Götzen mit gefalteten Händen; die Gesichtspartie dreieckig mit vorgezogenem Kinn; Augapfel durch Deckel von *Senectus argyrostomus* gebildet; Flecken und Linien in

blauer, roter und gelber Farbe auf weißem Grund als Umrahmung des Außenrandes des Gesichts, als Einfassung der Augen, des Mundes und der Nase; bei Nr. 1653 gelbe Binden auf den Armen am Ellbogen und ein gelbes Dreieck auf dem Bauch, von blau begrenzt. Nr. 1920 Götze aus weißem, leichtem Holz sehr roh gearbeitet; Außenrand der untern Partie des Gesichts rot bemalt; von den Augen ausgehend ein erhabener herzförmiger Teil, der den Mund einschließt und sich bis zu den Augen hinaufzieht, schwarz bemalt; die Augen durch Stückchen Perlmutter angedeutet; Nase weiß bemalt; die Arme, eine dreieckige Figur auf der Brust, der Bauch und die obere Hälfte der Beine schwarz bemalt. Besser als diese gearbeitet Nr. 1921 hölzerner Götze mit zum Bauch herunterhängenden Händen, auf weißem Grund rot bemalt, mit einigen blauen Streifen auf dem Gesicht, der Umrahmung des Mundes, der Bauchmitte und den das Haar bedeutenden Einkerbungen untermischt; Augen aus Muscheldeckeln (*Turbo petulatus*). S. 433: Nr. 3485 fast identisch mit 1654; das männliche Geschlecht nur schwach angedeutet, Hände auf dem Bauch, 75 Centimeter hoch, mit der Angabe Duke of York eingegangen, nach Schmeltz auch aus Neuirland, wo Götzen ähnlicher Art auch aus Stein (Kreide) gearbeitet vorkommen. Nach Hübner (Schmeltz, S. 17f.) wird bei Krankheit in der Häuptlingsfamilie ein Duk-Duk veranstaltet, da eben nur diese reich genug ist, einen solchen zu bezahlen; wenn der Kranke ihn sieht, soll er entweder besser werden oder schnell sterben; diese Festlichkeit dauert etwa eine Woche. Die Vermummung mit Maske (gewöhnlich aus Faulbaumbast) und Laubkränzen, die nur die Beine frei läßt, geschieht an einem der Tambu-(Tabu-)Plätze (Hübner wurde von einem Häuptling zugelassen) unter Scheinkämpfen; der oder die Vermummten fahren dann erst nach einer andern Insel und kommen von da zurück als Gott Turangan und durchlaufen die Insel, von jedem eine Gabe fordernd, während Weiber und Kinder sich verbergen müssen. Will jemand eingeweiht werden, so hat er einige Monate in sitzender Stellung in einem Tambuhause zuzubringen, darf da nicht sprechen und von keinem Weib gesehen werden, wird aber gut gefüttert; nach dieser Zeit vollführt er den Tanz, ist tambu, darf sich Weibern zeigen, aber Schweinefleisch und einzelne Seetiere nicht mehr essen, da er sonst sterben würde. Dr. Fournier (*Les îles du Duc d'York* im „Bull. de la Soc. de la geogr. de l'Est“ 1880, p. 54sqq.; Schmeltz, S. 433) berichtet nach Brown im wesentlichen übereinstimmend; doch ohne Erwähnung des Krankheitsanlasses. (Ebd. über die Einsperrung der jungen Mädchen in den konischen Käfigen). Kleinschmidt schrieb 27. März 1880 an Schmeltz (S. 434): „Heute hat der Duk-Duk auf Pall-Pall (dem andern Ende von Mioko, Duke of York) Schädel aufgenommen und in Körben in die Hütten

der Familien der Verstorbenen zum Aufheben placiert, wie es hier Sitte ist.“ Schmelztz, S. 16: Nr. 1884—87 hutartige Masken, auf Mioko und Duke of York bei der Duk-Duk-Zeremonie getragen. S. 18f.: Hut derselben Art und Anzug dazu, abgebildet auf Tafel 3, Fig. 1. Nr. 2792—94 Hüte derselben Art von Neubritannien, nach Kapitän Buck als Hüte für Götzen verwandt. S. 21—25, 435—37, Tafel 5, Fig. 1 und Tafel 33 Holzmasken aus den verschiedenen Inseln des Archipels. S. 20, 434, Tafel 3 Fig. 3 u. 4 Masken aus Kittmasse und Teilen eines menschlichen Schädels von der Insel Neubritannien. S. 19, 434 bemalte Menschenschädel, meist ohne Unterkiefer. S. 19: Nr. 2800 (Tafel 3, Fig. 1a) Zeremonialzeichen, bei der Duk-Duk-Zeremonie in der Hand getragen, ein Faserstoff über einem Geflecht von Rohrstäben, mit verschiedenen Farben, Flecken und Zackenlinien verziert. S. 26: Dünne Holzplatten, 65 Centimeter lang, 10—12 Centimeter breit, mit durchbrochenem Schnitzwerk, von der Insel Neubritannien, bei Prozessionen und Tänzen gebraucht, so bei Aufhebung des auf Kokosnüsse gelegten Tabu in der Bucht Ratavul beobachtet von Kapitän Wendt 1878; in einigen Platten ist das verzerrte Bild einer hockenden Menschengestalt erkennbar, in einem das einer Eidechse; bemalt sind diese Schnitzwerke auf weißem Grunde mit roter, schwarzer, blauer Farbe; die meisten Platten tragen an der Spitze einen Federbusch. S. 27: Schnitzwerk aus Neuirland, zum Tanz getragen; der untere Teil bildet in rohen Umrissen einen Kopf, die Vorderseite ein Krokodil. S. 438f.: Schnitzwerke aus Neuhanover zur Verzierung heiliger Gebäude; in Nr. 3313 bildet den Hauptteil eine vierfüßige verzerrte Tiergestalt, die in den Vorderfüßen eine Kugel hält, auf der der Kopf ruht, der Mund in einen langen Schnabel ausgezogen; an den Beinen eine Leiste mit Bild eines Fisches; Bemalung rot, schwarz, weiß. In Nr. 3312 Vogelkopf, im Schnabel eine Schlange haltend. S. 444: Nr. 3310 Schnitzwerk ebendaber, den Kopf eines Nashornvogels imitierend; Augen Turbo; um den Hals Bastringe. S. 61: Ruder von der Insel Neubritannien, vielfach mit Schnitzwerk; bei Nr. 2349 auf einer Seite eine hockende menschliche Figur, auf der andern ein Gesicht; bei Nr. 2848 (Tafel 6, Fig. 2) auf einer Seite zwei hockende Figuren, darüber eine federähnliche, darüber ein Dreieck, eine runde Platte einschließend; auf der andern Seite eine hockende Figur, darüber eine Figur mit ausgespannten Flügeln, dessen mittelste Schwanzfeder in einen zehnstrahligen Stern, der eine runde Platte einschließt, endet; auf beiden Seiten sind in der helmartigen Kopfbedeckung 6—8 strahlige Sterne eingeschnitten. S. 62ff. (Tafel 9, Fig. 1—3) Bootverzierungen aus Neuirland und Neubritannien, aus Holz geschnitzt. Nr. 3210 menschliche Figur, 75 Centimeter hoch, bunt bemalt, zwei Halbmonde auf der Brust, der Schädel mit schwarzer

Kittmasse bedeckt, darin kurze Holzstäbchen; Bart Pflanzenfaser; Penis groß; von den Hacken aufsteigend steigt zu beiden Seiten eine frei aus demselben Holzstück geschnitzte bunte Schlange empor bis zu den Ohren, wieder abwärts durch die Hände und nochmals aufwärts, mit dem Kopf gegen die Ellbogen stoßend. Nr. 3209 aus Holz geschnittener Rachen eines Fisches (Hai?), aus dem eine menschliche Figur mit an die Ohren gelegten Händen steigt. (Eine Sage auf Eromanga erzählt von einem Menschen, der durch einen riesigen Fisch, der ihn verschluckte und ausspie, ans Land gerettet wurde. Turner, S. 497; Gerland, S. 670). Nr. 2081 (ein ähnliches bei Strauch, Tafel 3) menschliches Antlitz zu beiden Seiten mit durchbrochenem Schnitzwerk, Flügel darstellend, Bemalung auf weißem Grund rot und schwarz; Augen Turbodeckel. Nr. 1510 ebenso bemaltes Bild eines Nashornvogels mit einem schlangenähnlichen Tier und einem hockenden Menschen. Nr. 3205 f. Vogel mit vertikal ausgebreiteten Flügeln, im Schnabel eine Schlange, die bei dem einen Exemplar in den Kopf des Vogels beißt, bei dem andern in ihren eigenen Körper. Nr. 3204 Nashornvogel, in den Füßen eine Schlange haltend, auf der ein gebückter Mensch sitzt, dessen Hände sich an den Schnabel lehnen; vom Oberkopf aus erstreckt sich in Zickzackwindungen noch eine Schlange; Farben wie bei den andern rot, schwarz, weiß. Nr. 2769 Schnitzwerk von einem Kanoe oder Tempel von Mioko (ein ähnliches bei Strauch, Tafel 2): Vogel, auf dem Rücken ein Kamm in Federform, unten arabeskenähnlich verschlungenes Schnitzwerk, in dem sich unter andern ein geöffneter großer Rachen und noch eine Vogelgestalt erkennen läßt. Von sonstigen Objekten aus dem Archipel verzeichnet Schmeltz, S. 28: Schurz aus gelben und roten Pflanzenfasern für verheiratete Frauen; die Fasern zu Schnüren verflochten Zeichen der Witwenschaft (Neu-irland), Bastzeug (Neubritannien). S. 29 f.: Perücken, Haarschmuck, S. 31 f. Kopfschmuck, S. 33 ff.: Stirnbänder, S. 37 ff.: Ohr-, Hals-, Nasenschmuck, S. 42 ff.: Brustschmuck, S. 44 f.: Armringe, S. 46: Steinbeilklingen und Steinmeißel, S. 47: keine Bogen und Pfeile im Archipel (außer am Port Sulphur dem Salomonarchipel zunächst, p. xxv f., Strauch, Zeitschrift für Ethnologie 1877, S. 54. 86. 96. 100; Hunter bei Meinicke, S. 147), S. 47 ff.: Keulen, zum Teil reich verziert; Schnitzerei teilweise ein menschliches Antlitz nachahmend, S. 52: Speere (S. 55 ff.: mit Federschmuck, S. 57 ff.: mit Schnitzerei), S. 60: Schleudern von Neubritannien; Boot mit Ausleger. S. 65 f.: Netze, Angel; S. 67 f.: Trommeln, Klappern, verzierte Maultrommel aus Bambusrohr, Flöte (Strauch, S. 47. 94. 100), S. 75: Kalebassen, Körbchen, Beutel, S. 76: Taschen, Dosen. Tafel 6, 10, 11, 12. Vgl. noch über die Nacktheit und Hautnarben Bougainville, S. 246 f.; Dampier V, 95; Hunter, *Histor. journ.*,

S. 140f.; Belcher, Narrative, S. 7; Gerland, S. 566. 573; Meinicke, S. 145; Kriegsbemalung Gerland, S. 641. Umzäunte nette Bambushäuser der Amakataner (Hunter, S. 144; Gerland, S. 586). Pflanzungen (doch nicht am südlichen Tombara) Gerland, S. 581; Meinicke, S. 146. Häuptlinge Gerland, S. 654; Meinicke, S. 147; nach Hunter (S. 126) ein ruderähnliches Instrument ihnen vorgetragen; Frauen Gerland, S. 627. Kannibalismus Hunter im „Nautical Magazine“ 1842, p. 7; Meinicke, S. 145; Finsch in „Illustr. Zeitung“ 1883, 17. Nov., S. 450 mit Bild; ebd., S. 445: Keuschheit und Sittlichkeit beim weiblichen Geschlecht musterhaft; Ehe polygamisch, an strenge Gesetze gebunden; durch Gesetze auch Leben und Eigentum geschützt; Ehrgefühl mangelnd; der größte Häuptling bettelt wie der Ärmste um Tabak. H. Powell in „Daheim“ 1883, 25. August über die Zauberärzte, Aderlasse und chirurgischen Instrumente aus Obsidian und Haifiszähnen auf der Insel Neubritannien. Ebd. 1884, S. 31 (nach einem vom deutschen Kriegsschiff „Hyäne“ an Bastian gesandten Brief): Die Nordländler verbacken das Gift vom Fisch Mar-fele in die Sagokuchen, um feindliche Stammesgenossen zu vergiften bei einem anscheinenden Friedensfest, bei dem Teilnehmer aus allen Stämmen in grotesken Masken und Anzügen erscheinen.

Zu S. 950 ff. Physische Schilderung der Salomonsinsulaner Gerland, S. 529f.; Meinicke, S. 160. Sprachen Meinicke, S. 166. Religion ebd., S. 164f. Götterbilder Bensusan J. R. G. S. XXXII, 47; Gerland, S. 678; auch an den Pfosten ausgeschnitzt, Meinicke, S. 164; in den Sprachen von Bauro und Gela heißt hiona Geist oder Gott, ebd., S. 370; über Yona verweist er auf Verguet, Histoire, p. 141. Den blinden Gott von Bikar findet Gerland (S. 664) auch im vitischen Ndengei wieder; Verehrung der Himmelskörper und Elemente (?) ebd., S. 670 nach Bensusan, S. 47. Die Geister der Toten wahrsagen, geben guten Fischfang u. dgl. Surville, S. 241; Gerland, S. 672. Leichenbestattung Verguet, p. 152sq.; Fleurieu, Découvertes, p. 134; Meinicke, S. 165. Nach Surville (S. 242) legte man die Leiche eines angesehenen Mannes auf ein Gerüst über die Grube, in die das faulende Fleisch fällt; Kopf und Knochen hebt man dann auf dem gemeinsamen Begräbnisplatz auf; jene Grube wird zugefüllt und eine kleine Hütte darauf errichtet, bei Kindern Blumen darauf gepflanzt; doch sah Hamilton (Pandora, S. 80) auf einer solchen eine Pyramide von Menschenschädeln, Tierknochen und Schildkrötenschalen, darüber ein langes Ruder auf gabelförmigen Stützen (Gerland, S. 686). Schädel als Trophäen aufgehängt (Cheyne, S. 66; Ger-

land, S. 647). Tabu (Surville, S. 240. 245; d'Urville, Voy. au pôle Sud V, 59f. 64; Gerland, S. 676), nach Meinicke (S. 164) auf Bauro so genannt infolge älterer polynesischer Einwanderung. Zauberärzte hochgeehrt (Surville, S. 241; Gerland, S. 682). Schmeltz, S. 459: Nr. 3522 Idol, Schnitzwerk; das Maul einer roh geschnittenen Fischgestalt von 37 Centimeter Länge wird von einer solchen quervorgelagerten von neun Centimeter Länge begrenzt, die wieder durch ihren Rücken mit zwei Schnörkeln verbunden ist, die nach außen in Vogelköpfe enden und oben wieder ein einem Fischkopf ähnliches Schnitzwerk tragen. Ebd.: Armbänder aus feinem Geflecht mit roten und gelben Zickzacklinien an den Rändern und in der Mitte. S. 91: Armringe (na-kato) von Savo auf Marau aus Tridäna geschliffen, so hoch geschätzt, daß man für ein Paar eine Frau kaufen kann. S. 93: Armschmuck von der Bougainville-Insel, in 17 Spiralwindungen aufgerolltes Stück Borke; Beinschmuck, zehn Centimeter breite Binden mit Muschel- und Nufsplatten. S. 90: Nr. 2685 f. Stirnschmuck (repi) von Guadalkanar, runde Platten aus Tridäna geschliffen; auf der Vorderseite eine sehr kunstreich geschnitzte dünne Schildpatplatte, die bei Nr. 2685 in der Mitte einen Stern bildet, um den drei schmale Kreise; auf dem äußersten Kreis selbst ein anderer von Dreiecken gebildet; bei Nr. 2686 das Schnitzwerk dieser Platte noch künstlicher; zwischen den vier Strahlen des mittleren Sternes an der umgebenden Zickzackverzierung, deren äußerster Umfang ein Kreis dreieckiger Verzierungen, je eine Vogelfigur eingeschnitten. S. 88 ff.: Ohrenschmuck. S. 89: Nasenschmuck (kokomi). S. 90 f.: Hals- und Brustschmuck, bei dem die Vorderseite der meisten Platten eingegrabene Figuren, meist Vögel, zeigt, bei Nr. 2612 einen vierstrahligen Stern, der am Ende jedes Strahls einen Halbmond trägt; eingerahmt sind diese Figuren durch kleine Kreise und Sterne oder durch Punkte und Zickzacklinien. S. 94: Meißel, Schläger. S. 95 ff.: Keulen; das Ende der einen stellt einen Fischeschwanz dar. S. 99 ff. 460: Speere; bei Nr. 2559 zwei Götzen Rücken gegen Rücken geschnitzt, bei 2552 und 2581 zwei ebensolche in hockender Stellung, bei 2567 eine Götzenfigur. S. 104 ff. 460: Bogen und Pfeile (erreichen auf den Salomo ihre höchste Vollkommenheit, S. xxv, Schleuder unbekannt, S. 85). S. 112: Schild; Ruder, einige mit Figuren (Fisch) und Perlmutter ausgelegt; Angelhaken. S. 113: Maultrommeln, Flöte, Panflöte (Turner, S. 337). S. 114. 461: Gefäß mit Verzierungen, polierte Kokosnuß als Wasserbehälter, Holzschüssel, geflochtene Taschen. S. 85 ff.: Schamschurz von Frauen getragen; Tapa der Frauen von Ysabel, mit grünen, runden Flecken und Querbändern bemalt; Gürtel der Häuptlinge bei Tänzen; Kämme, Holzhaarnadeln; die Sachen sind von Kleinschmidt gesammelt, teilweise abgebildet auf Tafel 17—21. Kleidung (Gerland, S. 564f. 576. 641 [Kriegs-

bemalung]; Meinicke, S. 161); Tätowierung mit Hautnarben (Gerland, S. 573) von religiöser Bedeutung („Nautical Magazine“ XLI, 125; Meinicke, S. 162, wo auch über Haartrachten, Schmuck, Häuser (vgl. Gerland, S. 585). Kanoehaus (fast nur Dach) auf Bauro zur Unterbringung der mit dem schönsten Schnitzwerk versehenen Nachen, mit verschiedenen Götzenbildern, Schädeln, Federn und Büscheln verziert (abgebildet im „Globus“ XXI, 245). Große Kriegszüge zu Schiff (Cheyne, S. 64. 66; Gerland, S. 646). Die beiden hohen Enden und Seiten der Böte mit schönem Schnitzwerk, in Bauro vorn mit einem fischfressenden Vogel, hinten mit einem Hund (Meinicke, S. 163). Landbau (ebd.; Gerland, S. 581). Die vielen kleinen Stämme unter allgemein verehrten (Fleurieu, p. 132 sq.) Häuptlingen, deren einige von besonders hohem Rang. Meinicke (S. 165) citiert Rietmann (S. 184f.) gegen Verguet (S. 114), der in Bauro eine republikanische Verfassung annimmt; doch auch nach Cheyne (S. 65f.) haben die Häuptlinge auf Simbu und Neugeorgien wenig Ansehen, dagegen nach Surville (S. 240) auf Isabel despotische Macht, können ihren Unterthanen alles Beliebige nehmen und den in ihren Schatten Tre tenden töten lassen (Gerland, S. 654). Von den Gliedern getöteter Feinde, deren jedes beim Essen mit einem heiligen Lied gefeiert wird, erhält auf Isabel der höchste Häuptling die in ein Bananenblatt gewickelte Scham (d'Urville V, 85; Gerland, S. 648f., wie in Neukaledonien der, der den Feind erschlug; vgl. „Globus“ XXI, 244f.). Poly-, gewöhnlich Bigamie; die Mädchen früh verlobt, in Isabel bis zur Mannbarkeit in der Familie des Bräutigams (Meinicke, S. 166; vgl. Gerland, S. 627f. 631). Den Namentausch unter Freunden (d'Urville V, 76) fand schon Mendana 1567 vor (Gerland, S. 622). Über die Mission vgl. Gerland, S. 695f.; Meinicke, S. 167.

Zu S. 960 ff. Zur physischen Schilderung der Santa-Cruz (Königin-Charlotte-)Insulaner vgl. Gerland, S. 529; Meinicke, S. 167ff. 171. In Wanikoro („Globus“ XXII, 246 zu den Neuhebriden gerechnet, durch La Pérouses Schiffbruch 1788 berühmt) eine Sprache mit sehr abweichenden Dialekten und manchen polynesischen Worten; Tupua hat eine besondere Sprache, Indengi mindestens zwei (Dillon, Narr. of a voy. in the South Seas [1829] II, 314; Meinicke, S. 177). Mendana und Dillon rühmen die Nitendi-Insulaner als freundlich und fröhlich (Gerland, S. 689). Nach Gerland (S. 648) war bei ihnen Kannibalismus nicht in Gebrauch; ja die Wanikoresen wiesen ihn aufs bestimmteste von sich ab (d'Urville, Voyage de l'Astrolabe V, 217), lassen vielmehr die getöteten Feinde im Wasser (wo freilich die Neubritannier nach Finsch sie zum Fraß aufheben) vermodern und heben dann ihre Schädel als

Trophäen im Geisterhaus des Dorfes (ebd.; Gaimard ebd. S. 337) oder im eigenen Hause auf (Dillon II, 244). Nach Meinicke (S. 174) ist wenigstens die Anthropophagie im Archipel nicht ausgemacht. Jedoch auf Indengi (Nitendi) wurde der englische Kommandeur Goodenough, dem wir die neuesten Nachrichten verdanken, 1875 ermordet (Schmeltz, S. 117). Vgl. auch über die Tempel Gerland, S. 677; Meinicke, S. 176. Merkwürdigerweise ist die Sitte, Tempel als Herbergen zu benutzen, auch bei den Mandarinen und reicheren Chinesen ganz allgemein (Qolquhoun, Quer durch Chryse (1884, I, 289). Der ursprüngliche Himmelsgott ist wohl der mächtige Gott auf der Höhe des Berges Kapogo in Wanikoro, dessen Ankunft auf dem Berg Wolken, die den Gipfel umgeben, anzeigen (d'Urville V, 179); doch nennt Dillon (II, 214) auch andere Berggötter daselbst (Gerland, S. 670); die Unglücksgeossen La Pérouses wurden für „Schiffsgeister“ gehalten (Dillon II, 160; Gerland, S. 667). In Wanikoro stehen einzelne Individuen in Beziehung zu gewissen Gottheiten, denen sie Verehrung erweisen und Opfer bringen, was auf den Gräbern geschieht; die Toten werden gewöhnlich begraben; doch scheinen in Wanikoro die vornehmen Leichen eine bestimmte Zeit lang in kleinen Häusern ausgestellt zu werden (Meinicke, S. 176). Nach Gerland (S. 686) wurden die Toten zu Nitendi begraben (Dillon II, 304), auf dem Grab des Häuptlings aber ein kleines Haus errichtet und sein Schädel in einem Korbe davor aufgehängt (Gaimard bei d'Urville V, 334). Auf Wanikoro versprach ein Häuptling, seinen Gott zu zeigen, der in einem besonderen Hause wohne, und führte darauf seine Gäste vor das Loch einer Landkrabbe; dicht daneben war das Grab seines Vaters oder Großvaters; der Gott eines andern wohnte ganz in der Nähe in einem Ameisenhaufen (d'Urville V, 178f. 180). Mit Recht findet Gerland (S. 671) hier eine Inkarnation des Ahnen im Tier. Der Häuptling zugleich Priester auf Nitendi (d'Urville V, 176; Gerland, S. 680). Tabu ebenda; auf Tabu-Orten müssen Leute, die keine Häuptlinge sind, ihre Kleider ablegen (d'Urville V, 165. 320. 335. 346; Gerland, S. 676f.; Meinicke, S. 176). Tätowierung ebenda, meist auf dem Rücken, mit Bildern von Fischen, Eidechsen u. s. w., wie sie schon Mendana 1595 fand (Fleurieu, S. 26; Dillon II, 279; Labillardière II, 255; Gerland, S. 573); Verstümmelung der Vorhaut ebenda allgemein Meinicke, S. 175, wo auch über Haus-, Land-, Kanoebau; in Nitendi die Häuser mit vier Fuß hohen Steinmauern umgeben; in Tupua sah Dillon (II, 286) Dörfer mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden Strafsen und Palmenalleen. Die politischen Einrichtungen in Wanikoro in Auflösung; Polygamie nur bei Vornehmen (Meinicke, S. 176f.; vgl. Gerland, S. 655. 627. 629. 631. 634). Namentausch, schon von

Mendana auf St. Cruz gefunden (Gerland, S. 622) Webstuhl auf Nitendi (Dillon II, 303; Gerland, S. 596). d'Urville (V, 332) hörte hier Lieder singen, die er für obscön hielt, aber nicht verstand (Gerland, S. 605). Über die Mission vgl. Gerland, S. 695. Schmeltz (S. 117 ff. 463) verzeichnet aus dem Archipel Bastzeug, geflochtenes Segeltuch, Matten, Betelnufsbeutel, Ohrschmuck (vgl. das Bild in „Globus“ a. a. O.), speziell aus Indengi Pfeile und Keulen, beim Tanz geschwungen, bei Nr. 1815 das Ende in Form eines Vogelschnabels geschnitzt; auch an Nr. 2609 f. Figuren; vgl. Tafel 21.

Zu S. 962 ff. Über das Physische der Neuhebridier (die nördlichen Inseln 1606 von Quiros entdeckt) vgl. Gerland, S. 525 ff.; Meinicke, S. 59. 178 ff. 194 ff. 205 (Dialekte); über die Religion S. 199 ff. Murray (Missions in Western Polynesia, 1858) führt eine Tradition auf Aneityum von einer Einwanderung aus Sawaiki in Samoa an, und in Efat und Tanna haben die Missionare einzelne Tonganer und Samoer unter den Einwohnern gefunden (ebd., S. 194); doch geht nach Meinicke (S. 372) Forrestier („Annales des voyages“ [1868, Dez.], p. 336 sq.) zu weit, der die Bewohner von Tanna und Efat geradezu Polynesier nennt. Vgl. auch noch über die Neuhebridier Eckardt in den „Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg“ IV, 1877 und von demselben: „Die religiösen Anschauungen der Bewohner der Neuhebriden“ im „Globus“ XXXVIII, 1. Von den beiden Schöpfungsgöttern auf Efat oder Vate, die Gill (Gems from the Coral islands [1855], p. 65) und Erskine (Journal of a cruise among the islands of the western Pacific [1853], p. 334) nennen, hält Gerland (S. 666) den Tamakaia doch nicht für zweifellos polynesisch. Auf Aneityum, wie auf Lifu und Mare (siehe S. 983) fanden die Missionare Götter der Fruchtbarkeit, die das Land, die Pflanzen geschaffen hatten, Regen und Sturm hervorriefen, Kriegsgötter und noch andere (Turner, S. 519; Gerland, S. 669). Nobu (vgl. Nachtrag zu S. 919 über Nabäo auf Ruk) heißt auf Eromanga der Hauptgott und Welterschöpfer (Turner, S. 496), aber auch Gott im allgemeinen (v. d. Gabelentz, S. 125) und zugleich nennt man so alle Fremden, Weiße oder Farbige (Turner, S. 667; Gerland, S. 666 f.). Der erste Mensch hier ein Weib; doch geht der Mensch erst aufrecht, seit nach Beschluß aller Tiere die Eidechse dem bis dahin aufrecht gehenden Schwein auf den Rücken sprang (Turner, S. 496). Auf Tanna spielte in einer langen, nicht recht verständlichen Schöpfungsmythe ein Stein eine große Rolle (ebd., S. 88); Gerland (S. 675) verbindet damit den versteinerten Adi in der Torresstrasse; doch bieten auch die Schöpfungssagen auf den Loyalitäts- und Viti-Inseln Analoga. Auf Ero-

manga bringt die Sonne den Regen hervor; bei anhaltender Dürre werden deshalb die Sterne auf sie böse und zwingen sie, es regnen zu lassen (Turner, S. 670). Auf Malikolo bedeutet dasselbe Wort Mariu Sonne und Gott (Meinicke, S. 200; vgl. Nachtrag zu S. 919 über Marsaba auf Ruk; auf den Gott Supe weist vielleicht die von uns S. 979 besprochene Organisation der Supwe (Meinicke, S. 203) auf Vanualava zurück). Auf Tanna erhalten aufer der Sonne die aremha Opfer und Verehrung (Turner, S. 13. 88; Gerland, S. 674); der Häuptling, zugleich Priester, betet hier zur aufgehenden Sonne und vor jeder Mahlzeit um langes Leben, Gesundheit, gute Ernte, Sieg u. s. w. (Turner, S. 85; Gerland, S. 679f.); die mächtigsten Priester, die es auferdem gab, umwohnten hier den Vulkan (Forster, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt [1783], S. 39); die Schwarzen wollten ihn Rietmann (S. 151) nicht besteigen lassen und wagten sich dem Krater nicht zu nähern. Auf Vate trinkt man Kawa, nach Gerland (S. 578) infolge polynesischen Einflusses, nur bei der Verehrung der Geister, die Gesundheit spenden (Turner, S. 393). Um Krankheiten zu vertreiben, brachte man auf Tanna und Vate den Toten Opfer (Forster, Reise um die Welt [1784] III, 184. 394; Gerland, S. 682). Auch sonst opferte man den Abgeschiedenen (Turner, S. 371. 394; Gerland, S. 679). Wie aremha „Gott“ und „tot“ heifst, so führt Meinicke (S. 373) auch den Götternamen natmas auf Aneityum auf den Stamm mas „tot“ zurück. Wenn die erste Silbe nat auch den Stamm von natimi „Mensch“ enthält, so ist es doch höchst beachtenswert, dafs das Wort nat, auf welches Klaproth zuerst die Aufmerksamkeit lenkte, wie auch sein Zusammenhang mit dem Sanskritwort natha sein möge, nach Bastian (Zur Kenntnis Hawaiiis, S. 57) die schlangenartigen Dämonen bezeichnet, deren Anbetung die überwiegende Form des religiösen Glaubens in Mittel- und Ostasien, selbst innerhalb des Buddhismus für die von diesem ihnen zuerteilten unterirdischen Region bildet; in Hinterindien kommen noch die Formen naga, nakh(a), nai, neak vor; letzteres bedeutet in Kambodia „kleine Leute“. Auf den Banksinseln hielt man Europäer für bestimmte Verstorbene („Ev. Missionsmag.“ 1869, S. 329; Gerland, S. 672); aus gleichem Grund (Gerland, S. 667) baten die Mallikolesen Forster (Reise III, 40) und seine Begleiter inständig, die Insel bald wieder zu verlassen. Die Neuhebridier haben nach Turner (S. 519) Götzenbilder, nach Gill (S. 67) und Erskine (S. 334) keine. Gerland (S. 679) erklärt diesen Widerspruch so, dafs sie keine Bilder von (höheren) Göttern hatten, wohl aber von Schutzgeistern und Toten; indes bestand Kult auch von Mondbildern; ich erkläre daher den Widerspruch aus lokalen Differenzen, oder jene hielten die menschlichen Figuren gar nicht für Idole. Schmeltz (S. 120) verzeichnet

zwei Götzen aus Baumfarn von der Insel Lakonis (Gaua oder S. Maria), die an die Thürpfosten der Häuser befestigt und sogar von den als Plantagenarbeiter nach Viti kommenden Hebridiern dorthin mitgeführt werden; Nr. 1139 ist 1,70 Meter, Nr. 1140 2,10 Meter hoch; der Strunk des Farn ist nach oben gekehrt und in sehr roher Weise in Form eines einzelnen Gesichts (1140) oder eines doppelten Januskopfes (1139) ausgeschnitten; auf dem Gesicht sind einige Linien mit roter und weißer Farbe gemalt. Heilige Steine in Tanna in heiligen Hainen; ein langer dünner Stock in den Händen der Fürsten und Ärzte Sitz eines heilbringenden Gottes (Gill, S. 8; Turner, S. 349 f.; Gerland, S. 678). Über die künstlich wiederhergestellten Körper auf Malikolo vgl. Goudenough, S. 290 ff.; Eckardt, „Verhandlungen des Hamb. naturwiss. Vereins“, S. 20; Schmeltz, Mus. God., S. 121, wo ein derartiger Schädel (Nr. 2611), die Stirn durch Druck in der Jugend künstlich deformiert, verzeichnet ist. Schädeltröphen in den Häusern der Häuptlinge aufgehängt (Meinicke, S. 202). Auf Tanna fand Cook kleine Hütten auf dem Grabe, in dem die Toten vermoderten (Forster, Reise III, 181); nach Turner (S. 92) wird die zuvor feierlich geschmückte und ausgestellte Leiche in der Seitenhöhlung an einer 4—5 Fuß tiefen Grube begraben; auf Aneityum warf man die Leichen früher ins Wasser (ebd., S. 363); auf Eromanga liegt der Tote oft unbedeckt oder er wird eingegraben, ein Stab zu Häupten und Füßen gesteckt (ebd., S. 495); auch zu Vate, wo man die Gebeine der Vornehmen auf Pfähle hing, um sie zu allerlei Zauber zu gebrauchen (Turner, S. 393), werden die Toten sonst begraben (Gerland, S. 685 f.; Meinicke, S. 200 f.). In Merena erwähnt Quiros größere Begräbnisplätze. In Eromanga dürfen die Angehörigen nichts von dem essen, was in der Nähe des Grabes gewachsen ist (Meinicke, S. 201). Auf Aneityum beim Tod eines Häuptlings sein ganzes Vermögen, Häuser, Bäume u. s. w. verbrannt (Cheyne, S. 33; Gerland, S. 685). Begrabung Lebendiger, auch Kinder (Gill, S. 65. 67. Turner, S. 444; Brenchley, S. 319; Gerland, S. 639. 683; Meinicke, S. 201. 204. Auf Vate heisst das westliche Geisterland Lakinatoto (Erskine, S. 334; Gill, S. 65), wo Salatau am Eingang sitzt und jeder herannahenden Seele mit dem Beil auf den Kopf schlägt (Turner, S. 394); auf Aneityum sprangen die Seelen von einem Felsen am Westende der Insel ins Meer, um nach Umatmas zu gelangen, wo die Guten in ein Paradies voll Speise und Wohlleben kamen, die schlechten, Diebe, Mörder, Ehebrecher in einer Hölle Hunger leiden mußten (Turner, S. 371; Gerland, S. 673; Meinicke, S. 200). An den Duk-Duk erinnert die von Schmeltz (S. 120) beschriebene und (Tafel 22) abgebildete Maske (Nr. 2669), bei Tänzen gebraucht und den Frauen nicht erlaubt zu sehen, Na-Bee

genannt, von der Insel Lunnar (Südküste Malikolos); auf Unterlage von Kokosschale das Gesicht aus Thon geformt, bunt bemalt, Nase und Mund ausnehmend groß, an jeder Seite des Mundes ein Eberzahn bis zur Stirn aufsteigend, Haar und Bart aus Faser-, nach Kleinschmidt aus vereinigten Spinnengewebe. Schmeltz, S. 121: Nr. 1713—1717 hutartiger Kopfschmuck von Saddle-Island (Banksgruppe), ähnlich wie die neubritanischen Duk-Duk-Hüte; bei einer Zeremonie in der Zeit der Yamsernte benutzt, aus Palmblatt verfertigt, auf weißem Grund in verschiedenen Mustern rot, schwarz, gelb bemalt, auf dem Dach die Hutform mit Früchten u. dgl. verziert; vgl. Eckardt, S. 27; Tafel IV, Figur 1. Anthropophagie allgemein aufser Banksinseln (Brenchley, *The cruise of Curaçoa* [1873], S. 241; Meinicke, S. 196, vgl. Gerland, S. 648). Zauberei (Turner, S. 18f. 90. 361. 394; Erskine, S. 304. 317. 320; Gerland, S. 682; Meinicke, S. 200). Tabu (Turner, S. 495) = itaup „heilig“ auf Aneityum (Meinicke, S. 373), durch Wasser entkräftet (Forster, *Reise III*, 15; *Bemerk.*, S. 517; Gerland, S. 676f.). Tempel fehlen nach Meinicke (S. 200), doch nicht auf Tanna (Turner, S. 85; Gerland, S. 677). Auf der Nordspitze von Espiritu santo nahe dem Kap Cumberland finden sich Ruinen mächtiger Bauten von großer Ausdehnung, Pfeiler von sehr regelmäßiger Form aus gewaltigen Steinblöcken, Teile einer Mauer, Spuren von Verkittung durch zementartige Masse, das alles in einer Ausdehnung von nahezu drei Meilen; ähnliche geheimnisvolle Reste auch im Nordosten, fünf Meilen vom Kap; mit heiliger Scheu erzählen die Eingeborenen davon; für sie sind diese Stätten tabu und der Sage nach vorzeiten durch Weisse gebaut; von der See gesehen scheinen für die Wälle gewaltige Basaltblöcke benutzt zu sein (Eckardt a. a. O., S. 57). Nach Schmeltz (S. 379) stehen diese Bauten, die als Befestigungen in dieser Ausdehnung ihren Zweck verfehlen würden, in Beziehung zum Ahnenkult. Feste auf Tanna zweimal im Jahre, außerdem bei Hochzeiten und Geburten (Turner, S. 13. 85; Gerland, S. 679). Beschneidung, zu Tanna mit dem siebenten, zu Aneityum mit dem fünften Jahr (Turner, S. 87. 371; Gerland, S. 561), unbekannt auf den Banksinseln (Meinicke, S. 198). Tätowierung bzw. Narben (Forster, *Reise III*, 85; *Bemerk.*, S. 511; Turner, S. 495; Erskine, S. 332. 334; Gerland, 572f.; Meinicke, S. 198). Die politischen Institutionen in tiefem Verfall; Häuptlinge verschiedenen Ranges; Titel eriki (Forster, *Reise III*, 152f.; *Bemerk.*, S. 331; Cheyne, S. 34; Turner, S. 86. 184. 179. 393; Erskine, S. 316; „*Ev. Missionsmagazin*“ 1869, S. 328f.; Gerland, S. 656ff.; Meinicke, S. 201f.) Kriegführung (Meinicke, S. 202f.); die Frauen gehen mit in den Kampf (Gerland, S. 643); Waffen (Gerland, S. 598f.); Familien-

leben (Gerland, S. 625 ff. 634f. [Levirat, Liebe zu den Kindern]; Meinicke, S. 203). Namentausch (Gerland, S. 622). Kleidung (Gerland, S. 562 ff.; Meinicke, S. 197 f.; Eckardt bei Schmeltz, S. 464). Böte (Gerland, S. 592). Hütten (Gerland, S. 583; Meinicke, S. 198). Landbau (Gerland, S. 581; Meinicke, S. 199). Musik, Tänze, Handel mit Sandelholz (Meinicke, S. 204). Die Tannesen kennen nach Turner (S. 89) eine ganze Reihe Sternbilder mit besonderen Namen: Kahn mit Ausleger, Ente, Schütz, Feuerzange, die essenden Kinder u. s. w., und geben von jedem dieser Bilder mythologisch an, warum es an den Himmel gekommen; leider hat Turner diese Mythen nicht mitgeteilt (Gerland, S. 616; vgl. Meinicke, S. 205). Mondmonate (Gerland, S. 618). Mission (Gerland, S. 691 ff.; Meinicke, S. 206 ff.). Schmeltz (S. 121—136. 444—446. Tafel 21f.) verzeichnet Matten, Arm- und Ohringe, Puder, Gürtel, Schamschürze (Webeeinrichtungen auf den Neuhebriden unbekannt, S. 122), Keulen (Schlagende von Nr. 1567 in Form eines Kopfes ausgeschnitten), Speere, Bogen und stark vergiftete Pfeile, einige mit Spitzen aus menschlichen Schenkelknochen, durchlöcherter Kürbis als Blasinstrument, Flöte (Nebo) von Malikolo, Taschen, Messer, Löffel, Muschelpfättchen auf Faserschnur gereiht.

Zu S. 983 f. Über die Loyaltyinseln und ihre Bewohner vgl. Gerland, S. 524 f.; Meinicke, S. 235 ff. 240 f. 244 (Sprachen), über polynesishe Einwanderer Erskine, S. 340. 373; Turner, S. 398; Murray, S. 300. Auf Lifu und More Götter der Fruchtbarkeit, die das Land, die Pflanzen geschaffen, Regen und Sturm hervorriefen, Kriegsgötter u. a. (Turner, S. 519; Gerland, S. 669). Auf Mare Glaube an eine unsichtbare Macht, die alles leitet (Gill, S. 8), auf Lifu Lauaati, Schöpfer der Welt und der Menschen aus einem Stein (Erskine, S. 369; Turner, S. 401; Gerland, S. 666. 675; Meinicke, S. 243, der das Wort Aaaze, das nach den katholischen Missionaren [„Revue maritime“ I, 374] den höchsten Gott in Lifu bezeichnen soll, als Wort für Gott im allgemeinen, haze in Lifu, kaze in Mare erklärt, S. 375). Im Hause eines Fürsten auf Uea fünf Schutzgeister abgebildet (Turner, S. 519 f.; Gerland, S. 671. 678); nach Gill (S. 8) fehlen Götterbilder, doch erkennt auch Meinicke (S. 243) solche von Stein an, dagegen keine Tempel, nur (S. 243) ein öffentliches Versammlungshaus mit Knochen und Skulpturen; Knochen und Schädel getöteter bzw. gefressener Feinde darin aufgehängt (Cheyne, S. 17; Gerland, S. 649; vgl. über Anthropophagie Meinicke, S. 242. 375). Ahnen- und Reliquienkult (Meinicke, S. 243 f.; Gill, S. 8; Gerland, S. 671) mit Opfern für die Abgeschiedenen (Turner, S. 399; Gerland, S. 679); Menschenopfer auf Mare zur Versöhnung der Götter bei Epidemien

(Gill, S. 18; Gerland, S. 649). Tote in sitzender Stellung begraben, bzw. nach Abnahme der Reliquien; bei Bestattung von Häuptlingen einige seiner Diener und Freunde oder Verwandte geschlachtet (Gill, S. 8. 191; Gerland, S. 641; Meinicke, S. 244). Auf Lifu heißt der westliche Geisterort Locha (Erskine, S. 369; Turner, S. 401; Gerland, S. 668. 673) oder Loëha (Meinicke a. a. O.). Erbliche Priester ohne politischen Einfluß (Turner, S. 426; Gerland, S. 680), schwarz bemalt (Meinicke, S. 243) wie im Kriege (Gerland, S. 641). Zauberei (Turner, S. 411; Gerland, S. 682). Tabu (Erskine, S. 354; Cheyne, S. 17; Gerland, S. 676). Politische Verhältnisse u. s. w. (Meinicke, S. 244). Häuptlinge (Gerland, S. 655 f.). Familienleben (Gerland, S. 627 ff.). Männer nackt, am Gürtel der unverhüllte Penis befestigt; nur in Mare Schurz am Gürtel; die Frauen tragen eine wenige Zoll breite Matte um den Leib und das Haar kurz; Holz in Nasenwand häufig; Tätowierung und Narbenfiguren selten; kein Aufschlitzen der Vorhaut (Meinicke, S. 242; Gerland, S. 562. 572). Konische Hütten, einzelne viereckig nach Art der polynesischen (Meinicke a. a. O.). Landbau bei der Dürre des Landes mühsam (ebd., S. 243). Mission (ebd., S. 241; Gerland, S. 692).

Zu S. 985 ff. Vgl. über die Neukaledonier Rochan, La Nouvelle Calédonie, p. 111 sq.; Gerland, S. 522 ff.; Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans I, 208 ff. 223. 232 (Dialekte). 373 (Baladea nicht einheimischer Name; nur ein Stamm heißt Balad; vgl. S. 229). Die Kunaier sind ihnen gleich (Gerland, S. 524). Gottheit Dianua bei verschiedenen Stämmen (Viellard in „Revue coloniale et maritime“ VI, 75). Neuengut („Revue col. et mar.“ VI, 72). Häuptlinge auch schon bei Lebzeiten göttlich verehrt (Buzacott, *Missionary life in the islands of the Pacific*, p. 170; Meinicke, S. 228). Totenkult (Viellard und Duplanche in „Revue col. et mar.“ VI, 235; Meinicke, S. 67); auch auf Kunaie, mit Gebet und Opfern z. B. bei Krankheiten (Turner, S. 425; Gerland, S. 679. 682; Meinicke, S. 229). Geisterfest im Wald (Turner, S. 428; Gerland, S. 672). Kannibalismus (Gerland, S. 649; Meinicke, S. 224. 231). Totenbestattung, Reliquienkult, Stangen oder Pfeiler mit eingeschnitztem Gesicht auf den Gräbern (Forster, *Reise III*, 221. 243; Labillardière II, 190. 207. 237; Gerland, S. 601. 641. 679. 685; Meinicke, S. 229). Zähne und Schädel älter Weiber hier wie in Mare in den Pflanzungen für reiche Ernte aufgehängt; Gill, S. 8). Die Zauberer machen Regen oder Trockenheit durch Begießen oder Ausdörren von Gebeinen (Turner, S. 425. 428; Gill, S. 9; Gerland, S. 671 f.). Tabu für alle sind heilige Plätze und Gräber, die mit Totenbestattung und Krankheit in Verbindung

stehenden Menschen und Dinge; andere allgemeine Tabu kann nur der oberste Häuptling auflegen; auf seinen Bruch steht der Tod, obgleich auch Entsühnung des Schuldigen möglich ist; jeder kann auch sein Eigentum unter Verwendung gewisser Zeichen und Zeremonien damit belegen; Tabufarbe weiß (Forster III, 254; Labillardière II, 203; Lascazas in „Nouv. ann. des voy.“ 1855 I, 333; „Ausland“ 1855, S. 419f.; Gerland, S. 676f.; Meinicke, S. 228f.). Pilupilu-Fest (Viellard in „Revue col. et mar.“ VI, 210sq.; Bourgey in „Nouv. ann. des voy.“ V, 343sq.; Meinicke, S. 229). Erbliche Zaubergeister von verschiedenem Rang, ohne politischen Einfluß, im Dienst der Fürsten oft verhasst; jede Familie hat ihren eigenen Priester (Turner, S. 425 ff.; Gill, S. 8; Lascazas a. a. O., S. 333; Gerland, S. 680 ff.; Meinicke, S. 228). Auch auf Kunaï Priester, die ekstatisch wahrsagen, doch nicht erbliche (Cheyne, S. 10); Zauberei (Erskine, S. 390). Komplizierte politische Einrichtungen (Gerland, S. 655 ff.; Meinicke, S. 229f.). Privatrache (Gerland, S. 661). Familienleben (Gerland, S. 626 f. 628 ff. 637; Meinicke, S. 231). Die Frauen ziehen mit in den Kampf (Gerland, S. 643). Kein Kindermord (Gerland, S. 639). Religiöse Zeremonien bei der Geburt des dem Kriegsgott geweihten Knaben (Turner, S. 423; Gerland, S. 636; Meinicke, S. 229). Aufschlitzung der Vorhaut (Turner, S. 424; Gerland, S. 560; Meinicke, S. 225). Tätowierung selten (Gerland, S. 572; Meinicke, S. 225). Kleidung (Gerland, S. 561; Meinicke a. a. O.). Böte (Gerland, S. 591; Meinicke, S. 227). Landbau (Rochas, S. 170f.; Gerland, S. 580; Meinicke, S. 226). Häuser (Gerland, S. 583. 679; Meinicke, S. 225 f.). Schmelzt (S. 136) verzeichnet nur Keulen und Speere, deren einer mit eingeschnitzten Zickzacklinien und einem gut ausgeführten Gesicht verziert ist.

Zu S. 1003 ff. Vgl. über die Vitier Gerland, S. 541 ff.; Meinicke II, 27 ff.; Gräfe, Reise im Innern von Vitilevu (1868). Von dem bläulichen Schimmer der Haut hat Buchner (S. 228) nichts wahrgenommen. Daß die Bevölkerung im Abnehmen begriffen (Meinicke, S. 28 gegen Erskine, S. 271), ist nach Buchner (S. 232) noch nicht entschieden; vgl. denselben (S. 230f.) über Sprache und Dialekte. Leider sind die Lieder, die sich auf Ndengei bezogen und zu bestimmten Tänzen gesungen wurden (Erskine, S. 473; Hale, S. 52; Seemann, S. 390; Gerland, S. 664), wie überhaupt die mythologischen (Gerland, S. 608f.) nicht aufgezeichnet worden, während die polynesischen jetzt in reicher Fülle veröffentlicht sind und in Band II als urkundliches Material können mitgeteilt werden. Die vielen auch zum Teil monströs gestalteten, vieliedrigen vitischen Götter betreffend, die man entweder für

„ungeborene“ wie Ndengei selbst (J. R. G. S. XXVI, 250) oder für seine Söhne hält, deren jede Stadt einen zum Schutzgeist hat, meint Hale (S. 53), Ndengei sei unter verschiedenen Namen an verschiedenen Orten verehrt; diese Namen, die Williams, Hale, Gaimard (bei d'Urville, *Voy. de l'Astrol.* IV, 702 Mbanuwe = Manoën in Doreh) und Erskine zahlreich anführen, stimmen untereinander nicht überein, was, da jede Insel ihre besonderen Götter hatte (Williams I, 217), nicht wundern kann (Gerland, S. 669). In Lakemba hieß Ndengeis Frau Mavuike „Erdbeben“ (auf Ndengeis unterirdischem Herd brennt ein Feuer von vielen Meilen, Williams, S. 230; ein Sohn hat die Feuerreibung aus zwei Hölzern gelehrt, J. R. G. S. XXVI, 250; Gerland, S. 664; ein Sohn ein Komet, Erskine, S. 245; Gerland, S. 668), seine Söhne Tokairambe und Tui Lakemba randinandina, in Vitilevu die Söhne Uto, Rokomautu, Nanggai. Meinicke (S. 37), der diese Namen anführt, teilt nach den Berichten der Missionare („Missionary notices“ 1838, p. 172 sq.; Waterhouse, *King and people of Fiji*, p. 355 sq.; Williams I, 216; Hale, p. 53; Pritchard, *Polynesian reminiscences*, p. 362 sq.) die Kalou vu in vier Klassen, die allgemeinen, die nationalen (d. h. nur in einer oder mehreren Volksabteilungen anerkannten und in verschiedenen Inseln gewöhnlich besonders benannten), die Distrikts- und die Familiengötter, denen er noch als fünfte die der Unterwelt (Ravuyalo oder Ratumbatindua, in Lakemba Samuialo, und Lothia) zurechnet; zur ersten gehören nach Ndengeis Söhnen vor allem der mehr als er, besonders von den Seefahrern verehrte Lichtgott Ndanthina und Ratumaimbulu („Herr von Mbulu“, auch Ratulevu „großer Herr“ oder Mai vakalotu Williams I, 219), der den Feldern Fruchtbarkeit giebt und jährlich einmal nach Viti kommt (Erskine, S. 245 f.; Gerland, S. 669. 679). Von der zweiten Klasse giebt Waterhouse nur drei an: Thangavalu (der Achtspannensohn), ein mächtiger, besonders in Mbau verehrter Kriegsgott, Mbetaninggori, der Sohn Ratumaimbulus, der gleichfalls einen Monat des Jahrs auf Erden lebt, in dem nichts vorgenommen werden darf, und Ndakuvangga (außerhalb des Boots), der in Form des Haifisches erscheinende Seegott (Erskine, S. 420; Hale, S. 55; Gerland, S. 669; auch ein ungeheurer Aal wurde nach Erskine [S. 434; Gerland, S. 671] mit Opfern, ja Kindesopfern verehrt); dann zählt Waterhouse 34 Distriktgötter auf; doch läßt sich nach Meinicke nicht entscheiden, ob nicht manche identisch und nur in verschiedenen Distrikten anders benannt, manche auch aus deifizierten Menschen wie alle kalou yalo hervorgegangen sind; ich halte alle, welche nicht nur wie Mbetaninggori lokale Differenzierungen oder henotheistische Modifikationen des Urgottes sind, für die Stammväter oder frühere Könige einzelner Stämme, und die Verwirrung, die dadurch entstand,

dafs man auch sie zu den kalou vu rechnete, erklärt sich daraus, dafs man den Urgott pantheistisch auch in ihnen anschaute. Wenn man nach einer Angabe die beiden ersten Götterklassen als Söhne, die dritte als Enkel, die letzte als entfernte Verwandte Ndengeis betrachtete, so entspricht das nach Meinicke der Gliederung der Stände. Wie des Urgottes Kinder mit ihm wieder zusammenfiessen, zeigt nicht blofs der in seinem Sohn verjüngte Ratumaimbulu, der auch wie Ndengei als Schlange, Krokodil, Kröte, Tropikvogel, Ratte erscheint (Williams II, 56; Seemann, S. 401; Gerland, S. 670f.), wobei auch die in Tieren inkarnierten Ahnen (Meinicke, S. 38) in den Urgott sich auflösen; die Gestalt der Küste verdankt Vitilevu dem Gott Rokomouta (Williams I, 250), nach andern dem Ndengei selber (Seemann, S. 394). Nach einer andern kosmogonischen Sage hat eine Art Amorphophallus den Himmel emporgestofsen und wird als ein „vasu“ des Himmels beim Weltuntergang Schutz bieten (ebd., S. 397), sie könnte nach Gerland (S. 675) von Samoa eingewandert sein; doch paßt sie auch zu Ndengei, der, obgleich Urgott, in einer Höhle auf Erden wohnt, wonach Himmel und Erde ursprünglich nicht getrennt erscheinen, bestätigt übrigens auch die von uns (S. 1022) als echt verteidigte Vorstellung eines Weltbrandes. Auch das Zaubermittel, die Sonne langsamer gehen zu lassen (Williams, S. 250; Gerland, S. 670), erinnert an den polynesischen Mauimythos. Tokelau, Windgott (Williams, S. 248; Gerland a. a. O.), ist wohl auch nur Modifikation des Himmelsgottes auf Reva. Gebet zum Kalou ni lani (Gott des Himmels) um fruchtbares Wetter im Oktober beim Fang der Palolo viridis (Hale, S. 67; Gerland, S. 614). Hunt (bei Erskine, S. 245; Gerland, S. 665) erwähnt Ove als noch über Ndengei stehend, während spätere Missionsberichte ihn nicht mehr kennen (Meinicke, S. 420); treffend identifiziert ihn Gerland (S. 666) mit dem Himmelsgott Auwe der Speelmansbai (vgl. Nachtrag zu S. 876). Die Riesen, welche Berge versetzen (Williams, S. 251; Gerland, S. 670), erinnern an den versteinerten Adi auf Neuguinea und Neuholland. Einzelne Distrikte glaubten sich von einer weiblichen Gottheit erschaffen (Erskine, S. 665), die wir mit Ndengeis Mutter identifizieren, während Gerland (S. 665) darin die samoanische Tuli wiederfindet, die weltbildende Tochter Tangaloas, an deren Vogelgestalt auch das die Sintflut beweinende Vöglein (Williams, S. 252f.) erinnere; auch die von Ndengei gebrüteten Eier (Williams I, 251, wo auch die andere Sage, dafs Ndengei die ersten Menschen mit seinen Händen gebildet mit mehreren mißglückten Versuchen) seien eine Umwandlung von Tangaloas Weltei; doch bestätigt das nur die ursprüngliche Verwandtschaft der Papua und Polynesier. Nach einer Sage (Macdonald J. R. G. S. XXVI, 250) ist Ndengei und sein Kult von Ra

und Rangirangi (Rakiraki bei Williams, Seemann) gekommen, das heisst aber nur von Sonne und Himmel (Hale, S. 188) und weist auf eine ursprüngliche Einheit des himmlischen und unterirdischen Feuers. Nach Williams (S. 252) schickte Ndengei die grosse Flut (valuva Meinicke, S. 40), um zwei seiner Enkel, die ihn durch Tötung seines Lieblingsvogels erzürnt, zu töten; doch sie entkamen zu Schiff und wurden Stammväter der Fischer und Kahnbauer; nur acht Menschen wurden gerettet. Nach anderen (Ers-kine, S. 244f.) war diese Flut vom Gott der Zimmerleute Rokova und seinem Werkmeister Rokola hervorgerufen. Gerland (S. 665) weist darauf hin, dass auch Tangaloa in Polynesien zum Gott des Meeres und Kahnbaues geworden und deutet (S. 272) die Flutsage als Himmelsmythos (Himmel als Meer, Sonne, Mond bzw. Sterne bald als Kähne [so auch die Wolken], bald als Menschen gedacht), in den sie schwerlich aufgelöst werden kann, wenn sie sich auch mit ihm, wie wohl schon im alten Babylonien, verbinden konnte ¹⁾. Am wenigsten kann sie auf die naturwissenschaftliche Anschauung (Kirchhoff, Südseeinseln, S. 5ff. 13) der Südseeinseln als Restbestand eines schon in der Tertiärzeit in die Fluten zurückgesunkenen Weltteils zurückgeführt werden. — Auf Viti hat nicht nur jeder einzelne Fürst (Williams I, 219), sondern auch jeder Gau seinen Schutzgeist; heisst dieser nach dem Gau z. B. Tui Lakemba, so darf der Häuptling des Gaus den Namen nicht führen (ebd., S. 233; Gerland, S. 671. Das von uns S. 1013, Anm. 3 angeführte Volkslied hat Williams (S. 243; Gerland, S. 608) mitgeteilt. Tötung Alter, Kranker, Witwen (Gerland, S. 640. 683; Mei-

1) Die oben (S. 289) berührte Odschi-Erzählung, die vielleicht doch (vgl. S. 1211) einen einheimischen Kern enthält, lässt Gott in sechs Tagen erst das Weib, dann den Mann, dann Tiere, dann Pflanzen, dann Steine schaffen; am siebenten Tag schuf er nichts, sondern gab dem Menschen ein Gebot (Ebrard, Anfänge des Menschengeschlechts, S. 41). Ein guter und ein böser Gott kämpfte um den Besitz der Menschen; Borebore brachte die aus dem Himmel verstoßenen Menschen an einer Kette auf die Erde und lebte hier 100 Jahre mit ihnen, grub dann aber eine ungeheure Grube, in die ein nun einbrechender furchtbarer Regen, der sonst die ganze Erde überschwemmt hätte, abfloss, wo er nun das die Weissen von den Schwarzen trennende Meer bildet. Borebore kehrte mit einem Besen alle seine Weisheit in eine Kürbisflasche und starb dann. Jene fanden die Weissen und darin ein Mittel gegen den Tod, verzichteten aber auf Unsterblichkeit, da sie im Alter zu hässlich wurden; sie fügten etwas zusammen und stellten es aufs Wasser (Ebrard, S. 59, der an die Arche denkt; doch können auch die europäischen Schiffe, die nach Afrika kamen, gemeint sein). In der babylonischen Izdubarsage klingt merkwürdigerweise Heabani (Smith, Chaldäische Genesis, S. 168ff.) an Chuboane (Chuveneane, Hubeane) im Kaffermythos (s. oben S. 548) an.

nicke, S. 41). Bestattungsfeier; Fingeropfer (Williams I, 198 ff.; d'Urville, Voy. de l'Astr. IV, 702 f. 717; Bensusan, S. 46). Der vierte Finger heisst Drogadroga wele (Bastian, S. 75). Kein Fingeropfer bei den schwärzeren Bewohnern von Tumbani-Uai auf Vitilevu; Gaimard bei d'Urville, Voy. de l'Astr. IV, 713 f.; Gerland, S. 561). Plünderung des Eigentums des Verstorbenen auf Vanualevu (Meinicke, S. 41); die Weiber rufen dabei „Krieg, Krieg“ (Williams, S. 187; Gerland, S. 685), was an Westafrika erinnert. Die nach Verstorbenen benannten Kähne, die man durch Trommelwirbel zur Fahrt erweckt und nachher wieder einschläfert (Williams bei Gerland, S. 684), sollen vielleicht zugleich dem Verstorbenen zur Überfahrt ins Jenseits dienen; über diese und das weitere Schicksal der Seelen (jeder hat zwei, von denen die eine am Sterbeort spukend zuzückbleibt Williams, S. 241; Gerland, S. 672) vgl. Williams I, 239 ff. 243 ff.; Hale, S. 54 f. (nicht alle glaubten nach Williams, daß alle Dinge eine Seele hätten; der Häuptling von Rewa konnte nicht schlafen wegen des Krachens der vielen bei Festen zerbrochenen Nüsse, die sofort ins Paradies kamen [Hale, S. 55], wo ein besonderer Gott Mbolebole sie in Gebrauch nimmt [Williams, S. 242]; die Seelen Aufgefressener nach Williams von den Göttern noch einmal gefressen); Waterhouse, S. 406 f.; Pritchard, S. 365 f.; Gerland, S. 668 f. 673 ff.; Meinicke, S. 40. Der andere Aufenthalt Mburo ein Elysium voll sinnlichen Vergnügens ist, wie der Name zeigt, nach Meinicke (S. 420) von Tonganern entlehnt; doch ist Mbulu wohl dasselbe Wort und vielleicht auch Mbure (Geisterhaus); vgl. über dieses Williams, S. 221 f.; Erskine, S. 168; Seemann, S. 393; Gerland, S. 677; Meinicke, S. 39; die Bilder darin (Erskine, S. 252; „Ev. Miss.-Mag.“ 1869, S. 319) hält Gerland (S. 679) für Götterbilder, welche Meinicke (S. 38) den Vitiern abspricht, desgleichen Schmeltz (S. 187), nach dem die von F. Müller (Novara) abgebildeten Idole von den Salomo und Neuhebriden stammen; doch vgl. unten zum Schluss. Kathisinga Seelen der nach der Geburt verstorbenen Kinder (Meinicke, S. 38), vielleicht auch die Veli (Williams, S. 240; Gerland, S. 670) Kinderseelen. Kriegsgötter (Williams, S. 219; Gerland, S. 669). Heilige Steine (Williams, S. 221; Gerland, S. 678). Der großblättrige Aron an die Thüren gepflanzt als Abwender von Tod und Teufel (Gerland, S. 676). Ein abgebrochener Baumzweig in der Nähe eines Kranken veranlaßt dessen Erdrosselung als Zeichen eines bösen zu ihm gekommenen Geistes (Williams, S. 185 f.; Gerland (S. 683). Vogelflug bedeutsam (Williams, S. 250). Götter gehen in Schlafende ein, die dann eigentümlich schnarchen (Williams, S. 228; Gerland, S. 676). Priester mit Rang nach dem des Spezialgottes, abhängig vom Fürsten, ausgezeichnet

durch lange Haare, einen langen heiligen Kamm und Stirnband von Scharlachfedern, nicht erblich; jeder kann (wie auf Kunaie) Priester werden, wenn seine Wahrsagung eintrifft (Williams, S. 224 ff.; Dillon I, 22; d'Urville, *Voy. de l'Astr.* IV, 701; Hale, S. 56 f.); außerdem noch Wahrsager (Williams, S. 228; Macdonald, *J. R. G. S.* XXVI, 250) und Priesterinnen (Williams, S. 223), nach Gerland (S. 681) für weibliche Gottheiten; vgl. Meinicke, S. 39. Ärzte, Hebammen (ebd., S. 45). Zauberei (Williams, S. 248; Gerland, S. 681), auch zur Entdeckung von Dieben (Macdonald *J. R. G. S.* XXVI, 247); bezauberte Fußangeln (Williams, S. 249). Über dem Haupte eines Verdächtigen ein Tuch geschwenkt zum Einfangen seiner Seele, die dann im Tuch am Kahn des Häuptlings festgenagelt wird (ebd., S. 250; Gerland, S. 662). Tätowierung, Hautnarben (Williams, S. 160. 166; d'Urville IV, 345; Wilkes III, 355; Hale, S. 63; Gerland, S. 574 f.; Meinicke, S. 32 f.; Buchner, S. 225; Kleinschmidt bei Schmeltz, S. 182 ff.). Aufschneiden der Vorhaut bei Knaben vor dem siebenten Jahr, gewöhnlich nach dem Tod eines Häuptlings, unter Zeremonieen, die auch hier eine religiöse Bedeutung der Handlung vermuten lassen (Williams, S. 166; Meinicke, S. 33), nicht üblich in Tumbani-Uai (d'Urville IV, 713 f.; Gerland, S. 561). Tabu (Williams, S. 24. 136. 140. 211 ff. 219. 233 ff.; Hale, S. 51; Erskine, S. 254; Gerland, S. 676 f.; Meinicke, S. 39 f.), durch gelbe Farbe (*J. R. G. S.* XXVI, 248), auch durch Stäbe oder Ruten angezeigt (Williams, S. 235), durch Wasser aufgehoben (ebd., S. 249). War man in Angst, baute man vernachlässigte Tempel wieder auf oder errichtete neue, peinigte sich selbst; um Regen kriechende Prozessionen mit schweren Steinen beladen (Williams, S. 232); die nicht willfähigen Götter gescholten (ebd., S. 236; Gerland, S. 680). Umzäunte Opferplätze (Seemann bei Gerland, S. 678). Die Götter verzehren nur die Seelen der Opfergaben (Williams, S. 231; Gerland, S. 679). Meinicke (S. 39) zählt zu den Opfern auch die von uns S. 1040 erwähnten Soro, Bußgeschenke an den Häuptling (Williams, S. 31; Gerland, S. 662 f.). Jahresfeste (Williams, S. 230. 223; Gerland, S. 679; Meinicke, S. 39). Menschenopfer (Meinicke a. a. O.). Der Sohn eines Häuptlings, der die erste Kleidung anlegt, steht dabei auf der Leiche eines Geopferten (Waterhouse, S. 45; Meinicke, S. 420). Kannibalismus (Meinicke, S. 31; Schmeltz, S. 638 f.; Buchner, S. 231). Politische Verhältnisse (Meinicke, S. 41 ff.). Guirlanden von ovulum ovum früher Wahrzeichen der Häuptlinge, jetzt Kirchenschmuck (Buchner, S. 299). Etikette (Gerland, S. 622 ff.), Vasu (Erskine, S. 250 f.; Williams, S. 34; Hale, S. 60; Gerland, S. 663; Meinicke, S. 42). Strafen (Gerland, S. 661 f.; Meinicke, S. 43).

Polygamie (Meinicke, S. 44). Die Weiber essen nicht mit dem Mann (Williams, S. 137); weitere Trennung zwischen Verwandten (ebd., S. 136; Gerland, S. 637f.). Schlechte Stellung der Weiber (Wilkes III, 92. 223. 322; Williams, S. 169), doch besser auf Vanualevu (Williams, S. 118; Gerland, S. 627f.). Koitus nur im Wald (Seemann, S. 191; Gerland, S. 638; Buchner). Nach der Geburt des Kindes das Abfallen des Nabelstranges gefeiert (Williams, S. 176; Gerland, S. 626). Kleidung (Gerland, S. 570f.; Meinicke, S. 31f.; Buchner, S. 224f.). Kriegsbemalung (Gerland, S. 641). Wohnungen (Gerland, S. 590; Meinicke, S. 33). Kanoe (Gerland, S. 591; Meinicke, S. 34; Buchner, S. 237f.). Waffen (Gerland, S. 597). Geräte (Meinicke, S. 35f.). Landbau (ebd., S. 34; Gerland, S. 578f.). Kawagelage (Gerland, S. 577; Meinicke, S. 31). Handel (Gerland, S. 611; Meinicke, S. 47). Spiele (Gerland, S. 626). Musik, Tanz, Dichtkunst (Meinicke, S. 46). Jahr von 12 (11, Erskine, S. 253) Monaten (Meinicke, S. 46; Gerland, S. 615). Über Bereitung des Tapa und Zeugdruck vgl. Buchner, S. 245; Gräffe in „Verhandlungen des Hamburger naturwissenschaftlichen Vereins“ I, 37; Schmeltz, S. 139f. Aufser Druckmatrizen aus Vitilevu verzeichnet derselbe (S. 638) Nr. 2458 ein Tempelmodell, genannt bure ni kalou d. h. Wohnung des Geistes, geflochten aus teilweise schwarz gefärbter Kokosnussfaser, im eigentlichen Tempel aufgestellt, um darin den aus Walzahn angefertigten (geschnitzten S. 187) Götzen aufzubewahren, Stoffe (S. 141 ff.), Schamschürze (S. 143f.), Perücken (S. 145f.), Käämme (S. 147), Schmucksachen (S. 148 ff.), Stock, Zeichen eines Beamten (S. 152); Steinbeile, Steinmeißel, Fliegenwedel für alte Häuptlinge (S. 153), Keulen, zum Teil mit Schnitzwerk, Wurfkeulen, Speere, Bogen, Pfeile (S. 153 ff.), Geräte, Musikinstrumente (S. 171 ff.), Schüsseln, Teller, Messer, Gabeln, Hölzer zur Feuerreibung (S. 175 ff.), geschnitzte Stöcke (S. 181), Tätowierinstrumente (S. 182), Matten, Fächer (S. 186). Vgl. dazu die Bilder auf Tafel 23 u. 24.

Zu S. 1064. Vgl. S. 1215.

Zu S. 1074. Der amerikanische Missionar Beedie aus Alt-Calabar an der Westküste Afrikas berichtet von einer Reise, die er vor kurzem den Crofsfluß hinauf gemacht: „Die Leute sind größtenteils Menschenfresser, ein elendes, kleines Geschlecht mit sehr kleinen Köpfen, die Haare voll roter Farbe geschmiert, die Zähne geschwärzt. In einem Dorf Inokpafia zeigte man uns im Rathause 150 geordnete Schädel von Feinden, darunter mehrere Kinderschädel. In einer Waldschlucht in der Nähe einer vor vier Jahren im Kriege zerstörten Stadt zeigte uns der Führer eine Stelle, wo damals

500 Weiber und Kinder durch die Feinde abgeschlachtet worden waren.“ „Barmer Missionsblatt“ 1884, März, S. 23. Mit wenigen Ausnahmen in Bonny und Dahomey erklärte noch 1860 Waitz (II, 166) den Kannibalismus in den Negerländern für zweifelhaft und leugnete die Existenz der kannibalischen Niamniam.

Zu S. 1101. Vgl. S. 1107.

Zu S. 1125 (bzw. 419). Vgl. über die Monbuttu Hartmann, Die Nilländer (1884), S. 178 ff.; Kannibalismus, S. 186; große unsern Bahnhöfen ähnliche Hallen des Königs, S. 185; seine Unterwerfung und Tod durch die Ägypter, S. 187.

Zu S. 1129 bzw. 426f.). Die Bari glauben nach Hartmann (Nilländer, S. 134, der ihnen auch [S. 136] die Latuka zuzählt) an eine Art Schöpfer, Mun, und an böse Geister; eine Schlange, Yukanye, gilt als Stammutter; Schlangen werden verehrt und, wie von den Denka, in den Häusern geduldet. Votivpfähle mit Tierschädeln gelten als Kodjur (Zauber), wie bei den Denka, Sande, Schuli; diese, ein Zweig der Schilluk (S. 138 ff.), lassen den Weibern nach Wilson-Felkin (Uganda und der ägyptische Sudan, 1883) eine gewisse Stimme bei Wahl der Gatten; auch sie fürchten böse Geister, Unglückstage und Zauberer.

Zu S. 1130. Nunmehr haben die Engländer den Mahdi bei El Teb und bei Tamanieb besiegt.

Zu S. 1139. Vgl. Dr. Steckers Reisebericht in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin X, 472 ff.

Zu S. 1168 (bzw. 495f.). Vgl. Rev. Wilson und Dr. Felkin, Uganda und der ägyptische Sudan (1883) über ihre Reisen und Missionsthätigkeit in Uganda. Auch Hartmann (Nilländer, S. 206) erkennt nach Wilson-Felkins Befund den Glauben der Waganda an den Schöpfer Katonda an, der nur keinen Kult erhält; auch der Donner wird verehrt. Chiwuka und Nenda sind Kriegsdämonen; sie hausen in gewissen Bäumen. Man opfert ihnen schwarze Tiere, Schafe, Ziegen u. s. w., deren Körper den Wächtern der vom Dämon innegehaltenen Bäume ausgeliefert werden. Ein Dämon, wahrscheinlich ein früherer Kabaka, Namens Ndaula, zugleich die Personifizierung der gefürchteten Blattern, bewohnt den Gipfel des Berges Gordon Bennett. Über die Rindenzeugkleidung in Uganda, Ruhanda, Karague, Unyoro vgl. „Natur“ 1884, S. 71 f.

Zu S. 1185. Opfer an zwei Geister (mcimu, einer in einer Sykomore) am Katuma. „Mitteilungen der afrikanischen Gesellsch.“ (1884) IV, 88.

Zu S. 1230 (bzw. 587f.). Nach einem Brief von Weikkolin über die Ovambo-Mission im „Barmer Missionsblatt“ 1884, Februar,

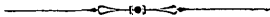
S. 14 liefs jüngst Kanyemba, Neffe und Schwiegersohn des Ovambo-Königs Kambonde, eine Häuptlingsfrau martern, weil sie sein Kind behext hätte, welches am Zahnen fieberte, und hoffte, auf diese Weise das ganze Eigentum des Häuptlings an sich zu bringen. Doch erklärte ein auf Veranlassung des Königs zur „Ausriechnng“ der Häuptlingsfrau geholtes Zauberweib jene für unschuldig und rettete ihr dadurch das Leben.

Zu S. 1241. Statt Barmudas ist zu lesen Bermudas.

Zu S. 1305. Vgl. Grube, Geographische Charakterbilder II, 540 ff.: Ein Zusammentreffen des „Challenger“ mit den Papua an der Humboldtbai (1875), von Professor Willemoes-Suhm. Die Papua der Vulkan-(Dampier-)Insel (Meincke I, 99) sah Schouten (in Gottfried, Neue Welt [1655], S. 509) nackt bis auf die Schambedeckung, mit Federn auf den Köpfen, Ringen in Nasen und Ohren, Schweinzähnen um Hals und Brust, Betel kauend.

Ich bemerke zum Schlufs, dafs mehrfach mit Absicht die verschiedene Schreibweise von Eigennamen aus den verschiedenen Quellen beibehalten ist, da ganz besonders bei den Eigennamen eine einheitliche Orthographie, für die sich das Standard-Alphabet von Lepsius am meisten empfiehlt, dessen Zeichen freilich wieder vielen Lesern unverständlich sein würden, am schwierigsten durchzuführen ist.

Neue zu erwartende Entdeckungen über die hier behandelten Völker werden in den folgenden Bänden noch sorgfältig nachgetragen werden.



3558-222-4
22-36

BL
2400
-G 55
V. 12

Glatz
Spekulative theologie ...

3-07

FEB 22 1968

UNIVERSITY OF CHICAGO



14 924 908



UNIVERSITY OF CHICAGO



14 924 908